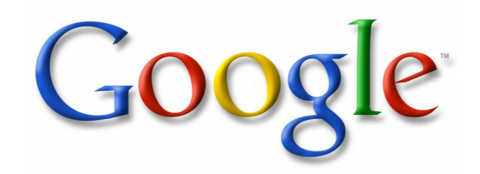
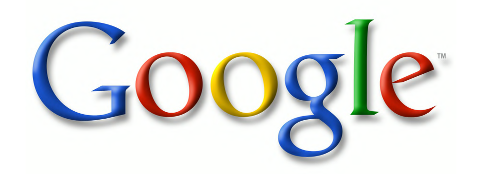
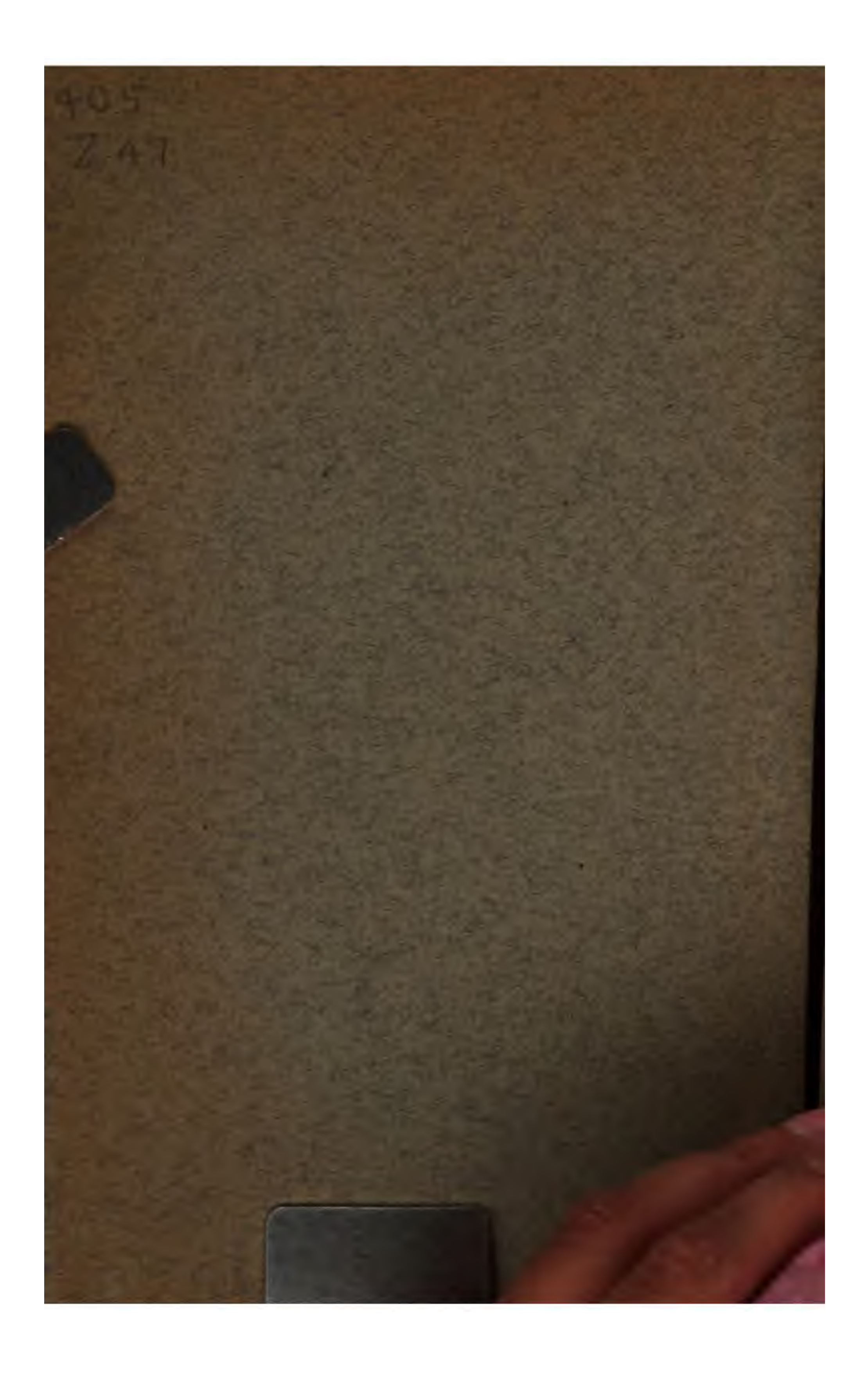
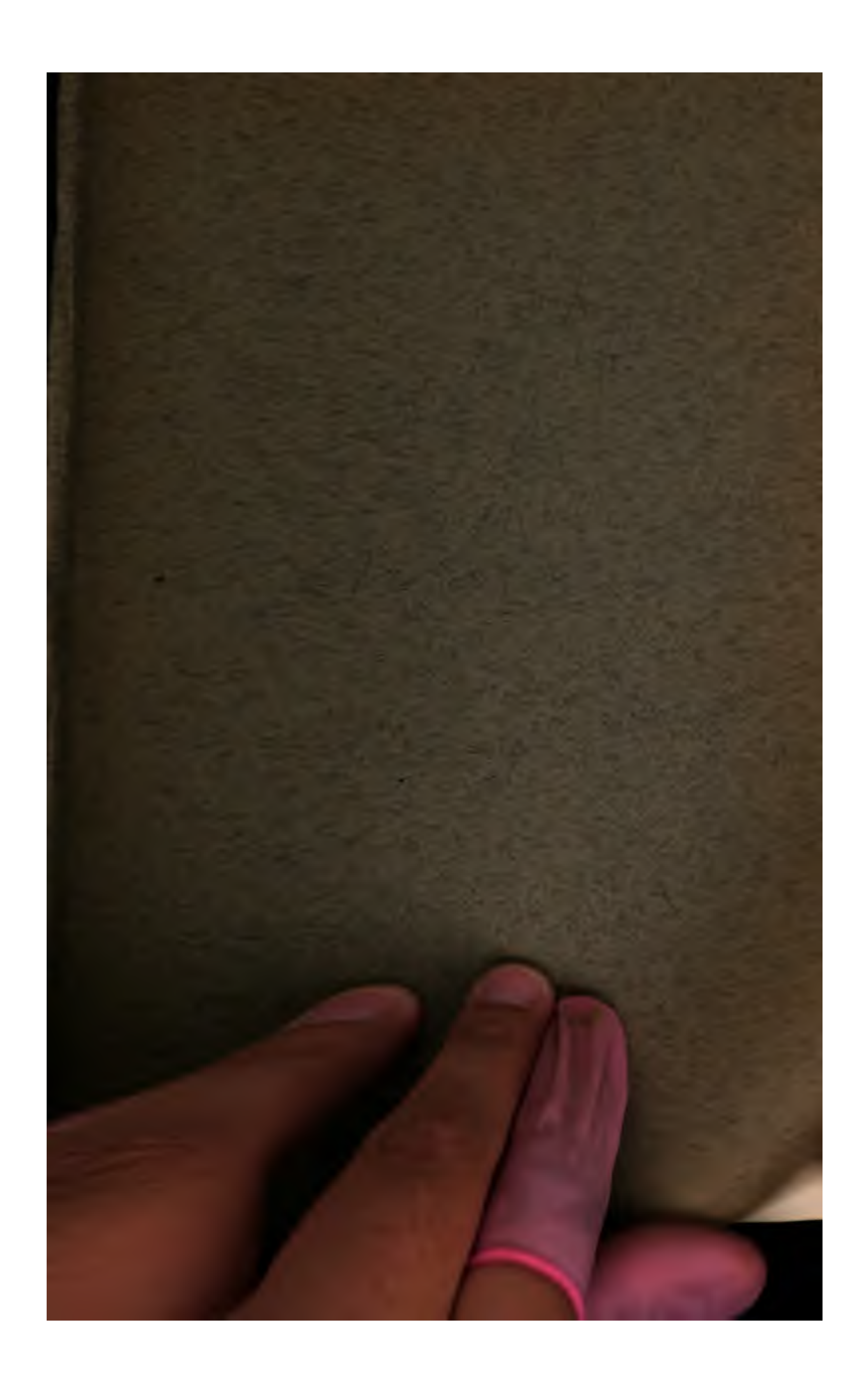





Stanford University Libraries
3 6105 026 465 356


405
Z47





ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

FÜNFUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1904.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des fünfundfünfzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien“.

(1904.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen. Seite

Die angebliche Jahrtausendfeier des Dianatempels von Ephesos. Von R. C. Kukula 1
Grillparzers Briefe. Von A. Daubrawa 8
Die englischen Lehn- und Fremdwörter im gegenwärtigen Neuhochdeutsch. Von R. F. Arnold 97
Herder als Wiedererwecker des deutschen Volksliedes. Von E. Castle 193
Nachträgliches zu dem Aufsatze „Sprachpsychologische Spähne“. Von F. Stolz 203
Das algebraische Seitenstück zur Cardanischen Formel. Von A. Breuer 205
Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“. Von W. Hans 289
Patria et parentes. Von A. Kornitzer 385
Bemerkungen zur Komposition und zum Inhalte von Platos Phädon. Von G. Schneider 392
Troja. Von E. Kalinka 613
Zum Meier Helmbrecht. Von K. Schiffmann 709
Gedanken über die gegenwärtige Stellung und die Aufgaben des erdkundlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien. Von Joh. Müllner 718
Das Ästhetische im naturwissenschaftlichen Unterrichte. Von F. Strunz 735
Ein neues Meraner Fragment aus dem „Buch der Veter“. Von R. M. Werner 901
Die Beispiele zur lateinischen Syntax im Untergymnasium. Von J. Endt 908
Aus und zu Grillparzers Studien zum „Goldenen Vließe“. Von J. Kohm 997
Kleine Beiträge zu unseren Schulgrammatiken. Von H. Mužik 1004
Zur Einführung des indisch-arabischen Zahlensystems in Frankreich und Deutschland. Von A. Huemer 1093
Zu Cicero in Verrem act. II, l. V 162. Von H. St. Sedlmayer 1105

Seite
Zur Jahrhundertfeier der Geburt Johann Gabriel Seidls. Die Red. 481
Fest-Ordnung 483
Ansprache Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. Wilhelm Ritter von Hartel 484
Prolog. Von St. Milow 486
Festrede des Herrn Dr. Richard Kralik v. Meyrswalden 488
Zu Johann Gabriel Seidls Dichtungen, Briefen und Biographie. Von Dr. K. Fuchs 494
Ungedruckte Briefe und Gedichte J. G. Seidls. Von A. Petak 526
Johann Gabriel Seidl als Historiker und Schulmann. Von A. Gubo 541

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Ameis K. F., Homers Ilias für den Schulgebrauch erläutert. I. Bd. 1. Heft. Ges. I—III. 6., berichtigte Aufl., besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1903, angez. von G. Vogrinz 633
Andresen K. G., Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 9., neu durchgesehene Aufl. Leipzig, O. R. Reisland 1903, angez. von M. H. Jellinek 589
Arche A., Praktische Chemie. Leitfaden für jüngere Studierende. 2., verb. Aufl. Wien, A. Hölder 1904, angez. von Joh. A. Kail 1139
Archenhold F. S., Das Weltall. Illustrierte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. Berlin, C. A. Schwetschko 1904, angez. von Dr. Oppenheim 598
Arnim H. v., Die Bakchen. Tragödie des Euripides. Deutsch. Wien, Hölder 1903, angez. von J. M. Stowasser 213

Bachof E., Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia. 8. Aufl. Gotha, F. A. Perthes 1902, angez. von E. Sewera 760
Baldamus A. s. Weber G.
Bayard L., Le Latin de saint Cyprien. Paris, Hachette et Cie. 1902, angez. von J. Golling 229
Bayet C. s. Lavisse E.
Baranski A., Die Urgeschichte Nordeuropas nach ägyptischen Quellen. Lemberg, Selbstverlag des Verf.s 1903, angez. von Wl. Riedl 424
Bardt C., Theodor Mommsen. Berlin, Weidmann 1903, angez. von Dr. Hesky 648
Bauer A., Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von A. Stein 425
Beer R., Spanische Literaturgeschichte (Sammlung Göschen Nr. 167 und 168). Leipzig, Göschen 1903, angez. von A. Zauner 416
Beck F. s. Hölzel.
Becker A., Kristalloptik. Eine ausführliche elementare Darstellung aller wesentlichen Erscheinungen, welche die Kristalle in der Optik darbieten, nebst einer historischen Entwicklung der Theorie des Lichtes. Stuttgart, Enke 1903, angez. von J. G. Wallentin 250
Becker A.-Mayer G., Lernbuch der Erdkunde. Erster Teil (Allgemeine Ausgabe). Wien, F. Deuticke 1903, angez. von B. Imendörffer 823

Seite

Becker A. - Mayer G., Lernbuch der Erdkunde. Zweiter Teil. Wien, F. Deuticke 1904, angez. von B. Imendörffer 960
Beck v. Mannagetta G., Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Wien, A. Hölder 1903, angez. von T. F. Hanausek 663
Belling H., Studien über die Liederbücher des Horatius. Berlin, R. Gaertner 1903, angez. von J. Fritsch 1110
Below G. v. s. Loserth J.
— — s. Schultz A.
Berghaus s. Sohr.
Bielschowsky A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. 2. Bd. 1.—3. Aufl. München, C. H. Beck 1904, angez. von A. v. Weilen 1115
Blankenberg W. s. Haack H.
Bohatta H. s. Holzmann M.
Bormann E. s. Hadaczek K.
Bötticher G. — Kinzel K., Altdeutsches Lesebuch. Halle a. S., Waisenhaus 1903, angez. von A. Bernt 325
Boucke E. A., Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. („Literarhistorische Forschungen", herausgeg. von Schick und Waldberg, XX. Heft.) Berlin, Felber 1901, angez. von V. Pollak 781
Boughton-Wilby T. W. s. Crump W. H.
Brachelli, Die Staaten Europas. Statistische Darstellung. 5. Aufl. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgeg. von F. v. Juraschek. 1. Lief. Leipzig, Brünn u. Wien, F. Irrgang 1903, angez. von J. Müllner 51
Brakman C., Bobiensia. Traiecti ad Rhenum, apud Kemink et filium, Typogr. 1904, angez. von P. Hildebrandt 757
Brandl A. s. Dollmayr V.
Brandt K. — Jonas R. — Laeber J., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. I. Teil für Quarta auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearb. von Dr. K. Brandt. Leipzig, Freytag 1903, angez. von F. Kunz 768
— —, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. III. Teil für Untersekunda auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearb. von Dr. R. Jonas. Leipzig, G. Freytag 1903, angez. von F. Kunz 770
Brossard E., Das französische Zeitwort. Wien u. Leipzig, Th. Daberkow 1905, angez. von F. Pejscha 1131
Bruhn E. s. Schneidewin.
— — s. Wulff J.
— — s. Reinhardt K.
— — s. Gillhauser W.
Bruhns W., Elemente der Kristallographie. Leipzig u. Wien, F. Deuticke 1902, angez. von F. Noë 57
Buck C. s. Hale W. G.
Busch K., Euripides' Iphigenie in Aulis. (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. VII.) Wien, K. Graeser & Cie. 1903, angez. von H. Jurenka 405
Busse B. s. Keck H.

Cauer F., Ciceros politisches Denken. Ein Versuch. Berlin, Weidmann 1903, angez. von A. Kornitzer 746
Chatelain E., Les Palimpsestes Latins. École pratique des hautes études. Section des sciences historiques et philologiques. Annuaire 1904, 5—42. Paris, Imprimerie Nationale 1903, angez. von W. Weinberger 1012

Seite

Chico-Ferrari, Dizionario Cesariano. Aus Collazione di vocabolari speciali per i classici Greci e Latini. Torino, Loescher 1903, angez. von Dr. Polaschek 637

Christiansen C.-Müller J. C., Elemente der theoretischen Physik. Mit einem Vorworte von E. Wiedemann. 2., verbesserte Aufl. Leipzig, J. A. Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin 1037

Clark C., M. Tulli Ciceronis orationes. Vol. VI. Pro Milone, pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro, Philippicae I—XII. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit. Oxonii e typograph. Clarendoniana, ang. von A. Kornitzer 635

Classen J., Theorie der Elektrizität und des Magnetismus. 1. Bd.: Elektristatik und Elektrokinetik. Leipzig, G. J. Löscher 1903, angez. von J. G. Wallentin 661

Claus C., Lehrbuch der Zoologie. Neu bearb. von K. Grobben. (7., neu bearb. Aufl. des Lehrbuches von C. Claus.) 1. Hälfte. Marburg in Hessen, N. G. Elwert 1904, angez. von Th. Pintner 252

Crönert G., Memoria Graeca Herculanensis cum titulorum Aegypti papyrorum codicum denique testimoniis comparatam proposuit. Leipzig, Teubner 1903, angez. von K. Wessely 403

Crump W. H., English as it is spocken; being a series of familiar dialogues on various subjects. Revised and brought up-to-date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, Duemmler 1903, angez. von J. Ellinger 423

Cumont F., Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Autorisierte deutsche Ausgabe von G. Gehrich. Leipzig, Teubner 1903, angez. von E. Groag 144

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. 24. Aufl. bearb. von F. Weigel. Wien, Tempsky 1903, angez. von E. Sewera 25

Cybulski St., Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Herausg. Tafel III 6 Nummi Romani auctore E. Pridik; ein Blatt dazu: Pridik, Die römischen Münzen. Leipzig, 1902, angez. von Kubitschek 134

— —, Tabulae quibus antiquitatis Graecae et Romanae illustrantur. VI *a, b*: Urbs Roma antiqua. Leipzig, Köhler 1902, angez. von J. Oehler 640

Dannemann F., Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. II. Band: Die Entwicklung der Naturwissenschaften. 2. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1903, angez. von F. Noë 1041

Dessau B. s. Righi A.

Diener K. - Hoernes R. - Suess F. - Uhlig V., Bau und Bild Österreichs. Mit einem Vorworte von E. Suess. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1903, angez. von F. Noë 339

Dissertationes philologae Vindobonenses. Vol. VII. Wien, F. Deuticke 1903, angez. von F. Weihrich 919

Dollmayr V., Die Sprache der Wiener Genesis. Eine grammatische Untersuchung (Quellen und Forschungen usw. Herausgegeben von Brandl A., Martin E., Schmidt E. 94. Heft). Straßburg, K. Trübner 1903, angez. von M. H. Jellinek 418

Drenckhahn, Ciceros Rede für Murena. Für Schüler erklärt. Berlin, Weidmann 1903, angez. von A. Kornitzer 927

Duschinsky W., Choix de lectures expliquées à l'usage de l'enseignement secondaire. Vienne. Tempsky 1902, angez. von F. Pejscha 139, 590

Dziatzko K., Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer. 2. Bdch.: Adelphoe. 2., veränd. Aufl., bearb. von R. Kauer. Leipzig, B. Teubner 1903, angez. von J. Endt 315

Seite

Egen A. s. Meuser J.
Ehwald R. s. Haupt M.
Ellinger J., Guerre de la succession d'Espagne. Edition précédée d'une notice bibliographique et suivie d'un commentaire et d'un répétiteur et d'une carte. Vienne et Leipsic, K. Gräser et B. G. Teubner 1903, angez. von A. Würzner 647
Elsenhans Th., Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen 1903, angez. von E. Gschwind 843
Esser P., Das Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht. Seine Anzucht und die an demselben anzustellenden Beobachtungen in biologischer, anatomischer und physiologischer Hinsicht. Erster Teil: Die Anzucht, Vermehrung und Kultur der Pflanzen. 2. Aufl. Köln, J. P. Bachem (ohne Jahreszahl), angez. von T. F. Hanausek 597

Fecht K.-Sitzler J., Griechisches Übungsbuch für Untertertia. 4. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1902, angez. von E. Sewera 760
Feichtinger E. s. Schultz F.
Ferrari s. Chicco.
Fischer E., Synthesen in der Purin- und Zuckergruppe. Vortrag, gehalten am 12. Dezember 1902 vor der schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Braunschweig, G. Vieweg 1903, angez. von Joh. A. Kail 969
Fort O.-Schlömilch O., Lehrbuch der analytischen Geometrie. I. Teil: Analytische Geometrie der Ebene von O. Fort. 7. Aufl. besorgt von R. Heger in Dresden. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von E. Grünfeld 1037
Förster R., Breslauer philologische Abhandlungen herausgegeben. IX. Bd., 1. Heft: J. Mikołajcak. Breslau, M. & H. Marcus 1902, angez. von E. Kalinka 1106
Fries W., C. Iulii Caesaris de bello Gallico commentarii VII. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit. Für den Schulgebrauch herausgeg. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von Polaschek 408
Frischauf J., Grundriß der theoretischen Astronomie und der Geschichte der Planetentheorien. Zweite, verm. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1903, angez. von Dr. Oppenheim 965
Fröhlich F., Die Glaubwürdigkeit Cäsars in seinem Berichte über den Feldzug gegen die Helvetier 58 v. Chr. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1903, angez. von Dr. Polaschek 754
Fügner Dr., Des Titus Livius römische Geschichte im Auszuge herausgeg. Auswahl aus der 1. und 3. Dekade. Text. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von J. Golling 638
— — Des Titus Livius römische Geschichte im Auszuge herausgeg. II. Teil. Auswahl aus der 1. Dekade. Ebenda 1902 (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller), angez. von J. Golling 638
Führer A., Übungsstoff für die Oberstufe des lateinischen Unterrichts. Zugleich ein Lesebuch der griechischen und römischen Geschichte. Paderborn, F. Schöningh 1904, angez. von J. Loebl 771

Gehrich G. s. Cumont F.
Gelcich E. s. Klar M.
Georgy E. A., Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Leipzig, E. Avenarius 1904, angez. von A. Scheunert 934

Seite

Gericke J., Zehn Jahre Schülerrudern. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibnitz-Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904, angez. von J. Pawel 1149
Gillhausen W., Lateinische Formenlehre für Schulen mit dem Frankfurter Lehrplane. Nach H. Perthes bearb. 4. Aufl. besorgt von E. Bruhn. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Golling 1020
Glauning F., Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts. Zweite, umgearb. Aufl. München, C. H. Beck (O. Beck) 1903, angez. von J. Ellinger 645
Glossy K., Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 12. Jahrgang. Wien 1902, angez. von J. Beneš 788
Goldschmidt L. s. Mellin G. S.
Gollob E., Verzeichnis der griechischen Handschriften in Österreich außerhalb Wien. Wien, K. Gerolds Sohn 1903 (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Bd. CXLVI), angez. von J. Golling 118
Grede H. s. Stelz L.
Grobben K. s. Claus C.
Gruber Ch., Geographie als Bildungsfach. Leipzig, Teubner 1904, angez. von J. Müllner 957
Grünberg V., Zur Theorie der mikroskopischen Bilderzeugung. Leipzig, Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin 440
Gschwind E., Ausgewählte Briefe Ciceros herausgeg. und erklärt (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. V.). 1. Heft: Einleitung und Text. 2. Heft: Kommentar. Wien, K. Graeser 1903, angez. von A. Kornitzer 318

Haack H., Geographen-Kalender. In Verbindung mit Blankenberg W., Langhans P., Lehmann P. und Wichmann H. herausgeg. Gotha, J. Perthes 1903/4, angez. von J. Müllner 343
Hadaczek K., Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker (Abhandlungen des Archäologisch-Epigraphischen Seminars der Universität Wien, herausg. von E. Bormann und E. Reisch. XIV. Heft, Neue Folge, I. Heft). Wien, A. Hölder 1903, angez. von J. Bankó 223
Haentzschel E., Das Erdsphäroid und seine Abbildung. Leipzig, Teubner 1803, angez. von N. Herz 436
Häußner J. s. Keller O.
Hale W. G.-Buck C., A Latin Grammar. Boston (U. S. A.) and London, Ginn & Comp. 1903, angez. von J. Golling 1112
Hammer W. A., Tableaux des verbes français à l'usage des écoles. Vienne, A. Pichlers Witwe & Sohn 1904, angez. von F. Pejscha 1131
Hartel v. s. Curtius.
Hasel J. E.-Weirich A., Liederbuch für Studierende an österreichischen Mittelschulen. Gesammelt und bearb. Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1903, angez. von J. Pawel 847
Haupt M., Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Erster Bd., Buch I—VII. Erklärt. Nach den Bearbeitungen von O. Korn und H. J. Müller in achter Aufl. herausgeg. von R. Ehwald. Berlin, Weidmann 1903, angez. von K. Mras 1017
Heck C., Simon Simonides. Sein Leben und seine Werke. Zweiter und dritter Teil (Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften. Philolog. Klasse. Bd. XXXVII). (Polnisch.) Krakau 1903, angez. von Z. Dembitzer 236
Heger F. s. Hölzel.
Heger R. s. Fort O.
Heger R. s. Schlömilch.

Seite

Heiderich F., Hölzels Schulwandkarte von Asien. Politische Ausgabe.
— — Hölzels Schulwandkarte von Australien und Polynesien, Stiller Ozean. Mollweidesche flächentreue Projektion. Wien, E. Hölzel 1903, angez. von J. Müllner 822
Heiderich F., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht 1903. 3. und 4. Heft, angez. von J. Müllner 147
Heinemann K., Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1903. 14. und 15. Band, angez. von S. M. Prem 44
Heinze R., Virgils epische Technik. Leipzig, Teubner 1903, angez. von A. Kornitzer 121
Helmholtz H. v., Vorlesungen über theoretische Physik. Bd. VI. Vorlesungen über Theorie der Wärme. Herausgegeben von F. Richarz. Leipzig, J. A. Barth, angez. von J. G. Wallentin 828
Helmolt H. F., Weltgeschichte. VIII. Bd. Zweite Hälfte. Leipzig und Wien 1903, Bibliograph. Institut, angez. von J. Loserth 649
Hendrickson G., The Proconsulate of Iulius Agricola in relation to history and to encomium. The Decennial Publications (University of Chicago). Chicago, University Press 1902, angez. von J. Golling 42
Henke R. s. Schlömilch.
Hense J., Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. I. Teil: Dichtung des Mittelalters. 4. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1903, angez. von A. Bernt 825
Hentze C. s. Ameis K. F.
Hermann A., Reigen für das Schulturnen. 4. umgearb. und verm. Aufl. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Pawel 1041
Hermes O. s. Jochmann E.
Hirzel R., Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Leipzig, S. Hirzel 1902, angez. von K. Fries 20
Hölzels Rassentypen des Menschen. Unter Mitwirkung von F. Heger ausgewählt und bearb. von F. Heiderich, gemalt von F. Beck, angez. von J. Müllner 147
Hoernes R. s. Diener K.
Hofmann E. s. Spuler A.
Holzmann M.-Bohatta H, Deutsches Anonymen-Lexikon. II. Bd. Weimar 1903, angez. von H. F. Wagner 64
Holzmüller G., Elemente der Stereometrie. III. Teil: Die Untersuchung und Konstruktion schwieriger Raumgebilde. Leipzig, G. J. Göschen 1902, angez. von M. Mandl 249
Hoppe H., Syntax und Stil des Tertullian. Leipzig, Teubner 1903, angez. von J. Golling 406
Huelsen Ch., Das Forum Romanum, seine Geschichte und seine Denkmäler. Rom, Loescher & Co. 1904, angez. von E. Groag 1112

Jäger Th., The Literary Echo. A. Fortnightly Paper intended for the study of the English Language and Literature (founded by W. Weber). Sixt Year. No. 1—6 (January 1, 1903—March 15, 1903). Heilbronn a. N., E. Salzer. angez. von J. Ellinger 140
Jaenicke H., Lehrbuch der Geschichte. Zweiter und dritter Teil. 3. nach dem Lehrplane von 1901 bearb. Aufl. Berlin, J. Weidmann 1902, bezw. 1903, angez, von A. Troger 808
Jahnke R., Hebbels Nibelungen, erörtert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Leipzig, H. Bredt 1903, angez. von R. M. Werner 1127

Seite

Jantzen H., Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert. Leipzig 1903 (Sammlung Göschen Nr. 181), angez. von A. Bernt 641

Jeremias A., Im Kampfe um Babel und Bibel. 4. Aufl. Leipzig, Hinrichs, angez. von M. Landwehr v. Pragenau 1027

Jochmann E., Grundriß der Experimentalphysik und Elemente der Chemie sowie der Astronomie und der mathematischen Geographie. Zum Gebrauch beim Unterrichte auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Herausgeg. von O. Hermes und O. Spies. 15., vollständig neu bearb. Aufl. Berlin, Winckelman & Söhne 1903, angez. von J. G. Wallentin 1038

Jonas R. s. Brandt K.

Itschner H., Lehrproben zur Länderkunde von Europa. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von J. Müllner 1033

Jüthner J., Der Gymnastikos des Philostratos. Eine textgeschichtliche und textkritische Untersuchung. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosoph.-histor. Klasse. Bd. CXLV, Abhandlung 1. Wien 1902. In Kommission bei K. Gerolds Sohn, angez. von H. Schenkl 312

Jullian C., Vercingétorix. Für die Schule bearb. und mit Anmerkungen versehen von H. Sieglerschmidt. Glogau, C. Flemming 1904, angez. von R. C. Kukula 795

Juraschek F. v. s. Brachelli.

Jurenka H., Aischylos' Perser. Herausgeg. und erklärt (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben I.). Erstes Bdch.: Text; zweites Bdch.: Einleitung und Kommentar. Wien, Graeser 1902, angez. von S. Reiter 23

Kaindl R. F., Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung (XVII. Teil von M. Klars „Die Erdkunde"). Leipzig und Wien, F. Deuticke 1903, angez. von R. Meringer 943

Kampers s. Lindl E.

Kauer R. s. Dziatzko K.

Kauer R. s. Scheindler A.

Keck H., Deutsche Heldensagen. Zweite, vollständig umgearb. Aufl. von B. Busse. I. Bd.: Gudrun- und Nibelungensage. Leipzig, Teubner 1903, angez. von A. Bernt 1023

Keller O.-Häußner J., Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von F. Kunz 586

Khull F. s. Unger Th.

Kinzel K. s. Bötticher G.

Klar M., Die Erdkunde, eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes. — 1. IV. Teil: W. Schmidt, Astronomische Erdkunde; 2. XVIII. Teil: J. Nagl, Geographische Namenkunde; 3. XXVI. Teil: A. Vital, Die Kartenentwurflehre. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1903, angez. von J. Müllner 594

— —, Die Erdkunde. VII. Teil: Gelcich E., Die astronomische Bestimmung der geographischen Koordinaten. XVI. Teil: Schurtz H., Völkerkunde. Leipzig und Wien, Deuticke 1903, angez. von J. Müllner 819

Kleinclausz A. s. Lavisse E.

Seite

Klussmann R., Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmaustausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Vierter Band. 1896 bis 1900. Leipzig, Teubner 1903, angez. von S. Frankfurter 157

Knauth H., Lateinisches Übungsbuch für Sekunda im Anschluß an die Lektüre nebst stilistischem Anhang und Wörterverzeichnis. 2. Abteil. für Obersekunda. Berlin, Weidmann 1903, angez. von J. Fritsch 415

Knüll B., Historische Geographie Deutschlands im Mittelalter. Breslau, F. Hirt 1903, angez. von J. Müllner 247

Koch M. s. Vogt F.

Köhler K., Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Gotha, F. Perthes 1904, angez. von J. Ellinger 1130

Kommerell K. s. Kommerell V.

Kommerell V.-Kommerell K., Allgemeine Theorie der Raumkurven und Flächen. 2 Bände. Leipzig, G. J. Göschen 1903 (Sammlung Schubert), angez. von M. Mandl 656

Kottmann Dr., De elocutione L. Iunii Moderati Columellae. Separatabdruck aus dem Progr. des kgl. Gymn. in Rottweil 1902/3, angez. von J. Golling 584

Kramsall E., Stenographisches Diktier- und Aufgabenbuch (verwendbar für Stenographen aller deutscher Systeme). Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1903, angez. von F. Barta 444

Kreß M.-Landois H., Der Mensch und das Tierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. 13., verb. Aufl., angez. von F. Noë 157

— — **-Landois H.**, Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. 7. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1903, angez. von F. Noë 157

Krebs N., Die nördlichen Alpen zwischen Enns, Traisen und Mürz (Pencks Geogr. Abhandlungen VIII. 2). Leipzig, Teubner 1903, angez. von J. Müllner 650

Kuithan E. s. Vogel Th.

Külpe O., Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland (41. Bändchen der Sammlung: „Aus Natur- und Geistesleben"). Leipzig, B. G. Teubner 1902, 2. Auflage 1904, angez. von G. Spengler 1141

Kundt A., Vorlesungen über Experimentalphysik. Herausgeg. von K. Scheel. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin 345

Lackenbach H., Kunst und Geschichte. II. Teil. Abbildungen zur deutschen Geschichte. München 1903, angez. von A. Frank 807

Laeber J. s. Brandt K.

Landois H. s. Kraß M.

Landsberg B.-Schmeil O.-Schmid B., Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. II. Band, Heft 5—8 (Schluß). Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von T. F. Hanausek 56

Lange A., Deutsche Götter- und Heldensagen. Für Haus und Schule dargestellt. Zweite, verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1903, angez. von A. Bernt 1023

Langenbeck R., Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschluß an die preuß. Unterrichtspläne von 1901. II. Teil. Ausgabe für Gymnasien. 3. umgearb. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1902, angez. von J. Müllner 343

Langhans P. s. Haack H.

Seite

Latzel R. s. Pokorny.
Lavisse E., Histoire de France. Tome I, 1. P. Vidal de la Blache, Tableau de la géographie de la France. Tome II, 1. C. Bayet, C. Pfister, A. Kleinclausz, Le Christianisme, les Barbares Mérovingiens et Carolingiens. Paris, Hachette et Cie. 1903, angez. von J. Loserth 50
Leffson A., Immermanns Alexis. Eine literarische Untersuchung. Gotha, F. Perthes 1904, angez. von R. F. Arnold 1120
Lehmann C. F., Beiträge zur alten Geschichte. In Verbindung m. a. herausgeg. Bd. I, Heft 3; Bd. II. Leipzig, Dietrich (Th. Weicher) 1902, angez. von H. Swoboda 333
Lehmann P. s. Haack H.
Lehr K., Kleine Schriften. Mit einem Bildnisse des Verfassers und einem Anhange herausgeg. von A. Ludwich. Königsberg i. Pr., Hartung 1902, angez. von S. Reiter 207
Lesebuch für das dritte Schuljahr in zwei Abteilungen. Erste Abteilung: Thüringer Sagen. Zweite Abteilung: Aus Thüringens alter Zeit; Thüringer Land, Volk und Kind. Von den Verff. der „Schuljahre". Buchschmuck von E. Liebermann. Leipzig, H. Bredt 1902, angez. von A. Hausenblas 136
Liebermann E. s. Lesebuch.
Liesegang R. E., Photographische Physik (mit Ausnahme der Optik). Düsseldorf, E. Liesegang, angez. von M. Mandl 827
Lindl E., Cyrus Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn). München, Kirchheim 1903, angez. von E. Groag 246
Lipps Th. s. Pomezny F.
Loserth J., Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492 (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgeg. von G. v. Below und D. Meinecke. München und Berlin, Oldenbourg 1903), angez. von M. Landwehr v. Pragenau 803
Ludwich A. s. Lehr K.
Ludwig K., Heimatskarte der deutschen Literatur. Für Schulzwecke entworfen und gezeichnet. Wien, G. Freytag & Berndt, angez. von A. Lichtenheld 588

Macé A., Essai sur Suétone. Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Paris, A. Fontemoing 1900, angez. von A. Gaheis 33
Marchi A. de, Il culto privato di Roma antica II. La religione gentilizia e collegiale. Milano, Hoepli 1903, angez. von J. Oehler 1009
Martin E. s. Dollmayr V.
Martus H., Astronomische Erdkunde. 3. neu durchgearb. Aufl. Dresden und Leipzig, C. Koch 1904, angez. von S. Oppenheim 488
Mayer J. s. Becker A.
Meinecke D. s. Loserth J.
Meinecke F. s. Schultz A.
Meister der Farbe. Lief. 1 und 2. E. A. Seemann 1904, angez. von R. Böck 845
Mellin G. S., Marginalien und Register zu Kants 'Kritik der Erkenntnisvermögen'. II. Teil. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilskraft. Neu herausgeg. mit einer Begleitschrift: „Der Zusammenhang der Kantschen Kritiken" von L. Goldschmidt. Gotha, Thienemann 1902, angez. von G. Spengler 839
Merkle s. Lindl E.

Seite

Meuser J., Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt. 8. verb. Aufl., besorgt von A. Egen. Paderborn, F. Schöningh 1903, angez. von J. Golling 929

Meyer H., Das deutsche Volkstum. Unter Mitwirkung von Helmolt, A. Kirchhoff, Köstlin, A. Lobe, F. Mogk, K. Sell, H. Thode, O. Weise, J. Wychgram, H. Zimmer. 2. neu bearb. und verm. Aufl. I. und II. Teil. Leipzig und Wien, Bibliographischer Verlag 1903, angez. von R. Meringer 793

Meyer W., Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Leipzig und Wien, Bibliographischer Verlag 1903, angez. von F. Lukas 658

Michaelis G. s. Ostermann Ch.

Migula W., Die Pflanzenwelt der Gewässer. Leipzig, G. J. Göschen 1903, angez. von H. Vieltorf 348

Migula W. s. Thomé Dr.

Mik J. s. Pokorny.

Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Heft III. Münster i. W., Aschendorff 1903, angez. von J. Oehler 1114

Močnik F. R. v., Fünfstellige Logarithmen-Tafeln zum Schulgebrauch. 2. Aufl., durchgesehen von J. Reidinger. Wien, Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1904, ang. von J. G. Wallentin 967

Mühlberg F., Zweck und Umfang des Unterrichts in der Naturgeschichte an höheren Mittelschulen mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien (aus „Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen“, herausgeg. von Schmeil O. und Schmidt B. W., Heft I). Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von T. F. Hanausek 347

Müller D. H., Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den XII Tafeln.... Wien, Hölder 1903, angez. von K. Wessely 142

Müller H. J. s. Ostermann Ch.

Müller J. C. s. Christiansen C.

Müller J. s. Nägelsbach K. F. v.

Müller J. v. s. Schantz M.

Mušik H., Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den lateinischen Schulklassikern. Wien und Leipzig, C. Fromme 1904, angez. von R. Weißhäupl 321

Nägelsbach K. F. v., Übungen des lateinischen Stils für reifere Gymnasialschüler und zum Selbstunterricht. II. Heft. 7., verm. und verb. Aufl. in zwei Abteilungen: Text und Anmerkungen bearb. von J. Müller. Leipzig, F. Brandstetter 1903, angez. von J. Golling 43

Nagl J. s. Klar M.

Nauck s. Schneidewin.

Neuse R., Landeskunde der Britischen Inseln. Breslau, F. Hirt 1903, angez. von J. Müllner 248

Noack F., Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. Leipzig, Teubner 1903, angez. von R. Münsterberg 581

Norden E., P. Vergilius Maro Aeneis Buch VI. Erklärt. Leipzig, Teubner 1903 (IV. Band der Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern), angez. von A. Primožić 129

Okecki L., Publii Cornelii Taciti de Germania libellus. Edidit notisque auxit. Cracoviae 1903 (Verl. Simmel & Co.), angez. von F. Kunz 38

Seite

Ostermann Ch., Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe für Reformschulen. Bearb. von H. J. Müller und G. Michaelis. II. Teil: Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von J. Golling 1020
Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 140—142. Leipzig, W. Engelmann 1903, angez. von J. G. Wallentin 831
— — Klassiker der exakten Wissenschaften. Leipzig, W. Engelmann (Nr. 20, 21, 134—139), angez. von J. G. Wallentin 659
Ostwald W., Die Schule der Chemie. Erster Teil: Allgemeines. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. A. Kail 833

Paul G., Lehrbuch der Somatologie und Hygiene für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und verwandte Lehranstalten. Wien, F. Deuticke 1903, angez. von L. Burgerstein 837
Petzet E., Platens dramatischer Nachlaß. Aus den Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgeg. (Deutsche Literaturdenkmale des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, herausg. von A. Sauer, Nr. 124). Berlin, B. Behr 1902, angez. von J. Minor 45
Pfister C. s. Lavisse E.
Piper O., Österreichische Burgen. Wien, A. Hölder. I. Bd. 1902, II. Bd. 1903, III. Bd. 1904, angez. von K. Fuchs 954
Pokornys Naturgeschichte des Pflanzenreiches für die unteren Klassen der Mittelschulen. Ausgabe A. Bearb. von R. Latzel und J. Mik. 22. Aufl. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von H. Vieltorf 1140
Pomezny F., Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Herausgeg. von B. Seuffert (Beiträge zur Ästhetik, herausgeg. von Th. Lipps und R. M. Werner VII). Hamburg und Leipzig, Voss 1900, angez. von R. Wilhelm 772
Porsch O., Die österreichischen Galeopsisarten der Untergattung Tetrahit Reichb. Versuch eines natürlichen Systems auf neuer Grundlage. Abhandlungen der k. k. zoolog.-bot. Gesellschaft in Wien. Band II, Heft 2. Wien, A. Hölder 1903, angez. von T. F. Hanausek 253
Premerstein A. v., Anicia Iuliana im Wiener Dioskorides-Codex. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1903 (Separatabdruck aus dem Jahrb. der kunsthist. Sammlung des allerh. Kaiserhauses XXIV), angez. von J. Jüthner 314
Preuschen E., Leitfaden der biblischen Geographie. Gießen, Roth 1904, angez. von J. Müllner 820
Pridik s. Cybulski St.

Ranisch W., Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen (Sammlung Göschen Nr. 171). Leipzig, Göschen 1903, angez. von A. Bernt 642
Rehmke J., Die Seele des Menschen. Aus „Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlicher, gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (36. Bdch.) Leipzig, Teubner, angez. von G. Spengler 58
Reidinger J. s. Močnik F. R. v.
Reinhardt K., Lateinische Satzlehre. In 2. Aufl. bearb. von J. Wulff. 3. Aufl. bearb. von E. Bruhn. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Golling 1020
Reinhardt L., M. Tulli Ciceronis pro Cn. Plancio oratio. Für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, F. A. Perthes 1903. Dazu 'Bemerkungen über Ciceros Rede für Plancius.' Progr. des kgl. Gymn. zu Wohlau 1903, angez. von A. Kornitzer 1012

Seite

Reisch E. s. Hadaczek K.

Reisert K., Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Nach den Beschlüssen von 1902 bearb. I. Teil: Die Verkehrsschrift. Würzburg, E. Bauer 1904, angez. von F. Barta 254

Revue de l'Université de Bruxelles. 8e Année: 1902—1903. No. 3 (Décembre); No. 4—5 (Janvier-Février); No. 6 (Mars); No. 7 (Avril). Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1903, ang. von F. Wawra 49

Richarz F. s. Helmholtz H. v.

Riemer E., Der Religionsunterricht an höheren Schulen. Mit besonderer Berücksichtigung der Schulverhältnisse Rußlands. St. Petersburg 1903, angez. von G. Juritsch 1030

Righi A.-Dessau B., Die Telegraphie ohne Draht. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin 153

Roese Ch., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache. Leipzig, Haberland o. J. Brief 11—17. Nebst Beilage zu Kursus I, angez. von J. Golling 1020

Rosenthal G., Lateinische Schulgrammatik zur raschen Einführung für reifere Schüler. Mit besonderer Berücksichtigung von Cäsars Gallischen Krieg für Lateinkurse an Mädchengymnasien, Oberrealschulen usw. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von J. Golling 1020

Rossmann Ph., Französisches Lese- und Realienbuch für die Mittel- und Oberstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1903, angez. von A. Würzner 332, 796

— — Schmidt F., Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. Zweiter Teil, angez. von A. Würzner 332

Rostovzew M., Das alte Rom. Leipzig, Köhler 1902, angez. von J. Oehler 640

Rusch G., Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. 3. Teil für die III. bis V. Klasse. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1903, angez. von J. Müllner 651

Sammlung Göschen, Nr. 54, 72, 88, 92, 142, 146, 147. Leipzig, G. Göschen 1901 u. 1902, angez. von J. G. Wallentin 54

Sauer A. s. Petzet G.

Schaar F., Naturgeschichte für die zweite Klasse der Mädchen-Lyzeen. A. Tierkunde. Wien, F. Deuticke 1903, angez. von H. Vieltorf 1141

Schanz M., Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerke des Kaisers Justinian. Vierter Teil: Die römische Literatur von Konstantin bis Justinian. Erste Hälfte: Die Literatur des vierten Jahrhunderts. München, C. H. Beck 1904 (a. u. d. T.: Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgegeben von J. v. Müller. VIII. Bd., 4. Abt., 1. Hälfte), angez. von R. C. Kukula 745

Scheel K. s. Kunds A.

Scheindler A., Kleinere lateinische Sprachlehre für Deutsche. Zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche beim Lateinunterrichte in Kursen. Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag 1903, angez. von F. Loebl 233

— —, Lateinische Schulgrammatik. Herausg. von R. Kauer. 5., im wesentlichen unveränderte Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von F. Loebl 235

Schick s. Boucke E. A.

Schlömilch O. s. Fort O.

Seite

Schlömilchs Handbuch der Mathematik. 2. Aufl. Herausgeg. von R. Henke und R. Heger. Erster Bd. Elementarmathematik. Zweiter Bd. Höhere Mathematik. 1. Teil. Leipzig, J. A. Barth 1904, angez. von J. G. Wallentin 148
— —, Dritter Bd. Höhere Mathematik. 2. Teil. Leipzig, J. A. Barth 1904, angez. von J. G. Wallentin 1186
Schmarsow A., Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung. Leipzig, Teubner 1903, angez. von R. Böck 671
Schmeil O. s. Landsberg B.
— —, s. Mühlberg F.
Schmid B. s. Landsberg B.
Schmidt A. M. A., Beiträge zur Livianischen Lexikographie. 4. Teil: *cis, citra, extra, infra* (Separatabdruck aus dem Progr. des Obergymn. in St. Pölten 1903), angez. von A. Zingerle 410
— —, Schülerkommentar zu Livius' Buch I, II, XXI, XXII und den Partes selectae. 2. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von A. Zingerle 410
Schmidt B. W. s. Mühlberg F.
Schmidt E. s. Dollmayr V.
Schmidt F. s. Rossmann Ph.
Schmidt W. s. Klar M.
Schneidewin-Nauck, Sophokles. Erklärt. 4. Bdchen.: 'Antigone'. 10. Aufl. Neue Bearbeitung von G. Bruhn. Berlin, Weidmann 1904, angez. von H. Siess 743
Schödel M., Lateinische Schulgrammatik. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1903, angez. von J. Golling 765
Schott G., Physische Meereskunde. Leipzig, G. J. Göschen 1903, angez. von J. G. Wallentin 345
Schubert H., Mathematische Mußestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Kleine Ausgabe. 2., durchges. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1904, angez. von M. Mandl 825
Schultz A., Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgeg. von G. v. Below u. F. Meinecke. Abt. IV). München u. Berlin, R. Oldenbourg 1903, angez. von J. Loserth 145
Schultz F., Kleine lateinische Sprachlehre. Ausgabe für Österreich. 23., verb. Aufl. Besorgt von G. Feichtinger. Wien, Friese & Lang 1903, angez. von J. Golling 767
Schultze H., Geographische Repetitionen, insonderheit im Anschluß an H. A. Daniels geographische Lehrbücher. 2., neu bearb. Aufl. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses 1903, angez. von B. Imendörffer 654
Schulz O., Beiträge zur Kritik unserer literarischen Überlieferung für die Zeit von Commodus' Sturz bis auf den Tod des M. Aurelius Antonius (Caracalla). Leipzig 1903, angez. von A. Stein 591
Schurtz H. s. Klar M.
Schwäbl J. N., Die altbayerische Mundart. Grammatik und Sprachproben. Herausg. auf Veranlassung und mit Unterstützung des Vereines für bayerische Volkskunde und Mundartforschung. München, J. Lindau (Schöpping) 1903, angez. von J. W. Nagl 48
Schweizer H.-Sidler, Tacitus' Germania. Erläuterte 6. Aufl., vollständig neu bearb. von E. Schwyzer. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1902, angez. von F. Zöchbauer 226
Schwyzer E. s. Schweizer H.

Seite

Seeger A., Der Bildungswert der modernen Sprachen und die Berechtigungsfrage der Realschule. Wien, Hölder 1903, ang. von St. Kapp 239

Seuffert B., Teplitz in Goethes Novelle. Weimar, Böhlaus Nachfolger 1903, angez. von S. M. Prem 238

— — s. Pomezny F.

Sidler s. Schweizer H.

Sieglerschmidt H. s. Jullian C.

Sievers W., Süd- und Mittelamerika. 2. Aufl. Wien, Leipzig, Bibliographisches Institut 1903, angez. von J. Müllner 435

Sitzler J. s. Fecht K.

Smalian K., Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. *A.* Große Ausgabe. Leipzig, Freytag 1903, angez. von T. F. Hanausek 441

— —, Grundzüge der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. *B.* Schulausgabe. Leipzig, G. Freytag 1903, angez. von T. F. Hanausek 442

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Aufl. Lief. 5 und 6. Glogau, K. Flemming 1903, angez. von J. Müllner 435

Spahn s. Lindl E.

Spies O. s. Jochmann E.

Spuler A., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. 2. Aufl. von E. Hoffmanns gleichnamigem Werke. Stuttgart, E. Schweizerbart (E. Nagele) 1902 und 1903, angez. von J. G. Wallentin 155

Σταυρίδου Ἰ. Σ., Περὶ τῆς νοθεύσεως τοῦ Θουκυδίδου, ὑπὸ τοῦ πρώτου ἐκδότου αὐτοῦ καὶ τοῦ χρόνου, καθ' ὃν αὕτη ἐγένετο, καὶ ἀναγραφὴ τῶν ἐν αὐτῷ παρεισάκτων χωρίων μετὰ εἰκασιῶν περὶ τῆς μορφῆς τοῦ ἀρχικοῦ κειμένου. Ἀνατύπωσις ἐκ τῆς ‚Νέας Ἡμέρας'. Ἐν Τεργέστῃ. Ἐκδότης τὸ τυπογραφεῖον τοῦ αὐστριακοῦ Λόϋδ. In Kommission bei Otto Harrassowitz, Leipzig 1901, angez. von E. Kalinka 1108

Stelz L.-Grede H., Leitfaden der Pflanzenkunde. Für höhere Schulen. Nebst Beilage: Erklärende Farbenskizzen von L. Stelz. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring (E. v. Mayer), angez. von H. Vieltorf 338

Sternbach L., Nicolai Calliclis carmina. Cracoviae 1903 (Seorsum impressum e tomo XXXVI. Dissertationum philologicae Classis Academiae Litterarum Cracoviensis), angez. von K. Horna 629

Stier G., Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Cöthen, O. Schultze 1903, angez. von F. Pejscha 245

— —, Little English Talks. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Cöthen, Schultze 1903, angez. von J. Ellinger 423

— —, Petites causeries françaises. Cöthen, O. Schultze 1903, angez. von F. Pejscha 245

Stowasser J. M., Griechische Schnadahüpfeln. Proben zwiesprachiger Umdichtung. Wien u. Leipzig, Fromme 1903, angez. von A. Stitz 216

Suess E. s. Diener K.

Swoboda W., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchen-Lyzeen und andere höhere Mädchenschulen. II. Teil: English Reader. Wien u. Leipzig, F. Deuticke 1903. — IV. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache. Wien u. Leipzig 1903, angez. von J. Ellinger 799

Seite

Thies F., Himmel und Erde, ihre ewigen Gesetze und ihre wahrnehmbaren Erscheinungen. Leichtfaßlich dargestellt für Naturfreunde, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten, für Familien usw. Leipzig, O. Spamer 1904, angez. von S. Oppenheim 824

Thomé Dr., Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. 2. verm. und verb. Aufl. Gera, Reuß j. L., F. v. Zeschwitz 1903, angez. von H. Vieltorf 670

— —, V. Bd. Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von W. Migula. Gera, F. v. Zeschwitz, angez. von H. Vieltorf 670

Uhlig V. s. Diener K.

Unger Th., Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers „Bayerischem Wörterbuch“ gesammelt. Für den Druck bearb. und herausgeg. von F. Khull. Gedruckt mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz, Leuschner & Lubensky 1903, angez. von J. W. Nagl 323

van t'Hoff J. H., Acht Vorträge über physikalische Chemie gehalten auf Einladung der Universität Chicago. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1901, angez. von J. G. Wallentin 439

Vidal de la Blache P. s. Lavisse E.

Vietor W., Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. 3. umgearb. Aufl. Marburg i. H., N. G. Elwert 1903, angez. von J. Ellinger 331

Vital A. s. Klar M.

Vockeradt H., Grillparzers Sappho. Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch bearb. Paderborn, F. Schöningh 1903 (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 29. Bd.), angez. von A. Zipper 644

Vogel Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. 3. Aufl. Buchschmuck von E. Kuithan. Leipzig, Teubner 1903, angez. von A. Frank 587

Vogt F.-Koch M., Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. neu bearb. und verm. Aufl. I. Bd.: Von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904, angez. von F. Khull 643

Waldberg s. Boucke E. A.

Walter G., De Lycophrone Homeri imitatore. Basel 1903, angez. von J. Golling 116

Waniek G., Franz Grillparzer. Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausg. Wien, Tempsky 1903, angez. von A. Zipper 421

Weber G., Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. neu bearb. von A. Baldamus. I. Bd.: Altertum. Leipzig, Engelmann 1902, angez. von A. Bauer 1133

Wecklein N., Euripides' Kyklops. Wien, K. Graeser & Kie. 1903 (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben: VIII), angez. von H. Jurenka 115

Weigel F. s. Curtius-v. Hartel.

Weihrich A. s. Hasel J. E.

Seite

Weingartner L., Grundzüge der Erdbeschreibung für die erste Klasse der Mittelschulen. 3. umgearb., nach Herr 19. Aufl. Wien, Manz 1903, angez. von B. Imendörffer 52
— —, Länder- und Völkerkunde für die II. und III. Klasse der Mittelschulen. 3. Aufl. Wien, Manz 1904, angez. von B. Imendörffer 1134
Weinstein B., Thermodynamik und Kinetik der Körper. II. Bd. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, ang. von J. G. Wallentin 596
Weißenborn E., Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre von Xenophons Anabasis für die mittleren Klassen der Gymnasien. 1. und 2. Heft. 4. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1901, angez. von E. Sewera 932
— —, Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im engeren Anschlusse an Xenophons Hellenika. 1. und 2. Heft. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1901, angez. von E. Sewera 932
— —, Wörterbuch zu den Übersetzungsaufgaben im Anschluß an Xenophons Anabasis und Hellenika. 4. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1901, angez. von E. Sewera 932
Weißenfels P., Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia mit einem Anhange zum unvorbereiteten Übersetzen aus dem Griechischen für Obertertia und Untersekunda bearb. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von E. Sewera 760
Weitbrecht K., Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit (Sammlung Göschen Nr. 161). Leipzig, G. J. Göschen 1902, angez. von S. M. Prem 135
Werner R. M. s. Pomezny F.
Wernicke Ad., Lehrbuch der Mechanik in elementarer Darstellung mit Anwendungen und Übungen aus den Gebieten der Physik und Technik. Erster Teil: Mechanik fester Körper. Von Al. Wernicke. 4., völlig umgearb. Aufl. 3. Abteilung: Lehre von der Elastizität und Festigkeit. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin 967
Wernicke Al. s. Wernicke Ad.
Wesener P., Griechisches Lesebuch für den Anfangsunterricht zusammengestellt. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von E. Sewera 1022
Wichmann H. s. Haack H.
Wiedemann E. s. Christiansen C.
Willing K., Grundzüge einer genetischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache. In zwölf Lehrproben entwickelt. Halle a. S., Waisenhaus 1903, angez. von J. Golling 930
Winckler H., Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Vortrag. Leipzig, Hinrichs, angez. von M. Landwehr v. Pragenau 1027
— —, Die Gesetze Hammurabis. 3. Aufl. 1903 (Der alte Orient, herausgeg. von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Leipzig, Hinrichs. IV. Jahrgang, Heft 4), angez. von M. Landwehr v. Pragenau 1027
Wirth A., Weltgeschichte der Gegenwart. Berlin, Gose & Tetzlaff 1904, angez. von M. Landwehr v. Pragenau 950
Wissowa G., Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte. Ergänzungsband zu des Verf.s „Religion und Kultus der Römer“. München, Beck 1904, angez. von J. Oehler 921
Witlaczil E., Geschichte der Erde. Zunächst für Mädchenlyzeen. Wien, A. Hölder 1903, angez. von J. Müllner 959

Seite

Wossidlo P., Leitfaden der Botanik für höhere Lehranstalten. 10. verm. und verb. Aufl. Berlin, Weidmann 1903, angez. von H. Vieltorf 972

Woynar K., Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von A. Schuh 944

Wulff J.-Bruhn E., Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische (Frankfurter Lehrplan). I. Teil: Aufgaben für die Untertertia von J. Wulff. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1903, angez. von F. Kunz 412

— —, Aufgaben für die Obertertia der Gymnasien, bezw. Obertertia und Untersekunda der Realgymnasien. 2. Teil. Berlin, Weidmann 1903, angez. von F. Kunz 414

Wulff J. s. Reinhardt K.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Herder und das Gymnasium. Von L. Smolle 67

Zur Mittelschulstatistik. Von J. H. 80

Burgerstein L., Gesundheitsregeln für Schüler und Schülerinnen. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1904, angez. von H. Hergel 84

— —, Zur häuslichen Gesundheitspflege der Schuljugend. Ebenda 1904, angez. von G. Hergel 84

Bemerkungen über Lehrbücher der Mathematik und Physik. Von W. Hažmuka 159

Grimmich V., Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien. Wien und Leipzig, K. Fromme 1903, angez. von G. Juritsch und Th. Deimel 165

Cohn H.-Rübenkamp R., Wie sollen Bücher und Zeitungen gedruckt werden? Für Hygieniker, Ärzte, Erzieher, Redakteure, Schriftsteller, Verleger, Schriftgießer und Buchdrucker vom augenärztlichen und technischen Standpunkte besprochen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von L. Burgerstein 173

Bericht über die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. d. S. Von R. Kauer 174

Lehrmittel-Ausstellung: I. Allgemeines, Philologie und Geschichte. Von S. Frankfurter 256

II. Schlußbemerkungen. Von Dr. Maurer 266

Bericht über die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. d. S. (Fortsetzung). Von R. Kauer 271

Buchner H., Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. 2. Aufl. von M. Gruber (aus „Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Erstes Bändchen). Leipzig, Teubner 1903, angez. von L. Burgerstein 278

Der Geschichtsunterricht vor 170 Jahren. Von R. Trampler 349

Vor- und Nachteile des deutschen Turnens. Von A. Brauner 358

Die Sprachenfrage der Mittelschule. Von A. Lichtenheld 446

Zur Frage der sexuellen Belehrung in der Schule. Von J. H. 461

Seite

Schumburg W., Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursachen, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt. Leipzig, Teubner 1903, angez. von L. Burgerstein 463

Zander R., Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Leipzig, Teubner 1903 (aus „Natur und Geisteswelt", 48. Bändchen), angez. von L. Burgerstein 463

Der I. internationale Kongreß für Schulhygiene (Nürnberg 4.—9. April 1904). Von L. Burgerstein 673

Jerusalem W., Die Aufgaben des Mittelschullehrers. Ein Vortrag. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1903, angez. von R. Lampel 692

Der I. internationale Kongreß für Schulhygiene (Nürnberg 4.—9. April 1904). Fortsetzung. Von L. Burgerstein 849

Die coniugatio periphrastica activa und passiva. Von J. Strigl 863

Ries E., Die Gefahren der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule). Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring (E. v. Mayer), angez. von K. F. Kummer 867

Folgmann E., Der Einfluß des Persönlichen auf die Jugend. Groß-Lichterfelde, B. W. Gebel 1903, angez. von E. Hager 870

Die Geometrie auf der Unterstufe. Von H. Kleinpeter 973

Olympische Spiele in Berlin. Von J. Tominšek 982

Ein Studienaufenthalt in Grenoble. Von W. Kammel 984

Schmell C., Alkoholgefahr und Schule (Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgeg. von Meyer-Markau. XIII. Bd., 2. Heft). Minden i. M., Marowsky, angez. von L. Burgerstein 988

Zur pädagogischen Vorbildung für das Lehramt an Mittelschulen. Von E. Martinak 1043

Münch W., Zukunftspädagogik, Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Berlin, G. Reimer 1904, angez. von A. Frank 1059

Ziegler Th., Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. München 1904. Zweite, durchgesehene und ergänzte Aufl. (A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. I. Bd., 1. Abteilung), angez. von K. Wotke 1062

Patzak J. V., Schule und Schülerkraft. Statistische Versuche über Arbeitsleistungen höherer Lehranstalten. Nach Erhebungen an einem k. k. Staats-Obergymnasium, einer k. k. Staats-Oberrealschule und an einer öffentlichen dreiklassigen Handelsakademie. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, angez. von L. Burgerstein 1062

Die Ziele des klassischen Unterrichtes und die Privatlektüre. Von J. Tominšek 1150

Bemerkungen zur 24. Auflage der griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel. Von K. Klement 1170

Zur Mittelschulstatistik 1179

Stilling J., Die Kurzsichtigkeit, ihre Entstehung und Bedeutung. Berlin, Reuther & Reichard 1903 (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagog. Psychologie und Physiologie, herausgeg. von Ziegler und Ziehen. VI. Band, 3. Heft), angez. von L. Burgerstein 1179

Seite

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Ein Ständchen mit Karl von Schiller in Alt-Heidelberg. Von F. Lentner 86
Eine ausländische Stimme über die österreichischen Gymnasien 180
Zur Schularztfrage in Österreich 181
Volkstümliche Universitätskurse zu Goethes Zeit. Von F. Lentner 465
Sektion „Böhmen" der Österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Von K. Wotke 467
Über das Wachstum der Schüler. Von K. Zirngast 695
Johann Gabriel Seidl und Johann Nepomuk Vogel. Von F. Lentner 872
Über rationale Drei- und Vierecke. Von F. Hromádko 1066
Die Enthüllung des Johann Gabriel Seidl-Denkmals in Cilli. Von A. Gubo 1181

Literarische Misszellen.

Ackerknecht J., Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen? Marburg i. H., N. G. Elwert 1902, angez. von A. Würzner 1069
Alexandroff J., Aufgaben aus der niederen Geometrie. Mit einem Vorwort von M. Schuster. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von E. Grünfeld 366
Ascherson F., Deutscher Universitätskalender. 63. Ausgabe. Sommer-Semester 1903. Mit amtlicher Unterstützung herausgeg. II. Teil. Leipzig, K. G. Scheffer 1903, angez. von E. H. 185
Astronomischer Kalender für das Jahr 1904. Herausgeg. von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 66. Jahrgang, der neuen Folge 23. Jahrgang. Wien, K. Gerolds Sohn, angez. von Dr. Oppenheim 991

Banner M., Tabelle der unregelmäßigen Verba des Französischen. 2. verb. Aufl. Frankfurt a. M., K. Jügel 1902, angez. von A. Würzner 91
Boerner O.-Schmitz F., La France. Matières pour conversation et lecture. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von A. Würzner 878
Busch-Fries, Lateinisches Übungsbuch für Untersekunda verfaßt von H. Knauth. Berlin, Weidmann 1902, angez. von H. Bill 469
Busch F. s. Féaux B.

Cottasche Handbibliothek. Stuttgart und Berlin, angez. von K. Thumser 1183

Deckert E., Nordamerika. Eine allgemeine Landeskunde. 2. neu bearb. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut. 1. Lfrg. 1903, angez. von J. Müllner 283
Der russisch-japanische Kriegsschauplatz. Japan, Korea, Ostchina und die Mandschurei im Maßstab von 1 : 5,000.000 gezeichnet. Bearb. von P. Krauß. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, angez. von K. H. 474

Seite

Detto A.-Lehmann J., Übungsstücke nach Cäsar zum Übersetzen ins Lateinische für die Mittelstufe der Gymnasien. In 2 Teilen. 1. Teil, bearb. von J. Lehmann. 3. Aufl. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder) 1902, angez. von Dr. Polaschek 89
Diehl R. s. Kühn K.
Doležal s. Stampfer.
Duchesne A. s. Harnisch. A.

Ἡ γυνὴ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ πολιτισμῷ. Α. Ἡ Ἑλληνὶς ἐν τῇ Ὁμηρικῇ ἐποχῇ, ὑπὸ Γ. Κ. Γαρδίκα. Athen 1902, Sakellarios, angez. von R. Weißhäupl 697
Ebeling H., Schulwörterbuch zu Cäsars Kommentarien über den gallischen Krieg und den Bürgerkrieg. Mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie. Fünfte, vollständig umgearb. Aufl. von J. Lange. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von Dr. Polaschek 876
Erhard Th., Einführung in die Elektrotechnik. Die Erzeugung starker elektrischer Ströme und ihre Anwendung zur Kraftübertragung. 2. verm. und verb. Aufl. Leipzig, J. A. Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin 700

Féaux B., Buchstabenrechnung und Algebra verbunden mit Aufgabensammlung. 10. verb. und verm. Aufl. besorgt durch F. Busch. Paderborn, F. Schöningh 1903, angez. von E. Grünfeld 1070
Fries s. Busch.

Gebhart J., Der Sextaner. 120 lateinische Einzelübungen für Haus und Schule. Mit Berücksichtigung der in Preußen und Sachsen geltenden lateinischen Lehrpläne verfaßt. Leipzig, B. Richter 1903, angez. von J. Golling 989
Grein H., Studien über den Reim bei Théodore Banville. Kiel, R. Cordes 1903, angez. von A. Würzner 1069
Groag E., Aurelianus (Sonderabdruck aus Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klass. Altertumsw. Bd. V). Stuttgart, Metzler 1903, angez. von J. Oehler 470

Hachtmann K., Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen C. Verres (de signis) für Unterweisungen in der antiken Kunst. Gotha, Perthes 1904, angez. von J. Oehler 873
— —, Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles (Gymnasial-Bibliothek herausgeg. von Hoffmann H. 35. Heft). Gütersloh, Bertelsmann 1903, angez. von R. Weißhäupl 470
Harnisch A.-Duchesne A., Methodische französische Sprechschule. Leipzig, P. Spindler 1903, angez. von A. Würzner 990
Hermes O. s. Jochmann E.
Hilbert D., Grundlagen der Geometrie. Zweite, durch Zusätze verm. und mit fünf Anhängen versehene Aufl. Leipzig, Teubner 1903, angez. von E. Grünfeld 880
Hoffmann A., Mathematische Geographie. Ein Leitfaden zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 5. verb. Aufl. bearb. von J. Plaßmann. Paderborn, F. Schöningh 1903, angez. von J. Müllner 184
Hoffmann H. s. Hachtmann K.
Holzmüller G., Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik. Dritter Teil: Lehr- und Übungsstoff zur freien Auswahl für die Oberklassen realistischer Vollanstalten und höherer Fachschulen nebst Vorbereitungen auf die Hochschulmathematik. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von E. Grünfeld 991

Seite

Holzweißig F., Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Lehraufgabe der Quinta. 14. neu durchgesehene Aufl. Hannover, O. Goedel 1903, angez. von H. Bill 1068
— —, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen für Sexta. 18. neu durchgesehene Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1903, angez. von H. Bill 875

Jochmann E., Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Experimentalphysik. Für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten. Herausgeg. von O. Hermes und P. Spies. 3. neu bearb. Aufl. Berlin, Winckelmann & Söhne 1903, angez. von J. G. Wallentin 882
John C. s. Teuffel S.

Keppels K., Geschichts-Atlas in 27 Karten. 18. Aufl. München, Oldenbourg, angez. von J. Müllner 879
Kleiber J., Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. 2. verb. Aufl. München und Berlin, R. Oldenbourg 1903, angez. von E. Grünfeld 1070
Knauth H. s. Busch-Fries.
Knoke F., Gegenwärtiger Stand der Forschungen über die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland. Berlin, Weidmann 1903, angez. von J. Oehler 365
Köhler A. s. Lieber H.
Koldewey F., Französische Synonymik für Schulen. 4. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1902, angez. von A. Würzner 878
Kraepelin K., Exkursionsflora für Nord- und Mitteldeutschland. 5. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von H. Vieltorf 883
Krauß P. s. Der russisch-japanische Kriegsschauplatz.
Krimphoff W. s. Schwering K.
Kühn K.-Diehl R., Französisches Elementarbuch. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1903, angez. von A. Würzner 1069

Lange J. s. Ebeling H.
Langenscheidts Taschenwörterbücher: Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache. Teil I: Lateinisch-Deutsch. Zusammengestellt von H. Menge. Berlin 1903, angez. von F. Kunz 90
L'Écho littéraire. Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française. 1903. No. 1—6. Heilbronn, E. Salzer, angez. von A. Würzner 366
Lehmann J. s. Detto A.
Lieber H.-Köhler A., Arithmetische Aufgaben. 3. verb. Aufl. Berlin, Simion Nf. 1903, angez. von E. Grünfeld 1184
Ludwig H., Lateinische Stilübungen für Oberklassen an Gymnasien und Realgymnasien bearb. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1902, angez. von J. Fritsch 88

Matile J. C. H., Expliquation de quelques fables de La Fontaine. Groningen, Nordhoff, angez. von A. Würzner 473
Mager A., Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. Wien, Pichler 1903, angez. von V. Pollak 472
Mayer J. E., Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für den Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien. Heft II und Doppelheft XI/XII. Freiburg i. Br., F. P. Lorenz, angez. von E. Grünfeld 700

Seite

Mayer F. M., Geographie der Österr.-Ungar. Monarchie (Vaterlandskunde) für die IV. Klasse der Mittelschulen. 6. verb. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von J. Müllner 91
Mau A., Führer durch Pompeji. Auf Veranlassung des kais. Deutschen Archäologischen Instituts verfaßt. 4. verb. und verm. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1903, angez. von S. Frankfurter 365
Menge H. s. Langenscheidt.
Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearb. und verm. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Bd. I (von A bis Astigmatismus) 1902; Bd. II (von Astille bis Bismarck) 1903; Bd. III (von Bismarck-Archipel bis Chemnitz) 1903, angez. von K. Hauler 867
Mücks kolorierter Pflanzen-Atlas in Taschenformat. 124 Abbildungen bemerkenswerter Gewächse mit Angabe der botanischen Namen. Wien, Szelinski & Komp., angez. von H. Vieltorf 883
Münz B., Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1904, angez. von K. Fuchs 879

Neuwirth J., Adalbert Stifter und die bildende Kunst. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Prag 1903, angez. von R. Böck 883
Nitsche J., Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die I. und II. Gymnasialklasse. Wien, F. Deuticke 1902, angez. von E. Grünfeld 284

Ohmann O. s. Vogel O.
Otto B., Tirocinium Caesarianum. Liber primus. Leipzig, K. Scheffer 1903, angez. von Dr. Polaschek 181

Plaßmann J. s. Hoffmann A.
Puls A., Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Lesebuch für Sexta. 2. verb. Aufl. Gotha, E. Thienemann 1902, angez. von R. Löhner 90
Püning H., Lehrbuch der Physik. 3. Aufl. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung 1903, angez. von J. G. Wallentin 1184

Reeb W., Präparation zu Curtius Rufus' Geschichte Alexanders des Großen. Buch V—X in Auswahl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1902, angez. von J. Golling 468
Roese Ch., Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der latein. Sprache. Leipzig, E. Haberland, angez. von J. Golling 282
Ruge S., Geographie insbesondere für Handelsschulen und Realschulen. 14. umgearb. und verb. Aufl. Leipzig, Seele & Co. 1904, angez. von J. Müllner 879

Schlee P., Schülerübungen in der elementaren Astronomie. Aus der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgeg. von Schmeil O. und Schmidt W. B. Heft 2. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von Dr. Oppenheim 701
Schmeil O. s. Schlee P.
Schmidt W. B. s. Schlee P.
Schmitz F. s. Boerner O.
Schubert H., Elementare Berechnung der Logarithmen, eine Ergänzung der Arithmetik-Bücher. Leipzig, G. J. Göschen 1903, angez. von E. Grünfeld 1070

Seite

Schubert H., Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1903 (Sammlung Göschen), angez. von E. Grünfeld 880
Schuster M. s. Alexandroff J.
Schwaighofer A., Tabellen zur Bestimmung einheimischer Samenpflanzen und Gefäßsporenpflanzen. 10. Aufl. Wien, Pichlers Witwe & Sohn 1903, angez. von H. Vieltorf 475
Schwanzer A., Repetitorium der Elementarmathematik zum Gebrauche für die Schüler der humanistischen Gymnasien und Realschulen sowie für Privatstudierende. München, W. Kellerer 1903, angez. von E. Grünfeld 91
Schwering K.-Krimphoff W., Ebene Geometrie. 4. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1902, angez. von E. Grünfeld 184
Seket V. A., Cours de la langue française d'après la méthode intuitive. Première partie. Troisième édition. Groningen, P. Noordhoff; Leipzig, G. E. Schulze, angez. von A. Würzner 1182
Spies P. s. Jochmann E.
Stampfer-Doležal, Sechsstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln nebst Hilfstafeln, einem Anhange und einer Anweisung zum Gebrauche der Tafeln. 20. Aufl. Schulausgabe. Wien, K. Gerolds Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 881
Steinmetz K., Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens. Wien und Leipzig, Hartleben 1904, angez. von J. Müllner 1183
Sudre L., Petit Manuel de Prononciation française à l'usage des étrangers. Per fascicule: Voyelles françaises. Paris, H. Didier 1903, angez. von F. Wawra 283

Teuffel S., Lateinische Stilübungen. Aus dem Nachlasse des W. S. Teuffel herausgeg. 2. Aufl. bearb. von C. John. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1903, angez. von J. Golling 874
Teuffel W. S. s. Teuffel S.
Thumser V., Die Stellung der Frau bei den Griechen. Vortrag, gehalten den 22. November 1902 am ersten Elternabende des Schuljahres 1902/3. Sonderabdruck aus „Elternabende. Populäre Vorträge, gehalten an den Elternabenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien". Wien und Leipzig, F. Deuticke 1903, angez. von R. Weißhäupl 697
Transactions and Proceedings of the American Philologial Association 1902. Vol. XXXIII. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, angez. von J. Golling 280
Trausel W., Einführung in die Phonetik und ihre Anwendung auf den ersten Sprachunterricht. Für Lehrer und Lehramtskandidaten. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1902, angez. von M. H. Jellinek 700

Uhle W., Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. I. Teil für die unteren Klassen. 4. Aufl. Leipzig, Freytag 1903, angez. von J. Müllner 473

Vogel O.-Ohmann O., Zoologische Zeichentafeln. Berlin, Winckelmann & Söhne 1903, angez. von H. Vieltorf 702
Vogel Th., Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. 1. Bändchen: Buch III—V. 4. Aufl. besorgt von A. Weinhold. Leipzig, Teubner 1903, ang. von J. Golling 468

Seite

Weinhold A. s. Vogel Th.
Weiske G. A., Die griechischen anomalen Verba für den Zweck schriftlicher Übungen in der Schule. 12. verb. Aufl. besorgt von K. Weiske. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1901, angez. von F. Weigel 698
Weiske K. s. Weiske G. A.
Wershoven F. J., Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Cöthen, O. Schulze 1902, angez. von A. Würzner 990
— —, Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Cöthen, O. Schulze 1903, angez. von A. Würzner 184
Winckelmann A., Handbuch der Physik. 2. Aufl. IV. Bd., 1. Hälfte. Elektrizität und Magnetismus I. Leipzig, Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin 474
Witlaczil E., Bau, Tätigkeit und Pflege des menschlichen Körpers. Zunächst für Mädchenlyzeen. Wien, Hölder 1903, angez. von H. Vieltorf 475

Programmenschau.

Aschauer E., Englisch-deutsche Lautentsprechungen. Progr. der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien 1902, angez. von A. Würzner 188

Baran A., Nikotin und Alkohol, zwei falsche Freunde. Progr. des Gymn. in Krems 1902, angez. von J. Rappold 477
Beneš J., Die Selbsthilfe, ein Hauptziel der schulmäßigen und häuslichen Erziehung. Vortrag, gehalten für Eltern und Quartiergeber der Schüler am 12. März 1902. Progr. der Landes-Oberrealschule in Wiener Neustadt 1902, angez. von J. Rappold 192
Blumrich J., Bestimmungstabellen der um Bregenz häufigeren Laub- und Lebermoose. Progr. des Komm.-Obergymn. in Bregenz 1902, angez. von R. Solla 190, 480
Bouchal A., Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen Österreichs zu Böhmen und Ungarn zur Zeit der Babenberger in pragmatischer Darstellung. Progr. der Landes-Realschule in Znaim 1902, angez. von J. Loserth 372
Brand E., Über den Bildungswert des Griechischen. Besprochen am 8. März im Festsaale des Gymn. 1902. Progr. des Gymn. in Bielitz 1902, angez. von J. Rappold 897
Bukovský A., Manganhältige Minerale von Kuttenberg (čechisch). Progr. der Oberrealschule in Kuttenberg 1902, angez. von F. Bayer 479

Czechowski D., Die Hausgötter in Pompeji. Progr. des II. Gymn. in Przemyśl (ruthenisch) 1902, angez. von St. Rzepiński 1071
Czerny J., Herzog Bernhard von Weimar und der französische Hof im Jahre 1637. Progr. des Obergymn. in Brüx 1902, angez. von J. Loserth 372

Döll E., Über die Beobachtung des Falles von Meteoriten und das Aufsuchen derselben. Progr. der öffentlichen Unterrealschule im I. Bez. von Wien 1903, angez. von F. Noë 995

Seite

Dürschmid W., Über die Ursachen der Steppen- und Wüstenbildung. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Proßnitz 1902, angez. von J. Mayer 286

Ellinger J., Das Wichtigste aus der Syntax des Artikels und der Pronomina im Neuenglischen. Progr. der k. k. Franz Joseph-Realschule in Wien 1902, angez. von W. Swoboda 370

Emig T. J., Die Betätigung der Phantasie im Geographie-Unterrichte. Progr. der Realschule in Dornbirn 1902, angez. von J. Mayer 285

Essl W., Beitrag zu einer Kryptogamenflora um Krumau. Progr. der III. deutschen Realschule in Prag-Neustadt 1902, angez. A. Burgerstein 480

Fischer G., Der Anteil Vorarlbergs am österreichischen Erbfolgekriege im Jahre 1744. Progr. des Real- und Obergymn. in Feldkirch 1902, angez. von L. Pröll 1072

Fuchs C. A., Ein Beitrag zur Fauna von Komotau und Umgebung. Progr. des Komm.-Obergymn. in Komotau 1903, angez. von A. Burgerstein 375

Gaheis A., Aquileia. Vortrag, gehalten vor den Schülern der IV. bis VIII. Klasse des Triester Gymn. zur Vorbereitung auf den Besuch Aquileias. Progr. des Gymn. in Triest 1903, angez. von J. Oehler 896

Gatscher F., Bemerkungen über die Kunst des Übersetzens. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau 1903, angez. von J. Golling 284

Gerstner J., Die Kristallographie an der Realschule. Progr. der Realschule im II. Bez. von Wien 1903, angez. von F. Noë 995

Glos T., A. V. Šmilovský. Beitrag zur Erkenntnis und Würdigung seiner literarischen Tätigkeit (čechisch). Progr. der Landes-Oberrealschule in Ungar.-Brod 1902, angez. von E. Kraus 93

Głowacki J., Beitrag zur Laubmoosflora der österreichischen Küstenländer. Progr. des Gymn. in Marburg 1902, angez. von R. Solla 994

Grünwald A., Geodätische Linien auf dem Ellipsoide. Progr. der II. deutschen Realschule in Prag-Kleinseite 1903, angez. von F. Schiffner 93

Hatheyer V., Die protestantische Bewegung im Lungau und das Kapuzinerkloster in Tamsweg. Progr. des f. e. Gymn. am Collegium Borromæum in Salzburg 1903, angez. von L. Pröll 373

Herold F., Ein Ausflug nach Ober-Ägypten. Progr. des k. k. akademischen Gymn. in Wien 1902, angez. von L. Pröll 704

Illing W., Der Regierungsantritt Ferdinands I. in den niederländischen Erblanden. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Floridsdorf 1903, ang. von J. Loserth 1185

Jahn A., Westarabien. Eine geographische Skizze nach den Berichten der Reisenden. II. Teil. Progr. der Oberrealschule in Olmütz 1903, angez. von J. Müllner 891

Jaksche F., Die Entstehung, Bestimmung und Ausbreitung des ritterlichen Ordens mit dem roten Stern. Progr. des deutschen Gymn. in Kremsier 1902, angez. von J. Loserth 478

Seite

Jovanovic V., Die Wasserstraßen unserer Monarchie. Progr. des Niederösterr. Landes-, Real- und Obergymn. in Mödling 1903, angez. von J. Müllner 706
Juroszek L., Die Sprache der Ortsnamen. Progr. der öffentlichen Unterrealschule im III. Bez. von Wien 1902, angez. von A. Würzner 92

Khull F., Jugend- und Kriegserinnerungen Johann B. Türks. Progr. des II. Gymn. in Graz 1902, angez. von J. Loserth 478
Kindlman Th., Über die Betonung des griechischen, adjektivischen und partizipischen Substantivs der 1. und 2. Deklination im Nominativ Singularis. Progr. des Landes-Unter- und Komm.-Obergymn. in Mähr.-Neustadt 1901, angez. von F. Weigel 703
Klein J., Fremdsprachliche Rezitationen als Mittel zur Förderung des neusprachlichen Unterrichtes. Progr. der Realschule in Leitmeritz 1902, angez. von A. Würzner 92
Knittl M., Kaiser Ferdinand I. 2. Teil. Für die Schule bearb. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Görz 1903, angez. von J. Loserth 1185
Knott R., Das Gefecht von Grenzhausen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Teplitz-Schönau 1903, angez. von J. Loserth 1185

Landwehr v. Pragenau M., Zur Geschichte Iwans III. Wassiljewič. Progr. des Obergymn. in Radautz 1901/2 und 1902, angez. von J. Loserth 887
Lieger P., De epistula Sapphus. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien 1902, angez. von H. St. Sedlmayer 369
Loebl A. H., Das Deutsche Reich zur Zeit der ersten Zusammenkunftsversuche zwischen Kaiser Josef II. und Friedrich dem Großen. Progr. der Realschule im II. Bez. in Wien 1902, angez. von J. Loserth 372
Lühne V., Beitrag zur Flora des Triester Golfes. Progr. des Komm.-Realgymn. in Tetschen a. E. 1902, angez. von R. Solla 190
— —, Unsere Kenntnisse über Artenbildung im Pflanzenreiche. Progr. des Komm.-Realgymn. in Tetschen a. E. 1902, angez. von R. Solla 1073

Maiwald P. V., Die Opizische Periode in der floristischen Erforschung Böhmens. *B.* Die ersten Teilnehmer an der Opizischen Tauschanstalt. Progr. des Stifts-Obergymn. zu Braunau 1902. angez. von A. Burgerstein 893
Mannl O., Die Prämonstratenser der Prager Erzdiözese nach den Bestätigungsbüchern (1345—1436). Progr. des deutschen Gymn. in Pilsen 1903, angez. von G. Juritsch 889
Mark H., Zum tirolisch-salzburgischen Bergwerksstreit im Zillertal. Progr. der Realschule in Salzburg 1902, angez. von J. Loserth 477
Mekler S., Exegetisch-kritische Beiträge zu den Fragmenten der griechischen Tragiker. Progr. des Elisabeth-Gymn. in Wien 1903, angez. von S. Reiter 884
Miklau J., Streifzüge durch Asien. Progr. des Gymn. in Marburg 1903, angez. von J. Müllner 891
Mierini W. v., Über eine Erweiterung der Sätze von Pascal und Brianchon. Progr. der Realschule im VI. Bez. Wiens 1902, angez. von A. Breuer 374
Mušik H., Ein archäologischer Schulatlas. Progr. des Elisabeth-Gymn. in Wien 1904, angez. von J. Oehler 897

Seite

Nekola F., Die Adelsgeschlechter in Klattau in den Jahren 1627—1747. Progr. des Realgymn. in Klattau 1902, angez. von Z. Winter 705

Pantl E., Die von L. Bock aufgestellten Regeln über den Gebrauch des Konjunktivs im Mittelhochdeutschen, untersucht an den Schriften Meister Eckarts. Progr. des II. Gymn. im II. Bez. Wiens 1899 und des Franz Joseph-Gymn. in Freistadt 1902, angez. von M. H. Jellinek 886

Pawlitschek A., Einige Eigentümlichkeiten der Bukowinaer Insektenfauna mit besonderer Rücksichtnahme auf Schmetterlinge und Käfer. Progr. des Gymn. in Czernowitz 1902, angez. von F. Müller 894

Pirchegger H., Geschichte Pettaus im Mittelalter. I. Teil. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Pettau 1903, angez. von J. Loserth 1185

Poetsch L., Linz und Umgebung im Dienste des erdkundlichen Anschauungsunterrichtes. Progr. der Oberrealschule in Linz 1900 und 1902, angez. von J. Mayer 890

Poli G., La battaglia die Maclodio secondo un nuovo documento. Progr. del Gin. privato pr. vescovile di Trento 1903, angez. von J. Loserth 887

Pommer O., Zur Kritik und Würdigung der Ethik Schopenhauers. Eine Untersuchung ihrer Vorraussetzungen. Progr. des Gymn. in Triest 1902, angez. von E. Gschwind 191

Pummerer A. S., Der gegenwärtige Stand der Eckhart-Forschung. Progr. der Stella Matutina zu Feldkirch 1903, angez. von A. Bernt 992

Reisenhofer R., Die sphärischen Kegelschnitte. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1902, angez. von F. Schiffner 892

Reiter S., I. Textkritisches zu Ciceros Orator. II. Noch einmal '*elementum*'. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Kgl. Weinberge 1902/3, angez. von A. Kornitzer 885

Rollner F., Zur V. Vorlesung Lagranges über die Funktionenrechnung. Abgekürzte Darlegung auf Grund des Wertigkeitsprinzips. Progr. der Landes-Oberrealschule zu Römerstadt 1902, angez. von E. Grünfeld 189

Rosati L., La lebbra nel medio evo e lo spedale per i lebbrosi a Sant' Ilario presso Rovereto. Progr. d. i. r. scuola reale superiore Elisabethina die Rovereto 1902, angez. von J. Loserth 478

Schmidt J., Ein planimetrisches Problem. Progr. der Kommunal-Realschule in Eger 1902, angez. von F. Schiffner 892

Schöberl F., Das österreichische Alpenvorland an seiner schmalsten Stelle. Progr. des Gymn. in Ried 1903, angez. von J. Müllner 707

Sláma A., Zur Analyse von Goethes Singspiel „Erwin und Elmire". Einleitender Teil (čechisch). Progr. der Landes-Oberrealschule in Gewitsch 1902, angez. von E. Kraus 92

Spengler G., Meinongs Lehre von den Annahmen und ihre Bedeutung für die Schullogik. Progr. des k. k. Erzherzog Rainer-Gymn. im II. Bez. Wiens 1903, angez. von E. Gschwind 1187

Stark A., Welche Tatsachen sprechen für einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen den Kryptogamen und Phanerogamen? Progr. des städt. Realgymn. in Gablonz a. N. 1902, angez. von A. Burgerstein 893

Seite

Steinmann H., Der böhmische Aufstand (1618—1620) in den Liedern und Satiren der Zeitgenossen. Progr. des böhm. Realgymn. in Mährisch-Ostrau 1902, angez. von Z. Winter 705
Stettner E., Über Prüfen, Klassifizieren und Semestralzeugnisse. Progr. des Gymn. in Bielitz 1902, angez. von J. Rappold 897
Stršinek A., Adventiv-Wurzeln der Species Roripa amphibia, nebst einer Erörterung über die Adventiv-Wurzeln im allgemeinen (čechisch). Progr. der böhm. Realschule in Kremsier 1902, angez. von F. Bayer 479
Svoboda H., Zur Hydrographie des Krainer Karstes. Progr. der Oberrealschule in Laibach 1903, angez. von J. Müllner 891
Swoboda H., Organisation der Honigbiene und der Bienenstaat. Progr. der mähr. Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1902/3, angez. von F. Müller 1186

Thüssing J., Gedanken und Bedenken. Die subjektlosen Sätze. Progr. des öffentl. Privat-Untergymn. an der Stella Matutina zu Feldkirch 1902, angez. von J. Golling 187
Traversa E., War Konrad von Polen Patriarch von Aquileja? Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn 1903, angez. von J. Loserth 887
Turba G., Über das rechtliche Verhältnis der Niederlande zum Deutschen Reiche. Progr. des Gymn. im XIII. Bez. Wiens 1904, angez. von J. Loserth 888

Wickner J., Eine Schiller-Feier am Staatsgymnasium zu Krems, angez. von J. Rappold 477
Wiedermann M., De ablativi usu in Silii Italici Punicis I. Progr. des Gymn. in Landskron 1902, angez. von J. Golling 188
Wiesbauer J. B., Der Schulgarten. Systematische Aufzählung der im Schulgarten des Duppauer Gymn. kultivierten Pflanzen. Progr. des Privatgymn. in Duppau 1902, angez. von A. Burgerstein 480
Wiskoczil E., Unmittelbare Darstellung der einzelnen Bilder der regelmäßigen Vielflächner. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1902, angez. von A. Breuer 374
Wotke K., Ein Beitrag zur Geschichte des Kantianismus in Österreich. Progr. des öffentl. Untergymn. im VIII. Bez. von Wien (Buchfeldgasse) 1903, angez. von G. Spengler 895
Wunderlich K., Ein Beitrag zum Betriebe des altklassischen Unterrichtes am Gymnasium. Progr. des Gymn. in Teplitz-Schönau 1902, angez. von J. Rappold 476
Wurm Fr., Botanische Beiträge aus der Umgebung von Rakonitz (čechisch). Progr. der Oberrealschule in Rakonitz 1902, angez. von F. Bayer 479

Zeman J., Von Catania zum Krater vom Aetna. Erinnerung an eine Reise durch Sizilien. Progr. des Real- und Obergymn. in Kolin 1903, angez. von E. Fait 896

Seite

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für K. und U. vom 12. Dezember 1903, Z. 10.519, betreffend den Übertritt von Absolventinnen eines öffentlichen Mädchenlyzeums an eine Lehrerinnenbildungsanstalt 600
Erlaß des Min. für K. u. U. vom 21. Dezember 1903, Z. 2447/K. U. M., betreffend die Vorschriften über die Gewährung von Fahrbegünstigungen 601
Erlaß des Min. für K. und U. vom 24. Februar 1904, Z. 6404, betreffend die körperlichen Übungen an Mittelschulen 601
Erlaß des Min. für K. und U. vom 5. März 1904, Z. 41.947 ex 1903, mit welchem ein neues Verzeichnis der für die österreichischen Mittelschulen (einschließlich der Mädchenlyzeen) allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel veröffentlicht wird 602
Verordnung des Min. für K. und U. vom 7. April 1904, betreffend die Zulassung von Abiturientinnen öffentlicher Mädchenlyzeen zum pharmazeutischen Beruf (Apothekergewerbe) 603
Verordnung des Min. für K. und U. vom 14. Juli 1904, Z. 4509, betreffend die Zulassung der Realschulabsolventen zu den Universitätsstudien 1075
Erlaß des Min. für K. und U. vom 16. August 1904, Z. 4572, betreffend die Entlohnung der an staatlichen Lehranstalten bestellten Aushilfsdiener während der Ferialzeit 1076
Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes und Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses 603, 1077

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen 605, 1077
Auszeichnungen 610, 1091
Nekrologie 610, 1092

Entgegnung. Von A. Jahn 94
Erwiderung. Von J. Müllner 95
Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg (April 1904). Von J. H. 95
Zeitschriftenschau Nr. 3 I—XVI
Eingesendet. Von M. Holba 192
Entgegnung. Von K. Lorentz 287
Erwiderung. Von E. Grünfeld 287
Eingesendet 288
Gymnasium und Realschule (Entgegnung). Von H. Januschke 376
Erwiderung. Von N. Herz 380
II. Internationaler Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichts, Bern 1904 382
Eingesendet 384

Seite

Eingesendet. Jahresversammlung des Vereines Ferienhort für bedürftige Gymnasial- und Realschüler in Wien 611
Berichtigung 612
Berichtigung. Von F. Dörfler 707
Erwiderung. Von J. Zycha 708
Zeitschriftenschau Nr. 4 I—XVI
Entgegnung. Von J. Ellinger 898
Erwiderung. Von W. Swoboda 900
Berichtigung. Von W. Oechs 900
Eingesendet. Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Theodor Mommsen 996
Mitteilung. Gebrannte und ungebrannte *Terra sigillata*. Von P. Diergart 1073
Eingesendet. Aufruf zur Errichtung eines Grabsteines für Wilhelm Baley. Ein Aufsatzinstitut 1188

Eingesandte Bücher:

Bahnsen J., Wie ich wurde, was ich ward. München, Müller. Mk. 8·—. — Beigel R., Rechnungswesen und Buchführung der Römer. Karlsruhe, Braun. Mk. 5·—. — Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Heft 17. Würzburg, Stuber. Mk. 3·60. — Berger K., Schiller. I. Bd. München, Beck. Mk. 5·—. — Bork-Klepsch, Elemente der Chemie und Mineralogie. Paderborn, Schöningh. — Briefe von und an G. E. Lessing. I., III. Bd. Leipzig, Göschen. — Brugier G., Geschichte der deutschen Literatur. Freiburg, Herder. Mk. 6·50. — Carl L., Algebraische Aufgaben. 2. Aufl. Oldenburg, Stalling. Mk. —·60. — Cäsars Bürgerkrieg von Kleist. Text und Kommentar. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Ciceros Philosophische Schriften von Boltenstern. I. Text und Kommentar. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Ciceros Rhetorische Schriften von Keeb. Text. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Dähnhardt V. Dr., Naturgesch. Volksmärchen. Leipzig, Teubner. Mk. 2·40. — Dante Alighieris Göttliche Komödie. Leipzig, Teubner. Mk. 6·—. — Daudet A., Ausgew. Erzählungen von Schindler s. Wörterbuch. Wien, Tempsky. — English Autors. Liefg. 92, 94—100. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Die Erdkunde. III. Teil. Wien, Deuticke. — Euphorion XI. 3. Wien, Fromme. — Euripides' Iphigenie bei den Tauern von Muff. Text und Kommentar. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Euripides' Medea von Muff. Text und Kommentar. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Falck E., Deutsche Göttergeschichte. Leipzig, Teubner. Mk. 1·20. — Falck E., Wölsungen und Niflungen. Leipzig, Teubner. Mk. 1·20. — Funke A., Unter den Coroados. Leipzig, Teubner. Mk. 3·20. — Gansberg F., Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Leipzig, Teubner. Mk. 3·20. — Gardthausen V., Augustus und seine Zeit. I./II. Teil. III. Band. Leipzig, Teubner. — Goethes Werke. Bd. 22. Leipzig, Bibliogr. Institut. — Hau-Wolf, Die ausländischen Klassiker. Bd. 3. Leipzig, Bredt. — Hemme A. Dr., Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? 2. Aufl. Leipzig, Avenarius. — Herzog E., Streitfragen der romanischen Philologie. I. Bd. Halle, Niemeyer. — Holder A., Alt-Celtischer Sprachschatz. 16. Liefrg. Leipzig, Teubner. Huberich K., Zeichenunterricht. Stuttgart, Effenberger. — Hüter L., Schülerkommentar zu Sophokles' Antigone. Wien, Tempsky. — Kaluza-Thurau. Eduard Koschwitz. Berlin, Weidmann. Mk. 1·—. — Keck-Russe, Deutsche Heldensagen. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. Mk. 3·—. — Kleinpeter H. Dr., Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart. Leipzig, Barth. Mk. 3·—. — Kleists Werke, Bd. 2, Leipzig, Bibliogr. Institut. — Koch J. Dr., Schulgrammatik der englischen Sprache. 2. Aufl. Hamburg, Grand. — Kraepelin K., Naturstudien. Leipzig, Teubner. Mk. 1·—. — Krumbach-Spindler, Sammlung deutscher Aufsätze I. Leipzig, Teubner. Mk. 2·—. — Kuenen-

Evers, Die deutschen Klassiker. Bd. 13, 27. Leipzig, Bredt. — Lehmann K., Lehrbuch der philosoph. Propädeutik. Berlin, Reuther & Ko. Mk. 3·60. — Lentz E. Dr., Die Vorzüge der gemeinsamen Unterbauer. 3. Aufl. Berlin, Salle. Mk. 1·—. — Livi ab urbe condita libri pars VII fasc. IV ed maior. Wien, Tempsky. — Martus H. E. E., Mathem. Aufgaben. III. Teil. Dresden, Koch. Mk. 4·20. — Meinong A., Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Leipzig, Barth. Mk. 18·—. — Mitteregger P. Dr., Deutsches Lesebuch für Mädchen-Lyzeen. III. Bd. Wien, Deuticke. — Möller M. Dr., Orientierung nach dem Schatten. Wien, Hölder. — Mommsen Th., Reden und Aufsätze. Berlin, Weidmann. Mk. 8·—. — Müller-Kutnewsky, Aufgabensammlung. Ausg. A. II. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. — Müller-Michaelis, Latein. Satzlehre. Leipzig, Teubner. — Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken. Heft. 1. Halle, Niemeyer. — Noack K. Dr., Aufgaben für physikal. Schülerübungen. Berlin, Springer. — Platons, Lachez u. Euthyphron v. Bamberg Text u. Kommentar. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Preisendanz-Hein, Hellenische Sänger. Heidelberg, Winter. Mk. 1·—. — Prosateurs français. Liefrg. 152—155. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Reform-Ausgaben mit fremdsprachl. Anmerkungen. Nr. 1, 4, 8, 9. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Reich H., Die Königin mit der Dornenkrone. Leipzig, Teubner. Mk. 1·—. — Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädag. Psychologie. VIII. Bd., 1. Heft. Berlin, Reuther & K. Mk. 1·20. — Sammlung deutscher Schulausgaben. Liefrg. 91, 102—110, 112. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Sammlung Schubert. Bd. 42, 48. Leipzig, Göschen. — Sandeau J., Mademoiselle de la Seiglière von Schmidt s. Wörterbuch. Wien, Tempsky. — Schrader V., Totenhochzeit. Jena, Costenoble. Mk. 1·50. — Griech. u. latein. Schultexte. 30, 36, 78. Hannover, Nordd. V. A. à Mk.—·55. — Seiler Fr., Die Entwicklung der deutschen Kultur. I. Halle, Buchh d. Waisenhauses. Mk. 2·20. — Sievers W. Dr., Asien. 2. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Inst. — Tecklenburg A., Geschichtsunterricht. Hannover, Meyer. Mk. 3·50. — Théâtre français. 70. Liefrg. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Unser Shakespeare. IV. Halle, Niemeyer. — Religionsgesch. Versuche. II. Bd., 3. Heft. Gießen, Ricker. Mk. 1·60. — Vries H. de Dr., Die Lehre von der Zentralprojektion. Leipzig, Göschen. Mk. 3·—. — Werner K. M., Hebbel. Berlin, Hofmann & Ko. — Wiedemann-Ebert, Physikal. Praktikum. 5. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn. Mk. 10·—. — Die Wissenschaft. Heft 3. Braunschweig, Vieweg & Sohn. Mk. 3·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die angebliche Jahrtausendfeier des Dianatempels von Ephesos.

Bis zum Jahre 1872, in welchem zum ersten Male ein zusammenhängender Bericht Friedrich Adlers über die Ausgrabungen Woods am Dianatempel von Ephesos erschienen ist, war man für die Erforschung der Anlage, Baugeschichte und Schicksale des berühmten Heiligtums bloß auf die aus den Werken der antiken Literatur, den bisbin gefundenen ephesischen Inschriften und Münzen fließenden Quellen angewiesen. Aber seit E. Guhls sorgfältiger Arbeit sind wir über gutgemeinte Versuche, seinen Apparat zu ergänzen, nicht hinausgekommen, so unvermeidlich es war, daß sich in Darstellungen, denen überdies die Kontrolle an den Bauresten des großen Trümmerfeldes versagt war, Irrtümer, ja mitunter phantastische Trugschlüsse einschlichen, durch welche auch die rein philologische Interpretation der Überlieferung schädlich beeinflußt wurde. So hat denn erst wieder in jüngster Zeit ein Streitfall, der auf allgemeineres Interesse Anspruch erheben kann, die Notwendigkeit einer erneuten Durchforschung, Ergänzung und textkritischen Bearbeitung aller auf das Artemision, bezw. auf ganz Ephesos bezüglichen Nachrichten griechisch-römischer, biblischer, patristischer, byzantinischer Autoren augenfällig dargetan. Seiner, wie ich hoffe, endgiltigen Entscheidung sind die folgenden Auseinandersetzungen gewidmet.

Eine vor Zeiten oft und ausgiebig behandelte Stelle des Macrobius, Sat. V 22, 4, lautet: *Alexander Aetolus poeta egregius in libro qui inscribitur Musae refert, quanto studio populus Ephesius dedicato templo curauerit praemiis propositis, ut qui tunc erant poetae ingeniosissimi in deam carmina diuersa com-*

ponerent. In his uersibus Opis non comes Dianae, sed Diana ipsa uocata est. Loquitur autem, ut dixi, de populo Ephesio:

> *Ἀλλ' ὅ γε πευθόμενος πάγχυ Γραικοῖσι μέλεσθαι*
> *Τιμόθεον κιθάρας ἴδμονα καὶ μελέων*
> *υἱὸν Θερσάνδροιο, τὸν ἤινεσεν ἀνέρα σίγλων*
> *χρυσείων ΕΡΗΝ*[1]) *δὴ τότε χιλιάδα*
> *ὑμνῆσαι ταχέων Ὦπιν βλήτειραν ὀϊστῶν,*
> *ἥ τ' ἐπὶ Κεγχρείωι τίμιον οἶκον ἔχει,*

et mox: Μηδὲ θεῆς προλίπηι Λητωΐδος ἄκλεα ἔργα.

Apparuit, ni fallor, Opin Dianam dictam usw., d. h.:

„Der treffliche Dichter Alexander von Pleuron in Aetolien" — er blühte um 280 gleichzeitig mit Kallimachos und Theokrit — „erzählt in seinem Werke *Musae*, mit welchem Eifer das Volk von Ephesos nach erfolgter Tempelweihe durch ausgesetzte Preise dafür Sorge trug, daß die besten Dichter der damaligen Zeit verschiedene Lieder auf die Göttin verfassen möchten. In seinen Versen wird nicht die Begleiterin der Diana, sondern Diana selbst Opis genannt. Er erzählt nämlich, wie gesagt, vom Volke von Ephesos folgendes:

«Da nun dieses erfuhr, daß bei den Griechen Timotheos, der Meister des Spiels und Gesangs, der Sohn des Thersander, hoch gepriesen werde, da forderte es den Mann auf,» — die folgende Zeile mit der verderbten Lesart *ΕΡΗΝ* bleibe vorläufig unübersetzt — «ein Lied zu singen auf Opis, die Schützin flüchtiger Pfeile, die am Kenchreios wohnt im stattlichen Haus».... und gleich unten: «Damit nicht ruhmlos blieben die Taten der Tochter der Leto.» Es ist also klar, wie ich glaube, daß Diana selbst Opis genannt wird u. s. f."

In der verderbten Z. 4 hat nun Meineke *Anal. Alex.* p. 225 *ΕΡΗΝ* durch *ἱερὴν* ersetzt, hinter *ταχέων* Z. 5 ein *τε* (*τ'*) eingefügt, *χιλιάς* für gleichbedeutend mit *χιλιετηρίς* erklärt, *σίγλων χρυσείων* zum *gen. pretii* gemacht und die Stelle übersetzt: «Das Volk forderte jenen Mann auf, für goldene Shekel die heilige Jahrtausendfeier und die Diana zu besingen.» Man hat ferner aus Diodor XIV 46[2]) die Vermutung geschöpft, daß an der von Macrobius bezeugten Dichterkonkurrenz neben Timotheos wohl auch Philoxenos, Telestes und Polyeidos teilgenommen haben dürften (Bergk, Gr. L.-G. II 539), und endlich mit Meineke folgenden Schluß gezogen:

---

[1]) So unsere Hss., der verschollene, für die *Graeca* wertvolle Codex des Camerarius (s. L. v. Jan in den Prolegg. seiner Ausgabe p. LIII, not. 8, LXXX und LXXXVII): *χρυσειων ιερων*.

[2]) *Ἤκμασαν δὲ κατὰ τοῦτον τὸν ἐνιαυτὸν* (Ol. 95, 3 = 398 a. Chr.) *οἱ ἐπισημότατοι διθυραμβοποιοί, Φιλόξενος Κυθήριος, Τιμόθεος Μιλήσιος, Τελέστης Σελινούσιος, Πολύειδος, ὃς καὶ ζωγραφικῆς καὶ μουσικῆς εἶχεν ἐμπειρίαν.*

Unter der Voraussetzung, daß Timotheos, dessen Blütezeit Diodor in das 3. Jahr der 95. Olympiade (398) gesetzt habe, im 1. Jahr dieser Olympiade (400) das Lied auf die Diana sang, ergebe sich, daß die Ephesier geglaubt hätten, ihr Artemision sei im J. 1399 gegründet worden.

Diese Interpretation stieß 70 Jahre lang auf keinen Widerspruch. Erst als vor kurzem R. v. Schneider in seiner orientierenden Einleitung zum Katalog der Ausstellung von Fundst. aus Ephesos, 2. Aufl., S. III beiläufig auf die Sache zurückgekommen war, hat v. Wilamowitz-Möllendorff (Hermes XXXVII 303) dagegen lebhaften Protest erhoben: Ganz abgesehen davon, sagt er, daß ja unter den in jenem Zeitraum der Perserherrschaft besonders ungünstigen politischen Verhältnissen der Jubiläumsschwindel überhaupt der griechischen Sitte ganz fremd gewesen sei, sollte so etwas auch der Name Meinekes nicht decken, weder die perverse Verbindung der 1000 Jahre und der Göttin noch auch die mit einer unsicheren Stelle des Steph. Byz. belegte Bedeutung von *χιλιάς*. Jeder unbefangene Leser müsse vielmehr die Zahl neben der Münze auf diese beziehen und annehmen, daß Timotheos nach dem Willen des Volkes für eine *χιλιὰς χρυσείων σίγλων* das Gedicht auf die Göttin machen solle. Der Akkusativ *χιλιάδα* könne mithin nur von einem in *EPHN* steckenden Partizip abhängen, und dieses *ερην*, bezw. *ιερων*, sei nichts anderes als *αἱρων*; das sage man wie «erheben» bei uns, da man das Geld *ἐπὶ τραπέζης τίθεται* (Plut. de aere al. 4). Als das Volk also in der Lage sei, 1000 Goldshekel (= Statere, Dareiken) zu erheben, beschließe man, den ausgezeichneten Dichter zur Abfassung eines Kultliedes zu bestimmen. Dies sei aber auch alles, meint v. Wilamowitz, was sich aus der Stelle erschließen lasse: die Nachricht über die Tempelweihe, von der in den erhaltenen Versen Alexanders nichts gesagt werde, sei eine Ungenauigkeit des berichterstattenden Macrobius; diese Tempelweihe selbst unter Hinweis auf die zitierte Stelle Diodors in die Zeit um 398, das Epochenjahr der Blütezeit des Dithyrambus, zu verlegen, sei eine haltlose Möglichkeit; vollends aus der Luft gegriffen sei die Annahme, daß an jenem fraglichen Weihefeste mit Timotheos die übrigen Meister des Dithyrambus Philoxenos, Telestes und Polyeidos in Konkurrenz getreten wären....

Wir haben also die aktuelle Frage zu entscheiden, inwieweit wir uns durch v. Wilamowitz-Möllendorffs radikale Skepsis gegenüber dem Berichte des Macrobius und der Deutung, die diesem Berichte durch Meineke gegeben wurde, gefangennehmen lassen dürfen. Kein Zweifel freilich, daß v. Wilamowitz in der Hauptsache überzeugte Zustimmung finden muß: er hat Recht, wenn er die Erfindung Meinekes von einem um 398 in Ephesos inszenierten „1000jährigen Jubiläum" endlich ausgeschaltet wissen will. Von keiner Bedeutung für das Tatsächliche ist hiebei die Frage, ob für *αἱρων* «in der Lage zu beheben» nicht ein begrifflich

besser entsprechendes Verb wie etwa *χρείων* «bewilligend» [1]) gefunden werden könnte, wichtig dagegen die Untersuchung, ob um 398 wie im übrigen Hellas so in Ephesos Stimmung und Vorbedingungen für festliche Veranstaltungen großen Stils gefehlt hätten. Hier möchte ich zunächst dem Zweifel Ausdruck geben, ob gerade für Ephesos der einfache Hinweis auf die politische Trübsal jener Zeiten hinreicht, um ein Weihefest des Tempels, wie es Macrobius berichtet, ohneweiters als freie Erfindung dieses späten Epigonen ins Reich der Fabel verweisen zu können. Man vergegenwärtige sich nur vor allem die Interessensphären und Erwerbsverhältnisse der *μεγάλη πόλις Ἰοχεαίρης*.

Da im heiligen Bezirk des Tempels eine der größten und sichersten, von Griechen wie von Orientalen und besonders von Persern benützten Depositenbanken bestand (Dio Prus. I, p. 235, 9 v. Arnim), war die meist orientalische Priesterschaft der griechisch-asiatischen Gottheit selbstverständlich stets beflissen, eine möglichst internationale Stellung einzunehmen (Curtius Griech. Gesch. I 567; II 57; Zimmermann, Ephesos im I. christl. Jahrh. S. 11, 18, 50, 56 u. ö.). Die übrige, von dieser Priesterschaft so vielfältig abhängige Bevölkerung, für welche der Fremdenverkehr seit jeher Hauptsache war, hat niemals große Neigung dargetan, sich ohne praktischen Vorteil für die Ideale hellenischer Freiheit zu begeistern (Curtius, Beitr. z. Gesch. und Topogr. Kleinasiens, S. 16 ff.). Als Asyl wie als bedeutendstes Handelsemporium in Kleinasien mußte Ephesos vielmehr stets neutraler Boden bleiben, auf welchem der Verkehr, dessen die beiden Gegengestade nicht entbehren konnten, ununterbrochen fortging, der Weltmarkt fortbestand, persische Shekel und griechische Drachmen nebeneinander geprägt wurden (Brandis, Gesch. des Münzw. in Vorderasien, S. 328). Da somit wie in den angesehenen Kultstätten des übrigen Hellas so besonders in Ephesos die politische Lage n i e einen erheblichen Einfluß auf die Veranstaltung volkstümlicher religiöser Feste ausüben konnte oder durfte, so wird die dezidierte Nachricht des Macrobius von einem damals abgehaltenen, mit einer großen Dichterkonkurrenz verbundenen Tempelfeste gewiß nicht *a limine* als eine haltlose Fiktion des Berichterstatters qualifiziert werden können. Daß die Durchführung einer solchen Feier — sei es selbständig, sei es zusammen mit dem alljährlich durch den ganzen Monat März (*Ἀρτεμισιών*) durchjubelten, mit Aufzügen, Gelagen und Agonen verbundenen Hauptfeste des Dianatempels, den *Ἐφέσια* (*Ἀρτεμίσια*)

---

[1]) Zu dieser Bedeutung von *χράω* vgl. Her. III 58 *ἀπικόμενοι ὧν οἱ ἄγγελοι ἐδέοντο τῶν Σιφνίων δέκα τάλαντά σφι χρῆσαι· οὐ φασκόντων δὲ χρήσειν... τοὺς χώρους ἐπόρθεον*; VI 98; Lys. XIX 22, p. 153 u. ö. Die Nebenform *χρείων* zu *χρέων* bei Hom. *ϑ* 79 und h. Apoll. 215. In der Ähnlichkeit der aufeinander folgenden Wortbilder *χρυσείων χρείων* — die Form *χρείων* hat sich der Schreiber vielleicht nicht deuten können — läge auch eine Erklärung für das Entstehen der Korruptel. Vgl. übrigens Eurip. Iph. Aul. 75 *ἐρῶν ἐρῶσαν* u. ä.

— trotz der Ungunst der Zeiten m ö g l i c h war, wird nicht ernstlich bestritten werden können. Denn wir besitzen überdies wertvolle Zeugnisse dafür, daß gerade damals neben den in nächster Nähe von Ephesos, beim Bundestempel des Poseidon an der Mykale, gefeierten Panionien die Feste des Artemistempels in Ephesos für die Bindung und den Verkehr der kleinasiatischen Griechen immer größere Bedeutung erlangt hatten (Thuc. III 104; Dionys. Hal. IV 25; Strab. VIII 384, XIV 639). Und wenn wir heute aus v. Wilamowitz-Möllendorffs eigener lichtvoller Darstellung wissen, daß „etwa 398—396 bei dem Poseidon des Panionion an der Mykale Timotheos in dem altertümlichen Prachtgewande der Kitharoden, den Kranz auf dem Haupte, seine P e r s e r vorgetragen habe“ (Timotheos, Die Perser, kleine Ausgabe S. 63), so muß es nunmehr doppelt schwer fallen, eine Nachricht anzuweifeln, die nichts anderes enthält, als daß e t w a u m d i e s e l b e Z e i t i m n a c h b a r l i c h e n E p h e s o s e i n ä h n l i c h e s T e m p e l f e s t g e h a l t e n w o r d e n s e i. Das letzte Bedenken aber schwindet m. E. durch eine merkwürdigerweise bisher unbeachtet gebliebene Notiz des Eusebius-Hieronymus, die uns mitteilt, daß im J. 395 v. Chr. der Dianatempel von Ephesos zum zweiten Male abgebrannt sei[1]). Die durch diesen Brand und durch die darauffolgenden Restaurierungsarbeiten hervorgerufene *exauguratio* des Tempels hat aller Wahrscheinlichkeit nach die von Macrobius bezeugte *dedicatio,* seine neuerliche Einweihung[2]), erforderlich gemacht, bei deren Feier Timotheos um den wahrhaft ephesischen Preis von 1000 Dareiken — der Summe entspräche, wenn es angeht, moderne Geldwerte zum Vergleiche heranzuziehen, etwa ein Betrag von rund 20.000 Reichsmark[3]) — seinen uns leider nur mehr in kümmerlichen Restchen erhaltenen Hymnus auf Diana gesungen hat.

---

[1]) Eusebius-Hieronymus *ad a. Abr.* 1622 (= 395 *a. Chr.*, vgl. v. Gutschmid, kl. Schriften I 433 f., 481 f.): *Ὁ ἐν Ἐφέσῳ ναὸς αὖθις ἐνεπρήσθη.* Sync. 491, 7. *Ephesiorum templum rursus concrematum est.*

[2]) Die Weihe, bezw. Vollendung des u r s p r ü n g l i c h e n Baues kann nach Plin. N. h. XXXVI 14, mit dem der Baubefund übereinstimmt, nicht über 500 v. Chr. heraufgerückt werden.

[3]) Nach Kubitschek (Gymn.-Progr. Wien VIII., 1895, S. 12) sind 300 Dareiken = 1 Talent, mithin 1000 Dareiken = $3^1/_3$ Tal.; wenn wir demnach mit Hultsch Metrol. 186 das Talent = 5880 Mk. setzen, so entspräche jener *χιλιὰς σίγλων χρυσείων* in minderwertigen Elektron-Stateren ein Betrag von 19.600 Mk. (in Krösischen Stateren rund 22.500 Mk.). — Wohl schon zu den reichsten Veranstaltungen zählten die *ἀγῶνες ἡμιταλαντιαῖοι* und *ταλαντιαῖοι* (Longpérier *Rev. arch.* XIX 138, *Rev. numism.* XIV 31; CIL 269 *s*; CIG 2810); über die verhältnismäßig niederen Preise bei den Panathenaeen im 4. Jahrh. s. CIA II 965, bei dem Feste der Artemis Leukophryene Kern im Hermes XXXVI 495. — Pindar soll nach Schol. Nem. V 1 für ein Epinikion 3000 Drachmen gefordert haben; den anspruchsvollen Timotheos charakterisiert Plutarch Apophth. VI 675 Reiske: *Ἐπεὶ δὲ Τιμόθεος ὁ κιθαρῳδὸς ἐλπίσας πλείονα, λαβὼν δ' ἐλάττονα, δῆλος ἦν ἐγκαλῶν αὐτῷ* (sc. *Ἀρχελάῳ*) *καί ποτε ᾄδων τουτὶ τὸ κομμάτιον· «Σὺ δὲ τὸν γηγενέταν ἄργυρον αἰνεῖς» ἀπεσήμανεν εἰς ἐκεῖνον, ὑπέκρουσεν ὁ Ἀρχέλαος αὐτῷ· «Σὺ δὲ γ' αἰτεῖς.»*

Daß bei dieser festlichen Gelegenheit andere Poeten mit Timotheos im Wettstreit aufgetreten seien, hat allerdings Macrobius nur im Vorübergehen und ohne Angabe seiner Quelle mitgeteilt, weil es ihm offenbar bloß darum zu tun war, die Verwendung des Namens Opis für Diana urkundlich nachzuweisen. Aber gerade deshalb vermag selbst dieser Mangel meinen Glauben an die volle Richtigkeit seiner Nachricht nicht zu beeinträchtigen. Schon Bergk, Lit.-Gesch. II 539, Anm. 53, hat übrigens den am nächsten liegenden Gedanken approbiert, daß „ebendieselbe Quelle, aus der Macrobius die Verse des Alexandriners abschrieb, auch die Notiz über den Agon enthalten haben wird“, und wer sich vor Augen hält, wie weit der Rahmen war, der im griechischen Volksleben der Agonistik eingeräumt war, wird auch in dieser Beziehung die Glaubwürdigkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Nachricht nicht bestreiten können. „Es pflegten einst“, sagt Thukydides an der eben erwähnten Stelle III 104, 3[1]), „die Ionier und die umwohnenden Inselvölker eine große Versammlung auf Delos zu halten; denn sie begaben sich zu dieser Feier mit Weibern und Kindern, wie jetzt die Ionier zu den Ephesien, und es wurde ein gymnischer und musischer Wettkampf angestellt, und die Städte führten Chöre auf“. „Wie jetzt die Ionier zu den Ephesien“: dieses vollwertige zeitgenössische Zeugnis, das uns im Verein mit anderen Nachrichten die musischen Agone als wesentlichen Bestandteil religiöser Feste der Ionier erkennen läßt, unterstützt, wie ich glaube, sehr nachdrücklich die umstrittene Nachricht des Macrobius und bedarf m. E. kaum noch des Hinweises auf analoge Veranstaltungen anderer griechischer Kultstätten, um die Annahme zu rechtfertigen, daß Volk und Priesterschaft von Ephesos, für die der Fremdenverkehr Quelle des Erwerbs und Ansehens war, gerade anläßlich eines Erneuerungsfestes ihres Tempels gewiß nicht auf die altbewährte Anziehungskraft der Agone verzichtet haben werden. Wir haben Kunde von solchen Sängerkriegen und Wettkämpfen jeder Art (Dion. Hal. IV 25; Xen. Eph. I 2; Poll. IV 164; Ael. hist. an. XII 9; Aristoph. nub. 599; vgl. auch oben S. 5, Anm. 3) speziell auf Delos (Bull. hell. VI 81; 143; XIV 397 u. ö.), auf Rhodos (Hermes XXIX 24), in Syrakus (Liv. XXV 23; Plut. Marc. 18), Akrai (CIG 5430), bei der mit Ephesos in kultlicher Verbindung stehenden Artemis Leukophryene in Magnesia a. M. (Kern im Hermes XXXVI 512) und anderwärts; wir wissen, daß sich Agone um den Preis für das beste Gelegenheitsgedicht (Ath. XV 697 *a*), für die würdigste Leichenrede (z. B. für Maussolos, Welcker Gr. Trag. III 1079), das passendste Grabepigramm (Benndorf,

---

[1]) *Ἦν δέ ποτε καὶ τὸ πάλαι μεγάλη ξύνοδος ἐς τὴν Δῆλον τῶν Ἰώνων τε καὶ περικτιόνων νησιωτῶν· ξύν τε γὰρ γυναιξὶ καὶ παισὶν ἐθεώρουν ὥσπερ νῦν ἐς τὰ Ἐφέσια Ἴωνες καὶ ἀγὼν ἐποιεῖτο αὐτόθι και γυμνικὸς καὶ μουσικὸς χορούς τε ἀνῆγον αἱ πόλεις.*

Kultb. d. Ath. N. 35, Anm.; vgl. Vita Aesch. p. 380 Kirchh.), in Freud und Leid, bei den höchsten wie den banalsten Anlässen entsponnen haben: just bei diesem ephesischen Tempelfeste, für das uns Macrobius ausdrücklich von einer Dichterkonkurrenz zu berichten weiß, sollte entgegen aller sonstigen Gepflogenheit der übliche musische Agon durch ein Einzelgastspiel des Timotheos oder etwa einen Einzelbeitrag des Meisters *par distance* ersetzt worden sein? Das ist doch wenig wahrscheinlich. Der Wettstreit des „verwegenen Neuerers“ mit dem einen oder anderen seiner berühmten Zunftgenossen mag vielmehr die Sensation des Festes gewesen sein.

Ich eile zum Schlusse. Das Mißtrauen, mit welchem v. Wilamowitz auf den Bericht des Macrobius blickt, fußt hauptsächlich in der Meinung, daß man bei der von diesem Gewährsmanne erwähnten Tempelweihe nur an den hellenistischen Bau denken könnte, „der zu Alexanders von Pleuron und des Mythologen und des Vergilscholiasten Zeit noch gestanden sei“. Auch das ist ein Irrtum. Das von Macrobius-Alexander für c. 395 bezeugte Weihefest kann vielmehr, wie sich aus dem Gesagten bereits ergeben hat, nur dem alten Tempel gegolten haben, der 356, angeblich in derselben Nacht, in welcher Alexander d. Gr. geboren ward[1]), von Herostratus eingeäschert wurde. Nicht früher als etwa 323, also mehr als 70 Jahre nach unserem Weihefeste[2]), war auf der Grundlage dieses alten Tempels, fast 3 *m* aufgehöht[3]), die erneute Pracht des hellenistischen Heiligtums erstanden, das unter mancherlei Fährlichkeiten, oft geplündert oder zerstört, nach dem verheerenden Gothenbrande des J. 262 allerdings nur mehr in dürftigen Wiederherstellungen, bis zum Ende des IV. oder Anfang des V. christlichen Jahrhunderts fortbestanden haben dürfte. Diese Datierung läßt sich jetzt nicht bloß durch den Ausgrabungsbefund erhärten (Benndorf, Ephesus, Anz. d. kais. Akad. 1897, S. 7 ff. des Sonderdruckes), sondern auch dank einer bisher kaum beachteten Nachricht aus jener Zeit[4])

---

[1]) Gegenüber dieser genauen Angabe mahnt die ausgesprochene Vorliebe der Griechen für synchronistische Beziehungen zur Vorsicht; vgl. z. B. die bekannte Legende, daß Euripides am Tage der Schlacht von Salamis geboren sei, in welcher Aeschylus mitkämpfte, während Sophokles den Siegesreigen der Epheben geführt haben soll.

[2]) Plinius N. h. XVI 213 (lies: *in templo Ephesiae Dianae, utpote cum tota Asia exstruente ⟨ante⟩ CCCC annos peractum sit*).

[3]) s. W. Wilberg, Der alte Tempel, in der demnächst erscheinenden Ephesos-Publikation des Österr. arch. Institutes.

[4]) Proclus Cpl. or. XX Gallandi: *Omnem enim locum (Ioannes Chrysostomus) ab errore liberauit. In Epheso artem Midae nudauit: in Phrygia Matrem quae dicebatur deorum sine filiis fecit: in Caesarea publicana meretricia honoris uacua despoliauit* usw. Hinter *artem Midae* steckt wohl zweifellos *Artemis*, vielleicht ist zu lesen: *Artemin denudauit* oder *Artemida* (vgl. Hom. h. Ven. 16) *enudauit* (vgl. Cassiod. var. IV 10; X 30); v. Lasaulx, Der Untergang des Hellenismus, S. 117, hat die Stelle irrig auf einen „Tempel der Göttermutter“ in Ephesos bezogen.

mit dem interessanten Detail belegen, daß es erst Iohannes Chrysostomus als Patriarchen von Konstantinopel vorbehalten war, die bis zu seiner Zeit noch aufrecht erhaltenen Teile des Artemisions endgiltig in Schutt und Trümmer zu legen.

Wien. R. C. Kukula.

Grillparzers Briefe.

Textkritische und sonstige Bemerkungen.

Das erste Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft hat zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes ihres unsterblichen Dichterpatrons eine Sammlung von Briefen, welche dem Grillparzer-Archiv entnommen waren, veröffentlicht. An diesen Grundstock haben sich im Verlauf der Jahrgänge neue Korrespondenzstücke gereiht, weniges war gelegentlich früher in vereinzelten Mitteilungen erwähnt worden, die Grillparzer-Ausstellung im Rathause zu Wien hatte meist aus Privatbesitz unbekannte Beiträge zutage gefördert, mit jeder wachsenden Erforschung, sowie vertieften Pflege dieses hehren deutschen Genius nahm allmählich auch jener spezielle Kreis privater Selbstbekenntnisse an Gehalt und Gestaltung zu — sparsam zwar, wie die verschlossene, in sich gekehrte Natur des verbitterten Poeten es einmal mit sich brachte.

Jetzt nach dreizehn Jahren werden uns Grillparzers Briefe in einer besonderen Ausgabe als Ergänzung seiner Werke von Cottas Nachfolger verlegt neu geboten. Zu ihrem ersten Herausgeber Karl Glossy hat sich nunmehr August Sauer freundschaftlich gesellt. Beide Namen sind in der Grillparzergemeinde sehr geschätzt, den beiden Gelehrten verdanken wir schon viele grundlegende Aufschlüsse. Während im Jahrbuch ein Briefwechsel des österreichischen Dichters nach verschiedentlichen Gruppen halb zufällig zusammengestellt worden war, erscheinen hier die von Grillparzer allein herrührenden Schriftstücke in chronologischer Folge. Der Vorteil dieser Anordnung springt in die Augen. Wir lesen fortan diese merkwürdigen Zeugnisse mit um so lebhafterer, durch die Zeitfolge begründeter, darum gegenständlicher Würdigung, sie sind ein hochbedeutsamer Beitrag zur Selbstbiographie, als deren Seitenstück nicht bloß wertvoll, sondern auch notwendig, wo sich der Mensch völlig unbefangen, ganz natürlich gibt. Und indem der Briefschreiber eigentlich niemanden im Leben bevorzugt, ja selbst seiner Geliebten lediglich leisen Anteil an den Kämpfen einer schamhaft vergrämten Seele gewährt, erhöht sich unser Interesse, und jedermann, welcher solcherlei Konfessionen zu lesen versteht, findet schließlich ungeahnte Aufschlüsse über das Leben und Wesen eines Mannes, der sich freundlos vor der Welt nicht ohne Haß verschloß. Fast möchte man sagen, daß bei dem

Studium dieser Briefschaften der Literarhistoriker weniger profitiert als der Psychologe.

Für die Datierung der einzelnen Stücke bedeutet unsere Ausgabe schon einen wesentlichen Fortschritt. Manches, was vorher zeitlich mangelhaft oder unbestimmt angeführt worden war, vermag nunmehr verläßlicher, präziser eingereiht zu werden. Als zwölfjähriger „Rhetor“ eröffnet Grillparzer diesen schriftlichen Gedankenaustausch. Der lateinische Glückwunsch ist gleich dem Schreiben Nr. 3 zum 28. September (Sankt Wenzeslaus) verfaßt, zum Namenstag des Vaters. Die Feier des Namenstages gilt im katholischen Österreich stets höher als die des Geburtstages. Gleich im zweiten Brief an die Mutter bemerkt eifrig der Sohn: „vergessen Sie nicht, daß auf den 4. Oktober mein Namenstag ist“; desgleichen wird in der Korrespondenz mit Katharina Fröhlich immer nur des Namenstages gedacht. Erst im Greisenalter lernte Grillparzer allmählich kennen, wie man den Tag seiner Geburt innerhalb und außerhalb seiner Vaterstadt ehrte. Einem Namenstage gilt ferner die Gratulation an die Tante seines Zöglings, Maria Crescentia Gräfin v. Seilern, geb. Fürstin von Öttingen. Wir haben eigentlich zwei Entwürfe im Grillparzer-Archiv. Da die Antwort der Gräfin vom 19. Juni 1816 (Jahrbuch I, 55) vorliegt, sind wir bemüssigt, an dieser Jahreszahl festzuhalten, womit nebstbei der Crescentia-Tag — 15. Juni — stimmt. Nach Rizys Vorgang hat man den einen Entwurf, hier Nr. 15, in das besagte Jahr verlegt. Damals durfte Grillparzer wohl sagen, daß er seine Wünsche mit denen der Hausgenossen vereinige, „zu denen zu gehören ich einst das Glück hatte“. Das andere Konzept Nr. 9, früher undatiert, wird jetzt zwischen die Briefe vom 17. Februar und 16. August 1813 ohne Motivierung eingeschoben. Ich glaube mit Unrecht. Im Jahre 1813, wo Grillparzer noch in Lukov weilte, hätte seine Bitte keinen rechten Sinn, die Gräfin möchte sich auch in Zukunft immer seiner gnädig erinnern, wie es in der Vergangenheit so liebevoll geschah. — Also später, zu einer Zeit, wo sein Verhältnis zum Hause Seilern bereits gelockert oder gelöst war. Leider sind unsere Kenntnisse von Grillparzers Hofmeisterjahren heute noch so weit nicht aufgeklärt, um da positive Behauptungen aufzustellen. Beinahe scheint es mir, daß die beiden Archivdokumente zweierlei Entwürfe für ein und denselben Gratulationsbrief vorstellen, wobei das zweite Konzept Nr. 15 die aufwallenden Empfindungsergüsse von Nr. 9 erheblich abzuschwächen sucht, wie das einmal in Grillparzers verschämter Natur lag, wie er z. B. gleichfalls dem Feldmarschall Heß gegenüber tat, wo das erste warm aufgesetzte Dankschreiben vom 6. Oktober 1848 ebenso unterblieb. Brief 17 ist willkürlich in das Jahr 1817 verlegt. Durch die von Weilen im Jahrbuch I 400 mitgeteilte Beantwortung Müllners werden wir bestimmt, hiefür ausdrücklich den 21. Januar 1818 anzusetzen. Weder von dem Redaktor des Grillparzer-Jahrbuches, noch in unserer

Ausgabe wurde auf diesen so naheliegenden Umstand hingewiesen. Für den vollständigen Wiederabdruck des bedeutsamen Briefentwurfes Nr. 19 an Adolf Müllner sind wir zum aufrichtigen Dank verpflichtet. Warum dies nicht im Jahrbuch I schon geschah, war nicht verständlich, zumal die Veröffentlichung von Laube bloß von einem „Aufsatz" sprach und sogar eine den Charakter des Schriftstückes unzweifelhaft kennzeichnende Stelle strich. Die Reinschrift dürfte Februar oder März 1818 abgegangen sein — die Herausgeber entscheiden sich im Inhaltsverzeichnis für März — was aus Grillparzers Brief an Böttiger vom 6. April (Nr. 20) und gleichfalls aus Müllners Antwort an Grillparzer, Weißenfels am 23. April (Jahrbuch I 403) leicht ermessen werden kann. Das Datum des Briefes 41 wird mit 8. November 1820 präzisiert, ohne uns in der Anmerkung den quellenmäßigen Aufschluß dafür zu liefern. Die Umstellung der Nrn. 72 und 73 gegenüber der im Jahrbuch eingehaltenen Reihenfolge ist zutreffend. Hingegen den Entwurf eines Majestätsgesuches, Nr. 199 in das Jahr 1861 zu verlegen und zwischen die Briefe vom 12. Februar und 9. April einzureihen, halte ich für verfehlt. Grillparzers Berufung in das Herrenhaus erfolgte mittelst kaiserlichen Handschreibens vom 18. April 1861 (Jahrbuch I 259). Zwischen dieser Auszeichnung, der sich unser Dichter „nur darum gefügt hat, weil er darin mehr eine Ehre für die Literatur als für sich selbst zu erkennen glaubte", und jenem Zeitpunkt, wo er gesteht: „nun nehmen aber die Schwächen des vorgerückten Alters sowohl körperlich als selbst geistig in so erschreckendem Grade zu, daß er sich einer so hohen Ehre nicht mehr gewachsen fühlt", muß ein Intervall naturnotwendig liegen. Mißstimmung, Krankheit, vielleicht jener unglückliche Sturz in Römerbad 1863 oder irgend ein unliebsamer politischer Vorgang mögen in dem Dichter solchen Resignationsgedanken gezeitigt haben. Bis zu diesem Sturze, welcher seine Schwerhörigkeit begründete, war Grillparzer nach dem Urteile seiner Zeitgenossen ein ziemlich eifriger Teilnehmer an den Sitzungen des Herrenhauses. Zu der berüchtigten Konkordatsdebatte im Frühjahr 1868 war er nach langer Pause am Arm des Grafen Anton Auersperg wieder einmal im Sitzungssaal erschienen. — Möglich, daß an die Stelle des Majestätsgesuches, über dessen unpassende, sowie unmögliche Tendenz der Dichter aufgeklärt worden war, die Zuschrift an das Präsidium vom 9. Oktober 1863 (215) getreten ist, worin der kränkliche Greis bittet, infolge der beschwerlichen Taubheit seine Abwesenheit von den Sitzungen für entschuldigt zu halten. Doch will diese Kombination keine Beweiskraft beanspruchen, so lange wir über Grillparzers parlamentarische Stellung nicht gründlicher orientiert sind. Ich wollte nur zeigen, daß der obige Briefentwurf auf den gegenwärtigen Platz unglücklich gestellt ist.

Die bisher publizierten Briefe Grillparzers erscheinen in der Neuausgabe nun erheblich vermehrt, indem teils das Grillparzer-

Archiv, teils Privatpersonen, allen voran Josef Pollhammer, ungekannte Beiträge zugesteuert haben. Das Hinzugekommene ist sowohl im Register, als auch in den Anmerkungen kenntlich gemacht. Nur darf nicht Nr. 203 als bisher ungedruckt bezeichnet werden, da wir dasselbe Schreiben bereits aus dem Jahrbuch I 154 kennen, wo bloß ein unwesentlicher Absatz fortgelassen wurde; ebenso findet sich Nr. 250 im Jahrbuch VIII 259 veröffentlicht. Beidemal hat sich Karl Glossy als Herausgeber gezeichnet. Wir verdanken überdies der jetzigen Ausgabe, daß manche Lücken, welche vormals eine allzu weit gehende Rücksichtsnahme verursacht hatte, ausgefüllt worden sind. Im einzelnen — gleichviel ob alt oder neu — habe ich weniges zu bemerken. Brief 161 mag dem Wortlaut entsprechend kaum an den König Max II. von Bayern direkt adressiert worden sein, sondern er ist an die Ordenskanzlei oder den Minister Ludwig Freiherrn von der Pferdten, kurzum die entsprechende amtliche Vermittelungsstelle gerichtet. Wenn es in dem Briefe 24 an Böttiger heißt: „Es hat mir mittlerweile ein österreichischer Buchhändler hundert Gulden Honorar angeboten“, so dürfte da ein Druck- oder Schreibfehler für „hundert Dukaten“ unterlaufen sein, indem sich Wallishausser schriftlich verpflichtete, für den Verlag der Sappho dem Dichter einen Ehrensold von Einhundert Dukaten zu entrichten (Jahrbuch I 199). Kornet (Nr. 64) ist ein Lesefehler, da die Sängerin Katharina Comet sich auch Kemet schrieb. Vgl. Katalog der Porträt-Sammlung der k. u. k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater, Abt. III, Gruppe VI, S. 686. Zedlitz (117) heißt mit seinem Vornamen nicht Johann Christian, sondern Josef Christian. Warum die Schreibart Füljod (33) festgehalten wird, weiß ich nicht; die mir bisher vorgelegenen Unterschriften wiesen im Original immer die Form Fuljod auf. Die Ungleichheit in der Schreibung: Ludwig v. Sztankovits (110) und Louis v. Sztankowics (265) wäre zu beseitigen gewesen, was übrigens im Register später geschehen ist. Ein so unsicheres Zitat wie 273, von Schwering übernommen, hätte ich nicht als eine selbständige Briefnummer abgedruckt, sondern gleich dem aus Costenobles Tagebüchern gewonnenen Auszug einer schriftlichen Mitteilung zwischen die Anmerkungen eingeflochten. Darüber ob die beiden lakonisch abgefaßten Telegramme (230 und 247) gleichfalls unter die Briefe Grillparzers zu zählen sind, erlaube ich mir gelinde Zweifel zu hegen; im Anhange untergebracht hätten sie mich weniger gestört. Überdies erscheint es auffällig, daß diesen telegraphischen Depeschen plötzlich die Aufschrift „An die Schwestern Fröhlich“ gegeben wird, während alle übrigen Badebriefe für Katharina Fröhlich bestimmt sind. Ich vermute, daß die Originaladresse „Fröhlich, Wien“ gelautet haben mochte, mithin keinen Grund bietet, von der allgewöhnlichen Form abzuweichen. Es ist ein bedauerlicher Übelstand unserer Ausgabe, daß die wörtliche Anführung der Adressen, am Anfange hin und wieder beob-

achtet, im Verlauf der Publikation gänzlich fallen gelassen wurde und wir somit dieses integrierenden Bestandteils mancher Briefschaften als Erläuterung entbehren müssen. — Anderseits wird ein erstes Briefkonzept an Auguste von Littrow-Bischoff in die Anmerkungen, zu Nr. 272 verwiesen, leider an unmöglicher Stelle. Denn dasselbe steht, wie schon im Jahrbuch I 319 richtig bemerkt wurde, mit Nr. 262 in unmittelbarem Zusammenhange. „Eben hatte ich die Feder in die Hand genommen, um Ihnen für den Christbaum, mit dem Sie meine zweite Kindheit auch heuer erfreuten, zu danken, als ich Ihren Brief erhielt. Ich legte die Feder weg." Damals nun, zu Weihnachten 1867, hatte „die gute Dora" dem Dichter ein Blatt- (Lese-) merkzeichen gespendet. Hingegen zwei Jahre später wird ausdrücklich bekannt: „Ich habe ein witzig sein wollendes Dankschreiben verfaßt, welches aber so abgeschmackt ausgefallen ist, daß ich es wieder vertilgt habe." Gegenüber dem Jahrbuch hat mithin unsere Ausgabe hier einen Fehler begangen.

Ich bin auf die Anmerkungen zu sprechen gekommen und möchte bei diesem Gegenstand etwas verweilen. Ihr Grundstock fußt auf der Ausgabe im Grillparzer-Jahrbuch vom Jahre 1891. Sie sind unbestrittenes Eigentum Glossys. Was andere Herausgeber von Grillparzers erstveröffentlichten Briefen später beigesteuert haben, ist im ganzen und großen oft gleichlautend in unsere Ausgabe herübergenommen worden. Das eigentlich Neue ist gegenüber dem einmal schon Gebotenen verschwindend. Für die dreizehn Jahre Grillparzer-Forschung, welche dazwischen liegen, dürfen wir diesbezüglich bloß einen mäßigen Fortschritt verzeichnen. Vor allem leiden diese Anmerkungen von Haus aus an dem Übel der Weitschweifigkeit, indem sie Dinge öfters berühren, welche den Leser von dem gegebenen Texte fern ablenken, das Nahestehende aber manchmal unberücksichtigt lassen. Ich verkenne hiebei durchaus nicht all die archivalische Mühe, welche uns neue Aufschlüsse über Grillparzers Lebens- und Werdegang verschafft hatte, und ich möchte an und für sich solches Verdienst nicht im geringsten schmälern wollen. Was jedoch bei unserem speziellen Fall in der allgemeinen Freude des Jubeljahres 1891 als ein dankbares Zeichen zusehends wachsender Würdigung des Dichters hingenommen wurde, das hat im Laufe der Zeiten, wo mit unseren Kenntnissen auch unsere Bedürfnisse gewachsen sind, eine — man verzeihe mir — etwas aufdringliche Form erhalten. Gleich die allererste Anmerkung zu einem Glückwunsch von wenigen Zeilen behandelt auf drei Druckseiten Eltern, Großeltern, Verwandte, Verlassenschaften, Totenprotokolle, Betrachtungen über den Namen Grillparzer, Studiengang, Professoren, Schulzeugnisse, Stipendien. Schließlich könnte man kapitelweise auch die Selbstbiographie beidrucken. Der köstlichste Jugendbrief voll naiver Frische ist uns in Nr. 2 erhalten. Jedermann, der dieses urwüchsige Zeugnis einer glücklichen, selbst-

bewußten Studentenzeit lächelnd liest, stellt sich die nächstliegenden Fragen: Wie kommt Grillparzer nach Greillenstein? Wer waren seine Gastgeber, der Verwalter und Frau? Verwandte oder Bekannte? Was ist's mit Pundschuh, dem Hofrichter zu St. Bernhard, „der den Papa gut kennt und schon öfter mit ihm zu tun gehabt hat"? Über alles das gehen die Anmerkungen einfach ungeniert hinweg. Sollten, damit man etwas Licht in diese dunkle Geschichte brächte, die Schwierigkeiten einer lokalen Umfrage, das Nachforschen an Ort und Stelle oder im Horner Kreis gar so enorm sein? Dafür werden überflüssigerweise der Mutter Einschreibebücher und ein Brief derselben an ihren Sohn Kamillo zum Ersatz geboten. Für die z. B. im Schreiben 30 angeführten Personennamen Petzold, Schoppe, Pohl vermissen wir jeden andeutenden Versuch einer kleinen Erklärung, desgleichen an anderen Stellen mehr. Überhaupt bringt bisweilen die Notwendigkeit, auch die Briefe an Grillparzer erläuternd heranzuziehen, es mit sich, daß der ohnehin zumal am Beginn der Publikation hochgeschwellte Anmerkungsstrom durch solch vollständigen Wiederabdruck weit mehr angefüllt wird als vormals. Das Einfachste und Zweckmäßigste wäre gewesen, auf alle Antworten und an den Dichter gerichtete Briefschaften ohne Ausnahme hinzudeuten, alles was bereits gedruckt wurde oder im Grillparzer-Archiv aufbewahrt wird, kurz anzumerken und somit wenigstens im Anhang die Materialien zu einem Briefwechsel des Dichters zu liefern.

Viele Druckfehler und Irrtümer in den Anmerkungen des Jahrbuchs wurden jetzt getilgt bezw. verbessert, indes ist noch mancherlei davon stehen geblieben oder bisweilen neu hinzugekommen. Besonders unter den Literaturnachrichten, mögen sie noch so ausführlich scheinen, gibt es mehrere, die man vergeblich unter den angeführten Jahres- und Seitenzahlen ausfindig macht. Ich wähle lediglich ein einziges Beispiel. In Anm. 1 wird auf S. 146 (Band II) „Wiener Courier 1857, Nr. 1817" zitiert. Diese hohe Nummer weist überhaupt jener Jahrgang nicht auf. Ein Blick in Wurzbach (Franz Grillparzer. Wien 1871, S. 42) zeigt mir an: „Wiener Courier 1857, Nr. 187". Beide divergierenden Angaben sind einmütig falsch. Die aus Holteis 'Vierzig Jahre' stammende Notiz über den Ursprung des Namens Grillparzer findet sich im Wiener Courier (Red. Moriz Bermann) 1856, Nr. 263 vor. Noch andere Verstöße habe ich auszustellen, ohne durch Vollständigkeit ermüden zu wollen. In der Anmerkung 24 ist eine Vermengung zweier Briefe Schreyvogels an Böttiger vom 3. Junius und 13. Mai 1818 das Debüt Böhler betreffend unterlaufen. Es ist schon im Jahrbuch II 41 ein scheinbarer Widerspruch auffällig, wenn Graf Chorinsky dem Grafen Stadion am 17. Mai 1822 bekanntgibt, daß „bei der am heutigen Tage gepflogenen Beratung nach Stimmenmehrheit dem dienstältesten Konzeptspraktikanten Johann Wagner" die freigewordene Hofkonzipistenstelle bei der allgemeinen Hof-

kammer zugesprochen wurde, während in der Anmerkung zu 49 (II 181) die Sitzung, bei der Grillparzer leer ausging, auf den 24. Mai 1822 verlegt wird. Ganz analog war es im Jahrbuch II 283 ungereimt, wenn dort bemerkt wurde, daß der Vortrag der Studien-Hofkommission an Kaiser Franz vom 24. Oktober 1834 bezüglich der erledigten Stelle eines Universitätsbibliothekars am 27. Juni 1835 im Staatsrat zur Verhandlung kam und Ende Juni 1834 an den Kaiser Ferdinand gelangte. Die Daten sind leider unbedenklich auch in der neuen Ausgabe wiederabgedruckt worden. (Nr. 87, S. 209). Solche und ähnliche Unregelmäßigkeiten wären bei einer etwas genaueren Revision leicht zu vermeiden gewesen. Die Tragödie „Herostratos" von Franz Maria Frh. Nell v. Nellenburg (Anm. 81, S. 201) erschien nicht bei Gerold, sondern bei Anton Strauß; zwei Bände Novellen folgten 1823—1825 bei Tendler und Manstein. Den Namen Codrington (108) halte ich für keine Romanfigur, sondern beziehe ihn auf den englischen Admiral Sir Edward Codrington (1770—1851), den Sieger vor Navarino; auch dessen Sohn Sir William John Codrington (1800—1884) gehörte schon als junger Mann der britischen Armee an und hat sich gleichfalls rühmlich ausgezeichnet. Die Anm. 81 als engere Amtsgenossen Grillparzers erwähnten Hofkonzipisten K u n z, S c h e n k dürften mit den im Hof- und Staats-Schematismus des österreichischen Kaisertums 1831 angeführten Vincenz Ritter C u n z v. Kronhelm und Ignaz Freiherrn v. S c h r e n k-Notzing identisch sein. Nach derselben Quelle vom Jahre 1833 muß das ebenda (S. 202) verzeichnete Personal des Hofkammerarchivs noch um den Adjunkten Ignaz Kraißl, sowie den Registranten Franz Popp vermehrt werden. Der Schauspieler J u l i u s La Roche, welchen Grillparzer 1828 (68) für die Rolle des Ersten Dieners des Bancbanus vorschlägt, muß von K a r l La Roche, der sein Engagement am Burgtheater 1833 antrat, wohl unterschieden werden; im Register werden beide Namen zu Gunsten des letzteren vermengt. Über Ottilie und Alma von Goethe (93) siehe Neue Freie Presse Nr. 7174 (nicht 7134), Literatur-Blatt, „Alma v. Goethe. Von Hermann Rollett". Der diesbezügliche Nachweis im Jahrbuch I 317 war arg verdruckt; aus dieser Unsicherheit ist es abzuleiten, daß ein wörtliches Zitat von Karl Neumann-Strela (in der Beilage des Bazar) ohne Vermerk in den begleitenden Text eingeschoben wird. In der Anm. 110 ist der Zusatz „Syra, 3. Oktober 1843" natürlich ein Schreibfehler für „Athen, am 15. Oktober 1843". In Nr. 46 wäre zu verbessern F(ranz) Schnürer. Die Nummern zu den Anmerkungen 221 und 222 sind verstellt. Statt auf Brief 175 sollte zu Nr. 182 auf 135 verwiesen werden. Lückenhaft wird zu Nr. 35 Jahrbuch I 18 herbeigezogen; Jahrbuch I 188 (Nr. 20) ist ein Druckfehler für S. 190.

Was den gegenwärtigen Aufbewahrungsort der Originalbriefe anbelangt, so weichen die Bezeichnungen unserer Ausgabe manchmal

von den im Jahrbuch genannten Quellen ab, ohne uns hiefür immer eine sichere Gewähr zu bieten. Der Entwurf zu Nummer 6 befindet sich laut Jahrbuch II 266 im Grillparzer-Archiv, E.-Bl. Nr. 11, die Reinschrift, wornach der Abdruck bei Wolf 10 f. erfolgte, dagegen in der Hofbibliothek, Autographen-Sammlung XLVII 50. Dieses rechtmäßige Gesuch, dessen Textierung übrigens ein wenig abweicht, ist undatiert; die nähere Bestimmung „4. Oktober 1811" ergibt sich aus dem Präsentations-Vormerk, gehört somit eigentlich in Klammern. Ähnlich verhält es sich mit den beiden anderen Bittschriften an den Obersthofmeister Fürsten Trauttmannsdorff 5 und 8. Es ist philologisch ja selbstverständlich, daß diese endgiltigen Fassungen Anspruch auf Authentizität erheben, mithin in erster Linie für den Abdruck als Textgrundlage dienen müssen. Bei dieser Gelegenheit wäre man in der Hofbibliothek unter den daselbst aufbewahrten 11 Autographen Grillparzers noch auf ein unveröffentlichtes Briefchen gestoßen, das zwar an und für sich nicht besonders wichtig, nur der Vollständigkeit wegen Erwähnung verdient. Ich füge dasselbe gleich bei[1]):

> Darf ich Sie ersuchen, meine Entschuldigung bei Grafen Szecheny für heute Abends zu übernehmen? Zahnschmerz und Kopfweh machen mich eben so unfähig, Andere, als mich selbst zu unterhalten.
>
> Mit Achtung und Ergebenheit
>
> Grillparzer.

Auch andere naheliegende Fundorte hätten mehr Beachtung verdient. Bereits das Jahrbuch II 279 meldet, daß der Briefentwurf 88 im Grillparzer-Archiv, das Original in der Hofkammer aufbewahrt ist, was in unserer Ausgabe gar nicht auseinandergehalten wird. Ebenso hätte bei Nr. 216 die Bemerkung Vancsas im Jahrbuch X 300 nicht übergangen werden sollen, der für dieses Gesuch ausdrücklich die Archivnummer des Finanzministeriums, Z. 63.847 v. J. 1863 angibt und überdies auf einen bisher unbekannten Brief an den Ministerialsekretär Zimmermann (ebenda Registratur, Z. 26.802 v. J. 1867) deutete. Das Original von 89 (datiert 1838) verzeichnet die Autographen-Sammlung Fritz Donebauer in Prag. (Aus der Musik- und Theater-Welt. Prag 1894, S. 49.) Die Reinschrift von Nr. 280 befand sich einst im Besitze Alexander Posonyis in Wien. Vgl. Katalog 99 Friedrich Cohen, Antiquariat in Bonn 1900, Nr. 468. Über die Provenienz des Schreibens 98 bin ich mir nicht klar. Im Katalog der Grillparzer-Ausstellung 1891 wurde dasselbe als im Grillparzer-

[1]) Gewöhnliches 4°-Blatt. Wasserzeichen CHAFFORD MILLS. Ohne Datum, ohne Aufschrift, ohne Adresse.

Ein Stammbuchvers in der gleichen Sammlung, datiert: Wien am 7. Juni 1846 (Den Himmel hätte das Talent hienieden schon auf Erden ...) zeigt das gleiche Papier und Wasserzeichen.

Archiv befindlich genannt (220, XI 14); nun wird auf Nr. 96 verwiesen, wo als Besitzer Regierungsrat Prof. Dr. M. v. Karajan in Graz erklärt wird. Laut Verzeichnis desselben Ausstellungsführers (in fünf verbesserten Auflagen erschienen) war seinerzeit unter Nr. 220, Schaukasten XI, Nr. 10 ein Brief Grillparzers aus Paris, 18. Mai 1836 an Katharina Fröhlich zu sehen, den ich in der Ausgabe vermisse. Was von den letzteren widersprechenden Angaben richtig sei, mögen maßgebende Archivforscher, vor allem Direktor Glossy entscheiden.

Eine Neuerung, welche in dem Apparate der Anmerkungen insgemein durchgeführt wurde, begrüßen wir dankbar mit besonderer Anerkennung, nämlich die bibliographischen Hinweise, welche bereits bekannte Briefe jedesmal nach ihrem ersten Drucke fixieren. Wer die Schwierigkeiten solcher Bestimmungen auch nur annähernd kennt, wird nicht unbillig sein und bei jenem ersten Versuche sogleich tadellose Resultate verlangen. Solche Bemühungen werden bisweilen zur unfruchtbaren Plage, wenn die betreffenden Schriftstücke, wie es bei Grillparzer zutrifft, öfters in den heute gangbaren Tagesjournalen sowohl in Feuilletons, als auch unter den vermischten Nachrichten sich verteilt finden. Wer darf da gleich mit voller Bestimmtheit sagen, in dieser oder jener Zeitung müssen wir den ersten Druck sicher konstatieren? Wer möchte sich der unfehlbaren Kenntnis aller Zeitungsblätter, inländischer und ausländischer, kühn zu rühmen wagen? Jedermann weiß aus eigener Erfahrung der trüglichen Beispiele viel. Deshalb ist jeder Fingerzeig, jede Anregung, die zur weiteren Forschung veranlassen, von Wert. In diesem Sinne sind uns die gegebenen Druckverzeichnisse willkommen.

Mir ergeht es in diesem Augenblicke ganz ähnlich, wenn ich die Aufmerksamkeit auf einen Brief Grillparzers lenke, den ich aus dem Fremden-Blatt vom 18. September 1900, Nr. 256, S. 7 kenne, der aber in unserer Ausgabe übersehen wurde. Ich las ihn zwischen den gewöhnlichen Tagesneuigkeiten des genannten Blattes eingestreut unter dem Schlagwort: Ein Protektionsschreiben Grillparzers. Da die einleitende Notiz uns gleichzeitig über eine Nichte des Dichters ein wenig aufklärt, welcher ein paar briefliche Äußerungen auch sonst gedenken, ohne daß in den Anmerkungen ihr Vorname, geschweige denn ihre Lebensschicksale näher gestreift werden, so erlaube ich mir das Ganze hiermit wieder abzudrucken:

Am 13. d. ist, wie gemeldet, in Oberlaa der pensionierte Südbahnbeamte Leo v. Schmuck im Alter von 73 Jahren gestorben. Seine Witwe ist heute der noch einzig lebende Sproß aus dem Familienkreise Grillparzers, nämlich die Tochter Marie seines Bruders Karl. Herr v. Schmuck hatte bei „Kaiserjäger" gedient und den Feldzug in Italien 1848/49 unter Radetzky mitgemacht. Als Oberlieutenant quittierte er den Dienst, um die Nichte Grillparzers zu heiraten. Es ist bekannt, mit welcher Herzlichkeit sich Grillparzer seiner Familie annahm. Ein Beweis hievon ist auch das nachfolgende Empfehlungsschreiben, welches der Dichter

Ende der Sechziger-Jahre an Baron Anselm Rothschild richtete, um dem Schwiegersohne seines Bruders eine Stelle zu verschaffen. Das erwähnte Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Hochwohlgeborener Freiherr!

Der Unterzeichnete erlaubt sich, beiliegendes Gesuch Ihrer gütigen Berücksichtigung zu empfehlen. Der Bittsteller ist der Gatte von einer der drei Nichten des Unterzeichneten. Er ist ein Tiroler aus guter Familie, hat sämmtliche Gymnasialstudien zurückgelegt und ist, nachdem er längere Zeit im Tiroler Jäger-Regimente gedient, als Bauingenieur bei der Eisenbahnbau-Unternehmung der Gebrüder Klein in Dienste getreten, mit Ende des Jahres 1868 aber nach Beendigung der Baurechnungen entlassen worden. Der Unterzeichnete kann sich für den Fleiß, die Redlichkeit und Geschicklichkeit desselben verbürgen. Die Zeugnisse, überdies Alles, habe ich selbst aus dem Gesuche herausgenommen, da ein möglicher Verlust ein beinahe unersetzlicher wäre. Ich selbst bin gewohnt in Österreich auf Freundlichkeit und wohlwollendes Entgegenkommen zu treffen. Möge man einen Teil der guten Meinung, die man von mir hat, auf den Bittsteller übertragen, für den ich mich verbürge.

Mit Hochachtung ergebenster

F. Grillparzer,
k. k. Hofrat.

Wie gesagt, ich würdige vollkommen die Schwierigkeiten, welche sich bei der Nominierung eines ersten Druckes zuweilen ergeben. So z. B. wurden die Briefe an den Erzherzog und Kaiser Maximilian Nr. 186 und 236 in einem Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 17. Januar 1885, Nr. 7323 auszugsweise von Glossy mitgeteilt, bevor sie vier Jahre darnach 1889 von demselben Autor an gleicher Stelle nochmals und vollständig abgedruckt worden sind. Nachdem unsere Ausgabe sonst Veröffentlichungen solcher Schreiben, die auszugsweise im Jahrbuch oder anderwärts vorkommen, ohneweiters anerkennt, glaube ich diesen Umstand hier anführen zu sollen. Die Reinschrift der Nr. 43 benützte vor dem Erscheinen des Jahrbuchs II 30 Alfred Klaar mit Glossys Bewilligung in einem oberflächlichen Aufsatze „Grillparzer als Beamter", Neues Wiener Tagblatt vom 8. und 9. Juli 1891 Nr. 186. Andere kleine Zitate wie diejenigen in dem oben genannten Feuilleton „Grillparzers Beamtenlaufbahn", Neue Freie Presse vom 16. und 17. Januar 1885, Nr. 7322 und 7323 sind allerdings zu dürftig, um als erste Drucke zu gelten; dennoch wird einmal (Nr. 46) ausdrücklich darauf hingewiesen. Nicht von dem Gesuche 50 findet sich der letzte Satz bei Wolf S. 18, sondern von dem Berichte des Grafen Stadion an den Hofkammer-Präsidenten Grafen Nádasdy (Jahrbuch II 43) betreffs derselben Angelegenheit, wie auch im Jahrbuch richtig erwähnt wurde. Grillparzers Eingabe an die allgemeine Hofkammer (81) hat vor Wolf S. 20 Alexander Gigl in der Neuen Freien Presse vom 28. Februar 1872, Nr. 2699 der Hauptsache nach zitiert. Das Schreiben an Karban ist bei Foglar keineswegs faksimiliert wiedergegeben, sondern zuerst in der 1. Auflage seines Buches „Grillparzers Ansichten über

Literatur, Bühne und Leben", S. 64 einfach abgedruckt. Der Entwurf zu einer Adresse des Verwaltungsrates der Wiener Nationalgarde, welche für den ruhmreichen Feldmarschall Radetzky bestimmt war (Nr. 132), gehört nicht unter die Briefe Grillparzers. Der in „Austria. Österreichischer Universal-Kalender" 1851, S. LXXVI enthaltene Text bewahrt die Schlußredaktion der Adresse (Jahrbuch I, 388), wovon bekanntlich das Konzept Grillparzers (Jahrbuch II 309) einigermaßen abweicht. In derselben „Austria" lesen wir S. LXXX den Brief Nr. 134. Das Majestätsgesuch 115 wird bereits im Jahrbuch I, 381 angeführt. Im Interesse wissenschaftlicher Akribie wünsche ich endlich nachfolgende Druckfehler, die mir aufgefallen sind, entfernt und die betreffenden Seitenzahlen erster Drucke also berichtigt: Jahrbuch I 10 (Nr. 12), 25 (28), 372 (30), 184 (35), 98 (55), 275 (128), 137 (156), Jahrbuch II 20 (27), Jahrbuch VIII 255 (62 recte 63).

Es war ein recht glücklicher Gedanke, zwischen den Anmerkungen auch der Kataloge verschiedener Autographen-Sammlungen, die von Buchhändlern und Antiquaren zum Kauf angeboten werden, zu gedenken und solcherart künftigen Ergänzungen unserer Briefsammlung vorzuarbeiten. Ich bin schon heute in der Lage, aus meinen privaten Verzeichnissen diese Liste um einige neue Belegstellen zu vermehren. Die ersten zwei sind leider undatiert, und ich merke sie nur der Vollständigkeit halber vor:

1. Lettre autographe signée.
   1 pag. qu. 8⁰.
   Französisch. (Nicht gut erhalten, aufgezogen.)
   J. A. Stargardt, Verlagsbuchhandlung und Antiquariat Berlin. Katalog 212. Nr. 45.
2. Ohne Datum. Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an den Scriptor der Hofbibliothek Weil.
   ½ S. 4⁰.
   Mit Adresse, worauf Wiederholung der Unterschrift.
   Katalog einer wertvollen Sammlung von Autographen .. Auktion Nr. VI. Wien 1900. Gilhofer & Ranschburg. Nr. 475.
3. Neapel, 2. Mai 1819. L. a. s. An Frau Karoline Pichler.
   2 p. pl. 4⁰.
   Av. adr. a Siegel.
   Autographen-Sammlung Alexander Posonyi in Wien. Katalog 99. Friedrich Cohen, Antiquariat in Bonn 1900. Nr. 465.
4. Wien, 30. Oktober 1834. L. a. s. An Hofrat Winkler.
   2 p. pl. 4⁰.
   Av. adr.
   XIV. Verzeichnis einer kostbaren Sammlung von Autographen .. von Otto Aug. Schulz in Leipzig 1882. Nr. 658.
5. Wien, 20. Juni 1844. Eigenh. Brief mit Unterschrift. An Karl von Paumgarten in Wr. Neustadt.
   1 S. 4⁰.
   Mit Adresse und Siegel.

Katalog einer wertvollen Sammlung von Autographen.. Versteigerung durch das Antiquariat Gilhofer & Ranschburg, Wien 1898. Nr. 235.

6. 1850. L. a. s. An Holtei.

2 p. gr. 4⁰.

Adr.

Verzeichnis einer wertvollen Autographen-Sammlung [Rudolf Brockhaus]. Leipzig, List & Francke 1887. Nr. 520.

7. Wien, 14. September 1856. Eigenh. Brief mit Unterschrift. An einen Militärarzt.

1½ S. 4⁰.

In Angelegenheit seines Neffen Lieut. Grillparzer. Unterschrift: Grillparzer, k. k. Hofrat.

Katalog einer Sammlung seltener und wertvoller Autographen.. II. Wiener Autographen-Auktion. Gilhofer & Ranschburg 1899. Nr. 265.

8. Wien, am 16. November 186.(?) Eigenh. Brief m. Unterschrift. An „Herrn Moriz Altmann in Groß-Wardein."

2 eng beschriebene Seiten. 4⁰.

Mit Adresse, Siegel und Briefmarke.

Brief literarischen Inhalts.

Wie 7. — Nr. 266.

[Wenn dieser Altmann derselbe ist, welcher sein Trauerspiel „Semiramis" dem Dichter vorlegte (vgl. Brief Nr. 254), so fällt dieses Schreiben wahrscheinlich in das Jahr 1866. Anm. des Hrsg.]

9. (Wien), 28. Februar 1867. L. a. s.

½ p. 4⁰.

5 Zeilen. [An Weilen oder Raab?] „. . Ein neuer Band von Lope de Vega versteht sich von selbst" . . .

Autographen-Sammlung Alexander Posonyi in Wien. Katalog 99. Friedrich Cohen, Antiquariat in Bonn 1900. Nr. 470.

Es ist selbstverständlich, daß bezüglich solcherlei Daten jeder Einzelne unter uns lediglich auf das angewiesen ist, was ihm die Post zufällig ins Haus führt. Jedoch jene Stätte, welche den stolzen Titel „Grillparzer-Archiv" in Anspruch nimmt, sollte sich eine vollständige Sammlung dieser Kataloge besonders angelegen sein lassen, sie sollte womöglich auch trachten, verläßliche Abschriften zu erlangen, bevor ein zum Kauf angebotenes Stück aus Grillparzers geistiger Werkstatt im Wirbel mancher privaten Liebhaberei oft untertaucht. Es bedarf heute des eifrigen Zusammenhalts aller, welche den unsterblichen Namen unseres großen Dichters hochhalten und seinem Genius huldigen, um die uns hinterlassene Geisteserbschaft getreulich zu wahren und zu vermehren, jegliche Fassung seiner Gedankenwelt, ob sie nun vom Strahlenglanz hehrer Poesie verklärt oder bloß im Gewande des Alltags gekleidet uns begegnet, in ihren Urformen festzuhalten, welche uns immer und überall nicht nur Einheit, sondern auch Reinheit verbürgen mögen.

Wien. Alfred Daubrawa.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Rudolf Hirzel, Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Leipzig, S. Hirzel 1902. 225 SS. 8°.

Das neueste Werk Hirzels wendet sich nicht nur an den Philologen, sondern ebensowohl an den Theologen und an den Juristen. Es sucht das Wesen des Eides aus seinen verschiedenen Unterarten zu erschließen und zugleich die Wandlungen seiner Bedeutung und seiner Anwendung besonders im klassischen Altertum aufzuweisen. Während das Material bisher in Einzelschriften zerstreut und zum Teil schwer zugänglich war, bietet das Hirzelsche Buch zum erstenmal eine große, zusammenfassende Darstellung, beruhend auf so tiefgründiger Gelehrsamkeit und solcher Weite des Gesichtspunktes, daß der Gegenstand auf lange Zeit hinaus wohl für erledigt gelten kann. Es reiht sich würdig den groß-angelegten Untersuchungen der letzten Jahre an, die, über kritischen Kleinkram erhaben, von höherer Warte den *βίος Ἑλλάδος* in allen seinen Erscheinungsformen zu beleuchten versuchen. So faßt Hirzel seine Aufgabe an und seine weite Belesenheit, die alle Literaturen umfaßt, kommt ihm dabei trefflich zustatten. Das Werk trägt den Stempel ernster, entsagungsvoller Arbeit an der Stirn, nur mühsam folgt der Leser den vielverschlungenen Gedankengängen des Verfassers, um doch am Ziel immer wieder für reiche Belehrung und Anregung dankbar zu sein.

Er beginnt mit der ältesten Zeit, in der überhaupt keine Eide notwendig waren, da es noch keine Schuld und Sühne gab. Später zwang zunächst die Notwehr den Bedrängten, zum nachdrücklichen Erweise seiner Schuldlosigkeit sich des Eides zu bedienen. Zu unterscheiden sind der assertorische und der promissorische Eid, jener, der sich schon bei Hesiod findet, bezieht sich auf bereits geschehene Ereignisse, während dieser, durch den das Eintreffen eines zukünftigen Ereignisses, die Erfüllung eines Versprechens bekräftigt werden soll, im Altertum als die wesent-

liche Form des Schwures erscheint, bis endlich im V. Jahrhundert beide Gestalten gleiche Geltung erlangen. Man unterschied mehrere Grade des Eides, wie ja bei Homer bereits von einem *μέγιστος ὅρκος* die Rede ist, demjenigen, den die Götter bei dem Styx schwören. Seinem Wesen nach ist der Eid eine Art Versicherung, welche durch göttliche Mitwirkung verstärkt wird (S. 11). Daß aber die Anrufung der Götter ursprünglich nicht unerläßlich war, haben Neuere bereits gesehen; Hirzel weist darauf hin, daß schon im Altertum diese Ansicht bestanden haben muß. Nicht nur Philo und Augustin deuten das an; durch das ganze Altertum war die Anschauungsweise verbreitet, daß das, wobei man schwört, nicht gerade göttlicher Natur zu sein braucht, daß vielmehr alles dazu tauge, was in den Augen des Schwörenden besondere Würde oder besonderen Wert besitzt (S. 15). Alles, was teuer in jedem Sinn des Wortes ist, eignet sich nach Hirzel (S. 17), Hort eines Eides zu sein, selbst die Perlen, bei denen die Gellia des Martial (VIII 81) schwört.

Dann aber (S. 19) ergeht sich Hirzel in einer recht heftigen Polemik gegen die Auffassung des Eides, die neuerdings von verschiedenen Seiten vertreten wird, daß nämlich der Eid mit dem Zauber zusammenhängt und daß seine Kraft aus der Furcht vor den dunklen Mächten, denen der Mensch sich durch den Schwur verpflichtet hat, hervorgegangen ist. Was H. hier und auch an späteren Stellen (S. 52 ff. u. a.) gegen diese von Sprachforschern und Juristen gestützte Ansicht äußert, erscheint unzulänglich, da zu jener Auffassung neue Argumente hinzukommen, die die Verteidiger derselben noch nicht kannten. Es existiert bekanntlich eine Reihe von babylonischen Beschwörungsformeln, die H. Zimmern unlängst ediert hat und aus denen m. E. unzweifelhaft hervorgeht, daß gerade der promissorische Eid mit diesen Zauberformeln zusammenhängt. Wenn es da etwa heißt: „Wie diese Zwiebel abgeschält und ins Feuer geworfen wird, die lodernde Flamme sie verzehrt, wie sie in ein Beet nicht mehr gepflanzt, mit Furche und Gräbchen nicht mehr umzogen wird, im Boden nicht mehr Wurzeln schlägt, ihre Röhre nicht mehr wächst, das Sonnenlicht nicht mehr erblickt, wie sie auf den Tisch eines Gottes oder Königs nicht mehr kommt, so werde der Fluch, der Bann — wie diese Zwiebel abgeschält. Heutigen Tages verzehre sie die lodernde Flamme! Der Bann weiche, ich aber möge Licht schauen!“ (Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der Babylon. Religion, S. 29 f.), so erinnert das deutlich an die Schwurformel des Achill in der Ilias, noch genauer des Latinus bei Vergil (XII 206 ff.) u. a. (Stat. Theb. VII 552, Val. Flacc. III 707). Man wird nicht umhin können, dies in der Bibel mehrfach, in der Tannhäusersage und wie Forschungsreisende erzählen, in Georgien noch jetzt in volksmäßiger Überlieferung sich findende Motiv (C. F. Lehmann, Aus Georgien, in „Die Zeit“ 1902, Nr. 41) mit dem Eid in Verbindung

zu bringen. Doch kann das hier natürlich nicht eingehender untersucht werden. S. meine Ausf. in 'Beitr. zur alten Geschichte' III 376 ff.

Hirzel betrachtet dann den Eid als Zeugenanrufung und Bürgenstellung (S. 23 ff.), ferner die Bindekraft und die etwaige Befreiung vom Buchstaben des Eides nach der Auffassung des Altertums (S. 41 ff.). Er stellt das allmähliche Schwinden der Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Schwures dar, bis dann ein Rückschlag erfolgte. Wenigstens erblickt Hirzel einen solchen in dem „Satz des Rhadamanthys" (S. 90 ff.) von der Wiedervergeltung jedes Frevels, dem *ius talionis.* Dieses stellt, wenn ich ihn recht verstanden habe, eine Rechtsverschärfung gegenüber einer in früherer Zeit üblich gewordenen laxeren Handhabung der Justiz (Wergeld, religiöse Sühnung) dar. Eine rechte Begründung für diese Konstruktion wird aber nicht gegeben. H. sagt nur, es sei ganz unwahrscheinlich, daß der Satz des Rhadamanthys in prähistorische Zeit hinaufreiche (S. 92). Auf so unsicheren Prämissen lassen sich so weitgehende Schlüsse aber nicht wohl aufbauen. Zudem haben die Ausgrabungen der Franzosen in Susa uns in dem Gesetzbuch des Hammurabi ein Dokument geliefert, das wie für unendlich viele andere so auch für diese Frage von entscheidender Bedeutung sein wird. Das babylonische Recht mit seinem feingegliederten Aufbau überrascht durch die Humanität der ihm zugrunde liegenden Anschauungen, man wird also in ihm bereits eine Reaktion gegen frühere barbarischere Rechtsübungen erblicken müssen. In je ältere Zeiten man hinaufgeht, um so grausamer wird die Justiz; die wilden Gebräuche der Naturvölker spiegeln noch jetzt den ältesten Urzustand. Also ganz offenbar eine Festigung, aber mit humanerer Tendenz, bedeutete jene babylonische Gesetzgebung aus dem III. Jahrtausend v. Chr. H. Wincklers bewunderungswürdiger Fleiß hat das kostbare Denkmal bereits in der Sammlung „Der alte Orient" dem breiteren Publikum zugänglich gemacht. In diesem Rechtsbuch nun findet sich ausdrücklich das *ius talionis,* Auge um Auge, Zahn um Zahn. Also ist der kretische Rhadamanthys nur ein Reflex des Babyloniers Hammurabi. Man wird umgekehrt sagen können, die mildere Behandlung, Wergeld, Sühnung usw. sind spätere Abschwächungen jenes alten, starren *δράσαντι παθεῖν,* nicht, wie Hirzel vermutet, ältere, prähistorische Tatsachen. Man sieht einmal wieder, wie unerläßlich es für den klassischen Philologen ist, sich auch in babylonischen Dingen einigermaßen umzutun. Wer sich absichtlich dagegen sperrt, dem ist der wahre Sinn der historischen Methode noch nicht aufgegangen.

Sehr interessant sind die weiteren Ausführungen über die demokratische Bestrebung, den Eid für alle in gleicher Weise verbindlich zu machen, und die aristokratische Gegenströmung, die den Eid einzuschränken suchte, u. zw. die große Masse der Eidespflicht unterwarf, hervorragende und bevorzugte Naturen aber davon befreite (S. 132 ff.). Aristokratisch ist der Satz des Äschylus:

οὐκ ἀνδρὸς ὅρκοι πίστις ἀλλ' ὅρκων ἀνήρ.

Ebenso verwahrt sich Sophokles gegen den Eid als einen unwürdigen Zwang, der nur für gemeine Menschen und Niedriggestellte tauge. Euripides dagegen steht auf dem Boden der demokratischen Rechtsanschauungen, bei ihm muß der Fürstensohn Hippolyt ebenso wie der phrygische Sklave schwören (S. 133). — Wichtig ist auch der Abschnitt über *Ὅρκος* und *Orcus*. *Ὅρκος* ist nicht der Eid, sondern der über dem Eide wachende Gott oder Dämon; an diesen gebunden, ihm gleichsam verhaftet, und deshalb *ἐπίορκος* ist nicht der Eidestreue, sondern der Meineidige, um den der Rachegeist schwebt. So wird das Rätsel, wie das Wort *ἐπίορκος* zu der Bedeutung des Meineidigen kam, gelöst. Das uralte Kompositum *ἐπίορκος* (wie die Berücksichtigung des Digamma zeigt) stützt sich auf die ebenso alte Bedeutung vom *ὅρκος*, die keine andere ist als die des Todesgottes, des *Orcus* der Lateiner. — Der letzte Teil des Buches behandelt den Ursprung des Eides aus dem Gottesurteil. Die Erzählung des Hesiod vom Styxwasser, bei dem die Götter schwören und das dem Meineidigen lange Krankheit bringt (Theog. 780 ff.), weist nach Hirzel deutlich auf diesen Zusammenhang hin (S. 176 ff.). Im einzelnen werden dann das Los, der Kampf und das Wunder als Gottesurteile betrachtet. Für die Entscheidung durch die Wage, für die H. auf Indien und Griechenland hinweist, kommt auch Ägypten in Betracht (s. Gruppe, Griech. Mythologie 681, 6); die Quelle all dieser offenbar verwandten Züge ist wohl die Urheimat aller Metrologie, Babylonien.

Der Gesamteindruck des Werkes ist höchst erfreulich; die Fülle von Belehrung und Aufklärung über wichtige Fragen des antiken Kulturlebens, die es bietet, muß mit lebhaftester Dankbarkeit gegen den Verf. erfüllen. Auch äußerlich wirkt das hübsch ausgestattete und sauber gedruckte Buch anheimelnd. Am Schluß stehen Nachträge und ein ausführliches Register. An Druckfehlern bemerkte ich nur S. 51, Anm. *2* statt *1*, S. 117 „Mehre" statt „Mehrere", S. 137 „allmähliger" st. „allmählicher".

Berlin. Karl Fries.

Aischylos' Perser. Herausgegeben und erklärt von Hugo Jurenka. [Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben I.] Erstes Bändchen: Text; zweites Bändchen: Einleitung und Kommentar. Wien 1902, Gräser. X, 39 und 63 SS. gr.-8°. Preis 1 K 70 h.

Die guten Seiten dieser durchaus sorgfältigen Ausgabe habe ich bereits vor einiger Zeit in einer empfehlenden Anzeige[1]) hervorgehoben, ohne zu verschweigen, daß es mir gewagt erscheint, die neuen Theorien der griechischen Chormetrik schon jetzt der

[1]) Österr. Mittelschule XVII (1903), S. 127.

Schule dienstbar zu machen. Ich kann daher dem Herausgeber nur allzusehr recht geben, wenn er meint, daß seine Neuerungen in der metrischen Analyse des Dramas am meisten auffallen dürften, „hauptsächlich deshalb, weil die neuesten Resultate der metrischen Studien deutscher und französischer Gelehrter, die hier an den Chorliedern durchgeführt sind, noch keine rechte Verbreitung gefunden haben“ (S. VII). Daß aber diese neuesten „Resultate“ — richtiger gesagt Hypothesen — noch keine rechte Verbreitung gefunden haben, ist durchaus erklärlich. Wer der metrischen Debatte folgte, die sich kürzlich an Hans v. Arnims lehrreichen Vortrag über die neue Theorie der Daktylo-Epitriten bei der Hallischen Philologenversammlung anschloß, konnte neuerlich dessen inne werden, wie man in den Grundfragen der melischen Metrik von Einigung weiter entfernt ist als je. Jurenka aber verwertet in seiner Übersicht der Metra die neuen Theorien so, wie wenn diese schon eine „definitive Lösung aller sieben Welträtsel der griechischen Metrik“, um mir einen Ausdruck Otto Schroeders anzueignen, geliefert hätten.

So erfährt, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, das Chorlied 114—118

ταῦτά μου μελαγχίτων	–́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ∧
φρὴν ἀμύσσεται φόβῳ,	–́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –
ὀᾶ ὀᾶ, Περσικοῦ στρατεύματος	⏑ –́ ⏑ ⊔ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ∧
τοῦδε μὴ πάλιν πύθη-	–́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔
ται κένανδρον μέγ' ἄστυ Σουσίδος	–́ ⏑ ⊔ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ∧

bei Jurenka folgende Analyse:

	⊔̋ ⏑ –́	⏑ –̋ ⏑ –́
	⊔̋ ⏑ –́	⏑ –̋ ⏑ –́
⏑ –̋ ⏑ –́	⊔̋ ⏑ –́	⏑ –̋ ⏑ ⏑́
	⊔̋ ⏑ –́	⏑ –̋ ⏑ –́
⊔̋ ⏑ –́	⊔̋ ⏑ –́	⏑ –̋ ⏑ ⏑́

Und wie er hier **Iamben** mit häufig unterdrückter Senkung (⊔ ⏑ – = ⏑ – ⏑ –) findet, so sieht er meist iambische Lieder, wo sich die trochäische Messung zwanglos ergibt (z. B. 548—557). In dem Liede 852—856 mißt er den letzten Vers *ἰσόθεος Δαρεῖος ἄρχε χώρας* –́ ⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ ⊔́ – ∧ folgendermaßen: –̋ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –̋ ⏑ –́ | ⏑ –̋ ⊔́ und gewinnt so drei „iambische“ Dipodien, von denen die erste einen „synkopierten“ Iambus zu Beginn enthält, worunter er denjenigen Iambus versteht, in welchem nicht die zweite und dritte, sondern die erste und zweite Kürze zu einer Länge zusammengezogen ist: statt ⏑ ⏑́⏑ vielmehr: ⏑́⏑ ⏑ (S. 46). Auf solche Weise werden die Strophen mit Vorliebe teils über den iambischen, teils über den choriambischen (ionischen) Leisten geschlagen, wobei Freiheiten (Doppeliambus

mit anlautender Katalexis .⏑⏑ ⏑– S. 48) angenommen werden, wie sie die „alte" Theorie niemals gewagt hatte (vgl. das ganze Lied 568—575).

Zum Schluß ein paar Äußerlichkeiten. Nachahmung verdienen die unter die rhythmisch betonten Silben gesetzten Iktuspunkte in den Chorpartien. Auffällig und ungefällig dagegen sind die Abkürzungen von Wörtern ohne den nachgesetzten üblichen Punkt, wodurch sich für das Auge gar seltsame Wortstummel ergeben: übs (= übersetze), bed (= bedeutet), dah (= daher), insbs (= insbesondere), abh v (d. i. — in der Ausgabe steht immer: d i — abhängig von) usw. — Dem berüchtigten Notendeutsch gehört die Parenthese in der Satzfügung (S. 40) an: „Nach der Sage mußte Teukros, der Stiefbruder des Aias, zur Strafe dafür, daß er die diesem zugefügte Kränkung (die Waffen des Achilles!) nicht gerächt hatte, Salamis verlassen". „Reprise" (S. 5) dürfte ein entbehrliches Fremdwort sein zu einer Zeit, wo man gut deutsch doch auch von „Uraufführung", „Spielleiter" und „Spielplan" spricht. In der Redewendung: „Er tut das Unglück erst in seiner Gänze kund" (S. 11) wird — vielleicht mit Recht — das nach der Amtsstube riechende „Gänze" als Austriazismus angekreidet werden. — S. 16[1] steht Wilawowitz, S. 63 ὡγύγιος mit dem Spiritus asper.

Prag. Siegfried Reiter.

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. 24. Auflage bearbeitet von Dr. Florian Weigel. Wien, F. Tempsky 1903. IV und 299 SS. 8°. Preis geh. 2 K 60 h, geb. 3 K 10 h.

In der Absicht des Ref. lag es ursprünglich, eine kurze Übersicht über die wichtigen Neuerungen, deren die neue Auflage der bestbekannten Curtius-v. Hartelschen Grammatik eine ansehnliche Zahl aufweist, zu geben. Mittlerweile sieht er sich dieser Mühe enthoben, da der Verf. selbst in einem Begleitworte „Bemerkungen zur neuen Bearbeitung der griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel. 24. Auflage" auf sie in ausführlicher Weise aufmerksam gemacht hat. Die Fortschritte der Sprachwissenschaft zwangen den Verf., besonders in der Formenlehre mehreren in der Gegenwart richtig gestellten Erklärungen von Spracherscheinungen den gebührenden Platz einzuräumen. Die wichtigsten derselben wurden in der Lautlehre aufgenommen, so die Erklärung des Unterschiedes der starken und schwachen Stämme, des Ablautes oder der Stammabstufung, der Nominativ- und Ersatzdehnung (§ 9), des Ausfalles der Zahnlaute und der dentalen Spirans vor κ, der Assimilation des dentalen Spiranten mit μ und ν, ob derselbe ursprünglich vor oder nach diesen Konsonanten stand (§ 10), der Änderung des tonlosen τι in σι, des Ausfalles der Halbvokale

und des Spiranten σ zwischen Vokalen (§ 11), endlich die Erklärung der Vokalentwicklung aus den Liquidae (§ 12). Die hier vorgetragenen Regeln wurden auch durch die ganze Flexionslehre konsequent im Auge behalten; man vgl. etwa § 92, 1. Anm.; § 125, 1; 105, 2. Anm.; 123, 1. Bemerkung 3; 85, 2. Anm.; 101, 2. Anm. 2. Schon diese neuen Anschauungen, die den Einblick in das Wirken und Weben der Sprache zu vertiefen imstande sind, unterstützten den Verf. in seinem Bestreben, nicht nur die wirklich singulären Erscheinungen aus sprachlichen Gründen logisch zu erklären und so ein leichteres Einprägen des bisherigen Memorierstoffes durch Anregung der Denktätigkeit zu ermöglichen, sondern auch eine lange Reihe anderweitiger Sprachformen, die bisher in der Rubrik der Anomala eingereiht worden waren, des Charakteristischen der Ausnahme zu entkleiden und unter die Regel aufzunehmen. So fand z. B. *μάρτυς* in der Deklination der Liquidastämme und *ναῦς* in der Deklination der Stämme auf einen Halbvokal einen Platz; *Μίνως* und *λαγῶς* wurden der attischen Deklination angegliedert. Dieses Bestreben kommt in vorzüglicher Weise dem Schulbuche als solchem zugute, es wird aller Voraussicht nach den Schülern und Lehrern die Arbeit erleichtern.

Demselben Ziele strebt der Verf. auch durch die Betonung des Wirkens der Analogie in der Sprache zu. Das Sichangleichen verwandter Formen ist im allgemeinen jeder Sprache eigentümlich; besonders ist es aber die griechische Sprache, die einen Reichtum an analogen Bildungen aufweist. Dieses wichtige Moment in der Sprachentwicklung kann selbst eine Schulgrammatik nicht unberücksichtigt lassen, wenn sie auch dasselbe zumeist hinter den Lernstoff zurücktreten läßt und sich schon damit begnügt, an passenden Orten einige dahin zielende kurz gefaßte Bemerkungen einzustreuen. Solche Andeutungen sind geeignet, nicht nur die Grammatik nach der wissenschaftlichen Seite hin zu bereichern, sondern auch in den Lernstoff eine angenehme Abwechslung zu bringen. Dies gilt auch von der vorliegenden Auflage der Curtius-v. Hartelschen Schulgrammatik. Einige Beispiele mögen dies in Kürze zeigen. Das *α* des Indikativs des schwachen Aoristes ist der vokalische Niederschlag der ursprünglichen Endung *ν*, es drang in die Mehrzahl der übrigen Endungen ein und kam so zur Geltung eines Bindevokals; das *α* des aktiven Perfekts hingegen ist eine diesem Tempus eigentümliche Endung, ebenso das *ε* der 3. Pers. Sing. Die Angleichung der Formen ließ ein *ἔλυσε* nach *λέλυκε* erstehen wie auch ein *λύσειε* nach *ἔλυσε*. Vgl. § 85, 2, Anm., die Bemerkungen zu § 86 und § 88, Bemerkung 1. Von dem um ein *ε* erweiterten Perfektstamm wurde ein Praeteritum gebildet unter Angleichung desselben an den Aorist, nämlich *ἐλελύκεσα*, woraus *ἐλελύκη* usw. entstand. Das bezeugen die Formen *ἐλελύκει* und *ἐλελύκεσαν*. Vgl. § 88, Bemerkung 2. *Καθεδοῦμαι* und *πεσοῦμαι* sind analog dem Futurum der Liquidastämme gebildet worden

(vgl. § 113, 4), *ἔπεσον* aber wieder durch Angleichung an das Futurum *πεσοῦμαι* (vgl. § 11, 2, Anm.); *ἧκα* ist entstanden nach dem Muster von *ἔθηκα* (Stamm *θηκ*), nach *εἷμαι* wieder *τέθειμαι* und *εἷκα*, nach dem letzteren endlich *τέθεικα* (vgl. § 119, Bemerkung 4 *a* und § 120, Anm.). Die Perfektbildung mit *κ* drang in die Sprache ein aus Perfekten wie *ὀλώλεκα* und *δέδωκα*, die eigentlich für starke Perfekte von den Stämmen *ὀλεκ* und *δωκ* anzusehen sind. Vgl. § 121, Anm. Die ursprüngliche Endung der 2. Pers. Sing. des Indikativ des aktiven Perfekts *θα* erscheint noch rein in *οἶσ-θα*, *ἦσ-θα*; als das Verständnis für die Endung verloren gegangen war, erzeugte die Analogie Formen wie *ᾔδησθα* u. ä. Vgl. § 123, 1, Bem. 5 und über die Komparativendung *-εστερος* § 59, 2, Anm.

Das Zusammenfassen des Gleichartigen führte zu einer Reihe von Umstellungen und sehr dankenswerten Übersichten. So wurde unter die „Unregelmäßigkeiten der Deklination" die attische Deklination aufgenommen, an diese die Deklination der Wörter *ἕως*, *λαγώς*, *κῶς* und *Μίνως* angereiht; unter die Heterogenea wurden *σῖτος*, *στάδιον* und *δεσμός* versetzt, unter Metaplasmus *γόνυ*, *δόρυ* und *ὕδωρ*. Daher ist die Zahl der unregelmäßigen Substantiva (§ 52) auf acht zusammengeschmolzen, trotzdem daß auch *Ἀπόλλων* und *πῦρ* unter dieselben aufgenommen worden sind (vgl. auch § 131 *b*). Ferner erhielt die Deklination der Partizipia sowie die der Komparativa auf *-ων* in der Lehre vom Adiectivum einen Platz angewiesen. Endlich wurden die Abweichungen von der regelmäßigen Formenbildung der Verba auf *-ω* am Schlusse der Konjugationslehre dieser Verba in geordneter Weise zusammengefaßt. Es folgen nämlich auf die „Abweichungen in der Bildung des Augments und der Reduplikation" (§ 112) die „Abweichungen in der Bildung des Futurums", „Abweichende Tempusbildung einiger *verba pūra*", „Stämme auf *σ* und *υ* (*ϝ*) sowie einige den ersteren folgende Vokalstämme" (und hier auch *ἄχθομαι*!), endlich „Einzelne Verba mit Besonderheiten in der Zeitenbildung" (und hier auch *ἕπομαι* und *πίπτω*!). Umstellungen, die vor allem durch die Lehre von den Stämmen geboten erschienen, erfuhren außer den bereits genannten Verben *ἄχθομαι*, *ἕπομαι* und *πίπτω* auch noch *καθίζω*, *ῥίπτω*, *σκοπέω* (jetzt unter den regelmäßigen Verben § 117, 2), *ἔραμαι* (jetzt unter den Verben der ersten Klasse auf *μι* § 122, Anm. 1), *πίνω* (jetzt in der fünften Klasse), endlich *πάσχω* und *ἔχω* (jetzt in der siebenten Klasse); *ἀποχρῆν*, *ἀπέχρη* kam unter die Verba auf *-αω* (vgl. § 93, Bem. 1). Was die Übersichten anlangt, so sind dieselben vom Verf. in seinem Begleitworte hinreichend ausführlich dargetan; Ref. möchte außerdem nur noch auf die Übersicht über die Betonung der Verba im § 80 hinweisen, die ebenfalls sehr dankenswert ist. Auch in kleineren Partien, wie in der Lehre von der Betonung, von den Enkliticae, in den Einleitungen zu den Deklinationen, in

der Lehre vom Augment usw., begegnet eine sehr lobenswerte, mit einer knappen Fassung verbundene Übersichtlichkeit.

Daß der Verf. sich zu kürzen bemühte, wo es nur anging, braucht hier nicht besonders betont zu werden; freilich konnte er es in ausgiebiger Weise nicht durchführen, da sich schon die frühere Auflage auf das Notwendigste beschränkt hat. Somit kamen nur einige wenige singuläre Erscheinungen in Wegfall, nämlich *ὀστοῦν*, *ἧπαρ*, *τάλας*, *τέρην*, die Distributiva *σύνδυο* usw., das Perfekt *ἤκουσμαι*, die abweichende Augmentbildung bei *ἑλίσσω* und *ἕρπω*, die Formen von *κλάω* und *ἔρδω* oder *ῥέζω*, endlich *ἐγήραν*, *ἐπιέσασθαι* und *ἔμολον*. Die beiden zuletzt genannten Formen finden sich vereinzelt bei Xenophon, jene Kyr. VI 4, 6, diese Anab. VII 1, 33. Außerdem wurde *ἅλς* aus der Tabelle der Paradigmen ausgeschieden — die Kasus des Plural *ἅλες* usw. finden sich in den Bemerkungen angegeben — und ebenso auf *γραῦς* nur in einer Anmerkung (§ 45, Anm. 3) aufmerksam gemacht. Die Paradigmen sind überhaupt in der neuen Auflage glücklich gewählt und so auch die ihnen beigesetzten Beispiele. So wird der Lehrer das Beispiel *μάντις* bei *πόλις* gerne sehen oder in der vokalischen Deklination die Beispiele *γέφυρα* und *Ὀρόντας*. Eine gründliche Vereinfachung erfuhr die Lehre von der Bildung des starken Perfekts. Vgl. darüber das Begleitwort des Verf. Die zahlreichen Beispiele, die in der früheren Auflage den Regeln über die Bildung der starken Perfekte der ersten Hauptkonjugation und ebenso der abweichenden Augmentbildungen im kleinen Drucke beigesetzt waren, fielen weg.

Diesen Kürzungen gegenüber stößt man nur selten auf Erweiterungen, die aber nur dort vorkommen, wo sie sich aus Gründen des leichteren Verständnisses rechtfertigen lassen. So weist der Verf. selbst in seinem Begleitworte auf die erweiterte Behandlung der Dentalstämme in der konsonantischen Deklination hin, die sich nun über zwei Paragraphe erstreckt, während die frühere Auflage sie in einem Paragraph zusammengefaßt hatte. Derselben Auseinanderziehung begegnet man in der Konjugation der Vokalstämme, wo das aktive und mediale Futurum von dem schwachen Aorist getrennt behandelt wird (§ 84 der alten Aufl.). Ferner wurden mit Recht die Tempora der Liquidastämme aus den der Mutastämme ausgeschieden und endlich wurde die vollständige Konjugation von *ἐπριάμην* in der Tabelle der Konjugationsformen der Verba auf *μι*, u. zw. neben die Formen des Aoristes *ἐθέμην* eingesetzt.

Ref. zweifelt nicht, daß sich alle diese Neuerungen den Beifall der Schulmänner erringen werden, und zwar ebenso, wie eine Reihe von Bemerkungen, die die Erklärung von auffälligen Formen bezwecken. Von diesen mögen nur einzelne hier erwähnt werden, so die Bemerkung über den Accent der Enkliticae § 20, Anm. 1, über die Betonung von *πᾶς* usw. § 39, Anm., über die

Quantität des *υ* der Stämme auf *υ* § 45, Bem. 2, über den anomalen Accent von *πόλεως* und der Wörter der attischen Deklination § 47, Bem. 1, Anm. und § 50, Bem. 3, über die Verdopplung des *ρ* nach dem Augment und über das temporale Augment § 78, 1 *a*, Anm. 1 und *b*, Anm., über die Kontraktion im Konjunktiv des schwachen passiven Aoristes § 91, 2, Anm., über den Accent der Verbaladjektive § 111, 3, Anm., endlich über die Formenbildung des Verbums *εἰμί* § 123.

Der Verf. beachtete auch neuere Schreibungen, wie sie in den neueren Auflagen der Texte nach und nach zur Durchführung gelangen, so *ὑός* neben *υἱός*, aber nur *μείγνυμι* (im Begleitworte allerdings wieder *μίγνυμι*); *ᾖεσαν* blieb aber noch in der Klammer stehen.

Nach dieser Aufzählung der Vorzüge möchte Ref. sein Urteil über die Formenlehre in folgende Worte zusammenfassen: Die neue Bearbeitung der Formenlehre verdient sowohl wegen der Gründlichkeit und der steten Berücksichtigung der Fortschritte der Wissenschaft wie auch wegen der gewissenhaften Beobachtung der durch den Zweck des Schulbuches gezogenen Schranken und der engen Anpassung an die Anforderungen der Unterrichtspraxis alle Anerkennung. Durch einige wenige Verbesserungsvorschläge, die Ref. im folgenden machen zu müssen glaubt, soll das voranstehende Lob nicht im mindesten eingeschränkt erscheinen. Der Wortlaut der Regel über die Accentverhältnisse der Enkliticae (§ 19) entspricht nicht der Fassung des § 20; besser hieße es dort nach der früheren Auflage: „Die Enkliticae geben ihren Accent auf". Die Textierung der beiden ersten Sätze im § 127 würde Ref. in folgender Weise ändern: „Zu den ersten vier Klassen (vgl. § 94) kommen mit Rücksicht auf weitere Unterschiede des Präsensstammes vom Verbalstamme noch vier andere Klassen hinzu. Die Tempusbildung erfolgt auch bei den Verben dieser Klassen im allgemeinen nach den bereits bekannten Regeln." In den Bemerkungen zu § 43 befindet sich eine willkommene Übersicht über die Nominativbildung der *ν*- und *ντ*-Stämme; da nun nicht alle Stämme auf *-οντ* den Nominativ asigmatisch bilden, so wäre es besser gewesen, sie von der allgemeinen Regel auszuscheiden und in einem eigenen Zusatz unterzubringen (vgl. übrigens § 53, 1 *b*). Endlich kann Ref. nicht umhin, seinen Bedenken bezüglich der praktischen Verwendbarkeit der neuen Anordnung der Verba in den vier letzten Klassen hier Ausdruck zu geben. Dem Verf. mußten wohl selbst Bedenken vorgeschwebt haben, da er in seinem Begleitworte auf einige Vorzüge dieser neuen Reihenfolge der Verba aufmerksam machen zu müssen glaubte. Ob sich diese Vorzüge auch praktisch bewähren werden, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Das eine steht aber fest, daß das früher angewendete Einteilungsprinzip dem Schüler das Erlernen der Verba wesentlich erleichtert hat, u. zw. deshalb, weil es der Schüler sofort erfaßte;

das letztere wird man aber von dem neuen Einteilungsgrunde nach den Verbalstämmen kaum behaupten können. Ein guter Einfall war es aber — und dies sei hier bemerkt — unregelmäßige Formen durch den Druck kenntlich zu machen. Als Versehen ist es wohl nur zu betrachten, wenn es § 42, 4 heißt: „Die Barytona auf -*ις* und -*υς*..... bilden den Acc. Sing. auf -*ιν*, den Voc. Sing. ..... auf -*ι*". Ferner wäre § 61 *a*, 5 *κλεῖν* einzusetzen gewesen; vgl. § 234, 14.

In der Syntax treten die Fortschritte der wissenschaftlichen Grammatik nicht so sehr in den Vordergrund wie in der Formenlehre; aber auch sie läßt eine gründliche Umarbeitung weder im großen noch im kleinen vermissen. Vor allem zeigt sich auch in ihr ein deutliches Streben des Verf. möglichst zu kürzen. Äußerlich macht sich dieses besonders im zweiten Teile bemerkbar, der vom Verbum und den Partikeln handelt und um volle zehn Seiten kürzer gehalten ist als derselbe Teil in der früheren Auflage, während sich sonst die Seitenzahlen in den beiden Auflagen auf gleicher Höhe halten. Zunächst ermöglichte schon die Ausnützung der Kenntnisse, die sich der Schüler aus dem Latein bereits erworben hat, manches in Wegfall zu bringen; ferner führte wohl auch die Erwägung, daß singuläre Erscheinungen und dichterische Gebrauchsweisen in einer Schulgrammatik des attischen Dialektes nicht verzeichnet zu werden brauchen, dazu, eine Reihe von Bemerkungen, die sich in der früheren Auflage vorfanden, auszuscheiden, so die Bemerkung über den Vokativ des Attributes bei einem vokativischen Nominativ und den Accusativ des Zieles bei Verben der Bewegung, über die relative Verschränkung, über das reziproke Medium, über die Weglassung des *ἄν* in lebhaften rhetorischen Fragen, über den Konjunktiv mit und ohne *ἄν* bei zukünftigen Ereignissen, über den Optativ ohne *ἄν* zum Ausdruck eines bloß angenommenen Falles, über die korrelativen Satzverbindungen, endlich die Bemerkung über den nicht immer zutreffenden Vergleich von gewissen griechischen Infinitivkonstruktionen mit dem lateinischen *nominativus c. infinitivo.* Durch den Ausfall der zuletzt angeführten Bemerkung wurde eine Zusammenziehung der Punkte 2 und 3 des § 222 der früheren Auflage möglich gemacht.

Solche Zusammenfassungen begegnen an mehreren Orten. So wurde z. B. die Lehre vom doppelten Objekte (§ 154, 2 der früheren Auflage) unter die Lehre vom inneren Objekt gezogen, das appositive und absolute Partizip zugleich in einem Abschnitt behandelt und die Umschreibung durch Verba, die das reine Sein bezeichnen, wie *εἶναι*, *γίγνεσθαι* u. ä. in einer Anmerkung an die Umschreibung durch Verba, die ein modifiziertes Sein ausdrücken, wie *τυγχάνειν* usw., angefügt; endlich wurden in dem Abschnitte über die Partikeln die Negationen, die Modalpartikel *ἄν*, die Fragepartikeln und die koordinierenden Partikeln zusammengefaßt, wodurch jedenfalls die Übersichtlichkeit wie auch die Be-

schränkung des Lernstoffes gewonnen hat. Denn die Zahl der zuletzt genannten konnte durch die Ausscheidung der in den früheren Teilabschnitten behandelten Partikeln und der Partikeln ὅμως und πώ von 40 auf 31 verringert werden. Eine engere Begrenzung erfuhr weiters der Text durch die Verminderung der Zahl der Verba, Adjektiva und Adverbia in der Lehre von den Kasus und dem Infinitiv, durch sparsame Einstreuung von Anmerkungen, durch eine möglichst peinliche Vermeidung von Wiederholungen, endlich durch Streichung der vermischten Beispiele, die sich in der früheren Auflage am Schlusse einiger Abschnitte vorfanden. Die Lehre von der prädikativen Stellung von αὐτός in der Bedeutung „selbst" wurde wohl als etwas Selbstverständliches nicht mehr aufgenommen.

Im Gegensatze zu diesen Verkürzungen erscheinen einzelne Partien ausführlicher als in der früheren Auflage behandelt, wie z. B. die Freiheit der griechischen Sprache im Gebrauche des Reflexivs (§ 149, Anm. 1 und 2), die Anwendung des Dativs bei den Verben des Affektes (§ 181), die Entstehung der Präpositionen (§ 183), die der Hypotaxis aus der Parataxis (§ 205) und die Erklärung von πρίν mit dem Infinitiv (§ 215 *b*, Anm.). Dem Genetiv bei den Verben des Hörens und Wahrnehmens und dem Dativ bei zusammengesetzten Verben sind eigene Paragraphe gewidmet. Zu den Vermehrungen kann man auch die übersichtlichen Zusammenstellungen zählen, wie sie sich im § 150 (die verschiedenen Wendungen zur Bezeichnung des possessiven Verhältnisses), § 177, Anm. (die Konstruktion von ἀμύνω), §§ 204 und 217 (die Konstruktion der Haupt- und Nebensätze) und § 216 (Assimilation des Modus in Nebensätzen) vorfinden. Alle diese Änderungen wird man mit Rücksicht auf die praktische Verwendung der Schulgrammatik gutheißen können.

Neuen Anschauungen begegnet man nur selten. Die veränderte Fassung der Regel im § 144, die nun lautet „der Artikel steht bei Personen-, Orts- und Ländernamen, wenn sie allbekannt oder vorher eben erwähnt sind" beruht vielleicht nicht auf einer neuen Anschauung. Wichtig ist aber die Neuerung, die die Lehre vom Gebrauche der Tempora bringt. An Stelle der „Zeitart" tritt nämlich das Fremdwort „Aktionsart" und nach dieser gibt es entweder eine sich entwickelnde oder momentane oder vollendete Handlung; die momentane ist wieder entweder punktuell oder ingressiv oder effektiv. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß die Einübung der Syntax der Zeiten im allgemeinen und des Aoristes im besonderen bisher gegen einzelne Schwierigkeiten anzukämpfen hatte; ob diese aber durch die Vermehrung der Begriffe, von denen einzelne gewiß von so subtiler Art sind, daß sie leicht untereinander vertauscht werden können, behoben werden, will Ref. vor der praktischen Erprobung der neuen Auflage nicht entscheiden. Dennoch wagt er es, die Befürchtung

auszusprechen, daß sich durch dieselbe die Schwierigkeiten nur noch häufen werden. Ungeteilten Beifall wird aber die in der weiteren Behandlung der Tempora eingetretene Neuerung finden, nach der die Indikative des Präsens-, Aorist- und Perfektstammes abgesondert von den übrigen Modi behandelt und letztere in einem folgenden Paragraph zusammengefaßt werden. Dieser Vorgang hat den Vorteil der Kürze und Übersichtlichkeit für sich.

Praktischen Zwecken sollen ferner einige Umstellungen dienen, die der Verf. in der neuen Auflage vorgenommen hat. Von weniger einschneidender Wirkung ist die Voranstellung des doppelten Accusativs vor den Accusativ des inneren Objektes und die Anfügung der Lehre vom *μὴ* m. Konj., *μὴ οὐ* m. Konj., *οὐ μὴ* m. Konj. Aor. (oder Ind. Fut.) an die Lehre vom Konjunktiv in Hauptsätzen; bedeutungsvoller ist aber die Stellung der Lehre vom Pronomen, die jetzt gleich auf die vom Artikel folgt, und die veränderte Aufeinanderfolge der Nebensätze. Von den beiden zuletzt genannten Umstellungen wird wohl die erstere nicht leicht von irgend einem Standpunkte aus angefochten werden können, wohl aber die letztere. Die Zusammenfassung der hypothetischen Relativ- und Temporalsätze entspringt allerdings einem glücklichen Einfall; ihre Vorwegnahme aber vor der Lehre von den Relativ- und Temporalsätzen überhaupt stellt sich mit jeder Systematik in Widerspruch. Dies ergibt sich schon aus den einleitenden Worten in den von diesen Sätzen im allgemeinen handelnden Paragraphen: „Die Relativsätze werden durch relative Pronomina usw. eingeleitet“ und „Die Temporalsätze werden eingeleitet usw.“ Der Logik widerspricht es ferner durch die Konsekutivsätze die Final- von den Kausal- und hypothetischen Sätzen zu trennen. Daß die Folgesätze, wenn sie nicht im Infinitiv stehen, die Formen der Behauptung mit den Kausalsätzen gemein haben, kann doch für ihren Anschluß an die letzteren kein zwingender Grund sein.

Die Beispielsammlung erfuhr in der neuen Auflage eine gründliche Sichtung und Ergänzung; in der Auswahl der neuen Beispiele zeigt der Verf. durchwegs ein volles Verständnis für die Bedürfnisse der Schule, ein Vorzug, der die Syntax in noch höherem Grade auszeichnet als die Formenlehre. Zu billigen ist es auch, daß leichte, bekannte Beispiele öfter als einmal auftreten, daß ferner kurze Sprüche aus den Dichtern häufig begegnen, daß endlich die Dichterworte durch den Druck und das Versende in denselben durch einen Strich angedeutet sind. Eine Bezeichnung des Versaccentes wäre obendrein empfehlenswert. Ebenso ist die Heranziehung lateinischer und deutscher Redewendungen zum Vergleiche nur zu loben.

Die Verweisungen sind durchwegs richtig. Die wenigen Ausnahmen, wie § 170, wo auf § 166, 2 statt auf § 165, 2 und § 179, wo bei *ἀντιποιέομαι* auf § 167 *c* statt auf § 166 *c* verwiesen wird, ändern nichts an dem Urteil. Die Verweisung auf

§ 117 in der Anm. zu § 191, 1 kann aus begreiflichen Gründen sich nicht fruchtbar erweisen. Am Schlusse des § 208 wäre eine Verweisung auf § 218, Anm. 4 angezeigt gewesen.

Endlich mögen noch zwei Versehen, die Ref. beobachtet hat, erwähnt werden. § 192 liest man 1. ohne 2. und die Bezeichnung „§ 230" am Rande gehört zu 1. hinauf.

Die Grammatik des homerischen Dialektes enthält keine auffälligen Änderungen; dennoch kann man auf Schritt und Tritt beobachten, daß der Verf. der neuen Auflage das Vorgefundene genau prüfte, bevor er es aufnahm. Die konsequente Beobachtung der in der Formenlehre vorgetragenen Lautgesetze führte zu mancher neuen Formerklärung. Einige wenige Versehen, die sich Ref. notiert hat, mögen in der nächsten Auflage verbessert werden. So wird im § 238, 5, Anm. unrichtig auf § 273, 3 statt auf § 272, 3 verwiesen; § 257, 1 unter *σκίδναμαι* auf § 248, 3 statt auf § 238, 3; § 266 unter *ἐν* auf § 177, 1, Anm. statt auf 187, 1 (185 ?). Ferner soll es § 243, 3 statt St. *χηρηϝ* wohl *χερηϝ* heißen, ebenso § 258, 1 unter *ἀλίσκομαι* nicht *ἁῴη*. Ebenda soll das Fut. *ἀπουρήσουσιν* im Drucke hineingerückt und § 259 bei *αἴνυμαι* der Accent ergänzt werden.

Die Indices sind, soweit sich Ref. durch Stichproben überzeugen konnte, in allen Teilen richtig gearbeitet. Nur soll im griechischen Wortregister zur Formenlehre *θυμέομαι* nach *θυγάτηρ* und *ἀποστερέω* auch unter den Buchstaben *α* eingesetzt werden.

Zum Schlusse sei auch noch lobend die konsequente Durchführung der neuen Orthographie hervorgehoben.

Die Ausstattung des Buches hält sich auf gewohnter Höhe, der Preis blieb unverändert.

Linz. Ernst Sewera.

Alcide Macé, Essai sur Suétone. Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. LXXXII. Paris, A. Fontemoing 1900. 8°, 450 SS. Preis Fr. 12·50.

Das vorliegende Werk behandelt in neun Abschnitten Suetons Leben und Werke. Eine Zusammenstellung der Literatur geht voraus und ein Verzeichnis der Parallelstellen zu den Kaiserbiographien sowie ein Index der Eigennamen bildet den Schluß. Der erste Abschnitt (S. 29—47) handelt von Suetons Abstammung und Jugendzeit. M. sucht hier darzulegen, daß Suetons Vater sich im Jahre 68 in Rom verheiratet habe. Diese Annahme hängt jedoch gänzlich in der Luft; ebenso ist durch nichts zu beweisen, daß Sueton selbst in Rom geboren und seine Familie seit langem daselbst ansässig gewesen sei. Aus der Notiz über seinen Großvater (Cal. 19) geht nur hervor, daß dieser mit der Hofdienerschaft Caligulas in Verbindung stand; welcher Art dieselbe war,

wissen wir nicht. Daß die Annahme Mommsens, Sueton sei im Jahre 77 geboren, kaum zu halten, seine Geburt vielmehr um einige Jahre früher anzusetzen ist, beweist M. im ganzen mit Glück. Wenn er jedoch das Jahr 69 als Geburtsjahr Suetons bezeichnet, so folgert er dies nur aus der eingangs erwähnten, unbeweisbaren Vermutung von der Verheiratung des Vaters im J. 68.

Da sich aus den Briefen des Plinius die meisten Anhaltspunkte für das spätere Leben Suetons ergeben, betitelt M. den zweiten Abschnitt seines Werkes 'Sueton und Plinius' (S. 48—86). Treffend führt hier der Verf. aus, daß Sueton ein Grammatiker, nicht ein Rhetor war. Die Disposition der einzelnen Biographien, das wörtliche Zitieren nach den Quellen, die Bevorzugung des Details, der Verzicht auf die gehobene Sprache und gewisse Einzelzüge beweisen dies (S. 53 ff.). Aber er geht entschieden zu weit, aus dem Briefe des Plinius I 18 folgern zu wollen, daß Sueton den Versuch, als Sachwalter aufzutreten, nicht wiederholt habe. Von einem Erstlingsversuche sagt jener Brief nichts; er enthält vielmehr eine an sich belanglose Episode aus Suetons Tätigkeit als Sachwalter, beweist also gerade, daß dieser auch sonst auf dem Forum tätig war. Unhaltbar ist auch M.s Behauptung, Sueton habe bis zu seiner Ernennung zum Sekretär *ab epistulis* durch Hadrian keinerlei öffentliches oder militärisches Amt bekleidet — die Absicht, als Militärtribun unter *Neratius Marcellus* in Britannien den militärischen Dienst anzutreten, habe er sofort wieder aufgegeben (vgl. Plin. Ep. III 8); denn es läßt sich dagegen einwenden, daß ja die Ernennung zum Militärtribun die Bekleidung der Präfektur einer Kohorte voraussetzt; ja, Sueton müßte, wenn Hadrian — was wir nicht wissen — bei der Ernennung Suetons zum Geheimsekretär auf den regelmäßigen Amtsgang, der bei einem Ritter die *tres militiae* voraussetzt, Gewicht legte, später doch noch den Militärtribunat und die Präfektur einer *ala* übernommen haben. S. 69 ff. legt M. überzeugend dar, daß die Schrift *de viris illustribus* noch zu Lebzeiten des Plinius, also vor 114, erschien, da dieser als Lebender nicht darin erwähnt war; völlig unsicher jedoch bleibt die bloß aus Argumenten *ex silentio* erschlossene genauere Datierung auf die Jahre 112—114.

Nach einer Erörterung über den Freundeskreis des Plinius begleitet M. im dritten Abschnitte (S. 87—109) Sueton an den Hof Hadrians; er zeigt, daß Sueton seine Stelle *ab epistulis* wohl der Gönnerschaft des *praefectus praetorio Septicius Clarus*, der auch Plinius' Freund gewesen war, zu danken hatte, und lehnt S. 92 f. mit Recht die öfter vertretene Ansicht ab, daß Suetons Stil die knappe Klarheit des kaiserlichen Amtsstiles zeige. In einem Alter von ungefähr fünfzig Jahren brachte er gewiß seinen ausgebildeten Stil mit. Der Verf. sucht ferner auch die gegenseitigen Beziehungen des Kaisers und des Sekretärs zu erraten, die durch die Vorliebe für Altertümer und Merkwürdigkeiten, durch Aber-

glauben und grammatische Interessen zusammengeführt wurden, während sie anderseits ihr verschiedener Charakter und ihre divergierenden literarischen Anschauungen trennen mußten. In der Darlegung der Beziehungen Suetons zu den anderen literarisch gebildeten Freunden Hadrians (*Florus, Terentius Scaurus, Salvius Iulianus, Epictetus*) kommt jedoch der Verf. der Natur der Sache nach über bloße Vermutungen nicht hinaus.

Den Lebenslauf Suetons unterbrechend, wendet sich M. im vierten Abschnitte (S. 110—198) seiner Forschung zu. Er zeigt nach einer Vermutung von Cuq, daß die Archive nicht dem Beamten *ab epistulis*, sondern dem *a studiis* unterstanden und versucht darzulegen, was Sueton in diesen Archiven gefunden habe: zunächst Briefe des Augustus, die er zweifellos im Originale vor sich hatte (vgl. z. B. Aug. 87). Allein M. klärt uns nicht darüber auf, wie denn Briefe privatester Natur und solche, bei denen oft nur die Rede davon ist, was Augustus heute gegessen (Aug. 76), mit wem er gespielt und wie viel er dabei gewonnen habe (Aug. 71), ins Archiv gekommen seien. Sollte dieses, ursprünglich aus einem Privatamte des Kaisers entstanden und von einem ehemaligen Sklaven verwaltet, auch die Privatkorrespondenz des Kaisers aufgenommen haben? Dies vorausgesetzt, hätten allerdings die von Augustus an Livia und Tiberius, den späteren Kaiser, gerichteten Briefe — denn um solche handelt es sich in erster Linie — ins Archiv gelangen können. Die von Sueton ohne Angabe des Adressaten als Autographa zitierten Briefe könnten dann auch, nach dem oben erwähnten familiär-belanglosen Inhalt und den Ausdrücken des *sermo cotidianus* zu schließen, ganz gut z. B. an Tiberius gerichtet gewesen sein. — S. 128 ff. legt M. ausführlich dar, daß Sueton mit der Genauigkeit eines modernen Diplomatikers auch die Testamente der ersten drei Alleinherrscher (*Caesar, Augustus, Tiberius*) im Originale studiert habe. Doch könnte er diese Testamente immerhin auch in den *acta diurna* nachgelesen haben, wo sie ohne Zweifel nach ihrer Eröffnung publiziert waren; denn die von Sueton gegebenen Notizen über deren äußere Form schließen diese Möglichkeit nicht von vornherein aus. Wenn Sueton z. B. vom Testamente des Augustus sagt, daß es umfaßte: *duo codices* und *tria signata aeque volumina* (d. h. auf allen drei Rollen befanden sich dieselben Siegel und Namen der Zeugen), so war dies alles bei Eröffnung des Testamentes protokollarisch festgelegt. Es ist doch ein Unterschied zwischen einer Notiz über die Äußerlichkeiten eines Briefes und einer solchen über die Form eines Testamentes. Von dem *index rerum* des Augustus, den uns das Monument von Ancyra erhalten hat und den Sueton gewiß benützt hat (vgl. Macé S. 154 ff.), ist allerdings kaum anzunehmen, daß er in der Stadtzeitung publiziert gewesen sei; Sueton hat hievon jedenfalls das Originalmanuskript im kaiserlichen Archive nachgesehen, wie M. nach Mommsens

Vorgang annimmt (S. 141 ff.). In dem Berichte Suetons, Aug. 101 *altero (volumine complexus est) indicem rerum a se gestarum, quem vellet incidi in aeneis tabulis*, hat bisher der Ausdruck *tabulae*, zusammengehalten mit den στῆλαι, bezw. *pilae*, welche das Mon. Ancyr. erwähnt, Schwierigkeiten bereitet. M. löst diese nun auf einfache Weise durch die Annahme, daß an Stelle der von Augustus verlangten *tabulae* bei der Ausführung *pilae* traten. Wenn er aber *vellet* als Irrealis faßt (S. 137 f.), so ist dies einerseits nicht notwendig, um den gewünschten Sinn herauszubringen, anderseits wäre wohl eine solche subjektive Einmischung des Berichterstatters sehr störend. Man wird besser tun, es nach wie vor als Konjunktiv der indirekten Darstellung zu nehmen. Von den übrigen auf die ersten Cäsaren Bezug habenden Dokumenten läßt sich nicht feststellen, inwieweit Sueton die Originale im Archiv zurate gezogen habe. M. vermutet zwar, daß er auch Briefe Cäsars im Originale einsah, doch sind die Argumente hiefür nicht beweiskräftig genug. Für die folgenden Kaiser aber habe sich der Biograph überhaupt nicht so sehr interessiert, daß er Originalurkunden benützt hätte. M.s Resultate sind also hier im ganzen negativ.

Im fünften Abschnitte (S. 199—241) schließt der Verf. die Erörterung über das Leben Suetons. Bei Besprechung der Abfassungszeit der Kaiserbiographien[1]) zeigt er, daß Tacitus im Jahre 121 noch am Leben war; vgl. das oben über Plinius Gesagte. Ferner glaubt er aus verschiedenen Indizien zu erkennen, daß die *vitae* auf einmal publiziert worden seien (S. 210 ff.). Hervorgehoben sei aus diesem Teile noch eine mit dem direkten Zeugnisse des Spartianus allerdings nicht im Einklange stehende Vermutung über Suetons Ausscheiden aus seinem Amte. 'Dieser habe, meint M. S. 215 f., lediglich aus Anhänglichkeit an seinen Protektor die Stelle eines Beamten *ab epistulis* niedergelegt, als derselbe infolge einer Hofintrigue in Ungnade fiel.

Über die letzten Lebensjahre Suetons wissen wir nichts; denn der Brief Frontos (Naber S. 118), den man auf ihn beziehen wollte, hat nach M.s scharfsinnigem Nachweise (S. 226 ff.) nichts mit ihm zu tun. Ebensowenig kennen wir das Todesjahr Suetons. Wenn M. seinen Tod gegen 141 ansetzt, so ist dies eine willkürliche Vermutung, zu der ihn unter anderem die Annahme führt, es wäre doch irgendwo in der Literatur erwähnt worden, wenn der Grammatiker Sueton das Alter Varros erreicht hätte.

Nach einer Skizze über Suetons Charaktereigenschaften bespricht der Verf. im folgenden Abschnitte (S. 242—356) dessen

[1]) Daß das Werk 119—122 erschienen ist, beweist die Widmung an *Septicius Clarus*. Da aber der Autor Zeit brauchte, um die Ergebnisse seiner Forschung in den Archiven hineinzuarbeiten, setzt es M. in das Jahr 121.

Werke, nach folgenden Kategorien geordnet: Grammatik und Literaturgeschichte, Archäologie, Geschichte (Biographien), Naturgeschichte. Für die Schrift *de viris illustribus* zeigt er die Mannigfaltigkeit der Quellen auf und beweist im Widerspruche zu Reifferscheid, daß Sueton kein kritikloser Kompilator war (S. 246 ff.). Bei Besprechung des griechisch geschriebenen Werkchens *περὶ δυσφήμων λέξεων ἤτοι βλασφημιῶν καὶ πόθεν ἑκάστη* handelt M. in einem Exkurse über die Mischung des Griechischen und Lateinischen bei Sueton und über die Verbreitung des ersteren in Rom (S. 273 ff.). *De variis rebus* gehört nach M.s Vermutung zufolge des unbestimmten und zusammenfassenden Titels zu den letzten Werken Suetons (S. 277), *de institutione officiorum* fällt in die Zeit der Bekanntschaft des Sekretärs *ab epistulis* mit dem Juristen *Salvius Iulianus* (S. 299 und 107). Im Anschlusse an die Schrift über Ciceros Staat bespricht der Verf. ausführlich Suetons Sympathie für Cicero (S. 287 ff.). Für die *ludicra historia* führt M. aus, daß wahrscheinlich die *θεατρικὴ ἱστορία* des Iuba sowie der *index rerum* und die *acta diurna* als Quellen dienten (S. 313 ff.), sonst bietet er über die vier auf Rom Bezug nehmenden archäologischen Schriften, die man sich in einem eigenen Korpus vereinigt zu denken hat, nichts Neues. Mit Recht nimmt M. ferner für Suetons naturhistorisches Werk den Titel *Prata* gegen Schanz in Anspruch; denn das eine Mal, wo der Singular überliefert ist, scheint er durch die Erwähnung eines einzelnen Buches veranlaßt zu sein.

Auf Schritt und Tritt zeigt M. die sachlichen Berührungspunkte mit den Kaiserbiographien auf, um ersichtlich zu machen, wie Sueton das, was ihn an den Cäsaren besonders interessierte, in eigenen Schriften behandelt hat. Zum Schlusse erfahren auch noch die allgemein als unterschoben anerkannten Schriften eine Besprechung (S. 335 ff.).

Im siebenten Abschnitte (S. 357—378) kommt M. wieder auf die Kaiserbiographien zurück und gibt einige methodische Bemerkungen über ihre Quellen. Für Caesar und Augustus habe Sueton eine Menge von Quellen benützt, weil er sich für die *aetas aurea* besonders interessierte (allerdings flossen auch hier die Quellen am reichlichsten), für die sieben folgenden Kaiser sei er bestimmten Hauptquellen gefolgt, so für die Kaiser des Jahres 69 dem älteren Plinius, wie Fabia [1]) annahm, in den *vitae* der Flavier aber habe er Tacitus nicht als Hauptquelle benützt; vgl. den Widerspruch zwischen Tac. Hist. IV 67 und Suet. Vesp. 14. Hier müsse man, da kein anderer Schriftsteller diese Partie behandelt habe, die Benützung direkter Quellen annehmen, nach denen Sueton aber nicht in den Archiven forschte, denn die *vitae* seien bei seiner

[1]) *Les sources de Tacite*, Paris 1898.

Ernennung zum Geheimsekretär bis auf einige Zusätze bereits fertig gewesen (vgl. S. 182 ff.).

Der Verf. schließt sein Essai in den beiden letzten Abschnitten (S. 379 ff. und 401 ff.) mit einer Studie über Suetons metrische Prosa und einer Darstellung seines literarischen Nachlebens. Das interessante und anregend geschriebene Buch bildet eine wertvolle Bereicherung der Sueton-Literatur, indem es manch wichtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung dieses Autors darbietet.

In dem angeschlossenen Druckfehlerverzeichnisse sind einige Versehen nicht notiert; so S. 33, Anm. 12, Z. 1 Petaw statt Pettau. S. 279, Z. 1 *de ce ce chapitre* statt *de ce ch.* S. 280, Z. 13 *ἕν* statt *ἐν*.

Triest. Dr. A. Gaheis.

Publii Cornelii Taciti de Germania libellus. Edidit notisque auxit Lad. Okecki. Cracoviae 1903 (Verl. Simmel & Co.). II und 74 SS. 8°. Preis 2 Mk.

Die Grenzen des vorliegenden Kommentars sind insofern enger gezogen, als die meisten ethnographischen, geographischen und etymologischen Fragen, welche die Uranfänge späterer deutscher Einrichtungen betreffen, nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen sind. Der Verf. des Kommentars will, daß die studierende Jugend, „anstatt — was gewöhnlich geschieht — den Wort- und Gedankensinn der Germania aufs Geratewohl und ungefähr zu erraten, eine Anleitung an die Hand bekomme, die es ihr nach Kräften möglich mache, denselben genau zu durchdringen".

In der Tat bemüht sich der Verf., das Verständnis einzelner Worte und Redewendungen für bestimmte Stellen deutlich klar zu legen, die Erklärung mancher Stellen schärfer zu fassen und für Schüler begreiflicher zu machen. Hie und da geschieht sogar des Guten zuviel. So wird man die Attraktion eines als Subjekt gebrauchten Pronomens an ein prädikatives Substantiv (S. 5: *voces illae videntur*, S. 26: *id nomen, ea gloria est*) nicht weitläufig erklären, Oktavanern muß die Erinnerung an Musterbeispiele wie *haec est vera amicitia* genügen. Auf S. 5 u. *(obiectis scutis)* reicht der Zusatz „Ablativ" aus, alles andere kann wegfallen. Ebenso halte ich die Bemerkungen zu *adsueverunt* (S. 7), *equorum— experiri* (S. 19), *persuaseris* (S. 27) u. a. auf der obersten Unterrichtsstufe für überflüssig; eher wären an anderen Stellen wie c. 5 *(satis ferax)*, c. 15 *(fortissimus — agens)*, c. 16 *(suffugium hiemi)*, c. 21 *(cum defecere)* u. a. einige erklärende Worte notwendig. Recht gut ist aber für die Förderung des Verständnisses der häufige Hinweis auf Gliederung und Zusammengehörigkeit aufeinander folgender Sätze und Satzteile. Das Verständnis derselben wird hie und da auch durch Umbildung zu Parenthesen und Hinzu-

fügung gewisser Interpunktionszeichen erleichtert. Nicht selten kommt es jedoch vor, daß der Herausgeber durch Änderung der üblichen Interpunktion Sätze und Satzteile auseinander reißt und so eine neue Auffassung in eine Stelle trägt. An solchen Stellen ist für den Schüler, falls er in der Schule einen anderen Text als den des in Rede stehenden Kommentars vor sich hat, dessen Erklärung gegenstandslos. Schwankungen in der Erklärung wie c. 5 *(principibus),* c. 6 *(scuta — distingunt),* c. 18 *(sic vivendum),* c. 31 *(nulli — sui)* u. ä. fallen in einem Schülerkommentare besser weg, die Diskussion über solche Stellen mag eventuell der Schule vorbehalten bleiben. In den erklärenden Anmerkungen müssen selbstverständlich mitten im deutschen Texte lateinische Worte und Satzteile stehen, wie sie eben besprochen werden, doch sollen Satzgemenge mit deutschem Subjekte und lateinischem Prädikate Schülern nicht geboten werden. An Satzbildungen, wie „obgleich sie erst dann *vincentur,* wenn du *indulseris ebrietati* (S. 39), es würde also den Galliern schwer fallen, sie zu *occupare* und *permutare* (S. 43), tatsächlich war dies *magnificum,* daß Hercules bis dahin *adiit* (S. 56)", mangelt es nicht.

Da der Verf. mit mancher selbständigen Erklärung zu der bisherigen Auslegungsweise in Widerspruch tritt, soll in sein Vorgehen durch Anführung einiger Stellen aus dem allgemeinen Teile der Germania, unserer üblichen Schullektüre, ein kleiner Einblick gewährt werden: C. 3. In dem Satze *fuisse apud eos* (nämlich *Germanos*) *et Herculem memorant* nimmt der Verf. als Subjekt *Germani* und will die Ungenauigkeit in der Anwendung des Pron. *eos* statt *se* durch die große Zwischenzeit gerechtfertigt wissen, „welche die in *apud eos* zu denkenden Germanen von denen trennt, welche berichten, so daß unter demselben Worte *Germani* jedesmal ein anderes Substrat zu denken ist", ein Erklärungsversuch, der sich für die Schule nicht empfehlen dürfte. Am einfachsten wird *memorant* mit allgemeinem Subjekte (man) zu fassen sein. — C. 4. *Caerulei oculi* will der Verf., da blaue Augen, ein Zeichen der Sanftheit, nicht gut mit dem im Texte folgenden *truces* vereinbar sind, durch „graue Augen" übersetzen, für welche dieses Epitheton eher paßt. Nur wenige Übersetzer werden aber auf die für die nordischen Völker charakteristischen blauen Augen verzichten wollen. Bei dem Ausdrucke *truces* wird weniger an die Farbe der Augen als an die buschigen Augenbrauen der Germanen zu denken sein. — C. 6. Die Worte *lectissimis coloribus* beziehen sich nicht auf äußere Schönheit der Farben, wie der Verf. meint (S. 10, 4), sondern zeigen nur an, daß die Farbe eines Stammes mit besonderer Sorgfalt von der eines anderen Stammes unterschieden worden sei. — Die Erklärung des handschriftlich allerdings überlieferten Plurals *galeae* (S. 11, Z. 1) ist etwas gekünstelt. — Die Worte *ita coniuncto orbe* deutet der Verf. vielleicht mit Recht nicht als Ringelreiten wie in einer Reitschule, sondern als ein Reiten im

Kreise nebeneinander, derart, daß die vom Mittelpunkte des Kreises Entfernteren durch schnelleren Ritt die gerade Linie und die Geschlossenheit der Reihe wahren. — C. 9. Das Ergebnis eines längeren Exkurses zu *deorumque — vident* geht dahin, daß es bei den Germanen nur eine einzige, geheime, unsichtbare Gottheit gebe, der sie nur mehrfache Namen von Gottheiten beilegen (S. 16), weshalb der Gen. *caelestium* als Neutr. Plur. ausgelegt wird. Aber auch, wenn man *caelestium* = *deorum* setzt, kann an eine geistige, nicht bloß sinnliche Auffassung der Götterwelt gedacht werden. — C. 10. Das handschriftlich überlieferte *consuletur* (S. 19, Z. 3) läßt sich nur schwer halten und erklären. Ich ziehe mit Walch *consulitur* vor. — Zu *prohibuerunt* (S. 19, Z. 6) gilt dem Verf. *dii* als Subjekt, so daß zum folgenden *permissum* entsprechend *a diis* ergänzt wird. Von einer Erlaubnis der Götter kann aber erst nach vollkommenem Abschlusse der göttlichen Willenserforschung die Rede sein, wenn nämlich zu den günstig lautenden *sortes* auch die günstig lautenden *auspicia* getreten sind. Als Subjekt dürfte *notae* vorzuziehen sein. — Zu *se... conscios putant* (S. 20, Z. 5) nehmen die meisten Erklärer *sacerdotes,* der Verf. die Worte *proceres* und *sacerdotes* als Subjekt an. Die Annahme zweier Subjekte ist passend, da ja Vertreter beider Klassen der Bevölkerung im Vorhergehenden als Vollzieher des Pferdeorakels genannt werden. — C. 11. Die Worte *auctoritate suadendi — potestate* (S. 23, Z. 1) werden nicht wie in anderen Ausgaben zu *audiuntur,* sondern als kausale Ablative zu *si displicuit — concutiunt* gezogen. Nur wenn beide Ablative in modalem Sinne bei *audiuntur* gelassen werden, ist ihre Beziehung auf *rex* und *princeps* unzweifelhaft. — C. 12. Durch Änderung der Interpunktion wird *sed et* (S. 23, Z. 11) zu *multantur,* nicht zu *delictis* gezogen, die von anderen Herausgebern verschmähte Lesart *pro modo poenarum* aufgenommen und erklärt: „nach Art römischer Geldbußen". Näher liegt wohl der durch die Lesart *pro modo (i. e. delicti) poena* ausgedrückte Gedanke. — Bei der S. 24, Z. 1 durch Änderung der Interpunktion (nach *principes*) hervorgerufenen Änderung des Satzgedankens scheint mir der notwendige Gegensatz zwischen *principes* und *centeni* nicht hervorzutreten. — C. 13. Die bei *ipsa — fama bella profligant* angenommene Beziehung auf das vorangehende *muneribus,* als ob die *principes* Kriege unter den ihnen fremden germanischen Stämmen durch Verbreitung der Nachricht beilegten, daß sie von einem dieser Stämme ein Geschenk empfangen, also, sozusagen, das Versprechen gegeben hätten, demselben Hilfe zu leisten, wird schwerlich Anklang finden. Man wird einfach erklären: „durch ihren bloßen Namen, d. h. wenn man hört, daß sie sich für einen Stamm entschieden haben". — C. 14. In den Worten *magnumque — tueare* (S. 27, Z. 8) bedarf die prädikative Auffassung von *magnum* keiner Parallelstellen. Kaum wird jemand mit dem Verf. *tueare* als direkte Apostrophe an einen *princeps*

ansehen, sondern dem Sinne nach wie die von anderen Herausgebern bevorzugte Lesart *tuentur* erklären. — C. 16. Durch Änderung der Interpunktion wird *ut fons* — *placuit* zu *vicos locant* gezogen, also nicht die Ansiedlung einzelner Personen, sondern die eines ganzen Stammes mit der Vorliebe für Quellen, Felder und Haine in Zusammenhang gebracht, wogegen nichts einzuwenden ist, weil ja zahlreiche deutsche Ortsnamen bestätigen, daß derartige Rücksichten bei der Gründung von Gemeinden maßgebend gewesen sind. — C. 17. Zu *neglegenter* (S. 31, Z. 6) wird man zunächst den Gegensatz in *exquisitius*, nicht in *eligunt* suchen, auch dann, wenn man mit dem Verf. vor *ut quibus* einen Punkt setzt. — Wenn die Entblößung des Oberarmes bei den Frauen einen höheren Grad von Unanständigkeit bezeichnen soll als die des Unterarmes, so sollte zwischen *brachia* und *lacerti* (Z. 13) das überlieferte *ac* mit seiner steigernden Kraft statt *et* stehen. — C. 18. Im Satze *qui non libidine sed ob nobilitatem* — *ambiuntur* (S. 32, Z. 3) wird man trotz der Schwierigkeit der Erklärung an die *libido* der Männer denken, also kaum einen subjektiven Gen. *feminarum* ergänzen. — In den Worten *extra virtutum cogitationes* — *denuntiant* (S. 32, Z. 12 ff.) weiß der Herausgeber einen ganz treffenden Parallelismus herzustellen. Ich möchte nur hinzufügen, daß mir auch in *iuncti* vor *boves* eine Antithese zu *venire se sociam* zu liegen scheint. — C. 19. Im Satze *publicatae enim pudicitiae nulla venia* erklärt der Verf. *enim* mit Rücksicht auf die im Vorhergehenden geschilderte Vertreibung einer Ehebrecherin aus dem Hause des Gatten mit den Worten: „Der Mann tut es, damit die Ehebrecherin keinen zweiten Mann bekommt“, was mir nicht recht glaublich scheint. Die Vertreibung geschieht wohl nur, um die landesübliche Strafe wegen Ehebruchs zur Geltung zu bringen, nicht mit Rücksicht auf die Zukunft der Ehebrecherin, sie geschieht, weil eben das Preisgeben der Tugend nie Gnade findet. Es besteht mit dem Vorausgehenden auch dann eine Kausalverbindung, wenn man zu *publicatae* dem Gedanken nach *ab adultera uxore* und nicht mit dem Verf. *a marito* ergänzt. — Für *vitia* (S. 34, Z. 2) paßt nicht die Übersetzung „schlechte Taten“, da an dieser Stelle nur von Verletzung der Sittlichkeit die Rede ist, also etwa „Laster“. — C. 26. Da der Verf. aus dem Satze *faenus agitare et in usuras extendere ignotum* (dem Sinne nach = *non agitant, non extendunt*) zu dem folgenden *servatur* folgerichtig *non agitare, non extendere* als Subjekt annimmt, ist nicht einzusehen, warum *ignotum* nicht durch „unbekannt“, sondern mit Rücksicht auf *servatur* nur durch „verziehen, mit Nachsicht behandelt“ übersetzt werden soll, zumal dann nicht *ignotum (sc. est)*, sondern *ignoscitur* am Platze wäre. Die Übersetzung paßt auch aus sachlichem Grunde nicht. Da es bei den Germanen wenig Geld und nur geringen Handel gab, traten Schulden nicht in dem Maße auf, daß ein eigenes Wucherverbot nötig gewesen wäre, worauf die Über-

setzung „mit Nachsicht behandelt", hindeuten würde, während die folgenden Worte *si vetitum esset,* mit denen zugleich an die in Rom bestehenden Wuchergesetze angespielt wird, den Bestand eines solchen bei den Germanen ausschließen. — Auch im speziellen Teile der Germania wie c. 28 *(sed — incertum est,* S. 47 *ut — arcerent),* c. 31 *(votivum — habitum),* c. 33 *(urgentibus fatis),* c. 38 *(neque — amenturve),* c. 39 *(habitentur),* c. 40 *(attingere),* c. 43 *(ultra agunt),* c. 44 *(ministrantur),* c. 45 *(deorum)* u. ö. weicht der Verf. bald mehr, bald minder glücklich von den üblichen Erklärungen ab.

Wer die oben besprochenen oder angeführten Stellen im Kommentare des Herausgebers genauer prüft, wird auch da, wo er mit ihm nicht übereinstimmt, sein Bestreben, in Worte und Geist des Autors tiefer einzudringen, anerkennen müssen. Da der Verf. besonders Stellen, die in der Erklärung noch nicht ganz abgeschlossen sind, sein Augenmerk zugewendet hat, gibt er Lesern und Forschern Anregung, diesen Stellen erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden, und erwirbt sich dadurch um den Fortschritt in der Erklärung dieser viel umstrittenen Schrift des Tacitus ein unleugbares Verdienst.

Wien. Franz Kunz.

The Proconsulate of Iulius Agricola in relation to history and to encomium. By G. L. Hendrickson. The Decennial Publications (University of Chicago). First series, vol. VI (p. 29—59). Chicago, University Press 1902. 4⁰, 33 SS.

Daß man den Taciteischen *Agricola* seit jeher, von anderen Auffassungen abgesehen, geradezu als Enkomion bezeichnet oder wenigstens einem solchen nahe verwandt gefunden hat, ersehe man aus der vom Ref. in dieser Zeitschrift 1886, S. 481 f. zusammengestellten Liste von kurz formulierten Charakteristiken, welche die Vita behufs Einreihung unter eine bestimmte Kunstgattung erfahren hat. Neuerdings hat nun F. Leo, 'Die griechisch-römische Biographie', Leipzig 1901, S. 231, dem *Agricola* den Charakter eines kunstgerechten Enkomions abgesprochen: vielmehr gehöre der *Agricola* zu der bei Griechen und Römern üblichen Gattung jener Biographien, welche von Freunden oder Verwandten zum Ruhme eines jüngst Verstorbenen abgefaßt wurden: nur sei die Partie, welche Agricolas Statthalterschaft in Britannien enthält, in einer Weise behandelt, welche sie entfernt von dem Charakter der Biographie. 'Zwar läuft die Darstellung auf Agricola hinaus und von K. 18 an ist er die führende Person, aber nicht anders als es der Feldherr in jeder Kriegsgeschichte sein würde.' Dieser Gedanke nun ist es, gegen den H.s Abhandlung zum größten Teile gerichtet ist. H. tritt den Beweis an, daß gerade die Kapitel 10—39 eine eigenartige Behandlung erheischten. 'Es war Sache

besonderer Geschicklichkeit eine Form zu finden, welche die Wirkung einer lobenden Biographie erreicht, jedoch mit Vermeidung des Anstoßes, den ein einfaches Enkomion sicherlich erregen mußte.' Für die Jugendjahre des Agricola (c. 4—9) genügte nach H. die herkömmliche Form biographischer Charakteristik. Anders stehe es mit der Darstellung von Agricolas Erfolgen in Britannien. Diese waren von so hervorragender Bedeutung und berührten anderseits durch naheliegende Vergleichung mit dem Verhalten noch lebender Persönlichkeiten so sehr deren Interessen, daß eine Darstellungsform zu wählen war, die unter dem Scheine der Objektivität Kritik und Mißgunst entwaffnete und doch zu dem erstrebten Ziele führte. H. versucht nun im einzelnen darzutun, wie Tacitus in der bezeichneten Partie äußerlich als Historiker (durch die Anwendung der annalistischen Form, durch Aufnahme von Reden der gegeneinander im Felde stehenden Führer) verfährt, im Grunde aber Lobredner ist. Mannigfache Einzelheiten der Erzählung erweist H. als in theoretischen Vorschriften über das Enkomion begründet, deren Kenntnis Tacitus freilich mehr der enkomiastischen Literatur als der bewußten Beachtung der rhetorischen Theorie verdankt. Was an H.s Ausführungen zunächst angenehm auffällt, ist die genaue Kenntnis der antiken Rhetoren und die geschickte Verwertung ihrer Lehren für die Beurteilung der behandelten Schrift. Ref. hält den Beweis für die enkomiastische Färbung der angegebenen Partie für erbracht, wie man auch im einzelnen über H.s Ausführungen denken mag, und verweist seinerseits, um die Berechtigung von H.s Standpunkt zu erhärten, auf c. 44, wo Tacitus ganz nach rhetorischem Rezept zwischen den äußeren und inneren Eigenschaften und Gütern des Gefeierten unterscheidet. Diese Seite des Enkomions ist behandelt bei Cicero de orat. II 342 und besonders 44—46, wo Piderit auf die entsprechenden Stellen der griechischen Rhetoren verweist. Dazu kommt noch Quintilian III 7, 10 ff. Vgl. auch diese Zts. 1886, S. 488. Mit Rücksicht auf die von H. mit Recht betonte nahe Verwandtschaft der *laudatio funebris* mit der lobenden Biographie schlägt Ref. vor, die Schrift des Ambrosius *De excessu fratris*, die in K. Schenkls Ausgabe, Mailand 1897, leicht zugänglich ist, auf ihre Berührungspunkte mit Tacitus' *Agricola* zu untersuchen: sie ist eine streng nach antikem Muster abgefaßte Leichenrede. Für die von H. speziell behandelte Partie wird sich freilich daraus kaum etwas ergeben.

Übungen des lateinischen Stils für reifere Gymnasialschüler und zum Selbstunterricht. Von Karl Friedrich von Nägelsbach. II. Heft. 7., verm. u. verb. Aufl. in zwei Abteilungen: Text und Anmerkungen bearb. von Iwan Müller. Leipzig, Friedr. Brandstetter 1903. 8°, VI u. 86 + 50 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

'Die Nägelsbachschen Übungsbücher für den lateinischen Stil sind zur Zeit in Bayern bloß noch an ein paar Anstalten im Ge-

brauche, ein Zeichen, daß die Höhe der Nägelsbachschen Stilforderungen unter den jetzigen Verhältnissen nur mehr selten erreicht wird oder erreichbar erscheint.' So A. Miller im Programm des alten Gymnasiums zu Würzburg 1890, S. 3. Wenn man trotz der hier betonten Tatsache eine neue Auflage für nötig erachtete, so muß Nägelsbachs Vermächtnis noch seine Freunde haben. In der Tat eignet sich das Werkchen heute vornehmlich zu dem Zwecke, der in der Vorrede zur 7. Auflage angedeutet ist, zu Übungen für Lehramtskandidaten. Damit stimmt, daß in den Anmerkungen auf Krebs-Schmalz' Antibarbarus, auf Seyffert-Müllers Lälius, auf Reisigs Vorlesungen, Spalding zu Quintilian, überhaupt auf Handbücher und Kommentare verwiesen wird, die nur der Fachmann kennt und zur Hand hat. Ob es daneben noch Gymnasien gibt, auf denen Nägelsbach für die regelmäßigen Stilübungen verwendet werden kann, entzieht sich dem Urteil des Ref. So viel aber darf man behaupten, daß trotz der veränderten Stellung, welche gegenüber der Zeit des ersten Erscheinens der 'Übungen' (im Jahre 1830) heute die Übersetzungen ins Lateinische einnehmen, bei uns wie in Deutschland ein oder das anderemal ein Versuch in der obersten Klasse, namentlich wenn sie gut vorbereitet ist, mit einzelnen Stücken gewagt werden darf. Eine andere Bedeutung vermag Ref. dem Werkchen mit seinen Originaltexten, die von gewandten Stilisten stammen, für den Gymnasialunterricht nicht zuzuerkennen. — Daß Prof. Iw. Müller die geeignete Persönlichkeit ist, im Geiste Nägelsbachs dessen 'Übungen' weiterzuführen, wird man selbstverständlich finden. Ref. unterläßt es, zu den beigegebenen Noten Bemerkungen zu bieten, die nur unter der Voraussetzung Wert hätten, daß das Büchlein in der Schule verwendet wird; alsdann bedürfte beispielsweise die Stelle auf S. 45 'Als dies Heinrich sah und ihm jemand sagte' die Bemerkung, daß hier zwei nicht durch *et* verbundene Temporalsätze nötig sind. Allein derlei muß dem nach des Ref. Ansicht allein berufenen Benutzer der Übungen geläufig sein. Freilich finden sich daneben, wiewohl selten, elementare Bemerkungen, wie zu 35, 3, 1, daß *imperator* = 'Kaiser' regelmäßig vor dem Namen steht.

Wien. J. Golling.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 14. und 15. Band (1903).

Von den neuesten Bänden dieser geschmackvollen Goethe-Ausgabe enthält der 14. die „Italienische Reise“ bis zum zweiten Aufenthalt Goethes in Rom (1787) und als Anhang die Aufsätze und Skizzen „Über Italien“ als Fragmente eines Reisejournals —

wie in der Ausgabe letzter Hand; der 15. Bd. bringt den „Zweiten Römischen Aufenthalt", ferner die „Campagne in Frankreich" und die „Belagerung von Mainz". Die Italienische Reise Goethes hat Robert Weber, die beiden letztgenannten Stücke Karl Heinemann bearbeitet und erläutert. Hier ist alles Nötige zur Erklärung dieser autobiographischen Schriften beigebracht und die Fachliteratur mit Umsicht und Geschick verwertet, so daß es wenig auszustellen gibt. Das Datum von Goethes Heimkehr und der Geburtsort der Angelika Kauffmann (Chur, nicht Bregenz, wie schon Düntzer irrig angab) hätten berichtigt werden sollen; Obermittenwald bei Sterzing heißt heute „Mittewald", der „obere See" am Brenner existiert nicht mehr, S. 251 (15. Bd.) liest man Prancourt. Für Bologna, dessen Bedeutung in der Kunstgeschichte Goethe nicht völlig erkannte, teilweise auch überschätzte, brachte jüngst die Weimarer Ausgabe einige Paralipomena. Dagegen dürfen außer dem schönen, korrekten Drucke als Vorzüge dieser Bände die wertvollen Einleitungen und vor allem die kunstgeschichtlichen Anmerkungen hervorgehoben werden, die hier um so wichtiger sind, als Goethes Reisewerk noch immer einen unentbehrlichen Begleiter für alle bildet, die nach Italien pilgern.

Graz. S. M. Prem.

Platens dramatischer Nachlaß. Aus den Handschriften der Münchener Hof- u. Staatsbibliothek herausgegeben von Erich Petzet (Deutsche Literaturdenkmale des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer, Nr. 124). Berlin, B. Behr 1902. XCVII und 193 SS. 8°. Einzelpreis 6 Mk., Subskriptionspreis 5 Mk.

Das eine ist gewiß: wenn Goethe einen Blick in diese Papiere hätte werfen können, so hätte er den Ausspruch nie getan, daß Platen der Mann sei, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben. Ihre Veröffentlichung ist für den Dramatiker Platen geradezu vernichtend. Nirgends in diesem Dutzend von Entwürfen findet sich auch nur die Spur eines Dramatikers. Wer in den dramatischen Entwürfen Schillers, Lessings, O. Ludwigs usw. liest, der hat stets den Wunsch auf den Lippen: „Schade, daß das nicht fertig geworden ist!" Diesem baren und hilflosen Dilettantismus gegenüber ruft man immer wieder aus: „Gott sei Dank!" Versuche in allen möglichen Formen, nach allen vorhandenen Mustern (Shakespeare sehr bezeichnender Weise ausgenommen), so ohne alles Gefühl für die dramatische Form, daß ein Iambendrama später wieder in vierfüßige Trochäen umgeschrieben wird! Am lehrreichsten ist wohl das einzige fertig gewordene Drama in drei Akten: „Die Tochter Kadmus'". Eine Jugendarbeit freilich, aber so gründlich verfehlt, daß man getrost sagen kann: wer diese Arbeit zu Ende geschrieben hat, dem geht das Organ für die dramatische Dichtung

völlig ab. In dieser seelenlosen Behandlung eines antiken Stoffes wollte Platen eine Schicksalstragödie in Müllners Art schreiben! Das ist gewiß keine Kunst; das haben Leute zustande gebracht, die Platen nicht die Schuhriemen auflösen dürfen. Unter seinen Händen aber wird aus der Schicksalstragödie — ein Intriguenstück, denn nicht das Schicksal, sondern die Intrigue der Demodize führt die Katastrophe herbei. Wie es mit den Charakteren bestellt ist, das zeigt am besten der Charakter der Ino. Sie hat rationalistische Anwandlungen, die wohl kaum beabsichtigt sind, sondern dem Ungeschick des Dichters entspringen, der ihr seine eigenen Gedanken unterschiebt und damit den Charakter und die antike Weltanschauung zugleich aus den Angeln hebt: die Geschichte von dem die Schafe des Admet weidenden Apoll erklärt sie (V. 653) für eine „schöne Sage" und das Orakel echt Voltairisch für eine „pythische Priestertücke" (V. 705 ff.), weil — jetzt redet wieder Goethes Iphigenie — die Götter in allem besser sind als die Menschen und von dem Vater unmöglich das Opfer des Sohnes verlangen können! Und das sagt dieselbe Person, die ein paar Szenen vorher (V. 335 ff.) der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, daß das Haus des Kadmus (freilich nicht von den Göttern, aber vom Schicksal) zum Untergang bestimmt sei, die also doch in dem Orakelspruch zunächst eine Bestätigung ihrer finsteren Ahnung erblicken müßte. Von der linkischen Technik gibt die zweite Szene des zweiten Aktes (V. 568 ff.) eine Vorstellung. Hier verlangt Phryxus, der im Begriffe ist mit Helle zu fliehen, von seiner Mutter den letzten Segen, während die Schwester — „draußen wartet"; am Schluß der Szene (V. 657 f.) begibt sich dann die Mutter „zu dem letzten Abschiedskuß" zur Tochter und fragt den Sohn, ob er ihr folgen wolle. Dieser sagt — wie Hamlet zu dem Geist —: „Geh' voran — ich folge Dir!"; er folgt aber nicht, sondern hält erst noch einen Monolog von 50 Versen, ehe er sich auf die Flucht begibt, mit der er es nicht besonders eilig zu haben scheint. Wiederholt (V. 500 ff. und 1444 ff.) hört und sieht der König die Nemesis, die dem Zuschauer ebenso unsichtbar bleibt wie die Erinnyen in Goethes Iphigenie; hier mag wohl auch der Einfluß der geistlichen Dramen Klopstocks vorliegen, wo die Helden wiederholt mit überirdischen, unsichtbaren Wesen von der Bühne aus in Verkehr treten. Arethusia (V. 601 ff.) sieht den Untergang ihrer Tochter in Form einer Vision voraus. Die einzige Schönheit der ganzen Dichtung bildet der Schluß, der in den zarten Chören der Nereiden sanft verklingt; das ist eben Lyrik!

Nach dem Gesagten ziehe ich die sachkundige Einleitung des Herausgebers, der namentlich den zahlreichen Beeinflußungen bei dem unselbständigen dramatischen Lehrling mit Eifer und Glück nachgegangen ist, dem Neudruck weit vor; m. E. hätte er sich auf diese Abhandlung überhaupt beschränken sollen. In einer

Gesamtausgabe Platens, die ja nach der Eröffnung der Münchener Papiere nicht lang auf sich warten lassen wird und auch einem Bedürfnis entgegenkommt, hätten diese Fragmente wohl ein bescheidenes Plätzchen verdient; zu einer selbständigen Publikation reicht ihre Bedeutung nach keiner Seite hin aus.

Zu der umfänglichen Einleitung bemerke ich im einzelnen zunächst, daß sowohl Konradin als Charlotte Corday Pläne sind, mit denen sich auch Platens damaliges Vorbild, Schiller, getragen hat. Das S. VII erwähnte „neue italienische Lustspiel“: *il ciabattino e la sua comare* dürfte wohl mit dem „lustigen Schuster“ von Coffey-Weiße identisch sein, den ja noch Seume auf seiner Wanderung nach Syrakus auch in Italien gesehen hat (Seumes Werke, Hempel II 46, 49). Das zeitlich älteste Personenverzeichnis „Beluzi“ (S. 3) gehört offenbar dem Stoffkreise der Dichtungen von Melusine oder dem Donauweibchen an, von denen Platen in dem S. X f. zitierten Briefe spricht. Bei der als Mann verkleideten Bertha, die ihrem Geliebten Konradin nach Italien folgt, ist gewiß weniger an Shakespeares Lustspiele (S. XVII), als an die Leonore im Fiesco, an Mignon, besonders aber an die unzähligen Mignonfiguren in den Romanen und Dramen der Romantiker zu denken. Bei der bunten Mischung romantischer und antiker Formen im Drama (S. LXVI und LXXXII) sowie bei der Behandlung antiker Stoffe in romantischen Formen (die Tochter des Kadmus in vierfüßigen Trochäen) wären die Dramen der älteren Romantiker (Ion, Alarkos) und besonders die ihrer Schüler (Schütz' Lacrimas usw.) heranzuziehen gewesen.

Auch in Bezug auf die literar-historische Bedeutung der Entwürfe kann ich mich dem Urteil des Herausgebers nicht anschließen, wenn er, was in München freilich Mode ist, die Brücke zu dem Musikdrama von Wagner zu schlagen versucht. Eine innigere Verbindung zwischen den beiden in der Oper vereinigten Künsten ist ja von Seiten der Musik (Gluck), wie von Seiten der Dichtung (Schiller an Goethe) wiederholt angestrebt worden; aber weiter als andere ist Platen nach dem wenigen, was wir wissen, auch nicht gekommen.

Die Sammlung, von der die vorliegende Publikation einen Teil ausmacht, steht gegenwärtig an einem kritischen Wendepunkt, da Sauer von ihr seine Hand abziehen will. Wir haben sie doch im Laufe von mehr als 20 Jahren recht lieb gewonnen und ihr alle recht viel zu verdanken. Es wäre schade, wenn sie nicht fortgeführt oder nicht in wissenschaftlichem Geiste fortgeführt würde. Freilich ganz unerklärlich ist es mir nicht, wenn sie, wie der geschäftliche Ausdruck lautet, „schlecht geht“. Man hat in der letzten Zeit, wie es auch ganz im Anfang der Fall war, wieder viel zu viel auf die Spezialisten gerechnet. Eine solche Sammlung aber kann nur dann auf einen größeren Leserkreis rechnen, wenn sie die allgemeinen Knotenpunkte der Literatur berücksichtigt, an

denen jeder vorüber muß. Von dem größeren Leserkreis aber hängt wiederum der Preis ab. Dieser ist im Laufe der Jahre ein so hoher geworden, daß die Erstlingsdrucke kaum teuerer zu stehen kommen als die Neudrucke, daß also auch der Spezialist keinen materiellen Nutzen von dem Neudrucke hat. Die Subskription hat die Sache nicht besser gemacht. Denn ganz abgesehen davon, daß schon die Subskriptionspreise ungewöhnlich hohe waren, so sind auch sehr viele Käufer dadurch abgeschreckt worden, daß sie nach ein paar Heften im Preise von 60 Pfennigen ein halbes Dutzend Bände im Preise von 5—6 Mark beziehen mußten. Die Verlagsbuchhandlung versteht es doch sonst, wie die Ausgaben von Grabbe und Hebbel zeigen, sehr zivile Preise zu machen. Sie wird hoffentlich auch die Neudrucke materiell und wissenschaftlich über dem Wasser zu halten wissen.

Wien. J. Minor.

Johann Nep. Schwäbl, Die altbayerische Mundart. Grammatik und Sprachproben. Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung des Vereines für bayerische Volkskunde und Mundartforschung. München 1903, Verlag der J. Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping). X und 113 SS. 8°.

Seit Schmellers „Mundarten Bayerns", München 1821, ist keine Schrift erschienen, welche in systematisch wenigstens annähernd erschöpfender Weise wieder einen größeren Teil des bayrischen Dialektgebietes behandelt hätte. Weinholds Zettelwerk entbehrt der richtigen Auffassung. Die vorliegende Schrift beschränkt sich auf die „altbayrische" Mundart, geht jedoch eigentlich aus von der niederbayrischen Mundart des Rottales, aber es „werden doch auch Abweichungen in anderen Gegenden Altbayerns in Betracht gezogen". Man wird also doch gut tun, sich nur um Auskunft über den Rottaler Dialekt an das Buch zu wenden.

Das darf man aber mit desto größerer Sicherheit. Schwäbl kennt nicht nur seine Mundart, sondern weiß sie auch richtig mit der Schriftsprache zu vergleichen. Dieser Vergleichung zuliebe schreibt er manches, was vom rein phonetischen Standpunkte aus überflüssig, ja unrichtig wäre; so wenn er in „g'schnitt'n" beide *tt* in kleinerer Form schreibt, in „reit'n" nur das eine *t*, während die Mundart in beiden Fällen eine gleiche Lenis *t* spricht: er will eben dem nhd. Schriftbilde dadurch näher bleiben. Die stärkere Konsonanz kennzeichnet er durch Fettdruck, auch der Hochton des Satzes wird mitunter durch Fettdruck — natürlich des Stammvokals — angedeutet. Vom typographischen Standpunkte aus könnte man dagegen manches einwenden; es ist jedoch nicht zu leugnen, daß man sich rasch in Schwäbls Druckformen einliest

und genaue Auskunft über den phonetischen Wert der einzelnen Laute und Worte erhält.

Da der Autor auch über die notwendige Kenntnis des Mittelhochdeutschen — welches er statt des Ahd. für eine „Grundlage unserer Dialekte" ansieht, während es vielmehr ein gemeinverständlicher Umrechnungswert künstlicher Provenienz ist — verfügt und die richtigen Unterscheidungen nach historischen und phonetischen Gesichtspunkten säuberlich einzuhalten weiß, so verdient sein die Laut- und Formenlehre gründlich behandelndes, die Satzlehre nur streifendes Büchlein einen Platz in jeder Germanistenbibliothek. 11 Seiten Sprachproben aus der Volksdichtung erhöhen den Wert.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Revue de l'Université de Bruxelles. 8e Année: 1902—1903. No. 3 (Décembre); No. 4—5 (Janvier-Février); No. 6 (Mars); No. 7 (Avril). Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1903.

Da wir diese Zeitschrift bereits zweimal besprochen haben (das letztemal Jahrgang 1902, S. 1088 f.), so können wir uns diesmal kurz fassen. Aus der Zahl der Aufsätze, welche in den oben genannten Heften des 8. Jahrganges enthalten sind, heben wir nur einige hervor. So den besonders lesenswerten über die niederländische Quelle von Richard Strauß' „Feuersnot" und die mittelalterlichen Versionen desselben Stoffes von E. Closson: *Les origines légendaires de „Feuersnoth" de Richard Strauss* (No. 3, 4—5). Ein aktuelles Interesse beansprucht *La fatigue intellectuelle et sa mesure* (No. 7) von J. Joteyko. Ein wichtiger Abschnitt der neueren belgischen Geschichte, welcher ein hervorragender Platz in der Zeitschrift eingeräumt wird, wird behandelt in einem längeren Artikel über Frère-Orban: *Un chapitre d'histoire parlementaire de Belgique. Frère-Orban: Le plan économique et financier de 1848. — Les réformes fiscales. — L'impôt sur les successions,* von P. Hymans (Nos. 4—5). Die Philosophie ist vertreten durch Fr. Nordens Übersetzung einer Schopenhauerschen Schrift: *La dialectique éristique* (Nos. 4—5). Daneben Geschichtliches, Kunstästhetisches, Juristisches, Soziologisches usw. Außerdem Sitzungsberichte gelehrter Gesellschaften, Universitätsnachrichten und Bücherbesprechungen. Die Zeitschrift legt ein rühmliches Zeugnis ab von den allseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen der Brüsseler Universität.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

E. Lavisse, Histoire de France. Tome I, 1. P. Vidal de la Blache, Tableau de la géographie de la France. 395 SS. 4°. Tome II, 1. C. Bayet, C. Pfister, A. Kleinclausz, Le Christianisme, les Barbares Mérovingiens et Carolingiens. Paris 1903, Librairie Hachette et Cie. 444 SS. 4°.

Mit diesen beiden Bänden der Geschichte Frankreichs liegt das Mittelalter vollendet vor. Ausgehend von dem alten Satze, daß die Geschichte eines Volkes untrennbar ist von dem Lande, das es bewohnt, wird als einleitender Band dem Ganzen eine ins einzelne gehende Geographie Frankreichs vorangeschickt. Der erste, kleinere Teil des Buches behandelt die allgemeinen Momente: die geographische Einheit von Frankreich, Gestalt und Struktur des Ganzen, die Außenseiten und deren Beziehungen und Einflüsse auf die Nachbarschaften, Verschiedenheiten des Bodens und Klimas usw., der zweite Teil gibt in vier Büchern eine Beschreibung des nördlichen Frankreichs, des Gebietes zwischen den Alpen und dem Ozean, des westlichen Frankreichs und endlich des Midi. Überall sind die oro- und hydrographischen Momente, die geologische Beschaffenheit des Landes und ihr Einfluß auf die Lebensbedingungen der Bewohner sorgsam hervorgehoben. So erhalten wir z. B. für den ersten Teil des ersten Buches eine ausgezeichnete Schilderung des Ardennengebietes und Flanderns. In drei Kapiteln *(Le contact politique de la mer du Nord, le massif primaire de Belgique et de l'Ardenne* und *les Flandres)* werden Land und Leute in ihrer Eigenart und in den Beziehungen zu den benachbarten Ländern und Völkerschaften geschildert und wird dargestellt, wie sich unter den Einflüssen der Bodenbeschaffenheit und der nachbarlichen Verhältnisse das Leben im Ardennengebiete und in Flandern gestaltete und gestaltet. Man erhält so eine bis in die kleinsten Dinge eindringende Geschichte und Beschreibung des Bodens und findet lehrreiche Betrachtungen über den Charakter seiner Bewohner. Dem Werke sind 64 Karten und Figuren zur Erläuterung beigegeben.

Die erste Abteilung des zweiten Bandes schließt nun die bisher bestandene Lücke zwischen der Geschichte der römischen Periode des alten Frankreich und dem Band, der den ersten Kapetingern gewidmet ist, ab. Sie enthält drei Bücher; das erste schildert die Christianisierung Galliens, dann die germanische Welt am Ausgang des IV. Jahrhunderts, das Vordringen der Germanen nach Gallien, die Westgothen, Burgunder, Franken und endlich die Herrschaft Chlodowechs; der zweite behandelt die Zeit der Merovinger, das Aufsteigen der Hausmeier, die Institutionen des merovingischen Staates und den Stand der Bildung in Gallien in jener Zeit; das dritte, den Karolingern gewidmete Buch gibt eine Darstellung der Regierungen Karl Martells und Pippins, behandelt dann die Kriege Karls des Großen, dessen Einrichtungen und die wirtschaftliche Lage des Landes, die Teilung des Karolingerreiches, die letzten Karolinger und die Anfänge der großen

feudalen Gewalten und das Lehenswesen. Drei Gelehrte haben sich in der Bearbeitung dieses Bandes geteilt: das erste Buch und das fünfte Kapitel des zweiten, das die geistigen Zustände Galliens in der Merovingerzeit darstellt, rührt von Bayet, der Rest des zweiten Buches und die beiden letzten Kapitel des dritten von C. Pfister und das Übrige von Kleinclausz her. Wenn man erwägt, daß es hier galt, das ganze Material, das Franzosen und Deutsche über die gemeinsamen Anfänge ihrer Geschichte bearbeitet hatten, auszunützen und kritisch zu verwerten, so mag man ermessen, daß diese Arbeit keine kleine war. Vor allem galt es einer sorgsamen, nach allen Seiten hin entsprechenden Auswahl des Stoffes. Daß da vieles mit größter Knappheit behandelt wurde, manches nur angedeutet werden konnte, liegt auf der Hand. Es wird manche geben, die die Auswahl anders, die Darstellung breiter gewünscht hätten: aber auch hier gilt das Wort, daß sich der Meister in der Beschränkung zeigt. In allen Partien ist neben der französischen auch die reichhaltige deutsche Literatur fleißig zurate gezogen worden und wenn es im ganzen Sache einer enzyklopädischen Darstellung ist, den jetzigen Stand der Forschung anzuzeigen, so finden sich in einzelnen Partien manche neue Gesichtspunkte. Anzuerkennen ist namentlich die warme und gerechte Schilderung des germanischen Nationalcharakters, die in einer Weise gehalten ist, wie sie bei den Franzosen seit längerer Zeit vermißt wurde. Alles in allem steht auch dieser Band durchaus auf der Höhe der übrigen, und man darf nur wünschen, daß auch die Neuzeit Frankreichs eine gleich tüchtige Darstellung erhalte. An kleineren Versehen fehlt es nicht, doch lohnt es kaum der Mühe, sie samt verschiedenen Druckfehlern, die stehen blieben, im einzelnen anzuführen.

Graz. J. Loserth.

Brachelli, Die Staaten Europas. Statistische Darstellung. 5. Aufl. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Franz v. Juraschek. 1. Lieferung. Leipzig, Brünn u. Wien, F. Irrgang 1903.

Brachellis Werk soll in der neuen Auflage eine durchgreifende Umgestaltung zuteil werden. Ausgehend von der Überzeugung, daß die moderne Statistik die Aufgabe hat, aus den Zahlen heraus einen Einblick in Eigenart und Wirken der verschiedenen Völker zu vermitteln, entschloß sich der Herausgeber, nicht bloß den Stoff anders zu gliedern, sondern ihn auch durch Heranziehung alles dessen, was zur Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnis auf dem Gebiete der vergleichenden Statistik notwendig ist, zu erweitern. Durch Zugrundelegung der österreichischen Kronenwährung und des metrischen Maßes auf der einen, des gleichwertigen Materiales der Zählungsergebnisse am Schlusse des abgelaufenen Jahrhunderts

auf der anderen Seite gewinnt das Buch eine durchaus einheitliche Basis. Es wird im ganzen sechs Abschnitte umfassen. Der erste hat die Territorien Europas zum Gegenstande. Er beschäftigt sich auf den ersten zehn Seiten der ersten Lieferung mit der Größe der Staaten und ihrer Bestandteile, sowie ihrer Außenbesitzungen. Dem Grundsatze, allenthalben nicht bloß räumliche, sondern auch zeitliche Vergleiche anzustellen, dient die Gegenüberstellung der Flächeninhalte der europäischen Staaten in den Jahren 1786, 1812, 1816 und 1850. Weit umfangreicher ist der zweite Abschnitt, welcher der Bevölkerung gewidmet ist. Er zerfällt in drei Teile: den Bevölkerungsstand, den Bevölkerungswechsel und die Bevölkerungsentwicklung. Der erste geht von der Volkszahl aus, welche die Staaten am Anfange, in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts besaßen, und wendet sich hierauf der Einwohnerzahl der einzelnen Staaten und ihrer Teile zu. Aus der Vergleichung der bewohnten Fläche und der Volkszahl ergibt sich die Besprechung der Volksdichte und daraus wieder eine Ausscheidung jener Gebiete, in denen eine stärkere Anhäufung der Bevölkerung, eine Agglomeration, wie sie Juraschek nennt, stattfindet. Mit der Erörterung dieses Gegenstandes schließt die erste Lieferung. Nach ihr zu urteilen wird das Werk ebensosehr der Fülle des gebotenen Stoffes als der trefflichen Verarbeitung und durchsichtigen Darstellung wegen zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der geographischen Literatur zählen.

Wien. J. Müllner.

Leopold Weingartner, Grundzüge der Erdbeschreibung für die erste Klasse der Mittelschulen. 3., umgearb., nach Herr 19. Aufl. Wien, Manz 1903. Preis geh. 1 K 10 h, geb. 1 K 40 h.

Die wohl hauptsächlich durch die Einführung der neuen Rechtschreibung veranlaßte Neuauflage des Herr-Weingartnerschen Lehrbuches dürfte wohl in weiten Kreisen willkommen geheißen werden. Die wichtigsten Vorzüge des Werkchens sind eine klare Anordnung des Stoffes und eine leichtfaßliche, der Altersstufe der Schüler angepaßte Sprache. Mit Freuden begrüßt Ref. überdies die Verwendung durchwegs sehr glücklich gewählter Wiederholungs- und Übersichtsfragen. Trotz der entschiedenen Ablehnung, die solche Fragen von verschiedenen Seiten erfahren haben, scheinen sie eben doch im Unterrichte gute Dienste zu leisten, wie ihr immer häufigeres Auftreten in neueren Lehrbüchern der Erdkunde beweist.

Von den 84 Seiten des Weingartnerschen Büchleins ist genau die eine Hälfte der allgemeinen Geographie, die andere der Länderkunde gewidmet, so daß der Gesamtstoff sich gleichmäßig auf

beide Schulhalbjahre verteilt. Im ersten Teile scheinen mir die beiden ersten Kapitel: „Bestimmung der Weltgegenden" und „Messen und Maßstab" besonders gelungen zu sein. Knapp und doch durchsichtig, bieten sie alles zur häuslichen Wiederholung Notwendige, ohne die Bewegungsfreiheit des Lehrers zu hindern. In den meisten übrigen Kapiteln des allgemeinen Teiles ist der althergebrachte Vorgang, die Grundbegriffe losgelöst von der Karte etwas abstrakt zu behandeln, so ziemlich festgehalten. Ref. hätte einen engeren Anschluß an die Betrachtung der Erdteile und Länder hier vorgezogen, wie sich dies ja bei Seen, Flüssen, Meeren, Winden usw. zwanglos hätte tun lassen; dies hätte freilich zur Folge, daß die strenge Scheidung zwischen allgemeinem Teile und Länderkunde großenteils aufgegeben würde, wie Ref. glaubt, nicht zum Nachteile des Unterrichtes. Kap. 5. „Darstellung der Bodenerhebungen", von jeher das Stiefkind unserer Lehrbücher, ist zwar ungemein leicht faßlich dargestellt, aber so kurz geraten, daß es zur Einführung in das Kartenlesen kaum hinreichen dürfte. Überdies ist es durch die räumliche Trennung von Kapitel 12. „Die Landkarten", mit dem es doch im innigsten natürlichen Zusammenhange, steht, stark entwertet. Vorzüglich gelungen scheint mir der Abschnitt über die Jahreszeiten und den scheinbaren Sonnenlauf zu sein, hier ist in knapper Form, aber selbst für schwächere Schüler verständlich, das wirklich Wissenswerte geboten. Kapitel 14. „Der Mensch" enthält eine Fülle schöner Dinge und gibt sehr gut die primitivsten kulturgeographischen Begriffe; zu beanstanden wäre aber doch wohl die S. 42 gegebene Definition der Monarchie, die als deren wesentlichstes Merkmal die Erblichkeit hervorhebt, was weder historisch haltbar, noch heute für alle Kulturstufen richtig ist.

Im zweiten Teile ist vor allem die Disposition der einzelnen Abschnitte höchst lobenswert, die überall leicht aus der Karte ablesbare Gesichtspunkte zur Grundlage hat. Im einzelnen sind mir einige Kleinigkeiten aufgefallen. S. 45 ist beispielsweise die jetzt allgemein aufgegebene Dreiteilung der Alpen in West-, Mittel- und Ostalpen noch immer festgehalten. S. 53 stört die undeutliche Schreibung „Czechen", der die Transkription „Tschechen" bei weitem vorzuziehen ist. Buda-Pest (S. 55) hat heute keine Berechtigung mehr, dann lieber noch „Ofen-Pest"; die amtliche Form, die nun einmal angenommen ist, ist „Budapest". S. 63 ist das „Hier" dem in Satze: „Hier liegt auch Hammerfest" doch zu ungenau.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Sammlung Göschen. Nr. 54, 72, 88, 92, 142, 146, 147. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1901 und 1902.

In Nr. 54 der bekannten und schon sehr verbreiteten Sammlung Göschen, welche unser heutiges Wissen in kurzen, klaren und allgemein verständigen Einzeldarstellungen enthält, finden wir einen sehr beachtenswerten Abriß der Meteorologie von dem Wiener Meteorologen Dr. Wilh. Trabert in zweiter verbesserter Auflage. Der Verf. hat sich auf die neuesten experimentellen und theoretischen Forschungen bezogen und auch der Wetterprognose einige bemerkenswerte Ausführungen gewidmet. Der Verf., der selbst zu den eifrigsten Arbeitern auf dem Gebiete der Meteorologie gehört, hat durch das vorliegende Büchlein jedenfalls dazu beigetragen, die neuesten meteorologischen Erfahrungen einem größeren Publikum zu vermitteln.

Nr. 72 enthält einen kurzen Abriß der projektiven Geometrie in synthetischer Behandlung von dem Privatdozenten an der Universität München Dr. Karl Doehlemann verfaßt. Er hat diesen Gegenstand nicht rein vom Standpunkte der Geometrie der Lage aus durchgeführt, sondern vielfach den Begriff des Doppelverhältnisses gebraucht; anschauliche Konstruktionen wurden besonders berücksichtigt; der Verf. hat weiters die Raumgeometrie von der ebenen Geometrie nicht scharf getrennt. Die metrischen Beziehungen, zu deren Aufstellung die in dem Buche behandelten Gebiete Anlaß geben könnten, wurden weggelassen, da sie passender in der analytischen Geometrie erörtert werden. Es werden folgende Teile in dem Buche besprochen: Die perspektivische Beziehung der Grundgebilde, die harmonischen Gebilde, die projektive Beziehung der einförmigen Grundgebilde, die projektive Beziehung auf demselben Träger, die Kegelschnitte als Erzeugnisse projektiver Grundgebilde erster Stufe, die Polarentheorie der Kegelschnitte, endlich die Kegel- und Regelflächen zweiter Ordnung als Erzeugnisse projektiver Grundgebilde. Die Darstellung ist eine durchwegs gelungene, so daß das vorliegende Buch als Einführung in die projektivische Geometrie recht geeignet erscheint.

In Nr. 88 der Sammlung Göschen ist der Abriß der Integralrechnung von Dr. Fr. Junker, Professor am Realgymnasium und an der Realanstalt in Ulm, in zweiter, verbesserter Auflage erschienen. Wir finden zunächst die Integration der einfachen Differentiale gegeben und auf die mannigfachen Integrationsmethoden (durch Substitution, durch teilweise Integration, durch allmähliche Reduktion, durch unendliche Reihen) aufmerksam gemacht; dann wendet sich der Verf. zur Integration rationaler und irrationaler Differentiale, sowie von Differentialausdrücken, in denen transzendente Funktionen erscheinen. Allgemeine Sätze über bestimmte Integrale finden sich im Folgenden; diese werden bei der Auswertung einiger bestimmten Integrale in Anwendung gebracht.

Als wichtige Anwendungen der Integralrechnung sind in dem vorliegenden Buche behandelt: Jene auf die Geometrie der Ebene und des Raumes, also auf die Rektifikation, Komplanation und Kubatur, ferner auf Probleme der Statik (Schwerpunktslehre). In den letzten Teilen des Buches werden die grundlegenden Theoreme über das Doppelintegral und dessen Anwendung gegeben, sowie ein Exkurs auf das Gebiet der gewöhnlichen Differentialgleichungen vorgenommen. Als Beispiel wird die Planetenbewegung unter Zugrundelegung von rechtwinkeligen Koordinaten gegeben. Das Büchlein ist ausgezeichnet durch klare Darstellung, durch Aufnahme von vielen, recht instruktiven Übungsbeispielen und kann zur ersten Einführung in das Gebiet der Integralrechnung bestens empfohlen werden.

Besonders wertvoll erscheint dem Ref. Nr. 92 der Sammlung, enthaltend einen Abriß der astronomischen Geographie von Prof. Dr. Siegmund Günther in München. Es wird aus dem Gebiete der astronomischen Geographie das ausgeschieden, was lediglich zur Astronomie gehört und des unmittelbar geographischen Interesses entbehrt. Das Ortsbestimmungsproblem in seiner weitesten Fassung bildet den Kern der Darstellung. In der rühmlichst bekannten meisterhaften Darstellung hat der Verf. unter steter Heranziehung der Geschichte der Wissenschaft, unter fortwährender Berücksichtigung der neueren und neuesten Studien auf diesem Gebiete seine Aufgabe in glänzender und dankenswerter Weise gelöst. Zuerst wird das Wesen und der Entwicklungsgang der astronomischen Geographie geschildert. Sehr maßgebend für den Unterricht in diesem Gegenstande scheinen dem Ref. folgende Worte Prof. Günthers zu sein: „Der geschichtliche Werdegang soll sich wiederspiegeln in der Art und Weise, wie der Unterricht fortschreitet." Weiters werden die Beobachtungen erörtert, die bei unveränderter Stellung des Beobachters anzustellen sind, dann die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten. Wichtig für die späteren Betrachtungen sind die Abschnitte, welche von der Ortsbestimmung an der Himmelskugel, von der Zeit und der Zeitbestimmung handeln; daran schließend werden die wesentlichsten Beobachtungsinstrumente angegeben, sowie auf die Beobachtungstatsachen, die sich bei Ortsveränderung des Beobachters ergeben, aufmerksam gemacht. Nun wendet sich der Verf. zur Erörterung der Kugelgestalt der Erde, der Ortsbestimmung auf der kugelförmig angenommenen Erdoberfläche, der Erdmessung und schärferen Bestimmung der Erdgestalt. In den letzten Abschnitten finden wir die Entfernung der Himmelskörper von der Erde, die Weltsysteme, die Gesetze der Planetenbewegung, das Gravitationsgesetz in seiner Anwendung auf Himmel und Erde besprochen. Das Buch enthält des Wissenswerten viel und wird in den Fragen der astronomischen Geographie auch dem Fachmanne ein treuer und verläßlicher Führer sein.

Nr. 142 enthält den ersten Teil der darstellenden Geometrie, der sich auf die Elemente und die ebenflächigen Gebilde

bezieht, von Dr. Rob. Haussner, Professor an der Universität Gießen. Das Buch ist sehr klar und übersichtlich geschrieben und enthält nach einer kurzen Erörterung der Aufgaben der darstellenden Geometrie, des Projektionsverfahrens und der verschiedenen Projektionsarten Betrachtungen über die Parallelprojektion ebener Gebilde und über Affinität, über die schiefe Parallelprojektion räumlicher Gebilde, über die Darstellung von Punkt, Gerade und Ebene in senkrechter Projektion auf zwei zu einander senkrechten Ebenen; endlich über ebenflächige Gebilde.

Nr. 146 und Nr. 147 der Sammlung Göschen enthalten Repetitorien und Aufgabensammlungen aus dem Gebiete der Differential- und Integralrechnung. Der Verf. ist der oben genannte Prof. Dr. Fr. Junker. Diese Bücher bilden eine Ergänzung der früheren Bücher über Differential- und Integralrechnung, weil sie ein reichliches Übungsmateriale enthalten. Den einzelnen Aufgabengruppen sind die einschlägigen Formeln und Lehrsätze vorangestellt worden und es werden die Methoden der Lösung an Musterbeispielen dargelegt. Den Aufgaben sind auch die Resultate der Rechnung angeschlossen worden, wodurch das Buch für den Selbstunterricht sehr geeignet qualifiziert wurde. Die das Verständnis fördernden Figuren sind genau und zutreffend ausgeführt worden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Herausgegeben von B. Landsberg, O. Schmeil und B. Schmid. Zweiter Band, Heft 5—8 (Schluß). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1903.

Mit dem 8. Hefte (504 SS.) schließt der zweite Jahrgang dieses Unternehmens, das sich so rasch als ein außerordentlich nützlicher und fruchtbringender Bestandteil unserer periodischen naturwissenschaftlichen Literatur erwiesen hat. Auch die letzten vier Hefte enthalten mehrere sehr wertvolle Artikel, deren Lektüre jedem Lehrer warm empfohlen werden kann. Namentlich sind es zwei derselben, die ich als besonders bedeutungsvoll hervorheben möchte: „Die Dominantenlehre“ (Heft 6 u. 7) benennt der Botaniker J. Reinke in Kiel eine Darlegung seiner geistvollen Anschauungen über die Analyse der Erscheinungen und die im Organismus tätigen Kräfte. Dominanten und zwar Arbeitsdominanten sind dem Verf. die in der Konfiguration der Organismen gegebenen Maschinenkräfte, „weil durch sie die bei den Organismen im wesentlichen identische Betriebsenergie auf die allermannigfachste Weise beherrscht, gelenkt und gerichtet wird“; sie betreffen also die dynamische Seite der Konfiguration eines Organismus. Gestaltungs- oder Bildungsdominanten dagegen

sind jene Kräfte, welche die als Arbeitsdominanten in Betracht kommenden Teile hervorbringen, also die aufbauenden, organisierenden Stoffe, die die Entwicklung des Organismus bedingen und infolgedessen auch eine Herrschaft ausüben über Energie und Stoff. Um aber das Hypothesenfreie von dem Hypothetischen im Dominantenbegriff schärfer auseinander zu halten, also um Klarheit zu schaffen, hat Reinke das Wort „Arbeitsdominante" durch „Systembedingungen" oder „Systemkräfte" ersetzt. So bleibt das Wort Dominante nur für die Bildungskraft giltig. Wie nun die Dominanten ihre Tätigkeit äußern, aktuell werden durch Zusammenwirken mit Energie, wie sie eine dynamische Intelligenz darstellen, das wird in dem Aufsatze klar und schön entwickelt und bietet reichliche Belehrung.

Die zweite, sehr bemerkenswerte Arbeit von Dr. Dennert in Godesberg bespricht „Die Entwicklungslehre als Lehrgegenstand der höheren Schulen" (6. Heft). Der Verf., ein scharfer Gegner des eigentlichen Darwinismus (der Variabilitätslehre, des Kampfes ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl), hält wohl die Aufnahme der Entwicklungslehre in den Lehrplan der obersten Klasse (Oberprima) für erstrebenswert, der Unterricht müßte aber mit höchster Vorsicht gehandhabt werden; insbesondere weist er darauf hin, daß ein Gegensatz zwischen Religionstunde und Naturgeschichtstunde durchaus zu meiden sei; denn für die Entwicklungslehre gibt es nur Wahrscheinlichkeitsbeweise, sie habe keinen exakten, sondern nur metaphysischen Charakter. Von diesem Standpunkte aus hielte ich es wohl für besser, sie gar nicht dem Unterrichte in der Mittelschule einzufügen.

Von rein wissenschaftlichen Aufsätzen sind noch „Gewicht und Fläche der Organismen" von Dr. Levy, „Über nervenartige Strukturen im Pflanzenkörper" von Dr. Kolkwitz, „Hohe Temperaturen" von Haselbach anzuführen. Daß auch alle anderen Gebiete des naturkundlichen Unterrichtes reich mit Aufsätzen, Besprechungen usw. bedacht sind, zeugt von der Vielseitigkeit der Zeitschrift. Die dankbare und dankenswerte Aufgabe, die sich die Herausgeber von „Natur und Schule" gestellt haben, ist auch in dem zweiten Bande in bester Weise durchgeführt worden.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Elemente der Kristallographie. Von Dr. W. Bruhns, Prof. an der Universität Straßburg. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1902.

Das vorliegende Lehrbuch ist für den Anfänger bestimmt und soll in möglichster Kürze eine leichtfaßliche Darstellung der wichtigsten Lehren der Kristallographie geben. Diesem Zwecke entsprechend wurde so weit als möglich von theoretischen Erörterungen und einer Verwertung der neuesten, zum Teile noch nicht

ganz feststehenden physikalischen Anschauungen Abstand genommen. Der Verf. befindet sich jedoch überall auf der Höhe seiner Wissenschaft. Mit vollem Rechte behält er die herkömmliche Einteilung in sechs Kristallsysteme bei und entwickelt innerhalb dieses Rahmens die gegenwärtig aufgestellten 32 Klassen der Kristallformen. Die Darstellung ist überall eine äußerst klare und wird durch zahlreiche vorzügliche Zeichnungen wirksam unterstützt. Sehr richtig hebt der Verf. die große Anschaulichkeit der für den Anfänger unentbehrlichen Naumannschen Kristallsymbole hervor, die sich wohl jederzeit neben den für die Rechnung nötigen Millerschen Indizes behaupten werden. In der physikalischen Kristallographie nimmt der optische Teil naturgemäß den breitesten Raum ein und wird auch dieses schwierige Kapitel möglichst faßlich behandelt. Von großem Werte für die Orientierung ist die Übersicht der 32 Klassen der Kristallformen und die Vergleichungstabelle der verschiedenen kristallographischen Bezeichnungsweisen am Schlusse des trefflichen Buches.

Wien. Dr. Franz Noë.

Die Seele des Menschen. Von Johannes Rehmke. Aus „Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlicher, gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens [36. Bändchen]. Leipzig, B. G. Teubner.

Wie der Verf., der 1899 ein Lehrbuch der allgemeinen Psychologie herausgab, in der Vorrede selbst sagt, hat obiges Werkchen den Zweck, gegen „Die Psychologie ohne Seele" Stellung zu nehmen und zu zeigen, daß man „niemals vom Seelenleben im Einzelnen klare Kenntnis gewinnen könne, wenn man nicht zuvor, was Seele überhaupt sei, auf einen klaren Begriff gebracht hat". Dazu aber brauche nicht die Metaphysik herangezogen werden, sondern die Frage finde auf dem Boden der Erfahrung ihre Erledigung. Dieser Ansicht gegenüber mag aber auf die Tatsache hingewiesen werden, daß gerade die Psychologie der jüngsten Epoche dadurch besonders zu Erfolgen gelangt ist, daß sie mit einstweiliger Zurückstellung so schwieriger Probleme, wie es die Seelenfrage ist, ihre ganze Arbeitskraft einfacheren, leichter zugänglichen Gegenständen innerhalb des Gebietes der Psychologie zugewendet hat.

Der Verf. unterscheidet zwei Hauptfragen: 1. „Was ist Seele überhaupt?" und „Was ist Seele im Besonderen?" und gibt die Antwort in den beiden Hauptteilen: I. Das Seelenwesen, II. Das Seelenleben. Er schafft sich zunächst eine ontologische Grundlage, auf welcher die weitere Darstellung ruht, indem er alles Gegebene, ob physisch oder psychisch, auf die zwei Begriffe „Einzelwesen" und „Bestimmtheit" aufteilt. Beide sind besonders, die Bestimmtheit aber durch sich selbst, das Einzelwesen durch die Bestimmt-

heit, die erstere eine Allgemeinheit, das letztere ein Unicum in Ansehung ihres Gegebenseins. Eine Bestimmtheit nämlich kann an mehreren Einzelwesen, das Einzelwesen nur einmal gegeben sein. Veränderlich ist nur das Einzelwesen, Allgemeines aber Unveränderliches. Es gibt weiter verlierbare und unverlierbe Bestimmtheiten des Einzelwesens; verlierbare z. B. rot, grün; unverlierbar ist aber letztes Allgemeines, also die Bestimmtheit Farbe, Gestalt. Einfaches aber sind nur die unverlierbaren Bestimmtheiten von Einzelwesen, also Farbe, Gestalt; zusammengesetzt die anderen Bestimmtheiten, die eben nicht letztes Allgemeines sind: rote Farbe, runde Gestalt. Auch die Einzelwesen sind einfach oder zusammengesetzt, aber in anderem Sinne. Jedes Einzelwesen ist einfach, das nicht wieder in mehrere Einzelwesen sich zerlegen läßt, z. B. das Atom. Als solches ist es unvergänglich, im anderen Falle aber haben wir ein zusammengesetztes Einzelwesen, also Wald, Dorf usw. Weil dieses in Einzelwesen wieder zerlegbar ist, ist es vergänglich. Ref. kann sich nicht der Ansicht verschließen, daß schon in diesen grundlegenden Ausführungen gegen das Versprechen des Autors das Gebiet der Empirie verlassen wird und in das der Metaphysik hinübergegriffen ist. Denn die Auffassung des Einzelwesens gegenüber seinen Bestimmtheiten involviert doch das Verhältnis der Substanz zu den ihr inhärierenden Eigenschaften, ist also ohne Zweifel bloß mit der Erfahrung nicht zu erreichen.

Auf Grund dieser allgemeinen Bestimmungen beantwortet er die Frage, was die Seele sei, in der Weise, daß er sie als „unkörperliches Einzelwesen“ bestimmt, nachdem er verschiedene gegenteilige Ansichten zu widerlegen versucht hat, wie die der Materialisten, welche die Seele als Bestimmtheit des Leibes auffassen oder in ihr eine Wirkung, eine Funktion des Gehirns sehen, welche Auffassung eine halb materialistische ist. Der Verf. kommt dann zur Beantwortung der Frage, wie der Mensch als Einheit zweier Seelenleben, Seele und Leib, aufgefaßt werden könne. Er wendet sich gegen die Ansicht, daß das Physische und Psychische im Menschen nur zwei Seiten der Einheit des menschlichen Wesens seien und erklärt diese Einheit als ursächliche Einheit, die diese Einzelwesen bilden, indem sie miteinander ursächlich verknüpft sind.

Nachdem so der Gattungsbegriff „Einzelwesen“ gewonnen ist, fragt der Verf., was für ein Einzelwesen die Seele sei. Sie hat keinen „Ort“ trotz immer wiederkehrender Versuche, ihr einen Ort anzuweisen. Nichtsdestoweniger kann, wenn von einem Wirken des Gehirns auf die Seele die Rede ist, die „Örtlichkeit“ dem wirkenden oder Wirkung erfahrenden Gehirnteile auf Rechnung geschrieben werden. Die Seele ist ferner ein einfaches Einzelwesen, denn von einem stetigen Wirkungszusammenhange unserer Seele mit einer anderen, welcher es uns klar machen würde, daß unsere Seele Einheit von in stetigem Wirkungszusammenhange einfachen Seelenwesen sei, wisse die Erfahrung nichts, auch nicht

von einem Zusammen einer Mehrzahl von einfachen Einzelwesen. Denn der Unterschied von Vergänglichem und Unvergänglichem kommt nur dem einzigen Veränderlichen, dem Einzelwesen zu. Ist aber das Einzelwesen einfach, muß es wie auf dem Gebiete des Dinggegebenen das Atom, unvergänglich sein.

Im Folgenden sucht der Verf. zu zeigen, daß „Bewußtsein“ keine Bestimmtheit der Seele, sondern das Einzelwesen „Seele“ selbst ist. Ausdrücke wie „der Mensch hat das Bewußtsein verloren“ erhalten dann den Sinn „der Mensch, d. i. der menschliche Leib, hat das Bewußtsein, d. i. die Seele ihren Partner verloren“. Der Mensch hat Bewußtsein heißt entweder 1. der Mensch (Seele + Leib) hat Seele oder „der (menschliche Leib) hat zu seinem Partner die Seele.“ Wenn nun Seele gleich Bewußtsein ist, so muß „unbewußte Seelen“ ein leeres Wort sein. Weil die Seele keine Örtlichkeit als Qualität habe, so sei der Schluß von mehreren Leibern auf mehrere Seelen kein zwingender, sondern wie die „Dinge“ nur gleich, könnten die Seelen nur eins werden. Es ist zu unterscheiden: gegenständliches Bewußtsein (Wahrnehmen und Vorstellen). Mit diesem ist ein unterscheidendes, bisweilen auch verneinendes Bewußtsein verbunden, so daß wir gegenständliches und denkendes Bewußtsein in jedem Bewußtsein zugleich sind. Dann gibt es auch ein zuständliches Bewußtsein, als welches die Seele fühlt (Lust und Unlust). So erscheint die Seele, wann immer sie als gegeben sich findet, als gegenständliches, zuständliches und denkendes Bewußtsein. Das Bewußtsein ist ferner ursächlich. Der Verf. versteht darunter das Bewußtsein, das sich der ursächlichen Beziehung seiner selbst als der Einheit angesichts der vorgestellten Veränderung bewußt ist. Er gelangt dazu, indem er die willkürlichen von den unwillkürlichen Wirkungen der Seele unterscheidet. Der Wille ist ihm nicht eine Bewußtseinsbestimmung, sondern eine Bewußtseinsbeziehung: „im Willen und Wollen bezieht sich die Seele als ursächliches Bewußtsein auf eine noch nicht wirkliche, bloß vorgestellte Veränderung.“ Wie das Einzelding endlich durch die „Örtlichkeit“ bestimmt ist und diese einheitstiftend ist, so ist das „Ich“ die Einheit stiftende Bestimmtheit des Einzelwesens. Dieses Subjekt der Seele ist als einfaches einheitstiftendes Allgemeines zwar ein und dasselbe für viele Seelen, aber doch jeder einzelnen Seele notwendig zugehörig als eine ihrer wesentlichen Bestimmtheiten.

Der zweite Teil des Buches spricht über das Seelenleben. Da dieses Veränderung der Seele ist, so ist es nur durch ein anderes Einzelwesen zu verstehen. Dieses ist aber im Gehirne gelegen, so daß das Seelenleben vom Gehirne abhängig ist. Abhängig sein ist aber von „Geschaffensein von etwas“ zu unterscheiden. Da das Seelenleben Veränderung ist, so kann das Bewußtsein nur in den Bestimmtheiten in Betracht kommen, die ver-

Aber die Seele hat das Mehrere auch als Vereintes. Denkendes Bewußtsein hat die Seele zu jeder Zeit, denn sie hat gegenständliches und zuständliches Denken immer, damit aber Unterschiedenes, daher denkendes Bewußtsein. Dann sagt man, sie habe Verstand. Daher hat jede Seele Verstand. Doch beziehen sich die Ausdrücke „Er hat klaren, scharfen Verstand" auf eine im Menschen liegende Bedingung für das Denken, die im Gehirne begründet ist, auf die „Denkmöglichkeit" zum Unterschiede vom Gedächtnisse, welches „Vorstellungsmöglichkeit" ist. Die Deutlichkeit des Wahrnehmens ist für das Unterscheiden von hoher Bedeutung. Es kommt dabei besonders der Gehirnzustand in Betracht, der das Gedächtnis früherer Gedanken, d. i. früher Unterschiedenes und Vereintes vermittelt. So zeigt sich der besondere Verstand des Menschen abhängig von der besonderen Beschaffenheit des Gedächtnisses, die Entwicklung des Verstandes von der des Gedächtnisses.

Der Mensch als „zuständliches Bewußtsein" ist der Gegenstand des folgenden Abschnittes. Dieses ist die Bewußtseinsbestimmtheit, welche man Gefühl nennt und deren Arten: Lust und Unlust sind. Der Verf. macht mit Recht auf den verworrenen Gebrauch der Ausdrücke Empfindung und Gefühl auch in der wissenschaftlichen Sprache aufmerksam. Lust und Unlust hat wieder Besonderheiten, die wir verschiedene Grade nennen.

Während das gegenständliche Bewußtsein mehrere Besonderheiten zugleich haben kann, ist dies bei dem zuständlichen niemals der Fall. Die Seele hat nie in einem und demselben Augenblicke mehr als ein Gefühl. Wenn man von den sog. gemischten Gefühlen spreche, zeige genauere Prüfung, daß sie in Wahrheit nicht zugleich sind, sondern schnell auf einander folgen. Daß wir trotz des „einfachen Gefühles" doch von mehreren sprechen können, erklärt sich daraus, daß nicht nur „Gefühle", sondern auch „Gefühlsvorstellungen" auftreten. Diese letzteren sind nicht zuständliches, sondern gegenständliches Bewußtsein. Wenn man nach den Bedingungen des Gefühles fragt, so bleibt nichts übrig, als diese in bestimmten Gehirnzuständen zu suchen. Da aber jedes besondere Gefühl mit besonderen Gegenständen zusammen auftritt, so ist der Gehirnzustand, der für diese Gegenstände Bedingung ist, zugleich auch bewirkende Bedingung für das besondere Gefühl. Der in der Psychologie so oft hervorgehobene Gefühlston der Empfindung bedeutet nichts anderes als daß dieses Gefühl als besonders hervorragende „maßgebende" Bedingung die Empfindung hat.

Zu unterscheiden ist die „Färbung des Gefühls", welcher Ausdruck besagt, daß zwei Gefühle nach Art und Grad zwar dieselben sind, aber doch irgendwie verschieden sein können, so z. B. Trauer- und Angstgefühl. Das ist aber nicht eine neue Besonderheit des Gefühls, sondern auch hier, wie früher bei dem Gefühlstone mit dem „maßgebenden Gegenständlichen", haben wir es mit



einem besonderen Gegenständlichen zu tun. Dieses Gegenständliche ist hier das, was Gemeinempfindung, Innenempfindung, Körperempfindung genannt wird. Der Verf. nennt es das „begleitende Gegenständliche", weil diese „unbestimmte Wahrnehmung" stete Begleiterin des Gefühls ist. Die maßgebende Bedingung ist gegenüber der „begleitenden Bedingung" gekennzeichnet durch die hervorragende Deutlichkeit. Wenn auch gewöhnlich mit ihrer geringen Deutlichkeit die Körperempfindung die „begleitende" Bedingung ausmacht, so gibt es doch Augenblicke im Seelenleben, in denen die Körperempfindungen trotz geringer Deutlichkeit gegenüber den anderen Gegenständlichen das maßgebende Gegenständliche für das Gefühl wird. Dieses besondere Zusammen von Gefühl und Gegenständlichem, bei welchem das Zuständliche in der Körperempfindung die maßgebende Bedingung hat, ist „die Stimmung". Daher auch die Stimmung so unfaßbar, so unsagbar ist. Allerdings läuft in diesem Falle neben der Körperempfindung als maßgebender Bedingung anderes Gegenständliches mit, steht aber an Deutlichkeit hinter der Körperempfindung zurück. In den Fällen, wo Körperempfindungen geringe Grade aufweisen, also nur begleitende Bedingungen sind, dagegen anderes Gegenständliche an Deutlichkeit hervorragt und daher maßgebende Bedingung wird, hat man es mit Gefühl (im weiteren Sinne) zu tun. So haben Gefühl (im weiteren Sinne) und Stimmung als Grundlage gemein Gefühl und Körperempfindung, daher auch die Ausdrücke „Angststimmung", anderseits Angstgefühl und das Übergehen von Angststimmung in Angstgefühl. Gefühl und Stimmung machen dann das „Gemüt" aus, so daß das Gemütsleben zu einem Teile in unserem Leibesleben durch Vermittlung der Körperempfindungen wurzelt.

Im letzten Abschnitte erörtert der Verf. das ursächliche Bewußtsein. Dieses bezieht sich auf das Wollen und den Willen. Der Verf. bestimmt in eingehender Weise den Unterschied zwischen Trieb und Wille, indem er feststellt, Trieb sei bloß eine Bewußtseinsbestimmtheit, wenn sie als wirkende Bedingung einer auftretenden Veränderung gegeben ist; Wille dagegen ist das Bewußtsein der Seele und bezieht sich ursächlich auf eine vorgestellte Veränderung. Wille ist das ursächliche Bewußtsein, Wollen die ursächliche Beziehung des Bewußtseins. Daher wir sagen können „die Seele ist Wille", nicht aber „die Seele ist Trieb". Wille ist keine Bestimmtheit wie Wahrnehmen, Fühlen und Denken. Der Wille hat einen Zweck, Zweck ist die vorgestellte Veränderung, ein solcher Zweck fehlt beim Triebe. Um den Inhalt des ursächlichen Bewußtseins, d. i. des Bewußtseins, insofern es als bestimmte Augenblickseinheit sich ursächlich auf eine vorgestellte Veränderung bezieht, festzustellen, fordert der Verf. für den sog. „Willensinhalt" etwas, was nach unserer Meinung als verwirklichtes mit Lust verknüpft ist, selbst in dem Falle, wo „wir in den sauern Apfel beißen", weil auch in diesem Falle M (Mittelpunkt) und E

(Endzweck) in ihrer Einheit lustbringend sind. Weiter unterscheidet der Verf. einfachen und gegliederten Willen, mit einfachem Zwecke und mit in Mittel und Endzweck gegliedertem Zwecke. Ist demnach der Inhalt des Willens Vorstellung eines Lustbringenden, so folgt daraus, daß die Seele ursprünglich nicht Wille sein kann, weil sie nicht von Anfang an vorstellendes Bewußtsein ist. Das vorgestellte Lustbringende ist aber nicht ausreichender Grund des Willens, sondern ein Gefühl, welches verglichen mit der in dem vorgestellten Lustbringenden enthaltenen vorgestellten Lust entweder als ein Unlustgefühl oder als geringeres Lustgefühl sich erweist. Der Verf. nennt es „gegenwärtiges Gefühl", der Gegensatz des gegenwärtigen und des vorgestellten Lustgefühls bildet den „praktischen Gegensatz". Dieser praktische Gegensatz ist der unmittelbare Grund alles Wollens. Da aber auch im entwickelteren Leben nicht immer gegenwärtiges Gefühl vorhanden ist, so ist nicht immer die Seele denkende, fühlende und wollende Seele zugleich, sondern es gibt Augenblicke, wo wir nicht wollen. Darauf gründet der Verf. eine Erörterung der Willensfreiheit.

Aus dieser Inhaltsübersicht dürfte hervorgegangen sein, daß wir es ja gewiß in dem vorliegenden Buche mit einem höchst verdienstvollen Versuche zu tun haben, Psychologie auf die Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Seele aufzubauen. Nur will es Ref. erscheinen, daß doch der größte Teil der hier gegebenen Darlegung der psychologischen Erscheinungen, auch ohne diesen doch nicht so „sicheren Hintergrund", ebenso gut hätte gegeben werden können. Übrigens ist auffällig, daß im ganzen Umfange des Büchleins, das ja, wie der Verf. in der Vorrede sagt, für sein „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie" einführend sein soll, auch nicht mit einem Worte des Urteilsphänomens gedacht ist, während ja bekanntlich in vielen Psychologien dem Urteile eine selbständige Stellung in der Reihe der psychologischen Phänomene zuteil wird.

Wien. Gustav Spengler.

Holzmann, Dr. M. und Dr. H. Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon. 2. Band. Weimar 1903.

Vor Jahresfrist haben diese Blätter das Erscheinen des ersten Bandes des Anonymen-Lexikons mit Freude begrüßt; heute liegt der zweite Band desselben vor uns, der die Buchstaben E—K in sich begreift. Von der Reichhaltigkeit seines Inhaltes zeugen u. a. die Schlagwörter: Elegien, Empfindungen, Erfahrungen, Erläuterung, Erzählung, Feier, Fragen, Gedanken (einfältige, unmaßgebliche, unvorgreifliche, vorläufige, zufällige), Gedichte, Geheimnisse, Gesänge, Geschichte, Handbuch, Jahrbuch, Journal, Kind, Kleinig-

keit; kulturgeschichtliches Interesse aber erregen insbesondere die Artikel: Frau, Freimaurer, Jesuiten, Juden und die anonyme Literatur über Kasper Hauser. Welche Fundgrube sich beim Durchblättern des Buches aus den bloßen Titelangaben für den Kulturhistoriker, aber auch für den Kuriositätenjäger eröffnet, mögen einige Beispiele zeigen. So Nr. 1002 mit dem pompösen Titel: „Patriotischer Entwurf einer planmäßigen nächtlichen Stadtbeleuchtung." Landshut 1801. Nr. 5182 „Ohnmaßgebliche Gedanken, ob das Jahr 1700 dem 17. Saeculo zugewiesen sei", zeigt, daß der Streit um die Jahrhundertrechnung älter ist, als man meint, die Menschheit es aber in 200 Jahren in der allgemeinen Bildung nicht gar so herrlich weit gebracht hat. Nr. 602 und 608: der Roman „Elisa oder das Weib, wie es sein soll" (1798) erinnert an sein Seitenstück, den ebenfalls anonymen Roman: „Robert oder der Mann, wie er sein soll", den R. Hamerling als Knabe, wie er meint, wohl nur des Namens wegen, geschenkt erhielt und darin seine erste Lesebegier stillte.

Gewiß mit voller Berechtigung hat eine Besprechung des ersten Bandes unseres Werkes im Literarischen Zentralblatt darauf hingewiesen, daß alle Einzelbemerkungen und Berichtigungen, so erwünscht sie den Verff. an sich sein mögen, nicht die richtige Radikalkur bringen; nur rege Beisteuer, besonders in Quellenangaben vermöge hier zu nützen, und von diesem Gesichtspunkte aus können wir die Verff. nur auf die reichhaltige S a m m l u n g ä l t e r e r ö s t e r r e i c h i s c h e r V e r l a g s k a t a l o g e im Besitze des Österr. Buchhändlervereines in Wien aufmerksam machen, die manche Lücke der heimischen Anonymen-Literatur ausfüllen dürfte, da die österreichischen Verlagswerke des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei Kayser und Hinrichs nicht immer angeführt erscheinen, Wurzbach aber (besonders in den ersten Bänden) hier nicht ausreicht.

Nach dem Obengesagten ist es fast mißlich, Einzelnes noch berichtigen zu wollen; hier sei nur so viel gestattet: Die Herausgeber haben sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, nicht bloß die Verfasser anonymer Bücher aufzudecken, sondern hie und da bei wichtigeren Schriften auch nachzuweisen, daß solche irrtümlich einem Verfasser zugewiesen wurden; vielleicht ließe sich da in den Nachträgen noch manche literargeschichtlich wertvolle Ergänzung bringen, z. B. Nr. 874 „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich" (1848) von Fr. Exner, „n i c h t v o n E. v. F e u c h t e r s l e b e n" (wie Dr. Frankfurter in seiner Schrift „Über Graf Leo Thun" nachgewiesen hat). Nr. 3330 „Geschichte des Ritters von Kilpar", „n i c h t v o n F i e l d i n g" trotz der Titelangabe. Nr. 9556 und 11357: „Hirlanda" und „Itha von Toggenburg" „n i c h t v o n C h r. v o n S c h m i d", wie Verlagskataloge heute noch irrtümlich angeben, obwohl Chr. von Schmid schon 1824 gegen die Autorschaft öffentlich protestierte.

Zu Nr. 8184 („Insel Felsenburg") fehlt der Hinweis auf Nr. 8014 „Fata wunderliche einiger Seefahrer" (Titel des Originalwerkes) und Hinweis auf die Einleitung der Ausgabe durch Ludwig Tieck. Bei Nr. 6757 „Geschichte Sandfords und Mertons" wäre aus Goedeke (VII 724) als Verf. J. H. Campe nachzutragen.

Die große Masse der Nachträge, die der Ergänzungsband des Werkes in einigen Jahren liefern soll, wird zeigen, daß der Riesenfleiß der Herausgeber ein Unternehmen angebahnt hat, das allerorten im Gebiete der deutschen Zunge zum Sammeln des in den Provinz- und Landesbibliotheken aufgespeicherten Materiales durch bodenständige Mitarbeiter die fruchtbarste Anregung gibt. Daß ein solches Nationalwerk, wie wir es ohne Phrase nennen können, nicht im Buchhandel zugänglich ist, hat schon die Besprechung des ersten Bandes lebhaft bedauert. Ebenso bedauerlich ist es aber, wenn die Sucht, Raum zu sparen, Ursache sein sollte, daß das Quellenverzeichniß des ersten Bandes, das sich ja im zweiten Bande naturgemäß erweitert hätte, mit seinen Abkürzungen nicht in die folgenden Bände mehr aufgenommen werden sollte, so daß man jeder Abkürzung wegen genötigt ist, immer wieder den ersten Band zur Hand zu nehmen.

Da das Manuskript vollständig in den Händen der Verleger ist und die Verff. nur mehr an den Nachträgen arbeiten, so sehen wir dem baldigen Absschlusse des Werkes mit großer Erwartung entgegen.

Klosterneuburg. H. F. Wagner.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Herder und das Gymnasium.

Am 18. Dezember 1903 jährte sich zum hundersten Male der Tag, an dem Johann Gottfried Herder in Weimar verschied. Herder war nicht bloß ein bedeutender Schriftsteller, welcher der deutschen Literatur neue Bahnen gewiesen, ihr neue, hohe Ziele gezeigt hatte, er hat nicht bloß als schöpferischer Dichter und noch mehr als Kritiker das Wesen der Poesie, insbesondere der Volkspoesie, viel richtiger erfaßt als vor ihm irgend jemand anderer, er hat nicht nur den jungen Goethe eigentlich erst zum großen deutschen Dichter gemacht, indem er ihn auf das Volkslied, auf Shakespeare, auf Ossian verwies; er war nicht bloß im eigentlichen Sinne bahnbrechend auf dem Felde der Sprachforschung, der Bibelexegese, der Geschichtschreibung, — Herder war auch Zeit seines Lebens ein begeisterter und begeisternder Schulmann und entwickelte auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung Ideen, die man beinahe als moderne bezeichnen darf.

In diesem Sinne geziemt es sich wohl, daß auch unsere Zeitschrift, ein Säkulum nach seinem Tode, das Andenken Herders als Pädagogen nicht achtlos vorübergehen lasse. Und so wollen wir denn in den folgenden Zeilen, von denen wir wohl wissen, daß sie angesichts des überreichen Materials, das Herders Schriften, besonders seine mannigfaltigen Schulreden, darbieten, nicht im geringsten erschöpfend sein können, ein Bild der pädagogischen Tätigkeit Herders zu zeichnen versuchen und zwar, dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend, das Hauptgewicht auf Herders Verhältnis zum Gymnasium legen, dem er als Ephorus des Weimarer Gymnasiums seit dem Jahre 1776 bis zum Tode nahe stand[1]).

---

[1]) Die Hauptquelle für diesen Aufsatz bildeten natürlich Herders eigene Schriften, vor allem: Sophron. Gesammelte Schulreden; herausgegeben von J. G. Müller, Cotta 1828; dann kam die ausgezeichnete

Doch müssen wir zunächst auch auf Herders früheres pädagogisches Wirken eingehen, um ein, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen gehaltenes Bild dieses hochbedeutsamen Erziehers und Schulmannes zu gewinnen.

Zuweilen werden wir uns, wenn wir Herders schulmännisches Wirken überblicken, in die Kämpfe der Gegenwart zwischen realer und gymnasialer Schulbildung versetzt glauben und werden wahrnehmen, wie H. auch auf dem Gebiete des Unterrichtes seiner Zeit weit vorauseilte und, wenn dies zu sagen erlaubt ist, ein durchaus moderner Mann war.

Johann Gottfried Herder, geboren am 25. August 1744 in dem kleinen ostpreußischen Städtchen Mohrungen, verlebte eine wenig freudenreiche Knabenzeit, nicht so sehr weil das Elternhaus ihn drückte, wo er im Gegenteil an dem ernsten Vater und der sanften, gefühlsinnigen Mutter die liebevollsten Pfleger fand, als vielmehr wegen der harten Schulzucht des Rektors Grim und der selbstsüchtigen, liebeleeren Behandlung des Diakonus Trescho, der den 16jährigen Jüngling zu seinem Famulus machte und ihm die niedrigsten Handlangerdienste auferlegte.

Aber frühe schon stellte sich H. auf eigene Füße und erwählte an der Königsberger Universität Theologie zu seinem Berufsstudium. Noch nicht ganz 18 Jahre alt erhielt er eine Stelle als Korrepetitor am Collegium Fridericianum und sogleich bewies er die hohe Begabung für das Lehrfach, die ihm innewohnte. Die Freudigkeit, mit der sich der Jüngling seinem Lehrberufe hingab, erhellt aus den Worten, die er später in den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend", niedergeschrieben: „Ich sehe es als das Glück meiner besten Jünglingsjahre an, daß ich lehren mußte, lehren konnte und zwar würdige Sachen an lernbegierige Schüler, öffentlich nach meiner eigenen Auswahl. Ich habe damit etwas gewonnen, was mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben."

In dem genannten Collegium wurden Herder zuerst Unterrichtsstunden in der Elementarschule für Knaben und Mädchen übertragen, aber schon ein Jahr später erteilte der Neunzehnjährige Unterricht in der dritten griechischen, französischen, hebräischen und mathematischen Klasse und, kaum zwanzigjährig, leitete er bereits den Unterricht in Sekunda und Prima, und zwar trug er in jener Lateinisch und Poesie, in dieser Geschichte und Philosophie vor.

Herder nahm sich damals in seiner Unterrichtsmethode seinen hochverehrten Lehrer Kant zum Vorbilde, den er den „Göttlichen" nennt, „dessen Name der Ewigkeit Nacht überglänzen werde" und von dem er rühmt, daß er „im Gegensatz zu aller Pedanterie auf freie, weltmännische

---

Herder-Biographie von R. Haym in Betracht. Wertvolles Material boten ferner die Schriften von Dr. J. Böhme: Herder und das Gymnasium, Hamburg 1890, dann der Programmaufsatz Klöppers: Herders Weimarer Schulreden in ihrer Bedeutung für Erziehung und Unterricht, Rostock 1883, sowie die treffliche Arbeit Morres: Herder als Pädagog. Bei Haym ist besonders der Abschnitt im II. Band S. 351—369 für unsere Arbeit wichtig.

Art das Abstrakte mit dem Konkreten verflocht, der in seltener Weise die Sprache beherrschte und das Kleinste wie das Größte zu würdigen wußte."

Als junger Lehrer hatte sich H. die Liebe und Verehrung seiner Zöglinge im Sturm erobert und bereits einen solchen Ruf als Pädagog erworben, daß sein Freund Hamann ihn an den Rektor Lindner in Riga mit folgenden Worten empfahl: „Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Vergils und die Reizbarkeit des Gefühls, welches mir den Umgang der Livländer immer so angenehm gemacht hat".

So kam denn H. Ende November 1764 als Kollaborator auf die Domschule zu Riga und hier wuchs sein Ruf als Erzieher und Lehrer bald außerordentlich, so daß, als H. nach nicht ganz fünfjähriger Tätigkeit Riga verließ, die Bürger dieser Stadt, selbst lange nach Herders Entfernung, keinen Schritt auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts unternahmen, ohne ihn um Rat zu fragen.

Herder will seinen Zöglingen nicht bloß Kenntnisse beibringen, er will ihnen — und darauf legte er Zeit seines Lebens Gewicht — auch ein Muster in guter Lebensart sein und sie an feine Sitten und den Ton der Welt gewöhnen. Die Schüler hingen auch in Riga mit dankbarster Liebe an ihrem jungen Lehrer und wenn er in seiner Einführungsrede von dem Lehrer sagt: „Der Schüler muß beim Lehrer das liebenswürdige und mitempfindende Herz eines Freundes sehen; der Lehrer wird seinen jungen Freunden zum Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte; der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt", so sind in diesen Worten Ansichten niedergelegt, die den tiefen Eindruck wohl erklärlich machen, den H. als Lehrer auf seine Schüler ausübte. Herder war eben im hohen Grade die Haupteigenschaft eines guten Pädagogen eigen, sich in den Gedankenkreis seiner Zöglinge hineinzuversetzen, so wie er es auch als Dichter so meisterhaft verstand, sich vollkommen mit der Gemüts- und Gedankenwelt fremder Dichtwerke zu identifizieren.

So gefeiert H. auch in Riga von seinen Zöglingen wurde und so beliebt er bei allen Bürgern war, es trieb ihn doch aus der Enge der Verhältnisse in die weite Welt hinaus. Er wollte Frankreich, England, Holland, Deutschland kennen lernen und nach seiner Rückkehr in Riga eine Muster-Erziehungsanstalt ins Leben rufen.

Hochinteressant sind nun die Aufzeichnungen, die H. darüber in seinem Tagebuche machte, das er auf der Seereise begann und in Frankreich vollendete [1]). Man glaubt sich mitten in die Schulkämpfe unserer

---

[1]) Unter dem Titel: „Ideal einer Schule" als Anhang zu den Schulreden aufgenommen.

Tage versetzt. H. steht damals, wenn man es so nehmen will, auf einen ganz modernen Standpunkt; er erklärt dem Lateinischen als Unterrichtsgegenstand in den unteren Klassen förmlich den Krieg: „Man lobt das Kunststück, eine Grammatik als Grammatik, als Logik und Charakteristik des menschlichen Geistes zu lernen. Schön! Sie ist's und die lateinische, so sehr ausgebildete Grammatik ist dazu die beste. Aber für Kinder? Die Frage wird stupide. Welcher Quintaner kann ein Kunststück von Casibus, Deklinationen, Konjugationen und Syntax philosophisch übersehen? Er sieht nichts als das tote Gebäude, das ihm Qual macht, ohne materiellen Nutzen zu haben, ohne eine Sprache zu lernen. Weg also das Latein, um an ihm Grammatik zu lernen! Hiezu ist keine andere in der Welt als unsere Muttersprache. Mit der lateinischen Sprache gehen die besten Jahre hin, auf eine elende Weise verdorben, sie benimmt Mut, Genie und Aussicht auf alles."

Diese Abneigung Herders gegen den allzu frühen und allzu trockenen grammatischen Betrieb des Lateinischen ist zweifellos ein Nachhall der Qualen, die er unter der harten Zucht des Rektors Grim gelitten hatte. H. hat sich später als Ephorus des Weimarer Gymnasiums von diesen radikalen Anschauungen gänzlich abgewendet und den Wert der altklassischen Sprachfächer auch hinsichtlich ihres grammatischen Betriebes vollauf gewürdigt, aber immer blieb er dabei ein überzeugter Lobredner der sogenannten realistischen Lehrfächer und forderte auch im philologischen Unterrichte eine möglichst breite und intensive Pflege der Realien, insbesondere auch durch Heranziehung aller nur immer zu Gebote stehenden Mittel des Anschauungsunterrichtes.

H. sondert in seiner Musterschule vor allem die Realschule von der „Sprachenschule", „denn," sagt er (in echt prophetischem Geiste), „es wird immer einen ewigen Streit geben zwischen lateinischen und Realschulen". Mit besonderer Vorliebe verweilt H. bei der Organisation der ersten Stufe des Realschulunterrichts und, was er da über den ersten Unterricht in Naturgeschichte, Erdkunde und Geschichte vorbringt, ist wahrhaft Goldes wert und hat an Bedeutung auch in unserer so vorgeschrittenen Zeit noch immer nichts eingebüßt. So, wenn er z. B. den hohen Wert lebendiger Erzählung durch den Lehrer betont und sagt: „Mit Ausnahme des Katechismus wird überall nur lebendig erzählt, wieder erzählt, nie gelernt, nie pedantisch durchgefragt und durchgeknetet: so bildet sich Seele, Gedächtnis, Charakter, Zunge, Vortrag und nach dem wird sich in späterer Zeit auch Stil, auch Denkart bilden. Mit jeder solchen Geschichte wird die Seele des Knaben in einen guten Ton gewiegt. Der Ton trägt sich still fort, wird sich einprägen und auf ewig die Seele stimmen." Bei dem Unterricht in der Naturkunde und Geographie will H. in erster Linie die Unterstützung durch das Bild nicht entbehren. „Bei allem kommt Erzählung und Bild zuhilfe. Die ganze Geographie wird eine Bildersammlung."

Die „Sprachenschule" denkt sich H. auf fünf Klassen verteilt, doch hat es nach den näheren Ausführungen Herders den Anschein (denn ganz bestimmt spricht er sich hierüber nicht aus), daß mit den Klassen nicht

Jahrgänge gemeint sind, sondern daß vielmehr nur die erste Klasse ein Jahr, die anderen je zwei Jahrgänge umfassen sollen, so daß also Herders „Sprachenschule“ dem neunklassigen preußischen Gymnasium entsprechen würde. Deutsch geht als Lehrfach durch alle Klassen und ist auf der untersten Stufe die einzige Sprache, die gelehrt wird, und zwar soll durchaus nicht mit der Grammatik begonnen werden, sondern Sprechen und Lesen sollen die Hauptsache bilden. „So lernt man Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik. So lernt man Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil.“ Auf die Zeit des Sprechens folge die des Schreibens und endlich diejenige des Stils.

Zur Muttersprache tritt in der II. Klasse das Französische hinzu und zwar auch nicht etwa gleich die Grammatik, sondern vielmehr Konversationsversuche. „Die französische Stunde auf dieser Stufe,“ sagt H., „ist also eine Plapperstunde“; erst auf der zweiten Stufe wird gelesen und geschrieben, auf der dritten kommt die philosophische Grammatik der Sprache hinzu. Wer wollte H. vom Standpunkte des heutigen fremdsprachlichen Unterrichtes nicht vollkommen beipflichten?

Mit dem Latein will H. erst in seiner dritten Sprachenklasse (also wahrscheinlich vierter Jahrgang) begonnen wissen und zwar soll sobald als möglich mit der Lektüre der *historiae selectae* oder des Cornelius Nepos begonnen werden. In den obersten Klassen sollen dann Lukrez (!), Vergil, Horaz, Martial, Iuvenal, Persius, Catull, Tibull, außerdem Tacitus und die bedeutsamsten Reden Ciceros gelesen werden: ein staunenswert reichhaltiges Programm, von dem man freilich nicht weiß, wie seine Bewältigung ohne den umfassendsten grammatischen Betrieb, den H. abweist, erfolgen soll. Mit Griechisch wird erst in den obersten Klassen angefangen und nach dem Erlernen der Grammatik sofort in die Lektüre eingegangen, und zwar sollen einander stufenweise Herodot, Xenophon, Lukian und Homer folgen.

Interessant ist es, wie sich der jugendliche Reformator in diesem Idealbilde einer höheren Zukunftsschule zur Frage der schriftlichen Aufgaben stellt. Er will keine Übertragungen aus der deutschen Sprache in die fremden, sondern „das in einer fremden Sprache Gelesene wird schriftlich in dieser Sprache von den Schülern frei wiedergegeben“ — eine Forderung, deren Verwirklichung freilich einen intensiven Betrieb der Grammatik der fremden Sprachen voraussetzt.

Wir begnügen uns mit diesen knappen Aufzeichnungen über H s sogenannte „Idealschule“. Es scheint, als hätte er aus der Rigaer Domschule eine Realschule schaffen wollen, die, etwa von unserer IV. Klasse an, die Möglichkeit des lateinischen und griechischen Unterrichts bieten sollte; jedenfalls bevorzugte H. damals stark die Realschule, er will von den bloß lateinischen Schulen nichts wissen, „denn an brauchbaren (will sagen: praktisch tüchtigen) Männern ist uns gelegen.“

So urteilte der junge Schulmann, als er die Stätte seines segensreichen Wirkens in Riga, wohin er nie mehr zurückkehren sollte, verlassen hatte. Der Traum der „Idealschule“ blieb unverwirklicht. In Bückeburg

trat H. dem höheren Schulwesen nicht näher. Zwar arbeitete er als Ephorus der dortigen Schulen der Gräfin Maria zuliebe einen „Grundriß des Unterrichts für einen jungen Adeligen“ aus, aber es sind weniger pädagogische, als vielmehr philosophische Grundsätze, von denen er hiebei ausging, indem er den Inhalt jenes Kreises von Kenntnissen festzustellen unternimmt, über die ein junger Edelmann verfügen soll, um sich eine feste Weltanschauung und eine ausreichende allgemeine Bildung anzueigen.

Erst nach siebenjähriger Unterbrechung tritt H. dem Schulwesen wieder näher und zwar hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Ephorus des Weimarer Gymnasiums und diesem Teil seiner Wirksamkeit wollen wir nun eine spezielle Darstellung widmen. Auch sind wir durch die vielen gehaltreichen Eröffnungs- und Schlußreden, die er bei den Prüfungen am Gymnasium zu halten pflegte, und von denen sein Biograph Haym mit Recht sagt, daß sie „mit all seinen übrigen geistigen Interessen, seinen Studien und literarischen Arbeiten im innigsten Zusammenhange standen“, über diese Seite der pädagogischen Wirksamkeit H.s viel genauer unterrichtet, als über seine lehramtliche Tätigkeit in jüngeren Jahren.

Der Zauber, der von der Persönlichkeit H.s ausging und mit dem er als Lehrer und Erzieher die Herzen der Jugend anzog, war mit den Jahren womöglich noch stärker und unwiderstehlicher geworden. Beweis dafür ist das Urteil, das der Naturforscher und Theologe Gotthilf Heinrich v. Schubert kurz nachdem er Weimar verlassen hatte, über H. fällte: „Ich würde Schulpforta jeder anderen Schule vorziehen, nur Weimar ist mir lieber. Denn dort lebt ein Mann, dem ich, wenn es sein müßte, zu Fuß und barfuß, in Hitze und Frost, Hunger und Durst mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblicke und seinem Worte zu erfreuen und zu beleben; dieser Mann heißt Herder.“ Und noch im Jahre 1836 schreibt Schubert aus Smyrna an einen Freund: „Was uns damals so bald befreundete, das war die gemeinsame Liebe zu einem hohen, edlen Greis, zu einem großen Verstorbenen, der Ihnen in seinen Schriften, mir aber überdies auch durch Wort und Tat ein Führer auf der Bahn des Erkennens und Wirkens gewesen ist, die gemeinsame Liebe zu Herder. Das Andenken an diesen teuren Mann ist mir auf meiner Reise, auf der Fahrt durch die Propontis und vorüber an den Küsten von Troja, mit einer solchen Lebhaftigkeit nachgegangen, daß mir ganze Stellen aus seinen Werken vor die Seele traten, daß mir es war, als sei ich gestern in Weimar gewesen[1]) und habe die Stimme vernommen, welche längst für das Ohr aus Staub, nicht aber für ein Herz voll dankbarer Liebe und Ehrfurcht verstummt ist.“ Und der weimarische Oberkonsistorialrat Peucer, der mehr als drei Jahre lang an Herders Unterricht teilgenommen hatte, schreibt über diesen Mann folgende schöne Worte nieder: „Herders Nähe, auch als Vorgesetzter und

---

[1]) Schubert besuchte 1797/98 die Prima (unsere VIII. Klasse); da war allerdings Herder noch kein Greis.

Ephorus, war wohltuend wie die Frühlingssonne. Mit unbeschreiblicher Liebe und Ehrfurcht hingen sämtliche Schüler an ihm und jedes Wort, das er sprach, war ein Orakelspruch. Wenn er das Katheder betrat, um öffentlich zu uns zu reden, so war es, als umflösse ihn ein Heiligenschein; sein Blick, sein Ton waren die eines Sehers. Er sprach einfach, aber jedes Wort drang tief in die Herzen. Im Tadel war er ernst und gemessen; wenn er lobte, war er zum Entzücken liebenswürdig."

Das Weimarer Gymnasium war 1716 vom Herzog Wilhelm Ernst gestiftet worden; es geriet aber bald in Verfall, da nach dem Geschmack der damaligen Zeit ein fester Lehrplan fehlte und eine Menge sogenannter höfischer Künste, moderne Sprachen und allerlei Allotria, gelehrt wurden. Erst unter dem wackeren Heinze, der seit 1770 der Schule als Rektor verstand und den Herder, wie seine schöne Rede beim Tode Heinzes bezeugt, außerordentlich schätzte, hob sich die Anstalt wieder und sie wurde fast mustergiltig; als Herder 1785 die Vollmacht zur Einführung eines neuen Lehrplanes erhielt. H. unterzog sich der ihm vom Herzog übertragenen Aufgabe mit dem größten Eifer, erbat sich aber völlig freie Hand, denn, so setzte er mit berechtigtem Selbstgefühl hinzu, „seit seinem neunzehnten Jahre habe er in den ersten Klassen eines akademischen Collegii doziert, beständig sei er seitdem in Schularbeit oder Schulaufsicht tätig gewesen, fremde, selbst katholische Länder hätten ihn bei ihren Schuleinrichtungen um Rat gefragt, er dürfe sagen, daß er verstehe, wovon die Rede sei."

Der neue Lehrplan wurde vom Herzog und vom Konsistorium genehmigt und alsbald ins Werk gesetzt. Gegen eine Drucklegung der neuen Instruktionen sträubte sich H. und es ist bezeichnend, welche Gründe er für diese Weigerung angibt: „Ein blendender Typus ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Fessel, in der man ein Vierteljahrhundert nachher lahm schleichet. Überdem hilft ein gedruckter Typus zu einer Reform, die von innen angefangen und wo der Schade von innen geheilt werden muß, nichts; hiezu ist allein geltende Ansicht und praktische Ausübung notwendig. Der Ephorus muß einrichten können, die Untergebenen, Lehrer und Schüler, müssen ihm folgen." — Und die Lehrer gingen mit bereitwilligstem Eifer auf die Intentionen H.s ein. Wir erfahren dies aus der Schulrede vom Jahre 1786: „Nach Einführung einer Schulverbesserung", in der H. den Lehrern für ihr über Erwarten freudiges und dankbares Entgegenkommen das herzlichste Lob spendet und überhaupt über das bereits Erreichte sowie auch über den Eifer der Schüler seine vollste Zufriedenheit ausspricht.

Herder dachte sich die unteren Klassen der Anstalt als eine Art Realschule für das bürgerliche Leben, während er die eigentlichen Gymnasialfächer auf die drei oberen Klassen (in fünf Jahrgängen) beschränkte. Die genaue Feststellung der Lehrgegenstände und ihrer Verteilung auf die einzelnen Kurse sowie Angabe der ihnen zugewiesenen Stundenzahl ist nicht mehr möglich, da das meiste Aktenmaterial verloren gegangen und wir nur auf H.s Schulreden sowie auf die von H.s Witwe verfaßten und von Johann Georg Müller herausgegebenen „Erinnerungen aus dem

Leben Johann Gottfrieds von Herder“ und andere gelegentliche Notizen angewiesen sind. Indem wir im folgenden das Wesentlichste festzustellen versuchen wollen, folgen wir hiebei großenteils Morre: Herder als Pädagog und Böhme: Herder und das Gymnasium.

Das Zeichnen und die Pflege einer schönen Handschrift empfiehlt H. auf allen Stufen des Gymnasiums. Auch dem Turnen hätte H., wenn nämlich damals schon etwas derartiges bekannt gewesen wäre, gewiß mit Begeisterung das Wort geredet; wenigstens können wir uns seine Worte in der Schulrede: Von Schulen als Gymnasien (WW. X, S. 227) sicherlich in diesem Sinne deuten: „Betrachte man doch die junge Brut in den unteren Klassen, wie sie mit Lust und Freude zu jeder Jugendübung daherzeucht. Rennen und Laufen ist ihre Lust, unerträglicher ist ihr fast nichts als das Sitzen.... Um ihnen die Schule nicht ganz widrig zu machen, was ist in unseren engen Gymnasium-Mauern das einzige Hilfsmittel?“ Und nun ergeht sich H. in einer lebhaften Lobrede zweckmäßig durchgeführter geistiger Übungen. Er hätte zweifellos auch alle jene körperlichen Exerzitien gutgeheißen, welche die moderne Schulhygiene dem Rahmen des Gymnasiums eingefügt hat. — Auch über den Gesangsunterricht am Gymnasium erfahren wir aus Herders Schulreden nichts. Daß er aber den Wert desselben erkannt und geschätzt haben wird, ersahen wir aus den langwierigen und ärgerlichen Verhandlungen, die er führte, um an die Stelle des unwürdigen Theatermusikmeisters einen tüchtigen Kantor für die Schule zu gewinnen.

Den Unterricht in der Geographie stellt H. auch in seinem neuen Gymnasiallehrplan sehr hoch. Darüber gibt seine Schulrede vom J. 1784: „Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit der Geographie“ Aufschluß. Herder will mit dem bloßen trockenen Aufzählen der Namen von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten ein für allemal aufgeräumt wissen und seine hohe, ganz moderne Auffassung, die er von der Bedeutung des geographischen Unterrichtes hat, deckt sich mit der des berühmten Ritter, des Begründers der modernen Geographie, der die Erdkunde auf naturwissenschaftliche Grundlage stellt. „Geographie“, sagt Herder, „auf eine wirkliche Art mannigfach, reich, anschaulich gemacht, ist von der Naturgeschichte und Historie der Völker unzertrennlich und gewährt zu beiden die wahren Grundlinien“. Sowohl in der Geographie als auch in der Geschichte wurde weniger der Erwerb positiver Einzelkenntnisse als die Bildung eines verständigen Urteils und sittlichen Gefühls angestrebt. In der Geschichte „muß der Schüler so hineinversetzt werden in die mannigfachen entlegenen Gesinnungen, Handlungen, Begebenheiten, als ob er dieselben tatsächlich erlebe.“

Wie die Geschichte denkt sich H. auch die Naturkunde innig mit der Geographie verknüpft. „Naturwissenschaft und Naturlehre muß ein Knabe lernen, damit er sich seines Lebens erfreue, die Wohltaten der Natur erkenne und recht gebrauche und endlich einmal so mancher Aberglaube und Irrtum verschwinde.“

Das „Rechnen“ bezeichnet H. als eine der unentbehrlichsten Schulwissenschaften; durch die Geometrie bekommt ein Knabe Augen-

maß, Richtschnur, Geschicklichkeit der Hand, Intuition des Beweises und endlich die Neigung, in welcher praktischen Wissenschaft und Übung es auch sei, nicht oberflächlich, sondern gründlich zu verfahren. Ohne Geometrie dürfe daher kein Schüler die oberen Klassen verlassen. Als eine Ergänzung der Mathematik sieht H. die Physik an, für welche er viele und lehrreiche Modelle und Apparate verlangt. Die Chemie fehlte in H.s Lehrplan.

Wir wenden uns nun den Sprachfächern zu. Die Pflege der Muttersprache lag H. seit jeher am Herzen und auch in den neuen Instruktionen fürs Gymnasium nahm sie zweifellos den breitesten Raum ein, wie dies die beiden Schulreden aus den Jahren 1796 und 1798: „Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen“ und „Vom Fortschreiten einer Schule mit dem Zeitalter“ dartun. H. legte den ganzen Unterrichtsbetrieb auf Übung des deutschen Sprechens an, selbst die fremden Sprachen sollten nur dazu führen, durch die Übersetzungen ins Deutsche „jedem Gedanken, jeder Verbindung nach Möglichkeit gerecht zu werden und durch den Vergleich mit der fremden Sprache die Eigenheiten der Muttersprache ins richtige Licht zu setzen“. „Lernet Deutsch, ihr Jünglinge,“ ruft H. in seiner Schulrede vom J. 1798 aus, „denn ihr seid Deutsche!“

Sehr interessant und gewiß noch immer wertvoll, wenn auch leider nicht häufig genug geübt, ist, was H. über den Nutzen des lauten Lesens und Vortragens in der Schule sagt: „Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrags, sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersetzungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Teil nach zu gebildeten Nationen geworden. In den Schulen sollte, wie auf der Tenne, das Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden.“ „Wer unter euch, ihr Jünglinge,“ ruft H. begeistert aus, „kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller kennen und ehren? Dies laute Lesen, auswendige Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüte Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorgeschmack großer Gefühle und erweckt, wenn das bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter.“

In der Rede vom J. 1781: „Von Schulübungen“ sprach H. den Wunsch aus, daß die Schüler der oberen Klassen der fürstlichen Schuldeputation oder, wenn sie die Öffentlichkeit scheuten, ihm, als dem Aufseher des Gymnasiums, einen Aufsatz oder eine andere deutsche Arbeit

vorlegten, die sie im Laufe des Jahres so recht mit Lust und Liebe im Anschlusse an das in der Schule Gelernte ausgearbeitet hätte. H. knüpfte daran die größten Hoffnungen. „Dichter", sagt er, „erzeugen neue Dichter, Redner neue Redner, Philosophen neue Philosophen, wenn dazu die Gaben in der Natur des Jünglings liegen. Nur liegen sie bei einem tiefer versteckt als beim anderen und müssen also sorgsamer hervorgesucht werden. Die Gabe der Dichtkunst meldet sich am raschesten an; und ich kann mir's kaum gedenken, daß nicht ein Jüngling, von einem Lobgesange, einer Ode, einer schönen Beschreibung, Handlung oder, wovon es sei, ergriffen, sich selbst, wenn es auch zitternd und sehr geheim wäre, an etwas Ähnliches der Art wagen sollte."

Herder hatte nicht vergeblich an den Privatfleiß seiner Schüler appelliert; es scheint, wie wir aus der Biographie des oben erwähnten Schubert erfahren, bald Sitte geworden zu sein, daß jeder Schüler der obersten Klasse dem hochverehrten und beliebten Ephorus eine derartige Arbeit zur Einsicht vorlegte.

Vollständige Beherrschung der deutschen Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauch bildete das Hauptziel des Herderschen Gymnasiallehrplanes, mehr oder weniger freie Nachahmung guter Vorbilder das beste Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Gründliche Kenntnis und Schätzung unserer besten Schriftwerke und Übersetzungen wurde weit höher angeschlagen als das Wissen literarischer Daten, eine natürliche, sachgemäße Sprache allen Redekünsten vorgezogen. Herders deutscher Unterricht war mehr praktisch als theoretisch; Gemüt, Phantasie und ästhetisches Empfinden sollten durch beständige Sprech- und Schreibeübungen angeregt werden, ein eigentlicher grammatischer Unterricht sollte nicht stattfinden, dieser vielmehr dem L a t e i n i s c h e n zugewiesen werden, das in H.s Beurteilung seit der Zeit seines Livländer Aufenthalts bedeutend gestiegen war und gegen welches er das Französische stark zurücksetzt; wahrscheinlich hat er den Unterricht in dieser Sprache überhaupt nur auf die unteren Klassen beschränkt, dem eigentlichen Gymnasium aber nur französische Repetitionsstunden zugewiesen. Die Erwerbung einer eigentlichen Sprachfertigkeit scheint H. nicht als Aufgabe der Schule als solcher betrachtet zu haben.

Dagegen weist H. dem L a t e i n in den Klassen des eigentlichen Gymnasiums die hervorragendste Rolle zu. „Die lateinische Lektion", so heißt es in der Schulrede: „Über den Vorzug der öffentlichen oder Privatschulen" (1790), „bleibt die vornehmste und gleichsam die stehende Arbeit, die dem Schüler seinen vorzüglichen, perpetuierlichen Rang gibt; denn ein Gymnasium ist eine lateinische Schule und die lateinische Sprache ist das Werkzeug der Wissenschaften und Künste."

Über die Einzelheiten des Unterrichtsbetriebes in Latein auf Grund des Herderschen Lehrplanes sind wir zuwenig unterrichtet, doch hat H. für die zweite Stufe statt der Lektüre des Cornelius Nepos die von Iustinus und Curtius vorgeschlagen. In den beiden obersten Klassen wurden Ciceros *officia*, Vergil, Horaz und Tacitus übersetzt. Daß Tacitus

übersetzt wurde, geht aus einem Briefe H.s an seinen Sohn hervor, in dem er ihm rät, jetzt, nach dem Verlassen der Schule, den Tacitus ohne kritische Untersuchungen wie ein Mann zu lesen.

Was die schriftlichen Arbeiten anbelangt, so ist von deutsch-lateinischen Kompositionen, wie wir sie haben, bei H. keine Rede. In der Schulrede aus dem J. 1788: „Vom echten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien" heißt es: „Die Übersetzung in die alten Sprachen ist ein gefährlicher Probierstein, der das falsche Gold unbestimmter Gedanken, ausschweifender Bilder, ungefügter Perioden, leerer Wiederholungen in seinem ganzen Betruge zeigt" Freilich bezieht sich diese Stelle, dem ganzen Zusammenhange nach, nicht gerade auf Schulübungen, aber auch von solchen will H. nur Übertragungen aus der fremden Sprache ins Deutsche gelten lassen.

Über den Betrieb des Griechischen erfahren wir nur dürftige Einzelheiten; wir können nicht einmal ermitteln, mit welcher Klasse H. den Unterricht in der griechischen Sprache angesetzt hat. Wenn wir aber aus der Lebensbeschreibung des bereits oben genannten Schubert ersehen, mit welcher Begeisterung dieser Schüler des Weimarer Gymnasiums Homer, Herodot und Sophokles studiert hat, so müssen wir wohl annehmen, daß der griechische Unterricht die besten Resultate erzielt hat. „Selbst im Winter", berichtet Schubert, „war ich schon um 5 Uhr morgens und abends bis nahe vor Mitternacht in dem geistigen Verkehr mit den Heroengestalten meines lieben Homer, durchwanderte mit Herodot die alten Herrscherreiche der Erde, trug meinen Sophokles bei meinen einsamen Wanderungen nicht nur in der Tasche, sondern faßte die Welt, in die er mich einführte, recht ernstlich ins Auge und ins Herz".

Überhaupt schmolzen für Herder griechische und römische Bildung in eins zusammen; sie erschöpften für ihn den Begriff der Humanität, dessen Hoherpriester H. gewesen ist. In der Schulrede vom J. 1782 heißt es: „Liebt und übt die alten Sprachen, sie sind die Quellen und Muster alles Edlen, Guten und Schönen". Und an seinen Sohn schreibt er, vier Jahre nachdem dieser das Gymnasium verlassen hatte, „er möge doch an jedem Tag etwas von einem alten Schriftsteller lesen, denn in den Alten ist und bleibt die wahre Philosophie des Lebens". In diesem Sinne empfiehlt H. immer von neuem die Lektüre des „duldsamen, heiterzufriedenen Lebensphilosophen Horaz".

So sehr also H. auch die Bedeutung der realen Studien am Gymnasium (mehr als 100 Jahre vor der Gegenwart!) betonte und mit so wuchtigem Nachdruck er die bloß formalistische Seite des philologischen Unterrichts bekämpfte und die Erkenntnis des sachlichen Inhalts der Lektüre hoch über den grammatischen Betrieb stellte, so tief war er in seinen reiferen Jahren von dem Werte der klassischen Studien für die Jugend durchdrungen und er erwartete von diesen einen bedeutenden sittlichen Einfluß.

Auch auf die Begründung einer Schülerbibliothek wirkte H. gleich in den ersten Jahren seines Ephorates mit allem Eifer hin. Die

Privatlektüre der Schüler sollte eine Ergänzung des Schulunterrichtes bilden; doch begnügte sich H. keineswegs damit, daß die Schüler vom Verwalter der Klassenbibliothek nur bestimmte Bücher in die Hand bekamen, er strebte sogar darnach, den Schülern der obersten Klassen einen Überblick über das gesamte Wissen und Können zu geben, der sie befähigte, selbst zwischen guten und schlechten Büchern, zwischen wertvoller Lektüre und unnützer Zeitvergeudung zu unterscheiden.

Wenn wir ferner ersehen, daß H. sich mit großem Unmute über die Überfüllung der Klassen am Weimarer Gymnasium aussprach und daß er das Basedowsche Institut rühmte, an dem nur doppelt so viel Schüler als Lehrer seien, während das Weimarer Gymnasium nur über sieben Lehrer verfügte, zu denen H. aus dem Lehrerseminar allerdings noch sieben unbesoldete Kollaboratoren hinzugewann; wenn wir hören, wie gründlich und vorsichtig H. bei der Auswahl geeigneter Lehrkräfte vorging und mit welch schroffer Energie er unpassende Lehrer zurückzuweisen trachtete; wenn wir bei H. lesen, daß der Lehrer den Schülern ein Vorbild an hochherziger, idealer Gesinnung sein und durch sein amtliches Gehalt der niederen Sorge um das tägliche Brot enthoben und nicht zu zersplitternden Nebenarbeiten gezwungen sein solle: so müßten wir schon um dieser Äußerungen willen H., auch vom Standpunkte unserer Zeit, den besten Schulmännern und Pädagogen zuzählen.

Sehr interessant ist es auch zu erfahren, mit welchen Bedenken H. der schroffe Übergang von der Gebundenheit des Gymnasiums in die schrankenlose Freiheit der Akademie oder, wie wir jetzt sagen, Universität, erfüllt. Er wünscht daher in einem über Aufforderung des Herzogs 1797 abgegebenen Gutachten, daß den Klassen des Gymnasiums noch eine sogenannte „Selekta“ angeschlossen werden möchte, damit „alle, die die Universität besuchen wollen, nicht als unmündige Kinder, von der akademischen Freiheit berauscht, allerhand Orden und bösen Gesellschaften anheimfallen, philosophisch ungebildet, der herrschenden barbarisch-kritischen Philosophie preisgegeben sind.“ In dieser Selekta sollen außer der fortgesetzten Lektüre der Griechen und Römer und dem fortgesetzten Betriebe der Mathematik und Physik, ganz besonders Aufsätze zur Bildung der Denk- und Schreibart, sowie Logik, Metaphysik, letztere mit Geschichte der Philosophie verbunden, aufgenommen werden.

Einigermaßen kommt den Forderungen H.s die Einrichtung unserer Maturitätsprüfungen sowie der Unterricht in philosophischer Propädeutik in den beiden obersten Klassen unserer Gymnasien entgegen, aber wer wollte leugnen, daß auch in unserer Zeit der Übergang vom Gymnasium an die Hochschule sich noch immer allzu schroff und unvermittelt vollzieht?

Sehr beherzigenswert ist auch noch für unsere Zeit, wenn H. seine warnende Stimme gegen den Zudrang allzuvieler Unberufener an die Universität erhebt und wenn er in einer seiner letzten Schulreden den studierenden Jünglingen zuruft: „Alles drängt zu unserer Zeit sich hinauf; zu viele wollen studieren; zu viele wollen Buchstabenmänner werden — O, werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geschäften!

Die Buchstabenmänner sind die unglücklichsten von allen und müssen es nach Lage der Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr werden."

Hat diese Mahnung nicht auch noch heute volle Geltung und gibt sie nicht ein deutliches Zeugnis dafür ab, mit welch prophetischem Blick H. in die Zukunft sah und wie er, nicht nur auf den meisten Gebieten des literarischen Schaffens, sondern vorzugsweise auch auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichts, ein durchaus moderner Mann gewesen ist, wenn wir unter modern das für alle Zeiten Unverlierbare, Neue verstehen? — Seine Schulreden sind noch jetzt eine Fundgrube der wertvollsten pädagogischen und didaktischen Grundsätze und, wenn man sie ihres altertümlichen Gewandes entkleidete, könnte das meiste in ihnen ebenso gut und mit der gleichen Berechtigung noch heute gesagt werden. Über diese Reden sagt Haym mit vollstem Rechte: „Hier wurde alles, was ihm die Seele erfüllte, seine wissenschaftliche, seine sittliche Gesinnung, seine Ansichten über menschliche und göttliche Dinge zum lebendigen, zündenden Wort. Hier, wenn irgendwo, hat er, den die Natur zum Schriftsteller machte, weil sie ihn zum Redner gemacht hatte, laut gedacht. Ein Bildner der Menschheit, ein Pädagog durch und durch, sprach er sich hier das Herz frei, um Lehrer und Schüler zu heben, zu spornen, zu belehren, um die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten, die Erziehung der Jugend, allen Beteiligten zu empfehlen."

Fassen wir nun zum Schlusse das über Herders Verhältnis zum Gymnasium Gesagte nochmals zusammen, so sind die Hauptpunkte, auf die es bei seinen Vorschlägen und Reformen ankommt und die zugleich auch für unsere Schulverhältnisse wertvoll sind, folgende[1]):

Das Gymnasium bereitet nicht bloß für die Universität, sondern für das Leben vor, und zwar suchen die unteren Klassen den Ansprüchen des einfachen bürgerlichen Lebens zu genügen, während die oberen Klassen eine Vorbereitungsschule für jene sind, die sich den höheren Studien widmen wollen. In den unteren Klassen festigt sich der Schüler hauptsächlich im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, lernt Französisch durch Sprechübungen, ohne gründliche Kenntnis der Grammatik und erhält einen Überblick über die wichtigsten Gebiete des geographischen, historischen und naturgeschichtlichen Wissens. Die oberen Klassen entnehmen ihre Grundlage den Schriften und der Kultur des klassischen Altertums, dessen Studium nicht bloß geistig schult, sondern auch ethisch bildet. Vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauch bleibt aber das Hauptziel. Bei der Lektüre der Alten ist das Erfassen des sachlichen Inhalts die Hauptsache; Stilgefühl und Eindringen in den Geist des Autors stehen über grammatischem Einzelwissen, gute Übersetzungen vermitteln und erleichtern das Verständnis und die Würdigung des Originals.

---

[1]) Wir folgen hier im wesentlichen dem Resumé, welches auch Böhme a. a. O. S. 63 f. gibt.

Die Schule muß jederzeit bereit sein, Veraltetes abzustoßen, sie darf sich den Fortschritten der Wissenschaften nicht verschließen, sie nimmt auch mit der Geschichte der neuesten Zeit Fühlung und „folgt überhaupt mit kritischer Sorgfalt den Wandlungen in den Ansprüchen der Zeit". Das Gymnasium soll nicht bloß eine Unterrichts-, sondern auch eine Erziehungsanstalt sein, diese ihre Aufgabe beherrscht die Auswahl und die Behandlung des Lehrstoffs. „Nicht die Masse des Gelernten, sondern dessen Verarbeitung durch das selbständige Denken macht den Gebildeten." Bei der Behandlung der Schüler muß soviel als möglich individualisiert werden[1]). Das Pensenunwesen darf nicht die Arbeit aus Neigung unterdrücken. Einem tüchtigen Lehrer, den die Liebe zu seinen Schülern, die Freude an der Sache leitet, mag es auch gestattet sein, hie und da, von der allgemeinen Norm abzuweichen, denn Lust und Liebe des Lehrers erzeugt Lust und Liebe beim Schüler. Daher wollte Herder auch keine Drucklegung seiner Schulnormen, damit der lebendige Geist, der vor allem das Gymnasium durchdringen solle, nicht zum kalten Formalismus erstarre.

Vielleicht entspricht unter den Schulmännern der Gegenwart der Standpunkt Paulsens am meisten dem Herders, der von der hohen Wichtigkeit praktischer und realistischer Bildung ebenso durchdrungen war, wie von dem Werte der klassischen Studien. Von Herder als Lehrer galt das schöne Wort J. J. Wagners: „Nichts erzieht besser als die Gegenwart eines trefflichen Menschen; er braucht nicht zu dozieren und zu predigen, sein stilles Dasein ist eine Sonne, welche wärmt und leuchtet".

Wien. Leo Smolle.

Zur Mittelschulstatistik.

Es dürfte für die Leser dieser Zeitschrift vom Interesse sein, die Frequenzverhältnisse an den Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen) im laufenden Schuljahr nach sicheren Quellen kennen zu lernen und weiter die jetzigen Daten mit den früheren zu vergleichen. Betrachten wir zunächst den Stand des heurigen Schuljahres im Vergleiche mit dem früheren:

[1]) Der Lehrer „muß es bald inne geworden sein, wo seine Gedächtnis- und Verstandes-Männer, wo seine Phantasie-Jünglinge, item, wo die Witz-, Grütz- und kritischen Spitzköpfe sitzen und wie sie sich bei dieser und jener Wissenschaft, bei jener und dieser Aufgabe halten und geberden". Siehe die Schulrede vom J. 1799: „Von Schulen als Gymnasien."

Mittelschüler 1903/04 gegenüber 1902/03

in	Gymnasial-schüler +	Gymnasial-schüler −	Realschüler +	Realschüler −	Gymnasial- u. Realschüler +	Gymnasial- u. Realschüler −
Niederösterreich	311	—	410	—	721	—
Oberösterreich	24	—	20	—	44	—
Salzburg	8	—	25	—	33	—
Tirol und Vorarlberg	75	—	47	—	122	—
Steiermark	95	—	48	—	143	—
Kärnten	—	40	27	—	—	13
Krain	—	8	52	—	44	—
Küstenland	—	21	107	—	86	—
Dalmatien	—	34	—	3	—	37
Böhmen deutsch	38	—	278	—	316	—
Böhmen böhmisch	123	—	421	—	544	—
Mähren deutsch	127	—	129	—	256	—
Mähren böhmisch	6	—	469	—	475	—
Schlesien	—	36	19	—	—	17
Galizien	1655	—	264	—	1919	—
Bukowina	159	—	26	—	185	—
	2621	139	2342	3	4888	67
	2482		2339		4821	

Hieraus ergibt sich, daß die Gesamtzahl der Mittelschüler gegenüber dem Vorjahr um 4821 zugenommen, daß die Zahl der Gymnasialschüler in Kärnten, Krain, Küstenland und Schlesien, die der Realschüler nur in Dalmatien, im ganzen um 67 abgenommen hat; weiters daß die Frequenzzunahme an den Realschulen eine bedeutend größere ist als an den Gymnasien. Vergleicht man die Gesamtzunahme von 4821 Schülern mit der Zunahme vom Vorjahre, d. i. 5803, so muß konstatiert werden, daß die relative Frequenzzunahme in absteigender Linie sich bewegt, ein Umstand, der im Interesse der gesunden Entwicklung unseres Mittelschulwesens zu begrüßen ist.

Vergleichen wir nun die Frequenzbewegung an den Mittelschulen seit dem Jahre 1885/6 auf der nachfolgenden Zusammenstellung, so ergibt sich, daß die Gesamtzahl der Mittelschüler in diesem Schuljahr 120.512 gegen 74.662 im Schuljahr 1885/6 beträgt, daß die Zahl der Gymnasialschüler seit jener Zeit um 21.868, die der Realschüler sogar um 23.982, somit im ganzen um 45.850 zugenommen hat.

Bewegung der Frequenz an den Mittelschulen (mit Öffentlichkeitsrecht):

Jahr	Gymnasialschüler	gegenüber dem Vorjahr		Realschüler	gegen dem Vorjahr		Gymn.- u. Realschüler	gegen dem Vorjahr	
		+	—		+	—	Zus.	+	—
1885/86 . .	56.382	—	—	18.280	—	—	74.662	—	—
1886/87 . .	55.879	—	503	18.474	194	—	74.353	—	309
1887/88 . .	55.150	—	729	18.591	117	—	73.741	—	612
1888/89 . .	55.089	—	61	18.860	269	—	73.949	208	—
1889/90 . .	55.160	71	—	19.673	813	—	74.833	884	—
1890/91 . .	55.268	108	—	20.377	704	—	75.645	812	—
1891/92 . .	55.700	432	—	21.694	1.317	—	77.394	1.749	—
1892/93 . .	56.449	749	—	22.933	1.239	—	79.382	1.988	—
1893/94 . .	56.969	520	—	24.414	1.481	—	81.383	2.001	—
1894/95 . .	58.419	1.450	—	25.308	894	—	83.727	2.344	—
1895/96 . .	59.975	1.556	—	26.429	1.121	—	86.404	2.677	—
1896/97 . .	61.279	1.304	—	27.410	981	—	88.689	2.285	—
1897/98 .	62.446	1.167	—	28.536	1.126	—	90.982	2.293	—
1898/99 . .	64.653	2.207	—	30.437	1.901	—	95.090	4.108	—
1899/1900 .	67.394	2.741	—	32.745	2.308	—	100.139	5.049	—
1900/01 . .	69.788	2.394	—	35.192	2.447	—	104.980	4.841	—
1901/02 . .	72.476	2.688	—	37.412	2.220	—	109.888	4.908	—
1902/03 . .	75.768	3.292	—	39.923	2.511	—	115.691	5.803	—
1903/04 . .	78.250	2.482	—	42.262	2.339	—	120.512	4.821	—
Daher 1885/6 bis 1903/4.	—	21.868	—	—	23.982	—	—	45.850	—

Würde in dieser Steigerung lediglich das Bildungsbedürfnis der Bevölkerung zum Ausdruck bringen, so müßte sie mit Freuden begrüßt werden, insofern sich aber hierin zum großen Teil ein ungestümer Zudrang zu den höheren Studien zeigt, um zu Staatsanstellungen zu gelangen, muß diese Heranbildung geistigen Proletariats die Schulpolitiker mit ernsten Sorgen erfüllen. Was speziell das Lehramt an Mittelschulen betrifft, so droht in wenigen Jahren eine bedenkliche Überproduktion an Kandidaten, die mit großem Supplentenelend enden wird.

Im abgelaufenen Schuljahr waren die Anstellungsverhältnisse für Lehramtskandidaten an Mittelschulen noch sehr günstig. Es fanden in beiden Terminen etwa 430 Versetzungen und Anstellungen statt. Über 50 Stellen konnten mangels geeigneter Kandidaten nicht besetzt werden. Der Mangel zeigte sich hauptsächlich in den Sprachfächern aller Art, in einzelnen realistischen Gruppen war bereits ein Überschuß von Kandidaten zu bemerken, es fanden einzelne vollkommen geprüfte Kandidaten weder eine definitive noch eine provisorische Anstellung.

Die allmähliche Gesamtzunahme an approbierten Kandidaten kommt in folgender Tabelle zum Ausdruck[1]):

[1]) Vgl. das Ministerial-Verordnungsblatt vom J. 1903, S. 587.

Summarisches Verzeichnis aller Lehramtskandidaten,

welche im Studienjahre 1902/1903 eine nach Artikel VI der Prüfungsvorschrift vollständige Lehrbefähigung für Mittelschulen erlangt haben.

Bei der k. k. Prüfungskommission	Fachgruppe[1] a		b		c		d		e		f		g		h		i		k		Zeichnen[2]		Gesamtsumme	
	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903	1901/1902	1902/1903
Wien	20	7	8	10	13	16	14	19	10	11	1	3	2	6	2	8	1	8	6	14	12	12	89	114
Innsbruck	8	6	2	5	6	6	4	2	1	4	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	21	24
Graz	5	—	3	5	4	9	—	2	1	6	—	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	14	24
Prag (deutsche Unterrichtsspr.)	4	8	—	2	1	4	2	1	—	6	—	1	2	2	2	1	—	3	1	4	—	—	12	32
Prag (böhm. Unterrichtssprache)	4	9	—	6	13	16	19	21	13	7	—	1	19	24	—	—	8	8	10	6	14	7	100	105
Lemberg	4	3	5	4	3	10	2	1	1	2	1	—	—	3	—	—	1	1	—	1	—	—	15	25
Krakau	2	2	5	9	1	4	2	—	1	3	—	1	4	3	—	—	—	—	—	1	—	—	15	23
Czernowitz	1	2	1	—	2	4	—	2	1	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	10
	48	37	22	41	43	69	43	48	28	40	2	7	29	40	4	9	10	20	17	27	26	19	272	357

[1]) Fachgruppen sind: *a*) klassische Philologie, dazu die Unterrichtssprache als Nebenfach; *b*) Deutsch oder eine Landessprache (Unterrichtssprache), dazu Latein und Griechisch als Nebenfächer; *c*) Geographie und Geschichte; *d*) Mathematik und Physik; *e*) Naturgeschichte, dazu Mathematik und Physik als Nebenfächer; *f*) Philosophie mit Griechisch (Mathematik), dazu Latein (Physik) als Nebenfach; *g*) und *h*) moderne Philologie; *i*) Mathematik und Darstellende Geometrie; *k*) Naturgeschichte und Chemie.

[2]) Nach der Prüfungsvorschrift vom 29. Jänner 1881, Z. 20.485 ex 1880 (Minist.-Vdgsbl. 1881, S. 69).

Aus diesem Verzeichnis kann die erfreuliche Tatsache entnommen werden, daß die Zahl der approbierten Kandidaten, welche im Vorjahr 272 betrug, um 85 gestiegen ist (im vorangegangenen Jahr um 34). Allerdings erfolgt die Steigung in den einzelnen Fachgruppen in verschiedener Art; in der klassischen Philologie, in der der Bedarf am größten ist, muß sogar ein Rückgang konstatiert werden. Aber diese Schwankungen werden sich in den nächsten Jahren ausgleichen und, falls die Frequenzzahl an den philosophischen Fakultäten, die noch nicht ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, anhält und in der Errichtung neuer Mittelschulen nicht Einhalt geschieht, so wird auch im Lehrfache die Überproduktion eintreten und die Öffentlichkeit wird dann über die schlechten Aussichten auf allen Gebieten, auf deren Betätigung Hochschulstudien vorausgesetzt werden, zu klagen haben.

Wie groß der Bedarf an Lehrkräften ist, wurde in dieser Zeitschrift bei anderem Anlasse eingehend erörtert[1]). Es dürfte als Ergänzung hiezu hier der geeignete Ort sein, auch die Beförderung der Mittelschulprofessoren in höheren Rangsklassen statistisch darzustellen.

Im abgelaufenen Solarjahr betrug die Zahl der Beförderungen in die VIII. Rangsklasse 180, in die VII. 115, in die VI. 24, die Gesamtzahl demnach 319 (gegen 259 im Vorjahr). Das Plus von 60 Beförderten gegenüber dem Vorjahr dürfte auf den Umstand zurückzuführen sein, daß der Herr Unterrichtsminister in diesem Jahr noch mehr als vorher Lehrer, die auf eine mehr als dreijährige Supplentendienstzeit zurückblicken, früher als sie erwarten konnten, in die nächst höhere Rangsklasse befördert hat. Betrug die Zahl der seit dem neuen Gehaltsgesetz in höhere Rangsklassen beförderten Mittelschulpersonen schon im Vorjahr 2089, so hat sie mit dem letzten Jahr die Höhe von 2408 erreicht. Jeder unbefangen Urteilende wird auch hier das Wohlwollen der Unterrichtsverwaltung in der Durchführung des Gehaltsgesetzes vom Jahre 1898 erblicken. Dem gegenüber muß leider mit Rücksicht auf die in Versammlungen von Mittelschulprofessoren wiederholt geäußerten Wünsche wegen teilweiser Abänderung des genannten Gesetzes bemerkt werden, daß laut Mitteilung der Tagesblätter der Herr Finanzminister gegenüber einer Abordnung von Beamten erklärt habe, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre an eine Änderung des Gehaltsgesetzes mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen nicht zu denken sei. *Quod Deus in melius vertat!*

Wien. J. H.

Dr. Leo Burgerstein, Gesundheitsregeln für Schüler und Schülerinnen. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1904. Preis 10 h.

— — —, Zur häuslichen Gesundheitspflege der Schuljugend. Ebendaselbst 1904. Preis 10 h.

Beide Schriftchen bieten ungefähr dasselbe, nur in verschiedener Form, und verdienen heutzutage, da die Erkenntnis der Bedeutung einer

[1]) Vgl. Jahrgang 1903, S. 847 ff. und ebenda S. 642 ff.

rationellen Gesundheitspflege immer weiter schreitet, denkbar große Verbreitung. Vielleicht könnte zu diesem Zwecke einmal der Weg eingeschlagen werden, daß man von maßgebender Seite die Unterstützung der Ärztevereinigungen in Anspruch nimmt, indem auf diesem Wege jedem Arzte als Hausarzt die Empfehlung dieser Schriftchen für den Familienkreis nahe gelegt würde.

Folgende Gedanken könnten in einer Neuauflage vielleicht noch Aufnahme finden (in der ersten Broschüre): Mahnung zur Vorsicht besonders auf Ausflügen mit Speisen (Konserven, Automatenware) und Getränken (minderwertigen Limonaden, ja selbst scheinbar ganz einwandfreiem Trinkwasser; oft führen klare Gebirgsbäche Infektionsstoffe mit sich aus Ortschaften, die auf dem Kamme des Gebirges liegen), die Wichtigkeit eines geregelten Stuhlganges, die Häßlichkeit des Rauchens bei Mädchen, die Schädlichkeit des Rauchens von Zigaretten, bei nüchternem Magen, bei Schreibarbeit (für die Augen), die Schädlichkeit des Radfahrens im Entwicklungsstadium (insbesondere bei Mädchen), die Wichtigkeit eines täglichen Fußbades, die Schädlichkeit der Verwendung leicht abbrechbarer Gegenstände (Notizbleistifte mit Beinansatz) bei der Beseitigung des Ohrenschmalzes, die Verzärtelung durch das ständige Tragen von Wattapropfen in dem Ohre, die Bedenklichkeit des vielen Handreichens.

In der zweiten Broschüre: Klagen über das tadelnswerte Verhalten einzelner Schüler außerhalb der Schule sind nicht in der Schule, sondern zunächst bei deren verantwortlichen Aufsehern vorzubringen. Damit sich die Kinder nicht zu sehr zudecken, soll das Schlafzimmer richtig temperiert sein. Das Privatstundengeben und -nehmen ist möglichst einzuschränken. Man ziehe in allen Bedenken erregenden Fällen rechtzeitig einen Arzt zurate, mache aber dadurch den Zögling weder zu einem Weichling noch zu einem Hypochonder, weder zu einem Angstmeier noch zu einem selbstgefälligen Simulanten.

Hinsichtlich des Formates wäre künftighin vielleicht dem Taschenformat der Vorzug zu geben.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Ein Stündchen mit Karl von Schiller in Alt-Heidelberg.

Um die Wende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, zur Zeit als Napoleon I. zum Feldzuge gegen Rußland rüstete, war Graf Leopold von Hochberg, Sohn des Großherzogs Karl Friedrich von Baden aus dessen zweiter morganatischer Ehe mit einem Fräulein Geyer von Geyersberg, immatrikulierter Hörer der 1386 von Ruprecht von der Pfalz gegründeten Heidelberger Universität Ruperto-Karola. Der jugendliche Prinz, ein Bild der Gesundheit des Leibes und der Seele, freundlich, liebreich gegen jedermann, freigebig und freisinnig, verkehrte gern in ungezwungener Weise mit seinen Studiengenossen, ohne sich in das burschikose Treiben einzulassen, wovon ihn nicht nur seine hohe Stellung, sondern auch der Mangel an Geschmack hiefür abhielt. Seine nächste Umgebung bildeten selbstverständlich die Badenser, von denen täglich einige, bisweilen alle bei ihm speisten, sehr oft auch an seinen Spaziergängen und Lustfahrten teilnahmen, aber auch an den wissenschaftlichen Besprechungsabenden und den musikalischen Unterhaltungen bei dem Prinzen. Selten verging eine Woche, ohne daß irgend eine ansehnliche Persönlichkeit in der prinzlichen Wohnung am Karlsplatze vorsprach.

Eines Morgens, erzählt F. v. Biedenfeld in seinen Tagebuchblättern, aus denen Einzelnes abschriftlich in den Besitz des Regierungsrates Edlen v. Pilat, Redakteurs des „Österreichischen Beobachter“ und Vertrauensmannes des Fürsten Metternich in Preßsachen gelangt ist, waren wir Studenten nicht wenig erstaunt über eine allgemeine Einladung zum Diner beim Prinzen, da wir zwei Tage zuvor einen angenehmen Abend bei ihm zugebracht hatten. Wir fanden dort zwei fremde Gäste. Der eine war von Mittelgröße, ein bejahrter Herr, vom Alter schon ein wenig gebeugt, mit langem, graugemengtem Haare, buschigen Brauen, unter welchen ein paar graue Augen hervorblitzten und uns scharf musterten. Es war dies der Hofrat Alois Schreiber, Professor der Ästhetik, wohlvertraut auf den literageschichtlichen und erziehungswissenschaftlichen Arbeitsfeldern, der als Gelehrter für seinen Nachruhm ohne Zweifel Bedeutendes geleistet hätte, würde er nicht zu viel Zeit und Kraft auf literarischen Zänkereien und kritischen Nörgeleien verwendet haben. Der Andere war ein hochgewachsener, stämmiger Jüngling, ungefähr achtzehn Sommer zählend, ein von Lebensfrische strotzender Blondkopf, dessen helle blaue Augen Verständigkeit, Gutmütigkeit und Schalkhaftigkeit verrieten. Es war Karl von Schiller, der ältere Sohn des großen Dichters,

schlicht und offenherzig, wie es sein Vater gewesen, aber sonst ohne ersichtliche Ähnlichkeit mit diesem. Bei dem Namen Schiller horchten wir auf, den Jüngling eine Weile betrachtend; dann aber, gleichsam wie elektrisch berührt, streckten wir ihm die Hände entgegen und umringten ihn so ungestüm, daß er sich unser kaum erwehren konnte. Prinz Leopold betrachtete wohlgefällig dieses studentische Durcheinander. Man sah es ihm an, wie gerne er da mitgetan hätte, würde ihm nicht die Rücksicht auf seine Stellung Zurückhaltung auferlegt haben. Ihm zur Seite stand Hofrat Schreiber und sagte nicht ohne Rührung: „Wie schön und erhebend ist es, der Sohn eines großen Vaters zu sein. Euer Erlaucht fühlen dieses Glück lebendiger als irgend einer, denn auch Ihnen lebt ein großer Vater!"

Als die Flügeltüren geöffnet wurden und die Gesellschaft unter Vorantritt des Prinzen sich in den Speisesaal begab, trat wieder Stille ein und die höfische Sitte behauptete ihr Recht. Hofrat Schreiber bemühte sich, das Tischgespräch auf allgemein interessante und wissenschaftliche Gegenstände zu lenken. Besonders dem jungen Schiller wendete er seine Aufmerksamkeit zu und befragte ihn über allerlei Dinge aus dessen väterlichem Hause. Der junge Mann aber mochte sich denken wie der Seneschall in „Johann von Paris": 'Wenn ich bei Tische sitze, pflege ich zu essen' und seine Antworten fielen immer einsilbiger aus, so daß der Hofrat in Verlegenheit kam, wie er die Unterhaltung fortspinnen solle. Endlich rückte er mit der Frage heraus: „Nun, lieber Schiller, was machen denn Ihre Räuber? Sie haben derlei gewiß schon im Schreibpulte liegen." „Räuber im Schreibpulte", rief Schiller lachend, „die gehören ja in den Hungerturm."

„Der Herr Hofrat spielt da offenbar auf Ihr erstes dramatisches Werk an", bemerkte Prinz Leopold.

„Daran denke ich nicht", versicherte der junge Mann offenherzig. „Ich bin kein Poet und will auch keiner sein. Der stärkste Weinkelter würde aus mir keine leidlichen Verse herauspressen. Soll ich mich abmühen, schlechte Verse zu machen, weil mein Vater gute gemacht hat? Fällt mir gar nicht ein..." „Sonderbar", meinte der Hofrat, „gewöhnlich fühlen die Söhne den Antrieb, auf dem ruhmvollen Wege ihrer großen Väter fortzuwandeln." „In mir ist der Apfel weit vom Stamme gefallen", meinte Karl Schiller in seiner ehrlichen Bescheidenheit. „Wohl tut es mir schon, wenn ich lese und höre, daß die Welt meinen Vater schätzt und bewundert. Ich aber will nur sein Sohn sein, nicht aber ein eingebildeter Narr, der den Rezensenten Gelegenheit gibt, darauf hinzuweisen, wie unähnlich oft Väter und Söhne sind, namentlich was die geistige Begabung betrifft. Ich studiere lieber Forstwirtschaft, um mir mein Brot als nützlicher Mensch zu verdienen!"

„Und können sich hiebei mit Naturstudien beschäftigen, wozu uns Ihr Herr Vater in seiner herrlichen Dichtung „Der Spaziergang" die reizvollste Anregung geboten hat", fiel ihm der Hofrat in die Rede.

„Vorläufig beschäftige ich mich nur mit dieser Melone", sagte der junge Schiller mit schalkhaftem Lächeln, indem er in unbeschreiblich komischer Ruhe eine Melonenschnitte hoch emporhielt, so daß die Studenten in allgemeine Heiterkeit ausbrachen, in die auch Prinz Leopold einstimmte.

Auch der Hofrat konnte sich des Lächelns nicht erwehren über den komischen Abschluß des Frage- und Antwortspieles. Nach aufgehobener Tafel entwickelte sich im Kaffeezimmer eine ungezwungene Unterhaltung, deren Mittelpunkt selbstverständlich der junge Schiller war. Dieser liebenswürdige Mensch, erzählte v. Biedenfeld, fühlte sich durch meine aufrichtige Begeisterung für seinen Vater, wie durch mein Interesse an Naturstudien innig zu mir hingezogen. Wir wurden die besten Freunde und blieben es in ungetrübter Herzlichkeit, bis Karl von Schiller durch das allgemein menschliche Los, Juni 1857 dem Erdendasein

entrückt wurde. Zum letztenmale sahen wir uns zu Weimar im Arbeitszimmer seines Vaters am Tage der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals.

Zur damaligen Zeit hatte Graf Leopold von Hochberg keine Ahnung davon, daß er einst als Großherzog zur Regierung Badens berufen würde. Sein Vater Karl Friedrich starb 1811 im 65. Lebensjahre. Da der Erbprinz Ludwig bereits 1801 gestorben, folgte Karl Friedrichs Enkel Karl Ludwig Friedrich (1811—1818) der Gemal der Adoptivtochter Napoleons I., der schönen Stefanie Beauharnais (ehedem Beauharnois geschrieben). Die Ehe Stefaniens (sie war von ihrem Vater her eine Tascher de la Pagerie und dieser entweder ein Bruder oder Vetter der Kaiserin Josephine) mit dem Großherzog trennte der Tod nach wenigen Jahren. Ihre beiden Knaben waren rasch nacheinander gestorben — böse Zungen sagten „gestorben worden", indem sie erwiesenermaßen verleumderisch die Markgräfin Amalie beschuldigten, sie habe dabei ihre Hand im Spiele gehabt, um nicht Halbblut auf den Thron gelangen zu lassen. Da Karls Oheim und Nachfolger Großherzog Ludwig Wilhelm (1818—1830) unvermählt geblieben, folgte ihm Leopold aus der Hochbergschen Linie, deren Thronfolgerecht durch den Garantievertrag vom 10. Juli 1819 zwischen Rußland und Österreich, England und Preußen für immerwährende Zeiten gesichert worden war. Großherzog Leopold, geb. am 24. August 1790, ein Regent von seltener Gewissenhaftigkeit und fortschrittlichen Ansichten, wie dies auch sein Vater gewesen, der 1772 aus eigenem Antriebe die Leibeigenschaft aufgehoben hatte, schied am 24. April 1852 aus dem Leben.

Innsbruck. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Lateinische Stilübungen für Oberklassen an Gymnasien und Realgymnasien bearbeitet von Dr. Hermann Ludwig, Professor am Gymnasium in Schwäbisch Hall. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1902. 148 SS. 8°.

Die genannten Stilübungen sind eine Sammlung von Prüfungsthemen, die in Schwaben Schülern im Alter von 14—18 Jahren gelegentlich verschiedener staatlicher Prüfungen, so beim katholischen, bezw. evangelischen Landexamen und beim Konkurse (zur Aufnahme in niedere oder höhere Seminarien-Klosterschulen), ferner bei Kollaboraturprüfungen (= Befähigungsprüfungen für die unteren Klassen der Lateinschulen) und Reifeprüfungen gegeben wurden, eine Stufenfolge gesteigerter Schwierigkeiten darstellen und vielseitige Gelegenheit zur Erprobung von Charakterfestigkeit und Stilgewandtheit bieten sollen. — Diese Übungsstücke sind für uns Österreicher aus zwei Gründen interessant. Wir sehen nämlich erstens, wie hoch und wie übertrieben mitunter die Anforderungen sind, die man in Württemberg bei verschiedenen Prüfungen an Gymnasiasten stellt — gibt doch der Verfasser der Sammlung selber zu, daß „die Stücke für die 14jährigen Burschen mit grammatischen Fallen und Fußangeln überreich ausgestattet sind und auch die Abiturienten ihr gerüttelt Maß zugewiesen erhielten und die Reifeprüfungen oft schwieriger erscheinen als manche Dienstprüfung" — und nehmen zweitens wahr, daß in Deutschland für die Vorlagen zum Übersetzen außer antiken gar häufig auch moderne[1]) Stoffe gewählt werden, die, wie auch der Herausgeber

[1]) z. B. Milan von Serbien, Der Gotthardtunnel, Das deutsche Kolonialgebiet, Der Haager Friedenskongreß, Der Burenkrieg, Aussprüche Kaiser Wilhelm II., Friedrich der Große, Bismarcks Erinnerungen usw.

der Stücke eingesteht, wegen der „Ummünzung vollkommen deutscher in lateinische Währung" den Schülern ziemlich schwer fallen. Dr. Ludwig ist ihnen zwar durch Anmerkungen zur leichteren Überwindung der Hauptschwierigkeiten einigermaßen entgegengekommen, gleichwohl sind diese Stilübungen, wenigstens für unsere Verhältnisse, noch immer zu schwierig und erfordern viel zu viel Zeit.

Den angezeigten Vorlagen hat Ludwig in einem zweiten Bändchen von hervorragenden Philologen und von ihm selbst angefertigte Übersetzungen folgen lassen, denen man Eleganz und Gediegenheit nicht absprechen kann. Damit sucht er hauptsächlich zu zeigen, daß die Übertragung aus dem Deutschen ins Lateinische nicht breit und schwerfällig, sondern vielmehr kurz und einfach sein soll, da der Taciteische Stil oft mehr Eindruck macht als das Ciceronianische Latein. Auch hat er ganz Recht, wenn er von den Schülern keine Klassizität verlangt.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

Übungsstücke nach Cäsar zum Übersetzen ins Lateinische für die Mittelstufe der Gymnasien von A. Detto und Dr. J. Lehmann. In zwei Teilen. I. Teil, bearbeitet von Dr. J. Lehmann. 3. Auflage. Berlin 1902, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder. 60 SS. 8°.

Dieser erste Teil umfaßt die Bücher I—IV. Unter ähnlichen in Deutschland in der Schule gebrauchten Büchern nimmt das vorliegende jedenfalls einen ehrenvollen Rang ein, was auch die Neuauflage beweist. Es hält ein gewisses Maß in der Häufung grammatischer Schwierigkeiten, so daß ein guter Mittelschlag von Schülern recht gut folgen dürfte. Die Anlehnung an den Cäsartext ist zwar recht enge, aber doch nicht so, daß nur eine Rückübersetzung zu geben wäre. Der deutsche Ausdruck ist dem latinisierten Papierdeutsch, das man in dergleichen Büchern so oft vorfindet, möglichst entrückt, ein Bestreben, das geradezu wohltuend wirkt.

Ab und zu wäre freilich noch recht zu feilen gewesen. In Anlehnung an I 2, 3 *quod undique loci natura Helvetii continentur* ist S. 6 zu lesen: '...so werdet ihr finden, daß wir von allen Seiten durch die natürliche Beschaffenheit des Landes eingeschlossen werden'. 'Von einer Beschaffenheit eingeschlossen werden' kann man doch unmöglich sagen. Es setzt aber auch der Urtext eine andere Übersetzung voraus als die gegebene: *loci natura* kann durch 'Natur' — dann empfiehlt sich die aktive Wendung des Satzes — oder durch 'natürliche Grenzen' wiedergegeben werden. Auch die präteritalen Finalsätze von dieser Art: 'Damit das Volk seinen Entschluß nicht bereute (statt bereue), setzte man den Auszug durch einen Volksbeschluß fest', sollten endlich einmal im Texte von Schulbüchern vermieden werden. Ists nötig, dann gebe man 'bereute' in die Klammer und der Übersetzungswink ist wenigstens nicht durch eine Vergewaltigung der Sprache erfolgt.

Den Text begleiten unter dem Striche notwendig gewordene Angaben.

Das korrekt gedruckte Büchlein sei den Herren Kollegen wärmstens empfohlen.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

Langenscheidts Taschenwörterbücher: Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache. Teil I: Lateinisch-Deutsch. Zusammengestellt von Prof. Dr. H. Menge. Berlin 1903. 390 SS. kl. 8°. Preis geb. 2 Mk.

Das günstige Urteil, welches die bisher erschienenen Taschenwörterbücher der Langenscheidtschen Sammlung erfahren haben, darf auch dem ersten Teile des Wörterbuches für die lateinische Sprache nicht versagt werden, bürgt doch schon der Name des Verf. für treffliche Durchführung. Das Wörterbuch geht über die Grenzen eines bloßen Notbehelfes hinaus, da es nicht nur die wichtigeren Vokabeln, sondern beispielsweise auch eine große Reihe von Lehnwörtern enthält, die bei Plinius oder in Ciceros philosophischen Schriften vorkommen, wie *apocleti, apodyterium, apoproegmena, dicrotum, zelotypia* u. a. Jeder Artikel weist eine sorgfältige Disposition auf, die Bedeutungsentwicklung jedes Wortes wird höchst übersichtlich, genau und in durchaus zutreffenden deutschen Ausdrücken vorgeführt. Bei den Verben sind die gebräuchlichsten Konstruktionen angegeben, die nur Dichtern oder späteren Prosaikern angehörigen durch hinzugefügte Sternchen als Singularitäten gekennzeichnet. Auch über die Quantität der einzelnen Silben jedes Wortes wird genau Aufschluß gegeben. Endlich ist zu bemerken, daß der Druck dem in anderen Wörterbüchern üblichen, wie etwa bei Klotz und Georges, keineswegs an Deutlichkeit nachsteht. — Die genannten Vorzüge lassen das Buch empfehlenswert erscheinen, es wird auch dem Philologen in Fällen, wo kein umfassendes philologisches Rüstzeug nötig ist, sich hie und da als erwünscht und brauchbar erweisen.

Wien. Franz Kunz.

Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Lesebuch für Sexta. Herausg. von Dr. Alfred Puls. 2. verb. Aufl. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann 1902. XVIII u. 304 SS. Preis geb. 2 Mk.

Das Buch macht einen sehr guten Eindruck, so daß man der Versicherung des Verf.s, die 1. Auflage habe eine überaus freundliche Aufnahme gefunden, gerne Glauben schenkt. Es wurde nach den neuen preußischen Lehrplänen und der neuen Rechtschreibung umgearbeitet, erfuhr aber auch im Detail manche Verbesserung. Die größere Hälfte des Lesebuches bringt mannigfaltige Prosastücke (Märchen, Fabeln, Erzählungen und Schwänke, Aus deutscher Sage und Geschichte, Aus dem Natur- und Menschenleben), der zweite Teil „Poesie“ (zum Teil dieselben Kategorien, dazu gemütvolle Lieder, Sprichwörter, Sprüche und Rätsel). Den Schluß bildet ein grammatischer Anhang. Für den Lehrer berechnet ist noch eine eigene Beigabe (Verzeichnis der besten Anschauungsmittel zu den Lesestücken). Auch äußerlich entspricht das Buch den wohlbegründeten Vorschriften. Vergleicht man es mit den Lesebüchern unserer parallelen Mittelschulklassen, so fällt auf — abgesehen von den Verschiedenheiten, die sich aus der verschiedenen Heimat ergeben — ein größerer Umfang, die starke Berücksichtigung der Prosa und die Aufnahme gewisser belehrender Stücke, die wir eher dem zweiten Jahrgang zuzuweisen pflegen. Was die Verwendung von Anschauungsmitteln beim Elementarunterricht aus Deutsch betrifft, so unterschreibe ich besonders die Mahnung, weise Maß zu halten, um nicht durch übertriebene Verwendung die Aufmerksamkeit der Schüler von der Hauptsache abzulenken.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dr. Max Banner, Tabelle der unregelmäßigen Verba des Französischen. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Karl Jügels Verlag 1902. 15 SS. Preis 50 Pf.

Dies ist eine tabellarische Zusammenstellung von 58 unregelmäßigen französischen Verben, nach den vier Konjugationen geordnet, mit Angabe der Formen in den Hauptzeiten. In der Rubrik „Bemerkungen" findet sich die Phraseologie dieser Verba.

Da jede bessere, vollständige Grammatik im wesentlichen dasselbe enthält, kann Ref. die Notwendigkeit dieser Schrift nicht einsehen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Mayer Fr. M., Geographie der Österr.-Ungar. Monarchie (Vaterlandskunde) für die IV. Klasse der Mittelschulen. 6. verb. Auflage. Wien, F. Tempsky 1903.

Die Änderungen gegenüber der vorhergehenden Auflage bestehen, abgesehen von einigen stilistischen Verbesserungen, in der Neuzeichnung der Kärtchen des physikalischen Teiles, der Weglassung der überflüssigen Kronlandskarten, der Umstellung einiger Abschnitte im Kapitel über das Deutsche Mittelgebirge und in der Gliederung der Beschäftigung der Bewohner nach Landwirtschaft und Bergbau, Industrie und Handel. Mehrere Abbildungen wurden neu aufgenommen, einige ausgeschieden. S. 37 ist die falsche Ableitung des Wortes Gesenke und damit zusammenhängend die Einteilung des Gebirges in ein Hohes und Niederes Gesenke stehen geblieben. S. 53 muß es statt England Großbritannien und Irland heißen. Seine Bevölkerung beträgt 41·6, Frankreichs rund 39 Millionen. In der Schweiz wohnen 80, in Rußland 20 Menschen auf einem Quadratkilometer. S. 59 fehlt die Bahn nach Castelnuovo. Unrichtige Einwohnerzahlen finden sich S. 70 (Steyr), 74 (Villach), 84 (Eger), 87 (Teschen), 89 (Czernowitz). Auf der letzten Seite steht in der statistischen Tabelle „in dem Ländern".

Wien. J. Müllner.

Repetitorium der Elementarmathematik zum Gebrauche für die Schüler der humanistischen Gymnasien und Realschulen, sowie für Privatstudierende von Adolf Schwanzer, kgl. Gymnasialprofessor. Mit 28 Figurentafeln. München, Max Kellerers H. B. Hof-, Buch- und Kunsthandlung 1903.

Das vorliegende, sehr schön ausgestattete, mehr als 140 SS. umfassende Buch verfolgt den Zweck, dem Schüler ein Hilfsmittel an die Hand zu geben, das demselben sowohl von Anbeginn des mathematischen Unterrichtes als auch ganz besonders bei der Vorbereitung für die Schlußprüfung die Wiederholung des absolvierten Lehrstoffes erleichtern solle. Dasselbe zeichnet sich von anderen Formeln- und Lehrsätzensammlungen dadurch vorteilhaft aus, daß es überall wo es nötig erscheint, gut gewählte Aufgaben bringt, deren Lösung entweder nur angedeutet oder zumeist ganz ausgeführt wird.

Die im Anhange als gesondertes Heftchen beigelegte Sammlung geometrischer Figuren kann als durchaus gelungen bezeichnet werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

1. Prof. Josef Klein, Fremdsprachliche Rezitationen als Mittel zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts. Progr. der Staatsrealschule in Leitmeritz 1902. 13 SS.

Daß die Einrichtung der fremdsprachlichen Rezitation, die dem Prof. Dr. Martin Hartmann in Leipzig zu verdanken ist, nun auch in Österreich Fuß gefaßt hat, ist nur mit Freude zu begrüßen. Wie wir aus der vorliegenden Abhandlung erfahren, hielt der Schriftsteller M. Delborst aus Paris vom Jänner bis März 1902 in Troppau, Leitmeritz, Prag, Linz und Salzburg Rezitationen ab. Der Verf. bespricht weiters den Zweck und den Nutzen der fremdsprachlichen Rezitation und unter welchen Bedingungen sie für den Sprachunterricht nutzbringend gestaltet werden könnte. Wenn diese Einrichtung auch zunächst nur für kleinere Orte, in denen Schüler und Lehrer selten oder keine Gelegenheit haben, einen gebildeten Ausländer zu hören, wertvoll ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie unter den von dem Verf. angeführten Modalitäten auch für die Schüler der Großstädte von Nutzen wäre.

2. Dr. Leopold Juroszek, Die Sprache der Ortsnamen. Progr. der öffentl. Unterrealschule in Wien, III. Bez. 1902. 10 SS.

Der Verf. führt in allgemeiner Weise aus, wie die Ortsnamen, die entweder Naturnamen oder Kulturnamen sind, als Ausfluß des betreffenden Volks- und Zeitgeistes ein helles Licht auf die Geschichte, Kultur und Sprache der Völker zu werfen vermögen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

3. Antonín Sláma, K rozboru Goethovy zpěvohry „Erwin und Elmire". Část úvodní (Zur Analyse von Goethes Singspiel „Erwin und Elmire". Einleitender Teil). Progr. der Kaiser Franz Joseph-Landes-Oberrealschule in Gewitsch 1902. 10 SS.

Von ihren bisherigen fünf Jahresberichten widmet die junge Anstalt bereits den zweiten der neueren deutschen Literaturgeschichte; im J. 1900 erschien der „Versuch einer Analyse von Goethes Faust" von Vlad. Bauer, welcher ebenso wie die gegenwärtige Arbeit nur den einleitenden Teil enthielt, dem aber nie eine Fortsetzung folgte. Hoffentlich bleibt Prof. Sláma nicht bei demselben Schritte stehen und bereichert die Bibliographie nicht um ein neues Curiosum, denn das wäre seine Arbeit, wenn er uns nicht im zweiten Teile Resultate eigener Beobachtungen mitzuteilen hätte. Der erste Teil gibt auf 10 Seiten die allgemeinsten Dinge über Entstehung und Schicksale der kleinen Dichtung wieder, ohne jemals tiefer auf die Quellen selbst einzugehen. Für allbekannte Tatsachen wird als Quelle in den Anmerkungen Brennings Geschichte der deutschen Literatur zitiert; an Widersprüchen in Einzelheiten fehlt es nicht. Auf S. 4 lesen wir: Die Zeit, in welche die Entstehung... fällt, ist aus dem Briefe an Kestner vom Oktober 1773 klar, in welchem Goethe mitteilt, daß er nächstens ein Lustspiel vollenden werde...". Auf S. 9 heißt es aber: „Was die Zeit betrifft, in welcher das Singspiel entstand, kann man fast mit Gewißheit annehmen, daß es der Jänner und Feber 1775 war, in welcher Goethe sein Werk verfaßte, denn......". Zweimal ist Kettner für Hettner gedruckt.

4. **Tomás Glos, A. V. Šmilovský.** Příspěvek ku poznání a ocenění jeho literární činnosti (Beitrag zur Erkenntnis und Würdigung seiner literarischen Tätigkeit). Progr. der Kaiser Franz Joseph-Landes-Oberrealschule in Ungarisch-Brod 1902. 35 SS.

Eine ausschließlich beschreibende Arbeit über den in den sechziger und siebziger Jahren wirksamen, beliebten Novellisten Š. (1837—1883). Der Verf. sucht nach Spuren von Vererbung in der Anlage des Dichters, den literarischen Umgebungen und den Einflüssen aus dem In- und Auslande, namentlich aus der deutschen Novellistik geht er viel weniger nach. Er betrachtet die Gesellschaftskreise, denen Š. seine handelnden Personen entnimmt, legt seine Ansichten über Nationalität, Religion, Philosophie und Leben dar, insofern sie der Dichter selber deutlich ausgesprochen hat, nicht aber insofern sie sich aus seinen Motiven und Charakteren ergeben. Glos sagt z. B. (S. 18), die religiöse Frage spiele bei Š. keine Rolle, auf S. 32 bezeichnet er aber eine Erzählung als tendenziös, ihre Hauptperson „soll der moralischen Tendenz des Autors entsprechen". Diese Hauptperson ist aber ein Sonderling und ein Frommer, der vor lauter Gedanken an den Himmel ernsthaft und einsam, wenn auch gütig und tätig, durch das Leben schreitet. Und das wäre das Ideal Šmilovskýs? Ich glaube, die Erzählung ist gar nicht tendenziös, sondern sie gehört wirklich in ihrer objektiven Darstellung des seltsamen Kauzes zu den Perlen von Šmilovskýs Erzählungskunst. Jedenfalls aber hätte Glos die streng konfessionelle Frömmigkeit des Schmiedegesellen ebenso wie die des Großvaters an dieser Stelle und nicht dort besprechen sollen, wo er von den — Handwerkern bei Šmilovský spricht. Den Rest der Arbeit bildet nämlich eine Charakteristik der bei Š. auftretenden Personen, die nach ihren Gesellschaftskreisen und Beschäftigungen geordnet werden. Als Beitrag zur Erkenntnis des Dichters ist also die Arbeit willkommen, aber sie läßt noch Raum zu vielen anderen Beiträgen, ehe eine vollständige, gerechte Würdigung Šmilovskýs möglich sein wird. Zum Schlusse klagt der Verf. über die vielen Druckfehler in der Gesamtausgabe der Werke Š. und berührt damit einen wunden Punkt im böhmischen Literaturleben, wo die Verbindung zwischen Philologie und Schönliteratur erst gesucht werden muß. Es erscheinen von älteren und neueren Autoren Ausgaben und Einzelschriften, aber es wird kein Herausgeber genannt, oder, wenn er genannt wird, ist es jemand, der alles eher versteht als philologische Editorenarbeit. Und wenn eine öffentliche Stimme darauf hinweist, kann man es erleben, daß die vornehmste Verlagsfirma öffentlich mit naivster Entrüstung erklärt, es gebe keinen Herausgeber, das sei die überflüssigste Sache von der Welt!

Prag. Ernst Kraus.

---

5. **Grünwald, Prof. Anton, Geodätische Linien auf dem Ellipsoide.** Progr. der k. k. II. deutschen Staatsrealschule in Prag-Kleinseite 1903. 25 SS.

Der Autor bespricht in diesem Aufsatze zuerst die Krümmungslinien des Ellipsoides, die er, ausgehend von einer Schar konfokaler Mittelpunktsflächen 2. Ordnung mit Benützung des Satzes von Dupin als Schnittlinien des Ellipsoides mit einem einschaligen und einem zweischaligen konfokalen Hyperboloide gewinnt und unter Hinweis auf eine anschauliche, beigegebene Figur in ihrem Verlaufe verfolgt. Er gelangt zu diesen Krümmungslinien auch, indem er einen Punkt so auf dem Ellipsoide fortschreiten läßt, daß seine Flächennormale von der des Nachbarpunktes geschnitten wird. Nun verbindet er die Differentialgleichung

der geodätischen Linien (bei welchen die Schwingungsebene durch die Flächennormale geht) mit jener der Krümmungslinien und erhält eine Differentialgleichung, die nicht nur durch sämtliche geodätische Linien, sondern auch durch die Krümmungslinien erster und zweiter Art befriedigt wird. Aus dieser Differentialgleichung folgt leicht eine Differentialgleichung der geodätischen Linien allein, die dann auch deren Integralgleichung liefert.

Durch Betrachtung der Tangenten der Geodätischen werden einige schöne Sätze abgeleitet und Schlüsse betreff des Verlaufes der Linien gezogen. Von den übrigen Ergebnissen sind die Sätze über Bogenlängen besonders interessant. Unter anderen heißt es z. B.: „Befestigt man in zwei Nabelpunkten eines Ellipsoides einen Faden (der größer ist als der Bogen der Hauptschnittsellipse zwischen diesen Nabelpunkten) mit seinen Enden, so beschreibt ein Stift, der auf dem Ellipsoide unter Spannung des Fadens bewegt wird, eine diese Nabelpunkte umschlingende Krümmungslinie". Oder: „Schneidet eine Krümmungslinie den Ellipsenbogen zwischen zwei Nabelpunkten a und b in n, so ist für jeden ihrer Punkte p die Differenz der Geodätischen $pa - pb = na - nb$, also konstant".

Einige Resultate lassen sich auf Ausartungen des Ellipsoides ausdehnen und führen dann zu hübschen planimetrischen Sätzen, wie:

„Der Rhombus, welcher die Scheitel einer Ellipse A verbindet, bestimmt die ihm eingeschriebene Konfokalellipse B. Es gibt unendlich viele Parallelogramme von gleichem Umfange, welche der A ein-, der B umgeschrieben sind und in jeder Ecke mit der Ellipsentangente gleiche Winkel einschließen."

Die Ausführungen gewinnen durch 18 mustergiltige, auf einer Tafel vereinigte Figuren in ausgibiger Weise an Deutlichkeit.

Wer hinreichende Kenntnisse in der analytischen Geometrie des Raumes besitzt, wird die geschickt aufgebaute und lehrreiche Abhandlung mit Vergnügen studieren.

Wien. F. Schiffner.

Entgegnung.

Zu J. Müllners Anzeige meiner Programmarbeit „Westarabien, I. Teil" auf S. 862 f. dieser Zeitschrift erlaube ich mir folgendes zu bemerken: Daß „jegliche Verarbeitung und Zusammenfassung meines Aufsatzes" fehlt, ist entschieden unrichtig. Ich habe aber das meiste nur andeuten können, da das vorhandene Material noch viel zu lückenhaft ist und vielfach über denselben Gegenstand widersprechende Berichte von den Reisenden gegeben worden sind. Einem aufmerksamen Leser des Aufsatzes kann diese Tatsache nicht entgehen. Daß ferner der Aufsatz aus „lose aneinander gereihten Auszügen aus der benützten Literatur" besteht, kann nur der behaupten, welcher die vorhandene Literatur nicht kennt. Daß in dem Aufsatz viel Arbeit steckt, wird der Kenner nicht leugnen. Infolge des Sammelwerkcharakters der Abhandlung habe ich sie ferner „Skizze" genannt, wie der Maler die versuchsweise Andeutung später auszuführender Ideen als Skizzen bezeichnet. Wenn sich der Rezensent daran stößt, so versteht er eben unter Skizze etwas anderes, welchen Umstand ich mit Gemütsruhe zur Kenntnis nehme. Ich teile zugleich mit, daß auch bei dem im heurigen Jahre erschienenen II. Teil des Aufsatzes dieser Titel sich findet.

Brünn. Alfred Jahn.

Erwiderung.

Der Verf. gesteht in seiner Entgegnung selbst zu, daß wegen der Lückenhaftigkeit des Materials und der einander widersprechenden Reiseberichte seine Arbeit „das meiste nur andeuten“ konnte. Es fragt sich, ob unter solchen Umständen eine Veröffentlichung bereits am Platze war. Da der Verf. diese Frage bejahen zu können glaubte, durfte man von ihm, der doch einen Teil Arabiens aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mit einer gewissen Berechtigung erwarten, daß er zu den verschiedenen Ansichten Stellung nehmen und mit kritischem Blicke das für die Geographie Belangvolle zu einem übersichtlichen, das Wissen des Lesers wirklich fördernden Ganzen verarbeiten würde. Das ist nun keineswegs geschehen. Er bringt zwar sehr viele Meinungen und Namen, aber kein geographisches Bild der arabischen Landschaft. Er hat es nicht einmal innerhalb des Rahmens des gegebenen Stoffes versucht, den genetischen Zusammenhang der geographischen Elemente nachzuweisen, was wohl am klarsten aus der Reihenfolge der Kapitel hervorgehen dürfte: 1. Klima: *A.* Luftbewegung und Gewitter, *B.* Bedeckung des Himmels und Niederschläge, *C.* Temperatur. — 2. Oberflächenbeschaffenheit: *A.* Küstengliederung, *B.* Orographie, *C.* Hydrographie. — 3. Geologischer Bau und Mineralschätze. — 4. Fauna. — Ref. ist gerne bereit zuzugestehen, daß „in dem Aufsatze viel Arbeit steckt“, sonst hätte er ihn gewiß nicht als Material für eine geographische Skizze Arabiens bezeichnet, aber diese Tatsache beweist noch lange nicht, daß das vom Verf. Gebotene zur Veröffentlichung reif war. Wenn er sich mit dem Gedanken tröstet, daß seine Skizze der eines Malers zu vergleichen ist, so sei dem nur entgegengehalten, daß man in öffentlichen Ausstellungen nur selten Skizzen im Sinne des Verf., sondern in der Regel fertigen Gemälden zu begegnen pflegt und der Maler schon einen sehr berühmten Namen tragen muß, dessen Skizzen auch der Öffentlichkeit zur Ansicht geboten werden. Doch mag dem sein wie es wolle, in der Wissenschaft trat man bis jetzt ausschließlich mit fertigen, keineswegs aber mit der „versuchsweisen Andeutung später auszuführender Ideen“ in den Vordergrund. Was die Wissenschaft unter Skizze versteht, ist eben etwas ganz anderes als was der Verf. geliefert hat. Es kann uns daher auch die Bemerkung, daß der zweite Teil seines Aufsatzes den gleichen Titel trägt, mit dem im ersten Enthaltenen durchaus nicht versöhnen.

Wien. J. Müllner.

Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg (April 1904).

Schon jetzt läßt sich erkennen, daß dieser Kongreß zu den interessantesten und eigenartigsten zählen wird. Er erstreckt sich über folgende Spezialgebiete: I. Hygiene der Schulgebäude. II. Hygiene der Internate. III. Schulhygienische Untersuchungsmethoden. IV. Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel. V. Hygienische Unterweisung der Lehrer und Schüler. VI. Körperliche Erziehung der Schuljugend. VII. Krankheiten und ärztlicher Dienst in den Schulen. VIII. Sonderschule. IX. Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schule, Hygiene des Lehrkörpers. Zu den Referaten und Vorträgen werden Fragen, welche für die Mittelschule aktuell sind, erörtert, wie: Über die Aufgaben und Ausbildung von Schulärzten, Endgiltige Lösung der Schulbankfrage, Wert der Experimente und Statistik bei Schuluntersuchungen, Vorzüge des ungeteilten Unter-

richts, Die spezielle Aufklärung und die höheren Schulen, Die Aufklärung der heranwachsenden Jugend über die Geschlechtskrankheiten, Turnen und Jugendspiele, Die Schulärztefrage in Österreich, Schädigung des Lichtsinnes durch die Schule, Zahnuntersuchungen in den Schulen, Die Hausaufgaben der Schüler, Alkohol und Schule, Die Organisation von Elternabenden u. a. Das definitive Programm der Vorträge wird erst später bekannt gegeben.

Mit dem Kongresse ist auch eine Ausstellung verbunden. Die Ausstellungsgegenstände sollen betreffen: I. Hygiene des Schulhauses und seiner Einrichtung. II. Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel. III. Hygiene des Schulkindes. IV. Körperliche Erziehung. V. Häusliche Hygiene des Schulkindes. VI. Unterricht in der Hygiene. VII. Hygiene der Lehrer. VIII. Literatur. Die Anmeldungen haben ehestens zu erfolgen. Jeder Aussteller muß Mitglied des Kongresses werden und hat hiefür einen Beitrag von 20 *K* zu leisten. Eine Bodenfläche von 39 m^2 wird kostenfrei zur Verfügung gestellt. Für Fracht und Transport, Ein- und Auspacken hat der Aussteller zu sorgen und aufzukommen. Ebenso für die Feuer- und Diebstahlsversicherung. Die Einlieferung der Gegenstände kann mit 28. März 1904 beginnen. Die Anmeldung (ein gedrucktes Formular ist erhältlich) ist zu schicken an den Generalsekretär des Kongresses Hofrat Dr. Schubert, Nürnberg.

Die rechtzeitige Vorausbestellung von Wohnungen wird dringend empfohlen. Der Vorsitzende des Wohnungsausschusses ist Hofrat Dr. med. E. Stich. Auskünfte jeder Art in Wien erteilt Prof. Dr. Leo Burgerstein, Staatsrealschule VI. Bezirk.

Wir werden auf die Verhandlungen dieser Ausstellung später zurückkommen.

Wien. J. H.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die englischen Lehn- und Fremdwörter im gegenwärtigen Neuhochdeutsch.

Die Anregung zu unserem kleinen philologischen Streifzuge in der durch den Titel angedeuteten Richtung [1]) verdanken wir dem Büchlein Max Meyerfelds „Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer. Kritische Worte und Wortkritik" (Berlin, Mayer & Müller 1903). Es ist zum größten Teil aus Zeitungsfeuilletons zusammengestellt und gibt sich gar keine Mühe, solche Herkunft zu verleugnen. Weder was den Inhalt, noch was die Form betrifft. Unsere Bedenken gegen den ersteren werden im Verlaufe dieser Studie laut werden und dartun, daß es sich zumeist um Folgen atemloser Produktion von heut auf morgen, eilfertiger Aus-

[1]) Wir bedienen uns außer der allgemein üblichen noch nachstehender Abkürzungen: Ash = *The new and complete dictionary of the English language* (1775) II; Fontane = Ein Sommer in London (1854), neugedruckt in: Aus England und Schottland (1900); Johnson = *A dictionary of the English language* (1755) II; Kleinpaul = Das Fremdwort im Deutschen [2](1900); Kluge = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache [6](1899); Kohl LL = Land und Leute der britischen Inseln (1844) III; Kohl RE = Reisen in England und Wales (1844) III; Latham = *A dictionary of the English language* (1876) IV; Meyer = Vierhundert Schlagworte (1900); Moritz (K. Ph.) = Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782 (1783); Murray = *A new English dictionary on historical principles* (im Erscheinen, 1886 ff.); Pückler = Briefe eines Verstorbenen [2]3, 4 (1836 f.); Raumer = England im Jahre 1835 (1836) II; Schopenhauer (Johanna) = Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803 ff. Bd. 2 (1814); Webster = *A dictionary of the English language* (1831 f.) II; Worcester = *A dictionary of the English language* (1859); Zfdw. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausgegeben von Fr. Kluge. — (Webster), (Murray) u. ä. hinter einer Vokabel verweist auf nähere Angaben in den betreffenden Wörterbüchern; „Worcester ff." verweist auf das genannte Lexikon und die ihm chronologisch folgenden.

wertung irgend eines guten Einfalls oder einer hübschen Beobachtung, um völligen Mangel bescheidener Nachprüfung — kurz um lauter Dinge handelt, die man „unter dem Striche“ nicht findet und auch nicht sucht, die aber eine gewissenhafte Kritik von einem Buche wissenschaftlicher Natur kategorisch zu verlangen hoffentlich nie ermatten wird. Formell dagegen verdient M.s Schrift alles Lob. Unleugbares Darstellungstalent vereinigt sich mit Munterkeit und Frische des Stils, die Lektüre zu einer recht unterhaltenden zu machen; bisweilen begegnen sogar recht gute Spässe (so heißt es S. 77 von der Beecher-Stowe: „sie hat einen Schwarzen verherrlicht und einen Herrlichen angeschwärzt“). Wir sind die Letzten, die sich solchen freilich sekundären, aber sehr seltenen Vorzügen einer wissenschaftlichen Darstellung verschlössen, und gerade weil wir an M.s Darstellung Gefallen finden, machen wir ihn auf den häßlichen Gutzkowismus S. 13 „dieses üppige ins Kraut-Schießen“, auf die mißglückte Umschreibung S. 34 „[Leute], die aus der sprachlichen Abstammung der Wörter, aus der Etymologie einen Beruf machen“, aufmerksam.

Am meisten unter den sieben in Buchform vereinigten Aufsätzen befriedigt der an erster Stelle stehende, sehr flott und anmutig geschriebene „*English spoken*“ (S. 9) über das Verhältnis des Deutschen Volkes zu fremden Sprachen im allgemeinen und zum Englischen im besonderen, alsdann über die Charakteristika des letzteren, wie sie dem Kulturdeutschen sich aufdrängen. Hieran schließt sich die wichtigste der Meyerfeldschen Skizzen „Deutsche Anleihen“ (S. 34), die wir gesondert und ausführlich zu besprechen haben werden. Das nächste Kapitel (S. 70) „Historische Lehn- und geflügelte Worte“, fast gänzlich aus zweiter Hand, wäre besser ungeschrieben geblieben; S. 80 folgt eine Plauderei über das groß geschriebene „ich“ der Engländer, aus dem u. a. Rodenberg, Scherr, Zola naheliegende völkerpsychologische Schlüsse gezogen haben, wiewohl es sich doch nur um eine von Meyerfeld sehr schief und unklar dargestellte graphische Eigentümlichkeit der altenglischen Drucker handelt, hinter der nicht mehr und nicht weniger steckt als z. B. hinter den umgekehrten Frage- und Rufzeichen der Spanier. Sehr dankenswert weist der nächste Aufsatz (S. 88) auf Mißbräuche im deutschen Übersetzungsgewerbe hin: so auf das ganz ungehörige Verdeutschen englischer und überhaupt fremder Vornamen, Ortsbezeichnungen u. dgl. Kein minderer als A. W. Schlegel zeigt sich in solchen nur scheinbar gleichgiltigen Fragen merkwürdig inkonsequent: bald behält er die Originalform bei, bald übersetzt er, bald ändert er ganz selbstherrlich [oder wegen der Silbenzahl?], so den Sir Andrew Ague-cheek in einen Junker Christoph von Bleichenwang. Der Verf. tritt hier für möglichst konservative Prinzipien ein, und ich freue mich, in ihm einen Anwalt gegen den Tadel eines sonst wohlwollenden Kritikers meiner „Gedichte der deutschen Polenliteratur“ (siehe V. Pollak,

Studien für vergleichende Literaturgeschichte 2 [1902]: 498 f.) zu finden, welcher mein striktes Festhalten an den polnischen Namensformen der Polen beanstandet hat. Warum — fragt man unwillkürlich — beschränkt sich der Verf. bloß auf die Kritik dieses einzigen, verhältnismäßig harmlosen Gebrechens unserer landläufigen Übersetzungen? Gewiß wird in keinem Volke so viel und so gut übersetzt wie bei den Deutschen; um so betrüblicher ist es, daß der großen Menge des Volkes, welchen fremdsprachliche Originale verschlossen sind und bleiben müssen, das Verständnis derselben, etwa eines Balzac, Daudet, Zola, Dickens, Thackeray, Ibsen, Tolstoij in Zeitungen und „Volks"-Ausgaben durch Übersetzer beiderlei Geschlechts vermittelt wird, die zwischen der fremden und ihrer eigenen Muttersprache wie zwischen zwei gleichmäßig unbekannten Welten auf dem schwanken Schifflein eines Taschenwörterbuches hin- und herkreuzen. Es ist nur scheinbar paradox, faktisch sehr erklärlich, daß gerade die uns in jedem Sinne zunächstliegenden Literaturen, die englische und die französische, von jenen *traduttori traditori* am ärgsten mißhandelt werden. Einem Schriftsteller von M.s Witz und Belesenheit böte sich hier das dankbarste Thema, zu dessen Bearbeitung ich ihm einen in vieljähriger Sammeltätigkeit angehäuften Schatz drolliger und betrüblicher Schnitzer unserer Übersetzungshandwerker, nein, -Bönhasen beisteuern könnte. Wie oft sieht sich der philologisch gebildete Leser eines solchen Machwerkes genötigt, durch nicht eben einfache Gedankenoperationen aus dem Undeutsch der Übersetzungen den mutmaßlichen Grundtext zu erschließen, um nur halbwegs zu erfassen, was der Autor an jener Stelle gemeint haben mag. — Sehr dürftig fällt — ohne Verschulden M.s — der Schlußaufsatz „Englische Anleihen" (d. h. deutsches Sprachgut im heutigen Englisch) aus. Wir wüßten von Kleinigkeiten nichts hinzuzufügen als die Worte „*Herr*", „*Frau*" und „*Fräulein*" (häufig „*Fraülein*"), die in der englischen Konversation und Zeitung deutschen Eigennamen vorgesetzt werden, was schon Kohl LL 2: 45 auffiel, und „*Sitzbath*", für welch letzteres Kleinpaul (S. 67) die Verantwortung trägt. Wunder nimmt uns aber, daß Meyerfeld übersehen hat, wie reich an deutschen Fremdwörtern die mineralogisch-montanistische Nomenklatur der Engländer ist [1]. Vgl., von vielen spezifisch fachlichen Ausdrücken abgesehen, *klingstone* (Murrays ältester Beleg 1800, daneben *clinkstone*, wissensch. = Phonolith), *quartz* (fehlt bei Johnson; von Webster ff. belegt und gelegentlich durch *rock-crystal* glossiert,

---

[1]) Kohl läßt sich LL 1: 422 von einem englischen Schriftsteller berichten, „die Mineralogen wären die ersten Verfechter und die *Ushers* (Einführer) des deutschen Sprachstudiums in England gewesen. Für diejenigen, welche sich vor 40 bis 50 Jahren [= um 1800] dem Studium der Mineralogie gewidmet hätten, wäre die Kenntnis der deutschen Sprache für ganz unerläßlich gehalten worden; sonst aber habe sich niemand darum bekümmert."

das dem Begriffe des Quarz nicht kongruiert), *feldspath* (auch *felspar,* von Murray *ex* 1757 bezeugt), *zinc* (Webster ff.). Auch *fieldmarshal* (Johnson ff.) ist deutsches Lehen, nicht minder *lifeguard* (Johnson ff.). *Iceberg* entstammt wohl eher dem Holländischen.

Ehe wir nun auf die interessanteste Partie des Büchleins und zugleich vom kritischen auf den positiven Teil unserer Untersuchung übergehen, verstatte man uns noch einige Bemerkungen meist wortgeschichtlicher Art zu Einzelheiten der M.schen Schrift.

S. 10 heißt es: „...wie wir (Deutschen) uns ja auch erst als Volk der „Dichter und Denker" *(Poets and Thinkers)* fühlten, nachdem uns Bulwer in der Vorrede zu „Ernest Maltravers" diesen Ehrentitel beigelegt hatte"; aber gleich in Büchmanns Geflügelten Worten [20]336 hätte M. den richtigen Wortlaut jener Widmung (nicht Vorrede) „*a race of thinkers and of critics*" und den Verweis auf „*la patrie de la pensée*" (Staël 1813) finden können. Seither hat Gombert (Festgabe für die XIII. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereines 1903, S. 52) in Saul Aschers Germanomanie (1815) „die Denker und Dichter, welche Deutschlands Kultur im XVIII. Jahrhundert auf eine hohe Stufe emporgehoben", nachgewiesen. — S. 26 wird wörtlich folgendes von der englischen Sprache ausgesagt: „Keine Unterscheidung mehr von starker und schwacher, sondern nur noch karge Reste einer Konjugation (!), denn (!!) nur die dritte Person in der Einzahl erhält ein Suffix *(I love, they love; he loves).*" — Retirade (= Abtritt) keine „lächerliche Neuschöpfung" des Deutschen, wie S. 36 gesagt wird, vielmehr eine Entlehnung aus dem Italienischen (*retirata* sc. *camera;* vgl. Kristoffer Nyrop, Das Leben der Wörter, deutsch von Robert Vogt [1903], S. 44 f.) und daher vornehmlich im Süden des deutschen Sprachgebiets heimisch. — Unmöglich kann M. sich überlegt haben, was er (S. 39) schrieb: „Der Deutsche hört seiner Schlafmützenhaftigkeit wegen auf den Namen Michel." Gerade umgekehrt: dem (seit dem frühen XVI. Jahrhundert belegten) „deutschen Michel", einer Personifikation der im Vergleich mit dem humanistischen Ideal als spezifisch deutsch erkannten Untugenden, haben spät die Satiriker und Karikaturisten des Vor- und Nachmärz die Schlafmütze aufs Haupt gestülpt, ja bisweilen über Aug und Ohr gezogen. — Durch die obskure, nur unter Cambridger Studenten und nur kurze Zeit vegetierende Wochenschrift „*Snob*" (1829) hat Thackeray diesem Flugworte keineswegs „die Unsterblichkeit verliehen" (S. 44), sondern durch die viel spätere Artikelserie „*The Snobs of England, by One of Themselves*" (1846—47 im „*Punch*" veröffentlicht), die als „*Book of Snobs*" verdienten Weltruhm erlangt hat; vgl. übrigens *Stray Papers by W. M. Thackeray Edited by Lewis Melville* (1901) S. 1 ff. — Zum Worte Bombast = Schwulst, das wie S. 71 richtig bemerkt wird, etwa zu Gottscheds Zeit auf literarischem

Wege in unsere Sprache eindrang (vgl. Kluges geistreichen Vortrag „Über die Sprache Shakespeares“, Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 28 [1893]: 13), möchte ich, den seltsam mißratenen Artikel des D. Wb. 2: 286 berichtigend und ergänzend, anführen, daß das Wort sich lautlich von gr. *βόμβυξ*, mlat. *bombax*, engl.-frz. *bombace*, *bombage*, engl. *bombast*, begrifflich von Seide—Baumwolle (erster engl. Beleg vorläufig 1568) —Watta—Wattierung —Wattierung im übertragenen Sinne (1589 bei Nashe) herleitet; vgl. Murray 1: 978, Kluge a. a. O. S. 13. Mit *βόμβος*, *bombus*, Bombe hat es nichts zu tun, wiewohl die Brüder Grimm dieser Herkunft vor jener den Vorzug geben. „Platen“, sagt das D. Wb., „nennt einen sich blähenden Frosch Bombast“; o nein, er nennt den Bombast einen Frosch oder vergleicht jenen diesem (Der romantische Ödipus, Akt 1):

> „Die größte, mehr als ekelhafte Metzelung,
> Die je der fette Frosch Bombast in dunstigen
> Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete.“

„Woher“, fragt das D. Wb. zuletzt, „hatte Paracelsus den Zunamen Bombastus und in welchem Sinn?“ Antwort: der Wunderdoktor führte nicht den Zunamen Bombastus, sondern entstammte dem alten schwäbischen Adelsgeschlechte der Bombast von Hohenheim. — Die S. 72 über Einwanderung der britischen Vornamen Fanny, Selma, Oskar ins deutsche Gebiet gemachten Angaben stammen mittelbar oder direkt aus meinen Deutschen Vornamen [2](1900) S. 45 f., woselbst auch für Malvine, Edgar, Edmund englische Herkunft, für Richard und Flora mindestens „literarische Hilfe“ Englands nachgewiesen wird. — Der alte Irrtum, daß Lessing unserer Sprache 1768 das Wort „empfindsam“ „einverleibt“ habe (S. 72), sollte nach Martins und Gomberts Untersuchungen (vgl. des letzteren Groß-Strehlitzer Gymnasialprogramm 1897 S. 16 f.) nicht mehr wiederholt werden; das Beiwort ist schon in den fünfziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts belegt und in den sechzigern ganz gewöhnlich. — S. 74. Wenn es in dem bekannten Gedichte Freiligraths heißt: „Deutschland ist Hamlet“, so erscheint als *tertium* des geistreichen Vergleichs allerdings „deutsche Wesensart“ (das ist ja selbstverständlich), nicht aber, wie M. meint, „deutsche Gemütstiefe“; zum Beweise hiegegen müßte ich das lange Gedicht abschreiben. — Was soll man dazu sagen, wenn S. 75 ernsthaft behauptet wird, „Ende gut, alles gut“, die Übersetzung des Titels des Shakespeareschen Lustspiels, „habe sprichwörtlichen Charakter angenommen“, sei „ein geflügeltes Wort aus Shakespeare“? Als wäre jener Satz nicht vielmehr ein uraltes, gemeineuropäisches Sprichwort, in englischer und deutscher Form lange vor Shakespeare und seinen Übersetzern belegt! Wer's nicht glaubt, schlage die Hilfsbücher nach.

Gar leicht hätte der kluge Verf. Versehen wie die eben angeführten und andere von noch geringerem Belange vermeiden,

gar leicht seine interessanten Betrachtungen abrunden und sprachgeschichtlich auswerten, kurz ein brauchbares Buch geben können, an dessen Statt wir jetzt nur einige (vom Nullpunkt des Zeitungspegels gemessen) ungewöhnlich gute Feuilletons in Händen halten; vielleicht aber wollte er gar nichts anderes zustande bringen. Unser Urteil kann natürlich nicht durch die sozusagen gesellschaftlichen Qualitäten einer Schrift bestimmt werden; sei diese noch so amüsant und liebenswürdig: in dem Augenblick, da sie wissenschaftliches Material vorlegt und Schlüsse zieht, wird sie uns für die Echtheit des Materials, für die Richtigkeit der Prämissen haftbar, ob nun eine Personalunion zwischen Wissenschaft und Journalistik vorliegt oder nicht. Und wenn es heute, freilich nur bei vereinzelten Forschern, Mode geworden ist, den Leser mit wissenschaftlichem Detail zu überschütten und gleichzeitig die Verantwortlichkeit für dieses Detail, für die Basis aller Untersuchung mit der Souveränität des geistreichen Stilisten abzulehnen: wir werden uns nicht überreden lassen, daß sich wissenschaftliche Originalität und wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit ausschließen. Doch wir sind von der hübschen Schrift M.s allzu weit abgeschweift; zu ihr rückkehrend geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß der Verf. sein unleugbares Talent für Beobachtung lebendiger Sprachen in methodischen und wohl disponierten Untersuchungen betätigen und sich dabei die flotte Darstellungsweise bewahren möge.

Wir wenden uns nun dem bereits erwähnten Essay über „Deutsche Anleihen" zu, in welchem Meyerfeld mustert oder richtiger zu mustern vermeint, was wir den Briten an gangbarem Sprachgut entlehnt haben, „mit der [mehrfach ignorierten] Beschränkung auf solche Wörter, denen ihr Engländertum von der Stirne abzulesen ist, also solche, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden." Gegen solche Einschränkung des Arbeitsfeldes wäre nun gar nichts zu sagen; aber in einem Aufsatz, der sich „Deutsche Anleihen" überschreibt, hätte doch wenigstens darauf hingewiesen werden können, daß von jenen sofort kenntlichen Entlehnungen abgesehen 1. ein durchaus nicht unbeträchtlicher, freilich noch wenig erforschter Teil unseres Wortschatzes der englischen Sprache durch Übersetzung direkt abgewonnen ist, sonach ohne Zweifel bei einer gründlichen Erwägung der englisch-deutschen Sprach- d. h. Kultureinströmungen zu berücksichtigen ist, und 2. auch die deutsche Syntax erwiesenermaßen in letzter Zeit, doch sicherlich auch schon seit dem XVIII. Jahrhundert durch englische Vorbilder Beeinflussung erfährt. In die erste Kategorie würden Worte gehören wie Geist der Zeit oder Zeitgeist *(genius of the times)*[1]), Gemeingeist *(public spirit)*,

[1]) Da diese Abstammung angezweifelt worden ist, verweise ich, meiner Monographie über diesem Wortkomplex vorgreifend, auf die wichtigste Literatur: einerseits Worcester und Murray, anderseits Grimm,

Einpeitscher *(whipper-in)*, Magazin und Rundschau als Zeitschriftentitel, drahten *(to wire)*, Herrenreiter *(gentleman-rider)*, Leitartikel (vgl. Gombert Zfdw. 3: 316 f., dazu Kohl RE 2: 300), empfindsam *(sentimental*, vgl. oben und Gombert Zfdw. 2: 64), Kampf ums Dasein und zahllose andere; was die syntaktischen Anglismen anlangt, so hat namentlich Wustmann [1]) ihrer eine erkleckliche Anzahl ingrimmig konstatiert. Auch die in unseren Tagen vornehmlich in Norddeutschland mehr und mehr einreißende Manier, einen Wortkomplex im Gespräch durch die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter zu bezeichnen, eventuell aus solchen Initialen selbst wieder ein Wort zu bilden, stammt aus dem zeitsparenden England, wo sie dem trefflichen Reisenden Kohl noch 1844 nicht wenig auffiel [2]); heute schreibt man nicht nur, sondern sagt auch: S. M. (Seine Majestät), m. w. (machen wir!), P. K. und sogar H. P. (Perdekraft, *horsepower*), V. d. St. (Verein deutscher Studenten), Cif (= *cost* + *insurance* + *freight*, eine bestimmte Art von Lieferungsverträgen), Hakatisten (Mitglieder des von *H*ansemann, v. *K*ennemann, *T*iedemann gegründeten Vereines zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken), Icaea (davon wieder Icaisten; *I*nternationale *C*orrespondenz-*A*ssociation). All dies also, die entlehnten Übersetzungen, die entlehnten Eigenheiten des Satzbaues, die entlehnte Buchstabensprache läßt M. in seinen „Englischen Anleihen“ — was sein Recht ist — unberücksichtigt und — was vielleicht zu tadeln ist — unerwähnt und schränkt sich, wie erwähnt, auf direkt entlehnte Fremdwörter ein, auf das rein lexikalische Gebiet und zugleich auf das heute gesprochene Deutsch. Er weiß vermutlich, verschweigt es aber wieder, daß unsere Sprache während der letzten zwei Jahrhunderte nicht wenige englische Vokabeln sich angeeignet und sich ihrer dann allmählich wiederum entäußert hat oder noch entäußert: als Beispiele hätte er Aldermann, Kommittee [3]), Rout, Steamer, Bowlinggreen (Pückler 4: 385; noch bei H. J. Koenig, Ein Stilleben 2 [1861]: 360), Square, Vauxhall u. a. Wörter und Wendungen anführen können. Andrerseits erscheint unter seinen „Anleihen“ einzelnes, was wir unmöglich

---

Sanders, Heyne; Gombert, Groß-Strehlitzer Progr. 1882, S. 2 und Zfdw. 2: 314, Minor, Chronik des Wiener Goethe-Vereins 13: 13, Meyer Nr. 55, Ref. selbst in dieser Zeitschrift Jahrg. 1901: 972.

[1]) Allerhand Sprachdummheiten [3]1903, S. 39, 103, 173, 190, 200, 202.

[2]) LL 3: 437.

[3]) Stets mit Doppel-*m*, *-t* und *-e*, zumeist weiblich. Moritz 50 „So oft sich das Haus in eine sogenannte Kommittee oder bloße Untersuchung verwandelt.“ Schiller, Maria Stuart: „Wer in der Kommittee ist meines gleichen? Nur Könige sind meine Peers.“ — Während des XIX. Jahrh. drängt das frz. *comité*, seinerseits ebenfalls engl. Herkunft, die Kommittee zurück; in Campes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ [2](1813) stehen beide Formen noch nebeneinander.

als Fremdwort oder „Anleihe“ anerkennen können. Ein englischer Terminus, mit dem ich etwas spezifisch Englisches und nur dies bezeichne, dessen sich meine Darstellung schlechterdings nicht erwehren kann, gehört natürlich der deutschen Sprache als solcher ebensowenig an als irgend ein in einem deutschen Buche begegnender englischer Stadt- oder Flußname: John Bull (S. 39) ist kein Fremdwort, so wenig wie London oder Ohio, wohl aber Macadam und Wedgwood, so gut wie Klub oder Jockey. Dabei macht es gar nichts aus, ob ein solches begrifflich exklusiv englisches Wort äußerlich germanisiert wird: Lordkanzler kann ich insolange nicht als Fremdwort anerkennen, als es nicht auf außerenglische Begriffe angewendet wird; bis dahin bleibt es für mich eine fremde Vokabel, die ich zur Bezeichnung eines fremden Begriffes brauche und brauchen muß, auch wenn ich mir's in ihren Lauten sprachlich bequem mache.

Meyerfeld unterscheidet „drei Emissionen der englischen Anleihe“, zu deutsch: drei Schichten oder Gruppen innerhalb der englischen Fremdwörter, 1. „Wörter, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden,“ 2. „Wörter, die englisch geschrieben und deutsch ausgesprochen,“ 3. „Wörter englischer Herkunft, die deutsch geschrieben und deutsch gesprochen werden.“ Äußerlich wie diese Einteilung ist, hat sie zudem den Nachteil, durch (wenigstens mir) teilweise unverständliche Beispiele belegt zu werden. Daß M. ad 1 Interview, Clown, Bicycle zitiert, ist plausibel; aber aus Shawl, Beefsteak, Koaks, Shlips ad 2 kann ich gar nichts machen, und inwiefern wird (ad 3) Tunnel „deutsch geschrieben“? Wenn sich ein Gelehrter in seinen eigenen Dispositionen nicht zurecht findet, über die von ihm selbst gespannte Schnur haut, so geht daraus gemeinhin mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die betreffende Einteilung nicht viel wert ist. So auch hier; selbst wenn wir uns über die zu Meyerfelds Gruppierung gar nicht passenden Exempel hinwegsetzen wollten, wir würden den Fremdwörtervorrat doch nicht so ordnen können wie er, schon weil beide Einteilungsgründe, Schreibung und Aussprache der Fremdwörter, nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich und sozial starken Variationen ausgesetzt sind. Gleichzeitig spricht man in verschiedenen Schichten des deutschen Volkes Tönnel, Tünnel, Tunnél; zu Beginn des XIX. Jahrhunderts sprachen selbst Gebildete englische Wörter *ad litteram* aus[1]); wir lesen im J. 1903 in der einen Zeitung Strike und Check, in der anderen Streik und Scheck u. dgl. m. Ist es also anscheinend Meyerfelds Absicht, die

[1]) Dr. St. Hock macht mich auf Grillparzers Tagebücher (ed. Glossy und Sauer) 2: 38 (ex 1812) aufmerksam: „Ich habe einen Mann gekannt, der es für Affektation hielt, wenn man Lord Kleiv las und nicht Lord Klīvē.“ — Ähnliches gilt noch heute in weiten Kreisen, insbesondere von solchen Eigennamen, die dem eisernen Bestand unserer Lektüre angehören, so Hamlet, Macbeth, Stuart usw.

Fremdwörter nach dem verschieden weit vorgeschrittenen Stadium ihrer Rezeption zu sondern, so gelingt ihm das auf diesem Wege nicht[1]). Wenn überhaupt eingeteilt werden soll und muß, schlagen wir dem H. Verf. und den Fachgenossen eine andere Sonderung vor: 1. die durch Übersetzung entlehnten Wörter (s. o.), Typus Zeitgeist, 2. die durch deutsche Endung oberflächlich germanisierten Wörter, Typen imponderabel, puddeln, antediluvianisch, 3. die völlig unverändert gebliebenen Fremdlinge, Typus Start, smart, Training (nur Nomina, Verbalsubstantiva, Adverbia). Die Verbindung zwischen 1. und 3. würde dann durch nur halb übersetzte Wörter wie Maidenrennen, Lancasterunterricht, die zwischen 2. und 3. durch unverändert übernommene, aber nach deutscher Art flektierte Wörter wie Reporter, pl. Reporter vermittelt.

Was endlich das in Meyerfelds „Deutschen Anleihen“ zusammengebrachte Tatsachenmaterial betrifft, so wird kaum jemand vom Essayisten, gar niemand vom Journalisten Vollständigkeit seiner Induktionen fordern, und Meyerfeld selbst strebt ja Vollständigkeit ebenso wenig an, als sie hier überhaupt erreichbar ist. Wir verwundern uns daher auch nur darüber, daß er eine nicht ganz kleine Zahl der wichtigsten Kultur- und Sprachgebiete ganz übersehen und eigentlich bloß der Speisekarte, dem Modejournal und nebenher den diversen Sports anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet hat. Was wir seinen immerhin wertvollen Sammlungen hinzufügen, bezeichnen wir mit * und glauben, in den nachstehenden, mit lexikalischen und wortgeschichtlichen Verweisen ausgestatteten Wortlisten eine solidere Grundlage für die Erkenntnis englisch-deutscher Kulturströmungen zu geben, als unser gewandter Vorgänger in seinen „Deutschen Anleihen“. Wir beobachten gleich ihm nur das heutige Deutsch und nur die darin wirklich festsitzenden Fremdwörter, so daß ein (?) gelegentlich an der Popularität Meyerfeldscher Vokabeln Zweifel erhebt; aus der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines“ könnte man zahlreiche andere, minder glückliche Eindringlinge kennen lernen. Auch unter den derzeit Metökenrecht genießenden Fremdlingen wäre eine erkleckliche Anzahl leicht und gründlich (vor allem durch Übersetzung) zu beseitigen; manche befinden sich bereits auf dem Rückzuge, und andere werden später denselben Weg einschlagen — freilich auch viele derzeit noch unbekannte zukünftig Einlaß ins gesprochene und geschriebene Deutsch finden. Denn welche Kultursprache könnte sich solcher Einflüsse gänzlich erwehren? Kosmopolitische und nationale Tendenzen wirken einander im Wort-

---

[1]) Aus ähnlichen Gründen befriedigt auch Kleinpauls logischere Gliederung nicht. 1. Englisch geschrieben und gesprochen: Beefsteak; 2. phonetisch geschrieben und gesprochen: Scheck; 3. englisch geschrieben und deutsch gesprochen: Toast wie Morast, Humbug wie Umzug.

schätze wie in jeder Lebensäußerung einer Nation entgegen, bald gleichzeitig, bald wieder so, daß jeweils die eine oder die andere Richtung vorherrscht, so daß dem objektiven Historiker nur festzustellen bleibt, wie weit sich die beiderseitigen Einflüsse erstrecken, Symptome welcher Kulturtatsachen sie sind. Sache des Schriftstellers, des Redners, vor allem des Lehrers ist es, die Zahl der Fremdwörter nicht über ihr Existenzminimum hinaus anwachsen zu lassen. Freilich werden sich allezeit viele englische Vokabeln der deutschen und ebenso allen anderen Kultursprachen schon dadurch empfehlen, daß sie als Einsilbler oder zwanglose Zusammensetzungen von Einsilblern räumlich und zeitlich geringe Ansprüche machen. Und ferner — solange und in dem Maße als England auf einzelnen Kulturgebieten (vgl. etwa unten Abschnitt II, IV f., VII f., X f., XIV f., XVIII) für Europa mehr oder minder maßgebend bleibt, wird sich diese Überlegenheit auch in lexikalischen Beeinflussungen verraten. Ich kann es mir nicht versagen, hier ein in mehr als in einem Sinne klassisches Zeugnis wiederzugeben, das ganz paradigmatisch erkennen läßt, welcherlei Motive bei der Rezeption sprachlicher Fremdlinge und speziell englischer Wörter im Vordergrunde zu stehen pflegen. In den „Vorlesungen über theoretische Physik"[1]) schreibt Helmholtz (im Abschnitt über die Dynamik kontinuierlich verbreiteter Massen): „... Zunächst sieht man ganz allgemein, daß der Zustand der Spannung, welcher gewisse Körper durchzieht, sobald man ihre natürliche Gestalt irgendwie verändert, ein Streben ist, wieder in die frühere Gestalt zurückzukehren, und daß dieses Zurückgehen auch sofort unter Beschleunigung der trägen Masse vor sich geht, wenn man den äußeren Zwang aufhebt. Mithin geht bei Körpern dieser Art, welche man elastische Körper nennt, mit der geordneten Vorrückung der Teilchen untrennbar Hand in Hand ein dynamischer Zustand, den wir jetzt untersuchen müssen. In der Natur ist beides überhaupt nicht voneinander getrennt, weil stets zu gleicher Zeit und am selben Orte vorhanden. Es ist nur eine zweckmäßige Form unserer Betrachtung, daß wir erst die Natur der Vorrückung geometrisch untersuchten und dann hinterher als eine Folge desselben [illegible] auf die Kräfte achten, die dadurch erweckt werden. Für die begriffliche Trennung dieser zwei Seiten derselben Naturerscheinung haben die englischen Physiker in ihrer Sprache zwei [illegible] kurze wie treffende Bezeichnungen. Das, was wir im vorigen [illegible] als wahre Deformation bezeichneten, heißt bei ihnen „*strain*", [illegible] der damit verbundene dynamische Zustand, der im Innern [illegible] Massen herrscht, und aus dessen Kenntnis man [illegible] ableiten kann, welche der Deformation widerstreben, [illegible] die anzustrengenden äußeren Kräfte das Gleichgewicht [illegible], während dieser bei ihnen als „*stress*" bezeichnet

[1]) [illegible] herausgegeben von Krigar Menzel, 2 (1902): 55 f.

wird. Deutsche Bezeichnungen, welche in gleicher Allgemeingiltigkeit und Kürze diese beiden Begriffe ausdrücken, scheinen nicht zu existieren, das romanische Fremdwort Deformation deckt sich wohl vollkommen mit *strain*, dagegen sind alle kurzen Ersatzworte für *stress* von zu enger Bedeutung: Druck, Zug, Schub können immer nur besondere Formen dieses Dinges ausdrücken, Spannung läßt sich noch am ehesten verallgemeinern, auch das Wort Zwang ist vorgeschlagen worden, doch versteht man darunter wohl sinngemäßer die äußeren Einflüsse, welche den ganzen veränderten Zustand der elastischen Körper erzeugen und aufrecht erhalten. Zwangzustand, elastische Reaktion gegen äußeren Zwang oder gegen deformierende Kräfte — das sind Bezeichnungen, welche den Sinn der Sache richtig treffen. Wir werden uns im folgenden mitunter erlauben, im Interesse der Kürze und Prägnanz die Hauptwörter Strain und Stress wie deutsche Wörter zu benützen und dementsprechend auch groß zu schreiben. Wer darin eine Vergewaltigung von Sprache und Schrift erblickt, mag die angeführten Ersatzwörter dafür substituieren."

Wir ordnen nach Meyerfelds Vorgang die englischen Lehn- und Fremdwörter der deutschen Sprache nach Kulturgebieten und innerhalb derselben alphabetisch. Wo zu einzelnen Wörtern und Wendungen literarische Belegstellen zitiert werden, prätendieren diese niemals die Geltung eines *terminus a quo*.

I. Allgemein.

all right.
fair.
**first rate.*
matter of fact, vgl. Kohl LL 1: 402, dann z. B. Gervinus' Selbstbiographie S. 197 „ein *matter-of-fact* Mann."
**patent* als Adjektiv (= unübertrefflich; vgl. auch Gombert Zfdw. 3: 324).
sentimental.
shocking.
smart, vgl. z. B. Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert (1902) S. 388 „*smarte* Bauern."

II. Wohnungseinrichtung und Verwandtes.

**Cottage*, sowohl einzeln als kollektiv gebraucht; bei Schopenhauer 137 und Kohl RE 3: 218 noch völlig fremdes Wort. Derzeit im Deutschen fem. und (in kollektiver Bedeutung) neutr. gebraucht.
**Komfort-, abel*, vgl. Meyer Nr. 34, 68; Gombert, Zfdw. 2 (1901): 62, 257, besond. 3 (1902): 171 f.
**Lift* (*-boy*).
**Portland* (*-Zement*); *terminus a quo* das Jahr der Erfindung 1824.
**Stores.*
Tub.
(Water-) Closet; die häufige iambische Betonung verrät französische Vermittlung.
**Wedgwood*, unglasiertes weißes Steingut, längst nicht mehr bloß in England hergestellt, wo es von Josiah W. († 1795) erfunden wurde. Schopenhauer 134 noch „schöne Vasen aus Wedgwoods Fabrik"; vgl. ferner Kohl RE 1: 89.
**Zement*; vgl. Murray.

III. Familie und Geselligkeit.

at home.
**Baby.*
**Boston* (Kartenspiel).
**Cake Walk* (seit Frühling 1903).
Dandy (Pückler 3: 418, 4: 48 u. ö.; von Meyerfeld S. 59 ganz irrig aus

Molières Georges Dandin hergeleitet, vgl. dagegen Murray).
**finishing Governess.*
**Flirt, flirten.*
**gentil.* Trotz der französischen Schreibung verraten Betonung, Aussprache und Bedeutung die englische Herkunft. Vgl. z. B. Laube, Das erste deutsche Parlament 3 (1849): 19 „der wahrhaft ‚gentile' Arneth"; Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte, neue Ausgabe 2 (1871): 194 „Die Generalin fand es ‚gentil', ihre Töchter mit dieser Liebhaberei für Wolle und Canevas töricht erscheinen zu lassen. Einzugestehen, daß die braven Mädchen noch bis spät am Abende, noch in der Gesellschaft, für ihr Brod arbeiten, wäre ‚nicht gentil' gewesen."
Gentleman, vgl. Kohl LL 2: 36 ff. ausführlich; Meyer Nr. 96.
gentlemanlike, schon Kohl LL 1: 12, 128.
**Highlife.*
Klub (früher *-bb*), vgl. Rodenberg, Studienreisen in England S. 162 ff.
**Knownothing*; wäre durch „Nichtswisser" leicht und völlig zu ersetzen.
**Lady Patroness*, vgl. Pückler 4: 16.
ladylike.
**Partner*, speziell beim Kartenspiel, auch im Geschäftsleben.
**Pick(e)nick*, vgl. D. Wb.; seit dem XVIII. Jahrhundert im Deutschen eingebürgert.
**Poker.*
**Rubber*, Pückler 3: 407.
**self-made man.*
**single* (*-ton*), im Kartenspiel.
**Sir Roger* (sc. de Coverley), Tanz.
Snob, vgl. Meyer Nr. 78; Alexandre, Les mots qui restent (1901) S. 147 ff.; Ztschr. d. allg. deutsch. Sprachv. 1900: 321.
Toast, Trinkspruch; Schopenh. 155 als bekanntes Wort gebraucht.
**Trick*, insbesondere beim Kartenspiel, doch auch sonst.
**Whist*, Pückler 3: 406.

IV. Toilette.

**Bloomers.*
**Breeches.*
Cape.
Coldcream.
Combinations.
Eton Jacket.
fashionabel, deutsch in den dreißiger Jahren allgemein, vgl. z. B. Pückler oder Auerbach, Das Judentum und die neueste Literatur (1836) passim, doch vielleicht schon früher eingebürgert.
(?) *Four-in-hand* (Kravattenmode).
**Havelock.*
**Inexpressibles.*
Jockey-Club (Parfum).
Knickerbocker.
(?) *Knock-about* (Hutmode).
Mac(k)intosh, vgl. Kohl RE 2: 266 „Die Kinder Macintosh aus dem Hochgebirge von Schottland, deren Clan schon in früheren Zeiten durch ihre ausgezeichneten Heldentaten ... berühmt war, sind in neuester Zeit durch ein wasserdichtes Zeug, das jetzt [1844] in alle Welt verbreitet ist und das einer von ihrem Stamm erfand, noch viel berühmter geworden."
New-mown Hay (Parfum).
**Palmerston.*
(??) *Pears' Soap.*
**Plaid.*
Raglan.
**Reefer.*
Scarf.
**Sealskin*, sammtartig zubereitetes Fell einer Robbenart, auch dessen Imitation in Seidenplüsch.
**Shampooing*, in Norddeutschland auch Schamponieren; ursprünglich indischer Herkunft, vgl. Kleinpaul.
Shawl, zu Anfang des XIX. Jahrhunderts oft S(c)hwal geschrieben; nach dem Zeugnis H. J. Koenigs um 1800 im Fuldischen ganz neu u. zw. als „Schale", vgl. Koenigs Auch ein Jugendleben [2](1861) S. 158. — Koloniale Herkunft (Ostindien).
S(c)hlips, nur scheinenglisch.
Smoking.
**Spencer, Spenzer*, schriftdeutsch und mundartlich erhalten, aus engl. *spencer*, das seinen Namen von Lord John Charles Sp. († 1845) hat; vgl. Skeat, *Etymological Dictionary of the English Language.*
Sweater, allgemein wie engl. *sweeter* ausgesprochen.
Tailor-made (sc. *Costume*).
**Tea-gown.*
tiptop.
Ulster.

Waterproof, z. B. Fontane 36.
White Rose (Parfum).

Über den Beginn englischen Einflusses auf die französische d. h. auch auf die deutsche Mode vgl. Jacob v. Falke, Costümgeschichte der Culturvölker S. 413 ff.

V. Speise und Trank.

Ale.
**Arrowroot*.
Bar.
Beefsteak, vgl. über die europäische Verbreitung des Wortes Kleinpaul.
Bowle, vgl. Kluge.
Cakes, mit bekanntem Bedeutungswandel.
Cherry Brandy.
Cocktail.
Corned Beef.
Curry, *Körry*; vgl. Haeckel, Indische Reisebriefe[3] S. 231.
Dinner, „wohl nur in dem verbriteten Hamburg."
Drops, nach Kleinpaul seit 1850 eingebürgert.
five-o' clock Tea, daneben jetzt Fünfuhr-Thee.
**Fruit-pie*.
Grog.
Half-and-half.
Ham and eggs.
**Hotsch-Potsch*.
Irish Stew.
Lunch.
(?) *Mellin's Food*.
Mixed Pickles.
Mockturtle.
(? ?) *Mustard*.
Natives.
Oxtail (*-suppe*).
**Pains*, pastenartige Fleischkonserven. Welche Bewandtnis hat es mit dem stets englisch ausgesprochen, aber m. W. dem Englischen fremden Worte? Fehlt Latham. Vielleicht aus dem Französischen?
Pudding (Plum-), vgl. Kleinpaul.
Porter, *Portwein*; vgl. (auch über *Sherry*) ausführlich Fontane 45.
**Punsch*.
Roastbeef.
Rum (Johnson ff., Kluge; Herkunft unsicher).
Rumpsteak.
Sandwich.
Sherry, engl. Form v. Xeres; *-Cobbler*.
Steak.
Stout.
**Tea-Totaller* (*-lismus*), wird durch das ebenfalls dem Englischen nachgebildete Abstinenzler verdrängt.
**Temperenz* (*-ler*) aus *temperance*.
(?) *Toast*, geröstete Brotschnitte.
Whisky.
Welsh Rabbit (aus *rare bit*); in österreichischen Kochbüchern durch „Walesschnitten" ersetzt.
Worcester Sauce.
(?) *Yorkshire Ham*.

VI. Tabaksorten.

**Bright Bird's Eye*.
Gold Flake.
Navy Cut.
Old Judge (Zigaretten).
Three Castles.

VII. Reit- und Fahrsport.

Bookmaker (daneben die Übersetzung).
**Break*.
**Broom* (aus Brougham).
**Buggy*.
Cab.
Derby.
**disqualificieren*. Murray belegt *to disqualify* schon aus 1728.
Dogcart.
**Fly*.
**Four-in-hand*.
**Gig*.
Groom.
Handicap (Konkurrenz mit Ausgleichung der Chancen; aus *hand i' the cap*.
Jockey (*-Klub*).
**Maidenrennen*.
Mailcoach.
Odds.
**Pace* (*-maker*, *-macher*, auch im Radsport verwendet).
Outsider.
Sport (aus *disport*). Kohl LL 3: 255 ff. verwendet das Wort ausschließlich als *plurale tantum*.
Spurt, mit besonderem Kraftaufwand ausgeführter Vorstoß eines Rennpferdes.
**Stakes* (Einsatz).
Start (**-er*, *-en*).
Steeple-Chase, vgl. Gombert, Zfdw. 3: 332.
**Sweepstakes*.

Tandem, bei Meyerfeld nur als radsportlicher Terminus; vgl. übrigens Kohl, RE 3: 47.

**Tattersall.* Richard T., gest. 1795, errichtete an der Südwestecke des Hydepark ein Gebäude zur Ausstellung und Versteigerung von Pferden; vgl. auch Pückler 1: 74. Danach werden innerhalb und außerhalb Englands ähnliche Anstalten und dann Pferdehandlungen überhaupt so genannt; in Wien z. B. existieren derzeit ein „Russischer“ und ein „Neuer Wiener Tattersall.“

Trainer (**-ieren, -ing*).

Turf, vgl. Kohl, LL 3: 373.

Als *termini a quo* für diese Renn- und Fahrsportwörter erscheinen 1828 (konstituiert sich die erste deutsche Renngesellschaft) und 1830 (erstes Wettrennen in Berlin). Selten dürfte ein Stück Kultur so wenig verändert von einer zur anderen Nation gewandert sein. Für die allermeisten Wörter dieses Abschnittes ist ferner auf V. Silberers alphabetisch angeordnetes Turf-Lexikon [2]1890 zu verweisen, woselbst noch zahlreiche andere englische Wörter und Wendungen verzeichnet sind, die indes außerhalb der Turf-Kreise kaum gebräuchlich oder auch nur verständlich sein dürften.

VIII. Radsport und andere Leibesübungen.

Bicycle, Murrays ältester Beleg 1868. In Deutschland konkurrieren Rad, Zweirad, Fahrrad, Maschine.

**boxen* (*Boxer*), im XVIII. Jahrhundert vielfach mit *a* vokalisiert, so bei Bürger, Schiller, Moritz und (1817) Grillparzer; vgl. ferner Kluge.

**Champion.*

**Clips.*

Cricket, vgl. Ludwig Freih. v. Ompteda, Bilder aus dem Leben in England (1881) S. 261 ff.

Croquet. Vgl. gegen Kleinpauls irrige Behauptung, das betreffende Spiel sei den Engländern fremd, den interessanten Artikel bei Murray.

**Dress.*

Game.

Goal.

Golf.

Hockey.

Lawn-tennis und dessen ganze Terminologie.

Match.

Ping Pong.

**Pneumatics* (*-tiks*).

**Professional.*

Racket.

**Record.*

Tandem.

**Tourist* und die Ableitungen.

**Tricycle.*

IX. Medizin und Verwandtes.

**Banting-Kur*, gegen Fettsucht, an William B. 1863 zuerst erprobt.

**Beef-Tea.*

**Croup*, auch Krupp geschrieben, von englisch *croup* Cynanche trachealis. Das trotz seiner französischen Orthographie altgermanische Wort fehlt bei Johnson und Ash; bei Webster auch die Schreibung *croop*.

**Mum(p)s* von engl. *mumps* (Johnson ff.) = Parotitis.

**Spleen* (*-ig*).

**Spray* (z. B. Karbol-), beim antiseptischen Verfahren.

X. Volkswirtschaft, Finanz, Handel und Verwandtes.

**Barrel*, vgl. Raumer 2: 519.

**Bond*, Obligation.

**Boy*, (livrierter) Laufbursche.

**Boykott;* nach dem ersten Opfer einer solchen Sperre, dem irischen Grundbesitzer Boycott (1880), benannt.

**Check* (*Scheck*); bedeutete engl. zunächst Juxte (*counterfoil*) eines Bankpapiers. Die Etymologie des Wortes erklärt sich nach Murray so, daß der Zweck eines solchen Dokumentes ursprünglich gewesen wäre, „*to check forgery or alteration*“; im Sinne = Anweisung von Murray seit 1774 belegt.

**Cif*, s. Einleitung. Im Französischen nebeneinander *cif* und *caf*.

**City*, der kommerzielle Bezirk nicht nur Londons, sondern größerer Städte überhaupt.

**Clearing-house* (*-Verkehr*).

**Export* und *Import*, vgl. Murray (seit 1690 zu belegen).

**Jobber*, für Kohl LL 2: 139 noch ganz fremd. Bei Murray ältester

Beleg in der Bedeutung Börsenspekulant ex 1719.

**Kuli*, kolonialer Ausdruck, vgl. Kleinpaul.

**Limit*, im Kommissionshandel.

**limited* = mit beschränkter Haftung.

**Manchestertum* (*-doctrin*, *-mann*, *-leute*).

**Partner*.

**Right of stoppage*, das Recht, eine bereits effektuierte Warensendung rückgängig zu machen, wenn der Empfänger in Konkurs gerät; frz. *droit de suite*. Der österr. Gesetzgebung ist zwar nicht der Begriff, aber der Name fremd.

**Run*.

**Safe* (*-Deposit*).

**Shopping*, wird Schopenhauer 144 noch ausführlich erörtert.

**Standard*, Warentype.

**Standard of life*.

Strike, vgl. Meyer Nr. 100; ferner Kohl, RE 2: 24 „Ihre [der Kohlenarbeiter] aufrührerischen Akte sind in ganz England unter dem Namen „*Strikes*" berühmt. Wenn eine Maßregel ihrer Herren ihnen mißfällt, so ist eine (!) *Strike* bald zustande gebracht" usw. Die Aussprache „Strick", die Meyerfeld unseren Landsleuten zuschreibt, hört man jetzt wohl nur selten, aber sie war lange üblich und wird durch ein hübsches Gedicht Kajetan Koglgrubers (in „Aus dá Hoamát" 1: 258) „Wir á Baur übá 's Strická in dá Neuzeit räsániert", der Nachwelt aufbewahrt.

**Sweating* (*-System*, *Sweater*), Ausbeutung der Hausarbeiter durch den kapitalskräftigen Verschleißer. Über die Aussprache im Deutschen vgl. Abschnitt IV.

**Tank*, große Behälter zur Aufnahme und Spedition von (meist flüssigen) Waren.

**Trade-Union* (*-ismus*), vor Gewerkschaft zurückweichend.

**Truck* (*-System*), Entlohnung der Arbeiter durch vom Arbeitgeber verkaufte Naturalien; vgl. schon Raumer 2: 14 f. und dessen Literaturangaben.

**Trust*, daneben „Ring", „Kartell".

**Warrant*, vom Besitzer eines Lagerhauses ausgestellter Lager- oder Lagerpfandschein; vgl. z. B. das österr. Gesetz vom 28. April 1889 Reichsgesetzblatt Nr. 64.

Für Erforschung der diesen Wortentlehnungen zugrunde liegenden Kulturtatsachen erscheint W. Sombart, Der moderne Kapitalismus (1902) indiziert.

XI. Schiffahrt.

Boot, vgl. D. Wb. und insbesondere Kluge. Wohl die älteste unserer Entlehnungen aus dem Englischen.

**Brigg*, früher auch *Brick*, aus engl. *brig(g)*, vgl. Murray und Sanders.

**Brise* (Kluge).

**chartern*, mieten.

**Coach*, Trainer der Regattamannschaft eines Ruderklubs.

**Cockpit*, Raum für den Steuermann in kleinen Segelbooten.

**Dock*, Raumer 1: 240; statt des heute üblichen Trocken-Dock schreibt Karl Mathy 1848 noch „*Dry-Dock*", vgl. Freytags Sämtliche Werke [2]22: 320. — Fontane 44 „Unter Docks versteht man im allgemeinen die Häfen eines Hafens."

**Hulk*, abgetakeltes Linienschiff, „Blockschiff". Kohl LL 1: 109.

**Kabine*.

**Kabüse* (Kluge).

**Lloyd*. Das Kaffeehaus eines gewissen Edward Lloyd in London wurde im XVII. Jahrhundert Mittelpunkt des Seeversicherungswesens; daher und seitdem bezeichnet Lloyd die Londoner Börse der Seeassekuranten, dann ähnliche Institute an anderen Orten, dann überhaupt Gesellschaften mit maritimen Interessen (Österreichischer, Norddeutscher Lloyd), dann Journale mit Schiffsnachrichten, Handelsblätter, Zeitungen überhaupt (Pester Lloyd).

**Lotse* (Kluge).

**Messe*.

**Propeller*.

**Scheilicht* aus *skylight*.

**Scho(o)ner* (Kluge).

Scull.

Skiff (nicht „Sciff", wie Meyerfeld S. 55 schreibt).

**Stern*, Schiffshinterteil, deutsch „Spiegel", vgl. Kluge.

**Steward*, *-wart*. Kohl LL 1: 10.

**stop* (*-ppen*).

**Topp*.

* *Yacht*, holländischen Ursprungs, von uns in englischer Orthographie übernommen.

XII. Verkehr zu Lande.

**Locomotive*, nach Kohl LL 3: 485 englischer (also nicht, wie gewöhnlich vermutet wird, französischer) Herkunft. Sonach hätten von dem ursprünglichen *locomotive engine* die Franzosen und Deutschen das Adjektiv beibehalten, die Engländer das Substantiv konserviert; vgl. Latham.

Lorry, fälschlich auch *Lory*, *Lori*, *Lowrie*.

**Makadam* (-isches Pflaster, -isieren), nach dem Straßenbauingenieur John Loudon Mac Adam, gest. 1836; vgl. z. B. (K. H. v. Lang) Hammelburger Reise. Neunte Fahrt (1823) S. 15; Pückler 3: 398.

**Tender*.

Tramway.

Tunnel. Vgl. Pückler 4: 136, Raumer 1: 240; in H. J. Koenigs „Ein Stilleben" 2 (1861): 267 u. ö. lautet der Plural von Tunnel dem Singular ganz gleich, wird das Wort also nach Analogie von Esel usw. flektiert. — Auf dem Kontinent wurde das Wort vor allem populär durch den berühmten, 1825 begonnenen, unter der Themse durchführenden Tunnel; 1826 wurde (wiederum in England) der erste Eisenbahntunnel gebaut.

* *Wag(g)on*; französische Betonung!

Als wichtigste *termini a quo* für die meisten Fremdwörter dieses Abschnitts erscheinen die Jahre 1825 (erste dem öffentlichen Verkehr dienende englische), 1832 (die Budweis-Linzer Pferde-), 1835 (die Nürnberg-Fürther Dampf-Eisenbahn), 1838 die für die meisten deutschen Staaten vorbildlich gewordene preußische Eisenbahngesetzgebung.

XIII. Landwirtschaft, Tierzucht und Verwandtes.

Bulldog(g) (*-terrier).

Dogge.

**Drainieren* (-*age*, -*ing*).

**Farm, Farmer*.

**Foxterrier*.

**Pinsch(er)*, auch *Pincher* und *Pintscher*, durch Lexer im D. Wb. vom engl. *to pinch* hergeleitet, weil den betreffenden Hunden in der Jugend Schwanz und Ohren gestutzt würden. Indes ist den englischen Wörterbüchern das Wort fremd und uns auch die sachliche Begründung zweifelhaft.

**Pointer*.

**Pony*. Pückler findet es 4: 145 noch nötig, das Wort durch „kleine Pferdchen" zu glossieren.

**Rai* (*Ray*-) *gras* (Kluge).

**Setter*.

**Sprit*.

Es ist hier anzumerken, daß mehrere englische Rinder-, Pferde-, Schaf- u. Schweinerassen in Deutschland so völlig eingebürgert sind, daß ihre Namen nicht mehr geographisch spezialisierte, sondern allgemein zoologisch-landwirtschaftliche Begriffe bezeichnen, somit als allerdings auf Fachkreise beschränkte Fremdwörter Geltung beanspruchen. Rinder: *Ayrshire*, *Shorthorn* oder *Durham*; Pferde: *Suffolk*, *Clydesdale*, *Yorkshire*; Schafe: *Dishley* oder *Leicester*, *Lincoln*, *Cotswold*, *Southdown* oder *Sussex*, *Shropshire*; Schweine: *Yorkshire*, *Berkshire*, *Suffolk*, *Essex*, *Windsor*.

XIV. Textilindustrie und Verwandtes.

Buckskin, vormals (Scheffel!) auch *Buxking* (wohl nach Analogie von Nanking), dicker Wollstoff.

**Burberry*, imprägnierter Stoff.

**Celluloid*, in Amerika erfunden, 1871 in England patentiert. Näheres bei Murray.

Cheviot.

**Cloth*, allgemein = Stoff; speziell = ein halbwollener Futterstoff.

**Coachmann*, glatter Stoff.

Flanell, gerauhtes Wollzeug. Schon Fallstaff „*cannot answer the Welsh flannel*". Ältester Beleg des D. Wb. aus Klamer Schmidt.

Homespun.

**Khaki*, engl. Kolonialwort. Seit 1901 sind Sache und Wort den Deutschen geläufig.

Liberty, Seidenstoff, nach dem Fabrikanten benannt.

****Manchester***, Baumwollsamt. Alte Belege bei O. Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren [2]S. 41, 48.
****Mohair***, Angorawolle und aus dieser gewebte Stoffe; -***spitzen*** (aus schwarzer Angorawolle).
****Moleskin***, Baumwollstoff mit Wollmuster.
****Mule-Jenny***, Spinnmaschine.
****Mungo***, Kunstwolle aus gewalkten Lumpen.
****Oxford*** (sc. ***linen***), Baumwollstoff mit eingewebten bunten Linien.
S(c)hirting, leinwandähnliches Baumwollzeug.
****Selfactor***, Spinnmaschine.
****Shoddy***, Kunstwolle aus gewirkten und gestrickten Lumpen.
****Twist***, Vorgarn.
****Velvet***, ***-een***.

Die kulturhistorischen Tatsachen, welche dieser Wörterinvasion zugrunde liegen, deutet Lamprechts Deutsche Geschichte, Ergzbd. 2, 1. Hälfte: 177 ff. an. Außer ***Flanell*** und eventuell ***Manchester*** reicht für Deutschland wohl keine Vokabel ins XVIII. Jahrhundert zurück.

XV. Eisenindustrie und Verwandtes.

****bessemern***, ***Bessemer-***, nach Henry Bessemer (1813—1898), dem Erfinder des berühmten Stahlbereitungsprozesses.
****Ganister***, feuerfester, zur Auskleidung der Konverter (s. u.) verwendeter Sand; vgl. Worcester, Murray.
Koaks, ***Koks***, ***Cokes***, ***Coaks***, engl. ***coke***.
****Kompound-***, dafür auch Verbund-Maschine, kombiniert die Prinzipien des Dampfhoch- und -niederdrucks.
****Konverter***, auch Birne, der Apparat, innerhalb dessen sich der Bessemerprozeß vollzieht.
****puddeln***, ***Puddling***, ***Puddel-***, engl. ***to puddle*** (Latham), Verfahren zur Gewinnung von Schmiedeeisen.
****Support***, bei Drehbänken usw. Vorrichtung zur Führung des Werkzeuges.
****Thomas-*** (prozeß, -eisen, -schlacke), nach Sydney G. Thomas (1850—85), Erfinder der Entphosphorung des Roheisens zwecks Darstellung basischen Flußeisens.

Vgl. im allgemeinen Lamprecht a. a. O. S. 183; das Bessemern verbreitete sich seit 1856, der Thomasprozeß seit 1874.

XVI. Waffen.

****Life-preserver***, zu deutsch — Totschläger!
****Revolver***; erstes Patent 1835.
****S(c)hrapnel(l)***, 1803 erfunden.

XVII. Rechtspflege und Politik.

****Agitator***. Die während des engl. Bürgerkrieges gewählten Vertreter der Mannschaft des Parlamentsheeres hießen ***agitators*** oder (wohl nur mißbräuchlich) ***adjutators***; im heutigen Sinne belegt Murray das Wort zuerst bei Burke 1780. In der Folge ist es jedenfalls durch den Ruhm des „großen Agitators" Daniel O' Connell († 1547) auf dem Kontinent eingebürgert worden. Für Raumer 1: 306 noch völlig fremd und durch „Aufreizer" glossiert; Kohl LL 1: 125.
Bill, vgl. Kluge.
****Budget***, in Österreich stets französisch ausgesprochen; vgl. übrigens Kleinpaul.
****Clan***, im Deutschen meist von politischen Parteien gebraucht; vgl. schon Pückler 3: 360.
****Detektiv***. Murray belegt das entsprechende engl. Adj. seit 1843, das Substantiv seit 1856.
****Gentry***.
****Home-Rule***, von Irland längst auf andere Länder übertragen; man spricht von čechischer, kroatischer Home-Rule.
****Imperialismus***, ***-istisch***, begrifflich bereits nicht mehr auf England beschränkt, vgl. Erich Marcks, Die imperialistische Idee in der Gegenwart (1903).
****Jingo*** (***-ismus***), vgl. den ausgezeichneten Artikel bei Murray; in Deutschland etwa seit 1890 häufiger gebraucht.
****Jury***.
****Meeting***, vgl. Fontane 15.
Mob.
****Parlament*** haben wir natürlich nur durch engl. Vermittlung aus dem Französischen.

**Rowdy*. Seit wann im Deutschen? Nach dem freilich unverläßlichen Zeugnis der Dönniges (Meine Beziehungen zu Ferd. Lasalle [6]S. 121) hätte dieser das Wort etwa 1864 gebraucht.
**Sinekure*, vgl. das zu Abschnitt IV zitierte Lexikon Skeats.
**Tory* (*Hoch-*).
**Verdikt*.

XVIII. Wissenschaft, Kunst und Verwandtes.

**antediluvianisch*. Ältester Beleg für *antediluvian* bei Murray 1646, vgl. ferner Gombert, Zfdw. 8: 161 f.
Bombast, s. o. und Kluge.
**Charakteristik*, vgl. Gombert ebenda S. 145.
**Cliff*, durch Meeresbrandung erzeugter Felsabbruch.
**Crag*, weißer Sand der Pliocänschichten.
**Coherer, Kohärer*, in der drahtlosen Telegraphie verwendeter Apparat.
**Devonische* Formation.
**Dogger*, brauner Jura.
**Drumlin*, urspr. keltisch, vgl. Murray unter *drum* (ältester Beleg 1725) und *drumlin* (1833), länglich-hügelförmige glaciale Ablagerungen in der Richtung der Eisbewegung.
**Elf*, vgl. Murray, D. Wb. und Kluge.
Euphuismus, -istisch, vgl. Murray.
**finishing touch* (Latham).
**Folklore* (*-*ist*, *-*istik*, *-*istisch*), vgl. Kossinna, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 6 (1896): 188 ff.; durch W. J. Thoms 1846 erfunden, schmarotzt das doch wirklich entbehrliche Wort nun schon einige Jahrzehnte in der deutschen Fachsprache.
**Imponderabel*, -*ilien*, vgl. Arnold, Zfdw. 3: 347 ff.
**Kambrische* Formation.
**Kimmeridge*, oberer Teil der Schichten des weißen Jura.
**Lias*, vgl. Murray.
**Mimicry*, -*kry*, von Latham schon aus dem Spectator belegt.
**Missing Link*, gehört mit dem vorangehenden Wort in die Terminologie der Deszendenzlehre.
**Moral Insanity*.
**Quibbles*, literarhist. Kunstausdruck.
**Relation Fringes*, eine Vorstellung begleitende Associationsüberreste.
**Representative Men* (Emerson 1850!).
**Silurische* Formation.
**Slip*, bibliothekstechnisch.
**Standard-Work*.
**Strain* und *Stress* s. o. Beiläufig bemerkt hat Carlyle unsere „Sturm- und Drang-Periode“ durch „*Storm- and Stress Period*“ wiedergegeben.
**Truism*, fehlt bei Johnson und Ash, wird indes von Latham schon aus Swift und Berkeley belegt.
**University Extension*.

Sicherlich bleiben gerade in diesem Abschnitte unsere Listen hinter den faktisch in Umlauf befindlichen Fremdwörtern an Zahl weit zurück; namentlich dürften viele Termini der Psychologie, Physik, Geologie, Paläontologie, denen wir auf den ersten Blick lateinischen oder griechischen Ursprung zuzuschreiben geneigt wären, in England ausgeprägt u. von dorther uns zugekommen sein.

XIX. Theater und Zirkus.

Clown.
**Cowboy*.
**Freak*.
**Knock-about*.
**Manager*.
**Star*.

XX. Journalistik u. Verwandtes.

**bluffen*.
Cant.
**Essayist*, von Murray aus Ben Jonson (1609) belegt. Das Grundwort verdanken wir bekanntlich den Franzosen, ihrer Vermittlung möglicherweise auch die Ableitung.
**Humbug*.
Interview (*-*er*, *-*en*).
**Kabel* (-*n*), engl. *cable* (Johnson ff.).
**Leader*, im Engl. Latham ff., schon 1844 bei Disraeli belegt; vgl. Kohl LL 3: 115 „*leading articles*“ (s. o.) ohne Übersetzung. Jetzt vor „Leitartikel“ zurückweichend. — In Amerika spricht man von einem *editorial* (*article*).
**Lloyd* vgl. Abschnitt XI.
**Penny-a-liner*, Kohl LL 3: 65 „Pfennig-Zeilen-Schreiber“, jetzt „Zeilenschinder“.
**Reporter*, bisher m. W. unverdeutscht. Plural früher *Reporters* (Kohl, LL 3: 54 ff.; Fliegende Blätter 9 [1849] Nr. 207), jetzt *Reporter*. Für Kohl a. a. O. sind die „Reporters“ noch eine ganz fremdartige Erscheinung.
Slang.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Euripides' Kyklops von Nikolaus Wecklein. Wien, Karl Gräser & Kie. 1903 (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben: VIII).

Unsere Jugend müßte nicht Jugend sein, wenn sie nicht das Verlangen trüge, auch mit dem lustigen Satyrdrama Bekanntschaft zu machen: konnten doch bekanntlich im Altertum die Erwachsenen nur durch die Erwartung des Satyrspiels während der Tragödie auf ihren Sitzen festgehalten werden (Hor. *Ars poet.* 223). Dies und der Umstand, daß wir einen handlichen und brauchbaren Kommentar zum Kyklops bisher nicht besaßen, genügt vollauf, das Erscheinen des vorliegenden Doppelheftes zu rechtfertigen.

Allerdings finden sich in dem Stücke mehrere Stellen (bes. 171, 180, 440 und 586), die anstößig sind, so daß sie manchen veranlassen können, den Kyklops vom Gymnasium doch lieber gänzlich fernzuhalten. Für die Klassenlektüre eignet er sich nun einmal nicht, aber auch für die Privatlektüre dürfte das Stück nicht jedermann unbedenklich erscheinen. Es will mich nun bedünken, als ob Verf. dadurch, daß er die Einleitung — diese ist übrigens besonders dadurch verdienstlich, weil darin die neuesten Ansichten über den Ursprung der Tragödie niedergelegt sind — und den Kommentar ganz nach den Prinzipien seiner bekannten Teubnerschen Äschylusausgaben ausgearbeitet hat, selbst andeuten wollte, daß er seine Ausgabe doch eigentlich nur für Studierende der Philologie berechnet habe. Ich fürchte, daß der Kommentar den Gymnasiasten öfter im Stiche lassen wird; völlig auf sich selbst angewiesen bleibt er in der Metrik der lyrischen Partien: dagegen wird Verf. nicht müde, auf jede Abnormität des iambischen Trimeters besonders aufmerksam zu machen. Die kritischen Bemerkungen im Kommentar, meist neueste Konjekturen, halte ich übrigens für entbehrlich (namentlich, wenn sie wie 499 Weckleins *δεμνίοις τε κἄπον* die obszönen Stellen vermehren helfen), da

auch der angehende Philologe den Kyklops nur kursorisch lesen dürfte, während der philologische Fachmann in solchen Fragen sich doch lieber an Weckleins kritische Ausgabe (Leipzig, Teubner 1898) wenden wird.

Im besonderen habe ich Nachstehendes auszusetzen. Zu V. 15 fehlt die Erklärung von *δόρυ* (= *ναῦς*), zu 41 war anzugeben, daß das *ἐκ* des folg. Verses auch zu *γενναίων πατέρων* zu ergänzen ist, zu 48 war *βλαχαί* zu deuten (das Wort ist an sich selten und der Schüler findet im Lexikon die Dialektform nicht), zu 496 war der Ausdruck *βοτρύων πηγαῖς* zu belegen, zu 561 war die seltene Krasis *σοὔσθ'* (= *σοί ἐστι*) aufzulösen. V. 19 ist die Erklärung wegen zu knapper Fassung nicht leicht verständlich, ebenso 24, 376, 594 (hier war anzugeben, daß nach *ἀργόν* zu erg. *ἐστι*, und es war außer der zitierten Stelle der Phönissen auch auf die gewiß bekanntere Soph. Ö. K. 1605 hinzuweisen). V. 38—40 und 764 war die ganze Satzkonstruktion klarzulegen, während Verf. bloß einzelne Wörter erklärt. Zu V. 86 fehlt die Stelle Aesch. Pers. 378, die dem Dichter vielleicht direkt vorschwebte, zu 577 *ἐξένευσα* war auch Pind. Ol. XIII 114 zu zitieren. Zu V. 118 erklärt Wecklein *ἔχοντες*, das gar nicht im Texte steht (dort liest man eben Naucks *οἰκοῦντες*). V. 152 wird eine neue und richtige Erklärung gegeben: ist also nicht zu schreiben *ὥς ⟨σ'⟩ ἀναμνησθῶ πιών*? Zu V. 289 schreibe statt „deinen Zähnen“ ‘deinem Rachen’ (s. zu 303). V. 395 wäre es das Einfachste gewesen, Reiskes *δινωτά* in den Text zu setzen, weil die Stelle in der vorliegenden Lesung grammatisch nicht verständlich ist. Die Erklärung von 503 *παπαπᾶ π(λέως)* scheint mir wenig glaublich. — An Druckfehlern verzeichne ich: *a*) im Texte: V. 2, 189, 212, 599 fehlen wichtige Interpunktionen; S. 13 ist in den Verszahlen auf dem Rande an erster Stelle statt der 7 überall eine 3 zu setzen; *b*) im Kommentar: S. 18, Z. 21 v. u. schreibe „Riesen“ st. „Reihen“.

Wien. Hugo Jurenka.

De Lycophrone Homeri imitatore. Diss. inaug. scripsit G. Walter. Basel 1903. 8°, 75 SS.

Die Frage, ob und event. wie weit Lykophron die homerischen Epen für seine Alexandra benützt hat, ist verschieden beantwortet worden. Fragt man zunächst nach dem Verhältnisse der Alexandra zur Odyssee, so stellen Cauer und Geffken jeden vorbildlichen Einfluß dieser Dichtung auf Lykophrons Darstellung in Abrede, während z. B. Günther in der Odysseus-Partie zwar einige wenige Spuren homerischer Dichtung, im ganzen aber nur ein wüstes Gemenge mannigfacher Quellen erkennen will. Der Italiener

Ciaceri wiederum nennt Homer (Ilias und Odyssee) unter denjenigen Quellen, die Lykophron aus früherer Lektüre kennt und ohne unmittelbare Vorlage verwertete. Zu diesen Ansichten stellt sich der Verf. vorliegender Untersuchung in schroffen Gegensatz. Er untersucht zunächst S. 8—47 die Verse 648—792, d. i. diejenige Partie, welche das Argument der Odyssee enthält, alsdann S. 47—66 vv. 249—306, wo Alexandra die Kämpfe vor Troja, welche die Ilias erzählt, vorhersagt. Innerhalb dieser Partien kommen wenig in Betracht vv. 648—658, 666—672, 249—259, 281—289, 298—306, Verskomplexe, die nur zur Überleitung dienen, und obwohl sie Anschluß an bestimmte Quellen verraten, doch nur auf deren gedächtnismäßiger Benützung beruhen und überdies mit Lykophrons eigenen Gedanken vermengt sind. Im übrigen kommt W. zu dem Ergebnisse, daß für die Darstellung der Ereignisse, die sich um Ilion und um Odysseus gruppieren, Homer die Hauptquelle Lykophrons gewesen sei und daß sich innerhalb der genannten Partien anderswoher geholter Stoff von der homerischen Vorlage mit Leichtigkeit absondere. Im einzelnen geht Lykophron nach W. in nachfolgender Weise vor: Die von Homer gewählte zeitliche und sachliche Abfolge verläßt Lykophron nur in seltenen Fällen und nur aus ganz bestimmten Gründen. Sein Streben geht dahin, in möglichster Kürze möglichst vieles seine Kassandra verkünden zu lassen: nach Orakelart bedient sie sich einer dunklen Sprache. Die *λέξις* ist aus den verschiedensten epischen, lyrischen und tragischen Dichtern hergeholt, auch dort, wo Lykophron homerische Erzählung wiederholt. Er setzt an die Stelle von allgemein gebräuchlichen Wörtern seltene ungebräuchliche Synonyma. Selbst Wörter, die er Homer entlehnt, werden nach Form oder Bedeutung geändert. Manchmal liegt einer Neubildung Lykophrons immerhin homerische Ausdrucksweise zugrunde, so wenn 660 Polyphem *κρεωφάγος* heißt, was auf Homers *κρέα φαγεῖν ι* 347 und *ἀνδροφάγος κ* 200 zurückgeht. Änderungen in Formen und Vokabeln finden sich, wo die Nachahmung verdeckt werden soll. — Anderseits erfolgt wieder engster Anschluß an die Vorlage. Es gehen nicht nur einzelne Wörter, sondern auch nahezu ganze Sätze aus Homer in Lykophrons Dichtung über. Für die homerischen *γλῶσσαι* und *ἅπαξ εἰρημένα* zeigt Lykophron besondere Vorliebe; er entnimmt aber auch ganz gewöhnliche und selbst überflüssige Wörter wie 661 *χερσί* (vgl. *ι* 346) seiner Quelle. Wie enge sich Lykophron vielfach an seine Quelle anschließt, zeigt die große Anzahl von Stellen — W. zählt deren ein halbes Hundert — aus denen wir entnehmen, wie Lykophron seinen Homer gelesen und interpretiert hat. Daß Lykophron in die aus der Ilias entnommene Darstellung auch Züge aus der kleinen Ilias verwoben hat, zeigt W. am Schluß S. 70—73.

Ref. hat aus der Lektüre vorliegender Arbeit den denkbar günstigsten Eindruck von der methodischen Schulung des Verf.s

erhalten. W. verfügt nicht nur über die volle Kenntnis der Lykophron betreffenden Literatur, sondern er hat auch Homers Interpreten, namentlich die alten, gründlich studiert und mit Kritik verarbeitet. Im ganzen hat der Verf. sein Thema so gut wie abschließend behandelt. — Die Latinität ist stilistisch gewandt. Einige Ungehörigkeiten fallen auf, so S. 6 *quiqui* st. *quisquis*, *paupera fragmenta* st. *pauca fr.*, *ante Troiam* st. *ad Tr.*

Verzeichnis der griechischen Handschriften in Österreich außerhalb Wien. Von Eduard Gollob. Mit 11 Tafeln. Wien, Karl Gerolds Sohn 1903. 8°, 173 SS. [= Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Bd. CXLVI.]

'Die wie bekannt häufige Klage, daß bei griechischen Handschriften die Bibliotheksangaben dem wirklichen Inhalte nicht entsprechen, veranlaßte mich, zunächst einzelne griechische Manuskripte, die mir leicht zugänglich waren, nach ihrem Inhalte zu prüfen. Dabei ergaben schon die ersten Proben, daß selbst in publizierten und eingehend besprochenen Handschriften gar manches Stück aus deren Inhalt übersehen ist, von anderen wieder war bisher gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen oder höchstens fehlerhafte Bibliotheksangaben.' Solche Beobachtungen führten den Verf. allmählich dazu, seinen Arbeitsplan bis zu dem im Titel angegebenen Umfange zu erweitern. Der Verf. verzeichnet zunächst 197 Bibliotheken, an die er sich mit der Anfrage gewandt hat, ob dort griechische Handschriften vorhanden sind. Schon dieses Verzeichnis erregt unser Interesse. Es finden sich darunter 54 Namen von Sammelstellen, die in dem bisher vollständigsten Adreßbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie von Bohatta-Holzmann (Wien 1900) nicht enthalten sind: auch einige Irrtümer in A. Goldmanns Verzeichnis der österreichisch-ungarischen Handschriftenkataloge ('Zentralblatt für Bibliothekswesen' 1888) erfahren ihre Berichtigung. — Als Resultat der erwähnten Anfragen des Verf.s ergab sich, daß griechische Handschriften nur in Capo d'Istria, St. Florian, Krakau (Musée Czartoryski und Universität), Kremsmünster, Lemberg (Ossolinskisches Institut), Nikolsburg, Olmütz, Prag (Prämonstratenser am Strahov, Universität), Raudnitz, Reun, Salzburg und Seitenstetten sich vorfinden. Alle diese Handschriften wurden nebst der im Besitze des Verf.s befindlichen — im ganzen 75 (s. S. 162, Anm.) — nach Form und Inhalt untersucht.

Die Handschriften werden nun nach den alphabetisch geordneten Standorten vorgeführt und nach zwei Gesichtspunkten beschrieben: 1. nach ihrer äußeren Seite, die sich zunächst bezieht auf Signatur und Alter. Letzteres mußte meist erst bestimmt werden, da nur sehr wenige Hss. datiert waren. Bei dieser Bestimmung

kamen dem Verf. seine eigenen Erfahrungen an datierten Handschriften zugute, die ihn dazu führten, sich in strittigen Fragen eher an Wattenbach als an Gardthausen anzuschließen, aber auch Thompson nicht unberücksichtigt zu lassen. Daß seine Altersbestimmungen richtig sind, wird dem Verf. auch nachträglich durch die Wasserzeichen bestätigt, von denen er bei der Beschreibung der einzelnen Hss. vorläufig ganz absieht, die er aber am Schlusse in eigenen Tabellen zusammenstellt. — Die Angabe des Schreibmaterials erfolgt nur durch die Bezeichnung 'Papier' oder 'Pergament', während in den Tabellen des Anhangs das Papier allerdings genauer angegeben wird. Das Format wird nach Länge und Breite bestimmt. Die Lageneinteilung ist offenbar absichtlich nur dort erwähnt, wo (wie Seitenstetten Sign. XXXIV, S. 128 oder Raudnitz VI E f 19, S. 123) daraus Rückschlüsse auf den Inhalt gezogen werden. Selbstverständlich wird die Anzahl der Folien angeführt und dabei auch gelegentlich eine alte, schon vorhandene Foliierung berichtigt; so Seitenstetten Sign. XXXIV (S. 128) oder Nikolsburg I 167 (S. 81). — Während aber in der äußeren Beschreibung der Verf. sich einer strengen Kürze befleißigt, berichtet er mit eingehender Genauigkeit 2. über den meritorischen, inhaltlichen Teil der Hss. Der Titel der einzelnen Werke wird griechisch, wo möglich im vollen Wortlaut angegeben. Es folgt die Angabe des Incipit und Desinit und bei den wenigen Hss., die aus den 75 vom Verf. behandelten bisher bekannt waren, auch die Angabe ihrer bisherigen Bearbeitung. Man kannte bisher: Die Handschriften der Krakauer Universitätsbibliothek durch Wisłockys Katalog (s. S. 18 ff.), unter diesen insbesondere Sign. 543 durch Iskricki in dieser Zeitschrift 1877, 1879, 1897, Sign. 544 durch Gollob selbst in der Ztschr. f. Math. u. Physik, Leipzig 1899, Sign. 2526 durch Fr. Ritschl, Olmütz Sign. I VI 9 durch Wrobel in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie d. Wiss., Wien 1879; weiter sind bekannt: Raudnitz Lobkowitzsche Bibl. Sign. VI F a 1, Sign. VI F e 43, Seitenstetten Sign. XXXIV, also im ganzen 17 Handschriften. Aber auch bei Beschreibung dieser Hss. hat G. wiederholt Gelegenheit zu Berichtigungen seiner Vorgänger: vgl. insbesondere S. 92—97 die zu Wrobels unbrauchbarer Beschreibung der Olmützer Hs. I VI 9; auch über Seitenstetten Sign. XXXIV erfahren wir jetzt Genaueres. — Alle übrigen Hss., also 58, waren bisher so gut wie unbekannt. Dazu gehören auch die Nikolsburger, obwohl sie Dudik im Archiv f. öst. Gesch. Wien 1868, Bd. 39 schon beschrieben hat. Daß dies besser unterblieben wäre, wird jeden eine Gegenüberstellung der Angaben Dudiks und Gollobs lehren.

Die von G. zuerst nachgewiesenen Hss. bieten vielfach einen schon anderweitig bekannten Inhalt, sind aber gleichwohl aus mannigfachen Gründen interessant, mitunter durch den Umstand, daß sie (wie z. B. Capo d'Istria I in der Partie, welche die Batra-

chomyomachie enthält) den besten bisher bekannten Handschriften eines Autors an die Seite gestellt werden können. Gollobs Hss. enthalten aber auch wiederholt ganz neue, bisher in der Literatur nicht bekannte Autoren und Stücke. Unbekannt ist beispielsweise der in der Krakauer Hs. 940 (S. 23 f.) enthaltene Kommentar zu Aristoteles' *περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς*, ebenso die Arbeit eines Makarios in der Nikolsburger Hs. I 136 (S. 75 f.), weiter der astronomische Kalender und sein Autor Michael Chrysokokkes: Nikolsburg II 241 (S. 89 f.); von Damaskios' Kommentar zu Aristoteles' *περὶ οὐρανοῦ* Raudnitz VI F c 3 (S. 111) waren bisher nur Bruchstücke bekannt; usw.

Da sich der Verf. in jedem einzelnen Falle sorgfältig umgesehen hat, ob eine Schrift in der bisher bekannten Literatur auch unter demselben Titel vorhanden ist, fand er beispielsweise (S. 93) zu seiner Überraschung, daß der bei Gaisford, *Poetae min. Graeci* II S. 448 sqq. einem *Ἰωάννης Πρωτοσπαθάριος* zugeschriebene Kommentar zu Hesiods *Ἔργα καὶ ἡμέραι* in der Olmützer Hs. I VI 9, Fol. 71—77 den Namen des *Ἰωάννης Φιλόπονος*, d. i. wohl des bekannten Grammatikers *Ἰωάννης Πρόκλος* trägt. — Die Anonyma auf Autoren zurückzuführen, mußte dem Verf. bei der heterogenen Literatur, die er zu berücksichtigen hatte, kaum zu überwindende Schwierigkeiten bereiten. Und er hat sie überwunden, selbst in Fällen, wo Schriftstücke am Anfange verstümmelt sind, so Prag VIII H 36, Foll. 211 ff. (S. 105); ja, Olmütz I VI 9, Fol. 135 v⁰. (S. 94) ist dies sogar bei einem einzelnen Satze gelungen. Anderseits gab die Behandlung der Anonyma dem Verf. Gelegenheit, manchen Irrtum zu beseitigen. So erkennt er gegenüber manchen falschen Annahmen, daß Nikolsburg I 133 (S. 74) das Lexikon des Zonaras ist und daß Raudnitz VI F d 33 (S. 113) die Erotemata des Moschopulos sind.

In Anhang I finden wir eine Kollationierung des Textes der Batrachomyomachie in der Hs. Capo d'Istria I, während Bemerkungen über die handschriftlichen Texte und Kollationierungen geringeren Umfangs bereits früher am entsprechenden Orte angebracht sind: so Olmütz I VI 9 (S. 91), Prag VIII H 36 (S. 101), Raudnitz VI F e 42 (S. 118 f.). — Anhang I enthält weiter eine Textesprobe aus Nikolsburg I 138, eine Feststellung des Verwandtschaftsverhältnisses der Olmützer Hschr. I VI 3, einen historischen Exkurs über die Bibliothek in Raudnitz nebst einem Teile des Katalogs der lateinischen Raudnitzer Hss., endlich Tabellen, in denen die Hss. nach ihrem Alter und nach ihren Wasserzeichen zusammengestellt sind, worauf 60 Reproduktionen der Wasserzeichen selbst folgen. Zur Beurteilung der letzteren werden die Arbeiten von Midoux-Matton, Briquet und Piekosiński herangezogen. — Während der Drucklegung fand sich in Capo d'Istria noch eine griechische Handschrift, über welche der Verf. in Anhang II be-

richtet; auch bringt er eine Textesprobe von dem darin enthaltenen Lexikon des Kyrillos. Ein 'Register der in dem Verzeichnisse genannten Autoren, bezw. Schriftwerke' schließt ab.

Ref. glaubt ein nicht ganz unzutreffendes Bild von der mustergiltigen Einrichtung der Gollobschen Arbeit geboten und zu deren praktischen Verwertung seinerseits angeregt zu haben. Bisher hat wohl kaum jemand an die Möglichkeit gedacht, daß so viel handschriftliches Material, wie es hier ans Tageslicht gebracht wird, in österreichischen Bibliotheken noch verborgen liege und daß das wenige, was über die in denselben befindlichen griechischen Handschriften veröffentlicht ist, zum Teil mangelhaft und unrichtig sei. Ganz analog dürfte es mit unserer Kenntnis von den lateinischen Manuskripten der inländischen Bibliotheken bestellt sein: wer möchte hier die Hand ans Werk legen? Ohne Beschränkung der vollen Lehrverpflichtung, bloß mit Benützung schulfreier Tage und mit dem Aufwande von bedeutenden Kosten aus eigenen Mitteln eine solche Arbeit durchzuführen, dazu dürfte sich gleich Gollob kaum ein Gymnasiallehrer bereit finden.

Wien. J. Golling.

Richard Heinze, Virgils epische Technik. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 8°, VIII u. 488 SS. Preis geh. 12 Mk., geb. 14 Mk.

Ein Buch wie das vorliegende zu begrüßen, ist für den Berichterstatter eine wahre Freude. Sein Erscheinen entsprang, man möchte sagen, einem wirklichen Bedürfnisse der philologischen Literatur, wie ja auch auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften von mancher hervorragenden Schöpfung des menschlichen Geistes nicht mit Unrecht behauptet wird, sie sei mit einer gewissen Notwendigkeit eingetreten, weil der Zug der Zeit auf sie hindrängte. Und es war eine Notwendigkeit, daß das Urteil über V., wie es sich seit Dezennien insbesondere in Deutschland herausgebildet und immer mehr befestigt hatte, eine Korrektur erfahre. Denn Groß und Klein in der philologischen Welt Deutschlands war mit wenigen Ausnahmen so ziemlich darin einig, über den dichterischen Wert der Aeneis in recht abfälliger Weise zu urteilen. Indem man die Bedeutung gewisser unleugbar vorhandener Mängel der Dichtung über Gebühr aufbauschte und beständig dem Dichter verkehrte Verwendung Homerischer Motive und überhaupt mechanische und ungeschickte Nachahmung Homers vorwarf[1]), nahm

[1]) Man vgl. z. B. Karl Neermann 'Über ungeschickte Verwendung Homerischer Motive in der Aeneis', Progr. Ploen 1884. Paul Cauer 'Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil' Kiel 1885 enthält gleichfalls gar manches weit über das Ziel hinausschießende Urteil. Auch Ref. bekennt sich, um das hier noch anzuführen, schuldig, in einem 'Zur

allmählich das Urteil über den römischen Epiker einen fast gehässig-absprechenden Charakter an und man trübte sich so den Blick für die großen Schönheiten der Dichtung. Auch in den Darstellungen der Geschichte der römischen Literatur begegnen wir denselben absprechenden Ansichten, so bei Teuffel und neuestens auch bei Schanz, welcher letztere in seiner 'Würdigung der Aeneis' von dem 'Fluche der Nachahmung' spricht, unter dem V.s Dichtung leide; sie sei gar häufig nur eine 'mißratene Kopie Homers'. Entgegenstehende Urteile aber wie das von Plüß fertigt Schanz als 'phantastisch' ab.

Gegen diese Beurteilung des Dichters nun tritt Heinze mit seiner Darlegung über 'Virgils epische Technik' in die Schranken, aber nicht im Stile jener 'Rettungen', die laut und lärmend den Chor der Tadler zu überschreien suchen. Er will vielmehr, wie er im Vorwort ausdrücklich erklärt, überhaupt keine Werturteile fällen, sondern nur ganz objektiv Tatsachen feststellen und aus der Dichtung selbst die künstlerischen Absichten des Dichters erschließen. Und dennoch wird so Heinzes Werk, in welchem wissenschaftliche Gründlichkeit mit kritischem Scharfblicke und ästhetischem Feingefühle vereint zusammenwirken, trotz seiner Objektivität zu einer wahren Streitschrift für V., zu einer überzeugenden Rechtfertigung und Ehrenrettung dieses römischen Dichters.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teile geht H. analytisch vor. Es werden größere, zusammenhängende Partien der Dichtung auf ihre Technik hin sorgfältig untersucht. H. ist bemüht, sich in jedem einzelnen Falle das Problem zu vergegenwärtigen, das dem Dichter vorlag, und die Erwägungen zu rekonstruieren, die den Dichter eben zu der im Epos vorliegenden Lösung des Problems geführt haben. Er erörtert das Verhältnis V.s zu seinen Quellen und Vorbildern und zeigt, wie auch die nationalen, politischen und moralischen Anschauungen des Dichters und seiner Zeit auf die Komposition der Dichtung von Einfluß waren. So erhalten wir ein vollständig klares Bild der umgestaltenden und neugestaltenden Tätigkeit V.s, der, wie H. treffend bemerkt, sich nicht angetrieben fühlte, auf unbetretenen Pfaden zu wandeln, sondern seinen Ehrgeiz darein setzte, im Bekannten groß zu sein. Welche Meisterschaft nun V. in der Gestaltung des Sagenstoffes der *Ἰλίου πέρσις* bekundet, das lernen wir aus dem ersten Kapitel des Heinzeschen Buches, in welchem mit eindringendem Scharfsinne und unübertrefflicher Klarheit das II. Buch der Aeneis behandelt wird. An dieses freilich hat sich die nörgelnde Tadelsucht wohl am wenigsten herangewagt[1]); aber dennoch wirkt auch

---

Wanderung des Aeneas durch die Unterwelt' betitelten Aufsatz in dieser Zeitschrift (1891, S. 961—65) auf einen dort nachgewiesenen Widerspruch in der Komposition des VI. Gesanges allzuviel Gewicht gelegt zu haben.

[1]) Dennoch wurde auch hier mancherlei ausgestellt und bekrittelt, so von Mähly, der in dieser Zeitschrift (1887, S. 415—419) unter dem

hier die Art, wie H. es versteht, über die Absichten des Dichters im ganzen und im einzelnen aufzuklären, gar oft wie eine Erleuchtung. Man muß H. zugestehen, daß V.s Kunst sich nirgends größer zeige als auf diesem meistbetretenen Abschnitte seines Weges, in der Darstellung der allbekannten und vielbehandelten Geschichte von Ilions Fall. Zum altererbten Hausrat der Beurteilung V.s gehört wohl die Behauptung, schon die geschickte Einkleidung der ganzen Erzählung, daß diese nämlich Aeneas in den Mund gelegt wird, sei nichts anderes als eine einfache Entlehnung der Technik der Odyssee. Allein H. weist trefflich nach, wie wenig ein solches Urteil der weisen künstlerischen Erwägung des römischen Epikers gerecht wird. Denn während Odysseus fast ausschließlich solche Taten und Leiden erzählt, die an seiner Person selbst haften, so daß die Übertragung der Erzählung aus der dritten in die erste Person nur verhältnismäßig geringfügige Änderungen erforderte, war bei Aeneas die ungeheuere Schwierigkeit zu lösen, die Fülle der durch alle Straßen, Paläste und Häuser Trojas wogenden Ereignisse des furchtbaren nächtlichen Kampfes, die Taten und Leiden einer großen Anzahl von Personen als Erlebnisse eines Einzigen darzustellen und so aus einer bunten Folge unzusammenhängender Szenen eine Einheit zu schaffen. Und daß dies dem Dichter trefflich gelungen, wird im allgemeinen auch von mißgünstigen Beurteilern nicht bestritten. In feinsinniger Weise erörtert dann H. noch einen besonders wichtigen Umstand, der auf das ganze Ethos der Darstellung von entscheidendem Einflusse war, daß nämlich gerade der Ahnherr des römischen Volkes es ist, der die Erzählung vom Falle Trojas und seiner Flucht vorträgt. Es galt da, dem Gefühl tiefer Beschämung

Titel 'Vergilsche Aporien' eine größere Anzahl von Stellen der Aeneis zusammenstellte, die ihm als völlig unverständlich oder besonders ungeschickt abgefaßt erschienen. Da heißt es nun: 'In der Erzählung des Traumes (II. v. 267 ff.), wo Hektor dem Aeneas erscheint, ist die Frage des letzteren: *quae causa serenos foedavit vultus?* höchst eigentümlich oder besser gesagt unbegreiflich.' Doch wenn hier eine Unbegreiflichkeit vorliegt, so liegt sie jedenfalls nicht auf Seite des römischen Dichters. Mähly hat hier die besondere psychologische Feinheit in der Darstellung des Traumlebens nicht erkannt. Wer wüßte nicht, daß sich dem Träumenden die Verhältnisse von Zeit und Raum oft völlig verschieben, wichtige Ereignisse der letzten Zeit aus dem Bewußtsein schwinden, längst Verstorbene als noch lebend erscheinen und längst vergessene Szenen mit wunderbarer Klarheit, wenn auch phantastisch umgestaltet, wieder ins Bewußtsein treten? So hat Aeneas, der unter den frohen Eindrücken der Befreiung Trojas einschlief, vergessen, daß Hektor gefallen ist, und es ist ihm, als wäre er bloß lange abwesend gewesen. — Sehr mit Unrecht vergleicht auch P. Cauer a. a. O. S. 21 die Traumerscheinung Hektors jenen Ornamenten in der Architektur, die völlig zwecklos und demnach auch geschmacklos seien; ebenso Neerman S. 7 f. Daß solche Urteile nur aus einer ganz oberflächlichen Betrachtung der Komposition der Aeneis hervorgehen, wird von H. in der ausgezeichneten Analyse der Traumszene S. 25—28 überzeugend nachgewiesen.

entgegenzuarbeiten, das in dem römischen Leser bei diesem Gedanken aufsteigen mußte, und die Troer und ihren Führer gegen den Vorwurf der Feigheit und Schwäche und der Untreue gegen ihr Vaterland zu schützen. Die Sympathie mit den Besiegten durfte trotz der in der Tradition vorgezeichneten Linien nicht abgeschwächt werden. Und so war denn, da keine der früheren Darstellungen die Ziele V.s verfolgt hatte, eine weise Auswahl im Stofflichen und in dessen Behandlung dringend geboten. Gerade diese Auswahl aus der Tradition und die geschickte Kombination der Elemente derselben für den künstlerischen Aufbau seiner Dichtung erweist H. mit großem Scharfsinne als das besondere Verdienst der epischen Technik V.s in diesem Gesange. Aber auch durch neue Erfindungen mußte der Dichter die Lücken der Tradition ausfüllen, sobald die Erzählung vom troischen Standpunkte und mit Rücksicht auf die persönlichen Schicksale des Aeneas gegeben wurde, von denen ja, wie H. treffend bemerkt, der sozusagen offizielle griechische Bericht wenig zu sagen wußte. Als solche freie Erfindungen V.s bezeichnet H. mit großer Wahrscheinlichkeit die Traumerscheinung Hektors, Androgeos und die Kriegslist des Coröbus, die Szene zwischen Aeneas und Venus und die Theophanie, die ergreifende Szene im Hause des Aeneas, endlich das Erscheinen der Kreusa und ihre Prophezeiung. Als ein besonders wichtiges Kunstmittel, dessen sich V. in der Schilderung der Ereignisse der Nyktomachie bedient und das überhaupt als ein Grundgesetz V.scher Darstellung bezeichnet werden kann, erweist H. das Streben nach dramatischer Steigerung und überraschenden Peripetien. — Aus der Fülle der Urteile über die Technik des II. Gesanges sei eines hervorgehoben, nämlich das, was H. zur Erklärung der auffallenden Kürze bemerkt, mit welcher der Dichter über das Freudenfest in Troja unmittelbar vor dem Falle der Stadt hinweggleitet, während andere Dichter eine reiche Schilderung des Festes und seiner Lustbarkeiten boten. Denn 'weder konnte der Erzähler ohne Scham und Reue an diese Stunden denken, noch konnten auch die römischen Hörer ohne eine Regung verächtlichen Mitleids von diesem verblendeten Treiben vernehmen. Daher nur die Verse:

nos delubra deum miseri, quibus ultimus esset
ille dies, festa velamus fronde per urbem,

zwei Verse, die freilich durchaus berechnet sind, in denen aber die Kunst der Berechnung nahe an Genialität streift'. In einem Exkurse bespricht H. das Verhältnis V.s zu Quintus Smyrnaeus und Tryphiodor in eingehender Weise. Erwähnt sei schließlich noch, daß H. die Helena-Episode Vv. 567—588, die uns bekanntlich nur durch Servius überliefert wird, mit triftigen Gründen als nicht von V. herrührend erweist.

Auch was H. im zweiten Kapitel über die Irrfahrten des Aeneas auseinandersetzt, ist in hohem Grade reich an belehrenden Aufschlüssen. H. zeigt, wie V. für diesen Gesang keinerlei poe-

tische Vorlage, nicht einmal wirkliche 'gewachsene Sage' benützen konnte, sondern nur künstliche Geschichtsklitterung, die in ihrer trostlosen Einförmigkeit noch bei Dionysius vorliegt. V. mußte also diesen spröden Stoff erst poetisch umformen, um daraus ein Kunstwerk zu gestalten; denn der ihm vorliegende Bericht enthielt nur eine lose Folge von Landungen und Gründungen und Begegnungen ohne jede innere Einheit. Er verknüpfte dieselben nun durch den leitenden Faden der allmählich stufenweise fortschreitenden Aufhellung des Fahrtzieles. Überaus wertvoll und durchaus zutreffend ist in H.s Ausführungen der Gedanke, worin denn nach V. das eigentliche Heldentum des Aeneas bestehe. Denn ein Vergleich mit Odysseus, der auf seinen Irrfahrten wiederholt Leib und Leben einsetzen muß, um die äußersten Gefahren zu bestehen, scheint sehr zu Ungunsten des Aeneas auszufallen. Aber es ist eben seelisches Leid, das der Dichter seinen Helden empfinden läßt: das Entbehren der Heimat, die Bitternis der Verbannung, die immer wieder getäuschte Hoffnung — das sind die Nöte des Aeneas und sein Ruhm und seine Heldenschaft bestehen darin, daß er trotz alledem ausharrt bei der von Gott auferlegten Pflicht. Und da eben seelisches Leid viel schwerer zu schildern ist als sichtbare körperliche Vorgänge, darum ist Aeneas gegen Odysseus so sehr im Nachteil.

In der Analyse des IV. Gesanges, dieses herrlichen, in sich abgeschlossenen Dido-Gedichtes, legt H. dar, daß wir es hier fast durchaus mit einer freien Schöpfung des dichterischen Geistes V.s zu tun haben; denn die Schilderung der Liebe als seelenerfüllender und seelenzerstörender Leidenschaft ist ein Gebiet der Dichtung, das Homer noch nicht kannte. Und meisterhaft versteht es der Dichter, wie gewiß jeder Leser empfindet, wie aber erst Heinzes Analyse klar zur Anschauung bringt, das Entstehen der Liebesleidenschaft seelisch zu motivieren und dann das liebeglühende und von der Leidenschaft hin und her gerissene und schließlich zur Verzweiflung getriebene Weib zu schildern. Und wo moderne Kritiker Widersprüche und Schwankungen in der Zeichnung des Charakters Didos zu sehen vermeinten, da weist H. mit gutem Bedacht das Walten weiser dichterischer Überlegung nach. Sehr beachtenswert ist auch, was dort S. 121 über das unserem modernen Empfinden widerstrebende Verhalten des Aeneas in diesem Gesange bemerkt wird.

Ganz besonders aufschlußreich für die Erkenntnis der epischen Technik V.s sind H.s Ausführungen über den V. Gesang. Es handelte sich für den Dichter darum, eine Leichenfeier, die bei einem Nachahmer der Ilias nicht fehlen durfte, so in den Organismus seines Epos einzufügen, daß sie nicht als willkürlich angeklebtes Ornament erscheinen sollte. Und da weist denn H. klar nach, wie V. all den Anforderungen, die in dieser Beziehung gestellt werden konnten, so hinsichtlich der Person, der diese Leichenspiele zu

ausgebe und an sie zu erinnern suche, wie er ja auch Edelsteine Ennianischen Stils gern in neuer Fassung biete. Daß diese Nachahmung mit gewissen Grenzen der Begabung V.s zusammenhänge, leugnet H. durchaus nicht. Es war wie bei den Römern überhaupt ein gewisser Mangel an intuitiver Anschauung, an Phantasie, der ihn gern nach bereits geformten Werkstücken greifen ließ.

Wie aber V. trotz dieser gewollten Nachahmung seines Vorbildes dennoch keineswegs, wie ja immer behauptet wird, bei einer bloß mechanischen Nachahmung stehen geblieben ist, sondern die übernommenen Motive frei und künstlerisch umzubilden und insbesondere die seelischen Vorgänge den Zwecken seines Epos gemäß neu zu gestalten verstanden hat, das erörtert H. in mustergiltiger Weise in einem Abschnitte des I. Kapitels, der den Titel führt 'Selbständigkeit der Imitation'. Im II. Kapitel in der Darstellung der Charaktere des Epos ist von besonderem Interesse der mit Geschick geführte Nachweis, daß der Dichter in der Zeichnung des Charakters des Aeneas eine aufsteigende Richtung verfolgt hat, indem er ihn nicht als ein von Anfang an fertiges Ideal, sondern als einen erst in der Schule des Schicksals werdenden Helden vorführt, der von anfänglicher Unsicherheit und Schwäche zu immer höherer Vollkommenheit aufsteigt, bis er schließlich das Ideal des Heldentums und die abgeklärte Seelenruhe erreicht, wie sie dem Weisen ziemt. In dem Kapitel 'Darstellung' wird die bereits im 1. Teil konstatierte Richtung V.s auf das Psychische näher ausgeführt. Während Homer an der Schilderung äußerer Vorgänge Freude hat, legt V. mehr Gewicht darauf, was seine Helden empfinden, als was sie sichtbarlich tun. H. zeigt dies an einer Reihe augenfälliger Beispiele u. zw. solcher, wo nicht etwa aufregende Ereignisse geschildert werden, sondern verhältnismäßig gleichgiltige Vorgänge; auch die Darstellung solcher ist bei V. durch und durch mit Empfindung getränkt. Man höre, was H. über die Eingangsverse (1—12) des III. Gesanges der Aeneis bemerkt: 'Anschauung geben die Verse nicht viel, wohl aber wird uns eine Fülle von Empfindung mitgeteilt, obwohl nur ein Wort *(lacrimans)* ausdrücklich darauf hinweist. Wir sehen Trojas Fall mit des Aeneas Augen als ein ungeheueres Ereignis, das Schuldlose durch den unbegreiflichen Ratschluß der Götter getroffen. Wir werden in die Stimmung der Auswanderer versetzt, die ins Ungewisse, in die Verbannung geschickt werden und trotzdem keinen Augenblick zögern, dem Willen der Götter zu gehorchen. Wir erleben mit den Schmerz bei der Fahrt an Trojas Küste vorüber. Und der Zwiespalt der Empfindungen wird in den letzten Worten klar; tiefer Gram und doch Trost in dem, was Aeneas mit sich führt: *cum sociis natoque penatibus et magnis dis,* wo die wuchtigen Spondeen die Schilderung abschließen, gleichsam der feste Pol in der schwankenden Zukunft.' — An einer anderen Stelle wird sehr mit Recht

als ein wichtiges Mittel, dessen sich V. bedient, um größere Lebhaftigkeit der Darstellung zu erzielen, seine charakteristische Eigenheit im Gebrauch des historischen Präsens hervorgehoben, das bei ihm durchaus nicht bloß ein bequemer Ersatz für die schweren Formen des Präteritums sein soll, sondern die Ereignisse wirklich als gegenwärtig malt. 'Wir stehen gleichsam mit dem Handelnden selbst, von dem es heißt: *quid faciat?* vor der Entscheidung der Frage, was ihm zu raten sei, oder werden durch das so häufige *ecce* aus der bequemen Ruhe des Hörers vergangener Geschichten aufgerüttelt und gezwungen, uns das Geschilderte leibhaftig vorzustellen.'

Doch nunmehr genug! Kurz hingewiesen sei nur noch auf die feinen Beobachtungen H.s über das von Homer gänzlich verschiedene Eingreifen der Götter bei V., und, was mir besonders wichtig erscheint, auf die Verschiedenheit beider Dichter hinsichtlich der Reden und Gespräche, worin der römische Epiker in wohlerwogener Absicht von seinem Vorbilde gar sehr abweicht.

Der voranstehende Bericht war ein schwacher Versuch, von den reichen Resultaten dieses epochalen Werkes und von der Methode der Untersuchung, die H. einschlägt, den Lesern dieser Zeitschrift eine Vorstellung zu geben. Von H.s Werk hat Fr. Leo in der Deutschen Literaturzeitung 1903, Nr. 10 erklärt, es sei das Beste, was bisher über V. geschrieben worden. Wenn dies ein Gelehrter von dem Range Leos behauptet, so mag man hieraus die Bedeutung des Werkes ermessen. H. hat irrige Urteile, die festgewurzelt schienen, durch seine meisterhaften Darlegungen berichtigt und dem vielgeschmähten römischen Epiker zu einer gerechten Würdigung seiner Verdienste verholfen. Ref. ist überzeugt, daß H.s Werk, das sich auch durch seine formvollendete, sprachliche Darstellung auszeichnet, auf jeden unbefangenen Leser die gleiche starke Wirkung üben wird. Das Buch ist für jeden Lehrer, der V. zu interpretieren hat, geradezu unentbehrlich. Es ist der trefflichste Kommentar V.s, der je geschrieben worden ist.

Wien. Alois Kornitzer.

P. Vergilius Maro Aeneis Buch VI. Erklärt von Eduard Norden. Leipzig, Teubner 1903. X und 483 SS. (IV. Band der Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern).

Zwei, man kann wohl sagen, epochemachende Werke zur Erklärung der Aeneis sind in rascher Aufeinanderfolge erschienen, Heinzes Buch Virgils epische Technik, welches in dieser Zeitschrift oben besprochen worden ist, und Nordens wissenschaftlicher Kommentar des VI. Buches der Aeneis. Von Heinze ist eine

auf historisch-philologischer Grundlage sich erhebende ästhetische Betrachtungsweise in die Exegese Vergils eingeführt worden und sein Werk gibt uns eine poetische Analyse der Aeneis im großen; Norden beschränkt sich in seinem Kommentar auf das VI. Buch der Aeneis, wobei er die von Heinze gewonnenen neuen Gesichtspunkte auf diesen Teil des Vergilschen Epos anwendet. Neben der ästhetischen Analyse kommt es ihm aber auch auf die sachliche Exegese und die formal-technischen Elemente an. So ergänzen und stützen gewissermaßen die beiden Werke einander und führen uns in manchen Fragen bezüglich der Komposition und des poetischen Wertes der Aeneis, insbesondere des VI. Buches, zu einem abschließenden Urteil.

Die Wahl Nordens fiel auf das VI. Buch der Aeneis wohl deshalb, weil ihm dieses durch seine Eigenart besonderes Interesse darbot; kein anderer Gesang bietet der Interpretation so viele wichtige und schwierige Fragen, deren Erklärung seit jeher kontrovers war. Und Norden geht keiner Schwierigkeit, wie es bei anderen Kommentatoren nicht selten geschieht, aus dem Wege. Mit großer Gelehrsamkeit und dabei selbständigem Urteil behandelt er alle Stellen, die in irgend welcher Beziehung der Erklärung bedürfen. Seine Interpretation bezieht sich auf die Komposition im ganzen wie im besonderen; er bespricht alle Motive, ihre Quellen, ihre Überlieferung und ihre Bearbeitung durch Vergil. Neben der Quellenanalyse steht für ihn das formal-technische Element im Mittelpunkte des Interesses, neben der sachlichen Exegese geht die grammatikalisch-lexikalische Erklärung einher.

Nordens Kommentar ist, wie er selbst sagt, nicht dazu bestimmt, die früheren zu ersetzen, sondern sie auf Grund neuer Gesichtspunkte zu ergänzen; zumeist, ohne sich in lange Polemiken einzulassen, gibt er die ihm richtig erscheinende Erklärung, wobei er jedoch überall auf die ausgedehnte Vergilliteratur Bezug nimmt. Zur Erzielung der Vollständigkeit der Interpretation stellt er im Anhange mit großer Akribie Untersuchungen an auch über manche scheinbare Kleinigkeiten (z. B. über die Synaloephen im VI. Buch), die jedoch zur Lösung mancher wichtiger Fragen nicht unwesentlich beitragen. Auch die beigegebene Übersetzung des VI. Buches gilt N. nur als ein Stück des Kommentars.

In der Einleitung (S. 3—48) erörtert N. im Zusammenhange die Fragen nach Art und Ursprung der von V. befolgten eschatologischen Vorstellungen. Und zwar befaßt er sich hier in erster Linie mit der philosophischen, besser theologischen Eschatologie, während die mythologische hauptsächlich im Verlaufe des Kommentars behandelt wird. Er weist nach, daß von V. außer der homer-epischen Nekyia eine Katabasis des Herakles und eine des Orpheus für die mythologische Rahmenerzählung benützt worden sind. Mit der mythologischen Katabasis hat V. die theologische Eschatologie kontaminiert, einen Kompromiß zwischen dem volks-

tümlichen Glauben und der theologischen Lehre geschlossen, oder vielmehr diese Kontamination heterogener Motive wenigstens zum Teile von den von ihm benützten Quellen übernommen. So sind die Widersprüche in der Komposition schon auf die von V. benützten Quellen zurückzuführen, wobei der Dichter allerdings in Einzelheiten diese Widersprüche noch gesteigert hat. Rücksichtlich der von V. benützten Literatur, die wir zum größten Teile nur fragmentarisch besitzen, gelangt N. zum Schlusse, daß V.s Eschatologie, sei es direkt durch Poseidonios, sei es durch die von diesem selbst benützten Vorlagen, stark beeinflußt worden ist. Auf Grund eschatologischer Vorstellungen bei Poseidonios, der aus pythagoreischen, platonischen und stoischen Elementen ein neues Ganzes schuf und mithin ein Hauptvermittler der alten *θεολόγοι* (bis einschließlich Platon und Xenokrates) und denen des späteren Altertums ist, bezw. bei den mit Wahrscheinlichkeit auf ihn zurückzuführenden Autoren wird eine Anzahl dunkler Stellen des VI. Buches interpretiert. Dabei werden namentlich die in Betracht kommenden Stellen bei Platon, Pindar, Plutarch, Cicero *(Somnium Scipionis)* für die Exegese V.s verwertet; aber auch auf die apokalyptischen Schriften des Christentums wird dabei Rücksicht genommen. Sollten hier auch nicht alle Erklärungen der schwierigen Probleme allgemeine Zustimmung finden, so weisen sie doch jedenfalls auf den richtigen Weg und verdienen den Vorzug vor manchen bisherigen vielfach vagen Erklärungen dieser Fragen.

Bezüglich des Textes (S. 50—102) ist N. im ganzen konservativ; auch für ihn ist der Codex *M* im allgemeinen maßgebend. In Übereinstimmung mit demselben und abweichend von anderen Herausgebern bietet er VI 193 *agnovit* (*agnoscit* PR), 241 *super (supera)*, 244 *oleum infundens (fundens)*, 255 *primi sub limina (lumina* PR), 438 *undae (unda)*, 559 *strepituque exterritus haesit (strepitum — hausit)*, 561 *plangor ad auras (clangor ad auris)*, 602 *quos super (quo)*, 852 *paci (pacis)*. Dagegen weicht er im Gegensatze zu fast sämtlichen Herausgebern von *M* ab in 126 *descensus Averni (Averno)* Abstieg am Avernus (dagegen heißt es in der Übersetzung: „zu steigen in der Hölle Tiefen“). 433 *consilium (concilium)*, Minos beruft die Ausgelosten als seinen Beirat, 525 *emovet (amovet)*, 852 *haec (hae)*. N. interpungiert V. 358 *paulatim adnabam, terrae iam tuta tenebam* (gewöhnlich *adnabam terrae, iam*), 817 *Tarquinios reges animamque superbam, ultoris Bruti (animamque superbam ultoris Bruti)*, wonach *animamque superbam* auf *Tarquinios* bezogen wird; die Stelle wird von ihm so paraphrasiert: *Brutus Tarquinii superbiam ultus est fascibus recuperatis populoque restitutis*; 858 *sistet eques, sternet Poenos (sistet, eques sternet Poenos)*.

Die Interpunktion N.s weicht wesentlich von der aller übrigen Herausgeber ab, indem er nicht die grammatische oder logische, sondern die rhetorische anwendet, d. h. nicht nach

grammatischen, sondern nach rhetorischen Prinzipien interpungiert. Nicht die einzelnen Sätze, bezw. Satzteile werden voneinander getrennt, sondern die Interpunktionszeichen dienen dazu, um die Kola und Kommata zu markieren; sie stehen hinter den einzelnen Rezitationspausen, die durchaus nicht mit dem Ende der einzelnen Sätze, bezw. Satzteile zusammenfallen. Es ist bekannt, daß diese bei den Alten übliche Interpunktionsart, die mehr psychologischer als logischer Natur ist, auch bei den französischen und italienischen Schriftstellern üblich ist. Ähnlich wie bei diesen, steht auch in N.s Text ein Beistrich stets vor *et, que, nec,* vor und nach dem Partizipialsatz, vor dem Infinitiv; dagegen entfällt er vor der Apposition, vor dem Vokativ, vor der Interjektion, vor dem Relativsatz, indirekten Fragesatz, Konditionalsatz und anderswo. Statt Doppelpunkt steht gewöhnlich Punkt vor der direkten Rede, desgleichen oft Punkt statt Rufzeichen oder Fragezeichen. So kommt es, daß fast in jedem Verse bei N. andere als die üblichen Interpunktionen vorkommen.

In der Übersetzung verzichtete N. in der Erkenntnis, daß der Hexameter für eine deutsche Vergilübersetzung nicht tauge und daß es schwer sei, hiefür einen äquivalenten Vers zu finden, auf die Einheitlichkeit des Metrums und wählte, entsprechend der Verschiedenheit der Stimmungen, die V. durch die Abwechslung von Daktylen und Spondeen zur Geltung bringt, bald den fünffüßigen Iambus (so im erzählenden Teile), bald Trochäen und Anapästen (so in den Sphären dramatischer Handlung oder lyrischer Stimmung). Mag man auch dieses Preisgeben einer Haupteigentümlichkeit des Epos, der metrischen Einheitlichkeit und Geschlossenheit, nicht billigen, so muß doch zugegeben werden, daß sich N. als einen Meister der Übersetzung zeigt, der mit dem Streben nach philologischer Genauigkeit dichterischen Sinn verbindet. Es wird nicht viele Übersetzungen klassischer Autoren geben, die sich rücksichtlich der Übereinstimmung mit dem Geiste der deutschen Sprache und der poetischen Darstellung mit dieser Übersetzung des VI. Buches der Aeneis messen können. Als ein nicht geringerer Virtuose bewährt sich N. in den gelegentlichen griechischen Prosaparaphrasen und metrischen Übersetzungen einzelner Aeneisstellen in der Einleitung und im Kommentar.

Im Kommentar (S. 107—355) folgt auf die Disposition der einzelnen Abschnitte und die Periodenanalyse die Interpretation von Vers zu Vers, wobei es keine dunkle oder kontroverse Stelle gibt, auf die N. nicht einginge. Ein paar von diesen sollen hier Erwähnung finden. V. 95 f. *tu ne cede malis, sed contra audentior ito, quam tua te Fortuna sinet* = *ne cedas malis, sed esto audentior, quam tua te Fortuna permittit.* Die *mala* sind persönlich gedacht; die *Τύχη*, die dem Menschen wie ein persönlicher Dämon anhaftet, will ihn durch Unglück ins Verderben stürzen; aber der moralische Wille des Menschen ist stärker als die *Τύχη* (in der

Übersetzung: „Weiche dem Leid nicht, weise die Stirn ihm Fortuna zum Hohn“). 507 f. *nomen et arma locum servant: te amice nequivi conspicere, et patria decedens ponere terra.* Deiphobos erhält bloß ein *κενοτάφιον (tumulum inanem),* dessen Aufschrift und Waffen künden, wer er sei, und daß er den Heldentod gefunden habe. „Waffen nur und Namensaufschrift zeichnen jenes Grab: dich selbst konnt' ich, mein Lieber, Schauen nirgend, als ich scheiden mußte, Bergen nicht im Boden unserer Väter.“ 585 f. *vidi et crudelis dantem Salmonea poenas, dum flammas et Iovis sonitum imitatur Olympi.* N. paraphrasiert die Verse so: *Vidi in Tartaro etiam Salmonea, qui dum Iovis flammas et Olympi sonitum imitatur, crudeles dedit poenas Iovis fulmine in Tartarum deiectus.* Der Satz mit *dum* enthält eine zeitliche Bestimmung nicht zu *vidi,* sondern zu dem zunächst stehenden *dantem* und die *poenae* sind nicht von der Art der Strafe im Tartarus zu verstehen, die bei Salmoneus so wenig angegeben wird wie bei den Aloiden, sondern von der Strafe, die seinem Frevel auf Erden durch Juppiters Blitz widerfuhr. 743 *quisque suos patimur manis. τὸν ἑαυτοῦ ἕκαστός τις δαίμονα πάσχομεν.* Jede Seele wird von ihrem Dämon dafür gestraft, daß sie sich an die Affekte des Körpers gebunden, aber je nachdem dieses Band loser oder fester gewesen ist, vollzieht der Dämon die Strafe milder oder strenger. „Ein jeder büßt, wie es sein Dämon heischt.“ 779 f. *viden... et pater ipse suo superum iam signat honore? Superum* ist Accus. zu *signat;* durch *superum* wird der Gegensatz zur Unterwelt bezeichnet, also: Mars selbst zeichnet den Romulus schon jetzt wie einen der Oberwelt Angehörigen mit dem ihm dort zukommenden Schmuck aus. 887 *Aëris campi* = das *confinium* zwischen irdischer Atmosphäre und dem himmlischen Äther, die oberste Grenze atmosphärischer Luftschicht unter dem Monde, entsprechend den *λειμῶνες Σελήνης* bei Plutarch; die Region des Purgatoriums bei Dante, das er ebenfalls in den Feuerkreis zwischen der Erdhemisphäre und dem Monde verlegt; der Raum vor dem Elysium.

In den stilistisch-metrischen Anhängen (S. 357—458) behandelt N. systematisch eine Reihe von Fragen, die mit dem Kommentar eng verknüpft sind, auf die aber dort nur gelegentlich verwiesen wird, um den fortlaufenden Gang der Erklärung durch lange Exkurse nicht zu stören, so die Ennianischen Reminiszenzen bei V., die Periodik, die Wortstellung, die griechischen Deklinationsformen im VI. Buch der Aeneis, die malerischen Mittel des Vergilischen Hexameters, unregelmäßig gebildete Verschlüsse, bemerkenswerte Synaloephen im VI. Buch u. a. In diesen Anhängen bietet N. ein reichhaltiges Sammelmaterial, das zur Beurteilung und Entscheidung mancher wichtiger Frage beizutragen geeignet ist. Bei der Interpretation eines Dichters wie V., der auf die Form so großes Gewicht legt und vielfach als der Schöpfer der poetischen Technik bei den Römern zu gelten hat, müssen auch solche schein-

bare Kleinigkeiten bei der Interpretation Berücksichtigung finden, abgesehen davon, daß sie nicht selten auch die beste Handhabe zur Lösung mancher strittigen Frage sachlicher Natur bieten.

Wien. Dr. A. Primožić.

Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Herausgegeben von Stefan Cybulski. Tafel III *b Nummi Romani* auctore Eugen Pridik; ein Blatt dazu: Pridik, Die römischen Münzen. Leipzig 1902. gr. 8°, 39 SS. Preis 4 Mk. (Text apart 1 Mk.)

Die Tafel III *a*, welche die griechischen Münzen darstellt, glaube ich vor Jahren in einer Gymnasialsammlung flüchtig gesehen zu haben. Ich kann jetzt auf den Wiener Bibliotheken kein Exemplar davon erreichen und daher nicht feststellen, inwiefern die Auswahl und Anordnung der neuen Tafel durch Rücksicht auf die ältere gebunden war. Auch erfuhr ich nicht bei einer Umfrage unter Bekannten, welche Erfahrungen bei ihrer Benützung in der Schulpraxis gemacht worden sind.

Es ist ein Blatt von nicht ganz 67 × 87 *cm*, auf das die Münzen in sechs Feldern zu 26 × 24 *cm* vereinigt sind. Der Private, der in seiner Wohnung keine Wand für ein solches Blatt zur Verfügung hat, kann also zum bequemeren Gebrauch aus ihr ein sechsblättriges Quartheft schneiden lassen. Die Tafel ist auf lithographischem Wege nach guten Originalen, zumeist der Petersburger Münzsammlung, deren Konservator der Verf. ist — wie es scheint, durch direkte Übertragung von Photographien — und in drei Farbtönen, entsprechend den Münzmetallen, hergestellt. Die Farben sind ja gewiß ein schätzenswertes mnemotechnisches Hilfsmittel, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die dunkle Färbung der Bronzemünzen der Gefälligkeit des Gesamtbildes und der Schärfe der einzelnen Bildchen Abbruch tut. Auch stört es, daß bei einigen der Münzbildchen die vertikale Achse etwas verschoben ist.

Die Tafel umfaßt die römische Reichsmünze vom gemarkten Barren des vierten Jahrhunderts v. Chr. bis auf die Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts; bei der kleineren Hälfte der Auswahl in zweiseitigen Aufnahmen, bei den Münzen der Kaiserzeit erscheint bloß meist die Porträtseite. Daß Lehrer oder Schüler, welche aus welchem Grunde immer römischen Münzen Interesse entgegenbringen, sie zu einem Gesamtüberblicke gut verwenden können, glaube ich gern. Darüber hinaus, also zu einer direkten Verwendung beim Schulunterrichte, möchte ich sie nicht empfehlen: aus Gründen der Auswahl. Für die meisten von ihnen, insbesondere für die Stücke der nachaugusteischen Kaiserzeit, deren Geschichte in der Schule stiefmütterlich behandelt wird und deren Schriftsteller einen sehr geringen Raum in der Schullektüre einnehmen, weiß ich keine direkte Beziehung zum Unterrichte herauszufinden

und daß die Münztypen zur Erklärung oder Illustrierung mythologischer oder anderer Daten in der Schule nicht leicht benützt werden können, ist meine Meinung. Aber es ist keine Frage, daß ein tüchtiger Lehrer außerhalb des eigentlichen Schulunterrichtes mit dieser Auswahl geeigneten Schülern angenehme und nützliche Stunden verschaffen kann.

Das Textbuch ist geschickt, warm und anschaulich gemacht, wie von dem Verf. nicht anders zu erwarten stand. Freilich möchte ich nicht alles unterschreiben, was ich bei der Lektüre einzelner Stichproben gelesen habe. Bei manchen dieser Behauptungen will ich annehmen, daß der Verf. mit Absicht die bestehenden Ansichten verlassen habe, und muß dann umsomehr bedauern, daß der Verzicht auf Zitate und Beweisführung ihm die Möglichkeit genommen hat, den fachmännisch geschulteren Leser zu überzeugen. Vielleicht findet der Verf. in anderem Zusammenhange Gelegenheit zu diesen Erörterungen und verpflichtet sich dadurch auch seine engeren Fachgenossen zu Dank.

Wien. Kubitschek.

Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Von Karl Weitbrecht (Sammlung Göschen 161). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1902. Preis 80 Pf.

Als Agens stellt dieser Abriß auch für die deutsche Literatur den Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus hin, wie er für die Geschichte schon längst angenommen ist. Daher wird Goethes antikisierende Richtung ziemlich einseitig als „Winkelmannscher Irrtum“ (von der Lebensfähigkeit der Antike) hingestellt, Schiller unter lebhafter Polemik gegen die „Schererschule“ erhoben und mit dessen Tode (1805) die Zeit der Klassiker totgesagt. Die Geschichte der neueren deutschen Literatur beginnt nach den Darlegungen des wohlbekannten Verf.s nicht mit Opitz oder Gottsched, sondern mit Klopstock, dem ersten deutschen Dichter der neueren Zeit, der „Lebendig-Wirkendes“ geschaffen hat; eigentliche Klassiker aber, die jetzt noch nachwirken, sind nur mehr Goethe und Schiller, vielleicht noch Lessing, während Wieland und Klopstock zurücktreten und Herders Ideen bloß durch Goethe hindurch wirken. Im einzelnen ließe sich damit rechten, auch Ungenauigkeiten und kleine Verstöße (S. 52, 63, 131) könnten aufgezeigt werden, aber im ganzen ist die Darstellung so trefflich, die Beherrschung des Stoffes eine so vollständige und der Stil so gewandt, daß dieser Abriß als wichtige Ergänzung zu der äußerst geschickten, aber sehr kompressen Behandlung des Gegenstandes in dem derselben Sammlung angehörigen Leitfaden von Max Koch nicht genug empfohlen werden kann. Bei einer Neuauflage sollten nur ein paar

gewagte Behauptungen (S. 78, 89) und Ausdrücke (z. B. S. 201, Z. 8—10 v. o.) gemäßigt, Wieland (und seine Nachahmer) mehr berücksichtigt und Goethes „Alter" (1805—1832) eingehender gewürdigt werden.

Graz. S. M. Prem.

Lesebuch für das dritte Schuljahr in zwei Abteilungen. Erste Abteilung: Thüringer Sagen. Zweite Abteilung: Aus Thüringens alter Zeit; Thüringer Land, Volk und Kind. Von den Verff. der „Schuljahre". Buchschmuck von Ernst Liebermann. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt 1902.

In den sonst recht guten deutschen Lesebüchern für österreichische Volksschulen wird in der Regel ein sehr wichtiges Bildungs- und Unterrichtselement vermißt — das Heimatliche; Lesestücke allgemeingiltiger Art bilden meistens den hauptsächlichen Inhalt. Das ist gewiß eine bedauerliche, leider aber auch unabänderliche Tatsache. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß oft genug Mangel an Lokalsagen oder Eigenartigkeit der geschichtlichen Entwicklung es geradezu unmöglich machen, ein Lesebuch zu schaffen, welches den Bedürfnissen eines bestimmten Landstriches entspräche und sozusagen bodenständig wäre. Wer wollte beispielsweise ein „landschaftliches" Lesebuch für die deutschen Volksschulen Mährens zustande bringen?

In dieser Beziehung liegen die Dinge für gewisse Teile Deutschlands weitaus günstiger. Und aus solchen besonders günstigen Verhältnissen heraus ist auch das Thüringische Lesebuch hervorgegangen, dessen dritter Band zur Besprechung vorliegt.

„Den Grundstock für den Inhalt bietet die Thüringer Heimat in Sage, Lied und Schilderung, angemessen der Fassungskraft und dem Wortschatz der Kinder." Hinsichtlich der Verwendung des Buches äußern sich die Herausgeber selbst in folgender Weise: „Möge das Buch den Thüringer Schulen willkommen sein und als gern gesehener Begleiter den vorhandenen Lesebüchern beigegeben werden, wo es nicht als einziges Lesebuch des dritten Schuljahres benützt werden kann". Ref. hält den einschränkenden Zusatz in der Zweckbestimmung für vollkommen überflüssig. Nach seiner Auffassung ist vielmehr das Buch für sich allein als Lesebuch des dritten Schuljahres verwendbar. Denn mag auch sein Inhalt fast ausschließlich im heimatlichen thüringischen Boden wurzeln, so sind doch auch genug Lesestücke allgemeineren Charakters vorhanden, die es ermöglichen, den Blick der Kinder über den heimatlichen Horizont hinauszulenken. Diese Art, den kindlichen Geist zu entwickeln, nämlich vom Heimischen auszugehen und erst dann das Fremde zu betrachten, ist gewiß naturgemäßer als jener Volksschul-Enzyklopädismus, der den kindlichen Geist mit einem Misch-

masch von Dingen vollpfropft, die nicht selten in weitester Ferne liegen.

Gegen die Darstellung im ersten Teile, in welchem Seminaroberlehrer Lehmensick die Thüringer Sagen erzählt, läßt sich nicht viel einwenden. Die Erzählung ist einfach, für Kinder des dritten Schuljahres faßlich und im allgemeinen frei von gröberen Verstößen sachlicher und sprachlicher Natur. Im einzelnen sei der Verf. auf folgende Mängel aufmerksam gemacht.

Die zweite Hälfte des Lesestückes Nr. 14 ist jedenfalls durch ein Versehen beim Drucken an den Schluß des Lesestückes Nr. 15 geraten. — Das verwandtschaftliche Verhältnis Ludwigs des Springers zu Ludwig dem Bärtigen sollte schon in dem Lesestücke Nr. 16 (nicht erst in Nr. 20) angedeutet werden. — Der Ausdruck „Die Luft, die wir atmen“ (S. 33) ist der Volkssprache fremd. Die erklärende Apposition „Die Goldmünzen“ (ibid.) sollte als Anmerkung unter dem Text stehen. — S. 34 „um der armen Bäuerlein“ unrichtig statt „um der armen Bäuerlein willen“. — Auf S. 51 ist fälschlich von einem „Hermann von Österreich“ statt von „Leopold von Österreich“ die Rede (übrigens ist „Herrmann“ ein Druckfehler). — Wenn es auf S. 52 heißt „der Löwe war hinausgegangen, auch um etwas frische Luft zu schöpfen“, so klingt dies für einen Löwen etwas zu verständig; ebensowenig kann die Wendung „da standen nun die beiden Herren, der König der Tiere und der Landgraf von Thüringen, einander gegenüber“, gutgeheißen werden. — S. 54 „frug“ besser „fragte“. — Die Erwähnung von „türkischen Pfeifen“ (S. 55) im Zeitalter Ludwigs, des Gemahls der hl. Elisabeth, ist ein starker Anachronismus. — S. 58 „hinter seinen Rücken“ Druckfehler für „hinter seinem Rücken“, ebenso „giebt“ (S. 76) für „gibt“. — Auf S. 62 muß es statt „der erst im Gefängnisse und nun aber gut geworden war“ heißen „der erst im Gefängnisse gewesen, nun aber gut geworden war“. — S. 68 „Abte“ richtig „Äbte“, S. 69 und 86 „gethan“ statt „getan“, S. 69 „von unseren Landgrafen“ richtig „von unserem Landgrafen“. — Fehlerhaft heißt es ferner auf S. 69 „und er wagte ihn nicht zu erheben“ statt „und er wagte nicht, ihn zu erheben“. — Nicht ganz passend ist es, wenn der Erzähler Elisabeth sagen läßt (S. 70): „Zwingt Ihr mich, daß ich den Kaiser nehmen muß, so schneide ich mir die Nase selber ab“ (überdies liegt in „muß“ ein Pleonasmus). — Ein gewisser Widerspruch ist zu erkennen, wenn von Elisabeth gesagt wird (S. 70) „sie arbeitete bis in die Nacht für ihre Kinder und lebte in tiefer Armut“, wenige Zeilen später aber „Man fragte sie über ihr Vermögen. Da sprach sie: Alles, was ich besitze, soll den armen Leuten gehören“. — Die Stelle (S. 80) „An dem Helme .... nicht der rechte Sohn des Landgrafen war“ könnte in einem Schulbuch wohl wegbleiben, umsomehr als ja der Verf. auch sonst bemüht gewesen ist, sittlich Bedenkliches in den einzelnen

Sagen auszumerzen. — Die auf S. 81 erwähnten „12.000 Wagen voll Silber“ müssen auch in einer sagenhaften Darstellung als Übertreibung empfunden werden. — S. 82 statt „alle Freunde, die Friedrich geholfen hatten, aus dem Hungerturme zu entfliehen“ ist besser zu stellen „die Friedrich aus dem Hungerturm entfliehen geholfen hatten“. — S. 83 „wohnen“ besser „wohnten“. — S. 88 „dachte zu sich selbst“ ist nicht sprachgebräuchlich statt „dachte bei sich selbst“.

Während die erste Abteilung als „Heimatkundliches Geschichtslesebuch“ bezeichnet werden kann, zeigt die zweite mehr den Charakter unserer Lesebücher, d. h. sie bildet eine Chrestomathie von prosaischen und poetischen Nummern, doch abermals unter sehr starker Betonung des Heimischen; so begegnet man u. a. auch (und zwar nicht ungerne) Thüringer Spielreimen und Thüringer Zählreimen. Auch diese Lesestoffe „wollen alle der Pflege heimatlicher Vorstellungen dienen, im Kinde Freude an der Heimat wecken und durch sie der Heimatliebe Eingang verschaffen“.

Die getroffene Auswahl ist im großen und ganzen gut zu nennen. Ein oder das andere Gedicht hält allerdings strengeren Anforderungen nicht stand. So erscheint dem Ref. Nr. 63 gekünstelt naiv und gar zu unbedeutend, Nr. 68 wäre schon wegen der Wendung „die Frau Schwalben all“ auszuscheiden. In ähnlicher Weise erscheint mir der Ausdruck „Was treibst Du denn für Faxen“ (in Nr. 116, einem ernst gehaltenen Gedichte) unstatthaft; denn auch in der volkstümlichen Sprache gibt es Wendungen, die als edel und zulässig angesehen, und solche, die als unedel verpönt werden müssen. Die Nummern 123 und 125 sind nichts als gereimte Prosa, u. zw. recht platte Prosa.

Auch in dieser Abteilung sind mehrere Versehen zu verzeichnen. Auf S. 8 wäre nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch „Schilde“ statt „Schilder“ zu setzen. — S. 12 „ihr“ richtig „Ihr“. — Auf S. 32 steht einige Male „ein bischen“ statt „ein bißchen“ (so richtig auf S. 128). — S. 45 „Affchen“ richtig „Äffchen“. — S. 50 „dadurch war es gerettet“ richtig „dadurch ist es gerettet“. — S. 82 „Schwes-terchen“ r. Schwe-sterchen“. — S. 86 „deu“ r. „den“. — S. 90 „Ameu“ r. „Amen“. — S. 129 „bethört“ r. „betört“.

Was die Satzzeichen betrifft, so sind sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt behandelt worden, wie bei einem Schulbuch (noch dazu bei einem deutschen Lesebuch!) unbedingt gefordert werden muß. Auf mancher Seite finden sich vier bis fünf Verstöße gegen die Interpunktion.

Mit freudiger Anerkennung muß schließlich des von Ernst Liebermann stammenden Bilderschmuckes gedacht werden. Ref. ist ein Gegner der immer mehr um sich greifenden Illustrationswut, welche zuletzt der Einbildungskraft des Kindes gar nichts mehr übrig läßt und auch schon zu Entartungen und zu Spielerei ge-

führt hat. Aber bildliche Darstellungen wie die von Liebermann verdienen alles Lob. In wirksamer, kräftiger Holzschnittmanier gehalten, sind diese Bilder geeignet, das Auge des Kindes zu fesseln und mitunter geradezu zum Nachzeichnen zu reizen. Anheimelnd sind sie alle.

Wien. Adolf Hausenblas.

W. Duschinsky, Choix de lectures expliquées à l'usage de l'enseignement secondaire. Prix: broché 4 K, relié 4 K 50 h. Vienne, Tempsky 1903.

Unsere österreichische Schulliteratur ist nicht reich an französischen Lesebüchern für höhere Lehranstalten. Bis nun haben die Chrestomathien von Bechtel und Filek die Bedürfnisse der Mittelschule bestreiten müssen. Daher ist eine Neuerscheinung freudig zu begrüßen, weil sie erwarten läßt, daß sie dem Fortschritt in der methodischen Behandlung des fremdsprachlichen Unterrichts Rechnung tragen und neben anderen hergebrachten Stoffen eine Auswahl von Lesestücken aus zeitgenössischen Schriftstellern bringen werde; denn die Sprache der Gegenwart soll auch dem Lehrplane gemäß in hervorragender Weise berücksichtigt werden, wenn ein gewisser Grad der Beherrschung der fremden Sprache erreicht werden soll. In dieser Beziehung hat uns die Erwartung nicht getäuscht: Duschinskys Auswahl von Lesestücken mit beigefügten Erklärungen bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Behandlung des Französischen auf der Oberstufe. Die Auswahl ist nach den von den Instruktionen angegebenen Stoffkreisen getroffen, um, soweit es in der begrenzten Unterrichtszeit möglich, in die Kenntnis des fremden Volkstums einzuführen. Neben alten Bekannten, die uns durch andere Lesebücher lieb geworden sind, finden wir neue, ganz junge, die unsere Zeitgenossen sind, von denen die Zeitungen schreiben, deren Werke wie im Fluge durch die zivilisierte Welt ziehen. So berührt es angenehm, auch eine Probe von Rostands Poesie zu lesen, wenn wir auch bedauern, ein Fragment aus Aiglon oder Cyrano de Bergerac vermissen zu müssen. Im *genre épistolaire* vermissen wir Mme de Maintenon, finden aber dafür Musterproben aus Prosper Mérimées Briefen. — Als Erläuterung für den Schüler und als Wegweiser für den Lehrer dient der Kommentar. Dieser ist entsprechend dem Übungsbuche des Verfassers, das die Weitzenböckschen Lehrbücher vervollständigen soll, bestrebt, die Entwicklung der Begriffe durch französische Synonyma zu vermitteln, die Erklärungen des Französischen durch das Französische zu geben. Nur in Fällen, wo eine Begriffsvermittlung nicht leicht möglich oder gar zu umständlich wäre, griff der Verf. zu einer passenden Verdeutschung. Von den im Kommentar eingestreuten grammatischen Belehrungen sehen wir

ab, da wir statt derselben lieber Verweisungen auf die Weitzenböcksche Grammatik, mit der diese Auslese ein Ganzes bilden soll, sehen möchten. Hievon müßten allerdings die vereinzelt vorkommenden Spracherscheinungen ausgenommen werden, deren Aufnahme vollauf berechtigt ist. Beim richtigen Gebrauch wird der Kommentar sicherlich zur Förderung des Denkens und der mündlichen Fertigkeit im Französischen wesentlich beitragen. Und auf die Beherrschung der Sprache war schon bei der Wahl der Lesestücke besonders Bedacht genommen worden; daher auch die kurzen Randbemerkungen, die die Disposition des Lesestückes geben sollen. Diese Angaben finden sich jedoch nur bei den ersten Lesestücken, in den folgenden wird diese Arbeit ganz richtig der gemeinsamen Beschäftigung der Schüler und des Lehrers überlassen. An einem Lesestück *(Siège de Berlin)* ist dieses Verfahren beim Gebrauch der Chrestomathie besonders anschaulich durchgeführt. — Eine Übersicht der französischen Dynastien und Regierungen, der gegenwärtigen und früheren Münzen, Maße und Gewichte sind als Anhang beigegeben. Zur Veranschaulichung der durch die Texte gebotenen Realien dienen 20 Illustrationen. Fügt man hinzu, daß die typographische und buchbinderische Ausstattung tadellos und der Preis angemessen ist, so kann man sich mit Recht der Hoffnung hingeben, daß dieses neue Werk von den Vertretern des Französischen an unseren Mittelschulen willkommen geheißen wird, besonders aber an Anstalten, wo nach Weitzenböck in den Unter-, nach Duschinsky in den Oberklassen unterrichtet wird.

Wien. F. Pejscha.

The Literary Echo. A Fortnightly Paper intended for the study of the English Language and Literature (founded by W. Weber), edited by Dr. Th. Jäger, Tübingen (Osterberg 2). Sixth Year. Nr. 1—6 (January 1, 1903 — March 15, 1903). Abonnement: Mk. 4 jährlich, halbjährlich Mk. 2. Eugen Salzer, Heilbronn a. N. 144 SS.

Das „*Literary Echo*" will eine Zeitschrift sein für alle, die schon auf irgend eine Weise sich die grundlegenden Kenntnisse in der englischen Sprache erworben haben und nun nicht nur nicht vergessen, sondern sogar noch weiter lernen wollen. Es sucht dieses Weiterlernen auf möglichst angenehme Weise zu gestalten, indem es stets — abgesehen von regelmäßigen grammatischen Übungen — möglichst abwechslungsreiche Artikel aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, aus dem gesamten englischen Sprachgebiet bringt, wobei es mit den neuen Verhältnissen, besonders auch in handelspolitischer und sozialer Beziehung, stets auf dem Laufenden zu bleiben bemüht ist. Als seine Hauptaufgabe aber sieht es das „*Literary Echo*" an, seine Leser mit der Entwicklung der neuesten Lite-

ratur bekannt zu machen und ihnen immer durch Auswahl guter Erzählungen, Gedichte oder dramatischer Stücke der besten Schriftsteller oder guter literarischer Artikel gute Nahrung vorzusetzen.

Wenn wir in den Nummern 1—6, welche das I. Vierteljahr des VI. Jahrganges (1903) vorstellen, blättern, so finden wir dieses Programm des Verlages und der Schriftleitung des „*Literary Echo*" verwirklicht. Wir lesen in No. 1 das reizende Gedicht *The Mother's Hand* von Charles Swain (1803—1874), in No. 3—6 die Erzählung Kiplings „*The Tomb of His Ancestors*" (der Subalternoffizier John Chinn, dessen Großvater in Indien ein ehrenvolles Grab gefunden und der seine erste Jugend in Indien zugebracht hat, genießt eine derartige Popularität bei den einheimischen Truppen, daß er in unruhigen Zeiten mehr bei ihnen ausrichtet als seine Vorgesetzten), ferner in No. 2—6 die hübsche Plauderei „*The Awful German Language*" von Mark Twain, worin der amerikanische Humorist sich in köstlicher Weise über die Schwierigkeiten, die ihm die Erlernung der deutschen Sprache macht, beklagt. Von belehrenden Artikeln seien erwähnt: Rudyard Kipling (No. 1 und 2), *The Literary Echo's Journey to London* (No. 1, 3, 4, 6) mit Abbildungen der bedeutendsten Bauwerke Londons, *The Cost of the American Coal Strike* (No. 1), *The Association of German Governesses in England* (No. 2), *The Colonial Conference* (No. 4), *The Monroe Doctrine* (No. 5). Alle diese Texte sind mit erklärenden Fußnoten versehen, so daß das Lesen derselben niemandem schwer fallen kann.

Jede Nummer enthält auch sehr gediegene grammatische Belehrungen in englischer Sprache, an die sich *Exercises*, bestehend aus zwei zum Übersetzen ins Englische bestimmten deutschen Übungsstücken, darunter einem Brief, anschließen. Die englische Übersetzung bringt immer das nächste Heft, so daß die Abonnenten der Zeitschrift die in ihrem Elaborat etwa gemachten Fehler selbst ausbessern können. Endlich lautet eine stehende Rubrik „*New Books*", in welcher neu erschienene Werke je nach der Sprache, in der sie abgefaßt sind, deutsch oder englisch besprochen werden. Auch an einer „*Correspondence*" des Herausgebers mit den Lesern der Zeitschrift fehlt es nicht.

So trägt alles dazu bei, um das „*Literary Echo*" für die weitesten Kreise nützlich zu machen Die Anschaffung dieser Zeitschrift ist deshalb allen, die sich im Englischen fortbilden wollen, um so eindringlicher zu empfehlen, als der Abonnementspreis (1 Mk. vierteljährlich!) ein äußerst billiger ist.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den XII Tafeln.... von Dr. Dav. Heinr. Müller. Wien, Hölder 1903.

Zu Anfang 1902 wurde von der französischen Expedition unter der Führung de Morgans auf dem Akropolis-Hügel von Susa ein Dioritblock ausgegraben, dessen keilinschriftlicher Text unter dem Titel *Code de Lois (Droit Privé) de Hammourabi, roi de Babylone, vers l'an 2000 avant J.-C.* von V. Scheil publiziert und übersetzt wurde (*Délégation en Perse. Mémoires.* Tome IV. Paris 1902). An diese *editio princeps* schließt sich in rascher Folge eine ganze Literatur an, allerdings mehr extensiver Art. Einen weiteren Fortschritt in der Forschung bringt das vorliegende Werk, das recht geeignet ist zu zeigen, welch hohe kulturgeschichtliche Bedeutung dem Funde innewohnt, der in die entfernte Vergangenheit der patriarchalischen Zeit, dann für die dunklen Wege des Austausches geistiger Errungenschaften unter den Nationen und Kulturepochen Licht bringt.

Den Beginn macht eine neue Ausgabe des Textes in Transkription mit gegenüberstehender Übersetzung ins Deutsche und Hebräische. Nach der Erläuterung und vergleichenden Analyse wird der bisher für regellos angesehene Aufbau dieses Gesetzbuchs erklärt; es folgen Erörterungen über das Verhältnis des altsemitischen Urgesetzes zur mosaischen Gesetzgebung und die Grundprinzipien des altsemitischen Rechts, sprachliche Exkurse und Anhänge. Die Übersetzung ins Hebräische läßt die außerordentlich großen Analogien hervortreten, die zwischen diesem Codex und den Rechtssatzungen des A. T. obwalten. Die Geschichte der Patriarchen liest sich an der Hand der Analysen M.s wie eine Exemplifikation dieser Gesetze, welche das rechtliche Vorstellungsleben ihres Kulturkreises beherrschten. Die Gesetzgebung des Moses zeigt teils die Festsetzung der alten Rechtsüberlieferung, teils läßt sie die bewunderungswürdige ethische Größe dieses Gesetzgebers erkennen, der in bewußten Gegensatz trat, wo er auf Härten des früheren Rechts traf. Wenn nun ganze Gesetzeskomplexe, deren Gruppierung und systematische Reihenfolge sich sowohl bei H. als auch in der mosaischen Gesetzgebung wiederfinden, so erweist sich doch letztere in vielen Fällen für ursprünglicher als der für komplizierte Rechtsverhältnisse angepaßte Codex Hammurabis; sie steht also, wenn auch zeitlich jünger, dennoch jenem semitischen Urgesetz näher, das aus beiden erschlossen werden muß. Von diesem Urgesetz lassen sich noch folgende Rechtsgrundgesetze wiedererkennen: die rechtliche Regelung und gerechte Vergeltung an Stelle der Blutrache; die Bestrafung der bösen Absicht für sich selbst; die Häufung von verschiedenartigen Strafen für ein Verbrechen ist ausgeschlossen; die Anwendung des Gedankens gerechter Vergeltung auf vermögensrechtliche Delikte mit den Strafansätzen zwei- und fünffach.

Große Entdeckungen bringen auch weiter abstehenden Forschungsgebieten neues Material, neue Anregungen. So ist denn M. nach der Entdeckung des altsemitischen Urgesetzes auch darauf ausgegangen zu untersuchen, ob sich zwischen diesem und anderen alten Gesetzessammlungen Beziehungen aufdecken lassen. Gewiß spricht die innere Wahrscheinlichkeit für seine Beweisführung S. 275 ff., daß in dem syrisch-römischen Rechtsbuch (ed. Bruns-Sachau) an solchen Stellen, die keine genügende Erklärung im römischen Recht haben, Spuren des Einflusses der altsemitischen Gesetze zu erkennen sind, nicht etwa Spuren der griechischen Rechtsentwicklung. Recht schwierig gestaltet sich die Untersuchung der XII Tafel-Gesetze in dieser Hinsicht, weil hier die Ungunst der Überlieferung besonders störend wirkt. Dennoch scheint sich wenigstens in einem Falle die gleiche Abfolge in einem ganzen Komplex von Rechtssätzen nachweisen zu lassen, die für die XII Tafeln mit Wahrscheinlichkeit zu rekonstruieren ist (Tafel VII nach Voigt; *furta, noxia nocita, iniuriae*) und mit der bei Hammurabi und teilweise mit der im Exodus übereinstimmt. Fassen wir einzelne Bestimmungen ins Auge, so wird bei dem Diebstahl nach dem semitischen und dem römischen Recht genau unterschieden, ob es Nacht ist oder heller Tag, und bei beiden ist wieder die Bestimmung die gleiche, daß in ersterem Fall der Dieb ohne weiteres getötet werden darf (Voigt VII 1, Bruns VIII 12, 13, Hammurabi 21—25, Exodus 22, 1). Die Bestimmung über das *tignum iunctum* (Voigt VII 5, Bruns VI 7) findet sich auch bei Hammurabi. Ebenso ähnlich sind die Bestimmungen über Brandschaden an Häusern und Getreidehaufen (Voigt VII 9, Bruns VIII 10, cf. Exodus 22, 4—5), Weidefrevel (Voigt VII 10, 11, Bruns VIII 9, cf. Hamm. 57, 58, Exodus l. c.), Baumfrevel (Voigt VII 12, Bruns VIII 11, Hamm. 59), Rauferei und Talion bei körperlichen Beschädigungen (Voigt VII 13 ff., Bruns VIII 2 f., Hamm. 206, 207/8, Exodus 21. 18; 24). Der Begriff des *mancipium* ist derselbe wie im römischen Recht (bei Hamm. 118—119). Wir müssen auf die Bemerkungen und die vergleichende Tabelle bei M. selbst hinweisen. Seine Ausführungen sind gerade jetzt wichtig, da E. Pais und Ed. Lambert die geschichtliche Tatsache der Decemviral-Gesetzgebung bestreiten und letzterer (*La question de l'authenticité des XII tables et les annales maximi*, Paris 1902) glaubt, was die als Fragmente der XII Tafeln bekannten Gesetze selbst betrifft, daß ihre Sammlung bis auf die Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. herabzudrücken ist. So sicher es nun ist, daß die uns heute vorliegende Form, in der uns XII Tafel-Fragmente überliefert sind, nicht auf das V. Jahrh. v. Chr. zurückgehen kann, ebensowenig kann man bei vielen Rechtsgebräuchen der XII Tafel-Fragmente die hohe Altertümlichkeit in Abrede stellen, und bei den Untersuchungen darüber kommt es jedenfalls erwünscht,

auf die Analogien anderer Gesetzgebungen hinweisen zu können, die jetzt M. aus so entfernten Zeiten bringt.

Die Lektüre des Buches mit seinen scharfsinnigen Untersuchungen namentlich über die Beziehungen zwischen Moses und Hammurabi wird vor allem durch die klare, allgemein verständliche Darstellung erleichtert, die angenehm zu der dunklen Sprache kontrastiert, in der nicht selten juristische Untersuchungen verfaßt werden.

Wien. Karl Wessely.

Franz Cumont, Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. Mit 9 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln, sowie einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner 1903. Preis 5 Mk.

Man kann in der Altertumswissenschaft von einer Schule der Belgier sprechen. Ihre Sonderart ist, daß sie ein fest umgrenztes Thema mit deutscher Gründlichkeit und französischer Feinheit energisch und fast erschöpfend durchführen. In dieser Weise haben Wallon das antike Sklaventum, Willems d. Ä. den Senat der römischen Republik, Waltzing das Genossenschaftswesen im Römerreich, Cumont die Religion des Mithras in monumentalen Werken dargestellt. Schriften wie diese sind immer nur dem engen Kreise der Fachgenossen zugänglich. Daher war es bei dem allgemeinen Interesse, dem der Mithrasglaube an sich und wegen seiner Beziehungen zum Christentum begegnet, sehr zweckmäßig, daß Cumont die Ergebnisse seiner bahnweisenden Untersuchungen ohne den umfangreichen Apparat der Materialsammlung und der Anmerkungen in einer Sonderausgabe veröffentlichte. Dieser französischen Publikation, die bald in zweiter Auflage erschien, folgte eine deutsche, die — von Georg Gehrich besorgt — in einem handlichen, mit Abbildungen und einer Karte sehr gefällig ausgestatteten, angenehm lesbaren Buche vorliegt. — Der Text deckt sich bis auf Einzelheiten mit den „Conclusions“ des großen Werkes. Die bedeutungsvolle Erweiterung unserer Kenntnis, die Dieterichs Buche „Eine Mithrasliturgie“ (Leipzig, Teubner 1903) verdankt wird, konnte noch nicht verwertet werden.

Neu bearbeitet ist nur der Anhang über die Mithras-Kunst, in dem Cumont auf den Zusammenhang des großen Kultbildes der Stiertötung mit der pergamenischen Schule hinweist, die Stellung der Mithras-Denkmäler innerhalb der römischen Kunst kennzeichnet und klar darlegt, daß und weshalb die Kunst in diesem Glauben nur die Rolle einer zurückgesetzten Dienerin spielte, deren doch auch diese Religion nicht entraten zu können glaubte.

Wien. Edmund Groag.

Dr. Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. [Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausg. von G. v. Below und F. Meinecke. Abt. IV.] München u. Berlin, Druck u. Verlag von R. Oldenbourg 1903.) gr. 8°, VIII u. 432 SS.

Ein neues Unternehmen, von dem zu erwarten ist, daß es auf die Studien zur mittleren und neueren Geschichte ebenso befruchtend einwirken werde, wie dies für die alte durch Iwan von Müllers Handbuch der Fall ist. In dem von der Redaktion dieses auf 40 Bände berechneten Werkes herausgegebenen Prospekt wird richtig bemerkt, daß die zunehmende Spezialisierung in der Wissenschaft das Bedürfnis enzyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen hat und dies augenblicklich in keiner Disziplin so wenig befriedigt wird als in der mittleren und neueren Geschichte, Versuche, die bisher unternommen wurden, rührten meist von Autoren her, die nicht selbst als Forscher tätig gewesen. Den populären Darstellungen des Mittelalters und der Neuzeit fehlte andererseits wieder der wissenschaftliche Apparat oder der praktische Gesichtspunkt, unter den derartige Werke zu stellen sind. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, hat sich eine Reihe von Autoren zu einem Unternehmen zusammengefunden, dessen Ziel eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung der mittleren und neueren Zeiten sein soll. Es sollen die Tatsachen und die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung vorgeführt, zugleich aber auch ein anschauliches Bild des dermaligen Standes der Forschung in den einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft geboten werden, beides in knappster Form. Es soll den wissenschaftlich ausgebildeten Historikern wie den Studierenden und überhaupt allen Freunden der mittelalterlichen und neueren Geschichte dienen. Im übrigen sind alle innerhalb des Rahmens dieses Unternehmens erscheinenden Bände in sich abgeschlossene selbständige Werke, die in zwangloser Folge erscheinen.

In vier Hauptabteilungen: 1. Allgemeines, 2. Politische Geschichte, 3. Verfassung, Recht und Wirtschaft und 4. Hilfswissenschaften und Altertümer werden wir Darstellungen zu gewärtigen haben über die Geschichte der Deutschen und der neueren Historiographie, die mittelalterliche Weltanschauung, über die der Renaissance und der Reformation, über die Geschichte der Aufklärungsbewegung und die geistigen Bewegungen im Mittelalter. Die politische Geschichte soll in acht Bänden die Zeit bis Chlodwig, bis zum Vertrag von Verdun, bis zum Ende des 12., dann des 15. Jahrhunderts, von 1492—1640, bis 1789, den Zeitraum der französischen Revolution und der Befreiungskriege und die Geschichte des neueren Staatensystems umfassen. Der dritten Gruppe werden Werke über die deutsche, französische und englische Verfassungsgeschichte, über Kriegswesen und Heeresverfassungen,

über die Geschichte des deutschen Strafrechtes, des Straf- und Zivilprozesses, über deutsche Wirtschaftsgeschichte, über Handelsgeschichte, Münzkunde und Geldgeschichte angehören; in die vierte Gruppe kommt die Diplomatik, Paläographie, Chronologie, die historische Geographie, das häusliche Leben der Kulturvölker im Mittelalter und der Neuzeit zur Darstellung. Es ist sonach ein reiches Programm, an dessen Ausfüllung sich Kräfte wie G. von Below, Seeliger, Luschin-Ebengreuth, O. Redlich, M. Tangl, Kretschmer u. a. beteiligen.

Von dem ganzen Unternehmen ist der Schlußband zuerst erschienen. Eine bewährte Kraft, wie es die von Alwin Schultz ist, schildert uns das häusliche Leben (la vie privée) der europäischen Kulturvölker bis in die Mitte des 18. Jahrhunders. Eine allgemeine Sittengeschichte der europäischen Kulturwelt zu schreiben, ist bei dem dermaligen Stand der Forschung, wo noch die wichtigsten Vorarbeiten nicht gemacht sind, nicht gut möglich, daher begnügt sich der Verf. damit, uns einen Abschnitt aus dieser zu geben und auch das kann im wesentlichen nur eine Skizze sein, die sich vorwiegend mit den betreffenden Verhältnissen in deutschen Landen befaßt. Wir erfahren denn in dem ersten der sechs Abschnitte dieses Buches (Die Wohnung), wie unsere Vorfahren auf ihren Schlössern und Burgen, in den Städten und Dörfern gelebt, wie ihre Wohnungen angelegt, die Städte befestigt, mit Wasserleitungen, öffentlichen Bauten und Denkmälern versehen und wie die Behausungen der Bauern eingerichtet waren. Abbildungen wie z. B. die der Burg Trivels, der Kaiserschlösser von Gelnhausen und Goslar, der Wartburg, des Louvre, des Schloßhofes zu Meissen, des Schlosses Chambord usw. erläutern die Darstellung. Wir lernen die großen Palastbauten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts mit allen ihren schmuck- und kunstvollen Einrichtungen und allen zu ihnen gehörigen Anlagen kennen. Der Verf. führt uns in das Leben der Städte ein: Wir sehen das große Holstentor zu Lübeck, eines der Tore von Bordeaux, Rathäuser, Palast- und öffentliche Bauten, wie Theater, Spitäler, hervorragende Privatbauten, das Bauernhaus usw. Im zweiten Abschnitt (Die Familie) werden wir in das gesellschaftliche Leben der einzelnen Stände eingeführt; man erfährt, wie im Fürstenschloß, im Bürger- und Bauernhause die Hochzeitsfeste begangen werden, wir lernen die Festlichkeiten bei der Taufe kennen und erfahren von den einzelnen Stadien der Erziehung der Jugend usw. Der dritte Abschnitt (Die Kleidung) führt uns in einer Reihe von Abbildungen die Trachten der Vorzeit vor; der vierte (Essen und Trinken) zeigt die Lustbarkeiten bei fürstlichen Tafeln und den Schmausereien und Mahlzeiten der Bürger. Der fünfte Abschnitt schildert die Beschäftigung und Unterhaltungen der einzelnen Stände und der letzte die Feierlichkeiten bei den Begräbnissen der Fürsten, des Adels und der Bürger und Bauern. Einem jeden Abschnitte sind reiche Literaturvermerke beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Hölzels Rassentypen des Menschen. Unter Mitwirkung von Regierungsrat F. Heger ausgewählt und bearbeitet von Prof. Dr. Fr. Heiderich, gemalt von Friedr. Beck.

Auf vier großen Tafeln (98 × 78 *cm*) sind 32 typische Rassenköpfe in etwa halber Lebensgröße zur Darstellung gebracht. Blatt I und II sind dem asiatischen, Blatt III dem afrikanischen, Blatt IV dem amerikanischen, australischen und polynesischen Völkerkreise gewidmet. Begrüßen wir das neue Unternehmen schon aus dem Grunde, weil bislang an wirklich naturgetreuen farbigen, für die Schule brauchbaren ethnographischen Darstellungen durchaus kein Überfluß herrschte, zumal der prächtige ethnologische Bilderatlas von Friedrich Müller bis heute ein Torso geblieben ist, so gebührt andererseits nicht nur dem Maler und der Verlagshandlung, sondern auch dem Herausgeber besondere Anerkennung: jenen für die schöne Ausführung, diesem dafür, daß er die Schätze des naturhistorischen Hofmuseums in Wien in den Dienst der Schule stellte und damit die Möglichkeit bot, ein auf durchwegs heimischer Grundlage fußendes Anschauungswerk zu schaffen, das geeignet ist, dem erdkundlichen Unterrichte hervorragende Dienste zu leisten. Gerade weil wir den Wert der Tafeln zu schätzen wissen, glauben wir aber auf den Umstand hinweisen zu sollen, daß von den 32 Köpfen höchstens vier als Profilansichten zu bezeichnen sind. Es wäre gewiß möglich gewesen, den einen oder anderen Kopf derart in die Profilrichtung zu drehen, daß die charakteristischen Merkmale der Rasse klarer zutage getreten wären. Wir wollen davon absehen, ob es sich nicht empfohlen hätte, die Typen mindestens in Lebensgröße zu bringen, da die Einzelheiten doch auf größere Entfernungen etwas in den Hintergrund treten. Die Firma hätte in diesem Falle den Wettbewerb mit den neuen Martinschen Wandtafeln gewiß nicht zu scheuen gebraucht.

Heiderich Fr., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1903. 3. und 4. Heft.

Im dritten Hefte berichtet H. Schomers über einen geographischen Ausflug, den Oberlehrer H. Fischer als Dozent am Berliner „Staatlichen wissenschaftlichen Kursus für Lehrer im Amte“ mit zehn Hörern nach Thüringen unternahm. Die „Geographischen Charakterbilder“ erfahren durch die Schilderung des Tschitschenbodens, welche N. Krebs liefert, eine wertvolle Bereicherung. In den kleineren Mitteilungen gibt Zweck einen Überblick über die Programmaufsätze des Deutschen Reiches. Günther bespricht Kobelts „Verbreitung des Tierreiches“ und den ersten Teil von „Weltall und Menschheit“ in ausführlicher Weise. Immanuel verdanken wir eine eingehende Erörterung der physikalischen und namentlich der wirtschaftlichen Verhältnisse des Baikalsees, der sich als ein vulkanisches Becken von einer Maximaltiefe von 1600 *m* erweist.

Es dürfte aus der Vereinigung dreier besonderer Kessel entstanden sein. Sieger verbreitet sich über „Deutsche Namen nichtdeutscher Orte". Er tritt für die Beibehaltung der deutschen Bezeichnung in jenen Fällen ein, in denen es sich um Orte mit deutscher Bevölkerung handelt. Sind die Bewohner keine Deutschen, so solle der deutsche Name nur dann gebraucht werden, wenn sich diese Bezeichnung wenigstens im deutschen Sprachgebrauche lebendig erhalten hat. Er meint ferner, daß der Geograph die offiziellen Namen der nichtdeutschen Orte zu kennen habe. Mag diese Forderung auch berechtigt sein, einer Aufnahme derselben in den Unterricht möchten wir nicht das Wort reden. Der Namenballast würde durch sie nur eine, wie es Ref. scheint, nicht notwendige Vergrößerung erfahren.

Das vierte Heft eröffnet Ratzel mit einem Aufsatze über die Naturschilderung in der Geographie. Abbe beschäftigt sich mit der eigentümlichen Hydrographie der atlantischen Küstenebene Nordamerikas und untersucht Natur und Entstehung der sogenannten Fallinie. Die angegebenen Figuren fehlen. Einen breiten Raum nimmt der Bericht über die geographische Abteilung der österreichischen Lehrmittelausstellung ein. Binn tritt für eine Verlegung der Geographie in der Oktava in das erste Semester ein. Krebs führt uns nach West- und Mittelistrien, Immanuel in die Landschaft Selstan.

Sehr überrascht war Ref. über einen Zettel, der, dem 4. Hefte als Schlußheft des 2. Jahrganges der Zeitschrift beigeheftet, in trockenen Worten berichtet, daß „Verleger und Herausgeber in Übereinstimmung beschlossen haben, die weitere Ausgabe der Vierteljahrshefte einzustellen". Wir können diesen Entschluß im Interesse der gedeihlichen Entwicklung des geographischen Unterrichtes, der in ihnen eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Stütze besaß, nur auf das lebhafteste bedauern.

Wien. J. Müllner.

Schloemilchs Handbuch der Mathematik. 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. R. Henke und Prof. Dr. R. Heger. Erster Band. Elementarmathematik. Mit 321 Figuren. Zweiter Band. Höhere Mathematik. 1. Teil. Mit 281 Figuren und 12 Tafeln. Leipzig, J. A. Barth 1904. Preis eines jeden Bandes 20 Mk.

Prof. Schloemilch gab in den Jahren 1879—1881 das zweibändige „Handbuch der Mathematik" heraus, das einen Teil der „Enzyklopädie der Naturwissenschaften" bildete. In Anbetracht der Ausdehnung, welche sowohl die Elementar-, als auch die höhere Mathematik in den letzten Jahren erfahren hat, erwies es sich erforderlich, den Umfang des Buches auf drei Bände auszudehnen, von denen der erste für die Elementarmathe-

matik, der zweite für die darstellende Geometrie, die analytische Geometrie der Ebene und des Raumes und die Differentialrechnung, der dritte Band für die Integralrechnung, die Elemente der Ausgleichsrechnung, die mathematischen Grundlagen der Lebensversicherung und die Grundlagen der mathematischen Kartenentwurfslehre bestimmt ist.

Der vorliegende erste Band, der die Elementarmathematik enthält, ist nach dem Tode von Prof. Dr. Reidt von Prof. Dr. R. Henke neu herausgegeben worden. Der Plan und Charakter des Reidtschen Werkes wurde beibehalten, da er sich sehr gut bewährt hatte. Das Buch soll den Bedürfnissen des Selbstunterrichtes Rechnung tragen, andererseits dem angehenden Lehrer für die Behandlung des Stoffes im Unterrichte einen Anhalt geben. Es waren somit didaktische Momente, die in den Vordergrund gerückt wurden, andererseits wurden einige Partien aufgenommen, die man heutigentags in das Gebiet der Elementarmathematik rechnen kann, so in der Arithmetik die Lehre von den diophantischen Gleichungen, von den Gleichungen höheren Grades, die sich auf quadratische Gleichungen zurückführen lassen, die Berechnung der reellen Wurzeln numerischer Gleichungen höheren Grades, die Lehre von den Kettenbrüchen und den einfachsten unendlichen Reihen. In der ebenen Geometrie finden wir als besonders bemerkenswerte Ergänzung die Erweiterung des Abschnittes über die merkwürdigen Punkte, Geraden und Kreise des Dreieckes. In dem von der Stereometrie handelnden Abschnitte finden wir eine elementare Betrachtung der Zylinder- und Kegelschnitte aufgenommen. Der besonderen Betonung des didaktischen Momentes entspricht auch der Umstand, daß die Berechnung der Volumінhalte der Körper auf den Satz von Cavalieri gegründet wurde. Eine besonders bemerkenswerte Änderung ist in dem Abschnitte über Trigonometrie vorgenommen worden. Auch hier ist den Bedürfnissen der Schule in erster Linie Rechnung getragen worden. Besonders anzuerkennen ist die Verwendung der Trigonometrie bei der Lösung von stereometrischen Aufgaben; die sphärische Trigonometrie, die nach der Ansicht des Verf.s im Rahmen der Elementarmathematik nichts weiter sein kann als die Anwendung der Trigonometrie auf die dreiseitige Ecke und das sphärische Dreieck, wurde in der Stereometrie berücksichtigt.

Mit Recht hat der Verf. die Trigonometrie der Stereometrie vorangestellt, damit die erstere der letzteren dienstbar gemacht werden könne.

Der erste Teil des 1. Bandes umfaßt die Arithmetik und Algebra. Die Behandlung derselben ist eine vollkommen schulgerechte. In sehr ansprechender Weise wird das Rechnen mit den unvollständigen Dezimalbrüchen dargestellt; in sehr klarer Weise finden wir auch das Wesen der irrationalen Zahlen gekennzeichnet.

Hier wie im ganzen Verlaufe des Buches sind Beispiele herangezogen worden, um die aufgestellten Theoreme erläutern zu können. Von höheren Gleichungen wurden behandelt: die kubischen Gleichungen, die biquadratischen Gleichungen; ferner sind die wesentlichsten Lehrsätze aus der Lehre von den Gleichungen höheren Grades gegeben worden. Von Näherungsmethoden wurden angegeben: *regula falsi* und die Auflösungsmethode der Gleichungen von Newton. Die Methode der Bestimmung der Maxima und Minima von Funktionen ist in allgemeiner Weise gelehrt worden; es wäre in der Elementarmathematik vorteilhaft gewesen, auf die einzelnen sinnreichen Lösungen dieses Problems des näheren einzugehen. Recht zweckmäßig finden wir die Darstellung der Kombinatorik und deren Anwendungen, namentlich auf den Binomialsatz, der für ganze, positive Exponenten dargelegt wird. Die Lehre von den arithmetischen Reihen höherer Ordnung und von den figurierten Zahlen, ferner von den Kettenbrüchen ist in einem solchen Umfange zur Darstellung gebracht worden, wie sie dem ersten Studium dieser Partien entsprechend bezeichnet werden kann. Nachdem im folgenden die wichtigsten Kriterien der Konvergenz unendlicher Reihen auseinandergesetzt worden sind, wird die allgemeine Binomialreihe von Newton behandelt, dann das Wesentlichste von den logarithmischen und Exponentialreihen dargestellt.

In einem eigenen Abschnitte findet man die Lehre von den Determinanten abgehandelt und deren Anwendung gegeben, u. zw. auf die Auflösung linearer Systeme. Zum Schlusse dieses kurz dargelegten Abschnittes finden wir die Theoreme über die Addition und Multiplikation von Determinanten erörtert.

In der Planimetrie sind besonders hervorzuheben: Die intensive Betonung der rechnenden Geometrie neben der konstruktiven. In letzterer Beziehung finden wir die Methode der Hilfsfiguren, jene der geometrischen Daten, die Methode der ähnlichen Figuren, der algebraischen Analysis eingehend gewürdigt und an vielen instruktiven Beispielen erläutert. Zudem ist noch ein Abschnitt beigegeben worden, der von den besonderen Arten von Konstruktionsaufgaben handelt. Sehr bemerkenswert sind die Deduktionen jenes Abschnittes, der von den merkwürdigen Punkten, Geraden und Kreisen des Dreieckes handelt. Besonders eingehend ist die Theorie des Kreises der neun Punkte oder des Feuerbachschen Kreises gegeben worden. In der Einführung in die Geometrie der Lage findet man die Lehre von den harmonischen Punkten und Büscheln, von den Transversalen des Dreieckes, dem vollständigen Vierecke und Vierseite, von der Potenz eines Punktes in Bezug auf einen Kreis, vom Pol und der Polare, endlich von den Ähnlichkeitspunkten und Ähnlichkeitspolaren. Die betreffenden Theoreme sind auf Grund der früheren planimetrischen Partien in schulgerechter und leicht faßlicher Weise dargelegt worden.

In der Trigonometrie ist so vorgegangen worden, daß zuerst die Grundsätze der Goniometrie Aufstellung fanden, diese dann auf das rechtwinkelige Dreieck angewendet wurden und erst dann auf die Berechnung des schiefwinkeligen Dreieckes Bezug genommen ist. Eine Reihe von goniometrischen Formeln ergeben sich dann in sehr leichter und übersichtlicher Weise aus der Beziehung des Dreieckes zum Umkreise. Der Lehrer wird gerade in diesem Abschnitte manche schätzenswerte Anregungen für seinen Unterricht finden. Recht eingehend sind auch die Beziehungen des Dreieckes zum Inkreise und einem Ankreise dargestellt worden; ebenso jene des Dreieckes zu den Berührungskreisen und dem Feuerbachschen Kreise. Der eigentliche, streng wissenschaftliche, der Allgemeingiltigkeit nicht entbehrende Aufbau der Goniometrie wird erst im folgenden gegeben. Durch zahlreiche, sehr bemerkenswerte Anwendungen (auch auf die sog. Teilverhältnisse) wird dieser Abschnitt zu einem gedeihlichen Ende gebracht.

In der Stereometrie muß es anerkennend hervorgehoben werden, daß der Verf. es verstanden hat, in richtiger Weise recht bald das rechnerische Element in den Gegenstand einzuführen. Die Konstruktion der Ecken wird in sehr zweckentsprechender Weise gelehrt; die Berechnung der Ecken, also die Elemente der sphärischen Trigonometrie, werden in richtiger Weise an die Lehre von den Ecken angelehnt. Wie schon früher erwähnt wurde, kommt dem Verf. bei diesem Vorgange der Umstand zu statten, daß er die Trigonometrie schon vor der Stereometrie behandelt hat. Dies erweist sich auch bei der Betrachtung der Polyeder, bei der Oberflächen- und Volumsberechnung der Körper sehr vorteilhaft. In der Stereometrie der Kugel wird auch die Berechnung des Halbmessers des In- und Umkreises eines sphärischen Dreieckes vorgenommen. Im folgenden Abschntte (Kugel mit Polyedern, Zylinder und Kegel) werden die Grundsätze von den Zylinder- und Kegelschnitten betrachtet. Die Probleme der Komplanation und der Kubatur der Körper sind in der üblichen Weise vollzogen worden.

Im ersten Teile des 2. Bandes, der mehrfach umgearbeitet und ergänzt wurde, ist die darstellende Geometrie, die analytische Geometrie der Ebene und des Raumes behandelt worden. Wir hätten im Interesse der allgemeineren leichten Verständlichkeit gewünscht, daß man an den usuellen Bezeichnungen, welche sich bei allen Völkern und Nationen eingebürgert haben, festgehalten und sie nicht durch weniger signifikante deutsche Wörter ersetzt hätte. Wenn man statt „Projektion" „Abbildung" sagt, wird wohl kein ernstlicher Einwand erhoben werden können; statt „Zentralprojektionen" aber „Mittenbilder" zu sagen, ist schon bedenklich, weil durch diese deutsche Übersetzung die Sache, um die es sich handelt, nicht entsprechend bezeichnet erscheint.

Was den Inhalt des ersten Abschnittes, der die darstellende Geometrie enthält, betrifft, so hat sich der Verf. auf die wesentlichsten Aufgaben dieses Gegenstandes beschränkt; diese Fundamentalprobleme wurden aber mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit zur Darstellung gebracht. Hierbei geht der Verf. immer von dem stereometrischen Probleme aus, so daß durch diesen Vorgang die Anschauung wesentlich gefördert wird. Von großem Interesse ist auch der Abschnitt von dem Zusammenhange zwischen dem Kreise und dessen Richtbilde, der Ellipse, wobei auf die metrischen Beziehungen der beiden Gebilde besonders Bedacht genommen wurde. In der Theorie des Umdrehungskegels werden die ebenen Schnitte eines solchen in der Weise studiert, daß man die Kugeln beachtet, die dem Kegel eingeschrieben sind und die Schnittebene berühren. Zum Schlusse dieses Abschnittes wird das Theorem erwiesen, daß das Bild der Durchdringungskurve einer Kugel und eines Umdrehungskegels, entworfen auf die Ebene, welche die Kugelmitte und die Kugelachse enthält, eine Parabel ist. Auch hier tritt die rechnerische Methode in den Vordergrund. — Daran schließen sich Aufgaben über Kugelberührung und über einfache Krystallformen und Formenvereine, ferner die Grundsätze der Axonometrie. Die Grundsätze der Schattenlehre sind nur in großen Umrissen gegeben worden.

Im zweiten Buch ist die analytische Geometrie der Ebene behandelt worden. Hauptsächlich ist es die Geometrie der Kegelschnitte, die hier zur Sprache gebracht wurde. Sehr anregend ist jener Abschnitt, der von der Einführung und Anwendung der Linienkoordinaten handelt. In letzterer Beziehung seien die projektiven Strahlenbüschel und Punktreihen, die quadratische Punkt- und Strahleninvolution erwähnt. Besonders eingehend wurde die Änderung der Gleichungen zweiten Grades in Punkt- und Linienkoordinaten erörtert. Die Bestimmung einer Kurve zweiten Grades durch fünf Punkte und durch fünf Tangenten, die homogenen Koordinaten des Punktes und der Geraden, die Kurven zweiter Ordnung in homogenen Koordinaten schließen sich an die erwähnten Abschnitte an.

In großer Ausführlichkeit und meisterhafter Gründlichkeit wird das Problem der Tangente, des Berührungspunktes, der Polaren und des Poles an Kurven zweiten Grades behandelt. Ebenso eingehend ist die Erörterung des Kegelschnittsbüschels und der Kegelschnittsschar. Zuletzt wird die analytische Geometrie der Kurven dritter Ordnung gelehrt.

In der analytischen Geometrie des Raumes geht nach den einleitenden Sätzen der Verf. auf die analytische Geometrie der Flächen zweiten Grades ein und wendet in ganz analoger Weise, wie in der analytischen Geometrie der Ebene, die neueren Methoden in sehr anschaulicher und gründlicher Weise an. Die projektiven Punktebenen, Geradenebenen, Ebenenbündel und

Strahlenbündel werden zum Schlusse dieses Abschnittes in Betracht gezogen, ebenso die Raumkurven dritter Ordnung und die abwickelbaren Flächen dritter Klasse.

Die Elemente der Differentialrechnung werden in einer den praktischen Verhältnissen entsprechenden kurzen, aber der Wissenschaftlichkeit nicht entbehrenden Weise dem Studierenden vorgeführt.

Die Anwendung der Differentialrechnung auf geometrische Probleme wird sehr bald vorgenommen und auch hier auf die Gleichungen der einzelnen Gebilde für homogene Punkt- und Linienkoordinaten die entsprechende Rücksicht genommen. Die differentialmäßige Behandlung der Flächenlehre erfolgt in analoger Weise. Besonders ausführlich ist die Darstellung der Krümmungsverhältnisse an ebenen und räumlichen Kurven und an Flächen. Speziell letztere ist im Anschlusse an die Prinzipien der Flächentheorie von Hoppe entwickelt worden.

Daran reihen sich sehr wertvolle Betrachtungen über einhüllende Kurven und Flächen. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die Auswertung unbestimmter Symbole, auf die Taylorsche Reihe und deren Anwendungen, auf die Bestimmung der Maxima und Minima von Funktionen, auf die Theorie der besonderen Punkte, Tangenten und Berührungsebenen an Kurven und Flächen. Als ein physikalisch sehr wichtiges Beispiel wird die Theorie der Wellenfläche besprochen.

Sehr eingehend wird die Theorie der Konvergenz und Divergenz der unendlichen Reihen erörtert. Schließlich findet man die Methode der unbestimmten Koëffizienten in ihrer Anwendung auf Reihenentwicklungen, sowie eine kurzgedrängte Theorie der unendlichen Produkte.

Wir glauben, daß das Buch für das Selbststudium auch schwieriger Partien der elementaren und höheren Mathematik sich sehr gut eignen wird. Die Verff. mußten zu diesem Zwecke manche Partie breiter gestalten, als es in einer Abhandlung möglich ist und es mußten auch mehrfach Wiederholungen eintreten. Die Klarheit der Darstellung, die mannigfache Unterstützung des Textes durch sehr gelungen ausgeführte Figuren und Tafeln, wie sich diese auf die darstellende Geometrie beziehen, werden jedenfalls zur Erreichung des angestrebten Zweckes beitragen.

Wir sehen mit Erwartung dem Erscheinen des dritten Bandes entgegen, der den Lehrstoff der Infinitesimalrechnung und deren Anwendungen zum Abschlusse bringen wird.

Die Telegraphie ohne Draht. Von Augusto Righi, ordentlicher Professor an der Universität Bologna und Bernhard Dessau, Privatdozent ebendaselbst. Mit 258 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1903. Preis geb. 13 Mk.

Es war eine sehr dankenswerte Aufgabe, die Grundsätze der Telegraphie ohne Draht, die mannigfachen Versuche und Erfah-

rungen auf diesem Gebiete, die neueren zweckdienlichen Apparate, welche hiebei angewendet werden, auch Lesern vorzuführen, die nicht Physiker vom Fache sind. Das vorliegende Buch gewinnt noch wesentlich an Wert und Bedeutung dadurch, daß der eine Autor, Prof. A. Righi, gerade auf dem Gebiete des Studiums der elektrischen Schwingungen und Wellen namhafte Arbeiten aufzuweisen hat und durch diese Studien dieses Wissensgebiet wesentlich förderte.

Das Buch ist in vier Teile geteilt: Im ersten wird ein gedrängter Überblick über die wichtigsten Sätze der Elektrizitätslehre gegeben; es wird über das elektrische Feld und dessen Eigenschaften gesprochen, wobei neben den älteren Hypothesen betreffs der Ursache der elektrischen Erscheinungen auch die modernen Ideen bezüglich des Sitzes der elektrischen Erscheinungen in zutreffender Weise skizziert werden. Weiters werden die konstanten elektrischen Ströme, das magnetische Feld und der veränderliche Zustand des Stromes mit besonderer Berücksichtigung der Erscheinungen der Induktion in Betracht gezogen. Von besonderem Interesse ist das in dem Buche über die elektrischen Atome oder Jonen Gesagte.

Im zweiten Teile wird von den elektromagnetischen Wellen gesprochen und im speziellen auf die Lehre von den elektrischen Schwingungen, den elektrischen Wellen eingegangen und jene Radiokonduktoren betrachtet, welche für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie sich am meisten geeignet erwiesen haben. Der Verf. zieht zur Erleichterung des Verständnisses mehrfach die akustischen Erscheinungen heran, so z. B. gelegentlich der Besprechung der elektrischen Resonanz.

Nach diesen vorbereitenden Studien wird die elektrische Telegraphie ohne Draht eingehend erläutert und zwar zunächst die Telegraphie durch Leitung, durch elektrostatische Influenz und durch Induktion, dann die Telegraphie vermittelst elektrischer Wellen, ferner die Apparate der drahtlosen Telegraphie zwischen zwei Stationen, endlich die mehrfache und abgestimmte Telegraphie, wobei auf die Systeme von Lodge und Muirhead, von Braun, von Marconi und Slaby-Arco besondere Rücksicht genommen wird. Von großem Interesse werden die gerade in diesem Abschnitte häufig hervortretenden historischen Rückblicke sein; es ist durch die in diesem Abschnitte eingehaltene Darstellung ein in jeder Beziehung zutreffendes und vollständiges Bild der Entwicklung der drahtlosen Telegraphie gegeben worden. Im letzten Abschnitte finden wir eine Darlegung jener Versuche, durch welche telegraphische Zeichen mit Hilfe des Lichtes und der ultravioletten Schwingungen vermittelt werden; es wird hier der Ausgangspunkt von den photoelektrischen Erscheinungen genommen. Bemerkenswert sind auch die Ausführungen, die sich auf die Wiedergabe von Tönen durch das Licht beziehen; hierher gehören die Apparate, welche auf den Eigen-

schaften des Selens beruhen, durch verschiedene Belichtung einem elektrischen Strome einen verschiedenen Widerstand entgegenzusetzen, sodann die akustischen Erscheinungen des elektrischen Lichtbogens, durch welche die drahtlose Telephonie angebahnt wurde. Besonderem Interesse werden jene Ausführungen begegnen, die in einem Nachtrage bezüglich der Versuche der drahtlosen Telegraphie auf dem italienischen Kreuzer Carlo Alberto enthalten sind. Diese Versuche wurden von Marconi selbst teilweise geleitet; die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Daten sind einem Berichte entnommen, den der Seeleutnant Solari an das italienische Marineministerium erstattete. Durch diese Versuche ist wohl in unzweifelhafter Weise dargetan worden, daß für die Ausbreitung elektrischer Wellen keine Grenze besteht, wenn nur der Aufwand von Energie der zu überbrückenden Entfernung entspricht, daß auch Landstrecken zwischen Sende- und Empfangsstation der Übertragung der elektrischen Wellen nicht hinderlich sind, daß weiters das Sonnenlicht die Tragweite der elektrischen Wellen vermindert und daß bei Anwendung von elektrischen Entadungen in der Atmosphäre minder empfindliche Empfangsapparate angewendet werden müssen. Aus diesen Versuchen erhellt auch ferner, daß der magnetische Indikator jedem Kohärer mehrfach überlegen ist.

Wertvell ist in dem Buche die Angabe der auf dem dargestellten Gebiete zahlreich hervorgehobenen Abhandlungen und Quellenschriften, ebenso die Kenntnisnahme der auf diesem Gebiete genommenen Patente, durch welche ein genaues Urteil über die Prioritätsansprüche der verschiedenen Autoren ermöglicht erscheint.

Wir begrüßen das Erscheinen des Buches über die Telegraphie ohne Draht, das gleichzeitig in deutscher und italienischer Sprache dem Publikum dargeboten wird, auf das freudigste, da in diesem jene epochemachenden Forschungen, die von der Höhe der Entwicklung der Wissenschaft der Elektrizitätslehre ein beredtes Zeugnis geben und für die Praxis von enormer Bedeutung sind, in mustergiltiger, gemeinfaßlicher Darstellung, frei von jedem überflüssigen gelehrten und mathematischen Aufwande beschrieben wurden.

Die Ausstattung des Buches wird allen Wünschen sicherlich entsprechen.

Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Von Prof. Dr. Arnold Spuler. Zweite Auflage von Dr. E. Hofmanns gleichnamigem Werke. 60 Tafeln mit über 2000 Abbildungen und den dazu gehörigen Tafelerklärungen. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandlung (E. Nagele) 1902, 1903.

Nachdem das bekannte und beliebte Raupenwerk von E. Hofmann seit einiger Zeit vollständig vergriffen war, wurde von der oben genannten rührigen und umsichtigen Verlagsbuchhandlung,

der auch die mustergiltige Förderung und Ausstattung der naturkundlichen Lehrbücher von Dr. Otto Schmeil zu danken ist, die Veranstaltung einer zweiten Auflage in Angriff genommen. Mit der Herausgabe des Werkes, von dem nunmehr 12 Lieferungen vorliegen und das auf 20 Lieferungen berechnet ist, wurde der Herausgeber des parallel laufenden Schmetterlingswerkes, Prof. Dr. Arnold Spuler, betraut. Daß die alten Tafeln vielfach verbessert wurden, wird jeder, der die beiden Auflagen vergleicht, sofort erkennen. Bei dieser Arbeit, sowie bei der Herstellung der Originale zu den Nachtragstafeln wurde der Herausgeber von dem Gymnasiallehrer J. Griebel in Speier auf das wirksamste unterstützt. In diesen Nachtragstafeln werden auch Vertreter der früher als Mikrolepidopteren zusammengefaßten Familien aufgenommen erscheinen.

Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten nebst den Tagfalter- und Schwärmerraupen auch noch mehrere Tafeln, die sich auf Noctuen und Geometriden beziehen. Die Haltung der Raupen, ihre Farbe ist in den Abbildungen meist trefflich wiedergegeben; auch die betreffenden Futterpflanzen sind bildlich in eminenter Weise dargestellt.

In den vorliegenden Lieferungen ist kein beschreibender Text gegeben; derselbe ist in dem parallel laufenden Schmetterlingswerke enthalten. Die Einrichtung der beigegebenen Tafelerklärungen ist anerkennend hervorzuheben; hinter diesen sind nämlich jene Zahlen angegeben, unter welchen die betreffenden Formen im Katalog der Lepidopteren des paläarktischen Faunengebietes von Staudinger-Rebel aufgeführt sind. Ferner sind auch die Nummern der Seiten angegeben, auf denen die Formen in dem mehrfach genannten Schmetterlingswerke von Spuler abgehandelt sind. Außerdem befinden sich am Fuße der Tafelerklärungen jene Stellen angegeben, an denen weitere Arten der auf der Tafel abgebildeten Gattungen dargestellt sind. Jedenfalls wird durch diese Einrichtung und Anordnung des in dem Werke Gebotenen eine gute Übersichtlichkeit geschaffen und der Gebrauch des Werkes nicht unwesentlich erleichtert. Auf diese Weise ist ein Werk geschaffen worden, das der deutschen Literatur nur zur Ehre gereichen kann; dieses wird nicht nur von Sammlern, sondern von Fach-Lepidopterologen mit Vorteil gebraucht werden können. Ref., der mehr als ein halbes Menschenalter diesem Zweige der Naturwissenschaften seine Liebe und Aufmerksamkeit widmet, kann auf Grund vielfacher Erfahrungen das Erscheinen der zweiten Auflage des Werkes von Hofmann-Spuler nur aufs freudigste begrüßen und beide Teile desselben, die sich auf die Schmetterlinge und deren Raupen beziehen, auch für die naturwissenschaftlichen Bibliotheken unserer Schulen bestens empfehlen, zumal der Preis des Werkes dem Gebotenen äquivalent erscheint.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Der Mensch und das Tierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. 13. verb. Aufl. und

Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. 7. verb. Aufl. Von Dr. M. Kreß, Seminardirektor in Münster, und Dr. H. Landois, Universitätsprofessor in Münster. Freiburg i. B, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1903.

Die beiden Gelehrten gehören zu den fruchtbarsten und erfolgreichsten deutschen Autoren auf naturgeschichtlichem Gebiete. Wir haben an dieser Stelle vor kurzem das „Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie" von denselben Verff.n besprochen. Das vorliegende Buch: „Mensch und Tierreich" teilt mit dem erstgenannten die Vorzüge leichter Faßlichkeit und Übersichtlichkeit; es ist demselben auch nach Anlage und Inhalt sehr nahestehend, nur finden sich gewisse Beschränkungen in der Auswahl des Stoffes, die aus der Bestimmung des neuen Buches für Volksschulen und untere Klassen höherer Bildungsanstalten sich erklären. Daß der herrschenden Richtung entsprechend, die Biologie nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich.

Im „Mineralreich" werden auch die einschlägigen Teile der Chemie an passender Stelle behandelt. Sehr ansprechend sind die technologischen Ausführungen. Dagegen dürfte in der Kristallographie, wenigstens nach unseren Begriffen, wohl etwas zu viel geboten sein.

Die Abbildungen sind in beiden Büchern nur zum Teile gut. In dieser Hinsicht sind wir eben in letzterer Zeit von den österreichischen Verlegern stark verwöhnt worden. Besonders lehrreich ist es für uns in Österreich zu sehen, welch breiten Raum die Realien schon beim Elementarunterrichte im Deutschen Reiche einnehmen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Bearbeitet von Dr. Rudolf Klussmann. Nebst zwei Registern. Vierter Band. 1896 bis 1900. Leipzig, B. G. Teubner 1903. Lex.-8°, VIII u. 347 SS. Preis 8 Mk.

Die eingehendere Würdigung der beiden ersten Bände dieses trefflichen Repertoriums der Programmenliteratur im Jahrgang 1894 dieser Zeitschrift, S. 647—651 und des dritten Bandes im Jahrgang 1896, S. 440—441 lassen es wohl berechtigt erscheinen, daß Ref., um nicht dort Gesagtes hier wiederholen zu müssen, sich bei Besprechung des vor kurzem erschienenen vierten Bandes auf wenige Bemerkungen beschränkt. Die bereits geschilderten Vorzüge des Werkes sind auch dem neuen Bande erhalten geblieben, und wieder war der rührige Verf. bemüht, sie zumal durch typographsche Änderungen — wie Hervorhebung des Ruf-

namens eines Autors durch den Druck — zu erhöhen. Wieder war Kl. bestrebt, innerhalb der nun einmal gesteckten und, wie es scheint, unverrückbaren Grenzen, die ja schon der Titel andeutet (daß nämlich nur die am Programmentausch beteiligten Anstalten berücksichtigt werden), Vollständigkeit zu erzielen, und es ist besonders anerkennenswert, daß dennoch in einigen Fällen diese Grenzen überschritten wurden, indem „vereinzelt sogar Abhandlungen von Schulen, die dem durch die Verlagsbuchhandlung vermittelten Verkehre nicht beigetreten sind, soweit sie Kl. durch die Güte der betreffenden Direktoren zugingen, verzeichnet“ wurden. Da nun aber die im Titel gezogenen Grenzen überschritten sind, so mußte man umsomehr wünschen, daß wenigstens die Programme aller deutschen Gymnasien und Realschulen Österreichs berücksichtigt wären, und zwar auch jener, die nicht im Tauschverkehr stehen. Von österreichischen Anstalten finden wir jedoch im vorliegenden Bande nur 71, u. zw. außer 67 deutschen Gymnasien und Realgymnasien nur drei Realschulen (die steiermärkische Landes-Oberrealschule in Graz, die I. Realschule im II. und jene im VI. Wiener Bezirke), ferner ein italienisches Gymnasium, jenes in Capo d'Istria; dazu kommen noch die fünf deutschen Gymnasien in Siebenbürgen; demnach sind im ganzen aus Österreich-Ungarn 75 deutsche und eine italienische Anstalt einbezogen worden. Gerade weil wir das Klussmannsche Verzeichnis als vortreffliches Repertorium der Programmenliteratur schätzen, müssen wir auf diese Unvollständigkeit und Inkonsequenz, was die Programme aus Österrreich betrifft, hier neuerdings hinweisen. Und auf die Gefahr, es ein drittes Mal vergeblich zu tun, möchte Ref. dennoch auch hier den an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange bereits zweimal (Jahrg. 1894, S. 650 und Jahrg. 1896, S. 441) ausgesprochenen Wunsch, die Schaffung eines alle österreichischen Programme umfassenden Repertoriums betreffend, wiederholen. Dem Klussmannschen Verzeichnis wird es jedoch zugute kommen, wenn es dem unermüdlichen Verf., dessen Arbeit durch diese Einschränkung nicht Abbruch geschehen soll, gelingen möchte, die Verlagsbuchhandlung dahin zu bringen, daß sie gestatte, die Programme aller deutschen und vielleicht auch der italienischen Anstalten, u. zw. Gymnasien und Realschulen, zu berücksichtigen. Um dem Benützer die Übersicht über die am Programmentausch beteiligten Anstalten zu erleichtern, würde es sich empfehlen, auch im „Ortsverzeichnis“ — im Hauptverzeichnis ist durch die Beifügung der Nummer, die die betreffende Anstalt im Teubnerischen Verzeichnis führt, in runden Klammern dies wohl angedeutet — etwa durch ein Sternchen diese Anstalten kenntlich zu machen.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bemerkungen über Lehrbücher der Mathematik und Physik.

Die dem revidierten Lehrplane angeschlossenen Instruktionen aus dem Jahre 1900 verlangen ausdrücklich, daß sich der Unterricht in der Mathematik und Physik möglichst enge den in Verwendung stehenden Lehrbüchern anschließe, und daß der Lehrer ohne äußere Notwendigkeit von dieser Forderung nie abgehen soll. Ich habe in einer 1887 veröffentlichten Studie über den mathematischen Unterricht am Gymnasium in durchaus objektiver Darstellung und bei voller Anerkennung der Lichtseiten auch alle die Mängel aufzudecken gesucht, welche den damals erschienenen Instruktionen für den mathematischen Unterricht meines Erachtens anhafteten. An jener Stelle wurde auch anknüpfend an die Würdigung der vortrefflichen Bemerkungen über die Wichtigkeit und Beschaffenheit der Lehrbücher die Ansicht ausgesprochen, daß es Sache der hohen Unterrichtsbehörde sei, nur jene Lehrbücher zu approbieren, welche dem Unterrichte in jeder Richtung ganz und vollkommen entsprechen, und es wurde die leidige Tatsache festgestellt, daß die um jene Zeit als zulässig erklärten Bücher Darstellungen einzelner Partien enthalten, wie sie dem Unterrichte unmöglich zugrunde gelegt werden können.

Im nachfolgenden soll dargelegt werden, daß auch die heutzutage beim Unterrichte in den erwähnten Disziplinen in Anwendung stehenden Bücher zwar in Bezug auf den Umfang und die Menge des in denselben enthaltenen Lehrstoffes vollkommen auf der Höhe des normierten Lehrzieles stehen, dagegen einige von ihnen qualitativ viel zu wünschen übrig lassen. Die Bemerkung ist wohl überflüssig, daß nicht persönliche Momente, sondern Erwägungen rein sachlicher Natur die Abfassung dieses Aufsatzes veranlaßt haben. Die Tendenz einer Selbstüberhebung liegt dem Verfasser durchaus ferne.

In dem Abschnitte über die Ausbreitung der Wellen in einem isotropen Medium gelangt man nach einer Reihe von logisch richtig entwickelten Vorstellungen zu der unumstößlichen Tatsache, daß die Schwingungsintensität dem Quadrate der Entfernung vom Erregungspunkte umgekehrt proportional ist.

Der Verfasser eines oft als gut verwendbar bezeichneten Lehrbuches der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen[1]) gelangt in seinen demselben Gegenstand gewidmeten Ausführungen zu dem entgegengesetzten Ergebnisse; denn es heißt daselbst S. 177: „Daher nimmt auch die Schallstärke bei allseitiger Ausbreitung in der Luft im verkehrt quadratischen Verhältnisse der Entfernung ab“[2]).

In einem anderen, ebenfalls als zulässig erklärten Lehrbuche der Physik[3]) wird die Elastizität dargestellt als jene Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie das Bestreben äußern, nach Beseitigung der ihr Volumen oder ihre Gestalt verändernden Kräfte das ursprüngliche Volumen, ihre ursprüngliche Gestalt wieder anzunehmen. Wenn dann im weiteren Verlaufe ausgeführt wird „die durch Zug hervorgerufene Elastizität heißt absolute, die durch Zusammendrückung erzeugte rückwirkende, die durch Biegung hervorgerufene relative, die durch Drehung entstandene Torsionselastizität“, so lassen sich diese Lehren mit der genannten Definition unmöglich in Einklang bringen.

Auf S. 61 eines Lehrbuches der Geometrie für die oberen Klassen der Mittelschulen[4]) (es erreichte bereits 1889 die 20. Auflage) wird das Vorhandensein der inkommensurablen Größen an der Hypotenuse und der Kathete eines gleichschenkligen rechtwinkligen Dreieckes in der herkömmlichen Weise dargetan. Nach einigen Erläuterungen gelangt der Verfasser zu folgenden Relationen: $CB = 1.CA + CA_1$, $CA = 2.CA_1 + CA_2$. Ohne sich nun die Mühe zu nehmen, die nachfolgende dritte Relation wirklich abzuleiten, fügt er dieselbe — offenbar infolge einer höheren Induktion — in der Form $CA_1 = 3.CA_2 + CA_3$ hiezu, während sie in Wirklichkeit $CA_1 = 2.CA_2 + CA_3$ lautet.

Die Transversale, welche eine Dreiecksseite im Verhältnisse der anstoßenden Seiten teilt und durch den Scheitel des der erstgenannten Seite gegenüberliegenden Winkels gelegt wird, ist eine Symmetrale dieses Winkels.

Dieser Satz und seine Umkehrung werden in der Planimetrie eines 1888 als zulässig erklärten Lehrbuches der Geometrie[5]) für die

[1]) Dr. Al. Handl, Lehrbuch der Physik. 5. Aufl. 1894.

[2]) Diese entschieden unrichtig zum Ausdruck gebrachte Stelle findet sich allerdings in der 6. Auflage nicht mehr vor. Nach dem Verzeichnis der für das heurige Schuljahr (1903/1904) vorgeschriebenen Lehrbücher sind indessen beide Auflagen (5. und 6.) im Gebrauche. Es erscheint somit angezeigt, wenigstens die Lehrer, deren Schüler die 5. Auflage benützen, auf die darin vorkommenden sachlichen und sprachlichen Verstöße an dieser Stelle aufmerksam zu machen.

[3]) Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik. 12. Aufl. 1900.

[4]) Močnik, Lehrbuch der Geometrie. 20. Aufl. 1889.

[5]) A. Wapienik, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Klassen der Mittelschulen, 1888.

oberen Klassen der Mittelschulen (S. 55) mit entsprechender Ausführlichkeit behandelt. Ohne Rücksicht auf Herbeiführung einer Belastung des Intellektes wird derselbe Satz in dem der analytischen Darstellung der Ellipse gewidmeten Teile (S. 194) neuerdings, wenn auch in anderer Form abgeleitet.

Diese vorläufig herangezogenen Fälle illustrieren wohl in hinreichendem Maße die Tatsache, daß die große Sorgfalt und Umsicht, mit denen nach dem klaren Wortlaute der neuen Instruktionen die approbierten Lehrbücher gearbeitet sein sollen, mindestens nicht überall nachweisbar ist.

Es ist merkwürdig und außerordentlich bezeichnend, daß die Instruktionen die Eigenschaften des Lehrbuches, auf dessen Grundlage sich der mathematische Unterricht vollziehen soll, in markanten, wenn auch kurzen Zügen präzisieren, dagegen von der wünschenswerten Charakterisierung der für den Unterricht in der Physik bestimmten Bücher ganz absehen.

Die Ausarbeitung eines allen Anforderungen vollkommen entsprechenden Lehrbuches für den Unterricht in der Physik erfordert unstreitig eine intensive, mühevolle Tätigkeit und muß demnach als ein schwer zu lösendes Problem bezeichnet werden. Der Autor muß natürlich den gesamten Lehrstoff, den das Buch zu bieten hat, vollkommen beherrschen, im sprachlichen Ausdruck gewandt und vollkommen sicher sein, er muß auf dem Gebiete des Unterrichtes reiche Erfahrungen haben und sich der *sua sponte* übernommenen Arbeit mit voller Hingabe, großer Ausdauer und Geduld unterziehen, er muß schließlich an dem Gedanken festhalten, daß auch im Unterrichtswesen stets ideale Zustände anzustreben seien.

„Drei höchste Güter sind es, welchen die Menschheit entgegenstrebt, das Wahre, das Schöne, das Gute."

Es kann unmöglich Aufgabe dieser Zeilen sein, alle Fehler, welche den für die erwähnten Unterrichtsfächer als zulässig erklärten Büchern anhaften, anzuführen, sowie die darin vorkommenden sachlichen und sprachlichen Verstöße zu verzeichnen und richtig zu stellen. Das würde eine enorme Arbeitsleistung erfordern, zu der ich nicht berufen und nicht verpflichtet bin. Es soll nur an einigen krassen Fällen gezeigt werden, daß der gewissenhafte Lehrer in seinem Verhältnisse zum Lehrbuche heute auf demselben Standpunkte steht wie vor etwa zwanzig Jahren. Er hat sich bei Vorführung neuer Lehren strikte an das Lehrbuch zu halten; er soll bei seinen Ausführungen große Sorgfalt auf richtige und präzise Ausdrucksweise verwenden und sie auch von den Schülern mit allem Nachdruck verlangen: „Jedem Versuche eines Schülers, durch unbestimmt gehaltene Antworten die Unwissenheit zu verdecken, trete er energisch entgegen."

Hiebei kommt noch ein schwerwiegendes Moment in Betracht. Wenn schon der Lehrer von den Instruktionen verhalten wird, sich bei seinem Vorgehen dem Lehrbuche enge anzuschließen, so ist diese Forderung für den Schüler unerläßlich. Der Schüler hat demnach die Ver-

pflichtung, dem an das Lehrbuch angelehnten Vortrage des Lehrers mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen, die auf der Tafel entworfenen graphischen Darstellungen in sein Heft einzutragen und auch die erforderlichen mathematischen Deduktionen niederzuschreiben.

Die von dem Lehrer gegebenen Erläuterungen braucht er in sein Heft nicht aufzunehmen, dazu hat er ja das Lehrbuch, das er bei der häuslichen Wiederholung vorzugsweise zu benützen hat. Und erst die Privatisten, die sind ja bei der Durcharbeitung und Wiederholung des vorgeschriebenen Lehrstoffes ausschließlich auf das Lehrbuch angewiesen.

Wünscht ein solcher Schüler näheren Aufschluß über das elektrische Potential zu erhalten und verwendet dazu die 12. Auflage (1900) des Lehrbuches der Physik von Dr. J. G. Wallentin, so hat er Gelegenheit, sich mit dem Inhalte des nachstehenden änigmatischen Satzgefüges vertraut zu machen: „Der Versuch mit dem Elektroskope, das in einer isolierten Drahthülle sich befindet, die etwa mit dem Elektroskopknopfe in leitender Verbindung steht und beliebig stark elektrisiert wird, wobei die Blättchen nicht divergieren, während eine Divergenz derselben eintritt, wenn die Verbindung zwischen Knopf und Drahthülle aufgehoben, ersterer elektrisiert, letzterer zu Ende abgeleitet wird, zeigt, daß das Elektroskop nur die Potentialdifferenz zwischen dem Knopfe und dem Gehäuse angibt“ (S. 145).

Allerdings hat man beim Prüfen, welches die Formen eines Gespräches zwischen dem Lehrer und den verschiedenen Schülern anzunehmen hat, das Hauptgewicht auf das Verständnis der Erscheinungen zu legen und sich mit einer wörtlichen Wiedergabe des Lehrtextes nicht zu begnügen. Ausgenommen hievon sind Gesetze und Definitionen.

Nun besteht über das Gleichgewicht der freien Oberfläche einer Flüssigkeit ein Gesetz, welches in der 12. Auflage des eben angeführten Buches S. 53 folgenden Wortlaut hat: „Die Folge davon [1]) ist, daß die freie Oberfläche einer Flüssigkeit, die unter dem Einflusse verschiedener Kräfte sich befindet, in einem Punkte immer senkrecht auf die Resultierende der in diesem Punkte wirkenden Einzelkräfte ist.“

Auch das äußerst wichtige Reflexionsgesetz findet sich in diesem Buche dreimal — beim Stoße, in der Lehre vom Schalle und in der Optik — verzeichnet vor, aber jedesmal in einer Textierung, wie sie unmöglich zur wörtlichen Aneignung dem Schüler empfohlen werden kann. So heißt es z. B. auf S. 211: „Bei der Schallreflexion ist der Einfallswinkel gleich dem Reflexionswinkel [2]) und einfallender und reflektierter Strahl liegen mit dem Einfallslote in derselben Ebene.“

Indessen ist der in der Darstellung der Reflexion des Lichtes auf S. 216 vorkommende Satz „für die regelmäßige Reflexion des Lichtes gelten folgende Gesetze“ geeignet, die entschieden irrige Vorstellung

[1]) Nämlich der leichten Verschiebbarkeit der Teilchen.

[2]) Logisch richtig müßte es heißen: „Der Reflexionswinkel ist gleich dem Einfallswinkel“.

hervorzurufen, als ob nur die regelmäßige Reflexion und nicht auch die Diffusion des Lichtes den Reflexionsgesetzen unterläge.

Am wenigsten gelungen erscheint daselbst die Behandlung der Reflexion, wie sie beim Stoße einer elastischen Kugel gegen eine starre Wand eintritt.

Auch gegen die wörtliche Wiedergabe der im Lehrtexte enthaltenen Definitionen soll der Lehrer beim Prüfen keine Einwendung erheben. Daß der gewissenhafte Lehrer bei strikter Einhaltung dieser Weisung unter Umständen in eine üble Lage geraten kann, dürfte aus folgenden, den gegenwärtig im Gebrauche befindlichen Lehrbüchern entnommenen Definitionen mit voller Deutlichkeit hervorgehen:

„Sind die Seiten einer Gleichung Aggregate, so nennt man deren Glieder Glieder der Gleichung"[1]).

„Die Richtungskonstante bedeutet die Tangente des Winkels, um welche die x-Achse im positiven Drehungssinne gedreht werden muß, wenn sie in die Lage der Geraden gedreht werden soll"[2]).

„Dichte eines Gases ist diejenige Zahl, die angibt, wie vielmal schwerer ein Gas ist als eine gleiche Raummenge atmosphärischer Luft.."[3]).

„Die Eigenschaft eines Körpers, nach Beseitigung der auf ihn wirkenden Druck- oder Zugkräfte sein ursprüngliches Volumen und seine ursprüngliche Gestalt wieder einzunehmen, heißt Elastizität"[4]).

„Adhäsion ist die Eigenschaft zweier zur Berührung gebrachten Körper, mit einer Kraft von bestimmter Größe aneinander zu haften"[4]).

„Ist die Adhäsion zwischen einer Flüssigkeit und einem festen Körper so groß, daß die Kohäsion der festen Körperteilchen überwunden wird, so heißt dieser Vorgang Auflösung des festen Körpers in der Flüssigkeit, welche Lösungsmittel heißt"[4]).

Gegen das Abhalten der Prüfungen an allgemeinen Bildungsanstalten werden selbst in wissenschaftlich hochstehenden Kreisen ernste Bedenken geäußert. Es wird unter anderem geltend gemacht, daß sich der intellektuelle Bildungserwerb durch Prüfungen überhaupt nicht feststellen lasse. „Kein tiefer blickender Examinator wird mehr im Zweifel sein, daß er durch die Prüfung allein allenfalls einen gewissen Einblick in die Kenntnisse, schwerlich aber ein sicheres Urteil über das Können eines Schülers zu gewinnen vermag."

Daß das Prüfen, namentlich in den exakten Gegenständen, dem Lehrer ebenso wenig wie dem Schüler eine Annehmlichkeit bereitet, sondern im Gegenteil als eine schwere Last empfunden wird, ist zweifellos. Denn selten läßt sich ein vollkommen glatter Verlauf der Prüfung verzeichnen. Vorzugsweise in der Physik muß man selbst bei den besseren

---

[1]) A. Wapienik, Lehrbuch der Arithmetik für die oberen Klassen der Mittelschulen, 1889, S. 63.

[2]) A. Wapienik, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Klassen der Mittelschulen, 1888, S. 174.

[3]) Dr. Al. Handl, Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen. 5. Aufl. 1894, S. 79.

[4]) Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik. 12. Aufl. 1900.

Schülern auf Antworten gefaßt sein, die weder in sachlicher noch in sprachlicher Beziehung befriedigen. So hat seinerzeit ein sehr strebsamer, aber minder begabter Schüler die verlangten Darlegungen über das Pendel eingeleitet mit der Definition „Unter einem Pendel versteht man im allgemeinen jeden um eine Achse drehbar eingerichteten Körper, der nicht durch seinen Schwerpunkt geht.“ Ein anderer nicht minder fleißiger, aber ungelenker Schüler hat seine Antworten über den hydrostatischen Druck und seine Anwendung bei der Realschen Extraktivpresse geschlossen mit den Worten: „Mit dieser Presse kann man auf kaltem Wege Kaffee kochen.“

Aus der Erfahrung ist ja hinlänglich bekannt, daß die präzise physikalische Ausdrucksweise besonders beim anfänglichen Unterrichte in der VII. Klasse selbst den besten Schülern große Schwierigkeiten bereitet. Und es müssen nicht gerade die am wenigsten begabten Schüler sein, welche im begreiflichen Streben nach glattem Verlauf der Prüfung und Erzielung möglichst guter Noten in ihrem Eifer sogar soweit gehen, daß sie nicht nur Definitionen und Gesetze, sondern selbst ganze Partien aus den in ihren Händen befindlichen Lehrbüchern auswendig lernen. Wo sich selbst Lehrbücher derartiger Verstöße sachlicher und sprachlicher Natur schuldig machen, kann man sich nicht wundern, wenn von solchen Schülern Antworten gegeben werden, wie z. B.: „Ist die Resultierende der Kräfte in einem Punkte gleich Null, so ist dieser Punkt im Gleichgewichte“ oder „Bei Wirkung keiner äußeren Kraft haben Flüssigkeitstropfen die Kugelgestalt“, ferner: „In den Federwagen werden spiralförmig gebogene Drähte....... belastet“, „das Solenoid ist eine eng gewundene, lange Drahtspirale“ usw.

Aber auch die im nachstehenden verzeichneten und in den gangbarsten Lehrbüchern vorkommenden Sätze sind wenig geeignet, zum klaren Denken anzuregen, sowie zur Förderung der richtigen und bestimmten Ausdrucksweise beizutragen.

„Wird ein Körper durch eine äußere Kraft zusammengedrückt, so rücken die Moleküle einander näher und es tritt zwischen ihnen eine Abstoßung ein, zufolge der sie ihr ursprüngliches Volumen einzunehmen suchen“ [1]).

„Die Lösung eines festen Körpers in einer Flüssigkeit geht nicht ins Unendliche“ [1]).

„Heiße Flüssigkeiten nehmen in der Regel ein größeres Quantum des festen Körpers auf als kalte Flüssigkeiten“ [1]).

„Wird ein elektrischer Strom, der einen Leiter durchfließt, in der Nähe einer Deklinationsnadel erregt, die im magnetischen Meridian sich im Gleichgewichte befindet, so erfährt sie eine Ablenkung aus dieser Ebene“ [1]).

„Ist ab ein in der gezeichneten Richtung vom Strome durchflossener, beweglicher Leiter, der in das magnetische Feld eines Elektromagnets,

---

[1]) Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik. 20. Aufl. 1900.

von dem nur die Pole gezeichnet sind, gestellt ist, so wird der Stromleiter entsprechend dem Ampèreschen Gesetze sich von der Zeichenebene entfernen"[1]).

„Hat die Lichtquelle Dimensionen, ist sie z. B. eine leuchtende Kugel, die eine zweite beleuchtet, so entsteht der Kernschatten, der von keinem Punkte des leuchtenden Körpers Licht empfängt, und der Halbschatten, der von einem Teile des leuchtenden Körpers beleuchtet wird"[1]).

Aus einer in dem Boden oder in der Seitenwand eines oben offenen, mit Flüssigkeit gefüllten Gefäßes angebrachten Öffnung strömt die Flüssigkeit unter dem Einflusse der Schwere mit einer Geschwindigkeit aus, die, wie experimentell gefunden wurde, jener gleich ist, welche ein die ganze Druckhöhe durchfallender Körper erhalten würde[1]).

„Liegt der Anker an bei den Polen eines *U*-förmigen Magneten, so unterstützen sich die Induktionswirkungen derselben gegenseitig und die Tragkraft ist vielmals (bis zu 35mal) größer als die Summe der Tragkräfte der beiden einzelnen Pole"[2]).

Die Luft setzt uns beim Gehen einen Widerstand entgegen, den wir besonders verspüren, wenn es windig ist[3]).

Das Bleilot kann benützt werden, um zu beurteilen, ob ein Gegenstand vertikal ist[3]).

Flüssig heißt ein Körper, dessen Teilchen sich sehr leicht verschieben oder trennen lassen[3]).

Graz. W. Hažmuka.

Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien. Von Dr. Virgil Grimmich, Benediktiner von Kremsmünster, k. k. Universitätsprofessor in Prag. Wien u. Leipzig 1903, Karl Fromme. VI u. 301 SS.

Es wäre interessant zu erfahren, wo der inzwischen durch einen plötzlichen Tod dahingeraffte Verfasser seine praktischen Erfahrungen sammelte; seine theoretische Bildung ist hinlänglich durch eine staunenswerte Literaturkenntnis, die in einer reichen Fülle von Zitaten zum Ausdrucke kommt, nachgewiesen. Aber eben darin liegt der Fehler des Buches, daß es eine Perspektive auf Vergangenheit und Gegenwart eröffnet, wie sie faktisch nicht besteht, um dann das große, erlösende Wort zu sprechen, von dem in Zukunft alles Heil erwartet werden soll (S. 293 f.). Wenn der Religionsunterricht an unseren Gymnasien wirklich so schlecht erteilt worden wäre, wie es uns der Verf. einzig auf Grund bunt zusammengesuchter Belegstellen einreden möchte, dann wäre es um die Sache allerdings schlimm bestellt, und die ganze katholische Welt müßte nun erleichtert aufatmen, daß es wenigstens einem gelungen ist, den bisher

---

[1]) Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik. 20. Aufl. 1900.

[2]) Handl, Lehrbuch der Physik für Oberklassen der Gymnasien, 6. Auflage.

[3]) Dr. Jos. Krist, Naturlehre. 18. Aufl. 1893.

verborgenen Weg glücklich entdeckt zu haben. Freilich ist das nirgends im Buche mit trockenen Worten und in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen, vielmehr muß man es öfters gelesen und eingehend studiert haben, um aus den verstreuten Stellen dessen Geist kennen zu lernen.

Uns ist es völlig neu, „daß die Schüler der nicht zu bemeisternden Lektionen wegen keine Unterrichtsstunde so sehr fürchten als die der Religion, und daß einige aus purem Mißmute und Unwillen das Religionsbuch vor oder nach der Unterrichtsstunde mit aller Kraft des jugendlichen Körpers auf die Bank oder den Boden werfen, daß es in den Korridoren wiederhallt" (S. 162, Anm. 2). Der Verf. findet die Bemerkung „treffend, wenn auch zuweit gehend": „Mit den üblichen Lehrbüchern religiösen Unterrichtes an unseren Gymnasien bläut man der Jugend den Skeptizismus ein; Erfolg ist ein völliger Atheismus unserer gebildeten Gesellschaftsklassen" (S. 216, Anm. 2). Wenn sich Fälle ereignen sollten, wo der Religionslehrer die Unterrichtsstunde mit den Fragen beginnt: „Wo sind wir stehen geblieben?" „Was habe ich aufgegeben?" (S. 167), so wäre das gewiß im Interesse der Schule zu bedauern; aber sie dürften so sporadisch vorkommen, daß man davon nicht zu sprechen braucht. Ebenso selten wird es sich ereignen, daß der Lehrer „das Lehrbuch oder andere Behelfe am Tische vor sich liegen hat" (S. 197). Wenn es als grober Verstoß gegen die Grundsätze eines guten, erziehenden Unterrichtes bezeichnet wird, „wenn der Religionslehrer oder ein Schüler den Lehrstoff, sei es aus dem Lehrbuche oder aus einem anderen als Lehrmittel benützten Buche der Klasse vorlesen" (S. 208), so ist das an sich eine völlig richtige Bemerkung; aber wir können nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese Unterrichtsmethode bei der heutigen Ausgestaltung der Inspektionen von staatlicher und kirchlicher Seite sich irgendwo dauernd einbürgerte. Der Verf. rechnet da mit längst vergangenen Zeiten und scheint die Augen absichtlich vor der Gegenwart verschlossen zu halten. Und dieser Fehler hängt nicht bloß ihm an: es scheint üblich geworden zu sein, daß Professoren der Hochschulen sich noch immer berufen fühlen, trotz der von der hohen Unterrichtsverwaltung geschaffenen vorzüglichen Unterrichtsmethode, wie sie sich in den Instruktionen kund gibt, an den Mittelschulen eine abfällige und sehr unberechtigte Kritik zu üben [1]).

Gehen wir auf den Grundgedanken des vorliegenden Buches näher ein, so läßt er sich dahin präzisieren: „Die Religion darf an Gymnasien nicht in wissenschaftlicher Weise gelehrt werden, dazu sind einzig und allein die Universitäten da" (S. 67). „Es wäre verfehlt, statt der elementaren Kenntnisse des Katechismus die

---

[1]) Unlängst hat Prof. Dr. H. Lorenz bei seiner Antrittsvorlesung in Graz über die „Elemente des klinischen Unterrichtes in der internen Medizin" mit Emphase ausgerufen: „Sie müssen sehen, Sie müssen beobachten lernen! Was das Gymnasium in dieser Beziehung an Medizinern verbrochen (!), haben die ersten Universitätssemester wieder gut zu machen" (Wiener klinische Wochenschrift. Jahrgang 1903. Nr. 25 [Separatabdruck, S. 7]).

unfruchtbaren Trümmer und Mißgestalten zu setzen, welche die gekürzten Auszüge aus der Dogmatik und Moraltheologie als Lernstoff bieten" (S. 138). Selbst die Bezeichnungen „Dogmatik" und „Ethik" dürfen auf dem Boden der Mittelschule keine Aufnahme finden (l. c.). Auch in der VII. Klasse sei es unstatthaft, eine wissenschaftliche Ethik treiben zu wollen, und für eine wissenschaftliche Apologetik sei auch noch in der VIII. Klasse kein Raum (S. 149). „Eine wissenschaftliche Behandlung jener Fragen, welche in der Sprache der Theologie *praeambula fidei* genannt werden, sowie eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Richtungen naturwissenschaftlicher, psychologischer, ethischer und sozialer Forschung gehören nicht ins Gymnasium, nicht in die VIII. Klasse" (S. 150). Ähnlich verlangt der Verf., „daß auch die Kirchengeschichte nicht als Wissenschaft, sondern nur als Gegenstand des erziehenden Unterrichtes zu betrachten sei" (S. 131).

Es wäre zu diesen fast verblüffenden Thesen kaum gekommen, wenn der Verf. sich der Mühe unterzogen hätte, die „Instruktionen für den Unterricht an Gymnasien" einzusehen und sich die Frage vorzulegen, in welches Verhältnis dadurch die Religionslehre zu den übrigen Disziplinen des Obergymnasiums gerückt würde. Leider sind ihm diese trefflichen Arbeiten ebenso unbekannt geblieben wie die neueren Ministerialerlässe. Er hätte erfahren, daß beispielsweise vom Lehrer der Geschichte am Obergymnasium verlangt wird, „für die Auswahl des historischen Lehrstoffes sich immer mehr und mehr von dem Wesen der Wissenschaft bestimmen zu lassen" (Instr. S. 160); er hätte entdecken müssen, „daß auf der Oberstufe der Vortrag eine mehr wissenschaftliche Gestalt anzunehmen habe" (S. 175), daß „der naturgeschichtliche Unterricht im Obergymnasium eine Behandlung in wissenschaftlicher Form erfordere" (S. 230), und auch „die wissenschaftliche Nomenklatur in Anwendung zu kommen habe" (S. 231). Ein Blick in den Abschnitt „allgemeine Bemerkungen" zur Physik hätte ihn belehrt, „daß beim Lehrvorgange die Methode des Unterrichtes im allgemeinen die Methode der Wissenschaft nachahmen solle" (S. 245), „um den Schülern einen Einblick in die allmähliche Entwicklung der Wissenschaft zu gewähren (S. 247). Von dem Lehrer der Psychologie wird „ein streng sachliches und wissenschaftlichen Ernst zeigendes Lehrverfahren" gefordert (S. 273). Von alledem weiß der Verf. nichts! Auf Grund zusammengelesener Belegstellen will er auch vom Obergymnasium jede irgendwie wissenschaftliche Richtung ausschließen, vor allem aber für die Religionslehre. Verstehen wir ihn recht, so hat der Religionslehrer keine andere Aufgabe im Gymnasium zu erfüllen, als durch eine naive Darstellung seine Schüler im Glauben zu erhalten — er wird zum Spiritual oder Gymnasialkaplan.

Welche Aufgabe hat nun der Religionsunterricht im ganzen Gymnasium nach der Ansicht des Verf.? „Es wird also Aufgabe des Religionsunterrichtes in allen Klassen des Gymnasiums — Unterrichtprinzip — sein, die Schüler immer mehr, entsprechend ihrer sonstigen intellektuellen und ethischen Entwicklung, in das Verständnis des Katechismus einzuführen und auf diese Weise instand

zu setzen, daß sie die nie aus dem Gedächtnisse verlorenen, immer und immer wieder von neuem und mit gesteigerter Genauigkeit eingeprägten Worte des Katechismus als lieb und teuer gewordenen Ausdruck ihrer katholischen Glaubensüberzeugung... gebrauchen lernen" (S. 75 f.). „Darum muß sich der Religionsunterricht am Gymnasium als eine einheitliche Bildungsarbeit betrachten, die mit der I. Klasse von neuem anfängt, den Schüler... immer mehr und mehr in das Verständnis des Katechismus einzuführen" (S. 81). Dennoch gibt der Verf. selbst zu, „daß der Katechismus auch für Mittelschüler, besonders der unteren Klassen, vielfach ein Rätsel bleibe" (S. 80). „Daher verlangen die Kontinuität des einheitlichen Religionsunterrichtes und das Verhältnis zwischen Katechismus, Glaubens- und Sittenlehre und apologetischem Unterrichte auch für das Obergymnasium den engsten Anschluß an den Katechismus. Der Katechismustext soll... auch in den obersten Klassen immer wieder als ein alter Bekannter aufscheinen" (S. 219). Wie wenig sich der Verf. über die Konsequenzen dieser Lehraufgabe klar wurde, geht aus dessen Erwartung hervor, daß die Schüler in sich den Drang verspüren werden, auch an der Hochschule Kollegien über religiöse Themen zu hören (S. 69, 272). Und sein Reformeifer greift noch über die Mittelschule in die Organisation der theologischen Fakultäten hinüber. Diese sollten „eine ihrer Hauptaufgaben darin erblicken, mit dem prinzipiellen Fahrenlassen einseitiger Abgeschlossenheit Kollegien zu lesen, welche für die Hörer aller Fakultäten bestimmt sind und nicht einer theologischen Fachbildung dienen" (S. 70, 272).

Fragen wir, welche Stellung die Religionslehre im ganzen Unterrichtsplane des Gymnasiums einzunehmen habe, so finden wir sie als „Licht spendendes und Licht empfangendes Zentrum" bezeichnet (S. 23). Daher muß dem Schüler nahe gelegt werden, „die durch den Unterricht in anderen Fächern vermittelten Kenntnisse als Bausteine zum einheitlichen Aufbaue einer christlichen Weltanschauung zu benützen" (S. 24). Infolge der „zentralen" Stellung der Religionslehre „sollen alle Lehrkräfte sich verpflichtet fühlen, sie in ihrer eminent erziehenden Wirksamkeit zu unterstützen" (S. 22). Von diesem Gesichtspunkte aus soll die Konzentration des Unterrichtes sich leiten lassen. „Was eine gesunde Konzentration verlangt, besteht... darin, daß der Lehrer die Gelegenheiten, welche die Behandlung seines Gegenstandes ihm von selbst und ungezwungen bietet, benütze, um den Schüler auf die innere Beziehung zwischen dem betreffenden Lehrstoffe und seinen religiösen Kenntnissen aufmerksam zu machen und anzuregen" (S. 45). Eine weitere Konsequenz der zentralen Stellung der Religionslehre kommt in der These zum Ausdrucke: „Es ist prinzipiell verfehlt, das Urteil über die Eignung eines Lehrers in einseitiger Weise bloß von seiner wissenschaftlichen Befähigung abhängig zu machen" (S. 263 f.). „In der christlichen Erziehungsschule muß an jeden Lehrer, er vertrete welches Fach er will, außer und über einer sorgfältigen wissenschaftlichen Fortbildung als oberste Forderung die einer gründlichen religiös-sittlichen

Durchbildung, eines christlichen Charakters... gestellt werden" (S. 265). — Nicht bloß der Unterricht als solcher soll in der Organisation eine zentrale Stellung einnehmen: auch der Religionslehrer müsse „im Lehrkörper und in der gesamten Bildungsarbeit des Gymnasiums eine zentrale Stellung bekleiden" (S. 253). Es wird zwar nicht verlangt, aber als „wünschenswert" bezeichnet, daß der Religionslehrer in einer Klasse mehr als wöchentlich 2 Stunden beschäftigt wäre und zugleich Deutsch, Geschichte oder philosophische Propädeutik vortrüge und als Klassenlehrer die Einheitlichkeit des gesamten Unterrichtes in der Einheit seiner Persönlichkeit gleichsam zur konkreten Erscheinung brächte" (S. 54).

Leider ist dem Verf. der Ministerial-Erlaß vom 16. Dezember 1885 (V.-Bl. 1886, S. 5), der die Revision der Schülerbibliotheken an Volks- und Mittelschulen anordnete, völlig unbekannt geblieben. Er scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß jedes Buch, welches derselben einverleibt wird, des Visums eines Mitgliedes des Lehrkörpers und der ausdrücklichen Genehmigung des Landesschulrates bedarf. Würde er diese Verordnung auch nur flüchtig durchgelesen haben, so hätte er erfahren müssen, daß kein Buch in die Schülerbibliothek aufgenommen werden dürfe, welches in patriotischer, religiöser oder sittlicher Beziehung irgendwie Bedenken erregen sollte." Es ist daher ganz verspätet, wenn der Verf. 18 Jahre nach dieser Verordnung den Religionslehrern die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, „daß eine Lektüre, welche der Sittlichkeit und dem religiösen Leben der Schüler gefährlich werden müßte, ihnen nicht zugänglich gemacht werde, ja überhaupt in der Schülerbibliothek nicht zu finden sei" (S. 267).

Nicht bloß die neueren Erlässe sind ihm unbekannt geblieben, auch in den älteren Jahrgängen ist er nicht orientiert; denn er scheint der Meinung zu sein, daß die Pflege des Kirchengesanges in das Ressort des Religionslehrers gehöre. „Warum", so lesen wir in dem Kapitel über die religiöse Erziehung am Gymnasium, „sollte er (der Religionslehrer) es — ein kollegiales Zusammenleben und Zusammenwirken vorausgesetzt — nicht durch wiederholt gegebene Anregungen und immer wieder geäußerte Teilnahme dahin bringen können, daß beim sonn- und festtäglichen Gottesdienste ein sorgsam gepflegter Kirchengesang, Choral oder mehrstimmiger lateinischer Meßgesang die jungen Herzen zu Gott erhebe und für religiöse Ideale begeistere?" (S. 270). Was hier „wiederholt angeregt" werden soll, ist bereits seit 47 Jahren durch eine Ministerial-Verordnung (11. April 1856, Z. 6037) praktischer Gebrauch geworden. Im Punkte 4 dieser Verordnung wird eingeschärft: „Außerdem hat der Gesangsunterricht..... auch vorzugsweise zur Verbesserung und Hebung des Kirchengesanges zu dienen." Es braucht also weder einer „Anregung" noch einer „immer wieder geäußerten Teilnahme" von Seite des Religionslehrers zur Pflege des Kirchengesanges, sondern „die Direktion hat", wie die erwähnte Verordnung weiter verfügt, „im Vereine mit dem Gesanglehrer dahin zu wirken, daß auch die Mehrzahl

der an diesem Unterrichte nicht beteiligten Schüler nach und nach dahin gebracht werde, am Kirchengesange teilzunehmen."

Interessant ist, wie sich der Verf. das Lehrverfahren konstruiert. Während der Ministerial-Erlaß vom 2. Mai 1887 als zulässig erklärt, „in den oberen Klassen zeitweilig Prüfungen über größere Partien des Lehrstoffes vorzunehmen, um die Schüler allmählich und rechtzeitig an die an den Hochschulen übliche Lehr- und Prüfungsmethode zu gewöhnen" (V.-Bl. 1887, S. 80), und die neuen Instruktionen für den historischen Unterricht anordnen, „auf der Oberstufe dem zusammenhängenden Vortrage einen weiteren Spielraum zu eröffnen" (Instr. S. 175), verlangt der Verf.: „Der Religionslehrer muß auch in den höheren Klassen des Gymnasiums noch katechisieren. Die geistige Entwicklung des Gymnasialschülers ist auch in den höheren Klassen noch nicht so weit gediehen, daß er auf den bloßen Vortrag und auf die bloße Erklärung des Lehrers hin mit dem religiösen Lehrstoff zurecht kommen könnte. Der Lehrer muß — nachhelfen durch die Katechese" (S. 193). Einerseits soll der ganze Unterrichtsstoff zu einem geistigen Eigentum des Schülers (S. 154) und dessen Selbsttätigkeit angeregt werden (S. 155), damit er sich durch eigene Arbeit des Lehrstoffes bemächtige (l. c. und S. 156), anderseits wird an verschiedenen Stellen dem gänzlich veralteten Auswendiglernen des Lehrtextes, das in den übrigen Gegenständen verpönt ist (s. Instr. S. 177), das Wort geredet. „Die religiösen Grundbegriffe müssen in den untersten Klassen zu klarem Verständnisse gebracht werden und mit dem Wortlaute des Katechismus in dem Gedächtnisse der Schüler haften bleiben, und zwar mit der Treue und Sicherheit des mathematischen Einmaleins" (S. 120, Anm. 3). „Aber nicht bloß verstanden, auch memoriert muß der Katechismus werden, und vieles, ja alles ist in ihm zu memorieren" (S. 121 f., Anm. 2). Damit würde übereinstimmen, daß der Verf. für die drei obersten Klassen ein Lehrbuch wünscht, „das den Lehrstoff im etwaigen Umfange von zusammen 200 Seiten Text mit engstem Anschlusse an den Katechismus enthalte" (S. 219).

Nebenbei sei erwähnt, daß die Wiedereinführung einer Reifeprüfung aus der Religionslehre im Umfange des Lehrstoffes der VIII. Klasse (S. 203), und zwar ohne Dispens (S. 207) und eine dritte Religionsstunde in der Oktava zur Lektüre der hl. Schrift, besonders einer Auswahl aus den Psalmen, Propheten, Evangelien und Briefen (S. 235) verlangt wird.

Das Wenige möge genügen, um den Standpunkt des Verf. und den Geist, der ihn beseelte, zu charakterisieren. Wir finden es begreiflich, wenn in dem dem Werke vorangesetzten Approbationslibell des f.-e. Ordinariates in Wien ddo. 27. März 1903 erklärt wird, daß das Buch nichts enthalte, was mit der katholischen Lehre im Widerspruch stehen oder gegen dieselbe gedeutet werden könnte.

Schlimmer ist es ihm mit einem ziemlich detailliert ausgearbeiteten Lehrplane ergangen, der von dem Religionsprofessor K. Zoeller in Stryj (Galizien) vor etwa anderthalb Dezennien erdacht und gleich darauf dem gesamten Episkopat zur Begutachtung vorgelegt wurde. Im Jahre 1890

waren die Ansichten der verschiedenen Ordinariate geteilt. Unter jenen, die sich vollständig einverstanden erklärten, war auch das f.-e. Ordinariat von Wien (S. 107). Um so auffallender ist die Bemerkung, welche nun der bereits erwähnten Approbation angefügt wurde. „Es kann nicht unbemerkt gelassen werden, daß der von dem Verf. in diesem Manuskripte ... empfohlene Lehrplan mit dem von dem hochwürdigsten österreichischen Episkopate im Jahre 1894 einstimmig beschlossenen Lehrplane nicht übereinstimmt. Aus diesem Imprimatur kann und darf daher keineswegs eine Gutheißung des von dem Verf. empfohlenen Lehrplanes abgeleitet werden. Es wird dem Verf. selbst überlassen, bei der Herausgabe seines Buches in geeigneter Weise auf diese Erklärung aufmerksam zu machen.“ — Wir befassen uns daher auch nicht weiter mit diesen akademischen Erörterungen. Es sind Vorschläge, wie sie dutzendweise auch in anderen Lehrfächern gemacht zu werden pflegen, ohne daß die hohe Unterrichtsverwaltung bis jetzt Veranlassung genommen hätte, im voraus dagegen Stellung zu nehmen. Der vorliegende Fall liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik in Österreich über die verschiedenartige Behandlung, welche Reformvorschläge beim hohen Ministerium und bischöflichen Ordinariaten erfahren.

Wenn das vorliegende Buch den großen Erwartungen trotz mancher Lichtseiten nicht ganz entspricht, so liegt der Fehler, wie bereits eingangs erwähnt, in dem Haften an Aussprüchen und Sentenzen anderer Schriftsteller. Bei der bunten Stellung, welche diese einnehmen, mußte auch das Elaborat etwas Mosaikartiges, Unselbständiges und mitunter Widerspruchsvolles werden. Neben sehr antiquierten Anschauungen wird auch den allerneuesten Gesichtspunkten der modernen Pädagogik vollauf Rechnung getragen. Es wird der Anschauungsunterricht befürwortet, die Herbart-Zillersche Methode empfohlen, die Errichtung von pädagogischen Seminarien für Theologen und für angehende Religionslehrer die Einführung eines Probejahres gefordert. Es berührt angenehm, wenn an einzelnen Beispielen gezeigt wurde, wie die römisch-griechische und unsere deutsche Literatur zur richtigen Beleuchtung biblischer Sentenzen verwertet werden könne. Man merkt deutlich, daß der Verf. unter dem Einflusse zweier verschiedener Richtungen, der altherkömmlichen und der modernen, stand und bemüht war, beide zu verwerten und für den Unterricht dienstbar zu machen. Deshalb können wir auch das mustergiltig ausgestattete Werk den Religionslehrern zum Studium bestens empfehlen, einerseits um daraus zu lernen, anderseits um zu sehen, wie ein Theoretiker über „Religionsunterricht an unseren Gymnasien“ dachte.

Mies. Dr. G. Juritsch.

Über dasselbe Buch geht uns von Prof. Dr. Theodor Deimel in Stockerau folgende Besprechung zu:

Die Herausgabe dieses pädagogisch hervorragenden Werkes fiel in die Rektoratsperiode des gelehrten Herrn Verfassers. Leider hat der

unerbittliche Tod den jungen Mann frühzeitig aus der gelehrten Laufbahn gerissen. Eine tiefschmerzliche Empfindung erfaßte daher die literarische katholische Welt, als vor wenigen Wochen die Kunde eintraf, daß Dr. Grimmich auf einer Ferienreise in Oberösterreich an Herzschlag plötzlich verschieden sei.

Der verschiedene Meister Grimmich hat mit dem vorliegenden Buche ein höchst zeitgemäßes, hochwertig pädagogisches Werk geschaffen, dessen Erscheinen der katholische Klerus, insbesondere der im Mittelschulfach tätige Klerus freudigst zu begrüßen alle Ursache hat. Die geistliche Schulwelt muß die Herausgabe dieses Werkes umsomehr begrüßen, als sie in der gegenwärtigen Zeit des Überganges zur modernen Mittelschulpädagogik aus dem Werke Grimmichs die trefflichsten Ratschläge und Winke für die Modernisierung des Religionsunterrichtes an Mittelschulen erhält. Die Hauptstärke der vorliegenden Abhandlung, welche in 12 Kapiteln mit großer Gründlichkeit und gelehrter Fachkenntnis die Aufgaben, Ziele und methodischen Einrichtungen des Religionsunterrichtes an Mittelschulen bespricht, liegt in der Betonung der psychologischen Seite des Religionsunterrichtes. Die bisher betriebene Methode einer rein wissenschaftlichen, abstrakt-theoretischen, rein verstandesmäßigen Darstellung religiöser Wahrheiten habe — wie eine lang jährige Erfahrung gelehrt — nicht zu allgemein befriedigenden Resultaten der religiösen Erziehung an den Mittelschulen geführt. Die Ursache hievon sei in der ganz unpädagogischen, weil unpsychologischen Behandlung des Lehrstoffes zu suchen. Die Mittelschule sei mit der Hochschule verwechselt worden und an die geistigen Kräfte der Schüler seien dementsprechende Anforderungen gestellt worden. Diese Methode habe die Schüler mehr zu Kritikastern und hochmütigen Ingnoranten als zu religiös überzeugten Charakteren erzogen. Der Lehrstoff müsse daher so dargestellt werden, daß der Schüler denselben erfasse, selbständig verarbeite, in seinen Wahrheiten selbst miterlebe, so daß aus der gemeinschaftlichen Arbeit des Lehrers und des Schülers eine tiefbegründete, religiöse Überzeugung in der Seele des Schülers erstehe. Um dieses Ziel zu erreichen, müßten die beitragenden Faktoren, als insbesonders das Lehrbuch (Kap. 10), der Lehrplan (Kap. 6) und die Lehrmethode (Kap. 8 und 9), gründlich geändert, d. h. pädagogisch brauchbar gemacht werden. Die tiefgehendste Umgestaltung habe bei den Lehrbüchern platz zu greifen. Dieselben müßten in erster Linie die theologisierende Darstellung, Sprache, Methode und Systematik der Fakultät fallen lassen und sich darauf beschränken, in leicht faßlicher, ausreichend begründeter Darstellung das Wichtigste der religiösen Wahrheiten dem Schüler zu bieten. Also fort mit der Miniaturtheologie aus den Mittelschulen; fort mit der Pflege eines einseitigen Intellektualismus, der das Gemüt — die wichtigste pädagogische Handhabe — vernachlässige und veröde; fort endlich mit der unrichtig angebrachten Systematik und dem unpädagogischen Doktrinismus. — Mit dieser destruktiven Kritik der gegenwärtigen Mittelschulpädagogik weiß aber der Verf. zugleich auch die trefflichsten Vorschläge und Winke zur Umgestaltung des Religionsunterrichtes zu verbinden. Die diesbezüglichen

Kapiteln verdienen wirklich gelesen und studiert zu werden. Eine besondere Neuerung betrifft ferner die Einführung besonderer Lehrbücher für die einzelnen Disziplinen des Religionsunterrichtes in den Oberklassen.

Der Hinweis auf den Vorgang, den hiebei Bayern eingeschlagen, verdient besondere Beachtung. Grimmich ist Idealist, der gerne seine eigenen Wege geht; auf diese werden ihm namentlich, was die Neugestaltung der Lehrpläne anbelangt, die österr. Religionsprofessoren nicht folgen können, weil die betreffenden Lehrpläne durch die Bestimmungen des hochwürdigsten Gesamtepiskopates bereits definitiv geregelt sind.

Wie sollen Bücher und Zeitungen gedruckt werden? Für Hygieniker, Ärzte, Erzieher, Redakteure, Schriftsteller, Verleger, Schriftgießer und Buchdrucker vom augenärztlichen und technischen Standpunkte besprochen von Hermann Cohn, Dr. med. et phil., Univ.-Prof. in Breslau und Robert Rübenkamp, Dr. phil. techn., Direktor der Fabrik graphischer Farben von Gleitsmann in Dresden. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903. 112 SS. mit Abbildungen und 10 Druckprobentafeln. Preis 2 Mk., in Leinwand geb. 2 Mk. 80 Pf.

Ein lehrreiches und interessantes Buch, dessen größter Teil von Hermann Cohn, dem unermüdlichen, erfolgreichen Vorkämpfer der Augenhygiene, ganz besonders auf dem Gebiete der Schule, verfaßt ist. — Mit historischen Rückblicken verbunden gibt Autor an der Hand der großen Statistik kurz und klar die Schilderung des traurigen Einflusses des andauernden Schullebens und der damit im Zusammenhang stehenden häuslichen Beschäftigung auf die Sehkraft, bespricht dann die Bedeutung der Kurzsichtigkeit, weiter die Maße für Höhe und Dicke der Druckbuchstaben, Durchschuß, Approche, Zeilenlänge, die Form der Buchstaben, dann Fraktur und Antiqua, Papier, Druckerschwärze (letzteres Kapitel ist vom technischen Standpunkte durch Rübenkamp bearbeitet). Dann folgt ein Abschnitt über amtliche Verordnungen.

Um die Druckdichtigkeit auf ihre hygienische Zulässigkeit bequem beurteilen zu können, hat Cohn ein höchst einfaches Instrumentchen erfunden, welches für einige Pfennige vom Mechaniker Thiessen (Breslau, Schmiedebrücke 32) zu beziehen ist. Cohn verlangt, daß die Schulbücher mit einer Typengröße gedruckt werden, deren *n* nicht unter 1·5 *mm* hoch ist, welche Forderung überzeugend begründet wird; für Lernanfänger sind natürlich größere Typen nötig. Die Prüfungen von Cohn an Berliner und Breslauer, Schubert, Neuburger an bayrischen Schulbüchern usw. haben gezeigt, wie wenige Schulbücher hygienisch einwandfrei gedruckt sind. Ref. hat gleichfalls Gelegenheit gehabt, an bei uns vorhandenen Schulbüchern den Druck vom hygienischen Gesichtspunkt zu bemängeln.

In Schülerbibliotheken werden Drucke wie sie z. B. Reclams Universalbibliothek aufweist, mit Recht nicht geduldet.

Wien. L. Burgerstein.

Bericht über die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. d. Saale.

(6.—10. Oktober 1903.)

Bevor ich über die Versammlung selbst berichte, will ich nur kurz erwähnen, daß als Einleitung vorher zwei andere Versammlungen stattfanden, u. zw. am 5. Oktober der IV. deutsche Bibliothekarstag und am 6. die XII. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins, der seine Versammlungen gewöhnlich mit der Philologenversammlung vereinigt. Hauptgegenstand der diesjährigen Verhandlung waren 20 Thesen über Wahrung und Ausgestaltung der Eigenart des humanistischen Gymnasiums, die Geh. Hofrat Prof. Uhlig aus Heidelberg vorlegte.

Der Begrüßungsabend der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner fand am 6. Oktober in den Räumen der Berggesellschaft statt und vereinigte eine stattliche Anzahl von Teilnehmern, zu denen in den folgenden Tagen noch zahlreiche Nachzügler kamen. Die Teilnehmerliste, welche als Beilage zu den vier Nummern des täglich ausgegebenen Tageblattes erschien, weist die Zahl 725 auf, also eine bedeutend höhere Zahl als in Straßburg, wenn auch einige Doubletten in Abzug zu bringen sind. Zahlreich war diesmal auch die Beteiligung der Hallenser Studenten, sogar drei Damen erscheinen unter den Mitgliedern. Von auswärts waren in diesem Jahre nicht viele Teilnehmer erschienen; besonderes Interesse erregten Dr. Grenfell aus Oxford und Prof. Hülsen vom deutschen archäologischen Institut in Rom. Erfreulich war es, daß diesmal Österreich gegenüber anderen Jahren in stattlicher Anzahl erschienen war. Aus Wien waren gekommen die Universitäts-Professoren Hofrat Bormann, v. Arnim, Meyer-Lübke, Szanto, Sellin und Much, Landesschulinspektor Dr. Scheindler, Direktor Thumser, die Professoren Jerusalem, Perkmann, Scheich, Streinz, Wotke und der Berichterstatter, Privatdozent Dr. Brasloff, der Herausgeber der Bibliographie der Kunstwissenschaften Dr. Jellinek und Stud. phil. Thumser, Graz war durch die Universitäts-Professoren Bauer und Wenger, Prag durch Univ.-Prof. Reg.-Rat Lambel, Czernowitz durch Univ.-Prof. Friedwagner vertreten, so daß von den deutschen Universitäten bloß Innsbruck nicht beteiligt war. Außerdem waren noch erschienen Landesschulinspektor Loos (Linz), Landesschulinspektor Dworski (Lemberg), Direktor Fuchs (Mähr.-Weißkirchen) und die Professoren Badstüber (Baden), Branhofer (Iglau) und Reiter (Prag). Auch an den Vorträgen beteiligten sich die Österreicher im Verhältnisse sehr stark, nämlich die Herren Professoren v. Arnim, Bauer, Jerusalem, Meyer-Lübke, Much, Reiter und Dir. Thumser. Prof. Höfler hatte seinen Vortrag abgesagt.

Im allgemeinen muß die Organisation als eine brillante bezeichnet werden und dem rührigen Ausschusse gebührt der vollste Dank aller Teilnehmer. Schon die Mitgliedskarte, die, mit dem Stadtwappen, der Mondsichel zwischen zwei Sternen geschmückt, bei der Ankunft

eingehändigt wurde, zeichnete sich durch ihre geschmackvolle Ausführung aus. Das zweite Wahrzeichen von Halle, den Esel auf Rosen, der ein lokales archäologisches Problem bildet (s. Tageblatt Nr. 1), erhielten die Mitglieder als Festzeichen, und das dritte Wahrzeichen, der Roland an der Südostecke des Roten Turmes, zierte als Titelvignette das Tageblatt, in dessen erster Nummer Adolf Brieger den deutschen Philologen und Schulmännern einen schwungvollen poetischen Willkommengruß entbot.

In das Präsidium teilten sich die Herren Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Dittenberger und Geh. Reg.-Rat Dr. W. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen und ordentlicher Honorarprofessor an der Universität. Die Geschäfte wurden in glattester Weise von einem Zentralkomitee und fünf Ausschüssen, darunter einem Damenkomitee, erledigt. Auch eine stattliche Anzahl von Festschriften wurden den Mitgliedern als Angebinde nicht bloß überreicht, sondern auch in zuvorkommender Weise in die Wohnungen gebracht. Es kamen zur Verteilung:

I. Für alle Teilnehmer der Versammlung:
   1. Festschrift des Stadtgymnasiums zu Halle[1]),
   2. Deutsche Geschichtsblätter, Bd. V, Heft 1 (überreicht von der Verlagsbuchhandlung Friedr. Andr. Perthes in Gotha).

II. Für die Mitglieder der philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion:
   3. Apophoreton (überreicht von der *Graeca Halensis*)[2]).

III. Für die Mitglieder der philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen, germanistischen und indogermanischen Sektion:
   4. P. Hoefer, archäologische Probleme in der Provinz Sachsen (überreicht von der histor. Kommission der Provinz Sachsen).

IV. Für die Mitglieder der pädagogischen und germanistischen Sektion:
   5. Aus der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen (überreicht von der latein. Hauptschule der Franckeschen Stiftungen).

V. Für die Mitglieder der german. und der philolog. Sektion:
   6. Paul v. Winterfeld, Stilfragen (überreicht vom Verfasser).

---

[1]) Inhalt: Franz Friedersdorff, Aus Franz Petrarcas poetischen Briefen (Probe der gleichzeitig erscheinenden Ausgabe). — Bernhard Bräuning, Über das Gebiet der aristotelischen Poetik. — Otto Genest, Die Bedeutung Heinrich Barths für die geographische Erforschung Afrikas. — Max Consbruch, Die Erkenntnis der Prinzipien (ἀρχαί) bei Aristoteles. — Friedrich Kähler, Forschungen zu Pytheas' Nordlandreisen.

[2]) Enthält: W. Dittenberger, Athenäus und sein Werk. — G Wissowa, röm. Bauernkalender. — Fr. Blass, Über die Zeitfolge von Platons letzten Schriften. — Fr. Bechtel, Über die Bezeichnungen des Magens im Griechischen (die älteste Belegstelle für *stomachus* ist aber Plaut. Asin 423, wo *stomacho* im Sinne von Ärger steht). — U. Wilcken, zur drakontischen Verfassung. — C. Robert, zur Oidipussage. — B. Erdmann (Bonn), psychologische Grundbegriffe der Sprachphilosophie. — Rich. Pischel (Berlin), vier Lieder der deutschen Zigeuner. — Ed. Meyer (Berlin), die Alliaschlacht.

VI. Für die Mitglieder der german., roman. und engl. Sektion:

7. Festschrift der Oberrealschule der Franckeschen Stiftungen [1]).

VII. Für die Mitglieder der philol. Sektion:

8. Berthold Maurenbrecher, *Sallustiana*. 1. Heft: Die Überlieferung der Iugurthalücke (überreicht vom Verfasser).

VIII. Für die Mitglieder der pädagog. Sektion:

9. Das humanistische Gymnasium, Bd. XIV, Heft 4 u. 5 (überreicht von der Redaktion).

IX. Für die Mitglieder der archäolog. Sektion:

10. Katalog des archäolog. Museums der Universität (überreicht vom Arch. Museum der Universität).

11. C. Robert, Niobe, Posthumes XXIV. Hallesches Winckelmannsprogramm (überreicht vom Arch. Museum der Universität).

12. O. Richter, Beiträge zur röm. Topographie III (überreicht vom Verfasser).

X. Für alle Teilnehmer der Versammlung:

13. Die Franckeschen Stiftungen zu Halle a. d. Saale in ihrer gegenwärtigen Gestalt (überreicht von der Buchhandlung des Waisenhauses).

XI. Für die Mitglieder der pädag., mathem. und german. Sektion:

14. Lehrproben und Lehrgänge 1903, 4. Heft (überreicht von der Buchhandlung des Waisenhauses).

XII. Für die Mitglieder der german. Sektion:

15. Studien zur deutschen Philologie (überreicht von Philipp Strauch, Ch. Berger, Fr. Saran.

Außerdem erhielten die Teilnehmer den mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Führer durch Halle a. d. S. von Genzmer und Dr. Förtsch, ein geschmackvoll gebundenes Liederbuch, dessen polyglotter Reichtum leider zuwenig zur Geltung kam, und schließlich sei auch der überaus launigen Bierzeitung Erwähnung getan, die vom akad. neuphilol. Verein Franconia der Versammlung gewidmet worden war.

Die Versammlungen teilten sich in allgemeine Versammlungen und Sektionssitzungen; die Anzahl der Sektionen war um eine geringer als in Straßburg, da wegen des vorausgegangenen Bibliothekarstages keine bibliothekarische Sektion gebildet wurde. Es hatten sich somit bloß 10 Sektionen gebildet, nämlich die philologische, pädagogische, archäologische, germanistische, historisch-epigraphische, romanistische, englische, indogermanische und mathematische Sektion. Da sämtliche Vorträge vormittags abgehalten wurden, machte sich ein Übelstand, der

---

[1]) Enthält: C. Regel, „the life and death of Mr. Badman" by John Bunyan, a kind of novel. — R. Hoyer, über die angeblichen Interpolationen im *coronement Looïs*. — M. Hobohm, Victor Hugos Nachahmungen des altfranzösischen Epos (le mariage de Roland und Aymerillot) und ihre unmittelbaren Quellen.

sich wohl nie bei so großen und vielteiligen Versammlungen wird vermeiden lassen, besonders bemerkbar; er bestand darin, daß alle Sektionssitzungen zu gleicher Stunde stattfanden. Dies möge auch als Entschuldigungsgrund für die Einseitigkeit des folgenden Berichtes dienen. Seine Lückenhaftigkeit findet ihre Begründung in der unmittelbaren Aufeinanderfolge der Vorträge, welche ein aufmerksames Zuhören bei allen unmöglich machte.

Die allgemeinen Sitzungen fanden in der Aula der Universität statt, die Sektionssitzungen in den einzelnen Auditorien desselben Gebäudes oder des unmittelbar daneben liegenden Seminargebäudes. Die erste allgemeine Sitzung am 7. Oktober wurde vom ersten Vorsitzenden Geh.-Rat Dittenberger mit einer Ansprache eröffnet, in der er zunächst die allmähliche Erweiterung der Versammlung besprach, die nach und nach auf die architektonischen Überreste in den Bereich ihrer Forschung gezogen, sodann durch Teilung in Sektionen auch der neuerwachten naturwissenschaftlichen Forschung und den technischen Errungenschaften den Eintritt in die Versammlungen ermöglicht habe, demselben Ziele dienend, der höheren Geistesbildung. Aus diesem Grunde sei auch die Gleichstellung der Gymnasien und Realschulen zu begrüßen, die für alle die Bahn freigegeben habe. Er schloß mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser, der der Versammlung auch durch Überweisung eines Beitrages seine Sympathie bezeugt habe.

Im Namen des Kultusministers und des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen begrüßte Provinzialschulrat Geh. Reg.-Rat Trosien die Versammlung. Er wies u. a. auf die Bedeutung hin, die Halle für Philologie und Pädagogik gehabt habe und noch besitze, kam auch auf die Gleichstellung der Anstalten zu sprechen, die nun zu zeigen hätten, wie sie ihre Aufgaben zu lösen imstande seien, und wünschte dem Philologentage Erfolg in seinen Bestrebungen, durch die Pflege der verschiedenen Wissenszweige vor allem der Jugenderziehung zu dienen. Weitere Begrüßungen erfolgten namens der Stadt durch den Oberbürgermeister Geh.-Rat Staude, für die Universität durch den derzeitigen Rektor Geh. Justizrat Prof. Stammler. Nach dem üblichen Nachrufe auf die seit der letzten Versammlung Dahingegangen gab der Vorsitzende noch bekannt, daß die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung in Berlin abermals 1000 Mark der Versammlung zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung gestellt habe.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Prof. Reiter aus Prag, indem er ein Lebensbild des berühmten Philologen Fr. A. Wolf entwarf, der gerade in Halle eine so segensreiche Wirksamkeit entfaltet hatte, wohin er im Alter von 23 Jahren als Univ.-Prof. berufen worden war. Nach eingehender Besprechung seiner Tätigkeit in Halle und Berlin schloß der Vortragende mit der Aufforderung an die deutschen Philologen, gegenüber ihrem Stammvater durch eine dem segensreichen Wirken dieses großen Mannes gerecht werdende Biographie eine alte, dringende Ehrenschuld abzutragen.

Nach einer Pause berichtete Prof. Vollmer aus München über den *Thesaurus linguae Latinae*[1]), wobei er namentlich die technischen Einzelheiten bei der Sichtung und Verarbeitung des Materials und die dabei auftretenden Schwierigkeiten besprach und über das Fortschreiten des gewaltigen Werkes berichtete. Er schloß mit einem Appell an die Versammlung zur Mitarbeit und es ist lediglich Pflicht der Dankbarkeit, die jeder Philologe dem unermüdlichen und tatkräftigen Leiter des großen Unternehmens schuldet, wenn ich diesen Appell an die geehrten Leser dieser Zeitschrift weiterleite. Wer entweder ein Versehen in dem bisher publizierten Teile bemerkt oder auf eine lexikalische, bisher unbeachtet gebliebene Singularität stößt, möge dies auf einem Zettel nach München senden, es wird alles dankbar angenommen werden.

Den Schluß bildete für diesen Tag Privatdozent Dr. P. v. Winterfeld aus Berlin, der über die Aufgaben und Ziele der mittellateinischen Philologie sprach. Daß man von einer solchen überhaupt sprechen könne, ja daß sie sich zu solcher Selbständigkeit emporgearbeitet habe, daß sie als Wissenschaft betrachtet und durch einen akademischen Lehrer vertreten werde, sei dem verdienstvollen Wirken W. Meyers und Traubes zuzuschreiben. Der Stoff, der zugebote steht, ist ein ungemein reicher und verspricht in sprachlicher, metrischer und historischer Beziehung reiche Ergebnisse. Wenn die junge Wissenschaft noch keine weiteren Fortschritte gemacht hat und daher noch zuwenig Wertschätzung gefunden hat, so liegt dies, abgesehen von ihrer Jugend, einerseits an dem Umstande, daß es noch an zweckentsprechenden Ausgaben fehlt, anderseits ist hiezu noch eine genauere Kenntnis der kulturellen und geschichtlichen Verhältnisse im allgemeinen erforderlich sowie speziell vollständige Erschließung des Individuellen in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht (man denke nur an die Sequenzendichtung und metrische Klausel). Der Vortragende streute in seinen ungemein anregenden Vortrag auch eigene Übersetzungsproben mittellateinischer Dichtungen ein, die ein anschauliches Bild der poetischen Schönheit derselben geben.

Der Bericht, den am nächsten Tag Prof. Hülsen über die Ausgrabungen auf dem *Forum Romanum* gab, braucht hier nicht weiter mitgeteilt zu werden, da er die Arbeiten der letzten Jahre zusammenfaßte, die ja jeweilig durch die Fachzeitschrift bekannt gemacht worden sind[2]). Ich erwähne deshalb nur, daß besonders die jüngst gefundenen Gräber beim Tempel des Antonius und der Faustina, die Basilica Aemilia, die cuniculi unter dem Forum, die Funde an der Stelle der niedergerissenen Kirche Santa Maria liberatrice besprochen und in Skioptikondarstellungen gezeigt wurden. Der reiche Beifall, den die Versammlung dem Vortragenden spendete, galt nicht bloß dem ausgezeichneten Vortrage, sondern auch der Person des Vortragenden, der alljährlich so zahlreichen Herren

---

[1]) Abgedruckt in Neue Jahrbücher für das klass. Altertum usw. XIII. Band 46—56.

[2]) Der vollständige Bericht ist inzwischen erschienen in Neue Jahrbücher für das klass. Altertum usw. XIII. Band 23—45.

aus Deutschland und Österreich die Stätten des alten Rom in unermüdlicher und sachkundigster Weise zeigt und erklärt.

Sodann besprach Prof. Bruno Sauer aus Gießen die Homerapotheose des Künstlers Archelaos, eine Reliefdarstellung, welche im XVII. Jahrhundert bei Bovillae gefunden wurde und sich jetzt im Britischen Museum befindet. Der Vortragende wies nach, daß es hellenistischen Ursprungs sei, wahrscheinlich im Homericon von Smyrna aufgestellt worden sei, und daß darauf Attalos II. dargestellt sei, der 159—138 das pergamenische Reich beherrschte und sich als Gönner und Beförderer der Wissenschaften zeigte. Weniger überzeugend wirkte die Vermutung, daß der berühmte Sullakopf ebenfalls den König Attalos II. darstelle.

Den Vorträgen des Prof. Panzer aus Freiburg über Dichtung und bildende Künste des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen sowie dem Berichte des Prof. Kehrbach aus Berlin über die Tätigkeit der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte konnte ich nicht mehr beiwohnen.

In der dritten allgemeinen Sitzung am 9. Oktober hatten wir das Vergnügen, als ersten Redner den Rektor der Landesschule Pforta, Prof. Dr. Muff, zu hören, der in ungemein fesselnder und lebhafter Weise über die Bedeutung des Sophokles in der Schule sprach. Er wies nach, daß Sophokles der geeignetste Tragiker für die Schule sei wegen seiner Technik, wegen seines Idealismus, der nicht bloß auf Wahrheit, sondern auch auf Schönheit bedacht sei, wegen seiner zwar erschütternden Tragik, die aber immer hoffnungsvolle Ausblicke auf die Zukunft biete, so daß sich der Mensch doch noch größer als das ihn treffende Schicksal erweise, und schließlich wegen seiner Ethik. Sowohl in religiöser Beziehung kann der Dichter, der an seine Götter glaubt und sie so hoch stellt, daß man Anklänge an den christlichen Geist aufzeigen kann, die Jugend heben und erbauen als auch durch seine sittliche Anschauung, die die Tugend preist und die Nächstenliebe verficht, zur Ehrfurcht vor dem Guten bringen.

Er schloß mit einem Dank auf die Schulkonferenz für die Erhaltung des Griechischen. (Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Robert Kauer.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Eine ausländische Stimme über die österreichischen Gymnasien.

Die akademische Rede, welche der derzeitige Prorektor der Universität Heidelberg, der wirkliche Geh. Rat Prof. Dr. Vinzenz Czerny, zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs hielt, hat in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt. Sie ist betitelt: „Über die Entwicklung der Chirurgie während des 19. Jahrhunderts und ihre Beziehung zum Unterricht“. Der letzte Teil ist es hauptsächlich, der uns hier beschäftigt. Darin stellt Czerny die österreichischen Gymnasien mit den reichsdeutschen in Vergleich (S. 32): „Das Gymnasium soll seinen Schülern je nach den Neigungen und Talenten Spielraum lassen zu eigener Arbeit auf selbstgewählten Bahnen, die allein zu höherem Ziele führen kann. Die österreichischen Gymnasien, namentlich seitdem sie von Bonitz reorganisiert worden sind, kommen diesem Bedürfnisse mit ihrem achtjährigen Lehrkurse und bloß 24—28 obligaten Lehrstunden in der Woche mehr entgegen als unsere Unterrichtsverwaltung, welche die Schüler zu 28 bis 33 Schulstunden verurteilt. Obgleich in Österreich bloß 50 Stunden auf Latein verwendet werden, während in Preußen 68, in Baden gar 72 Stunden dieser Sprache gewidmet sind, soll nach dem Urteil kompetenter Beobachter dort dasselbe Lehrziel erreicht werden wie hier. Dank der geringeren Überbürdung scheinen in Österreich originelle Köpfe häufiger zur Entwicklung zu kommen als in Deutschland.“

Dies die Worte eines großen Gelehrten, der nur ein minderwertiges Gymnasium, wie er selbst andeutet, in Österreich besucht hat und nun seit Jahren als akademische Lehrer die Absolventen reichsdeutscher Gymnasien näher kennen zu lernen Gelegenheit hat. Und noch ein wichtiger Satz auf S. 34: „Die Chirurgie hat wie die Medizin im allgemeinen im 19. Jahrhundert außerordentlich an wissenschaftlicher Vertiefung und praktischem Nutzen für die Menschheit gewonnen. Ihr Studium erfordert aber viel mehr Zeit und Mühe als früher. Wenn wir auch nach wie vor die humanistische Bildung des Gymnasiums für die beste Vorbildung betrachten, von der wir uns nicht ohne zwingende Not abdrängen lassen wollen, so sollte doch durch bessere Ausbildung des physikalisch-naturwissenschaftlichen Anschauungsunterrichtes ein Gegengewicht gegen die bloße Büchergelehrsamkeit geschaffen werden.“ Daß gerade hierin in Österreich gegen früher viel gebessert wurde, hat die vorjährige Lehrmittel-Ausstellung in Wien zur Genüge erwiesen.

Zur Schularztfrage in Österreich.

Die Bukowinaer Landesregierung hat den k. k. Sanitätsassistenten Dr. Michael **Lewicki** versuchsweise und provisorisch mit den Funktionen eines **Schularztes** an den Mittelschulen in Czernowitz betraut. Zur Orientierung über den Umfang der Tätigkeit des Schularztes hat der Bukowinaer Landesschulrat nachstehende Weisungen erteilt:

Ehe an die Lösung des Problems der Schulärztefrage geschritten wird, empfiehlt es sich, Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln, um den Umfang des Wirkungskreises und der Befugnisse des Schularztes genau feststellen zu können.

Der Schularzt hat als Beamter der Direktion in schulhygienischen Fragen zu fungieren, und seine Wahrnehmungen und Ratschläge in einer eigens zu diesem Zwecke einzuberufenden Konferenz zum Ausdrucke zu bringen. Am geeignetsten hiezu ist die im Oktober abzuhaltende Konferenz über die die Förderung der körperlichen Entwicklung der Schüler dienlichsten Mittel.

Aufgabe des Schularztes ist es:

1. Die hygienischen Zustände des Schulgebäudes und der Klassenzimmer zu prüfen.

2. Die Schüler, welche mit einem Gebrechen behaftet sind, das ihr Studium erschwert, zu untersuchen und Vorschläge zur Verhütung von Schäden, denen solche Schüler beim Unterrichte ausgesetzt sind, zu erstatten.

3. Schüler, welche in hygienischer Beziehung eine Gefahr für die Mitschüler bilden, zu untersuchen und entsprechende Vorschläge zu erstatten.

4. Bei epidemischen Krankheiten Vorkehrungen zur Vermeidung der Übertragung dieser Krankheiten zu beantragen.

5. Endlich bei Anschaffung von Schulgeräten (Bänken, Tafeln usw.) dem Direktor beratend zur Seite zu stehen.

Alle Untersuchungen haben unentgeltlich zu geschehen.

Die Anträge des Schularztes sind in der Konferenz einer Beratung zu unterziehen und ist das bezügliche Protokoll dem Landesschulrate zur Entscheidung vorzulegen.

Wie wir vernehmen, läßt sich die Unterrichtsverwaltung über diesen Versuch der praktischen Lösung der Schularztfrage jährlich eingehend berichten, um auf Grund der gemachten Erfahrungen eventuell neue Vorkehrungen zu treffen.

Literarische Miszellen.

Tirocinium Caesarianum. Von Berthold **Otto**. Liber primus. Leipzig, Verlag von K. G. Th. Scheffer 1903. IV und 63 SS. 8°. Preis 90 Pf.

Mit dem seinerzeit viel gebrauchten *Tirocinium poeticum* von Siebelis hat dieses Büchlein nur den Namen gemein. Es will aber auch eine Vorbereitung, u. zw. für die Cäsarlektüre geben, freilich in einer genug eigentümlichen Art, die öfter lebhaft an die einst so beliebten '*formulae variandi*' erinnert.

Einige Beispiele werden die Sache am schnellsten klarstellen.

a) Cäsar.

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam, qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt.

b) Otto.

Gallia in tres partes divisa est. Unam partem incolunt Belgae; aliam partem Galliae incolunt Aquitani; tertiam partem Galliae incolunt Galli. Galli ipsi Celtas se appellant. Ergo (!) Celtae lingua Latina (Caesar dicit: nostra lingua) Galli appellantur. Galli ipsorum lingua Celtae appellantur. Alia lingua Gallis est, alia lingua Aquitanis. Galli et Belgae et Aquitani inter se differunt lingua. Aliis legibus Galli utuntur, aliis legibus Aquitani utuntur. Galli et Belgae et Aquitani inter se differunt legibus. Non eadem instituta Belgis sunt, quae Gallis; non eadem instituta Gallis sunt quae Aquitanis.

a) b) *Horum omnium fortissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt minimeque ad eos mercatores saepe commeant atque ea, quae ad effeminandos animos pertinent, important ....*

b) b) *Galliae pars meridionalis provincia Romana erat. Narbo urbs erat caput huius provinciae. Galli, qui provinciam incolebant, agros atque se ipsos melius colebant, quam ceteri Galli et Aquitani et Belgae. Feminae corpus magis colunt quam viri. Viri, qui corpus nimis colunt, feminis similiores fiunt: hi viri se effeminant. Non solum corpora effeminant hi viri, etiam animos. Etiam vestes molles et cibi varii et vinum pertinent ad effeminandos animos. Galli, qui extra provinciam incolunt, ferociores sunt; Galli, qui provinciam incolunt, humaniores sunt. Ergo Galli in provincia ipsi se atque agros atque omnia sua bene colunt; hic est cultus provinciae. Galli, qui in provincia habitant, humaniores sunt; haec est humanitas provinciae. Belgae a cultu atque humanitate provinciae longissime aberant. Merces omnes res nominamus, quas emimus vel mercamur. Ei, qui merces vendunt, vocantur venditores vel potius mercatores. Nonnulli mercatores semper in urbibus sunt; nonnulli commeant* (*id est veniunt et abeunt, a verbo „meare“* (!) usw.

Wenn man die Sache genauer besieht, so kann man wohl sagen, daß das zugrunde liegende Prinzip, die Schwierigkeiten der Lektüre im vorhinein zu beseitigen, einen gewissen pädagogischen Hintergrund hat. Es ist die sogenannte „Vorpräparation“, die da geleistet ist. Das ist freilich aber nur das Prinzip, fraglich bleibt es immerhin, ob die gegebene Durchführung vor anderen Möglichkeiten den Vorzug verdiene. Und da

wird man doch trotz der in der Vorrede versuchten Begründung dieses Ganges mit 'nein' antworten müssen. Die Gründe sind verschieden.

Abgesehen von der ganz unleidlichen und vielfach ganz unnötigen Verwässerung des Urtextes, die nicht einmal immer, wie schon die gegebene Probe zeigt, im korrekten Latein — 'ciceronianisch', wie Verf. selbst gesteht, braucht es deswegen nicht zu sein — abgefaßt ist, steht schon der ungehörig große Zeitaufwand — zuerst die Präparation, dann 'als Belohnung' der Cäsartext — hindernd im Wege. Herr O. sagt zwar, daß dieses sein Verfahren 'nunmehr schon an mehreren Schulen „erprobt“ worden sei', mag sein, allein bei unseren 6 Lateinstunden, von denen 2—3 wöchentlich für das Hinübersetzen entfallen, und etwas Ähnliches wird es in Deutschland wohl auch geben, ist ein solcher Weg an sich nicht gangbar. Und dann weiter, glaubt der Herr Verf., daß aus seinen mehrfach gewundenen Erklärungsversuchen der Junge die Bedeutung der Vokabeln *effeminare*, *cultus* und *humanitas* herausfinden wird? Ich glaube es nicht. Da ist doch der kürzeste Weg der, daß man die dem Schüler unbekannte Bedeutung einfach sagt, oder sie vielmehr in gemeinsamer Arbeit in der Schule aus der Grundbedeutung erarbeiten läßt.

Überdies gibt es gerade für Cäsar didaktisch wertvolle Übersetzungshilfsmittel und nicht in letzter Linie nach gesunden Grundsätzen abgefaßte Spezialwörterbücher, die alle erlaubte und auch wirksame Hilfe bieten. Der Schüler wird also kaum dazu kommen, „die zarte Eigenheit des Schriftstellers mit dem dickleibigen Lexikon totzuschlagen“. Das wäre auf dieser Stufe ganz verkehrt.

Ich kann es auch nicht zugeben, daß der Junge eine größere Freude an seinem Cäsartext habe, wenn er zuerst Ottos *Tirocinium* gelesen, als wie wenn er auf Grund der verschafften Vokabelkenntnis und des grammatischen Zusammenhangs sofort an die Übersetzung herangeht, die natürlich zunächst so wörtlich als möglich, im weiteren Verfolg aber überdies echt deutsch sein muß.

Und dann solche Überflüssigkeiten wie 3: *Nunc transimus ad secundum caput. De Orgetorige narrat Caesar. Orgetorix Helvetius erat; homo nobilis et dives. Non solum dives, immo di(vi)tissimus, longe ditissimus. Longe* beim Superlativ braucht eine solche Erklärung!

Doch genug. Als didaktischer Versuch ist das Buch immerhin beachtenswert. Empfehlen kann ich es aber nicht einmal, was vielleicht noch am allerehesten ginge, den Jungen für die häusliche Präparation, weil der grammatische und stilistische Befund mitunter recht bedenklich ist. Auf S. 4 liest man z. B.: *Multis curribus duae tantum rotae sunt*, was trotz b. c. III 19, 1 '*unum flumen tantum*' (man vgl. aber die Tabulae bei Meusel) doch nicht das Gewöhnliche ist (vgl. auch Krebs-Schmalz, Antibarb. s. v. unus). Darauf folgt der merkwürdige Satz: *Carrus equis aut bobus vehitur*, der doch zum mindesten aktiv zu geben war. Freilich folgt ein solcher Satz schon wieder in der nächsten Zeile. Oder ebenda: '*nisi-sementes faciemus* (statt *fecerimus*), *non-habebimus*.'

Ein andermal bleibt O. auch Vokabel-Erklärungen schuldig, z. B. 4: *vir expeditus* und wiederum ein andermal bringt er in seiner Paraphrase einen Gedanken, der so dem Schriftsteller nicht lag, z. B. *quotidianis proeliis (Helvetii) cum Germanis contendunt, utri fortiores sint.* Abgesehen von der elliptischen Ausdrucksweise sagt aber Cäsar: die Helvetier sind die tapfersten Gallier, weil sie fortwährend mit den Germanen im Kampfe liegen.

Die Ausstattung ist zu loben, der Preis mäßig.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

———

Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Cöthen, Verlag von O. Schulze 1903. 224 SS.

Das vorliegende Buch ist die 3. Auflage des ursprünglich unter dem Titel „Hilfsbuch für den französischen Unterricht" erschienenen Werkes. Eine gründlichere Neubearbeitung wäre erwünscht gewesen. Der 1. Abschnitt (Connaissances utiles) hätte ganz gut wegbleiben können, umso mehr als der Verf. daraus ohnehin ein besonderes Büchlein, betitelt „Conversations françaises", machte. Im 2. und 9. Abschnitt, die einen Abriß der politischen Geschichte und der Literaturgeschichte Frankreichs enthalten, scheint nicht durchweg Originalfranzösisch geboten zu sein, da keine Quellen genannt sind. Der 3. Abschnitt bringt Muster von nur zwei Gattungen stilistischer Arbeiten: Umwandlung eines Gedichtes in Prosa und Beschreibungen. Manches Stück in diesem, wie im 5. und 6. Abschnitte (Récits, Discours) entspricht nicht dem Titel des Buches, z. B. L'anneau de Polycrate, Damon et Phintias; Christophe Colomb, Sur la mort de Franklin, Eloge de Watt. Der 7. Abschnitt enthält geographische Stücke über Frankreich, der 8. eine Geschichte der französischen Sprache. Im Anhange werden Synonyma mitgeteilt. Als Realien-Lesebuch steht Wershovens „Frankreich" ähnlichen Werken, die, wie z. B. das von Rossmann, erklärende Anmerkungen bieten und durch Illustrationen, Karten und Pläne die Anschauung fördern, bei weitem nach.

Wien. Dr. A. Würzner.

Dr. A. Hoffmann, Mathematische Geographie. Ein Leitfaden zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 5. verb. Aufl. bearbeitet von J. Plaßmann. Paderborn, F. Schöningh 1903.

Das Buch ist eine mathematische Geographie im weitesten Sinne des Wortes. Es erörtert lediglich aus Gründen des Unterrichts auch Themen, welche Günther erst vor kurzem nicht zum Inhalte der von ihm als astronomische Geographie bezeichneten Disziplin der Erdkunde rechnet, wie beispielsweise Chronologie, Kalenderkunde und Kartenprojektionslehre. Gegenüber der früheren Auflage. traten namentlich Verbesserungen des Abschnittes über Kartenkunde ein. Auch die Aufgaben und Fragen haben eine kleine Erweiterung erfahren. Das Buch bleibt nach wie vor ein trefflicher Leitfaden, dessen Inhalt, wenn auch manchmal in etwas größerem Umfange jenes Maß von Wissen enthält, welches die Physik in der siebenten Klasse unserer Realschulen unter dem Titel „Grundlehren der Astronomie (Kosmographie)" zu vermitteln hat. Besondere Beachtung verdienen die Aufgaben am Schlusse des Buches. Einzelne Druckfehler, wie z. B. S. 22 cod d, S. 94 Myriom., sollten in einer künftigen Auflage beseitigt werden.

Wien. J. Müllner.

Ebene Geometrie. Von Dr. K. Schwering u. Dr. W. Krimphoff. 4. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1902. 186 SS. Mit 154 Figuren. Preis br. Mk. 1·60, geb. Mk. 1·95.

Die Absicht der Verff. ist in dem vorliegenden Buche, die Geometrie so darzulegen, wie sie von dem jugendlichen Geiste am leichtesten erfaßt und verarbeitet werden kann, ohne aber zugleih allen wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen. Nun ist es sicher, daß der Anschauungsunterricht im Anfange weitaus überwiegend sein soll, allein es muß

doch eine Grenze geben zwischen der Art, wie man einem Volks- oder Bürgerschüler und einem Mittelschüler die geometrischen Grundlehren beibringen soll. In dieser Beziehung ist in dem Buche des Guten mehr als genug getan. Man kann sich kaum einen grelleren Gegensatz in einem Unterrichtsvorgange vorstellen, als derjenige ist, der zwischen Anfang und Ende hier anzutreffen ist. Während zuerst so vorgegangen wird, als hätte man es mit Kindern zu tun, welche die Schule zum ersten Male betreten, werden zuletzt, etwa 100 Seiten später, die Lehrsätze von Ceva, Menelaus, Pappus usw. bewiesen, deren Verständnis eine streng mathematische Schulung mehrerer Jahre erfordert. Mit den vortrefflichen Lehrbüchern der Geometrie, die im Vorjahre Gegenstand der Besprechung in diesen Blättern waren, läßt das vorliegende keinen Vergleich zu.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Deutscher Universitätskalender. 63. Ausgabe. Sommer-Semester 1903. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. F. Ascherson, Professor und Oberbibliothekar, em. Bibliothekar der kgl. Universitätsbibliothek in Berlin. II. Teil. Leipzig 1903, Verlag von K. G. Th. Scheffer (gebundene Ausgabe mit Schreibkalender Mk. 3, ungebunden Mk. 2·25).

Der bewährte Kalender enthält ein ausführliches Vorlesungsverzeichnis aller Universitäten und landwirtschaftlichen Hochschulen Deutschlands, ferner der deutschen Universitäten unserer Monarchie und der Schweiz. Er bietet also eine dankenswerte Übersicht über alle an den deutschen und den deutsch-französischen Universitäten im letzten Sommer-Semester gebotenen Vorlesungen. Daneben finden wir gute Orientierungen über die betreffende Stadt und ihre Lebens- und Preisverhältnisse, ihre wissenschaftlichen Institute, die Preisaufgaben, die akademischen Vereinigungen u. a. Dieser Teil erforderte eine besonders eingehende Vorbereitung; er gibt aber, was wohl kein anderes Handbuch bietet: eine vollständige Übersicht über das studentische Verbindungswesen, die den Kalender zu einer brauchbaren Quellenschrift für die Universitätsgeschichte auch noch in späteren Jahrzehnten macht. Wir entnehmen ihm die umstehende statistische Übersicht über die deutschen Universitäten.

In der Zahl der Studierenden während des Winter-Semesters 1902/3, für welche der Kalender fast durchaus die genauen Daten bringt (es fehlen die Angaben für die landw. Hochschule in Berlin, das Lyceum Hosianum in Braunsberg, für Innsbruck, die deutsche Univ. Prag, die evang.-theol. Fakultät und die Hochschule für Bodenkultur in Wien), behauptet die Wiener Universität mit 7833 Studierenden (darunter $^1/_4$ a. o.; 1530 o. der philos. Fakultät) den Platz unmittelbar nach Berlin mit 13.400 Hörern (davon aber $^6/_{13}$ a. o.; 3078 o. Philos.), während München erst in großem Abstand mit 4526 (1335 Philos.) als dritte nachfolgt; der Reihe nach schließen sich an Leipzig, Bonn (2422, bezw. 987), Breslau, Halle, Graz (1744, bezw. 231), Tübingen, Heidelberg, Göttingen, Freiburg i. Br., Straßburg, Würzburg (1390, bezw. 281) usw.

Universitäten	Zahl der Lehrer (Sommer-Semester 1903)					
	ord. Professoren	außerordentliche Professoren	Honorar-Prof., Akademiker	Priv.-Doz., Suppl., Assist.	Sprach- u. Exerzitienmeister	Gesamtzahl
I. Deutsches Reich.						
Berlin, Universität	89	108	25	218	41	481
„ Landw. Hochschule	16	27	—	—	—	43
Bonn	74	28	3	66	4	175
Poppelsdorf	10	12	—	3	—	25
Braunsberg	8	1	—	2	1	12
Breslau	65	46	4	64	8	187
Erlangen	37	13	—	14	4	68
Freiburg i. Br.	47	38	11	30	8	134
Gießen	44	12	2	13	5	76
Göttingen	64	26	4	37	5	136
Greifswald	46	23	1	22	6	98
Halle	53	29	5	59	10	156
Heidelberg	47	58	9	29	8	151
Jena	45	38	9	23	5	120
Kiel	49	16	—	44	4	113
Königsberg i. Pr.	53	27	—	39	11	130
Leipzig	65	83	7	53	5	213
Marburg	48	16	—	29	6	99
München	76	45	9	64	4	198
Münster	35	15	2	11	7	70
Rostock	37	11	—	11	1	60
Straßburg	62	35	3	27	5	132
Tübingen	54	24	4	20	7	109
Würzburg	42	17	—	24	4	87
II. Österreich-Ungarn.						
Czernowitz	26	7	3	5	1	42
Graz	55	28	1	35	3	122
Innsbruck	54	19	1	14	2	90
Prag	59	26	5	39	6	135
Wien, Universität	97	59	7	242	19	424
Wien, evangelisch-theologische Fakultät	5	—	—	2	—	7
Wien, Hochschule f. Bodenkultur	17	1	—	24	2	44
III. Schweiz.						
Basel	43	29	—	30	3	105
Bern	47	19	5	48	—	119
Genf	52	6	10	51	—	119
Lausanne	28	47	13	43	2	133
Neuchatel	29	3	6	13	—	51
Zürich	48	22	2	55	5	132

Wien. E. H.

Programmenschau.

6. **Thüssing Josef, Gedanken und Bedenken. Die subjektlosen Sätze.** Progr. des öffentlichen Privatuntergymn. an der Stella Matutina zu Feldkirch 1902. 8°, 34 SS.

Das Schwanken Delbrücks, der im 1. Teile seiner vergleichenden Syntax die subjektlosen 'Verba' als solche bezeichnet, deren Eigentümlichkeit darin liegt, 'daß sie Erscheinungen bezeichnen, ohne daß dabei zwischen der Erscheinung und dem Träger derselben unterschieden wäre', hingegen im 3. Teile desselben Werkes seine Ansicht dahin modifiziert, daß der subjektlose Typus für die Grundsprache mit Sicherheit nur bei Ausdrücken für Naturerscheinungen anzunehmen ist, bildet dem Verf. vorliegender Arbeit den Ausgangspunkt seiner Darstellung. Da Miklosich tatsächlich der erste unter den neueren Forschern ist, der die Frage nach dem Wesen des subjektlosen Satzes in Fluß gebracht hat, so wird zunächst 'der subjektlose Satz nach Miklosich' betrachtet. Nach Miklosich ('Der subjektlose Satz', Wien 1883) ist das Subjekt, das er mit dem Subjektsnominativ zusammenfallen läßt, in Fällen wie *pluit* 'nicht nur nicht ausgedrückt, sondern nicht einmal gedacht'. Miklosich fußt auf Brentanos Lehre vom subjekt- und prädikatlosen, d. i. eingliedrigen Urteil, welches die Anerkennung oder Verwerfung einer einzelnen Vorstellung bildet. Die Personalendung in *pluit*, in welcher man sonst das formelle Subjekt erkennt, ist nach Miklosich nur die Folge einer Art Notlage der Sprache, die sich einer der drei Personen des Verbum finitum bedienen muß; das 'es' in 'es regnet', das 'il' in 'il neige' ist kein 'leibhaftiges' Subjekt, 'es ist nur der Schein oder das Bild davon'. 'Der Grund dessen, was unser Inneres bewegt, . . kann ebenso versteckt liegen, als die Ursache einer äußeren Naturerscheinung, darum sagt dafür ein leiser unpersönlicher Ausdruck zu, der ganz unterbleiben könnte, und in anderen Sprachen auch unterbleibt.'

Das zweite Kapitel behandelt 'Marty und die subjektlosen Sätze'. Marty ist nach Th. wohl der gewandteste Vorkämpfer von Brentanos Theorie. Marty verweist darauf, daß die in Rede stehenden Urteile keine Zusammensetzung, keine Mehrheit von Teilen erkennen lassen, wovon der eine Subjekt, der andere Prädikat wäre. Er sieht in der Form der subjektlosen Sätze eine Art Analogiebildung. 'Es war fast die Regel, sagt er, daß die Aussage zwei Glieder oder Hälften darbot, wovon die eine auf etwas schon Bekanntes ging (Subjekt), die zweite das Neue und darum das Wichtigere enthielt (Prädikat). Diese syntaktische Gleichung und die sie begleitende Vorstellung von etwas, dem als einem schon Bekannten eine neue Bestimmung zu- oder abgesprochen wird, übertrug sich darum auch auf die seltener vorkommende Äußerung einfacher Anerkennungen oder Verwerfungen.' Dies einige der wesentlichsten hieher gehörigen Gedanken der von Th. vornehmlich bekämpften Forscher. Wie der Verf. im einzelnen kritisiert, kann nicht weiter verfolgt werden. Er tut es unter Zuhilfenahme der gesamten einschlägigen grammatischen und logischen Literatur. Das 3. Kapitel 'Ergebnisse' ist zwar im allgemeinen der Ausdruck der gegenwärtig herrschenden Anschauung über die Impersonalia, wonach es weder vom logischen, noch vom grammatischen Standpunkte aus subjektlose Sätze gibt, aber die Ausführung im einzelnen ist durchaus originell und beachtenswert. Insbesonders sind die Andeutungen des Verf.s über die angeblich elliptischen Ausdrucksweisen von wissenschaftlichem Interesse. Übrigens kennt Ref. keine Schrift, durch die man sich leichter und sicherer in die Geschichte des literarischen Streites über das Wesen der Impersonalia einführen könnte als durch vorliegende.

7. **Wiedermann Matthias**, De ablativi usu in Silii Italici Punicis I. Progr. der Gymn. in Landskron 1902. 8°, XXVIII SS.

Daß Silius Italicus an Vergil sein sprachliches Vorbild hat, wußte man bisher im allgemeinen und wurde auch durch einige neuere Untersuchungen im einzelnen nachgewiesen. Insbesondere hat J. Schinkel (was dem Verf. vorliegender Arbeit unbekannt geblieben ist) in den *Quaestiones Silianae*, Lips. 1883 nachgewiesen, daß Silius im Gebrauche des Gen., Dativ und Ablativ in die Fußstapfen Vergils getreten ist, aber gleichwohl deren Grenzen erweitert hat. Konnte Schinkel über den Ablativ bei Silius nur in großen Zügen handeln, so versucht Wiedermann hierüber eine möglichst eingehende Untersuchung. Daß es auch letzterem um eine Parallele der beiden Dichter zu tun ist, erklärt er sogleich eingangs und verweist auf seine gleichen Zwecken dienende Abhandlung über den Akkusativ bei Silius. Was aber der Verf. gegenwärtig bietet, hat mit dieser Parallele unmittelbar noch nichts zu tun. Er gibt zunächst die Disposition seiner Arbeit, die den Ablativ als Trennungskasus, als Instrumentalis und als Lokalis behandeln wird. Diese Disposition ist nicht nur wissenschaftlich allein berechtigt, sondern sie hat offenbar auch einen praktischen Grund. Der Verf. folgt hierin F. Antoine, *De casuum syntaxi Vergiliana*, Paris 1882, dem er sich auch in den Unterabteilungen der drei Hauptrubriken anschließt. Auf diese Weise wird es jedermann leicht, sich über die Beziehungen des Silius zu Vergil und die etwaigen Unterschiede des behandelten Sprachgebrauches der beiden Dichter selbst ein Urteil zu bilden. Diesmal wird über den *Abl. separationis* gehandelt und das Stellenmaterial vorgelegt, welches einerseits die *Verba separandi (proficiscendi) simplicia*, anderseits die *Verba separandi composita c. abl.* umfaßt. Innerhalb dieser beiden Hauptrubriken geht der Verf. nach den einzelnen Büchern vor und führt die einschlägigen Stellen nach der Reihenfolge der Verse auf. Offenbar hat der Verf. das Unzutreffende dieses Vorganges gefühlt. Er hängt daher zwei Indices an, von denen der erste die Fundstellen der *Verba simplicia c. abl.*, der andere die der *Verba composita c. abl.* enthält; aber leider bilden auch hier wieder beide Male die einzelnen Bücher die Grundlage der Unterabteilungen und erst innerhalb derselben erscheinen in alphabetischer Abfolge die betreffenden Verben aufgezählt. — Ob alles, was der Verf. als *Abl. separationis* faßt, auch tatsächlich ein solcher ist, scheint dem Ref. sehr fragwürdig; so kaum *tela rubentia caede*, *strepere omnia clangore tubae gemituque cadentum*, *caede calentia arma* u. a. Im übrigen machen die vorgelegten Sammlungen durchaus den Eindruck der Verläßlichkeit und vor allem der Vollständigkeit. — Die Latinität des Verf.s ist bisweilen mehr als bedenklich. So liest man S. V: *quo* (rel. Anschluß) *pertinent igitur nomina locorum*. — Ebd. *ea enumerare supervacaneum esse mihi videor* (st. *videtur*).

Wien. J. Golling.

---

8. **Aschauer Edmund**, Englisch-deutsche Lautentsprechungen. Progr. der Staatsrealschule im XVIII. Gemeindebezirke von Wien 1902. 8°, 36 SS.

Diese Programmabhandlung hat Ref. mit besonderem Interesse gelesen, weil er selbst vor ungefähr 25 Jahren in der Zeitschrift f. d. Realschulwesen im wesentlichen dasselbe Thema behandelt hat. Damals war freilich die englische Lautgeschichte noch wenig aufgehellt und literarische Hilfsmittel gab es außer den Grammatiken von Fiedler, Koch und Mätzner keine. So ist denn wohl das Meiste, was Ref. damals ge-

schrieben, in sachlicher Beziehung veraltet. Aber in methodisch-didaktischer Beziehung hätte jene Arbeit für den Verf. einen Fingerzeig abgeben können. Sie betrifft nämlich die Verwertung der historischen Grammatik des Englischen nur in den Hauptzügen und wendet sich dabei an den Lehrer. Der Verf. behandelt nur die Lautlehre, und zwar sehr eingehend, und bestimmt seine Ausführungen für die Lektüre seitens der Realschüler der VI. und VII. Klasse. Gesetzt den Fall, daß diese wirklich, den Absichten des Verf.s entsprechend, den Inhalt der vorliegenden Abhandlung sich zu eigen machten, so wüßten sie von der englischen Lautgeschichte mehr als manchem Lehrer, namentlich wenn er nicht gerade frisch von der Universität kommt, wenigstens gegenwärtig ist. Indes ist dieses aus naheliegenden Gründen nicht gerade wünschenswerte Resultat kaum anzunehmen, da der der Durchschnitt unserer Realschüler der Sache wohl schwerlich jenes Maß von Interesse entgegenbringen wird, das notwendig wäre, um diese Abhandlung vom Anfang bis zum Ende mit Gewinn durchzulesen. Und für die wenigen linguistisch begabten Schüler, die sich für die Sache wirklich interessieren, dürften die sich häufig wiederholenden Sätze, wie: „Warum .... kann hier nicht näher besprochen werden", „Auf die Gründe hiefür kann nicht eingegangen werden", „Über die Ursache kann hier nichts gesagt werden" u. dgl. m., vielleicht störend oder entmutigend wirken.

Ref. will damit gegen die sehr löblichen Absichten des Verf.s und gegen ihre vortreffliche Ausführung gar nichts gesagt haben, sondern nur aufmerksam machen, daß er sich an die falsche Adresse gewendet hat. Diese übersichtliche Zusammenstellung der englisch-deutschen Lautentsprechungen und ihre populäre und dabei wissenschaftlich-korrekte Erklärung wird dem Lehrer des Englischen beim Unterrichte wertvolle Dienste leisten. Natürlich wird dieser eine Auswahl treffen müssen, schon deshalb, weil die Zeit für das Ganze nicht reicht. Aber dafür wird die Sache allen Schülern zugute kommen und im lebendigen Unterrichte sich wohl wirksamer erweisen, als wenn man sie den Schülern zur Lektüre überläßt. Und damit wird ja auch und vielleicht sicherer erreicht, was der Verf. mit seiner Arbeit beabsichtigte, „durch Aufzeigung von strenger Gesetzmäßigkeit, wo der Schüler bisher Regellosigkeit und Zufall erblicken mußte, das Interesse am sprachlichen Studium zu erhöhen und eine bessere Einsicht in das Wesen der nur scheinbar so wüsten englischen Orthographie, Erleichterung des Vokabelstudiums und auch Vertiefung der Kenntnis der deutschen Muttersprache" zu gewähren.

Hoffentlich erfüllt der Verf. sein Versprechen bald, durch eine analoge Bearbeitung der französischen Wörter des Englischen diesen Aufsatz zu ergänzen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

9. Köllner Ferd., Zur V. Vorlesung Lagranges über die Funktionenrechnung. Abgekürzte Darlegung auf Grund des Wertigkeitsprinzips. Progr. der Landes-Oberrealschule zu Römerstadt 1902. 8°, 5 SS.

In diesem Aufsatze versucht der Verf. die in der „V. Vorlesung Lagranges über die Funktionenrechnung" enthaltene Methode der Herleitung der Derivierten von $\sin x$ und $\cos x$ durch eine andere zu ersetzen, wobei derselbe das sog. angeblich von Dühring entdeckte „Wertigkeitsprinzip" zuhilfe nimmt. Der Verf. befindet sich in einem Irrtum, wenn er die Aufstellung dieses „Prinzips" Letztgenanntem zuschreibt; dasselbe ist, ohne daß es irgend eine Bezeichnung hatte, seit sehr langer Zeit angewendet worden, wenn nicht schon früher, so doch sicherlich

damals, als zu den rationalen Zahlen die irrationalen, imaginären usw. hinzukamen. Oder ist es erst seit Dühring bekannt, daß, um nur von dem Einfachsten zu sprechen, wenn zwischen rationalen und irrationalen Zahlen eine analytische Beziehung (Identität) stattfindet, dies nur möglich ist in der Weise, daß die rationalen Glieder für sich und ebenso die irrationalen untereinander gleich sind? — Übrigens ist das vom Verf. angewandte Verfahren wissenschaftlich durchaus abzulehnen. Denn eine Funktion nach dem Taylorschen Lehrsatze in eine Potenzreihe zu entwickeln, ist nur dann gestattet, wenn man weiß, daß dieselbe, sowie alle ihre Ableitungen eindeutig und stetig sind in dem Bereiche, in welchem diese Entwicklung überhaupt giltig sein soll. In der Arbeit aber werden $\sin x$ und $\cos x$ in derartige Reihen entwickelt, ohne daß auch nur die ersten Ableitungen dieser Funktionen, deren Ermittlung doch das Ziel dieser Arbeit ist, bekannt wären.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

---

10. Lühne V., Beitrag zur Flora des Triester Golfes. Progr. des Kom.-Realgymn. in Tetschen a. E. 1902. 3 SS.

Nach kurzen Mitteilungen über die k. k. zoologische Station in Triest gibt der Verf. das Verzeichnis einer halben Zenturie von Meeresalgen, welche er Oktober 1898, anläßlich seines Aufenthaltes in Triest, zu sammeln und zu bestimmen Gelegenheit hatte. Ist auch die Zahl der angeführten Arten eine geringe und liegt auch über die Algenflora von Triest das große Hauck'sche Werk (Rabenhorst, 2. Bd., 2. Aufl.) vor, so ist das Verzeichnis dennoch — wie alle derartige lokale Beiträge — wertvoll.

11. Blumrich J., Bestimmungstabellen der um Bregenz häufigeren Laub- und Lebermoose. Progr. des Kom.-Obergymn. in Bregenz 1902. 30 SS.

Bestimmungstabellen für eine Lokalflora (oder Fauna) sind in Schulprogrammen stets recht wertvolle Hilfsmittel, um die Aufmerksamkeit der studierenden Jugend auf die Naturschätze zu lenken und das Interesse und die Liebe für dieselben wach zu rufen. Ganz besonderer Wert kommt einer Tabelle zu, welche die an und für sich nicht leicht zu bestimmenden Moose zum Vorwurfe hat.

So begreifen auch die vorliegenden Tabellen 125 Bryophyten, unter den gewöhnlicheren, der auf Kalkboden um Bregenz vorkommenden Arten, und während als Unterscheidungsmerkmale solche zumeist herangezogen wurden, „welche mit freiem Auge oder doch nur mit Benützung einer gewöhnlichen Handlupe deutlich erkennbar sind“, so wird dennoch damit bezweckt, daß „Schüler, welche durch fleißige Benützung dieser Tabellen einige Übung im Unterscheiden der häufigeren Moose erlangt haben“, später desto leichter einem eingehenderen Studium dieser Pflanzenabteilung werden obliegen können.

Über das Sammeln und das Einverleiben der Moose in ein Herbar sind auch kurze Winke für den Anfänger gegeben, gerade so wie in den Tabellen selbst die Standorte bereits als wesentlicher Faktor hervorgehoben werden.

Triest. R. Solla.

---

12. Dr. Otto Pommer, Zur Kritik und Würdigung der Ethik Schopenhauers. Eine Untersuchung ihrer Voraussetzungen. Progr. des Staatsgymnasiums in Triest 1902. 38 SS.

Die erbitterte Fehde zwischen den überschwänglichen Lobrednern und blinden Tadlern Schopenhauers, die mehr als drei Jahrzehnte hindurch geführt wurde, ist gegenwärtig wohl ausgetragen und eine besonnenere, gerechtere Würdigung des genialen Philosophen hat sich allmählich durchgerungen. Nicht wenig trug hiezu in neuerer Zeit auch der Umstand bei, daß das Interesse sich nun der Lehre Nietzsches zuwandte. — Mit dem Hervorheben, Anhäufen, zusammenhanglosen Glossieren der Ungereimtheiten und Widersprüche des Schopenhauerischen Systems wurde die Kritik oft geradezu zur Satire, so daß man nicht selten sein Bestes verwarf und anderseits seine Fehler zu Postulaten erhob. Als drastischer Beleg für eine solche Kritik mag aus der Flut derartiger Schriften bloß die von Karl Grün der Vergessenheit entrissen werden: Die Philosophie der Gegenwart. Realismus und Idealismus. Leipzig 1876.

Zur günstigen Stunde ist demnach der Verf. mit der Veröffentlichung des vorliegenden Programmaufsatzes hervorgetreten. Unleugbar hat Artur Schopenhauer auf die Gedankenrichtung der deutschen Philosophie bedeutenden Einfluß genommen. Mit Recht bekämpft also der Verf. die Ansicht, daß die vielen Widersprüche, die sich in Schopenhauers Philosophie finden, von derselben nichts übrig lassen, als eine unzusammenhängende Reihe geistvoller Gedanken, die der Meister der Sprache in ein glänzendes Gewand zu kleiden verstand. Die Lehre Schopenhauers darf nicht, aus der Denkweise ihrer Zeit herausgerissen, für sich allein hingestellt werden; Schopenhauer muß erstlich nach seiner geistigen Entwicklung, dann in Beziehung zu seinem großen Vorgänger, Kant, aufgefaßt werden. Pommer will nun eine Darstellung der Entwicklung der Ethik Schopenhauers geben und zugleich zeigen, welche Einwände die Grundlagen seines Systems treffen. Der Reihe nach werden folgende Kapitel behandelt: Die Grundgedanken der Ethik Schopenhauers in einheitlicher Darstellung. — Intellekt und Wille. — Der empirische und intelligible Charakter. — Der Pessimismus. — Mitleid und Askese. — Würdigung Schopenhauers.

Die Erörterungen des Verf., reiflich erwogen wie sie sind, hätten noch viel an Schärfe gewonnen, wenn die einzelnen Argumente übersichtlicher gegliedert und die Fäden der Deduktion straffer angezogen wären. Wir meinen da z. B. gleich den ersten Abschnitt: Die Grundgedanken der Ethik...... „Der Wille als Wesen der ganzen Welt ist aber frei von dieser Form (der Zeit und der Kausalität)“ (S. 7). Es gibt keinen grundlosen Willen; wer etwas will, will notwendig etwas Bestimmtes. Jeder Wille hat in einer bestimmten Gefühlslage seinen Grund; dies ist sein Realgrund.

Schopenhauers Axiom: „*Velle non discitur*“ sollte eigentlich lauten: „*Velle non demonstratur*“. — „Alles Leben ist Leiden“ (S. 25) — wird von Pommer mit Recht als Fehlschluß bezeichnet; ungiltig ist der Untersatz: „Alles Streben ist Leiden“. Wo bliebe dann die Freude an der Arbeit? Richtig sollte der Untersatz heißen: Manches Streben ist Leiden — so z. B. das Streben nach Unerreichbaren. Aber der Schluß ist auch formell ungiltig, weil es einen solchen Modus mit allgemein bejahendem Schlußsatz in der vierten Figur überhaupt nicht gibt.

Aufgefallen sind dem Ref. einzelne Versehen bei der Korrektur des Druckes; so beginnt S. 4 oben ein neuer Satz mit „Sondern.....“. S. 10, Z. 10 Abweseheit — Z. 27 durch der Intellekt — S. 14 Beides...; der Wille zum gehen u. a.

Liebhaber der Philosophie Schopenhauers und Freunde philosophischer Forschung überhaupt werden gern zu diesem Aufsatze greifen

Die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewaltig einströmende Renaissancebildung hat allmählich in die Einheit des Wesens, Denkens und Empfindens der deutschen Nation einen tiefen Riß gegraben. Die Klasse der wissenschaftlich Gebildeten schied sich von der Masse der wissenschaftlich nicht gebildeten Stände ab, und diese wurde zum „Volk" im Sinne des gemeinen Mannes. Von da an gibt es keine ungeteilte Art und Weise des Dichtens und Singens mehr, an der alle Schichten des Volkes, von den Fürsten und Herren bis zum letzten Kind des unteren Volkes herab, genießend, singend und dichtend teilgenommen hätten: an die Stelle einer Poesie des Volks tritt die Dichtung der Gelehrten, in Form und Inhalt von fremden Mustern abhängig, namentlich von den Römern und deren Nachahmern, den Italienern, Franzosen und Holländern. Das lebendige Gefühl wird verdrängt von der Regel; und Regelmäßigkeit im Sinne eines Boileau und Batteux wird der Götze, dem man ängstlich und ehrfürchtend dient. In der Theorie gibt man wohl zu, daß das dichterische Talent angeboren sein müsse, in der Praxis wird die aus den Mustern abgezogene und angelernte Schulregel mehr und mehr zur Hauptsache. Bis in die Tage Herders beansprucht diese von Opitz begründete Art der Dichtung die einzig korrekte und mögliche zu sein: da gedeiht die Vers für Vers nach grammatischer und metrischer Regel korrekt vortragende, geist- und gefühlsarme Alexandrinerpoesie der Gottschedianer; da bosselt der verstandesnüchterne Ramler mit unendlich kleinlicher Sorgfalt an den Horazischen Strophen der Oden, die er zuerst in sauberer Prosa entworfen; da glaubt Vater Gleim die Pastellbildchen Anakreons in seiner breiten, plumpen Manier aufs getreueste nachgeahmt zu haben; da gibt es einen deutschen Tyrtäus, Pindar, Theokrit, sogar eine deutsche Sappho. Nirgends fehlte es mehr — nach einem Witzworte Lessings — an Männern, die bei einem etwa eintretenden literarischen Schiffbruch, der alles Außerdeutsche wegschwemmte, an die Stelle der großen Ausländer und der noch größeren Alten treten konnten. Und doch waren alle die Lieder, die sie gaben, nur oftkorrigierte Knaben- und Schulexerzitien, tote Letternverse, mit dem Auge gearbeitet, nicht mit dem Ohr, war jede Verbesserung nur

„purer puter Schneiderscherz
Und trug der Schere Spur —
nichts mehr vom großen vollen Herz
Der tönenden Natur."

Ein einziger wußte, was die musikalische Energie der Poesie ist, und vermochte, aus einem überschwenglichen Inneren schöpfend, jedem seiner Gedichte eigenen Geist, Farbe, Ton und Duft zu geben: Klopstock in seinen Oden; daher die Begeisterung Herders und der jungen Generation, Goethe an ihrer Spitze, für ihn, der uns heute nur zu oft unerträglich künstelnd und unlyrisch erscheint,

von seinen qualvoll manierierten Nachahmern, den Psalmisten und Barden, ganz zu schweigen.

Wo war da ein Ende, ein Ausweg zu finden, zurück zur Großheit, Wahrheit, Einfachheit der Natur?

Wie sich so oft aus dem Krankheitserreger das beste Heilmittel der Krankheit gewinnen läßt, so schuf auch derselbe Geist der Gelehrsamkeit, der die Poesie verderbt hatte, das frischnatürliche Empfinden, das sie wieder gesunden machte.

An den amerikanischen Wilden ist dem in Bücherweisheit stickenden 16. Jahrhundert zu staunendem Bewußtsein gekommen, daß es Poesie geben könne ohne Kenntnis der Schrift, harmonischen Gesang ohne Kenntnis schulmäßiger Regeln. Mit den Villanellen seiner gascogneschen Heimat stellte Michel Montaigne, der Zeitgenosse Ronsards und der Pleiade, die zwei brasilianischen Lieder zusammen, von denen er gehört hatte (1580, Essais I 30). Daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer sei, spricht in demselben Jahr Sir Philipp Sidney aus (Defence of Poesie 1580/81). Mit beiden, die er kannte, teilt Shakespeare das Feingefühl für das Volkslied, das „die Spinnerinnen in der freien Luft singen, die jungen Mädchen, wenn sie Spitzen weben“. Wie Sidney nie das alte Lied von Percy und Douglas (die Chevy Chase) gehört, ohne daß es ihm mehr als Trompetenklang das Herz bewegt hätte, so rühmt Shakespeare die rührende Weise des „*Come away, come away, death*“: „Es ist alt und schlicht; 's ist einfältig und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe so wie die alte Zeit“! Und mit ähnlichen Worten stellt Molières Misanthrope der modisch affektierten, öden Reimerei des Oront ein „altes Lied“ entgegen, dessen Reime schlecht, dessen Schreibart ein wenig altväterisch, das aber allezeit höher zu schätzen ist als aller beblümter Putz solcher falschen Perlen und Edelsteine, weil „die Liebe hier ganz allein redet“. Dieselbe Empfindung bei Herder: „Wundern Sie sich nicht“, schreibt er seiner Braut, „daß ein lappländischer Jüngling, der keine Buchstaben und Schule und fast keinen Gott kennt, besser singt als der Major Kleist! Denn jener sang das Lied aus dem Fluge, da er mit seinen Renntieren über den Schnee hinschlüpfte und ihm die Zeit lang ward, den Orrasee zu seh'n, wo sein Mädchen wohnte: Kleist aber ahmte es aus dem Buche nach“. Alle drei stellen die Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung über die schlichte Form, die sie entschuldigen mit dem Hinweis auf die alte — die gute alte Zeit!

Neben dem rein ästhetischen Interesse erwies sich auch das volkskundliche als wirksam: bald erkannte man in diesen Naturpoesien einen wahren Kommentar der Denk- und Empfindungsweise aus dem eigenen fröhlichen Munde der Völker. Aus Petrus Martyr oder Oviedo erfuhr man von den Areytos der Indianer; der Mestize Garcilasso de la Vega teilte zwei peruanische Liedchen mit (1609);

die Stiftung der Universität Abo (1640) führte zur Beschäftigung mit der Volkspoesie der Finnen, Lappen, Esten und Litauer. Mit Vergnügen registrierte der Polyhistor solche Bereicherung peripherer Kenntnisse: Hofman von Hofmanswaldau, Morhof, Hagedorn, Lessing, der junge Herder streifen gelegentlich diese Gebiete ab.

Neue Anregungen kamen von England, wo seit der Restauration der Stuarts, noch mehr seit dem abenteuerlichen Jakobitenaufstand von 1715 die gebildeten Stände den alten Volksballaden wieder größere Beachtung schenkten. Als Muster der Gattung wurde die von Addison im 'Spectator' 1711 besprochene Chevy Chase auch in Deutschland gepriesen und nachgeahmt. Ein süßes Staunen, dann einen Sturm der Begeisterung riefen aber die von Macpherson unterschobenen Gedichte Ossians hervor (1760) und Percys 'Reliques of ancient English Poetry' (1765).

Für uns lebt Ossian, der angeblich keltische Barde des 3. Jahrhunderts, nur mehr in den Abschnitten, die Goethe seinem Werther eingeschaltet hat. Was er für seine Zeit gewesen, können wir kaum mehr ermessen. In ihm fand man vor allem Stimmung, Empfindung, Ton, den Klang der Natur und des Herzens, das wahrhaft Einfache und Ungekünstelte, alles, was jener eingetrockneten klassizistischen Versemacherei abging. Begreiflich, daß man ihn mit Homer und Hiob, mit Shakespeare und dem Volkslied zusammenstellte.

Percy entrollte ein ungeahntes Bild der gesamten chevaleresken Zeit Englands, indem er einen Überblick der romantischen Kleindichtung, die der Engländer unter dem Worte *ballad* zusammenfaßt, vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart gab; und seine Bearbeitung der alten Texte wird dem Engländer immer teuer bleiben, weil er ihnen das Kostüm der Gestalten Reynolds, Gainsboroughs und Romneys lieh, das man noch heute als den Stil des *old merry England* empfindet und liebt: falsche Locken, viel Pomade, ein wenig Puder — und der modischen Schönen eröffnete sich die Gesellschaft, und sie ward gefeiert und triumphierte. Hier zum erstenmal lernte man eine Masse Lieder eines Volkes kennen, und aus aller entstellenden Verfeinerung, Verbreiterung, Verwässerung war das Echte, Ursprüngliche, Urwüchsige herauszuhören, wenn ein Mann mit den feinen Sinnen Herders hinhorchte.

Nun ward es klar und laut verkündigt: „Das Wesen des Liedes ist Gesang, nicht Gemälde: seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, den man mit dem alten, treffenden Ausdruck Weise nennen könnte. Fehlt diese einem Liede, hat es keinen Ton, keine poetische Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortgang derselben; habe es Bild und Bilder und Zusammensetzung und Niedlichkeit der Farben, so viel es wolle, es ist kein Lied mehr. Oder wird jene Modulation durch irgend etwas zerstört, bringt ein fremder Verbesserer hier eine Parenthese von malerischer Komposition, dort eine niedliche

Farbe von Beiwort u. s. f. hinein, bei der wir den Augenblick aus dem Ton des Sängers, aus der Melodie des Gesanges hinaus sind und ein schönes, aber hartes und nahrungsloses Farbenkorn kauen, hinweg Gesang! hinweg Lied und Freude! Ist gegenteils in einem Liede Weise da, wohlangeklungene und wohlgehaltene lyrische Weise, wäre der Inhalt selbst auch nicht von Belange, das Lied bleibt und wird gesungen. Über kurz oder lang wird statt des schlechteren ein besserer Inhalt genommen und darauf gebauet werden; nur die Seele des Liedes, poetische Tonart, Melodie, ist geblieben. Hätte ein Lied von guter Weise einzelne merkliche Fehler, die Fehler verlieren sich, die schlechten Strophen werden nicht mitgesungen; aber der Geist des Liedes, der allein in die Seele wirkt und Gemüter zum Chor regt, dieser Geist ist unsterblich und wirkt weiter. Lied muß gehört werden, nicht gesehen; gehört mit dem Ohr der Seele, das nicht einzelne Silben allein zählt und mißt und wäget, sondern auf Fortklang horcht und in ihm fortschwimmet."

Und noch ein Zweites: „Alle Gesänge wilder Völker weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Teilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellt sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Teilen des Gesanges als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten in der Einöde als unter den Szenen der Begebenheit selbst".

Die Art der Wilden ist es, die Sache, die sie sagen wollen, sinnlich klar, lebendig, anschauend; den Zweck, zu dem sie reden, unmittelbar und genau fühlend; immer stark und fest sich auszudrücken. Und eben diese Sicherheit und Festigkeit des Ausdruckes wußten ihre Dichter am meisten mit Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren. So entstanden „jene für uns halbe Wunderwerke" von Aöden, Sängern, Barden, Minstrels, noch dazu gleichsam als Impromptus, weil man damals noch von nichts als Impromptus der Rede wußte.

Wollte man unsere lyrischen Gesänge, Oden, Lieder und wie man sie sonst nennt, etwas einfältigen, an einfachere Gegenstände und edlere Behandlung derselben gewöhnen, uns von so manchem drückenden Schmuck, der uns jetzt festes Gesetz geworden, befreien, so müßte man zurückkehren zu jener echten Natur- und Volkspoesie, hier auf Ton und Weise, auf den melodischen Gang der Leidenschaft und Empfindung lauschen und ihn rein und voll in sich wiederklingen lassen. Dann kann die Beschäftigung mit der Volkspoesie einen erziehlichen Einfluß auf unsere Kunstdichtung ausüben.

Aber sollten wir denn nur aus den Überbleibseln fremder Volkspoesie zu lernen haben? Sollten wir denn nicht selbst alte

Nationallieder besitzen? Schon in der zweiten Sammlung der Fragmente (1766) hatte Herder gefordert, daß sich jeder nach seinen Kräften danach erkundige, und die Zuversicht ausgesprochen, daß man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch wertvolle Stücke bekommen könnte. „In mehr als einer Provinz", sagt er sieben Jahre später in dem Ossianaufsatz, „sind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus und Naivetät und Stärke der Sprache vielen der schottischen Romanzen gewiß nichts nachgeben würden; nur wer ist, der sie sammle? der sich um sie bekümmre? sich um Lieder des Volks bekümmre? auf Straßen und Gassen und Fischmärkten? im ungelehrten Rundgesange des Landvolks? um Lieder, die oft nicht skandiert und oft schlecht gereimt sind? wer wollte sie sammeln? — wer für unsre Kritiker, die ja so gut Silben zählen und skandieren können, drucken lassen? . . . Der Rest der ältern, der wahren Volksstücke mag mit der sogenannten täglich verbreitetern Kultur ganz untergehen, wie schon solche Schätze untergegangen sind — wir haben ja Metaphysik und Dogmatiken und Akten — und träumen ruhig hin. Und doch, wenn wir in unsern Provinzialliedern, jeder in seiner Provinz, nachsuchten, brächten wir vielleicht noch Stücke zusammen, vielleicht die Hälfte der Sammlung von *Reliques,* oder die derselben beinahe an Wert gleich käme! Haben Sie Freunde im Elsaß, in der Schweiz, in Franken, in Tirol, in Schwaben, so bitten Sie — aber zuerst, daß sich diese Freunde ja der Stücke nicht schämen; denn die dreisten Engländer haben sich z. E. nicht schämen wollen und dürfen."

Herders Mahnung verhallte nicht ungehört. Sein Straßburger Jünger Goethe brachte allsogleich (Sommer 1771) aus dem Elsaß zwölf Lieder mit, die er „auf seinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht haben" will. „Ein Glück! Denn ihre Enkel singen alle: Ich liebte nur Ismenen! Ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodien, die wir haben (sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben." 1775 kann Crugantino, der Held der „Claudine von Villa Bella", dem wackeren bejahrten Gonzalo, der das verächtliche Beiseiteschieben der alten Lieder, der Liebeslieder, der Mordgeschichten, der Gespenstergeschichten bedauert, zu dessen Genugtuung antworten: „Der allerneueste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsere schönen Geister beeifern sich darin um die Wette."

Herder selbst bereitete 1773 „ein Bändchen alte Volkslieder, englisch und deutsch" vor, von denen auch schon der erste Bogen

gedruckt war, als der Sammler das Manuskript zurückzog und sie schließlich gar nicht herauskommen ließ. Allerlei literarische Gegner hatten ihm das Unternehmen verleidet, zumal der Göttinger Historiker Schlözer, der sich über die neue Rasse von Theologen lustig machte, über „die galanten, witzigen Herren, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind“, und dann der Wortführer der Aufklärerei in Deutschland, Nicolai, mit dem Herder eben gebrochen hatte und von dem mit Recht eine neue Bosheit nach Art der „Freuden des jungen Werthers“ zu erwarten war.

Trat Herder augenblicklich zurück, so nahm Bürger, der eben noch in dem bänkelsängerischen Ton der gongoristischen Romanze die „ebenteuerliche, doch wahrhaftige Historia von der wunderschönen durchlauchtigen kaiserlichen Prinzessin Europa“ (1771/2) travestiert hatte und an einer „Nachtfeier der Venus“ drechselte, seine Bestrebungen auf. Der Ossianaufsatz hatte auf ihn, bei voller Kenntnis der *Reliques*, wie eine Offenbarung gewirkt. Von da an horchte er hinaus in die Abenddämmerung, dem Zauberschall der Balladen und Gassenhauer nach, wie sie unter den Linden des Dorfes, auf der Bleiche und in den Spinnstuben tönten. Abgerissene Verse eines verschollenen alten Spinnstubenliedes waren es denn auch, aus denen sich die „Lenore“ gestaltete: „Ich denke“, heißt es in einem Brief an Boie, „sie soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen“. Im Sommer 1773 gedichtet und noch im selben Herbst veröffentlicht, erhielt sie ungeheuren Beifall: Bürger und Goethe wandelten sich oft und gern im Freundeskreis in Rhapsoden um und brachten den gespenstischen Ritt zu gruseliger Wirkung. Den nachhaltigen Einfluß bezeugt Goethes eigene Balladendichtung und der „Faust“. Das Höchste, was er geben konnte, hatte Bürger erreicht. Von dem Dichter der Lenore gilt in der Tat der Lobspruch seines Schülers: „Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder.“

Der Erfolg steigerte Bürgers Enthusiasmus für die Volkspoesie immer höher. „Es ist zum Erstaunen“, ruft er aus, „was sich alles aus dem alten Zeuge, so albern es einem auch anfangs vorkomme, herausstudieren lasse.“ Er ging im ganzen Ernst darauf aus, die alten deutschen Volkslieder zusammenzubringen und war beinahe willens, ein Avertissement drucken zu lassen. Erschienen ist nur ein Aufsatz in Boies „Deutschem Museum“ (Mai 1776) „aus Daniel Wunderlichs Buch, Herzensausguß über Volkspoesie“, im wesentlichen eine Wiederholung der Gedanken Herders, in die Bürger noch seine Lieblingsidee hineinlegte, daß eine wahrhaft volkstümliche Poesie „den verfeinerten Weisen ebensosehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken müsse. Dies sei das rechte *Non plus ultra* aller Poesie!“ Am Schluß der Wunsch, daß doch endlich ein deutscher

Percy aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst, mehr als bisher geschehen, aufdecken möge.

Wer auf solche Überschwenglichkeiten hin in der Tat als deutscher Percy aufstand, war niemand anderer denn Friedrich Nicolai. Schon lange kannte er Volkslieder und hatte sich eine kleine Sammlung angelegt; aber sie waren ihm nicht ein Gegenstand der Begeisterung, sondern mehr eine Art literarischer Kuriosa; er verkannte nicht, daß einzelne Volkslieder der Beachtung wert seien, aber er glaubte, daß die Kunstdichtung nichts mit ihnen zu schaffen und nichts von ihnen zu lernen habe. Ihn verdroß, wie Herder und Bürger der kalten Vernunft Hohn sprachen und auf die Kultur schalten. Darum sollten sie vernichtet werden, und zwar mit der Waffe, welche die Aufklärung immer gegen ihre Gegner geschwungen hat: indem man sie der Lächerlichkeit preisgab. Ebenso wie auf den Werther schien auch eine mimische Satire auf die Volkslieder am wirksamsten. Rasch wurde der Plan gefaßt und ausgeführt. „Eyn feyner kleyner ALMANACH Vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengernn zu Dessaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe" erschien in zwei Jahrgängen mit den Jahreszahlen 1777 und 1778. „Ich habe mir", gesteht Nicolai, „ein heimliches Vergnügen gemacht, einige schöne Stücke (aus den Bergreihen) zuerst ans Licht zu bringen; aber ich habe wissentlich einige recht plumpe daruntergesetzt, damit man anschauend sehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abschreibens wert sind". Keiner hat den platten Witz der Schnurre so scharf zurückgewiesen wie Lessing: „Am Ende laufe der Spaß doch nur auf Vermengung des Pöbels und des Volkes hinaus". Da wollte er nicht mittun, der das Volk immer ernst genommen und sich nicht in gelehrtem Dünkel zu ihm hatte herablassen, sondern als echter Sohn des Volkes sich unter dasselbe hatte mischen wollen. Nicht dem hämischen Nicolai, sondern dem ehrlichen Eschenburg fiel das Anziehendste zu, was Lessing von diesem Schrot und Korn in der Wolfenbütteler Bibliothek gefunden hatte: es war im „Deutschen Museum" 1776 mitgeteilt worden.

Als eine Schüssel voll Schlamm, die Nicolai öffentlich aufgetragen, damit die Nation ja nicht zu etwas Besserem Lust bekomme, bezeichnete Herder den Almanach in seinem Aufsatz „Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" („Deutsches Museum", November 1777), der als Ankündigung und Vorrede zu seiner eigenen Volksliedersammlung gelten kann. Noch einmal wird hier zusammengefaßt, was er zugunsten des Volksliedes schon früher gesagt hat, noch einmal werden alle Momente betont, welche es zur Pflicht machen, Volkslieder zu sammeln: die Aussicht auf ästhetischen Gewinn, das patriotische Pathos, der

Rousseausche Gegensatz gegen den Aufklärungsgeist, der ethnographische und historische Gesichtspunkt.

Aber die Lust, ein deutscher Percy zu werden, war vergangen: dazu habe er weder Muße noch Beruf, sagt er in dem Nachwort zum ersten Teil der „Volkslieder", der endlich 1778 erschien, und „ein *confusum chaos*, mehr Auswurf des Unmuts als Sammlung, Werk" nennt er ihn gegen Lessing. Unsicher und verdrossen lautet auch die Vorrede zum zweiten Teil (1779), welche dem herausfordernden Vorbericht der korrekten und zurecht korrigierten „Lyrischen Blumenlese" Ramlers (1774/8) parieren soll. Gerade das deutsche Volkslied hatte unter dieser Mißstimmung am meisten zu leiden: lyrische Dichtkunst, meint er jetzt, sei nicht eben der Nerve unsres Volks und die erste Blume seiner poetischen Krone gewesen; viel eher würde sich eine Sammlung guter Lehr- und Sinngedichte als guter Lieder herstellen lassen; von jeher sei die deutsche Harfe dumpf, die Volksstimme niedrig und wenig lebendig gewesen, und es sei daher schlimm und arm, ein deutscher Percy zu werden. So hat er sich denn meist „zu beinahe vergessenen deutschen Dichtern und einzelnen guten Gedichten derselben gehalten", auch ein halbes Dutzend eigener Lieder, Goethes „Fischer" und das „Abendlied" von Claudius aufgenommen, um „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden". Im übrigen vermochte er eine bunte Musterkarte von Volksliedern aus mancherlei Orten und Zeiten zu bringen, alle mit einem selten feinen Gehör für das, was er den Ton des lyrischen Gesanges genannt hatte. Nur daß dieser Ton, diese Weise, nicht auch der Inhalt in uns überklinge, ist der Zweck seiner Sammlung: so, hofft er, könnten manche verdorrten Zweige unserer Poesie aus diesem unansehnlichen Tautropfen fremder Himmelswolken Nutzen ziehen.

Herders Volksliedersammlung hat eine doppelte Frucht gezeitigt: sie hat zunächst das Interesse für das Volkslied lebendig und dauernd gemacht. Neben einer Masse vereinzelter Beiträge (darunter auch im Wiener Musenalmanach 1778 f.) erscheint 1784 die Sammlung des Hessen Anselm Elwert „Ungedruckte Reste alten Gesanges", aus dem Munde des Volkes am Rhein aufgenommen; dann bemächtigt sich der fleißige, nur allzu enthusiastische Gräter des Gegenstands; ihm hat Gottlieb Leon zahlreiche Lieder aus fliegenden Blättern des Bestandes der Wiener Hofbibliothek beigesteuert. Aber noch immer fehlte es, wie A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen 1803/4 bedauernd feststellte, an einer Sammlung wie die Percysche, welche sich auf einheimischen Volksgesang beschränkte und sorgfältig alles, was wahren Gehalt hat, sei es ganz oder Fragment, zusammenstellte. Dem Mangel wurde bald darauf, 1806, mit dem Enthusiasmus und der Empfindung der romantischen Jugend von Achim v. Arnim und Klemens Brentano, um ein Menschenalter später, 1844/5, mit der kritischen

Umsicht und wissenschaftlichen Treue des Dichter-Gelehrten von Uhland abgeholfen. In allen Teilen des deutschen Landes förderte der historische Sinn, den die Romantik geweckt hatte, das bodenständige Gut zutage; auch Österreich blieb nicht zurück: 1807 hat J. Strolz in dem „Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol" Unterinntaler Schnodahaggen und ein Zillertaler Volkslied mitgeteilt, 1817 Meinert die erste mundartliche Sammlung im größeren Stile „Fylgie. Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens" erscheinen lassen. Zwei Jahre später traten Tschischka und Schottky mit ihren „Österreichischen Volksliedern" hervor, der unerschöpflichen Fundgrube für die Dialektdichter, an deren ersten, den Lambacher Chorherrn Maurus Lindemayr, wieder angeknüpft ward (1822). So wälzt sich der Strom des Volksgesanges unmittelbar in das breite Bett kunstmäßiger Dialektdichtung über.

Ein anderes Moment ist der Erfolg von Herders Einwirkung auf die deutsche Lyrik. Das sangbare Lied, der seelenvolle Ausdruck wahrer, natürlicher Empfindungen, die Blume der Poesie, die sich so lang versteckt gehalten, keimte hervor und knospte auf, trieb Blüten und entfaltete sich zu voller, herrlicher Lust. Selbst den Süßlichen und Geleckten, den Geschraubten und Verbohrten, den Knorrigen und Steifen gelang jetzt so manches sinnlich geschaute, innig empfundene, schlicht-herzige Lied, das in den Kompositionen eines Keyser, Seckendorf, Reichardt, Zelter volkstümlich wurde.

Keiner aber hat mehr von Herder gelernt und war seinerseits höher befähigt, Herders Forderungen als berechtigt zu erweisen und zu erfüllen, als Goethe, der seinem Lehrer nahezu alles verdankt, was einer genialen Naturkraft von außen gegeben werden kann: eine reine Erkenntnis wahrhaft großer Vorbilder, ein strenges Urteil gegen sich selbst. Wenn Arnim und Brentano ihr „Wunderhorn" ihm zu Füßen legten, so huldigten sie mittelbar auch dem Manne, der als erster der deutschen Dichtung wieder den Weg zum Urquell gewiesen. Das heftige Gefühl späterer Mißverhältnisse hat Herder und Goethe ihre Wege voneinander trennen lassen. Wir aber wollen nicht vergessen, daß derselbe Geist, der deutsche Art und Kunst geweckt, der uns die Art und Kunst aller Völker verstehen gemacht, der als das höchste Ziel menschheitlicher Entwicklung Vernunft und Billigkeit gelehrt, für das sittliche Handeln dem Gesetz der holden und schönen Notwendigkeit das Wort geredet hat, daß dieser Geist den größten Genius des deutschen Volkes, den Genius des Volkes selbst erzog.

Wien. Prof. Dr. Eduard Castle.

Nachträgliches zu dem Aufsatze „Sprachpsychologische Spähne."

Einige belehrende Belege von Haplographie, welche zu weiterer Bestätigung der im vorigen Jahrgang dieser Zeitschr. S. 491 ff. ausgesprochenen Ansicht von dem Überspringen einer Silbe oder dem Vorwegnehmen der folgenden neuerdings dienen, sind in dem schönen Buche von E. Nachmanson, Laute und Formen der magnetischen Inschriften[1]) (Upsala 1903) S. 113 ff. verzeichnet. An erster Stelle sei der Flurname *Κυβισθίη* für *Κυβιστίη* erwähnt, den N. mit Recht von *κυβιστής* „Kunstreiter" herleitet. Mag *Κυβισθίη* unmittelbar aus **Κυβιστ*[*ητ*]*ίη* vereinfacht oder von *κυβιστής* aus **κυβιστ*[*ητ*]*ής* abgeleitet sein, in jedem Falle haben wir einen Beleg für die von uns berührte Art der Haplographie. Das Gleiche gilt von *κατὰ δόξαντα* für *κα*[*τὰ*] *τὰ δόξαντα*. Bei dieser Gelegenheit sei an *κατὰ* (= *κατὰ τὰ*), *κατάδε* (= *κατὰ τάδε*), *κατὰ εἰωθότα*, *κατοὺς νόμους* attischer Inschriften (vgl. Schwyzer-Meisterhans S. 217 f.) sowie daran erinnert, daß ich schon in der Neuen philol. Rundschau 1889, 93 diese Erklärung (Silbenschwund durch Dissimilation, wie man damals sagte) vorgebracht habe. Eine stattliche Reihe anderer Belege derselben Erscheinung findet sich bei Schulze, *Quaestiones epicae* 105[3], wo auch der, wie ich glaube, nicht geglückte Versuch gemacht ist, die in Betracht kommenden Erscheinungen nach den beiden Schemata (*τᾰτᾰ* = *ττα* und *τᾰτᾰ* = *τα*) zu scheiden. Auch sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß auch K. Dieterich, Byzantinisches Archiv I 124 die oben erwähnte Erscheinung besprochen, aber, wie ich schon in diesen Blättern (Jahrg. 1899, S. 730) hervorgehoben habe, in einer ganz unbefriedigenden Art zu erklären gesucht hat. Auch bei *Εἰσιτήρια*, Name eines in der 2. Hälfte des II. vorchristlichen Jahrhunderts zu Ehren der Artemis gestifteten Festes, wenn der Fall auch nicht unmittelbar klar am Tage liegt, wird sich schwerlich daran zweifeln lassen, daß es durch Überspringung der Silbe *τη* aus dem auf attischen Inschriften bezeugten *Εἰσιτητήρια* entstanden ist. Aber sicher der umgekehrte Vorgang, Unterdrückung der folgenden gleichlautenden Silbe, liegt vor in *Μίκυθον Παρμενίωνος* für *Μίκυθον* [*τὸν*] *Παρμενίωνος*, worin N. mit Recht nicht etwa einen syntaktischen Verstoß, sondern einen Fall von Haplographie sieht.

Ein besonders belehrendes Beispiel von Haplographie im Satzzusammenhange ist *διὰ τὰ*] *γεγο*[*ν*]*ότα*⟨*ν*⟩ *ἀγαθοῖς Μάγνησιν*,

[1]) Vielleicht ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß diese Inschriften aus Magnesia am Mäander stammen, wo sie zum größeren Teil O. Kern gefunden hat. Vgl. O. Kern, Die Inschriften von Magnesia am Mäander, Berlin 1900 und v. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1900, 562 ff., sowie meine Besprechung des Buches in der Neuen philol. Rundschau vom J. 1903, S. 481—483.

„wofür der Sinn mit Notwendigkeit das von Kern hergestellte *ἀγαθ(ὰ τ)οῖς Μάγνησιν* fordert." Aber man hat nicht mit N. anzunehmen, „daß hier bei vokalischem Anlaut *ατ* wegen des vorhergehenden *αθ* ausgefallen ist", sondern den graphischen Vorgang durch Silbenschichtung zu erklären.

Diesen soeben aus N.s Buch beigebrachten Belegen füge ich wieder folgende aus meiner eigenen Erfahrung hinzu: *illa re constitum est* für *illa re consti[tu]tum est; ἦν γεγαμέ-νη* für *ἦν γεγα[μη]μέ-νη*; *μεγαλοψίαν* für *μεγαλοψ[υχ]ίαν*, wobei noch das Auffallende die Verschiedenheit der beiden silbenanlautenden Konsonanten ist; 'Personnamen' für 'Person[en]namen'; 'denn die Inkonsequenz mit er verfuhr' für 'denn die Inkonsequenz, mit [der] er verfuhr'. Im dem zuletzt angeführten Falle wurde der haplographische Vorgang dadurch wesentlich erleichtert, daß die Worte 'mit' und 'der' mit Lauten derselben dentalen Verschlußlautsreihe schlossen, bezw. begannen.

Fälle von regressiver Assimilation habe ich folgende zu verzeichnen: *πρὸν τὸν πατέρα* für *πρὸς τὸν πατέρα*; *Valerium non multum placuisse videtur* für *Valerio n. m. p. v.; Particulae ubi varius apud Valerius est usus.* Hinsichtlich des letzten Falles ist es allerdings zweifelhaft, ob regressive Assimilation, ausgehend von *usus*, oder progressive, ausgehend von *varius,* vorliegt, ja man kann mit Recht von einer konzentrischen Wirkung der beiden Worte sprechen. Dabei ist es gewiß nicht überflüssig zu bemerken, daß die beiden letzten Belege einer mit geradezu peinlicher Genauigkeit und Sauberkeit geschriebenen Hausarbeit entstammen, die fast als ein kalligraphisches Kunstwerk bezeichnet werden kann. Regressive Assimilation zeigt auch *ficinus* st. *facinus,* dagegen progressive *Helio-lori* für *Helio-dori,* wobei zu beachten ist, daß der zweite Bestandteil in eine neue Zeile zu stehen kam; *de Elylio* für *de Elysio.* In das gleiche Kapitel gehört 'Malmasier' für 'Malvasier', wie in dem Innsbrucker Bürgerbuch aus dem Jahre 1520 zu lesen ist (vgl. Fischnaler in der Zeitschrift des Ferdinandeums, III. Folge, 47. Heft, S. 171).

Metathesis durch Vorwegnahme eines folgenden Lautes ist ersichtlich aus *ἀφορμίαν* für *ἀμορφίαν*, eine folgende Silbe ist wenigstens zum großen Teile vorweggenommen in *διεχερχομέ | νου* für *διερχομέ | νου.*

Eine eigenartige Sproßsilbenbildung, um mich eines von E. Wechssler gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, weist der Druckfehler *Paga-nisimus* auf, der sich in dem trefflichen Buche von F. Cumont, Die Mysterien des Mithra, Autor. deutsche Ausg. von G. Gehrich S. 81, Z. 6/7 v. o. findet. M. E. hat dieser Druckfehler einen unschwer verständlichen psychologischen Hintergrund.

Zwei übereinstimmende Fälle einer noch nicht erwähnten Art von Haplographie liegen vor in 'wir der Homerische Dativ' für 'wird der H. D.', wie ich in einer Korrektur anfangs November

gelesen habe, und in 'und er Homererklärung' statt 'und der H.' (Progr. des II. Staatsgymn. in Graz 1903, S. 31, Z. 30 v. o.).

Am Schlusse dieser anspruchslosen Bemerkungen sei noch der folgende aus einer lateinischen Hausarbeit herstammende Satz hervorgehoben, der so recht geeignet ist zu zeigen, wie leicht eine Ablenkung von dem eingeschlagenen Gedankengang und dadurch eine Entgleisung stattfindet. Der Satz lautet: *Nam praeter Magonis opera, quibus de agricultura agitur, quae e re publica in latinum sermonem conversa sunt e. qu. s.* Ein Kommentar, wie hier der Feder statt des von dem Zusammenhange geforderten *e lingua Punica* das dem Sinne nach gänzlich fern liegende *e re publica* entschlüpfen konnte, dürfte bei der Einfachheit der Sachlage wohl überflüssig sein [1]).

Innsbruck. Fr. Stolz.

Das algebraische Seitenstück zur Cardanischen Formel.

Wenn in der kubischen Gleichung

$$x^3 - bx \pm c = 0$$

$$b > 0, \quad c > 0 \quad \text{und} \quad \frac{b^3}{c^2} \geqq \frac{27}{4}$$

ist, so erhält man die relativ größte (bezw. kleinste) Wurzel x_1 nach der Formel:

$$x_1 = \pm \sqrt{\frac{b}{3}\left\{2 + \frac{1-2k}{\dfrac{2\sqrt{k(1-k)}}{\dfrac{3}{\xi} - 1} + 1}\right\}}$$

Hierin ist

$$k = \frac{27c^2}{4b^3}$$

und

$$\xi = \left(1 + \frac{1}{w}\right)\left(1 + \frac{3}{w^3}\right),$$

wobei

$$w = \frac{27}{2 - 4\sqrt{k(1-k)}} - 3.$$

---

[1]) Ein eigentümliches Schreibversehen habe ich kennen gelernt in *Mitylensens* statt *Mitylenenses*. Zwei beachtenswerte Sprechversehen sind 'in der letzten Sektion der Wohlfahrtssitzung' statt 'in der letzten Sitzung der Wohlfahrtssektion' (Gemeinderatssitzung vom 16. Dez. v. J.) und 'mit dem Bedauern des Ausdruckes' statt 'mit dem Ausdrucke des Bedauerns' (Gespräch an einem Wirtshaustische). K.-N.

Speziell ergibt sich, wenn man nur das positive Vorzeichen in Betracht zieht,

für $k = 0$ $\qquad x_1 = \sqrt{b}$

„ $k = \frac{1}{4}$ $\qquad x_1 = \sqrt{\frac{b}{3}} \cdot 1{\cdot}53208 = 2\sqrt{\frac{b}{3}} \cdot \cos 40^\circ$

„ $k = \frac{1}{2}$ $\qquad x_1 = \sqrt{\frac{2b}{3}}$

„ $k = \frac{3}{4}$ $\qquad x_1 = \sqrt{\frac{b}{3}} \cdot 1{\cdot}28558 = 2\sqrt{\frac{b}{3}} \cdot \cos 50^\circ$

„ $k = 1$ $\qquad x_1 = \sqrt{\frac{b}{3}}$

Die beiden anderen Wurzeln x_2 und x_3 folgen aus

$$x_{2,3} = -\tfrac{1}{2} x_1 \pm \tfrac{1}{2} \sqrt{b + \frac{3c}{x_1}}.$$

Indem ich mir die theoretische Entwicklung der obigen Formeln für später vorbehalte, bemerke ich bloß noch, daß ich eine praktische algebraische Methode für die numerische Berechnung der Wurzeln im XI. Hefte 1903 d. Zeitschr. veröffentlicht habe.

Wien. Adalbert Breuer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Karl Lehrs, Kleine Schriften. Mit einem Bildnisse des Verfassers und einem Anhange herausgegeben von Arthur Ludwich. Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei 1902. VII und 582 SS. gr.-8°.

Zum Säkulargedächtnisse der Geburt, fast ein Vierteljahrhundert nach Karl Lehrs' Tode, ist eine Sammlung seiner kleinen Schriften erschienen, die das Bild des bedeutenden Königsberger Philologen, das wir aus seinen Werken und Briefen[1]) gewonnen haben, in sehr erwünschter Weise uns neuerdings vor Augen führt. Erwin Rohde, dem das Lob der Leistungen anderer nicht gerade leicht von den Lippen floß, urteilte über Lehrs[2]), dessen Briefe er bald nach dem Erscheinen „mit wahrem Vergnügen" gelesen hatte, daß die reiche Natur des Lehrs („reich im Vergleich mit all den anderen, z. B. mit Lachmann, mit Ritschl, — nun gar mit Köchly *e tutti quanti!*" — *ipsissima verba*) einen immer wieder erfreue. „Wie dürftig", setzt er hinzu, „sind unsere Neuesten gegen diesen kleinen, unästhetischen Juden doch allesamt angelegt!" Die „vielseitige Empfänglichkeit des Gemütes und Geistes" von Lehrs tritt auch in der vorliegenden Sammlung zutage und mit Recht zählt der Herausgeber, Arthur Ludwich, seinen Lehrer zu jenen echten Altertumsforschern im Goetheschen Sinne, deren Kenntnisse eine solche Fülle, deren Urteile eine solche Sicherheit, deren Geschmack eine solche Konsistenz erlangt habe, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen (S. 555).

Hundertfünfzehn Stücke sind es im ganzen, die der Herausgeber zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Sie umspannen einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Das älteste *De dativi*

---

[1]) Vgl. des Referenten Aufsatz in der Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 271, 23. Nov. 1895 und in dieser Zeitschr. 1896, S. 817—824.

[2]) O. Crusius, Erwin Rohde. Ein biograph. Versuch (1902) S. 287.

declinationis primae formis epicis (S. 159 ff.) stammt aus dem Jahre 1825, die letzten aus Lehrs' Todesjahre 1878. *Ut Aratus ab Iove incipiendum putat, ita nos rite coepturi ab Homero videmur,* mochte Ludwich mit Quintilian sagen und stellte einige Homerica „des größten Homerforschers der Neuzeit" (S. 556) an die Spitze. An die den Band eröffnende Habilitationsrede *De ironia quatenus in historia studiorum Homericorum cernitur,* worin einige „wunderbare Ausgeburten des menschlichen Unverstandes über Homer" (S. 46), die die neuere Zeit hat sehen müssen, sehr ergötzlich zur Schau gestellt werden, schließt sich die umfängliche Einleitung zu Homer aus der ersten Vorlesung, die Lehrs im Winter 1831/2 an der Universität gehalten hat. Mutet sie auch heute naturgemäß in vielen Teilen veraltet an, indem sie manche Ansichten verficht, über welche die Wissenschaft inzwischen zur Tagesordnung übergegangen ist, so ist sie dennoch für die Geschichte der Homerstudien lehrreich. Darauf folgen der Mehrzahl nach — längere und kürzere — Anzeigen über Erscheinungen auf dem Büchermarkte, die mit Lehrs' Arbeiten über Homer und die späteren Epiker, die griechischen Grammatiker, seinen Untersuchungen zur Ethik und Religion der Griechen, seinen Plato- und Horazstudien in Verbindung stehen. Zumeist sind es Schüler und Freunde, wie August Lentz und Eugen Plew, Kammer und Merguet, Carnuth und Flach, J. Arnoldt, B. Brill, Heinrich Schmidt u. a., deren Leistungen der Lehrer mit Liebe und Nachsicht würdigt. Man liest diese Rezensionen ob der Persönlichkeit des Kritikers — und Persönlichkeit, dieses höchste Gut der Erdenkinder nach Goethe, besaß Lehrs in eminentem Maße — mit großem Interesse, selbst da, wo man ihm nicht beipflichtet. Denn wenn irgendwo, so gelten hier die treffenden Worte, mit denen Wilhelm Scherer einmal „die rohe Ansicht" bekämpft hat[1]), als ob Rezensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publikum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abscheulich oder hübsch finden solle. Wenn Scherer weiter sagt, daß auch Rezensionen eine Kunstform haben und eine Menschenseele spiegeln können, daß sie den Anspruch erheben dürfen, dauernde und wertvolle Besitztümer zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verraten und der Sprache einen neuen Ton ablauschen: so treffen in der Tat diese Bedingungen für die Mehrzahl der kleinen Schriften von Lehrs zu.

Freilich wird sich nicht leugnen lassen, daß Lehrs, der „überall, wo ein gemütlicher Anteil sein Urteil beeinflußte, nicht objektiv zu sein vermochte" (L. Friedländer, ADB XVIII 159), für die guten Seiten in den Arbeiten seiner Schüler ein besonders offenes Auge hat, sie gelegentlich wohl auch überschätzt, während er Fernestehenden gegenüber mit aller Schärfe des „Äakusamtes

---

[1]) Aufsätze über Goethe (1886) S. 70.

waltet.“ Daß die Zeit in beiden Fällen nicht immer seine Urteile bestätigt hat, ist nicht verwunderlich. So scheint beispielshalber das dem Metriker Heinrich Schmidt gespendete Lob doch etwas stark aufgetragen, dessen große periodologische Bauten eine bewunderswürdige, allein dastehende Schöpfung heißen (S. 451), über dessen Pindarschemata gesagt wird, daß wohl an sehr wenigen Stellen noch eine besondere Veränderung bevorstehe; es sei dies alles ebenso sicher, als es einen ganz außerordentlichen Fortschritt in der Wissenschaft der Metrik bedeute (S. 443). Daneben lesen wir über Arbeiten aus der Frühzeit gewisser Forscher, die seither zu ansehnlichem Rufe gelangt sind, kräftig ausgedrückte Urteile wie „breitspurige Ignoranz“, „völlige Unzulänglichkeit“, „völlige Unbrauchbarkeit und Verkehrtheit“ (S. 101), „Studentenarbeit“, in die man sich „hineinquälen“ müsse, die ein „vages Hin- und Hergreifen, man dürfte wohl sagen Umhertappen treibe“ (S. 305 u. 311).

Einem Hyperkritiker, wie sich Lehrs, „bisweilen schneidig, bisweilen in Rage auch schiefschneidig“ [1]), in seinem Horazbuche zeigt, mußte die vorsichtig abwägende Art eines Vahlen, der, wie Lehrs urteilt, mit der abenteuerlichsten Mißhandlung der Sprache und des anerkannten Menschenverstandes alles verteidige (S. 277), unverständlich erscheinen. An Vahlens Horazinterpretation exemplifiziert er typisch den Satz, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen (S. 414 ff.), und nachdem jener ihm „privatim“ den Wunsch ausgesprochen, nicht für einen „blinden Konservativen“ gehalten zu werden, erwidert Lehrs, außer dessen Gesichtskreise „die Kleinbürger der Überlieferung“ liegen (S. 404), geistreich zwar, aber ohne Schonung: „Durch die Sprache hierüber meine Gedanken verbergen möchte ich nicht, aber durch Schweigen.“

Auf allgemeineren Beifall wird Lehrs rechnen dürfen, wenn er „zur Abwehr geistloser Kritik in der klassischen Philologie“ Adversarien über Madvigs Adversarien und ihren Verfasser schreibt (S. 170 ff.) und dessen kritisches Prinzip „in seiner Unwürdigkeit würdigt“ (S. 187). Ein *ἐπήβολος ἄριστος τῆς γραμματικῆς τέχνης*, für den Madvig von manchen gehalten werde, sei er vielleicht nicht, treffe aber doch manchmal innerhalb des Bereiches, wohin er überhaupt mit Hand und Auge langen könne, recht gut (S. 172). Als *Pythius Apollo* gebe er alle Augenblicke einmal aus dem weisen Orakelmunde Sprüche der größten Unweisheit, nicht ohne Sprachfehler, auch wohl mit zweien auf einmal, aus (S. 179). „Wir haben es mit einem *caupo* zu tun, einem Detailhändler, der in einzelnen Branchen, die er verstehen kann, treffliche und preiswürdige Warenstücke auslegt: in andern aber Artikel und Arbeiten, die für eine Jahrmarktbude gut genug, nein nicht gut genug, sondern zu schlecht sind... Von dem Geiste aber eines *mercator*,

---

[1]) Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs II 1024.

den es treibt, auf das Meer hinauszugehen, trotz der Gefahr, und aus der Ferne das Ersehnte und Lohnende zu erringen, ist ihm nichts gegeben" (S. 182). Mit seiner „mechanischen Schiebe- oder Schneidemaschine" behandle er die Sprache wie einzelne, beliebig zusammenzuschiebende tote Wortstücke, wenn nur irgend eine Konstruktion auf dem Papier nachgewiesen werden könne (S. 184). Den von Madvig ausgebesserten oder ausgelegten Stellen gegenüber drängt sich Lehrs das Shakespearische Wort auf: 'Du bist nicht aus den Händen der Natur gekommen, dich hat ein Schneider verfertigt!' (S. 185). Ähnlich will er auch der Überschätzung von Cobet, die sich ebenso wie die von Madvig unter dem Einflusse der Reverenz vor dem Ausländischen vollzogen habe, ein Ziel gesetzt (S. 190) und der besonders auch durch Cobet beförderten schablonenhaften Gleichmacherei, wobei die geschäftige große Gartenschere oft die zartesten Blüten wegschnappe, entgegengearbeitet wissen (S. 284).

Bis in sein letztes Lebensjahr führt Lehrs die Waffen der Polemik mit ungebrochener Kraft und wir werden auch ihn zu jenen tüchtigen und gewandten Kämpfern zählen dürfen, die, nach seinem eigenen Ausspruch, zu sehen ein Genuß ist: jenen Naturen, wie Hermann und Lessing, stählern von außen und innen: *μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος χαλκῷ, πᾶσα δ' Ἄρει κεκόσμηται στέγα* (S. 201). Noch der Sechsundsiebzigjährige nimmt die blank geschliffenen Waffen zu einer „Zurechtweisung" für Theodor Bergk in Sachen der Pindarscholien hervor (S. 191 ff.), der nichts als auf Lesarten „fischen" wolle und in seinem beschränkten philologischen Horizonte nicht begreife, daß man die Scholien um ihrer selbst willen studiere.

Durchaus gesunde Gedanken sind es, die Lehrs über das Verhältnis der klassischen Philologie zur Sprachvergleichung entwickelt (S. 426 f.). Dem Abweisen aller Sprachvergleichung von Seiten der klassischen Philologen setzt er sich entgegen, wenn er auch begreift, daß einigermaßen geregelte Köpfe durch Potts wüste Parenthesen in Gefahr geraten, einen unüberwindlichen Degout gegen die ganze Sache zu fassen. Auch wendet er sich gegen jene Mythologen, die wie Preller das Verständnis des griechischen Zeus z. B. aus einem vedischen oder sonstigen „sanskritanischen" *diâus pitâ* gewinnen zu können vermeinen (S. 388).

Zahlreich sind die geistvollen Gedanken, die sich durch das ganze Buch verstreut finden und von denen einige, wie dies Lehrs einmal in einer Anzeige tut, zum Gustus für den Leser hergeschrieben seien. Gegen jene Schuldschnüffler in den Tragödien, die, wie der gelehrte, aber pedantische Eduard Wunder es sich angelegen sein lassen, bei der Erklärung des Sophokles ihren Primanern nachzuweisen, wie ein jeder gerade so viel Strafe empfange, als er verschuldet habe, wendet sich Lehrs mit seiner *ὑγίεια φρενῶν*: „Ich muß es nur gleich gestehen, hier ist die Stelle,

wo ich sterblich bin. Dies Suchen in den Tragödien nach der Schuld mit der Wagschale oder mit der Lupe, dies Herabziehen der Tragödie in eine Kriminalgeschichte oder in eine Kindergeschichte, wo es natürlich den Guten gut ergehen muß, den Schlimmen schlecht, dies Postofassen innerhalb des kleinsten Katechismus, es kann noch immer meinen Unmut erregen." Dies sei ein Ausläufer der Auslegung, die uns in Julie eine von ihrer Amme verdorbene verschmitzte Italienerin gezeigt habe und in des alten Paters charakteristischem Worte die Stimme eines Chors und des Dichters eigentliche Intention ausgesprochen finde: 'Liebe mäßig!' (S. 204). — Ein trefflich geprägtes Dictum, so recht eine goldene Frucht in silberner Schale, beherzigenswert für alle Schriftstellerinterpretation, leitet die Besprechung einer Thukydidesstelle ein: Keinem Schriftsteller ist es gegeben, so zu sprechen, daß nicht bei einer und der anderen Stelle, auch für verständige und urteilsfähige Leser, sie in zweierlei Verständnis zu nehmen, die gleiche Berechtigung bliebe (S. 288). — Als ein Schüler Meinekes den Widerspruch gegen seinen Lehrer entschuldigen zu müssen glaubt, findet Lehrs dies vielleicht um der Schwachen willen für notwendig: „Wem sollen wir denn widersprechen als eben solchen Männern, die wir als unsere Lehrer betrachten, deren Lehren und Meinungen wir studieren und nachdenken? Mit jedem *τυχών*, und es treffen sich heutzutage recht viele, der vermeint, es liege irgend etwas daran zu wissen, was er meine und urteile, werden wir uns doch nicht in Diskussion versetzen sollen" (S. 290). — Die Anzeige eines Reisewerkes seines Schülers und Freundes Fritz von Farenheid schließt er mit den Worten, daß er jedermann zu diesem Buche einlade. „Jedermann? Versteht sich von selbst, die gelehrten Pedanten nicht und die Allwisser nicht, welche die ganze Menschengeschichte abgemacht in ihrer Westentasche tragen. 'Alles schon dagewesen.' 'Wozu brauchen wir Gefühle'?" (S. 514).

Auch in jenes „kleine Haus mit weitem Fernblick", als das man den Aphorismus bezeichnet hat, weiß uns Lehrs mit sicherem Schritte zu führen. Zwei Beispiele aus Tagebuchnotizen (S. 508): „Sobald ein Gedicht die Tendenz zu belehren an sich trägt, wird es ebensowenig taugen als eine Schule, die einfach lehren will." — „Man sagt, es sei schwer, mit seiner Zeit mitzugehen. Ei, ist es nicht oft den Charakterlosen und Geschmackunbefestigten leicht? Ist es nicht oft ein Zeichen des Charakters und der festen Überzeugung, mit seiner Zeit nicht mitzugehen? Freilich kann man dadurch *hors de saison* werden ..." Doch ich breche ab. Denn schon die wenigen Proben, die sich leicht vermehren ließen, werden gezeigt haben, wie recht Rohde mit seinem früher angeführten Worte von Lehrs' reicher Natur hatte, die einen immer wieder erfreue.

Ludwich, der sich schon durch die Herausgabe der Briefe von und an Lehrs allseitigen reichen Dank verdient hatte, hat

auch diesmal seines Amtes mit aller Umsicht gewaltet [1]). Im Anhange finden wir ein Verzeichnis der Druckschriften und der in Lehrs' Nachlasse vorhandenen Manuskripte, weiter einen Index der in 94 Semestern von Lehrs gehaltenen Vorlesungen, endlich Ludwichs schöne Gedächtnisrede bei Lehrs' hundertjähriger Geburtstagsfeier (14. Januar 1902). Sehr ausführliche und verläßliche Wort- und Sachregister ermöglichen die bequeme Benutzung des Bandes auch denjenigen, die, mit Friedrich August Wolf zu reden, gewohnt sind, die Bücher „auf den Schwanz zu schlagen und einen Autor nur von hinten kennen zu lernen."

Dennoch hat dieser von Ludwich mit liebevollster Hingabe besorgte Band neuerdings eine offene Schuld der Schüler an ihren Meister in Erinnerung gebracht. „Lehrs wird seinen Biographen haben, wie er ihn lieber und treuer sich nicht hätte wünschen können. Sein Schüler, Kollege und Freund, Prof. Friedländer, wird sein Leben und Wirken ausführlich schildern auf Grund langjährigen Umganges, seiner Werke und einer bedeutenden Korrespondenz", schrieb Oskar Schade in einem warmen Nachrufe bald nach Lehrs' Hinscheiden [2]). Friedländer hat dieses ausgeführte Bild nicht geliefert, sondern in einer trefflichen Skizze den Gelehrten und Menschen mit wenigen meisterhaften Strichen gezeichnet [3]). So ist noch immer wahr, was Eduard Kammer, der selbst Bausteine zu dem künftigen biographischen Denkmal seines Lehrers sorgsam zusammengetragen hat [4]), vor einigen Jahren (1895) schrieb, daß Lehrs den kommenden Biographen wunderbarerweise bisher noch nicht gefunden hat. Jetzt, wo nach der Herausgabe der Korrespondenz, dieses Schatzes der Briefliteratur im echtesten Wortsinne,

---

[1]) Bei Anführung der so launigen Zehngebote für klassische Philologen (S. 476) konnte auch auf Ribbecks Ritschl II 450 verwiesen werden, wo diese „mosaische Gesetzestafel" gleichfalls abgedruckt ist. Doch geht aus der dort angezogenen Stelle aus einem Briefe Ritschls an Lehrs („Machen wir doch die 10 voll und ich lasse sie dann. . . drucken zu Nutz und Frommen derer, die sie schließlich doch nicht befolgen!") keineswegs hervor, daß Ritschl an der Abfassung dieses philologischen Dekalogs mitbeteiligt war. Wenn also Ribbeck dem Scharfsinn der Chorizonten wie bei den Xenien die Scheidung der Autoren überläßt, so wird man vielmehr an dem e i n e n Lehrs als Verfasser festzuhalten haben. — Die zum fünften Gebote: „Du sollst l e s e n lernen" von Lehrs selbst herrührende hübsche Variante: „für Archäologen s e h e n" (Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs II 866) hätte wohl Erwähnung verdient.

[2]) Wissenschaftl. Monatsblätter VI (1878) S. 95.

[3]) ADB XVIII (1883) S. 152—166. Vgl. auch desselben Aufsatz „Aus Königsberger Gelehrtenkreisen", Deutsche Rundschau XXII (1896) S. 233—239.

[4]) Karl Lehrs. Ein Rückblick auf seine wissenschaftlichen Leistungen in Bursians Biogr. Jahrbuch für Altertumskunde I (1878) S. 14—28; Zur Erinnerung an K. Lehrs in der Festschrift, zum 50jährigen Doktorjubiläum Ludwig Friedländer dargebracht von seinen Schülern. Leipzig 1895. S. 183—209.

sowie der kleinen Schriften der Boden für das Denkmal des eigentlichen Begründers der Königsberger Philologenschule geebnet ist, erwarten wir, daß Ludwich seine reichen Verdienste um seinen Lehrer durch die Abfassung der Biographie krönen werde.

Prag. Siegfried Reiter.

Die Bakchen. Tragödie des Euripides. Deutsch von Hans v. Arnim. Wien, Hölder 1903. 80 SS. kl. 8⁰.

Ludwig Fulda hat sich vor kurzem in der Neuen Fr. Presse das Paradoxon geleistet, der Übersetzer brauche die Sprache, aus der er übersetze, eigentlich gar nicht zu kennen, es genüge, wenn er die seine beherrsche. Wir Philologen, denen Nachfühlen als höchste Aufgabe gilt, können uns freilich nicht vorstellen, wie man nachfühlen und nachbilden könne, ohne gefühlt zu haben. Und doch liegt jenem Fulda'schen Paradoxon ein Körnchen Wahrheit zugrunde, das nämlich, daß einseitig philologische Übersetzungen, die nur auf möglichst wortgetreue Umgestaltung ausgehen — ich pflege diesen Unfug Vossianismus zu nennen — gänzlich ungeeignet sind die Originale zu ersetzen. Es geht daher — denn wir modernen Philologen haben dies alle anerkannt — durch die heutige Übersetzungsliteratur ganz allgemein der Zug, mit Aufgebung der uns national nicht entsprechenden Form den goldenen Inhalt jener alten Werke in die silberne Schale einer national verständlichen Form zu gießen. In diesem Sinne hat v. Arnim auch den Bakchentorso[1]) behandelt. Trotz der fragmentarischen Überlieferung hat dieses Drama um seiner leidenschaftlich erregten Lyrik mit ihrer kühnen Rhythmik willen von jeher zur Übersetzung gelockt. Der Verf. geht möglichst konservativ vor, indem er die Rhythmen seiner Lieder an die Originale, soweit es geht, anschließt, dabei aber alles vermeidet, was deutscher Zunge zuwider ist. Die einfachen iambischen, logaödischen und anapästischen Rhythmen also, an deren Klang wir durch unsere Verse, ja selbst durch den Kommißtrommelschlag[2]) gewöhnt sind, genügen

---

[1]) In der Einleitung bespricht v. Arnim das Werk vom literarhistorischen Standpunkt aus und sucht dem Dichter eine Grundidee des Werkes beizulegen, die seinem sonstigen Aufklärichtsstandpunkt gerecht wird. Ich kenne die einschlägigen Fragen nicht genau; aber ich bin naiv genug zu glauben, daß die Kunst hier wie so oft nach Brot gegangen ist und daß die Stoffwahl auf Archelaus oder seinen Hof allein zurückgeht. Ein Urteil über diese Dinge maße ich mir nicht an.

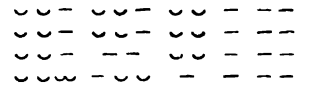
[2]) Bei dem ausgesprochen pädagogischen Charakter dieser Zeitschrift sei es gestattet, hier unten auf dieses Trommelschlages ungemeine Verwertbarkeit im Unterricht hinzuweisen. So oft ich in der Achten Griechisch habe, beginnt meine metrische Unterweisung mit ihm; denn

dem Übersetzer, um mit tief eindringendem Verständnis für die Sache Chorlieder zu schaffen, in denen so ziemlich alle Spuren des Fremdartigen getilgt sind, die sich an den meisten Stellen ganz wie Originalgedichte lesen und doch dem Rhythmus des Originals nahe stehen.

Die beiden Lücken, die den Schluß der Tragödie entstellen, hat v. Arnim durch Szenen eigener Erfindung gefüllt, die — soweit sie auch natürlich subjektiv empfunden sind — doch auf genauester Kenntnis des Dichters und seiner Dichtweise beruhen und im wesentlichen das enthalten, was im Original gestanden sein muß. Dem Leser, der unbefangen liest, fällt selbst bei genauester Kenntnis des Originals keine unangenehme Sutur ins Auge.

Als Dialogvers benützt v. Arnim den Trimeter und kann sich dafür mit Recht auf den Vorgang von Schiller und Goethe berufen, die diesem Vers bei uns Heimatsrecht verschafft haben. Natürlich versteht es sich von selbst, daß die strenge Nachbildung des antiken Trimeters mit allen seinen Finessen heute weder möglich noch nützlich ist, ja daß konsequenteste Durchführung strenger Cäsurnormen z. B. dem Vers auf die Dauer die Flüssigkeit nehmen und ihn fad und öd erscheinen lassen. Man wird daher dem modernen Übersetzer auch die *caesura media* nicht verwehren, zumal da sie ja Euripides selbst bisweilen hat; man wird die Dreiteilung in iambische Monometer, die Goethe hat, ebenfalls mitnehmen. Nur wenn mehrfach Alexandriner statt der Trimeter hintereinander auftreten, fühlt man jenes Unbehagen, das der Deutsche nun einmal vor diesem Vers empfindet. Ich würde daher an den Verfasser die Bitte richten, bei einer folgenden Auflage die hie und da überwuchernden Alexandriner etwas zu beschneiden. Es handelt sich da um ganz geringfügige Änderungen. Wenn z. B. S. 36, Z. 6 v. u. der Vers steht

„Nicht hören darfst du es, ist's gleich des Wissens wert."



läßt ohne Mühe den Anapäst als Marschrhythmus (γένος ἴσον) empfinden, zeigt klar die für das Marschieren notwendige Viertaktigkeit, läßt die anapästische Dipodie als Einheit (Metrum) begreifen u. zw. besonders im dritten Vers, zeigt ferner im vierten Vers aufgelöste Längen, die unsere unmusikalischen Schüler so schwer begreifen, gibt endlich das einfachste Beispiel für das Gesetz der Dreiteiligkeit (στροφή, ἀντιστροφή, μέσῳδος und ἐπῳδός), zeigt, daß die gleichen rhythmischen Gesetze heut wie einst walten und läßt den Unterschied zwischen Rhythmus und musikalischer Durchführung selbst dem unmusikalischesten Kopf sofort klar werden, wenn man zeigt, wie auf diesem Trommelschlag Johann Strauß sen. den Radetzkymarsch aufgebaut hat. Ich habe es erprobt und empfehle es mit gutem Gewissen anderen zur Nachahmung.

so leidet er ebenso an dem Hiatus hinter 'du' wie an der Alexandrinercäsur. Beidem hilft man leicht ab:

„Nicht hören darfst du's, ist es gleich des Wissens wert."

Nicht verhehlen will ich, daß v. Arnim im Streben nach genauer Wiedergabe des griechischen Textes sich doch bisweilen zu Gräcismen oder wenig ansprechenden Wortschöpfungen verleiten läßt. Wenn z. B. V. 24 das *ἀνωλόλυξα* des Textes kühn mit „emporgejubelt" übersetzt wird, so wird man noch zustimmen können; aber wenn V. 36 *ἐξέμηνα δωμάτων* so heißt:

Die Gattinnen
Der Bürger Thebens r a s t e ich von Haus und Hof,

so ist nach meinem Gefühle die Grenze des Sprachmöglichen überschritten und zwar ohne Not:

Und Thebens Bürgerinnen, all das Weibervolk,
Von mir begeistert stürmten sie von Haus und Hof.

Wir hoffen keine Fehlbitte zu tun, wenn wir den Übersetzer bitten, bei abermaligem Druck des Büchleins die wenigen derartigen Stellen zu beseitigen.

Eins möchte noch der Anregung wert sein. Ganz im Sinne der alten Tragödie ist dem Euripides *Πενθεύς* ein redender Name (*πένθος*). Und wenn ein Moderner eine Genovevatragödie schaffen wollte, zehn gegen eins gewettet, er spielte mit dem Namen „Schmerzensreich", wie ja auch Goethe — freilich scherzhaft — in den Paralipomena zum Faust:

Ars Ares wird der Kriegsgott genannt.
Ars heißt die Kunst und ..... ist auch bekannt.

Nun hat v. Arnim die beiden hiehergehörigen Stellen unter den Tisch fallen lassen, obwohl eine kleine Fußnote einem des Griechischen unkundigen Leser hätte zum Verständnis helfen können. Aber warum soll man ganz an der Wiedergabe der Worte verzweifeln? Könnte es nicht — allerdings freier gestaltet — S. 32, Z. 11 v. u. etwa so heißen?

Daß nur nicht P e n t h e u s — fast wie H e u l e n klingt dies Wort —
G e h e u l und Jammer dir im Hause schaffe usw.

Ebenso kann man dem Wortspiel S. 39, 3 v. o. doch auch nahekommen vielleicht in folgender Fassung:

§ Man nennt mich P e n t h e u s und ich bin A g a v e n s Sohn.
§ Wie H e u l e n klingt das, jenes mahnt an A c h und W e h.

Sehr geistreich ist das freilich nicht; aber — ist das Wortspiel des Euripides um vieles klüger?

Ich schließe, indem ich diese fließende, vollauf dem Dichter gerechte Übersetzung den Freunden des Euripides aufs wärmste empfehle.

W i e n. J. M. S t o w a s s e r.

Stowasser J. M., Griechische Schnadahüpfeln. Proben zwiesprachiger Umdichtung. Wien u. Leipzig, Fromme 1903. 72 SS. 8°. Preis K 1·80.

„Von Griechen stammt der Liedchenstrauß,
Von Meistern, wie man minnt und zecht;
Ein Wiener Schulfuchs schuf daraus,
Was uns in Östreich mundgerecht.“

So lautet das Motto „frei nach Scheffel“.

Im Vorwort beruft sich Stowasser auf Wilamowitz, der in seiner Einleitung zum „Herakles“ (soll heißen Hippolytus) mit dem „Vossianismus“, dem Übersetzen „im Versmaß der Urschrift“, endgiltig gebrochen habe und so für die deutsche Übersetzungskunst epochemachend geworden sei. St. will sich mit „den niedlichen Sächelchen der Anthologie“ befassen und erklärt, daß der Übersetzer, um volkstümlich zu bleiben, die antiken Disticha in Schnadahüpfeln verwandeln müsse, da dem griechischen „Zweizeiligen“ unser „Vierzeiliges“ völlig entspreche, eine Behauptung, die der Verf. vom Gesichtspunkte der Form und des inneren Wesens zu beweisen sucht.

Daß Distichon und Vierzeiliges, wo es sich auf dem Gebiete der kleinen Lyrik um den Ausdruck wahrhaft volkstümlicher Stimmung und Empfindung handelt, unter Umständen am Platze sind und sich recht nahe stehen, wer möchte das völlig in Abrede stellen?

Mit Begeisterung legt der Verf., selbst gewandter Dialektdichter, für die Volksdichtung, die im heimatlichen Dialekt mit ihrer „bodenständigen“ Naturkraft zum naiven Ausdruck kommt, eine Lanze ein und nimmt diese Form des poetischen Schaffens der Volksseele gegenüber dem von „der neuartigen weltbürgerlichen Bildung dem Volke kunstmäßig aufgepfropften Schriftdeutsch“ mit allem Nachdrucke seiner innersten Überzeugung in Schutz. Und wer sich einen für die volkstümliche Kraft dieser lyrischen „Himmlatza“ eines Stelzhamer und anderer Genannter und Ungenannter empfänglichen Sinn bewahrt hat und, sowie der Verf., mit dem Wanderstabe durchs Land zieht, um dem Volksgesange verständnisvoll zu lauschen, der muß gewiß an der kernigen Volksdichtung mit ihren naiven Empfindungen, ihrem treffenden Witz und ihrem schlichten, aber kraftvollen Ausdrucke seine Freude haben. In diesem Punkte trete ich gerne an Stowassers Seite. Mit glücklichem Griffe zeigt er uns den tiefgehenden Unterschied zwischen der volkstümlichen Fassung einer Strophe des Stelzhamerschen „Müaderl“ und der schriftdeutschen Nachahmung W. Müllers, des Dichters der „Müllerlieder“ (S. 15):

„Daß's im Wald finsta is,
Das macht das Holz;
Daß mei Schatz finsta schaut,
Das macht sei Stolz.“

„Daß es ist im Walde schattig,
Seht, das macht der Bäume Laub;
Und daß ich ein Liedchen singe,
Seht, das macht: mein Schatz ist taub.“

Freilich ist damit durchaus noch nicht bewiesen, daß solch lyrische Stimmungen nicht auch im Wege des Goetheschen Schriftdeutschen zum entsprechenden Ausdrucke gebracht worden sind und fernerhin zu bringen sind.

Und da macht nun, wie dies bei originellen Köpfen nichts Seltenes ist, St. den gewagten Sprung.

Gleich zu Beginn der Einleitung nämlich behauptet er, der Übersetzer müsse, um volkstümlich zu bleiben, die antiken Disticha in „Schnadahüpfeln" verwandeln. Das hat aber zur Voraussetzung, daß die Disticha der Anthologie durchwegs volkstümlich empfunden und geformt wurden. Er hält in der Tat das griechische Distichon für ein volkstümliches, sangbares und bequemes Ausdrucksmittel eines zweiteiligen Gedankens, wie z. B. Meleager von Gadara sozusagen „Schnadahüpfeln und Marterln" aus dem Volksmunde gesammelt habe. Und wenn er an anderer Stelle sagt: „Diese Gedichte der Anthologie schreien geradezu nach dialektischer Übertragung", sonst „durchschneidet" man „ihren Lebensnerv", so geht ihm hier der Pegasus dialektischer Dichtung durch; denn das kann doch nur von gewissen, nicht aber von den elegischen und epigrammatischen Dichtungen dieser griechischen Blütenlese im allgemeinen oder gar durchwegs gelten. Da geht der Verf. viel zu weit.

Diese Dichtungen waren mit sehr geringen Ausnahmen Kunsterzeugnisse, von denen ja zweifelsohne so manche, wie die Tyrtäischen Kriegslieder, die Simonideischen aus dem Heldenzeitalter der Perserkriege, so manche von den Trink- und Liebesliedern usw. volkstümlich empfunden waren und auch wurden.

Allein im alexandrinischen Zeitalter stand das beliebte Epigramm als Spiel des Witzes und der Satire im Banne der gelehrten und geistreichen Richtung jener Periode, die demgemäß auch auf eine sorgfältige Feile der Form Gewicht legte.

Meleagers Diktion ist teilweise dunkel und schwierig. Bei Leonidas von Tarent aber, der, selbst ein armer Teufel, für die kleinen Leute (Maurer, Weberinnen, Jäger usw.), wenn sie am Abend ihres Lebens einem Gotte ihr Werkzeug weihten, Epigramme dichtete, können wir immerhin Volkstümlichkeit voraussetzen. Ob die witzigen Spottepigramme der Kaiserzeit bis Konstantin, die Philippus sammelte, die Epigramme eines Argentarius, Strato, dann die eines Palladas aus der Zeit der Wende des vierten Jahrhunderts, eines Rufinus und Macedonius aus dem fünften Jahrhundert, eines Silentiarius aus der byzantinischen Periode — ob diese Dichtungen volksmäßigem Empfinden und nicht vielmehr individueller Stimmung dieser Epigrammatisten entsprungen sind, die, mit mehr weniger Gelehrsamkeit, Bildung und Geschmack ausgestattet, gerne die geistreichen Spiele ihres

Witzes und ihrer Feinheit übten, das ist in den weitaus meisten Fällen zum mindesten sehr zweifelhaft.

Allein diese Erwägungen sollen uns den Genuß von St.s „G'stanzeln“ nicht verkümmern.

Zunächst geht er daran, „Vierzeilige“ Reitzenbecks, Stelzhamers u. a., auch seine eigenen in der Weise eines Lukillios und Rufinus in griechischen Rhythmus zu kleiden.

Einige Proben mögen uns Einblick in die Sprachgewandtheit des Verf.s gewähren. So übersetzt er (S. 19):

Heint geht's no lusti zua,
Heint hamma Gaudi gnua;
Mach's Mäul umasis nöt auf:
Sing' oder sauf'!

folgendermaßen:

Νυκτὸς τημερινῆς ἡμῖν ἅλις ἔσσεται ἄδους·
μὴ στόμ' ἄνοιγε μάτην· ᾆδε, φίλ', ἢ πότισαι.

Oder (S. 22):

Mei Diarnderl hoaßt Nanderl,
Hat schneeweiße Zahnderl,
Hat schneeweiße Knia;
Aba g'seg'n han i's nia!

Ναννίδιον στέργω· χιόνας γὰρ ὀδοῦσί τε νικᾷ
γούνασί τ', ἀλλ' αὐτῆς οὔποτ' ὄπωπα γόνυ.

Und so geht es fort. Aber auch an Dichtungen anderer Art, wie an den schwäbischen „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen getan?“ — „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ — an der Träumerei aus 'Des Knaben Wunderhorn'

„Wißt Ihr, wo ich gerne weil' in der Abendkühle?“ —

an einem sogen. „Kußkatechismus“ Salomons von Golaw, recte Friedrichs von Logan, endlich an dem Hymnus „Gott erhalte“ versuchte der Verf. mit Erfolg sein Übersetzertalent.

Er scheint mit den bisherigen Proben dem von Wilamowitz in seiner Vorrede zum Hippolytos ausgesprochenen Grundsatze: „Man sollte jedem das Übersetzen verbieten, der nicht in die betreffende Sprache (Griechisch) stilgerecht übersetzen kann“ gefolgt zu sein.

Und nun kommt er zum eigentlichen Thema, zur volkstümlichen Umdichtung griechischer Epigramme in „Schnadahüpfelform“, wobei er sich als gewandten und treffsicheren Dialektdichter bewährt.

„Der Gedanke einzig und allein darf übrig bleiben, verschwinden muß die fremde Form; dann wird die Übersetzung anmuten wie ein Original.“

Wir haben es also im Sinne Dr. Paul Waglers nicht mit Übersetzungen, sondern mit originellen Nachdichtungen,

Nachfühlungen zu tun. Und dieser Kunst zeigt sich nach den vorliegenden Proben St. zweifellos gewachsen.

So übersetzt er z. B. S. 38 ein Epigramm des Lukillios auf einen Historienmaler (A. P. XI 214) zunächst ins „Vossische“:

Einen Deukalion hast Du gemalt, einen Phaethon, Menon!
Und nun fragst Du mit Recht, was einem jeden gebührt.
Jedem das Seine! Ich mein', tatsächlich ins Feuer gehörte
Phaethon, jener indes sollte ins Wasser hinein.

Für philologisch nicht Geschulte dichtete er es in bairisch-österreichischer Mundart folgendermaßen nach:

Da Krumpmüllna z' Linz
Hat oan Florian g'malt
Und in Lorenz am Rost
Wo's Feir doni strahlt;
Ja was tan mit dö Bildln?
Mein, a Teppata kennt's:
Ins Feir g'hert da Lorenz,
Da Florian in d' Enns.

Die Epigramme Unbekannter (V 84, 83) lauten ins „Vossische“ übersetzt (S. 40):

Wär' ich ein Röslein, ein purpurn erglühendes, dann mit den Händchen
Pflücktest Du wohl zum Schmuck mich für die schneeige Brust.

Wär' ich ein Wind und Du in der Hitze des strahlenden Mittags
Leicht entblößend die Brust nähmst mich als kühlenden Hauch.

In Form von Vierzeiligen übersetzt sie St. so:

Wenn i a Almrausch war
Grad in da Blust,
Steckat mi 's Dirnderl wohl
Frei an sei Brust.

Daß i koa Winderl bin,
Das tuat ma load;
I schloifat da Nanderl
Schen stad unta's Pfoad.

Es folgt nun eine Reihe von unmittelbaren Nachdichtungen, wie z. B. die des Homer-Marterls (S. 44, 45):

Εἰ καὶ βαιὸς ὁ τύμβος, ὁδοιπόρε, μή με παρέλθῃς,
ἀλλὰ καταστέψας ἶσα θεοῖσι σέβου·
Τὸν γὰρ Πιερίσιν τιμώμενον ἔξοχα Μούσαις
ποιητὴν ἐπέων θεῖον Ὅμηρον ἔχω.

's is netta a kloans Hügerl;
Aba geh nöt vobei,
Leg a Bleamerl ins Gras,
Bet an Aichtl dabei!

Denn ein starks Herz vo Gold,
Volla Liadln a Mund,
Da Franzl vo Piesenham
Is da eingrab'n in Grund!

Zweifellos eine tief empfundene Nachdichtung, die an Stelle Homers unsern bedeutendsten lyrischen Dialektdichter Franz Stelzhamer setzt, den „das Volk zwischen Enns und Inn“ besser kennt als den Homer.

Noch möchte ich, um St.s originelle Methode der volkstümlichen Übertragung und seine eigene poetische Veranlagung auf diesem Gebiete zu veranschaulichen, ein paar Epigramme von Capito (V 67) und Palladas (XI 281) herausgreifen. Sie lauten (S. 48):

Κάλλος ἄνευ χαρίτων τέρπει μόνον, οὐ κατέχει δὲ
ὡς ἄτερ ἀγκίστρου νηχόμενον δέλεαρ·

Ja dö Schönheit alloan
Ohni Liab — das halt't koan:
Da Fisch braucht a Angl
Koa Floign alloan.

Und S. 51:

Μάγνος ὅτ' εἰς Ἀΐδην κατέβη, τρομέων Ἀϊδωνεὺς
εἶπεν· ἀναστήσων ἤλυθε καὶ νέκυας·

Da Hirsbecka Bada
Hat in Gankerl daschröckt:
„Jetzt kimmt a ma aba,
Daß a d'Hinigen wöckt“.

Es folgen nun Umdichtungen, die sich auf Simonides, Nikarch, Lukillios, Strato, Marcus Argentarius, Rufinus, Philodemus, Paulus Silentiarius, Leonidas und andere, Ungekannte, beziehen und ehrendes Zeugnis für die dichterische Begabung, die Beherrschung der dialektischen Dichtungsform und den treffenden Witz des Verf.s ablegen. Er kennt Land und Leute und trifft meisterhaft den warmen, volkstümlichen Ton, der zum Herzen spricht, so daß selbst der „Franzl von Piesenham“ seine Freude an diesen lebensvollen Bildern aus dem an Gemüt und Witz so reichen Volksleben haben müßte.

Den Schluß bildet ein Anhang (Tema con variazioni). Um zu beweisen, daß ein Gedanke in verschiedenen Köpfen und zu verschiedenen Zeiten sich verschieden färbt und demgemäß dichterisch jedesmal anders widerklingt, formt St. mit großer Kunstfertigkeit ein bekanntes Vierzeiliges in den griechischen und lateinischen Stilarten eines Archilochos, Hipponax, Alkaios, Anakreon, Lukillios, Agathias, Tzetzes, einer Sappho; eines Livius Andronicus, Ennius, Plautus, Lucilius, Catullus, Horaz, Hadrian, Tiberianus, Ambrosiastellus und Leoninus — ein förmliches Feuerwerk, das hier die Übersetzungskunst des sprachgewandten Philologen abbrennt.

Bei all dem ist aber folgendes nicht zu übersehen: Soll die Übersetzung nicht der Rückseite einer gewirkten Tapete gleichen, sondern wie ein Original anmuten, so muß man sich von wört-

licher Treue und vom Versmaß der Urschrift entfernen, aber nicht allein, um des Dichters Gedanken, wie St. oben sagt, sondern auch, um seine Empfindung und Stimmung frei aus sich zu geben. Sehr treffend sagt Wilamowitz: „Der Geist des Dichters (also hier des griechischen) muß über uns kommen und mit unseren Worten reden; die neuen Verse sollen auf ihre Leser dieselbe Wirkung tun, wie die alten zu ihrer Zeit." Sprache und Vers dürfen nicht getrennt werden, so daß vom Standpunkte der Dialektdichtung dem griechischen Distichon immerhin das Vierzeilige entsprechen mag. So machte denn auch Lachmann den interessanten Versuch, die Homerische Sprache der Ilias durch das Mittelhochdeutsche des Nibelungenliedes wiederzugeben und umgekehrt Wilamowitz. Die beiden Idiome entsprechen einander ohne Zweifel. Aber Wilamowitz sagt: „Ins Deutsche übersetzen heißt, in Sprache und Stil unserer großen Dichter übersetzen" — und die wußten in ihrem Schriftdeutsch recht anmutig zu übersetzen.

Das Problem besteht darin, für die einzelnen Gattungen der griechischen Poesie Formen und Stil in unserer Sprache zu bestimmen, so daß die ungekünstelte, natürliche Ausdrucksweise, ohne dem Geiste und der Empfindung des Urbildes untreu zu werden, den Eindruck einer Original-Dichtung macht und damit befriedigt. Diesen Grundsatz suchte man denn auch nach Goethes und Schillers Vorgang festzuhalten; abgesehen davon, daß schon Luther die buchstäblich treue Übersetzung für die ungeschickteste hielt. Aber schon Herder bemerkt, daß die lyrische Poesie der Alten und ihr Epigramm die eigensinnigsten unter allen Arten antiker Poesie seien.

Dieser spröden Dichtungsart sucht nun St. mit der Mundart, die der Humanismus stark in den Winkel drückte, die aber Herder wieder zu Ansehen brachte, beizukommen. Die Dichtungen eines Kobell, Stelzhamer, Klesheim, Rosegger, Fritz Reuter usw. beweisen ja, welche Töne des Humors, jugendlicher Frische, der Naivität und Traulichkeit, kurz welche Töne urwüchsiger Kraft der Volksseele zu entlocken sind, Werte, über die das Neuhochdeutsche allerdings nicht in dem Maße verfügt. Und daß sich vor allem eine Spruchdichtung mit naiven Empfindungen, derber Komik und schalkhafter Humoristik hiezu eignet, ist ja bekannt. Das alles gilt aber in erster Linie von eigentlichen Originaldichtungen.

Nun entfernt sich aber in einigen der oben angeführten Übersetzungsproben der Verf. derart vom Charakter des Originals, daß die Spuren griechischer Herkunft völlig verwischt sind und nur die Grundidee durchleuchtet. Niemand, wenn er es nicht weiß, denkt daran, daß man es hier mit einer Nachdichtung zu tun hat. So kräftig sausen da die wuchtigen Keulenschläge des „Krumpmüllna z' Linz", des „Florian" und „Lorenz" auf Menon,

Deukalion und Phaëthon, des „Hirsbecka Bada" auf Magnos nieder; so energisch drängt sich der „Franzl vo Piesenham" an Stelle Homers.

Die eine Frage nun, ob denn der Ton sich mit dem des Originales deckt, wurde schon oben besprochen (S. 217). Eine andere Frage ist die, ob denn der enge Leserkreis, auf den diese „G'stanzeln" berechnet sind, nicht doch im Spiegel der Nachdichtung wenigstens in Umrissen das Urbild selbst sehen und genießen wollte, was aber bei diesem Radikalismus St.s ausgeschlossen ist. So scheint der Verf. die Folgerungen aus den von Wilamowitz aufgestellten Grundsätzen doch etwas zu streng und zu weitgehend gezogen zu haben.

Weiter wäre folgendes zu beachten.

Die Hauptdialekte waren in der griechischen Dichtung bis Alexander ziemlich gleichberechtigt vertreten, u. zw. so, daß jede Gattung der Poesie ihr eigentümliches mundartliches Idiom hatte, das allerdings nicht ganz rein war, sondern von den Dichtern nicht selten durch Mischung etwas freier behandelt wurde, so daß sich ein konventioneller poetischer Dialekt entwickelte. Die Sprache dieser Hauptmundarten und dieses konventionellen Dialektes wurde aber, soweit die hellenische Zunge reichte, verstanden; diese Dialekte waren sozusagen Gemeingut der griechischen Nation und auch die Alexandriner bedienten sich fort und fort der einzelnen Dialekte in zum Teil sehr freier Mischung.

Das kann man aber von unseren scharf ausgeprägten Dialekten, dem bairisch-österreichischen, dem schwäbischen, dem schlesischen und dem plattdeutschen, nicht in gleichem Maße behaupten. Sie wurden durch den Sieg des Neuhochdeutschen allzusehr verdrängt. So ist denn z. B. für den Norddeutschen die Sprache der „G'stanzeln" kaum verständlich und umgekehrt. Das war nun bei den griechischen Stämmen nicht der Fall. Aus diesem und den früher angeführten Gründen kann sich daher die Lektüre solcher Nachdichtungen nur auf einen engeren Kreis beschränken.

Wir kommen zum Schluß. — Nur ein naiver Altertumsfreund sieht alle literarischen Erzeugnisse des hellenischen Geistes im „Nimbus des Idealen". Gewiß lassen sich an manchen dieser Erzeugnisse der Anthologie volkstümliche Züge erkennen. Das gilt aber keineswegs von der ganzen epigrammatischen Literatur; hier haben wir es in der Regel mit Kunstprodukten zu tun. Echt volkstümliche Dichtungen in der freieren Form der dialektischen Vierzeiligen nachzubilden, ist ein origineller Versuch Stowassers, der seinem philologischen und dichterischen Können Ehre macht und dem Leser, dessen Sinn für Derartiges aufgeschlossen ist, Genuß bereitet. Wie eine rotwangige Dorfschöne, um mit O. Weise zu sprechen, zieht diese Muse in schmuckem und einfachem Gewande harmlos und ungezwungen ihre Straße.

Im Epilogus an die P. T. Herren Rezensenten sagt St. unter anderem:

Macht's es bössa,
Oda schweigt's enk brav aus! —

Der schwächste Punkt seines Buches! Denn weder jenes, noch dieses ist Sache des Rezensenten.

Jedenfalls wird es aber diesem gestattet sein, dem Wunsche Ausdruck zu geben, Apoll möge die Laute unseres Sängers, soweit es sich um mundartliche Originaldichtungen handelt, noch nicht zerbrechen.

Wien. A. Stitz.

Karl Hadaczek, Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker (Abhandlungen des Archäologisch-Epigraphischen Seminars der Universität Wien, herausgegeben von E. Bormann und E. Reisch. XIV. Heft, Neue Folge, I. Heft). Mit 157 Abbildungen. Wien 1903, A. Hölder. 84 SS. 8°. Preis 6 K.

Das Wiederaufleben der Abhandlungen des Archäologisch-Epigraphischen Seminars der Wiener Universität, deren erste Folge eine stattliche Reihe wertvoller Beiträge zur Altertumswissenschaft enthält, wird allseits freudig begrüßt werden. Die vorliegende Untersuchung schließt sich den vorhergehenden in würdiger Weise an. Der Verf. hat es unternommen, den antiken Ohrschmuck, ein Kapitel der Archäologie, das sich durch eine schwer zu überschauende Fülle des Materials auszeichnet, aber noch wenig systematische Bearbeitung erfahren hat, näher zu untersuchen, und es ist ihm wohl in allen Hauptpunkten gelungen, den reichen Formenschatz des Ohrschmucks zu sondern, dessen historischen und künstlerischen Entwicklungsgang darzulegen und seinen Zusammenhang mit den Werken der großen Kunst zu erforschen. Ermöglicht wurde die Herausgabe der Schrift außer durch die Gewährung eines Beitrages seitens des k. k. Unterrichts-Ministeriums durch einen längeren Aufenthalt des Verf.s im Süden, dem er die Kenntnis zahlreicher bisher wissenschaftlich noch nicht verwerteter Denkmäler verdankt; diese in Verbindung mit einer umfassenden Sammlung des publizierten Materials setzten ihn in den Stand, die Leistungen seiner Vorgänger weit zu übertreffen.

In der Einleitung (S. 1—3) weist der Verf. auf die hohe Bedeutung hin, die den antiken Schmucksachen und unter ihnen besonders dem Ohrschmuck für die Kultur- und Kunstgeschichte zukommt, und legt die allgemeinen Gründe für die reiche Entwicklung, die sie im Altertum durchgemacht haben, dar.

Dem Titel entsprechend, gliedert der Verf. den gesamten Stoff in zwei Hauptteile: den griechischen und den etruski-

schen Ohrschmuck. Der Behandlung des ersteren schickt er eine Besprechung des Ohrschmucks des „mykenischen" Kulturkreises (S. 3—8) voraus, in dessen Bereiche schon mehrere der Haupttypen der späteren Zeit — wie die Spiralen, der Ring, der Halbmond und die Anhängsel — vorkommen, die in Form und Technik eine hohe Stufe der Entwicklung aufweisen. — Der zweite Abschnitt (S. 8—27) beschäftigt sich mit dem Ohrschmucke in der 'Dipylon - und archaischen Periode, für die außer dem Aufkommen des Zellenemails und der Filigrantechnik im ionischen Kunstkreise die Weiterbildung der aus der mykenischen Zeit übernommenen Formen — wie der Spiralen und des Halbmondes — und die Ausgestaltung neuer Typen 1. des runden, den Ohrhaken verdeckenden Scheibchens mit oder ohne Anhängseln, 2. des glatten Ringes, an dessen Rücken pyramidenförmig Goldkörner angelötet sind, festgestellt werden. Für den ersteren wird ägyptischer, für den zweiten assyrischer Einfluß wahrscheinlich gemacht. Gleichfalls der ionischen Kunstübung wird die Verbindung des aus mykenischer Zeit bekannten Halbmondes mit Anhängseln zugewiesen. Den bei Homer (Ξ 182, σ 297) erwähnten Ohrschmuck, die *ἕρματα τρίγληνα μορόεντα,* erkennt der Verf. in einer Verbindung der Typen des glatten Ringes mit pyramidenartig aufgelöteten Goldkügelchen und des Augapfelmotivs.

Der dritte Abschnitt ist dem Ohrschmucke der klassischen Periode gewidmet. Im ersten Teile (S. 27—37) wird der Gang der Entwicklung der älteren Typen verfolgt, als deren beliebtester das runde Scheibchen mit Anhängseln zu betrachten ist. Diese Anhängsel, auf die allmählich das Hauptgewicht gelegt wird, finden sich in den mannigfaltigsten Formen gebildet. Bevorzugt war eine pyramidenartige, längliche Bommel, die vom IV. Jahrh. an durch Kettchengehänge flankiert erscheint; auch eine kleine Vase tritt häufig als Anhängsel auf und in hellenistischer Zeit wurden Scheibchen- und Halbmondtypus in der Weise kombiniert, daß der Halbmond mit Hängewerk, wie ein Anhängsel, unter das Scheibchen gehängt wurde. Der zweite Teil (S. 37—45) behandelt die Bildung der Ohrgehänge mit figürlichen Anhängseln. Es wird nachgewiesen, daß sie sich tektonisch an den Scheibchen-Anhängseltypus anschließen und die zur Darstellung gebrachten Motive unter dem unmittelbaren Einflusse der gleichzeitigen großen Kunst stehen. Im dritten Teile (S. 46—53) wird der Ohrschmuck in Ringform besprochen, der in dieser Periode die Gestalt eines offenen Ringes hat, an dessen einem Ende ein Tierkopf aufsitzt. Im Laufe der Entwicklung dieses Typus wird die Einfügung eines Ziergliedes zwischen den Tierkopf und den eigentlichen Ring festgestellt. Anstatt des Tierkopfes erscheinen auch häufig Halbfiguren oder ganze Figuren aus menschlichem oder tierischem Kreise. Auch einfache Ringe mit Anhängseln sind nicht selten. Zum Schlusse weist der Verf. auf die verschiedenen Techniken der Goldschmiede

und die seit der Zeit Alexanders d. Gr. immer häufiger stattfindende Verwendung von Edelsteinen hin.

Der zweite Hauptteil des Buches (S. 54—78) ist dem Ohrschmucke der Etrusker gewidmet. Der Verf. scheidet den in seinen Grundformen eigenartig etruskischen Ohrschmuck, der in seiner Dekoration von der griechischen Kunst vielfach beeinflußt erscheint, und die unverändert nach griechischen Vorbildern auf etruskischem Boden verfertigten Ohrgehänge.

Im ersten Abschnitte (S. 54—68) wird der sog. „*Orecchino a baule*" mit Recht als etruskisch in Anspruch genommen und die Zeit seiner Verwendung näher bestimmt. Die Verwandtschaft dieses Typus mit den trojanischen Körbchen-Ohrgehängen, auf die der Verf. S. 59 hinweist, scheint mir allerdings rein äußerlich; dagegen lassen die hohe technische Vollendung und das nüchterne Motiv den '*orecchino a baule*' m. E. deutlich als etruskisches Eigengut erkennen, wenn sein Zierat auch griechische Beeinflussung verrät. Mit ihm sind aber die eigenartig etruskischen 'Grundformen' auch erschöpft; denn für die zweite und dritte hieher bezogene Klasse von Ohrringen, den bauchigen Halbmond mit pyramidenartig angelöteten Goldkügelchen (S. 59 ff.) und den offenen Ringtypus (S. 64 ff.), erkennt der Verf. selbst griechische Herkunft an und weist nur ihre Ausgestaltung zu den uns vorliegenden Formen den Etruskern zu. S. 59 ff. werden eigentümlich scheibenförmige etruskische Ohrgehänge meist bizarrer Form von dem griechischen Typus des bauchigen Halbmondes mit angelöteten Goldkügelchen abgeleitet und im weiteren (S. 64 ff.) die Veränderungen besprochen, die die Ohrschmuckform des „offenen Ringes" in Etrurien erfahren hat. Der Verf. weist auch Kombinationen der beiden letzten Typen nach, die namentlich in der jüngsten Periode zu ganz barock anmutenden Erzeugnissen anwachsen. Als durchaus gesichert dürfen die zeitlichen Ansätze der einzelnen Ohrschmuckformen und die Darlegung ihrer Abhängigkeit von griechischen Vorbildern gelten.

Im letzten Abschnitte (S. 68—78) werden die unveränderten Nachahmungen der griechischen Ohrgehänge auf etruskischem Boden besprochen und wir sehen, daß so ziemlich alle Typen des griechischen Ohrschmucks ihren Weg auch in die etruskischen Werkstätten gefunden haben. Der Verf. weist wenigstens für die Haupttypen die Zeit ihres Auftretens in Etrurien nach und zeigt, daß dieser Rezeptionsprozeß schon sehr früh beginnt, sich seit dem IV. Jahrh. immer rascher vollzieht und in seinem Verlaufe zur völligen Unterdrückung der einheimischen Eigenart führt. Es ist das Verdienst des Verf.s, im zweiten Hauptteile den Grund zu einer Scheidung etruskischen und griechischen Gutes gelegt zu haben.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die vielen neuen Abbildungen, die teils nach eigenen Photographien oder Skizzen des

Verf.s hergestellt wurden, den guten Druck, die schöne Ausstattung und den in Anbetracht des Gebotenen billigen Preis des Buches hinweisen, das in gleicher Weise das Interesse des Altertumsforschers wie die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes beanspruchen darf.

Wien. Dr. J. Bankó.

Tacitus' Germania. Erläutert von Prof. Dr. H. Schweizer-Sidler. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. E. Schwyzer, Redakteur am schweizerdeutschen Idiotikon. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1902. XII und 104 SS. gr.-8°.

Für den Wert dieses Buches spricht, daß es unter Schweizer-Sidler selbst von 1871—1890 fünf Auflagen hatte. Neben seinen unleugbaren Vorzügen litt es höchstens daran, daß sich der Herausgeber ein zu weites Ziel gesetzt hatte, indem er es für künftige Philologen, Geschichtsforscher und Juristen bestimmt sehen wollte. Das wissenschaftliche Material, das infolgedessen im Kommentar aufgehäuft wurde, machte diesen nicht selten etwas schwerfällig, ohne vielleicht trotzdem jene verschiedenen Richtungen immer zu befriedigen. Dazu kamen Anführungen verschiedener gelehrter Ansichten und die Besprechung von Konjekturen im Kommentar, die ihn bei der Vorsicht, diesen gegenüber stets entschieden Stellung zu nehmen, auch nicht immer genußreich machten. Diese Übelstände, wenn anders man den Ausdruck gebrauchen darf, sind in Schwyzers Bearbeitung beseitigt. Der Kommentar ist jetzt vorzugsweise der Sacherklärung gewidmet und, wenn im Vorworte bemerkt ist, daß wohl kaum ein Satz in ihm unverändert geblieben sei, so findet man dies bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Buche bestätigt. Anführung von gelehrter Literatur u. ä. enthält der Kommentar nicht mehr; dafür ist im zweiten Teil des neuen Anhangs eine kapitelweise geordnete, knappe Zusammenstellung der vom Bearbeiter hauptsächlich benützten Hilfsmittel gegeben, was sehr praktisch ist und wofür man dankbar sein kann. Nicht ganz ferner wird es zurückzuweisen sein, wenn der Bearbeiter erklärt, er habe sich nicht lediglich, wie andere, an Müllenhoffs Kommentar im 4. Bande der Deutschen Altertumskunde angelehnt, sondern in nicht wenigen und nicht unwesentlichen Punkten den selbständigen Standpunkt gewahrt. Vergleicht man indessen den vorliegenden Kommentar mit dem Müllenhoffs, so wird man doch zu dem Urteile gelangen, daß er im großen ganzen ebenso, wie z. B. der, den v. Kobilinski allerdings für ganz andere Bedürfnisse lieferte, auf Müllenhoff beruht.

Die Einleitung ist so ziemlich dieselbe geblieben. Sah Schweizer-Sidler die Bestimmung der Germania darin, die Römer über die lange Abwesenheit Trajans aufzuklären und sein Verweilen an den Grenzen Germaniens durch die hohe Bedeutung des letzteren

zu rechtfertigen, so gibt Schwyzer diese Aufklärung zu, womit aber noch nicht gesagt sei, daß Tacitus dies oder dieses allein bezweckt habe. Nach kurzer Würdigung der Verhältnisse bleibt nach ihm die Ansicht zu Recht bestehen, daß in der Germania eine geographisch-ethnographische Studie vorliege, erwachsen aus dem Materiale, das Tac. für seine historischen Schriften gesammelt hatte, ohne daß man anzunehmen brauche, sie habe ursprünglich einen besonderen Teil der Historien gebildet oder bilden sollen. Geblieben sind auch die Register zum Text und Kommentar; in Wegfall kam der Nachtrag zu Kap. 2. Neu ist ein Anhang, dessen erster Teil die Abweichungen vom Texte Halms, der zweite, wie schon erwähnt, die Literaturnachweise gibt. Der Kommentar ist mit großer Geschicklichkeit und Prägnanz abgefaßt und wird sehr vielen Lesern der Germania treffliche Dienste leisten. Auf eine Anzahl von Stellen, wo man anderer Ansicht sein kann, gehe ich hier nicht mehr ein, da ich meine Anschauung bereits früher dargelegt habe [1]). Eine Anzahl anderer Stellen, bei denen ich in der Auffassung von Müllenhoff und Schwyzer abweiche, wird im Programm des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1904 behandelt werden, so daß ich mich hier auf das folgende beschränken kann: 2, 14 heißt es zu *deo* 'nämlich *Tuistone*', so daß Mannus übersprungen wäre. Die nächste Frage ist, ob Tac. in Mannus ebenso einen Gott sehen mußte, wie in Tuisto, oder nicht. Unbedingt hat man sich für jenes zu entscheiden, da der Sohn eines Gottes, zumal da bei jeglichem Fehlen der Angabe einer Mutter auf eine Mesalliance nicht geschlossen werden kann, nur wieder ein Gott sein kann und sonst nichts. Steht Mannus als Gott für Tac. außer Zweifel, so entfällt der stilistische Zwang, mit Überspringung des Zwischengliedes Mannus *deo* von Tuisto zu verstehen, und pedantisch unschön wäre es in diesem Falle gewesen, hätte Tac., wie Baumstark verlangte, *deo Manno ortos* geschrieben. Das Zwischenglied Mannus zu überspringen, geht schon deshalb nicht, weil *pluris deo ortos plurisque gentis appellationes* in ausgeprägt scharfem Gegensatze steht zu *Manno tris filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur*. Will man schon den Sprung über Mannus hinweg tun, wie steht es denn dann bei *pluris gentis appellationes,* Worte, die unabweisbar sich zurückbeziehen auf die *tres appellationes,* die von den Söhnen des Mannus herdatieren, mit Tuisto aber und mit Mannus direkt nichts zu tun haben, da weder von jenem noch von diesem eine *gentis appellatio*

[1]) Vgl. die Besprechungen der Ausgaben von Tücking 1895, S. 498 ff., von Wolff 1897, S. 976 ff., von Zernial 1898, S. 1098 ff. in dieser Zeitschrift; 'Zur Germania des Tacitus' ebend. 1897, S. 705 ff. und Progr. des Gymn. der k. k. Theres. Akad. in Wien 1899; 'Serta Harteliana', Wien 1896, S. 241 ff.

existierte, sondern erst von den Söhnen des Mannus. Zu 4, 4 ist bemerkt, daß *quamquam* mit 'ungeachtet' wiederzugeben sei. Damit ist für *quamquam in tanto hominum numero* wenig gedient. *In tanto hominum numero* hat konzessiven Sinn und *quamquam* steht ähnlich wie im Griechischen ὅμως. Wenn zu 5, 13 *ob usum commerciorum* Müllenhoff bemerkte '*usus* deutet auf die stetige Fortdauer der Handelsbeziehungen', so muß deshalb *usus commerciorum* noch nicht bedeuten 'Stetigkeit der Handelsbeziehungen'. Aber auch 'lebhafter oder häufiger Handelsverkehr' ist nicht gemeint; das besagt schon der Plural *commerciorum*. *Ob usum* (Verwendung, Verwendbarkeit) *commerciorum* ist vielmehr zu beurteilen nach 29, 7 *et tantum in usum proeliorum sepositi*. 6, 7 ist für *in immensum* 'ins Unermeßliche, ungeheuer weit' zu stark; 'auf sehr weite Entfernung' genügt. 31, 15 hätte zu *contemptores sui* Müllenhoffs 'sie verachten sich selbst, d. h. ihr Leben' nicht aufgenommen werden sollen mit den Worten 'sie achten ihr Leben gering'. Ich vermag in den Worten nichts anderes zu finden als 'von eigenem Besitz wollen sie nichts wissen, eigenem Besitz legen sie keinen Wert bei'; vgl. Hist. I 18, 4. — 33, 6 ist *armis telisque Romanis* nach dem Vorgange Baumstarks als Dativ bezeichnet. Das ist bei dem Verbum *ceciderunt* bedenklich und bedarf der Belege. 41, 8 hätte *non concupiscentium* eine Bemerkung verdient. Mit Müllenhoffs 'ohne daß sie darnach begehren, dazu Lust bekommen, selbst derartige *domos villasque* zu besitzen' ist nichts anzufangen; dagegen hat v. Kobilinski das Richtige 'ohne daß sie es begehren', d. h. *ultro*. Zu 46, 12 *victui herba* heißt es '(auch) Gras und Kräuter dienen ihnen zur Nahrung'. Das ist nicht billigenswert. Für *herba* schlug du Mesnil *fera* vor und Zernial nahm diese Konjektur auf, um sie in 'Jahresber. des philologischen Vereins zu Berlin' XXVII, S. 181 f. wieder zurückzuziehen, weil von *paupertas*, wie sie Tac. schildert, nicht die Rede sein könne, wenn die Fennen, Männer wie Frauen, Wild schießen und dieses dann verzehren; *victui herba* besage, daß sie sich aus den spärlichen Kräutern den Lebensunterhalt bereiten; von diesen kärglichen Gräsern aber könnten sie nicht leben und sie würden verhungern, wenn sie nicht noch die Hoffnung auf den Pfeilschuß hätten. Die Worte *solae in sagittis spes* ständen demnach als adversatives Asyndeton dem Vorigen gegenüber. Gesetzt, es stände *victui fera* außer Zweifel, so ließe sich doch immerhin von *paupertas*, ja sogar von *foeda paupertas* reden. Man bedenke: *non arma, non equi, non penates!* Nach der Schilderung des Tacitus müssen wir ferner das völlige Fehlen der Viehzucht und des Ackerbaues, selbst in seinen rohesten Anfängen, annehmen, wobei noch zu erwägen ist, daß die Fennen Wild nicht jederzeit schießen konnten, wenn sie es benötigten, sondern nur dann, wenn sie solches fanden und es ihnen vor den Schuß kam. Dies alles zusammen berechtigt zu dem Ausdruck *paupertas*, für die der Römer

mit Recht die Bezeichnung *foeda* 'abstoßend, Schauder einflößend' gebrauchte. Bleibt man nun bei der Überlieferung *victui herba*, so ergibt sich zwischen dieser und *solae in sagittis spes*, wenn man nicht unterlegt, ein unlösbarer Widerspruch. Jene besagt nun einmal nicht mehr und nicht weniger, als daß die Fennen von Gras und Kräutern leben, und ebenso besagt *solae in sagittis spes*, daß sie lediglich von der Jagd leben. Hätte Tac. das sagen wollen, was ihm z. B. von Schwyzer zugemutet wird, warum hätte er das nicht in vernünftiger Weise tun sollen, etwa wie Sallust, nach dem (Iug. 18, 1) die Gätuler und Libyer im Urzustande Menschen waren *asperi incultique, quis cibus erat caro ferina atque humi pabulum?* Darum tun die, die *herba* beibehalten, gut, auf eine Erklärung dessen, was sich nicht erklären läßt, wie Müllenhoff und v. Kobilinski, überhaupt zu verzichten.

Wien. Franz Zöchbauer.

Le latin de saint Cyprien par l'abbé L. Bayard, docteur ès lettres, professeur à la faculté libre des lettres de Lille. Paris, Hachette et Cie. 1902. LIX und 386 SS. 8°.

Während sich in Deutschland die Abhandlungen über den Sprachgebrauch altklassischer Schriftsteller auf den Raum von Dissertationen und Programmen beschränken müssen und eine Arbeit wie H. Hoppe 'Syntax und Stil des Tertullian' zu den Ausnahmen gehört, behandeln die Franzosen derartige Stoffe in stattlichen Werken. Ref. erinnert an Uri und Constans zu Sallust, Waltz zu Horaz, Causeret zu Phädrus, Antoine zu Vergil, Lebreton zu Cäsar und Cicero, Gölzer zu Hieronymus und an das an innerer Gediegenheit alle überragende Werk von Bonnet über Gregor von Tours. In jüngster Zeit erst sind ähnliche Arbeiten erschienen von L. Belanger zu *Antonini Placentini Itinerarium*, von A. Dubois zu Ennodius und vorliegendes Werk.

Der Verf. bezeichnet in der Einl. p. XIII als seine dermalige Aufgabe, den Anteil zu bestimmen, welcher der afrikanischen Latinität im 3. nachchristlichen Jahrhundert an der Sprache Cyprians zukommt, und anderseits die Eigentümlichkeiten der letzteren im Verhältnis zur ersteren nachzuweisen. Ein chronologischer Überblick über Cyprians Schriften wird p. XLVI—LIX geboten mit der Begründung, daß wegen der eventuellen sprachlichen Unterschiede zwischen den ältesten und jüngsten Schriften des Autors die Chronologie von hervorragender Wichtigkeit sei. Nimmt man hiezu, daß der Verf. in den auf die spätlateinische und kirchliche Literatur bezüglichen Arbeiten wohl bewandert ist und trotz des Anschlusses an Hartels Ausgabe die handschriftliche Überlieferung von Fall zu Fall selbständig prüft, so sind die denkbar günstigsten Vorbedin-

gungen vorhanden, um die Frage nach der Latinität Cyprians befriedigend zu lösen.

Über den reichen Inhalt des Buches dürfte zunächst die Mitteilung der Titel der Hauptabschnitte einigermaßen belehren. I. Phonetik. 1. Orthographie und Aussprache, S. 1—15. 2. Wortbildung, S. 16—38. 3. Komposition, S. 39—50. 4. Flexion, S. 51—61. — II. Bedeutungslehre. 1. Wortschatz, S. 64—202. 2. Syntax, S. 203—278. — III. Stil, S. 279—315. — Den Schluß bilden zusammenfassende Bemerkungen, eine *Appendix critica* und ein alphabetischer Sach- und Wortindex.

Wie sehr jedoch der Verf. nicht bloß in die Breite, sondern auch in die Tiefe geht, ersieht man unter anderem aus dem Umstande, daß er die Schrift *Quod idola dii non sint*, nicht zum wenigsten aus sprachlichen Gründen, als echt erkennt und die Echtheit p. XXIX—XLV schlagend erweist. Auch die metrische Klausel mit all ihren Variationen zieht der Verf. S. 298 ff. in den Bereich seiner Untersuchung, deren Ergebnisse er hier durch Frequenzzahlen belegt. Doch dies alles nur zur Charakteristik der Arbeitsweise des Verf. Zur eigentlichen Lösung der Frage, inwieweit der Verf. der von ihm selbst umgrenzten Aufgabe, vor allem aber, inwieweit er den heute an eine grammatische Monographie zu stellenden Forderungen gerecht wird, bedarf es der Vorführung der die Schrift durchziehenden Hauptgedanken, wozu sich Ref. nunmehr wendet.

Der Rhetor von Karthago, sagt B., macht von all den Künsten der herkömmlichen Rhetorik ausgiebigen Gebrauch: 'er schmückt das Evangelium mit den Blüten der Rhetorik'. Trotz mancher Spuren der Nachlässigkeit, besonders auf syntaktischem Gebiete, findet sich das Streben nach Symmetrie und wirkungsvollem Pathos auf jeder Seite in Fülle. Ist der Stil Cyprians der eines Rhetors, der da glaubt, es gebe keine Kunst ohne Künstelei, so ist das Vokabular das eines Gelehrten, der sich durch den Verkehr mit den klassischen Schriftstellern gebildet hat. Cyprian meidet möglichst hybride, hebräische, griechische Formen, aus zwei Sprachen gebildete Komposita, indem er selbst eine rein griechische Form wie *hypodiaconus* der hybriden Bildung *subdiaconus* vorzieht, welch letztere sich bei seinen Korrespondenten findet. Er beschränkt den Gebrauch von Neubildungen auf *-tor*, die Tertullian geschaffen hat, und sucht der religiösen Sprache die ihr gebührende Würde zu verleihen, indem er selbst bisweilen die vulgären Ausdrücke der ersten Bibelübersetzer ablehnt. Jedoch fern von übertriebenem Purismus verwendet er die gangbaren Wörter der fremden oder der volkstümlichen Sprache, wo er sie nicht meiden kann, und bedient sich ohneweiters lateinischer Wörter in dem neuen Sinne, den ihnen die Bibelübersetzer oder die Kirchenschriftsteller gegeben haben.

Über die örtlichen Einflüsse auf Cyprians Sprache ist wenig zu sagen. Cyprian kennt nicht die Korruption des afrikanischen

Lateins wie seine Korrespondenten. Übrigens gibt es auch nach B. eine spezifisch afrikanische Latinität nicht. Gewisse Wörter, meint er, die man ehedem als afrikanisch oder cyprianisch ausgegeben, erweisen sich bei näherem Zusehen als zu dem alten Fond der Bibelübersetzungen gehörig oder als Bildungen, die dem Lateinischen um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. allgemein eigentümlich sind. Ungefähr 50 Wörter finden sich allerdings bei Cyprian zuerst, eine gleiche Anzahl hat dieser mit den Afrikanern Gellius, Apuleius und Tertullian gemein; aber man durchforsche nur einmal gründlich die zeitgenössische Latinität der genannten Schriftsteller und erweitere überhaupt das Beobachtungsgebiet, so werde sich allem Anscheine nach auch die Anzahl dieser angeblichen Afrikanismen verringern. — Was B. über die zeitlichen Einflüsse auf Cyprians Latinität beibringt, über die Vorboten des Überganges in die romanischen Sprachen, das ist für Cyprian minder charakteristisch. Die Neigung der Sprache zur Abstraktion, zur Vereinfachung und zur Formenanalyse, der Eintritt präpositionaler Verbindungen an Stelle einfacher Kasusformen, der Infinitiv nach Verbis voluntatis, die Einführung von Aussagesätzen durch *quod* und *quoniam*, das Verschwinden von Supinformen, selbst beim passiven Infinitiv des Futurs, dies und anderes, was B. alles mit feiner Beobachtungsgabe im einzelnen verfolgt, sind selbstverständliche Erscheinungen bei einem Schriftsteller der sinkenden Latinität.

Von hervorragender Wichtigkeit ist endlich die Bedeutung des Stils für die Besonderheiten des sprachlichen Ausdrucks. An Hunderten von Stellen weiß B. zu zeigen, daß das Streben des Schriftstellers nach figürlicher Ausdrucksweise die Wahl der Worte oder Wortformen beeinflußte. Um einen Reim, eine Alliteration, eine Verbindung symmetrischer Ausdrücke, besonders aber eine Lieblingsklausel zu erreichen, wird ein Wort in einer von der herkömmlichen durchaus abweichenden Bedeutung verwendet, ein anderes wird ausgedrückt, wo es entbehrlich wäre, ein drittes erscheint in einem weniger zutreffenden Modus, z. B. im Konjunktiv st. im Indikativ; das Kompositum oder das Frequentativum tritt an die Stelle des Simplex, der Komparativ an Stelle des Positivs und umgekehrt; das Relativum *qui* weicht dem *quicunque;* eine minder gebräuchliche Wortform wird an Stelle der gewöhnlichen eingesetzt um der prosodischen Beschaffenheit willen: so wird der Ablativ *contagiōnĕ* von Cyprian häufig statt *contagio* (von *contagium*) gesetzt, um vor dem schließenden Worte einer Phrase einen Trochäus zu erreichen. Ja, aus stilistischen Gründen werden Neubildungen vorgenommen: so findet sich das neue *inaudientia* in Verbindung mit *intemperantia*. ‘Diese Einwirkung des Stils auf die Sprache, welche allen Zeiten eigentümlich ist, zeigt sich besonders im Zeitalter literarischer Überfeinerung, wo man alles den Künsteleien der Mode opfert.’

Dies wären ungefähr die Gedanken, auf denen B.s Darstellung beruht.

Wenn an dem vorliegenden Werke schließlich ein paar sachliche Mängel untergeordneter Bedeutung nachgewiesen werden, so wird dadurch das günstige Gesamturteil, das sich aus dem bisherigen Referate mit Notwendigkeit ergibt, nicht im mindesten beeinträchtigt. — S. 210 (vgl. auch S. 274) bespricht B. den substantivischen Gebrauch von *eius(huius)modi* = *talis,* ohne über dessen Entstehung Näheres zu lehren. Es war auf den Pleonasmus *eiusmodi genus* hinzuweisen, den schon Varro, Nepos (s. Lupus zu Ages. 8, 4), Sallust, das Bell. Afr. (71, 1) und selbst Cicero Pomp. 6 *(genus est belli eiusmodi)* kennen und der nicht anders erklärlich ist, als daß in solchen Fällen *eiusmodi* völlig die Bedeutung von *talis* angenommen hat. Von da aus bedurfte es nur eines Schrittes, um die Verbindung gleich *talis* im Spätlatein und namentlich in der Kirchensprache als Substantiv zu verwenden. H. Rönsch, *Collectanea philologa* S. 57, findet Fälle wie *discede ab huiusmodi* insbesondere in alten Bibelübersetzungen. Ref. hat zahlreiche Beispiele in der Sammlung der Kanones des Dionysius Exiguus (= Migne Patrol. Lat. Vol. 67) beobachtet. So *huiusmodi* (= Accus.), *si fideles fuerint, aliquantisper communione privari* p. 70 C. *Per huiusmodi* (durch einen derartigen Vorgang) *volentes timeri* p. 144 C. — *Decrevit sancta synodus a proprio huiusmodi* (= Accus.) *gradu recedere* p. 178 D. Vgl. auch *huiusmodi lapsis... est expetenda secessio* p. 288 C. Die denkbar kühnste Verwendung findet *huiusmodi* p. 159 C *Non solum tales a ministerio removet, sed etiam illos, qui post damnationem huiusmodi communicare tentaverint,* eine Stelle, die ohne den entsprechenden griechischen Text *τούτοις κοινωνεῖν* unverständlich wäre. — S. 214 f. erscheinen Beispiele für den Dativus auctoris (B. nennt ihn Dativ des Interesses). B. findet *nosci* c. dat. analog dem klassischen *intellegi* c. dat. Allein ersteres wird auch aus Ovid, Tacitus und Plinius maior von H. Tillmann, *Acta semin. philol. Erl.* II 139 sq. belegt. Dort sind auch Belege für *acceptus* c. dat. (Cyprian: *accipi alicui*) und *factus* c. dat. (Cyprian: *fieri alicui*) zu finden. — S. 227 vermag B. für *peto* c. coni. nur auf die analoge Konstruktion von *rogo, oro* und *praecipio* in der nachklassischen Latinität hinzuweisen. Allein schon Cäsar sagt B. G. VI 1, 2 *petit... iuberet* und bietet anderweitig verhältnismäßig zahlreiche Beispiele von *oro, postulo, praecipio atque interdico, rogo* u. a. mit bloßem Konjunktiv. — S. 228 bleibt unerwähnt, daß die regelwidrige Verwendung von *quominus* schon in der klassischen und nachklassischen Latinität vorgebildet war. Ja, es konnte Cyprians *nec defui quominus* durch Tacitus Ann. XIV 39 *nec defuit quominus* belegt werden. Am vollständigsten handelt über die hieher gehörigen Fragen Haase zu Reisigs Vorles. Anm. 490.

Wien. J. Golling.

Dr. August Scheindler, Kleine lateinische Sprachlehre für Deutsche. Zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche beim Lateinunterrichte in Kursen. Tempsky, Wien und Freytag, Leipzig 1903. 64 SS. Preis 1 K 50 h.

Der bekannte österreichische Schulmann Landesschulinspektor Dr. August Scheindler hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine „kleine lateinische Sprachlehre für Deutsche zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche beim Lateinunterrichte in Kursen“ zu verfassen. Das Büchlein, welches in der Einleitung (S. 1—2) das Allernotwendigste über Buchstaben, Laute, Aussprache, Silbentrennung, Quantität der Silben, Betonung bietet, im ersten Teile (S. 3—52) die Formenlehre und im zweiten (S. 53—54) die „wichtigsten Eigentümlichkeiten der lateinischen Satzlehre“ behandelt, setzt jenes „Maß grammatikalischen Wissens voraus, das bei absolvierter Volks- oder Bürgerschule erwartet werden kann.“ Es soll gleich hier erwähnt werden, daß der Verf. seine Aufgabe glücklich gelöst hat. Es möge nur als ein Zeichen des Interesses für dieses eigenartige, praktische Schulbüchlein betrachtet werden, wenn Ref., der in diesem Schuljahre selbst zum ersten Male vor die Aufgabe gestellt ist, Latein an dem Czernowitzer Mädchenlyzeum zu lehren, sich einige kritische Bemerkungen gestattet.

Wenn der selten vorkommende Diphthong *eu* auf S. 1, 1 genannt wird, so sollte auch ebend. 1 *c* die Aussprache *ceu* erwähnt werden. Die durch ihre Kürze bestechende Regel auf S. 2: „Die Verbindung *br* und *cr* nach einem kurzen Vokal läßt die Silbe kurz“ genügt nicht, weil man sonst nicht *árbĭtror, néŭtrum, múltĭplex* sprechen dürfte; es könnte etwa heißen: ‘Die Verbindung eines *P*-, *K*- oder *T*-Lautes mit folgendem *l* oder *r* läßt den vorhergehenden kurzen Vokal kurz’. Die Fassung der Geschlechtsregel auf S. 4 *B* steht im Widerspruche mit der Fassung auf S. 9, I 2 (Feminina), wo der Verf. in Anlehnung an die Stammtheorie das Geschlecht nach Merkmalen im Genitiv bestimmt. Durch die Teilung der Substantiva in die zwei Hauptgruppen: 1. Ungleichsilbige, 2. Gleichsilbige war es dem Verf. möglich, das Geschlecht der Substantiva der dritten Deklination in knappster Form anzugeben. Doch will es dem Ref. scheinen, daß für Anfänger oder gar für Autodidakten Ausdrücke wie „die meisten Wörter“ und „zumeist Feminina“ nichts taugen. Auch wird man dieser Kategorie von Schülern und Schülerinnen die seltenere Form auf *āle* und *āre* gern ersparen und schlankweg die Substantiva auf *al (ālis)* und *ar (āris)* den ungleichsilbigen Substantiven zuzählen müssen. Wie ganz unverläßlich diese Kürze ist, sollen zwei Beispiele zeigen. Auf S. 9 lernt der Autodidakt (I 1) oben: „Die ungleichsilbigen Substantive sind Maskulina, z. B. *mōs, mōris*“; gleich unten liest er: „Auch Feminina gibt es unter den ungleichsilbigen, und zwar 1. die meisten Wörter auf *ō* (*inis* oder *ōnis*).“

Soll er nun z. B. *sermo, leo, homo, ordo, pavo* zu I 1 oder zu den „meisten" rechnen? Oben lernt er die genannte Regel I 1, unten (2): „Die meisten Wörter, die im Gen. Sing. vor *is* ein *b* oder *p*, *d* oder *t*, *g* oder *c* zeigen" sind Feminina. Soll er *grex, lapis, pēs, fōns, mōns, pōns, dēns*, die auf *es (itis)* und *ex (icis)* zu I 1 oder zu den „meisten" zählen? Mag man Anhänger der Stammtheorie oder der traditionellen Regeln sein, zwei Punkte müssen selbst bei „gedrungenster Kürze" unbedingt gefordert werden: 1. Bestimmteste Angabe der Merkmale, an welchen das Genus zu erkennen ist, und 2. Verbindung der jeweiligen Substantiva mit passenden Adjektiven. Beiden Forderungen ist die „Lateinische Formenlehre für Schulen mit dem Frankfurter Lehrplan" von Perthes-Gillhausen (3. Aufl., Berlin, Weidmann 1901) in musterhafter Weise nachgekommen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst beim engsten Anschlusse an das Französische im Lateinunterrichte an Lyzeen von den beiden Forderungen ohne Schaden nicht abgesehen werden kann.

Der zweite Teil enthält auf 11 Seiten (S. 52 ff.) „die wichtigsten Eigentümlichkeiten der lateinischen Satzlehre" und will „lediglich die wichtigsten Abweichungen des deutschen vom lateinischen Sprachgebrauche" bieten. Erfahrung und Fleiß steckt in dieser unscheinbaren kleinen Arbeit; der Verf. hat gewiß, obgleich er es nicht sagt, die statistischen Arbeiten von Lupus und Heynacher benützt. Die Darstellung ist klar und leicht faßlich und es ist mit Freude zu begrüßen, daß an die Stelle umständlicher Regeln vielfach gut gewählte Phrasen treten. Man vgl. z. B. S. 54. 8; S. 55. 10; ebend. 11 *a* und *b*; S. 57. 18, 19, 20; S. 58. 30 usw. Dieser kurze syntaktische Teil wird Lateinkurs-Schülern mit jenem Maß grammatikalischen Wissens, „das bei absolvierter Volks- oder Bürgerschule erwartet werden kann", gewiß unter der Bedingung genügen, wenn sie von einem methodisch tüchtig durchgebildeten Lehrer geführt und das richtige Lesebuch und die richtige Wortkunde in ihre Hände gelegt werden. Bei der stärkeren Vorbereitung der Lateinkurs-Schüler wird gleich von vornherein die Einprägung der Formenlehre mit syntaktischen Unterweisungen verbunden werden müssen, um so durch eine planmäßige Verbindung beider Aufgaben zur Belebung des Interesses beizutragen (vgl. dazu die Vorrede zu Wulffs „Lat. Lesebuch", 4. Aufl., Berlin 1903). Auch für Lateinkurse an Mädchenlyzeen kann unter den genannten Bedingungen der kurze syntaktische Teil genügen. Nur wird der Lehrer ernst darauf bedacht sein müssen, seine Lehrmethode den neuartigen Verhältnissen anzupassen, und nicht versäumen dürfen, Dr. J. Wulffs Büchlein „Der lateinische Anfangsunterricht im Frankfurter Lehrplan" (Leipzig und Frankfurt 1902, Kesselringsche Hofbuchhandlung) und Dr. Gerhard Michaelis Schriftchen „Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren?"

(Marburg 1902, Elwertsche Verlagsbuchhandlung) emsig zu studieren. Auch in Wulffs „Lat. Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler" wird er bei vorsichtiger Benützung manches methodisch Brauchbare finden können. In der Kürzung würde Ref. sogar noch weiter gehen, da ja bei etwaiger Fortsetzung des Lateinstudiums in den oberen Klassen doch zu einer ausführlicheren Grammatik gegriffen werden müßte. So wären noch zu streichen: S. 55, 9, da der Accusativ in Ausrufen nach Heynacher („Beiträge zur zeitgemäßen Behandlung der lateinischen Grammatik auf statistischer Grundlage", Berlin, Weidmann 1892) weder in Cäsars *bell. Gallic.* noch bei Nepos vorkommt (vgl. auch des Ref. Aufsatz „Zur Begrenzung des grammatischen Stoffes" usw. in der „Mittelschule" 1899); S. 57. 18: *medeor morbo,* nach Heynacher nur je einmal bei Cäsar und Nepos; S. 55. 11 *a:* „*doceo aliquem aliquid* = lehre einen etwas" ist keine „Abweichung des deutschen vom lateinischen Sprachgebrauche" (vgl. das „Vorwort"); S. 61, 52, Bem.: da sich von *qui* mit dem Konjunktiv nach *dignus, indignus, aptus, idoneus* bei Cäsar wie bei Nepos nur eine Stelle mit *idoneus* findet, so scheint die Einübung dieser Konstruktion auf die Oberstufe zu gehören (vgl. Heynacher, S. 40).

Im Interesse eines gedeihlichen Unterrichtes in den Lateinkursen wäre zu wünschen, daß Scheindlers „Sprachlehre", die gewiß bald ein beliebtes Schulbuch werden wird, in kurzer Zeit ein lateinisches Elementar- und Lesebuch nachfolge.

A. Scheindlers Lateinische Schulgrammatik. Herausgegeben von Dr. Robert Kauer. Fünfte, im wesentlichen unveränderte Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. Preis geheftet 2 K 10 h, gebunden 2 K 60 h.

Ref. kann sich in der Anzeige dieses in Schulmännerkreisen bekannten und geschätzten Buches mit dem Hinweise begnügen, daß die Änderungen in der „fünften, im wesentlichen unveränderten" Auflage wirkliche Verbesserungen sind. So ist, um einzelnes zu erwähnen, „die Übersicht über die Bildung der Kasus in allen Deklinationen" (§ 32. 2, 4, 5, 6, 7; 2. 1, 3, 4, 5) mehrfach richtig gestellt, § 33 besser „die Namen von Männern" eingesetzt, § 186 in dem Beispiele „*Cicero nihil praetermisit, quin*" cett. die deutsche Übersetzung „abgezogen hätte" mit Recht getilgt, da ja '*quin*' mit dem Konjunktiv nach '*nihil praetermitto*' im Deutschen durch den Infinitiv des Verbums wiederzugeben ist, § 186, Anm. 1 nach '*qui*' das Zeichen + hinzugefügt, ebend. richtiger gesagt „die deliberative Bedeutung des Konjunktivs ist verdunkelt." Die Bedingungssätze (§ 187) haben in einigen Punkten eine genauere Fassung erhalten, in der Fußnote auf S. 223 ist zu besserem Verständnisse „des allmählich außer Gebrauch gekommenen" hinzugefügt.

Czernowitz. Friedrich Loebl.

Cornelius Heck, Simon Simonides. Sein Leben und seine Werke. Zweiter und dritter Teil (Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften. Philolog. Klasse. Bd. XXXVII. S. 1—376). (Polnisch). Krakau 1903. Lex. 8°.

Im zweiten Teile seines Werkes behandelt der Verf. die Lebensumstände und die schriftstellerische Tätigkeit von Simonides in den Jahren 1594—1614, u. zw. spricht er im IV. Abschnitt (1594—1604, S. 1—97) über eine von Simonides geplante Bearbeitung der lateinischen Grammatik, die Gründung der Buchdruckerei und Stiftskirche zu Zamość durch Johann Zamoyski, einen Besuch des Georg Douza in Zamość, über Zamoyski als Philologen und Humanisten, die Akademie zu Zamość und ihre ersten Lehrer, die Gedichte des Simonides 'Philaenon arae' und 'Hercules Prodiceus', die Schrift 'Dialectica Ciceronis', über Simonides als Philologen, dessen vermeintlichen Kommentar zur Aristotelischen Philosophie, die von Simonides geplante Herausgabe des Werkes von Actuarius, 'De methodo medendi', die Ausgabe der 'Oratio S. Epiphanii' und der 'Enarratio Herennii in Metaphysica'; im V. Abschnitt (1605—1614, S. 97—159) über den Briefwechsel des Simonides mit Isaak Casaubonus und Thomas Seghetus, des letzteren Besuch bei Simonides und endlich im VI. Abschnitt (Polnische Gedichte, S. 159—256) über die polnischen Idyllen des Dichters (20 an der Zahl) mit Rücksicht auf den Einfluß von Theokritos, Vergil, der italienischen Bukoliker, des Andreas Schoneus, über Entstehungszeit und Gruppierung der Idyllen und deren falsche Beurteilung seitens der bisherigen Forscher. — Den dritten Teil der Monographie bildet der VII. Abschnitt (1614—1629, S. 257—333), in welchem Heck eine von Simonides geplante Plutarchübersetzung, sein Drama Penthesilea, dessen irrige Auffassung seitens der Literarhistoriker, die Entstehungsweise, den Inhalt und die Form dieses Dramas bespricht und zum Schluß eine allgemeine Charakteristik des Dichters bietet. — S. 333—336 bringt der Verf. Nachträge zum ersten Teile seines Werkes, S. 336 bis 338 ein Verzeichnis der Schriften des Simonides mit Rücksicht auf ihre Entstehungszeit, S. 339—372 einen Anhang, in welchem außer geringfügigeren Gedichten des Simonides, die bisher noch nicht oder an wenig zugänglichen Stellen veröffentlicht worden sind, die Gedichte 'Ad Nicolaum Firleum' (S. 344—348), 'Philaenon arae' (S. 348—355) und Briefe von und an Simonides oder Briefe von ausländischen Gelehrten, in welchen von Simonides die Rede ist, zum Abdruck gebracht werden, S. 373—347 eine Inhaltsübersicht über den II. und III. Teil und endlich S. 375—376 Berichtigungen zum I., II. und III. Teile der Monographie. — Wie der erste Teil (vgl. meine Anzeigen in dieser Zeitschrift 1903, S. 762 f. und in der Lemberger Monatsschrift „Muzeum", 1902, S. 693—696), enthalten auch die vorliegenden Teile des Heckschen Werkes zahlreiche sprachliche, logische und sachliche

Fehler, von denen ich einige an dieser Stelle anführen will, damit der Leser zugleich von des Verf.s Geist einen Hauch verspüre. S. 169 *εἰδύλιον*, ebd. „von des Theokritos Gedichten sind auf uns *32* Idyllen gekommen“, S. 178, Anm. 8 sagt der Verf. von seinem verstorbenen Lehrer, Universitätsprof. Sigmund Węclewski: „er suchte die ganze Literatur (über Schoneus) auszubeuten, wenn er auch offenbar dazu nicht gehörig vorbereitet war“, S. 175 Epodon, lies Epodos, S. 183: „Einen kleinlichen Vergleich der Texte des Simonides und Theokritos hat Hahn in seiner Arbeit (Simon Simonides als Philologe [poln.], Lemberg 1897), S. 24—28 angestellt; schließlich haben die Ergebnisse der dort vorgenommenen Vivisektion das früher von Stan. Węclelwski abgegebene Urteil bestätigt“, S. 188: „Die erste Idylle (des Simonides) . . . verträgt sich nicht mit den Begriffen, welche man von guter Kunst und Poesie haben kann“, S. 189, Anm.: „Auch diese Übersetzungen hat Hahn in wenig belehrender, obwohl (!) monotoner und pedantischer Weise mit dem Originale verglichen“, S. 194 Söhne des Tyndar, l. Tyndareus, S. 196 wird dieselbe Person Afary, Afareus, S. 197 Afarej genannt, S. 210 heißt das Gedicht des Apollonios Rhodios kurzweg *'Αργοναυτικῶν*, S. 231, Anm. 4 „Obgleich ich die Anschauungen der deutschen Philologen nicht ganz teilte, welche in der Regel die Eigentümlichkeiten eines von ihnen behandelten Gedichtes verkennen und in die Gedankenwelt des Dichters nicht tief genug einzudringen vermögen, so habe ich dennoch, im Banne der deutschen Philologie stehend, im I. Teile dieses Werkes die Idylle des Bion eine sentimentale genannt. Hiemit berichtige ich den Fehler und verweise den Leser auf das kleine, aber vortreffliche Büchlein von Wilamowitz-Moellendorff, ʻBion von Smyrna, Adonis, deutsch und griechisch’, S. 264 „die ganze ungeheuere Dekadenz (!) zwischen Vater und Sohn wird uns noch mehr einleuchten“, S. 280 lautet ein Zitat aus Rudomicz: „ex multo ab eo auro relicto, *quem* honestus comparaverat sudor“, S. 284, Anm.: „Um zu beweisen, wer von uns beiden (Heck oder Hahn) Recht hat, müßten wir ein wenig philologische Greislerstatistik treiben. Vorderhand habe ich dazu keine Lust“, S. 298, Anm. 2 „Deidamia stammt von deus, *θεός* und *δάμνω*, *δαμάω*, *δαμάζω* . . . . Unnötigerweise ergeht sich Hahn in mannigfachen Vermutungen“, S. 300 heißt eine längere Strophe kurzweg *monostrophica*, S. 302 ein Epodon, l. eine Epodos, S. 313 „Von den 17 ersten Strophen enthält jede je 8 achtsilbige Verse von 4 Trochäen oder richtiger Akzenten“, S. 315 „Die hinzugedichteten Einzelverse machen fast immer den Eindruck hinzugedichteter Einschübe“, S. 329 „Die literarische Tätigkeit des Simonides möchte ich eine etappenmäßige nennen“.

Ich glaube, durch die mitgeteilten Proben den Wert der Arbeit hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Die Ergebnisse von Hecks Untersuchungen stehen im umgekehrten Verhältnisse zur aufge-

wandten Mühe und zum Umfange des Werkes. Die des Polnischen kundigen Leser möchte ich zum Schluß noch auf die sehr ausführliche und sachgemäße Besprechung der Monographie von Heck durch V. Hahn in der Lemberger „Literarhistorischen Quartalschrift“ („Pamiętnik literacki“) II, 1903, S. 293—313 verweisen.

Kolomea (Galizien). Z. Dembitzer.

Bernhard Seuffert, Teplitz in Goethes Novelle. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger 1903. 38 SS. 8°. Preis 80 Pf.

Über die Örtlichkeit in Goethes tiefsinniger „Novelle“ gab es bisher nur vage Vermutungen, weil man über allgemeine Vergleichungen nicht hinausging. Nun bietet uns Prof. Seuffert eine mit sorgsamem Fleiße angestellte, ursprünglich für A. Sauers Werk „Goethe und Österreich“ (Goethe-Schriften, 17. und 18. Band) bestimmte Studie, aus der wir mit Sicherheit entnehmen, daß Goethe Teplitz und Umgebung gemeint hat. Manches trifft allerdings nicht ganz zu, da der Dichter im Interesse der künstlerischen Einheit die Gegenstände zusammengeschoben (verdichtet) und „gehoben“ (idealisiert) hat. Aber gerade deshalb scheint mir seine auffallende Erwähnung des Flusses natürlich, der trotz seiner Schmalheit den Namen beibehält und — ähnlich wie in „Mahomets Gesang“ — ferne Länder belebt. Goethe denkt einfach an die obere Elbe, die, obgleich kleiner als die Moldau, den Namen behält und nicht weit von Teplitz vorbeifließt, vom Schloßberge aus auch sichtbar ist. Desgleichen treten die Beziehungen auf die Grundherren von Teplitz, die Fürsten von Clary und Aldringen, nur in Einzelheiten hervor, aber in vieler Hinsicht doch so deutlich, daß man annehmen darf, Goethe habe den ihm persönlich bekannten Fürsten und dessen Haus im Auge gehabt. Alles zusammen gab ihm aber das „Erlebte“ für seine Dichtung, die in dem epischen Entwurfe noch des pulsierenden Lebens entbehrt haben mag. In Bezug auf das „Überlieferte“ hat die Quellenforschung jedoch eine Lücke. Zu einer Nebenfrage kann ich hier einen kleinen Beitrag liefern. Eine große Feuersbrunst im Haag — die einzige im 18. Jahrhundert — wütete während eines Jahrmarktes am 9. Mai 1758 (Nederland. Jaarboeken 1758, p. 490—493), doch kommt nach freundlicher Mitteilung des Hrn. Oberbibliothekars Bijvanck in den Berichten und Urkunden (im Haager Stadtarchiv) keine Menagerie vor; das „Löwenmotiv“ zum zweiten Brande stammt also anders woher (vgl. Seuffert S. 16 und den Aufsatz von Ad. Hauffen in „Deutsche Arbeit“ 1903, II 637 fg.).

Dagegen hat S. in seiner mit liebevoller „Hingabe“ geführten Untersuchung gschickt und klar die Fäden bloßgelegt, die vom epischen Entwurfe (1797) über Schillers Briefe und die „Fromme

Betrachtung“ zur lokalisierten Novelle leiten; er hat ferner, ohne besonders darauf Nachdruck zu legen, für die Erklärung der Dichtung zu seiner schönen Darstellung im 19. Bande des Goethe-Jahrbuches eine hübsche Ergänzung geliefert, für die wir ihm herzlich dankbar sind.

Graz. S. M. Prem.

Alois Seeger, Der Bildungswert der modernen Sprachen und die Berechtigungsfrage der Realschule. Wien 1903, A. Hölder. 78 SS.

Vor ungefähr einem Jahre gab es in den beiden Wiener Vereinen „Realschule“ und „Mittelschule“ eine Reihe von stark besuchten und lebhaft bewegten Sitzungen. Gegenstand der Verhandlung war die Frage der Zulassung der Realschüler zum Universitätsstudium, kurz gesagt also: die Berechtigungsfrage der Realschule. Diese Frage, deren Lösung man schon einmal — es war in der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vor der Durchführung der jetzt bestehenden Organisation unserer Realschule — allerdings auf einem anderen Wege (Einführung des Lateinunterrichtes in der Realschule) vergeblich versucht hatte, diese Frage war von Prof. A. Seeger, dem Verfasser der in Rede stehenden Schrift, in unmittelbarem Anschlusse an seinen in einer gemeinschaftlichen Sitzung des „Neuphilologischen Vereines“ und der „Realschule“ gehaltenen Vortrag über den Bildungswert der modernen Sprachen neuerdings angeregt und von den Vertretern der Realschule, wie es ja begreiflich ist, mit lebhafter Befriedigung aufgegriffen worden. Aber auch außerhalb der engeren Kreise der Mittelschule begegnete der Gegenstand wegen seiner weittragenden Bedeutung für Mittel- und Hochschule einer sehr regen Teilnahme. Die Frage wurde deshalb auch in anderen Vereinen erörtert und fand natürlich auch Eingang in die Tagespresse, die nicht nur in selbständigen Artikeln zu ihr Stellung nahm, sondern auch durch das Mittel des „Interview“ einzelne maßgebende Persönlichkeiten zu Meinungsäußerungen über die Sache zu veranlassen wußte.

In der oben genannten Publikation gibt nun Prof. Seeger ein übersichtliches Bild des Entwicklungsganges der in Rede stehenden Frage für die Zeit von etwa November 1902 bis März 1903. Dadurch hat er in dankenswerter Weise jenen Kreisen der Schulwelt und des Publikums im allgemeinen, die den einzelnen Entwicklungsstadien nicht unmittelbar folgen konnten, die Möglichkeit geboten, sich mit dem augenblicklichen Stande der Frage rasch vertraut zu machen. Darin vor allem liegt die Bedeutung der Schrift.

Ihr Inhalt, den ich nun kurz skizzieren will, zerfällt in drei Teile, denen noch ein Anhang hinzugefügt ist. Der erste und

zweite Teil deckt sich im wesentlichen mit dem Inhalte des oben erwähnten Vortrages, dem Ausgangspunkt der ganzen Frage. Im ersten Teile dieses Vortrages sucht Prof. S. an der Hand eines reichlich dargebotenen und geschickt gruppierten Materiales den Nachweis zu liefern, daß das Studium der modernen Sprachen ein für die allgemeine Bildung vollkommen ausreichendes Maß sprachlich-logischer Schulung zu vermitteln imstande ist.

Dieser Teil der Ausführungen S.s hat an und für sich kaum einen grundsätzlichen Widerspruch zu fürchten. Es unterliegt ja gar keinem Zweifel und wird auch von warmen Anhängern der humanistischen Studien willig zugestanden werden, daß man bei richtigem Betriebe und ausreichendem Zeitausmaß mit dem Unterrichte in den modernen Sprachen etwas Ähnliches (wie sich der von S. zitierte Prof. Mommsen bei der Berliner Schulkonferenz vom J. 1900 vorsichtig ausdrückte) erreichen kann wie mit den klassischen Sprachen. Wohlgemerkt: etwas Ähnliches, nicht das Gleiche. Übrigens erklärt ja S. auch selbst, es liege ihm fern, behaupten zu wollen, daß der Realschüler sprachlich ebenso gut ausgebildet werde wie der Gymnasiast. Ihm kommt es ja, wie wir weiter sehen werden, nur darauf an nachzuweisen, daß das durch die modernen Sprachen erreichbare Maß sprachlich-logischer Bildung den Realschüler zum Betrieb eines jeden höheren Fachstudiums befähigt. Ich fürchte aber nur, daß gar mancher, der den tatsächlichen Betrieb der modernen Sprachen an unserer österreichischen Realschule genauer kennt, bei voller Aufrichtigkeit wird erklären müssen: Die Darstellung S.s von den Wirkungen, die mit den modernen Sprachen erzielt werden können, ist für die Verhältnisse unserer österreichischen Realschule *zu ideal* gehalten; der Mangel an Zeit vor allem zwingt uns, mit bescheideneren Ergebnissen zufrieden zu sein. Prof. S. scheint selbst den allzu idealen Zug seiner Ausführungen zu empfinden; ich schließe dies aus dem S. 47 ausgesprochenen Bedauern, daß der Klassikerlektüre wegen des geringen Zeitausmaßes in den oberen Klassen nicht die wünschenswerte Pflege gewidmet werden kann. Ich möchte aber an Herrn Prof. S. die Frage richten, ob er nicht der Ansicht ist, daß auch noch manches andere von den Mitteln der sprachlich-logischen Schulung, die den modernen Sprachen zur Verfügung stehen und deren Wirksamkeit er in seinem Vortrage uns so schön skizziert hat, wegen desselben Mangels an Zeit in unserer Realschule nicht ausreichend zur Anwendung kommen kann. Es will mir überhaupt scheinen, als ob Prof. S. im ersten Teile seines Vortrages vielleicht unbewußt mehr an die *deutsche* als an unsere Realschule gedacht hat. An der deutschen Realschule (genauer Oberrealschule), die neunklassig ist und dem fremdsprachlichen Unterrichte 72 Stunden widmet, können durch den Betrieb der Fremdsprachen alle jene Wirkungen erzielt werden, die S. ihnen theoretisch mit Recht nachrühmt. Aber es liegt auf der Hand,

daß für unsere siebenklassige Realschule mit ihren 87 Stunden fremdsprachlichen Unterrichtes die Erreichung des gleichen Zieles unmöglich ist.

Im zweiten Teile betritt Prof. S. das schulpolitische Gebiet. Er erhebt für die Realschule die Forderung der gleichen Berechtigung ihrer Abiturienten zum Eintritt in das Universitätsstudium, wie sie den Gymnasialabiturienten zusteht. Die Begründung dieser Forderung erfolgt im Wege einer logischen Schlußfolgerung. Das Ergebnis des ersten Teiles erscheint als erste Prämisse: die Realschule besitzt in den modernen Sprachen ein hervorragendes Mittel der sprachlich-logischen Schulung. Daran reihen sich weiter die Sätze: die Realschule erreicht in Religion, Muttersprache und Geographie-Geschichte so ziemlich das gleiche Ziel wie das Gymnasium, in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Geographie aber ein höheres. Daraus wird nun weiter die Folgerung gezogen: die Realschule ist also eine dem Gymnasium gleichwertige, allgemein bildende Unterrichtsanstalt, die ihren Schülern für alle wissenschaftlichen Fachstudien die geistige Eignung zu verleihen vermag und folglich verdient, mit dem Gymnasium die gleichen Rechte zu teilen. Dem Realschulabiturienten soll der Zutritt in der Eigenschaft eines ordentlichen Hörers nicht bloß zur philosophischen, sondern auch zur juridischen und medizinischen Fakultät offen stehen. Was ihm für einzelne Fachstudien an Vorkenntnissen fehlt (Latein und Griechisch), soll er an der Universität in eigens eingerichteten Vorkursen nachholen. Diese Forderungen wurden von S. in die Form von drei Thesen gebracht, welche S. 52 abgedruckt erscheinen.

Sie bedeuten eine grundstürzende Veränderung des bisherigen Verhältnisses der Realschule zur Universität, und man darf sich nicht wundern, daß, wie S. im dritten Teile seines Buches berichtet, die Vertreter des Gymnasiums, die zunächst in die Lage kamen, sich mit der Frage zu befassen, den konservativen Standpunkt nicht so ohneweiters preisgeben wollten, sondern gegen einzelne der aufgestellten Forderungen einen mehr oder minder entschiedenen Widerspruch erhoben, selbst auf die Gefahr hin, der Rückständigkeit geziehen zu werden.

In der Tat enthalten die Forderungen S.s gar manches, wogegen man Bedenken geltend machen darf, ohne daß man sich deshalb Mangel an Verständnis für die geänderten Bedürfnisse der Zeit zum Vorwurfe machen zu lassen braucht. Besehen wir z. B. etwas näher den Vorschlag, die Erwerbung der für einzelne Universitätsfächer nötigen Vorkenntnisse aus Latein und Griechisch durch eigene an der Universität zu eröffnende Kurse zu sichern. Bisher hat sich der Realschüler für diesen Zweck einer ergänzenden Maturitätsprüfung an einem Gymnasium zu unterziehen. Bei Schaffung dieser Einrichtung ließ sich die Unterrichtsverwaltung ohne Zweifel von dem Gedanken leiten, für den erfolgreichen Betrieb der Universitätsstudien sei eine möglichst gleichartige Vorbildung ihrer

Hörer wünschenswert oder sogar notwendig; da nun die Vorbildung des Realschülers bezüglich der klassischen Studien eine Lücke aufweise, so müsse diese durch die genannte Prüfung beseitigt werden. Ich gestehe zwar ganz offen, daß, soweit meine Erfahrungen reichen, dieses hoch gesteckte Ziel nur in recht seltenen Fällen wirklich erreicht worden ist. Zumeist sind bei diesen Prüfungen die Kommissionen in die arge Zwangslage versetzt, entweder den besonderen Verhältnissen des Realschülers Rechnung zu tragen und mit den Anforderungen tief unter das gewöhnliche Maß herabzugehen oder die Zurückweisung auszuprechen. Daß es einzelne Ausnahmen gibt, leugne ich nicht, aber sie sind selten. Aus meiner eigenen Erfahrung zähle ich dazu die Gymnasial-Maturitätsprüfung, welche einer jener beiden Gelehrten seinerzeit abgelegt hat, die Prof. S. S. 48 als Beweis anführt, daß man es auf Grund des ursprünglichen Realschulstudiums bis zu einer Lehrkanzel für moderne Sprachen an der Universität bringen kann. Wenn ich von diesen seltenen Ausnahmen absehe, so kommt es mir immer vor, als ob diesen Prüfungen, die nach einer nur ein- bis zweijährigen, manchmal überdies noch flüchtigen Vorbereitung vorgenommen werden, bezüglich der Vermittlung der klassischen Bildung nur der bedingte Wert eines Surrogates innewohne.

Mit der Einrichtung der vorgeschlagenen Kurse an der Universität würde aber auch dieses Surrogat noch weiter entwertet oder vielleicht ganz beseitigt werden. Den Vertretern der Realschule erscheint nämlich das Studium der klassischen Sprachen nur mehr im Lichte eines Handwerkzenges, das man zum Betriebe gewisser höheren Fachstudien nicht entbehren kann. Das ergibt sich zur Genüge daraus, daß sie die Dauer eines Jahres als hinreichend ansehen, und weiters daraus, daß nach einer S. 66 abgedruckten Resolution des Vereines „Realschule“ statt der bisherigen Ergänzungs-Maturitätsprüfung an einem Gymnasium von dem Realschulabsolventen, der das Universitätsstudium gewählt hat, eine Vorprüfung an der Universität abgelegt werden soll, für welche die Anforderungen der Fakultäten entsprechend zu formulieren wären. Man geht wohl nicht irre, wenn man annimmt, daß im Sinne des Antragstellers Dir. Januschke innerhalb der philosophischen Fakultät wiederum den Bedürfnissen der einzelnen Fächer entsprechend der Maßstab der Anforderungen verschieden geregelt werden soll. Denn wenn schon einmal nur die Rücksicht auf das zu betreibende Fachstudium entscheidend sein soll für das Ausmaß, in welchem Latein und Griechisch getrieben werden soll, dann braucht dieses Ausmaß doch für den zukünftigen klassischen Philologen nicht das gleiche zu sein, wie für den modernen Philologen oder den Mathematiker. Das ist derselbe Standpunkt, von dem aus man das Studium des Griechischen für den Mediziner nur deshalb als nötig gelten lassen will, damit die Terminologie ihm keine Schwierigkeiten mache.

Übrigens bin ich der Überzeugung, daß die Vertreter des Gymnasiums trotz aller Einwände, die sie gegen diese Vorkurse an der Universität geltend gemacht haben, doch ohne Bedauern auf die jetzt bestehende Einrichtung des Ergänzungs-Maturitätsprüfung verzichten würden, falls die Universität selbst es übernehmen wollte, nicht nur die den Realschülern fehlenden Vorkenntnisse zu vermitteln, sondern sich auch durch eine Prüfung von dem Vorhandensein dieser Vorkenntnisse zu überzeugen. Ob die Universität dazu geneigt sein wird, muß allerdings vorläufig noch als fraglich bezeichnet werden. Wohl haben sich mehrere Professoren der Universität sehr warm für die Einrichtung der Vorkurse ausgesprochen. Das sind aber, wenn auch gewichtige, doch nur einzelne Stimmen. Wie aus einer von S. S. 65 mitgeteilten Äußerung des Herrn Unterrichtsministers zu entnehmen ist, werden die einzelnen Fakultäten in die Lage kommen, zu der ganzen Berechtigungsfrage und damit auch zu der Frage dieser Vorkurse Stellung zu nehmen. Die eventuelle praktische Durchführung dieses Planes, der sich akademisch freilich leicht entwickeln läßt, dürfte auf große Schwierigkeiten stoßen, die durch den Hinweis auf die bereits bestehende gleichartige Einrichtung in Deutschland vorläufig nicht wesentlich verringert werden; denn die Einrichtung ist auch dort ganz neu und an gesicherten Erfahrungen dürfte es noch fehlen.

Indes, mag die Ansicht der Fakultäten über diese Vorkurse und die endgiltige Entscheidung der Unterrichtsverwaltung darüber wie immer ausfallen: für die Freunde des Gymnasiums bildet doch nicht diese Frage, sondern die Forderung der grundsätzlichen Gleichstellung der siebenklassigen Realschule mit dem achtklassigen Gymnasium bezüglich des Universitätsstudiums den Kernpunkt der Sache. Die Vertreter des Gymnasiums wollen diese Gleichstellung nur einer achtklassig organisierten Realschule zuerkannt wissen und weisen mit Recht darauf hin, daß sich die preußische Unterrichtsverwaltung wohl kaum zu einer Gleichstellung ihrer drei Mittelschultypen bezüglich der Berechtigung zum Universitätsstudium entschlossen hätte, wenn die betreffenden Schulen nicht durchwegs neunklassig organisiert wären. Gegenüber dem Vorschlage, zunächst die Ausgestaltung der Realschule auf acht Klassen anzustreben, machen die Freunde der Realschule auf das Aussichtslose eines solchen Versuches aufmerksam, da sich Schwierigkeiten legislativer und ökonomischer Art entgegenstellen würden. Nun, für so vollständig aussichtslos sollte man die Sache denn doch nicht halten. Abgesehen von der Berechtigungsfrage, wäre ja auch vom rein didaktischen Gesichtspunkte aus die Anfügung eines achten Schuljahres sehr wünschenswert und dem Gewichte der dafür geltend zu machenden Argumente würden die maßgebenden Faktoren schließlich doch wahrscheinlich Rechnung tragen. Inzwischen bildet dieses achte Schuljahr bis auf weiteres noch die Scheidewand, welche beide Parteien voneinander trennt.

Der dritte Teil des Buches, betitelt: „Weitere Aktionen in Sachen der Berechtigungsfrage“ bietet eine Übersicht von Kundgebungen, die auch außerhalb des engeren Kreises der Mittelschullehrer in dieser Angelegenheit stattfanden. Auf einzelne wird unter Angabe des wesentlichen Inhaltes nur kurz verwiesen, andere sind vollinhaltlich abgedruckt. Die weitaus bedeutsamste Stelle unter ihnen nehmen die Äußerungen des Herrn Unterrichtsministers ein, welche das „Neue Wiener Tagblatt“ in seiner Weihnachtsnummer vom J. 1902 unter dem Titel „Der Werdegang unserer Mittelschule“ als Ergebnis eines Interviews veröffentlicht hat.

In diesen Äußerungen wird auch die vorliegende Frage der Berechtigung der Realschüler ganz unmittelbar berührt und es ist nun von großem Interesse zu sehen, daß der Herr Minister gegen die von den Realschulmännern vorgeschlagene Lösung jener Frage zumeist gerade jene Bedenken erhebt, welche auch von den Vertretern des Gymnasiums geltend gemacht werden. So will er Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung wohl voneinander unterschieden wissen, was doch wahrscheinlich nur so zu deuten sein dürfte, daß nach seiner Ansicht aus der Gleichwertigkeit zweier Schultypen nicht ohneweiters auf ihre volle Gleichberechtigung geschlossen werden kann. Gegenüber der Berufung auf das Vorgehen Preußens in der Berechtigungsfrage weist er auf wesentliche Unterschiede zwischen den dortigen und unseren österreichischen Verhältnissen hin, zumal auf den Umstand, daß man sich in Preußen angesichts der stetigen maßlosen Zunahme der Gymnasien, hinter der die Entwicklung der realistischen Anstalten weit zurückblieb, schließlich zu dem entscheidenden Schritte der Aufhebung des sogenannten Gymnasialmonopols genötigt sah, um die realistischen Studien zu fördern, während bei uns seit vielen Jahren die Zahl der Realschüler in viel höheren Perzentsätzen wächst als die der Gymnasiasten. Als ein weiteres Bedenken, das in der Reihenfolge sogar als erstes geltend gemacht wird, erscheint dem Herrn Minister die Ungleichheit in der Zahl der Jahreskurse unserer beiden Mittelschulen. Über den Vorschlag der Vertreter der Realschule, diese Ungleichheit durch die Errichtung der oben erwähnten Vorkurse an der Universität zu beseitigen, spricht er sich sehr zurückhaltend aus. Ein maßgebendes Wort werden, wie der Herr Minister andeutet, die Fakultäten darüber zu sprechen haben.

Solange der Inhalt der Gutachten der Fakultäten nicht vorliegt, ist es wohl verfrüht, mit einiger Sicherheit den weiteren Entwicklungsgang der Berechtigungsfrage für die nächste Zeit vorauszusagen. Nur soviel kann jetzt schon nach den Äußerungen des Herrn Ministers behauptet werden, daß die Unterrichtsverwaltung der Frage zwar nicht ablehnend gegenübersteht, aber durchaus nicht geneigt scheint, in dem von den Vertretern der Realschule gewünschten raschen Tempo vorzugehen. Zunächst scheinen Erleich-

terungen für den Übertritt von Realschülern an die Universität in Aussicht genommen zu sein. Diese werden voraussichtlich die Verfechter der Gleichberechtigung nicht vollkommen befriedigen, aber sie dürften, wie aus der dem Buche S.s angefügten „Schlußbemerkung“ zu entnehmen ist, als vorläufige Abschlagszahlung angenommen werden, ohne daß deshalb der Kampf um das höhere Ziel aufgegeben wird.

Für die weitere Entwicklung dieses Kampfes wird S.s Buch von maßgebender Bedeutung bleiben.

Wien. St. Kapp.

Georg Stier, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Cöthen, Otto Schulze 1903. Preis geb. Mk. 2·80, und

— —, Petites causeries françaises. Ebenda.

Wem die Beherrschung der Umgangssprache der Franzosen als oberstes Prinzip gilt, der greife mit vollstem Vertrauen zu Stiers „Causeries françaises“, die nun binnen kurzer Zeit in dritter Auflage vorliegen. Er findet darin fast alles, was das Verständnis beim Verweilen in Frankreich erfordert: einen ausreichenden Vorrat an Wörtern und Redensarten. Was aber dieses Buch vor anderen seiner Art auszeichnet, ist, daß diese Bausteine zum wirklichen Sprechen nicht trocken, ohne Zusammenhang gebracht werden, wie sie die verschiedenartigen *Vocabulaires systématiques* bieten. Stier wendet sie selbst in zusammenhängenden Texten an. Erzählung, Beschreibung und Dialog wechseln anregend ab. Das Verständnis dieser anziehenden Texte wird durch das als Anhang dienende Vokabular vorteilhaft vermittelt. St. führt durch die Einzelheiten des fremdländischen Lebens hindurch, macht uns mit der Hauptstadt und ihren Einrichtungen und Sehenswürdigkeiten bekannt, ohne daß wir ermüden, seinen Erörterungen mit spannendem Interesse zu folgen. Er belehrt uns in 25 Kapiteln über alle wichtigen, notwendigen Dinge, deren wir im Verkehr mit Franzosen in ihrem Lande bedürfen. Die Redewendungen und der Stoff der Causeries sind nicht veraltet, sondern entsprießen dem ewig sich erneuernden Leben. So erwähnt er in seinen Lesestücken Marconis drahtlose Telegraphie, die neueste Pariser Mode der Pferdehüte, die radfahrenden Schutzleute in Paris u. a. Um es kurz zu sagen: Es ist das beste unter den Büchern, die sich dieselbe Aufgabe stellen, sowohl bezüglich der Reichhaltigkeit des Stoffes als der korrekten Sprache und der Art der Durchführung.

Für die Einführung dieses Lehrbuches in der Mittelschule sind aber gar manche Bedenken zu berücksichtigen. Die Mittelschule hat, wenigstens in Österreich, beim fremdsprachlichen

D
Sachen
gebunge
lehrer i
Angabe
vollinha
ihnen n
welche
vom J.
schule"
I
Berech
nun v
die vo
zumei
tretern
Gleic
unters
sein d
zweier
tign
das V
wesen
reich
sich
Gym
weit
Aufl
die
Jahr
wäc
in d
dem
unse
der
erwä
sich
der
habe

liegt.
Entw
vora
des I
der
nicht
gewü

diesen werden erwünschterweise wieder andere folgen, sodaß die Darstellungen der altorientalischen Geschichte wie ein bewegter Wasserspiegel ohne Unterlaß neue Formen annehmen.

Zweckentsprechend ist die Übersicht über die wichtigsten Quellen (S. 4—9) und über die Chronologie (S. 9—14). Hier tritt sofort zutage, daß der Autor jeder Bibelkritik entsagt. So operiert er mit den 175 Lebensjahren Abrahams, den 130 Jahren des Jakob usw. als mit festen chronologischen Daten, ohne auf den Charakter einer derartigen primitiven chronologischen Tradition hinzuweisen. Auch den immer in runden Ziffern gegebenen Rückdatierungen des gelehrten Königs Nabonid, der unter den babylonischen Königen eine Art Gegenstück zum Kaiser Claudius gewesen zu sein scheint, gebührt eine gewisse Reserve.

Einige Einzelheiten: S. 28 soll es statt „Cheops (III. Dynastie)“ vielmehr „Snofru (IV. Dyn.)“ heißen. — S. 28 f.: man kann nicht wohl sagen, „daß der ägyptische Einfluß über die Sinaihalbinsel hinausreichte bis weit hinein in die Gebiete des heutigen Sudan“. — S. 32: Der Ausdruck „Weltreich“ ist unstatthaft für ein Staatswesen, das kaum mehr als Mesopotamien und dessen Hinterländer umfaßte. — S. 33: für die Charakterisierung hethitischer Rassenmerkmale ist die Abbildung 45 nicht zu brauchen. — S. 31 ff. Der Ökonomie des Buches kommt es nicht zu statten, daß der Verf. zuerst den Inhalt der Amarna-Briefe ausführlich darlegt und dann erst die äußere Geschichte Ägyptens in der Zeit der XVIII. Dynastie, die Eroberungen der Thutmessiden nachträgt. — S. 60: König Ahab von Israel wurde in der Schlacht bei Karkar nicht „gefangen genommen“. — S. 70: Bei Adad-nirari III. hätte man auch eine Erwähnung der Sammuramat (Semiramis) erwartet, ebenso S. 84 bei Necho II. einen Hinweis auf seine kulturelle Tätigkeit. — S. 91: auf der Nebukadnezarkamee ist wohl ein Athenekopf dargestellt. — S. 93: Die Ausdrucksweise „der unter dem Namen Krösus bekannte Kroisus“ ist ebensowenig zu billigen, als (S. 94), daß Kyros „Herr der damals bekannten Welt — des gesamten Orients“ gewesen sei. Die „bekannte Welt“ reichte damals — zur Zeit des Solon und Pythagoras — schon weit über den Orient hinaus.

Wien. Edmund Groag.

Dr. Bodo Knüll, Historische Geographie Deutschlands im Mittelalter. Breslau, F. Hirt 1903.

Unter Deutschland jenes Gebiet verstehend, das „dauernd der Kulturarbeit des deutschen Volkes unterworfen und, zu großen Teilen wenigstens, auch von ihm bewohnt“ wird, gliedert sich das Buch in zehn Abteilungen, von denen lediglich der Abschnitt über die

Bauformen den Rahmen der Geographie etwas überschreitet. Der Verf. bezweckt nicht eine abschließende Darstellung des Gegenstandes zu liefern, er stellt sich im Gegenteile die engere Aufgabe, die bisherigen Forschungsergebnisse in präziser Form zusammenzufassen und das reine Tatsachenmaterial zu einem gerundeten Gesamtbilde zu vereinen. Der Wert der Arbeit ist darum kein geringerer. Der Text verrät allenthalben, daß der Verf. sich nicht nur tüchtig in der einschlägigen Literatur umsah, sondern sich auch bemühte, durch eingehende Studien der gleichzeitigen Quellen neue Erkenntnisse zutage zu fördern. Leider hebt sich bei dem Mangel reichlicheren Zitatennachweises die Grenze zwischen den Ergebnissen eigener Forschung und der Zusammenstellung bereits gesicherten Stoffes nicht mit genügender Klarheit aus dem Wortlaute des Buches heraus. Müssen wir auf der einen Seite die sachliche Reichhaltigkeit rühmend hervorheben, so verdient anderseits die Klarheit und Anschaulichkeit der Behandlung des Stoffes nicht minderes Lob. Der Lehrer der Erdkunde und Geschichte besitzt in dem Buche einen lesenswerten Behelf, den er nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Er belehrt ihn nicht nur über alle Fragen des neuerdings mit besonderer Vorliebe behandelten Zweiges der Erdkunde, er bietet ihm auch eine Menge wertvollen Stoffes dar, der, in entsprechender Weise in den Unterricht beider Disziplinen verwoben, gewiß Interesse für die Kulturzustände und die Arbeit der deutschen Vergangenheit erwecken und einen klaren Einblick in den ursächlichen Zusammenhang zwischen Landschaftsbild und kulturellem Fortschritt des Menschen vermitteln wird. Eine kurze Übersicht des Inhalts dürfte dies am besten beweisen. Ausgehend von den natürlichen Veränderungen, welche Meeresküsten, Flüsse und Seen im Laufe des Mittelalters erfuhren, schildert der Verf. den Wechsel der Bewohner und die Art und Stärke der Besiedlung. Er unterscheidet hiebei die Zeit bis zur Völkerwanderung, die Zeit von dieser bis zu Karl d. Gr. und die Zeit von den Karolingern bis zum Ausgange des Mittelalters. Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit den Veränderungen in der Pflanzen- und Tierwelt zunächst auf dem unbesiedelten, sodann aber auch auf dem von Kelten, Germanen und Slaven bewohnten Boden. Hieran schließt sich die Art und Weise der Ausbeutung der Bodenschätze. Die Besprechung der Siedlungsarten, der Straßenzüge und Bauformen bei Römern, Kelten, Deutschen und Slaven bildet den Schluß des Buches. Eine zusammenfassende Übersicht erschöpft den wesentlichsten Inhalt der einzelnen Kapitel.

Dr. Richard Neuse, Landeskunde der Britischen Inseln.
Breslau, F. Hirt 1903.

Der Verf. will mit dem Buche nicht bloß dem Geographen, sondern auch dem Anglisten und Gebildeten überhaupt ein anschau-

liches Bild des britischen Inselreiches gewähren. Er fußt durchwegs auf neuesten Quellen und schöpft vielfach auch aus eigener Anschauung. Einem allgemeinen Überblick, der sich mit den physikalischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen des Landes befaßt, folgt die Einzeldarstellung, innerhalb der die Gebiete: England und Wales, Schottland, Irland ausgeschieden werden. Der Küste entlang wandernd, beschreibt der Verf. ihre Gliederung, bespricht hierauf Oberflächenformen und geologischen Bau des Festlandes, wobei er sich bemüht, den Zusammenhang beider Faktoren nachzuweisen, und legt auch der Darstellung des Flußnetzes Bau und Bild des Bodens in gebührendem Maße zugrunde. Recht anschaulich sind auch Siedlungsverhältnisse und Ortskunde behandelt. Die Reihenfolge: Temperatur, Niederschlag, Luftdruck ist S. 8 und 9 wenig glücklich gewählt. Auf S. 13 sind beim Flächeninhalte Man und die Kanalinseln mitgerechnet, bei der Einwohnerzahl jedoch nicht. Da die Weymouthkiefer eine amerikanische Pflanze ist, dürfte ihr Name wohl eher mit der amerikanischen Stadt Weymouth in Massachusetts als mit der englischen in Verbindung zu bringen sein (S. 87). Das Buch, welches acht charakteristische Landschaftstypen im Vollbilde und außerdem 13 Abbildungen im Texte enthält, erfüllt den vom Verf. angestrebten Zweck vollkommen. Es kann als schätzenswerte, anregend geschriebene Zusammenfassung der wichtigsten landeskundlichen Elemente des Inselstaates nur bestens empfohlen werden.

Wien. J. Müllner.

Elemente der Stereometrie. Von Prof. Dr. Gustav Holzmüller in Hagen i. W. III. Teil: Die Untersuchung und Konstruktion schwierigerer Raumgebilde. Mit 126 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1902. 333 SS. 8°.

Der vorliegende 3. Teil des Werkes reiht sich in würdiger Weise den beiden ersten an. Er zerfällt in vier Abschnitte, die folgende Materien zum Gegenstande haben: Guldinsche Regel; Schraubenflächen, ihre Abwickelbarkeit auf Drehungsflächen, ihr Zusammenhang mit der Guldinschen Flächenformel und ihre konforme Abbildung auf die Ebene und auf andere Flächen; Inversionsverwandte der Schraubenlinie und Schraubenfläche; Bemerkungen über Verwandtschaften und Transformationsgruppen; verallgemeinerte Röhrenflächen und ihre Inversionsverwandten.

Schon aus dieser Inhaltsangabe ist zu ersehen, daß der Verf. weit über die Grenzen dessen hinausgeht, was man in einem Lehrbuche der Stereometrie zu suchen gewohnt ist und daß dies nur der Titel des Werkes „Elemente der Stereometrie“ bescheiden verhüllt.



Der in Rede stehende 3. Teil beginnt mit der Guldinschen Regel, welche in erstaunlich einfacher Weise abgeleitet wird; sodann wird eine eingehende Untersuchung dieser Regel und ihrer Verallgemeinerungen gegeben und es werden die Bedingungen für die Erweiterung des Satzes mit aller Genauigkeit festgestellt, wobei der Verf. auf die Fehler aufmerksam macht, welche in der Literatur über diesen Gegenstand vorkommen. Überhaupt erweist sich die Guldinsche Regel in der Hand des Verf.s als ein vielseitiges und mächtiges Instrument geometrischer Forschung. Sie bildet auch den Ausgangspunkt zur Untersuchung der Schraubenflächen, welche der Verf. mit großem Geschick einer eingehenden Behandlung auf elementarem Wege unterwirft. Bei den Schraubenröhren-Flächen ermöglichen die vom Verf. eingeführten Krümmungszykliden eine einfache Untersuchung der Krümmungslinien und des Gaußschen Krümmungsmaßes. Ein ziemlich breiter Raum ist der konformen Abbildung von Kurven und Flächen gewidmet. Das Buch enthält auch zahlreiche Übungsaufgaben und Anwendungen aus den verschiedensten Gebieten, wie der Mechanik, Physik und Bautechnik, des Maschinenbaues und Kunstgewerbes und vor allem aus der darstellenden Geometrie. — In dem ganzen Werke ist die Schreibweise der höheren Analysis strenge vermieden und der Verf., ein Meister der Darstellung, versteht es in unvergleichlicher Weise, auch tiefliegende und schwierige Untersuchungen in einfache Form zu kleiden und dem Verständnisse des Lesers nahezurücken.

Dieser Band ist reichhaltig und gediegen dem Inhalte nach, zugleich ein Muster von Forscherarbeit und Darstellungskunst. Er verdient daher die vollste Anerkennung und einen ehrenvollen Platz in der Fachliteratur.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Kristalloptik. Eine ausführliche elementare Darstellung aller wesentlichen Erscheinungen, welche die Kristalle in der Optik darbieten, nebst einer historischen Entwicklung der Theorie des Lichtes. Von Dr. August Becker, ersten Assistenten am physikalischen Institute der Universität Kiel. Mit 106 in den Text gedruckten Figuren. Stuttgart, Enke 1903.

Ausgehend von der Ansicht, daß eine umfassende Darlegung der Erscheinungen auf dem Gebiete der Kristalloptik mit besonderer Berücksichtigung der ältesten und neueren Erklärungsversuche in unserer Literatur nicht vorhanden ist, hat sich der Verf. entschlossen, durch die Herausgabe der vorliegenden Schrift diese Lücke auszufüllen. In derselben ist die Theorie mit der Erfahrung, bezw. mit den Ergebnissen des Versuches innig vereinigt, so daß wenigstens ein Überblick über die Erscheinungen der Kristalloptik und über die Erklärung dieser Phänomene erreicht wurde.

Um den mathematisch Fortgeschrittenen den Einblick in einzelne tiefere Abschnitte des Gegenstandes zu ermöglichen, wurde manche Abteilung in kleinerem Druck gegeben. Das Buch wird so den Studierenden der Mineralogie, jenen der Physik, Lehrern und Praktikern auf optischem Gebiete nützlich werden können. Der Verf. geht zuerst von den Erscheinungen der geradlinigen Polarisation aus und gibt deren Erklärung mittelst der Transversalschwingungen des Äthers. Das Huygensche Prinzip wird im folgenden dargelegt und nach Aufstellung der Gleichung der Fresnelschen Wellenfläche auf die Erscheinungen der Doppelbrechung in optisch einachsigen und optisch zweiachsigen Kristallen des näheren eingegangen. — Die folgenden Abschnitte handeln von der chromatischen Polarisation im senkrecht und schief auffallendem Lichte, wobei auch der entsprechenden Meßapparate in klarer und eingehender Weise gedacht wird, von der zirkularen und elliptischen Polarisation (mit besonderer Berücksichtigung der Analyse des elliptisch- und zirkular-polarisierten Lichtes mittelst des Kompensators von Babinet), von der Drehung der Polarisationsebene (mit Heranziehung der betreffenden, auf diesen Gegenstand bezugnehmenden Apparate und der Berücksichtigung der Erklärung der Rotationspolarisation von Mac Cullagh). Ein kurzer Abschnitt ist der lamellaren Polarisation gewidmet, welche eine Folge von Unregelmäßigkeiten und mangelnder Homogenität in einem Kristall ist. Im weiteren Verlaufe bespricht der Verf. die Erscheinungen der Absorption in Kristallen, die Messung derselben, die Einrichtung der dichroskopischen Lupe und den künstlichen Dichroismus. Dann geht er auf die Reflexion des Lichtes an der Oberfläche durchsichtiger Kristalle und an der Oberfläche absorbierender Kristalle ein und betrachtet auch das Schillern der Kristalle. Besonders wichtig für die Mineralogen sind jene Abschnitte, die von der optischen Analyse einfach und doppelt brechender Kristalle handeln. Ausführlich sind jene Apparate dargestellt, die auf der Polarisation des Lichtes beruhen (Polarisatoren, Apparate zur Untersuchung der Doppelbrechung, zur Messung von Lichtintensitäten, Sacharimeter, ferner jener Apparate, die für die Bestimmung von Brechungsexponenten sich geeignet erwiesen haben). Man findet in dem betreffenden Abschnitte alle jene, auch neueste Apparate angegeben, welche heutzutage bei dem Studium der Polarisationserscheinungen sich vorteilhaft erwiesen haben.

Zum Schluß wird eine Skizze der Theorien des Lichtes dem Leser vorgeführt; selbstverständlich konnten in dem betreffenden Abschnitte nur die Grundzüge der Emissionstheorie, der Undulations- oder Elastizitätstheorie und der elektromagnetischen Lichttheorie angegeben und die Ergebnisse dieser Theorien zur Kenntnis gebracht werden. Recht gelungen muß die Darstellung der verschiedenen Dispersionstheorien bezeichnet werden.

Wir begrüßen das Erscheinen der vorliegenden Monographie über Kristalloptik aufs beste und sind der Überzeugung, daß durch diese die Anregung für weitere Studien gegeben werden wird. Mineralogen und Physikern kann das Buch nur wärmstens empfohlen werden. Die Ausstattung ist vortrefflich, die beigegebenen skizzenhaften Figuren werden dem Verständnisse des Textes sicher Vorschub leisten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Lehrbuch der Zoologie. Begründet von C. Claus; neu bearbeitet von Dr. Karl Grobben, o. ö. Prof. der Zoologie an der Universität Wien. (7., neu bearb. Aufl. des Lehrbuches von C. Claus.) 1. Hälfte. Bogen 1—30. Mit 507 Figuren. Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1904.

Die vorliegende 1. Hälfte umfaßt den allgemeinen Teil und vom speziellen die Protozoen, Coelenteraten, Würmer und die Arthropoden bis zu den Spinnen. Beim ersten flüchtigen Blick treten uns zahlreiche, wohlbekannte Abbildungen entgegen und erinnern an das alte Buch. Tatsächlich aber liegt ein fast durchaus neues Werk vor. Nur wenige Kapitel sind fast gleich geblieben, aber selbst sie zeigen bei genauer Prüfung eine oft durch ganz geringe Veränderungen gewonnene modernere Fassung. Die Darstellung hält sich in den strengen Grenzen tatsächlicher Erörterung. Sie konnte in der vorliegenden Art nur gelingen dank einer heutzutage seltenen, umfassenden Beherrschung des Gesamtgebietes in Breite und Tiefe bei gleichzeitigem ruhigen und ausgereiften kritischen Urteil. Dazu kommt eine Gleichmäßigkeit in der Durcharbeitung, die genau erwägt, wie weit bei dem gegebenen Umfange Details möglich sind. Sofort fällt auf, daß durch gedrängte Kürze weit mehr Tatsachenmaterial verarbeitet wurde, als bei gleichem Umfange in andern Lehrbüchern. Dies gilt ganz besonders vom speziellen Teile mit seinen Literaturangaben. Hier wird der Kenner überdies durch peinlichste Sorgfalt in den Einzelheiten erfreut werden, wie z. B. bei der vielfach veränderten Benennung der Gattungen und Arten, die durch die Nomenklaturregeln bedingt worden ist. Es steckt da oft in wenigen Zeilen große und zeitraubende Arbeit, umsomehr als häufig eine neue Anordnung der kleinen systematischen Gruppen den jüngsten Errungenschaften auf diesem Gebiete Rechnung zu tragen versucht. Man ist überrascht, selbst an einer so kompendiösen Neubearbeitung allenthalben zu erkennen, wie sehr sich auf dem Gebiete der speziellen Systematik unsere Kenntnisse im letzten Dezennium vermehrt haben. Die Abbildungen, in ausgezeichneter technischer Herstellung, sind um zahlreiche neue, sorgfältig ausgewählte vermehrt, aber auch von den alten werden manche den,

der genau zusieht, wichtige Verbesserungen erkennen lassen. Wohltätig berührt auch die Gesamtausstattung, die alles Unschöne und Geschmacklose vermeidet und dem verständnisvollen Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung Ehre macht. Wir sind überzeugt, daß das Werk in seinem neuen Gewande als Lehrbuch zum Studium bald wieder den alten Platz einnehmen wird. Wie es sich aber dem Lehrer und Lehramtskandidaten, somit auch den Lehrerbibliotheken der Mittelschulen empfiehlt, so wird es auch dem Forscher, der weitergehende Ansprüche macht, als erstes Nachschlagebuch vorzügliche Dienste leisten durch seinen streng wissenschaftlichen Ernst und die Übersicht über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse auf dem Gebiete der Zoologie.

Wien. Dr. Theodor Pintner.

Dr. Otto Porsch, Die österreichischen Galeopsisarten der Untergattung Tetrahit Reichb. Versuch eines natürlichen Systems auf neuer Grundlage. Abhandlungen der k. k. zoolog.-bot. Gesellschaft in Wien. Band II. Heft 2. Wien, Alfred Hölder 1903. 125 SS. Lex.-8°. Mit 2 farbigen und 1 schwarzen Tafel. Preis 11 K.

Vor einigen Jahren hat Wittrock in seinen Veilchenstudien, von welchen Hugo de Vries in „Natur und Schule" („Das Stiefmütterchen", eine Studie zum Begriff der Art, Bd. II, 1903, S. 16 ff.) einen Auszug gibt, Farbe und Zeichnung (Saftmahl) der Kronblätter zur schärferen Charakterisierung der Art und zur Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse verwendet. Die Verwertung dieser bisher nur wenig beachteten Merkmale — wenn man vielleicht von den Orchideen in groben Zügen absieht — hat nun bei der *Tetrahit*gruppe des Genus *Galeopsis* zu dem bedeutsamen Ergebnis geführt, daß es nach den überaus sorgfältigen und recht mühevollen Untersuchungen des Verf.s möglich ist, die Arten schärfer auseinander zu halten und neue abzugrenzen. Weder die Stengelbildung, noch die Behaarung bieten konstante Kennzeichen, die Größe der Korolle ist schwankend und nur dann verwertbar, wenn auch die übrigen Merkmale gleichzeitig Berücksichtigung finden; die Zeichnung der Unterlippe hingegen, diese scheinbar ganz zufällige Farbenausgestaltung, bietet die sichersten Anhaltspunkte, worauf übrigens schon Grisselich 1836 hingewiesen hat. Die Briquetsche Monographie der Gattung vom Jahre 1893 hat die Blütenzeichnung fast vollständig vernachlässigt und ist daher nach der Anschauung des Verf.s im systematischen Teil als verfehlt zu betrachten. Besonderes Interesse verdient die scharfe Charakterisierung der *G. bifida*, die noch in Becks Flora von Niederösterreich (S. 1015) als *Tetrahit* γ bezeichnet ist („*G. bifida* ist mit α [*G. Tetrahit tipica*] durch zahlreiche Mittelformen verbunden und

gewiß keine Art", Beck l. c.), und die nur eine größere Verwandtschaft zu *G. speciosa* zeigt, zu dieser etwa in demselben Verhältnisse steht, wie *Tetrahit* zu *Pubescens.* Drei neue Bastarde (*carinthiaca, flagrans, styriaca*) sind mit lateinischen Diagnosen beschrieben. Zwei Tafeln zeigen prachtvolle farbige Abbildungen der Blüten, ein analytischer Schlüssel nach lebenden Blüten berücksichtigt alle besprochenen Farbenspielarten, die Literaturangaben dürften wohl vollständig sein.

Die vortreffliche, so inhaltsreiche Arbeit hat nicht nur für den Systematiker und Floristen großen Wert, sie zeigt auch dem Biologen und überhaupt dem Naturforscher, daß scheinbar unwesentlichen, oft nur biologisch verwerteten Kennzeichen eine tiefere, die Verwandtschafts- und Entwicklungsverhältnisse einer Artengruppe berührende Bedeutung innewohnt.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Nach den Beschlüssen von 1902 bearbeitet von Dr. Karl Reisert, K. Gymnasialprofessor und staatlich geprüfter Lehrer der Stenographie. I. Teil: Die Verkehrsschrift. Würzburg, Emil Bauer 1904.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, in welcher die Entwicklung der Stenographie überhaupt und des Gabelsbergerschen Systems insbesondere (S. 1—7) behandelt wird, geht der Verf. an die Darstellung des Systems durch Vorführung der Regeln und stenographischen Beispiele, die zur Erläuterung und praktischen Einübung der Regeln gleich in den Text eingedruckt wurden. Dabei wurde auf die Schriftzeichen und die Vokalisationslehre ein besonderes Gewicht gelegt. Der Schüler muß, da die gebräuchlichsten Zeichen für An- und Auslautkonsonanzen bei jedem einzelnen Vokal wieder vorgeführt werden, genaue und sichere Kenntnis aller Einzelheiten erlangen. Da ferner jeder einzelne Laut gleich vollständig behandelt wird und die Sigel schon bei den Konsonanten- und Vokalzeichen angeführt, später aber gleichwohl bei den Vor- und Nachsilben und der Lehre von den Sigeln systematisch behandelt werden, hat das Buch zwar einen etwas großen Umfang erhalten (144 SS.), ist aber dafür gewiß geschaffen, eine möglichst solide Grundlage für die Kenntnis der Gabelsbergerschen Stenographie zu schaffen. Der Übungsstoff, wozu erst nach dem Abschlusse der Vokalisationslehre zusammenhängende Stücke verwendet werden, enthält im weitaus größeren Teile des Buches Einzelwörter und Einzelsätze, ohne daß die gewählten Beispiele besonders inhaltsreich wären. Unklarheiten und Widersprüche, wie sie der Systemurkunde von den Gegnern nachgesagt werden, sind in dem Lehrbuche nirgends zu bemerken. Im Gegenteile tritt die große Regel-

mäßigkeit, die streng logische und durchsichtige Anordnung und Gliederung des Stoffes durch die Beseitigung der vielen früheren Schwierigkeiten, Ausnahmen und Schreibmöglichkeiten, kurz die angestrebte schulgerechte Form der Schrift deutlich zutage — Eigenschaften, durch welche eben eine Erleichterung des Unterrichtes erzielt werden soll. An Schönheit hat die stenographische Schrift in der neuen Form, wie die stenographische Kalligraphie des Buches zeigt, nichts eingebüßt, vielleicht sogar durch größere Zeilenmäßigkeit, durch öftere Anwendung des rückwärtsgeringelten *s* und durch Abschaffung der handwidrigen Steilstellung gewonnen. Ob durch sie auch eine wesentliche Erleichterung des Unterrichtes erzielt werden kann, wird mit Sicherheit erst vielseitige Erprobung dartun können. In Schulkursen darf das Lehrbuch in Österreich nach den bestehenden Vorschriften nicht verwendet werden; aber jene Vereine, welche der neuen Schriftform freundlich gegenüberstehen, werden dies in Vereinskursen immerhin wagen dürfen; denn der Verf. behauptet (Vorwort S. VII), daß sein Buch aus dem Unterrichte hervorgegangen und zugleich in demselben geprüft ist.

Unrichtig ist S. 73 l. Z. Ursulin n erin.

Ried. Ferd. Barta.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Lehrmittel-Ausstellung: I. Allgemeines, Philologie und Geschichte [1]).

Etwas verspätet kommt Ref. dazu, den von ihm gewünschten Allgemeinbericht und im besonderen den Bericht über die sprachlich-historischen Gruppen der „Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen", die mit so schönem Erfolg vom 5.—26. April v. J. im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie veranstaltet worden war, hier zu erstatten. Allein diese Referate sollten ja nicht den Zweck haben, den Besucher der Ausstellung selbst zu orientieren oder gar die Leser zu ihrem Besuche anzuregen, sondern ihre Aufgabe konnte nur sein, den bleibenden Eindruck, den diese eigenartige, in dieser Ausdehnung und Reichhaltigkeit wohl unübertroffene und bisher auch nicht erreichte Veranstaltung hervorrief, festzuhalten und die Hauptobjekte, insbesondere gewisse Gruppen von Anschauungsmitteln, anzuführen, um so auch jenen, die nicht in der Lage waren, die Ausstellung kennen zu lernen, eine Vorstellung von dem dort Gebotenen zu ermöglichen und zugleich ihren dauernden Wert zu kennzeichnen. Wenn Ref. daher auch, dem Zwecke dieses Berichtes entsprechend, im wesentlichen nur referieren wird, so kann er doch nicht umhin, hie und da eine kritisierende Bemerkung einzuschalten. Er ist sich wohl dabei bewußt, zunächst nur das auszusprechen, was mit ihm auch andere, nicht zuletzt die an der Arbeit Beteiligten, auch gedacht und empfunden haben. Gleichwohl glaubt er dazu nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet zu sein: einerseits glaubt er der Sache, der er selbst das größte Interesse entgegenbringt, so am besten zu dienen, anderseits fühlt sich Ref. gerade, weil er nicht durch seine Stellung von Haus aus in ein besonderes Verhältnis zur Sache gebracht wird, umsomehr berufen, in völliger Unbefangenheit die Licht- und Schattenseiten zu würdigen. Es freut ihn

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1903, S. 379 ff., 943 ff.

daher, von vornherein feststellen zu können, daß der Schattenseiten so wenige sind, daß das Licht um so heller auf die ganze Ausstellung und einzelne Teile fallen kann.

Durch den „Katalog der Ausstellung" ist es auch dem Fernstehenden möglich, sich eine ungefähre Vorstellung von der Ausstellung selbst zu machen und an der Hand dieses Kataloges ist auch Ref. in der Lage, bei dieser rückschauenden Betrachtung sich das seinerzeit Gesehene wieder lebhaft in Erinnerung zu rufen. Daher geziemt es sich wohl, diesem Buch, das gleichsam das Inventar der Ausstellung enthält und ihr bleibendes Fortleben in der „Literatur" sichert und auch für die Folgezeit eine Übersicht des derzeit Vorhandenen ermöglicht, zunächst ein Wort zu widmen. Wie mit der ganzen Ausstellung, um deren äußere künstlerische Anordnung sich Regierungsrat Professor Langl besonders verdient gemacht hat, so hat das Ausstellungs-Komitee auch mit dem Katalog, dessen Redaktion in den bewährten Händen Prof. Zeidlers ruhte, eine volle Probe seines Könnens abgelegt. Sowohl in seiner Ausstattung, die ein Verdienst der Verlagsbuchhandlung (Karl Fromme) ist, als auch in seiner Übersichtlichkeit zeigt er die geschickte Hand des Redakteurs. Denn „seine Aufgabe war es, dem Katalog trotz der Verschiedenartigkeit der Fächer möglichst einheitliche Gestalt zu verleihen, ohne die im Wesen der Sache begründete Eigenartigkeit und Besonderheit jeder einzelnen Sektion zu berühren". Die Einteilung des Kataloges schließt sich nämlich der Gruppierung der Ausstellung nach Sektionen an. Die einzelnen Abteilungen des Kataloges wurden nun durch die Obmänner der einzelnen Gruppen der Redaktion des Kataloges übermittelt und deren Aufgabe war es, die Ausgleichung der Unterschiede durchzuführen. Es darf bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung wohl eingefügt werden, die sich allen Nichtschulmännern, die zur Mitwirkung an dem Werke herangezogen wurden, aufdrängte, daß nämlich wie in der ganzen Organisation der Ausstellung, ihrem Arbeitsplan und ihrer Durchführung, so auch in der Schnelligkeit, mit der die Arbeiten gemacht werden mußten — denn es stand nur verhältnismäßig geringe Zeit zur Verfügung — und in der Pünktlichkeit, mit der die Ausstellung und der 159 Seiten starke Katalog fertig gestellt wurden, so daß die Ausstellung, an der noch am Vortag viel gearbeitet wurde, am Eröffnungstag in allen Teilen fertig und der Katalog erschienen war, das denkbar beste geleistet wurde. Nur die Begeisterung für den Beruf und die volle Hingabe im Interesse der allen gemeinsamen Sache konnte Schulmänner, die wohl zumeist mit Ausstellungs-Installierungsarbeiten wenig zu tun hatten, in den Stand setzen, eine auch in dieser Hinsicht gelungene Ausstellung in so kurzer Zeit, die sich im wahren Sinne des Wortes sehen lassen konnte, fertig zu stellen. So hat denn die Ausstellung, die, und das ist ihr schönster Erfolg, in den drei Wochen ihres Bestandes über 40.000 zahlende Besucher zählte und damit, wie dem Ref. die Musealdiener, gewiß dafür kompetente Beurteiler, versicherten, um einen jetzt geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, den höchsten Rekord unter den vielen im Museum am Stubenring veranstalteten Ausstellungen erreicht

hat, nicht nur bewirkt, daß in den weitesten Kreisen, und namentlich bei den Eltern der Schüler, geläufige Vorurteile über den heutigen Lehrbetrieb in den Mittelschulen beseitigt, über die Fülle der zur Verfügung stehenden und verwendeten Anschauungsmittel, die auch den sprödesten Lehrstoff zu beleben und zu vertiefen geeignet sind, aber auch die Art ihrer Verwendung im Lehrbetrieb, Aufklärung verbreitet wurde, sondern das Publikum konnte und mußte auch die geläufigen Vorstellungen von den Schulmeistern berichtigen. Denn diese erwiesen sich als tüchtige Praktiker und Taktiker. Infolge des unerwartet starken Besuches der Ausstellung und des Interesses der Besucher wurde auch der Katalog in kürzester Zeit vergriffen und eine zweite Auflage notwendig, die um einen Nachtrag (S. 160—164), der die später noch zur Ausstellung gelangten Objekte enthält, erweitert erscheint.

Ein ganzer Stab von arbeitsfreudigen Kräften hatte sich in den Dienst der guten Sache gestellt. Eine gerechte Würdigung müßte eigentlich aller gedenken. Allein aus Raumrücksichten beschränkt sich Ref. auf die Obmänner der einzelnen Sektionen. Die ganze Ausstellung wurde nämlich in 15 Sektionen gegliedert, u. zw.: I. Katholische Religion (Obmann: Prof. Dr. Franz Berger, der jedoch vor der Eröffnung der Ausstellung als Rektor des fürsterzbischöflichen Knabenseminars in Oberhollabrunn berufen wurde); II. Evang. Religion (Prof. Josef Životský); III. Israelitische Religion (Dr. Leopold Goldhammer); IV. Klassische Philologie (Prof. Feodor Hoppe); V. Deutsche Sprache (Prof. Jakob Zeidler); VI. Moderne Philologie (Landesschulinspektor Stefan Kapp); VII. Geographie (Regierungsrat Richard Trampler); VIII. Geschichte (Direktor Dr. Viktor R. v. Kraus); IX. Mathematik und darstellende Geometrie (Prof. Michael Gaubatz); X. Physik (Landesschulinspektor Regierungsrat Dr. Ignaz Wallentin); XI. Naturgeschichte (Zoologie: Prof. Dr. A. Nalepa, Botanik: Prof. Ed. Scholz, Mineralogie: Prof. Dr. F. Noë); XII. Chemie (Prof. Johann A. Kail); XIII. Experimentalpsychologie (Prof. Dr. Alois Höfler); XIV. Wandschmuck (Landesschulinspektor Dr. August Scheindler); XV. Zeichnen. Das Naturzeichnen in den Mittelschulen. Ausstellung der verwendeten Lehrmittel durch Schülerarbeiten (Regierungsrat Prof. Jos. Langl). Die Geldgebarung besorgte ein besonderes Finanz-Komitee (Obmann: Prof. G. Schlegl), die Propagierung in der Öffentlichkeit ein literarisches Komitee, an dessen Spitze Schulrat Prof. Dr. Leo Smolle stand, während für die Herstellung des Kataloges ein eigenes Komitee, dessen Obmann Prof. Jakob Zeidler war, sorgte. Werktätige Unterstützung und Förderung fand die Ausstellung auch in Kreisen, die außerhalb der Mittelschule stehen; so gehörten den eben genannten Komitees an die Wiener Buchhändler: Fromme, Hölder und Müller und der Ref., den Fachgruppen: Oberkirchenrat Witz-Stöber (Sektion II), Prof. Dr. Ad. Büchler (III), Dr. Bankó (IV), Univ.-Prof. Kubitschek (VIII), Univ.-Prof. v. Meinong und Privat-Dozent Dr. Witasek in Graz (XIII), die Maler Karl Friedrich Gsur und Adolf Karpellus und der Privatier Rudolf Schrödinger (XIV). Welchen Anteil an den Arbeiten und am Gelingen des

Ganzen der Ehrenpräsident Hofrat Dr. Huemer, die Präsidenten Hofrat Dr. Maurer und Prof. Hoppe und insbesondere das persönliche Interesse und die nachhaltige Förderung des Protektors der Ausstellung, Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, hatten, kann hier nur mehr angedeutet als ausgeführt werden.

Was aber dieser Ausstellung noch ihr besonderes Gepräge gab und nicht wenig ihre Wirkung erhöhte, war die Ergänzung, die die Schaustellung der Objekte in den Vorträgen fand, die in überreicher Fülle im Programm der Ausstellung vorgesehen waren. Ref. muß sich auch hier Beschränkung auferlegen und von einer Aufzählung der im Rahmen der Ausstellung (zum Teil im Museum selbst, zum Teil in verschiedenen Lehranstalten) veranstalteten Vorträge absehen. Es mag genügen hervorzuheben, daß sich diese Vorträge großer Teilnahme erfreuten und viel dazu beitrugen, einerseits die Verwertung der vorgeführten Lehr- und Anschauungsmittel im Unterricht, anderseits die durch die neueren Anschauungsmittel bedingte Umgestaltung der heutigen Unterrichtsmethode bekannt zu machen. Insbesonders aber dienten sie dazu, die Arbeit der Schule den weitesten Kreisen näher zu bringen und sie trugen viel dazu bei, den Kontakt von Schule und Haus, der die Arbeit der Schule seinerseits so sehr fördert, zu verstärken. Dem Charakter der Lehrmittel-Ausstellung, d. i. einer Ausstellung, die durch ihre Objekte Kenntnisse und Belehrung verbreiten will, trugen aber auch die an den Fachgruppen beteiligten Schulmänner dadurch Rechnung, daß sie sich während der ganzen Dauer der Ausstellung sozusagen in ihren Räumen in Permanenz erklärten und unermüdlich bereit waren, sei es Einzelaufschlüsse zu geben, sei es Führungen von Gruppen von Besuchern in der ganzen Abteilung vorzunehmen, und Ref. erinnert sich mit besonderem Interesse der instruktiven und fesselnden Art, mit der Prof. Zeidler in der Sektion V einem dicht gedrängten und mit lebhafter Teilnahme seinen Ausführungen folgenden Auditorium — es war an einem Sonntag und der Saal so voll, daß die Masse der Besucher sich nur langsam vorwärts bewegen konnte — die ausgestellten Objekte erläuterte.

Was die Anordnung der einzelnen Sektionen anlangt, so war der große Mittelhof des Museums im Parterre der Zeichen-Ausstellung, die links anstoßenden Säle dem Freihandzeichnen, der Geometrie, Mathematik und dem Wandschmuck, die rechts anstoßenden den drei Sektionen der Religion (u. zw. katholische, evangelische und israelitische) eingeräumt. Auf der umlaufenden Galerie des ersten Stockwerkes war die überaus große Gruppe Geographie untergebracht, während links in den Seitensälen die Sektionen: klassische Philologie, Geschichte, Französisch, Englisch und Deutsch, in den rechten Seitensälen: Physik, Philosophisch-Propädeutik (Experimentalpsychologie), Chemie, im großen Vortragssaal die Naturgeschichte sich befanden.

Die Beteiligung an der Ausstellung war sehr groß und sie übertraf die weitest gehenden Erwartungen, trotzdem die Zeit, die zur Vorbereitung zur Verfügung stand, eine verhältnismäßig geringe war. Es sollten ja in erster Linie nicht nur neuere Lehrmittel vorgeführt werden,

sondern vor allem solche, die bereits im Gebrauche stehen und erprobt worden sind. Es waren daher vornehmlich Schulen, die aus ihren Beständen die Ausstellungsobjekte zur Verfügung stellten, dann Lehrer, welche ihre entweder selbst oder unter ihrer Anleitung teils von Firmen, teils von Schülern hergestellten Objekte darboten. Dazu kam eine große Reihe von Firmen, die sich mit der Beschaffung von geeigneten Lehrmitteln abgeben. Unter den Anstalten begegnen wir nicht nur Gymnasien und Realschulen, sondern auch weiblichen und namentlich militärischen Anstalten. Besonders wertvoll sind die Objekte, die die Wiener-Neustädter Militär-Akademie beisteuerte, wie denn der k. und k. Major Joachim Steiner das Ausstellungswerk tatkräftigst unterstützte. Aber auch das an sich richtige Prinzip, daß nur schon in Verwendung stehende Anschauungs- und Lehrmittel ausgestellt werden sollten, wurde billigerweise nicht allzu streng gehandhabt, denn es sollten ja durch die Ausstellung neue Anregungen geboten werden, weshalb auch von Firmen neu eingeführte oder von Schulmännern neu erdachte angenommen wurden. Die Zahl der Objekte läßt sich nicht genau angeben; der Katalog weist mehr als 3000 Nummern auf; aber unter den einzelnen Nummern ist nicht selten eine sehr große Zahl von Objekten zusammengefaßt. Es darf wohl hier gleich bemerkt werden, daß dieser Reichtum nicht selten, schon mit Rücksicht auf den, trotz der großen Säle, dennoch zu knappen Raum, der der Ausstellung zur Verfügung stand, zu groß war, so daß manches Objekt nicht recht zur Geltung kommen konnte und die Fülle der zur Veranschaulichung mancher Details vorgeführten Objekte einen erdrückenden Eindruck machte. Nicht selten machte sich beim Beschauer die Empfindung geltend: etwas weniger wäre vielleicht mehr gewesen. Und im Anschluß daran mag auch dem Gedanken Ausdruck gegeben werden, der sich wohl vielen denkenden Besuchern aufdrängte, daß man doch gleichsam manchmal den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, d. h. daß man doch auch das Gefühl hatte, daß wohl in der Veranschaulichung nicht selten zu weit gegangen werde, indem in dem Bestreben zu veranschaulichen das geistige Erfassen zu sehr gehemmt werde, wenn alles und jedes sinnfällig gemacht werde. Dieser Empfindung hat auch Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht Dr. R. v. Hartel in der Eröffnungsrede Worte geliehen, indem er vor dem Zuviel warnte und den nötigen Takt einschärfte, der in der Verwendung dieser Anschauungsmittel nottue.

Wie aus dem oben Bemerkten ersichtlich ist, schloß sich die Anordnung der Objekte in Sektionen der üblichen Nomenklatur der Fächer im Lehrplan an. Diese Einteilung hat gewiß ihre Berechtigung, allein es soll nicht verschwiegen werden, daß die allzu strenge Durchführung dieses Prinzips Schwierigkeiten schuf, die von den Veranstaltern selbst wohl gefühlt wurden, die jedoch auch der Übersichtlichkeit und der Wirkung vielfach Abbruch taten. Eine Anordnung nach zusammengehörigen Gruppen wäre wohl richtiger gewesen. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Gleich der erste Gegenstand im Zeugnis — um beim Schulmäßigen zu bleiben — die Religion zerfiel in drei Sektionen: katholische,

evangelische und israelitische Religion und jede Sektion bildete sozusagen ein Ganzes für sich, oder wollte es wenigstens bilden. Nun beschäftigen sich aber alle drei mit dem alten Testament und der Geschichte des Volkes Israel und seiner Religion. Was hier erläutert und anschaulich gemacht werden soll, z. B. der Salomonische und Herodianische Tempel, die Stiftshütte, Palästina, seine Geographie, seine Pflanzen usw. wird doch bei allen drei Religionen behandelt. Dadurch, daß auch in der Ausstellung die in der Schule und im Leben bestehende Trennung festgehalten wurde, kam es, daß in allen drei Abteilungen Objekte sich fanden, die für alle Interesse und Verwendung finden können. Das hatte aber auch zur Folge, daß diese das Publikum außerordentlich interessierende Abteilung so sehr mit Objekten vollgefüllt war, daß die Übersicht zu sehr darunter litt. Auch drängte sich den Besuchern gar oft die Frage auf, „warum findet sich das Objekt gerade in der einen Abteilung?" Richtiger wäre es doch gewesen eine Sektion „Religion" zu bilden und diese sachlich etwa so zu gliedern: Vorchristliche Zeit, Allgemein christliche Zeit, Judentum seit der Zerstörung des Tempels, Katholisches, Protestantisches. Ref. weiß wohl, daß auch die Eitelkeit der Aussteller[1]) eine Rolle spielte, allein die wäre vielleicht im Interesse der alle interessierenden guten Sache zu besiegen gewesen. Um ein anderes Beispiel zu nennen, kollidierten vielfach die Sektionen der Philologie und der Geschichte. Auch hier waren Wiederholungen unvermeidlich und zeigten sich anderseits Lücken, weil die betreffenden in die eine Sektion gehörigen Objekte in der anderen sich befanden. Auch hier wäre es wohl richtiger gewesen, die Zeitperioden als Anordnungsprinzip zu wählen. Denn ob ein Objekt vom Historiker oder Philologen, ob es im lateinisch-griechischen, im deutschen, englischen, französischen oder geschichtlichen Unterricht vorgeführt wird, ist für das Objekt gleichgiltig. Die Ausstellung sollte zeigen, welche Lehr- und Anschauungsmittel zur Belebung und Vertiefung der Kenntnis der Völker des Altertums, des Mittelalters, der neueren Zeit zur Verfügung stehen. Durch diese mehr sachliche Gruppierung, die sich von der Schablone der Schulgegenstände losgemacht hätte, wäre die Übersichtlichkeit gewiß größer geworden; es hätte aber dadurch auch manche Überladung der einzelnen Abteilungen vermieden werden können.

Indem Ref. diese mehr kritischen Bemerkungen nicht zurückhält, will er dem schönen Erfolg der ganzen Ausstellung gewiß nicht Abbruch tun. Allein, wie eingangs bemerkt, glaubt gerade er berufen zu sein, ein

---

[1]) Streng genommen wären die Sektionen nach den Ausstellern zu benennen gewesen. Denn die Zugehörigkeit zur Konfession war zumeist maßgebend für die Sektion, in der das Objekt ausgestellt wurde. Das Kalksburger Gymnasium z. B. konnte doch natürlich nur in der katholischen und Reverend Hechler nur in der evangelischen Sektion ausstellen; nur so erklärt es sich, daß Dinge, die zusammengehören und den beiden christlichen Bekenntnissen, aber auch der jüdischen Religion gemeinsam sind, auseinandergerissen wurden und daß in dieser Hinsicht am kärglichsten die israelitische Sektion bedacht war.

unbefangenes Urteil abzugeben. Ref. ist auch überzeugt und hegt den Wunsch, daß diese Ausstellung nicht die einzige bleiben wird, und für künftige ähnliche Veranstaltungen müssen die Erfahrungen der früheren nutzbar gemacht werden und das geschieht, wenn hier auch kritischen Bedenken Raum gegeben wird. Aber Ref. möchte auch nachdrücklich dafür eintreten — und er glaubt auch damit dem Wunsch Ausdruck zu geben, den gewiß so viele Besucher der Ausstellung, Schulmänner und Laien, hegten und den auch Prof. Umlauft am Schluß seines Berichtes über die Sektion Geographie (vgl. diese Zeitschrift Jahrg. LIV [1903], S. 949) aussprach, daß die Ausstellung, wenn sie leider auch ephemerer Natur war, doch den Anstoß geben möge zur Schaffung eines Reichs-Lehrmittelmuseums für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. Dieses müßte eine Muster-Lehrmittelsammlung sein, durch deren Besuch die Lehrer stets sich mit den Fortschritten auf diesem Gebiete vertraut machen könnten. Es müßte aber auch den kleineren Anstalten, die sich den Luxus eigener, größerer Sammlungen nicht gestatten können, die Möglichkeit bieten, Anschauungsmittel, mindestens leihweise, zu erhalten. Es wäre Sache unserer rührigen Mittelschullehrervereine, diesem Gedanken näher zu treten und die Organisation dieses Reichsmuseums durchzuberaten und seine Schaffung anzuregen. Bei dem großen Interesse, das unsere Unterrichtsverwaltung, vor allem Se. Exzellenz der Herr Minister und der gerade um diese Sache so sehr verdiente Mittelschulreferent, Herr Hofrat Huemer, dieser wichtigen Seite des Unterrichts entgegenbringt, darf der Gedanke gewiß auf jedwede Förderung rechnen. Dem vereinten Bemühen wird es gewiß gelingen, seine Verwirklichung anzubahnen.

Indem nun Ref. nach diesen allgemeinen Bemerkungen sich der Besprechung der sprachlich-historischen Sektionen — es sind dies IV—VI und VIII der Ausstellung — zuwendet, muß er davon absehen, allzu sehr in die Einzelheiten einzugehen, sondern sich auf eine Charakteristik dieser Gruppen beschränken. Zunächst waren die drei philologischen Sektionen (klassische Philologie, deutsche Sprache und moderne Philologie) dadurch voneinander verschieden, daß, während die erste den antiquarischen Charakter, d. h. den einer Sammlung von Anschauungsmitteln zur besseren Einführung in die Antike, festhielt, die anderen neben dem literar- und kulturhistorischen auch die sprachliche Seite dieser Unterrichtsgegenstände berücksichtigten. Dieser charakteristische Unterschied hängt eben mit den verschiedenen Aufgaben der verschiedenen Disziplinen zusammen. Die Sektion klassische Philologie wäre richtiger mit klassischer Archäologie zu bezeichnen gewesen — sie enthielt das, was an Anschauungsmitteln in einer reichen archäologischen Sammlung, wie sie seit einigen Jahren nunmehr an Gymnasien bestehen, zu finden ist.

Über die Wichtigkeit und die Notwendigkeit der Veranschaulichung auch im klassischen Sprachunterricht zur Erläuterung und Vertiefung der Schriftstellerlektüre, bedarf es hier nicht vieler Worte. Es braucht auch

hier nicht erst ausgeführt zu werden, wie ganz verändert durch die Verwertung der Denkmäler und ihrer Erforschung die Methode des altklassischen Unterrichts geworden ist. Auch auf die Entwicklung dieses Zweiges des gymnasialen Unterrichts kann hier nicht eingegangen werden. Erinnert mag nur daran werden, daß diese neue Richtung durch Alexander Conze eingeleitet, bei uns durch einen Vortrag Otto Benndorfs in der „Mittelschule" inauguriert, daß durch die unter dem Vorsitz Hofrat Huemers (Schriftführer war Prof. Hoppe) vormals bestandene archäologische Kommission sie in die richtigen Bahnen gelenkt worden ist, daß diese Kommission in emsiger Arbeit bestrebt war, geeignete Lehr- und Anschauungsmittel zu prüfen und neue zu schaffen und daß Österreich eine auch außerhalb anerkannte führende Stellung auf diesem wie auf dem Gesamtgebiet der Anschauungsmittel seit langem einnimmt. Wichtige Anregungen empfingen diese Bestrebungen durch die gemeinsamen Beratungen deutscher und österreichischer Schulmänner auf einer Reihe von Philologentagen (Görlitz, München, Wien, Köln, Dresden), stets unter dem Vorsitz des unermüdlich für die Sache tätigen General-Sekretärs des deutschen archäologischen Instituts Conze. Bereits zweimal hatten die österreichischen Schulmänner Gelegenheit, Sammlungen von einschlägigen Anschauungsmitteln kennen zu lernen: in der archäologischen Ausstellung, 1893 gelegentlich des Wiener Philologentages im Österr. Museum, und in der zwar kleinen, aber sehr lehrreichen „Ausstellung einiger Anschauungsmittel und Lehrbehelfe für den philologischen und historischen Unterricht", die in einem Lehrzimmer des akad. Gymnasiums während des VII. deutsch-österr. Mittelschultages durch Prof. Hoppe veranstaltet wurde. Welchen großen Einfluß auf die Schulung der Lehrer die verschiedenen archäologischen Kurse an mehreren Universitäten, endlich die Reisestipendien für Italien und Griechenland ausübten und noch ausüben, braucht dem Kundigen nicht erst gesagt zu werden. Allen diesen Umständen ist es zu danken, daß jetzt die österreichischen Gymnasien immer mehr und immer besser mit archäologischen Kabinetten ausgestattet werden. Es verdient aber in diesem Zusammenhang betont zu werden, daß die Sache selbst, die Berücksichtigung der Altertümer in Wort und Bild dem vormärzlichen Gymnasium durchaus nicht fremd war: es gab amtliche Lehrbücher der römischen Altertümer und es hat mehr als ein historisches Interesse, daß in der Abteilung „Literatur" der philol. Sektion (Katalog S. 22 ff.) außer einer Sammlung guter neuer Werke der Kuriosität halber (unter Nr. 153) ein Büchlein auflag unter dem Titel: „Ägyptische, griechische und römische Altertümer in treuen Abbildungen, herausgeg. durch P. Rohmanns Erben, geordnet und erklärt in deutscher und lateinischer Sprache von Josef Ottenberger, Prof. am Prager akad. Gymnasium. Prag 1820" [1]).

---

[1]) Im Lehrplan von 1819 wird bestimmt, daß von den 68 Lateinstunden drei (in der II.—IV.) Grammatikalklasse auf die römischen Altertümer kommen. Im Schulbücherverlage erschien ein „Lehrbuch der römischen Altertümer für die Grammatikalklassen in den k. k. Gymnasien", das mehrfach aufgelegt wurde (für die italienischen Gymnasien unter

Die in dieser Sektion ausgestellten Objekte zerfielen in fünf Gruppen: I. Abgüsse nach antiken Originalen u. zw. *A.* Büsten. 1. Mythologische Figuren, 2. Porträts. *B.* Reliefs und Figuren. *C.* Gefäße. II. Modelle und Zeichnungen. III. Münzen. IV. Abbildungen u. zw. *A.* Zeichnungen und Drucke. 1. Landschaften und Baudenkmäler, 2. Kultur- und kunsthistorische, mythologische Abbildungen, Porträts. *B.* Photographien. V. die bereits erwähnte Literatur. Besonderes Interesse erregten im ersten Raum, der vorzugsweise den griechischen Altertümern eingeräumt war, der Schaukasten mit den galvanoplastischen Nachbildungen mykenischer und anderer Gold- und Silberfunde, die nach den Modellen und Rekonstruktionen E. Gilliérons in Athen von der galvanoplastischen Kunstanstalt in Geislingen-Steige (Württemberg) hergestellt worden sind, im zweiten Raum, der dem römischen Altertum zugewiesen war, die Nachbildungen römischer Waffen und eines stattlichen Tropaeums, sowie namentlich die Rüstungsgegenstände röm. Legionäre und Centurionen (nach Originalen aus Carnuntum und Brigetio und nach den Reliefs auf dem Grabstein des T. Calidius und auf dem Monument von Adam-Klissi) in den Stoffen des Originals rekonstruiert von Karl Tragau. Eine reiche Fülle von Skioptikonbildern (Diapositiven), die an den Fenstern gut angebracht waren, ergänzte trefflich die lehrreiche Sammlung, die sich des größten Interesses der Besucher erfreute.

Die Sektion deutsche Sprache zerfiel in fünf Abteilungen u. zw. 1. Grammatik und Sprachkunde, 2. Zum Lesebuch, 3. Literaturgeschichte und Klassikerlektüre, 4. Deutsch-österr. Literaturgeschichte, 5. Schultheater. Es lag dem Ganzen „ein im Detail ausgearbeiteter Plan“ des Obmannes dieser Sektion Prof. Zeidler zugrunde, „dessen Gedanken war, systematisch darzutun, welche Anschauungsmittel sich im Deutschunterricht von Lauttafel und grammatischer Tabelle an bis zur theatralisch-deklamatorischen Vorführung von Dichtwerken verwenden ließen und anzudeuten, wie ihre Verwertung stattfinden könne“. Die erste Abteilung enthielt daher meist neu hergestellte Lehrmittel, neben Tabellen, Karten und graphischen Darstellungen zum Sprachunterricht, die zum Teil Prof. Sommert herstellen ließ, Bilder zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache, zum Teil Arbeiten der Professoren J. W. Nagl und Streinz; die zweite Abteilung sollte zeigen, wie vorhandene Anschauungsmittel für die Lektüre verwertet werden — Kommentar im Bild — und

---

dem Titel: „Delle antichità Romane. Libro d'istruzione ad uso dei ginnasi della Lombardia“), das für seine Zeit und für seinen Zweck als entsprechend bezeichnet werden kann. Diese Änderung des Lehrplanes und das amtliche Lehrbuch gaben den Anstoß für das 1822 bei B. Ph. Bauer, Buchhändler in Wien und Krems, in drei Heften erschienene Büchlein: „Abbildungen Römischer und Griechischer Alterthümer nach Antiken. Für Studierende und Freunde der Alterthumskunde. Geordnet und erläutert von E. Th. Hohler, Hochfürstlich Schwarzenbergischer Hauslehrer, Bibliothekar und Rathe.“ Das amtliche „Lehrbuch“ und die Hohlerschen „Abbildungen“, die recht gute Holzschnitte enthalten, hätten eigentlich eher ein Plätzchen in der Ausstellung verdient als die Altertümer von Ottenberger.

wie sie als Hilfsmittel zur Aufsatzlehre dienen können; die dritte Abteilung brachte erstens neben Karten, Tabellen und Situationsplänen (z. B. idealer Situationsplan zu „Hermann und Dorothea") zur Erläuterung klassischer Dichtwerke und zum literaturgeschichtlichen Unterricht zum Teil graphische Darstellungen, zweitens Illustrationen, Bilder, Porträts, Diapositive, Büsten, erste Ausgaben u. a., um die Schüler ins Milieu des behandelten Stückes zur Belebung des Wortes und zur Hebung des ästhetischen Gefühls zu versetzen. Eigentlich nur als besonderen Ausschnitt dieser Abteilung behandelte die vierte Abteilung ebenso und eingehender, als es in ihrem Rahmen hätte geschehen können, die deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Die fünfte Abteilung endlich war dem Schultheater und den deklamatorischen Übungen gewidmet, die nach alter Tradition noch vielfach an österreichischen Schulen gepflegt werden.

Bot schon diese Sektion das überraschende Bild der Fülle von Anschauungsmitteln, die für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur zur Verfügung stehen und zur Verwendung gelangen, so wurde es noch in erfreulicher Weise ergänzt durch die anstoßende Sammlung der Sektion moderne Philologie. „Der Aufschwung der wissenschaftlichen Phonetik und deren Verwertung in der Schule veranlaßte zunächst die Herstellung von Anschauungsmitteln zur Förderung des Ausspracheunterrichts." Hiezu kamen Bilder zur Förderung der Sprechfertigkeit. Und es ist ganz erfreulich, daß gerade hier Österreich die bereits erwähnte führende Rolle für sich in Anspruch nehmen kann. Die Sektion zerfiel in drei Gruppen: 1. Lehrmittel zur Unterstützung des Ausspracheunterrichts, 2. Lehrmittel zur Förderung der Sprechfertigkeit und 3. Lehrmittel zur Belebung der Lektüre, wobei die Grenze zwischen der zweiten und dritten Gruppe schwer zu ersehen war, da manche Lehrmittel beiden Zwecken dienen.

Die Sektion Geschichte bildete im wesentlichen eine Ergänzung der vorgenannten, bot aber doch auch ein anschauliches Bild des für diesen Unterrichtsgegenstand zur Verfügung stehenden Materials. Sie war gegliedert in sieben Gruppen: 1. Wandkarten, 2. Bildwerke, 3. Bilderatlanten, 4. Bilder in Mappen, 5. Bücher, 6. Münzwesen u. zw. sowohl Werke über Münzkunde als auch Nachbildungen von Münzen, 7. Prähistorisches, 8. Diapositive.

Von Lehrmitteln, die schon längere Zeit eingeführt und daher allgemein bekannt sind, wurde abgesehen und deshalb wurden z. B. nur solche Karten aufgenommen, die in letzter Zeit erschienen sind, so Baldamus: Wandkarten zur deutschen Geschichte (Leipzig, Lang), Hülsen: Romae veteris tabula in usum schol. descr. (Berlin, Reimer), Mayer und Luksch: Weltkarte zum Studium der Entdeckungen mit dem kolonialen Besitz der Gegenwart (Wien, Artaria) u. a. Ferner einige von Fach-Mittelschullehrern angefertigte, wie von Prof. Dr. Křemen (Prag, Kleinseite): Wandübersicht der Geschichte der Neuzeit. Die Entstehung und Entwicklund der österr.-ungar. Monarchie, von Prof. Kucharski: Karte Polens für 1772 (Original-Ausfertigung in Farben). Besonders reichhaltig war die Ausstattung der Sektion mit Bildern. „Aus älteren historischen

Sammelwerken wurden besonders die späteren Hinzufügungen ausgewählt, außerdem noch weniger bekannte neuere Erscheinungen auf diesem Gebiete. Auch Bilder aus der Kunstgeschichte, besonders Darstellungen verschiedener Baustile wurden aufgenommen." Auch hier waren wie in der Sektion für klassische Philologie Bilder von der Akropolis in Athen, das römische Forum usw., vorherrschend jedoch waren die Bilder zur Veranschaulichung der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Um einiges anzuführen, nennen wir Bocks Kleinodien usw. (Kaiser Karl V. im vollen Königsornat, deutsch.-röm. Kaiserkrone, alte deutsche Königskrone, ungar. Königskrone), F. Engleders vaterländische Geschichtsbilder, Gerasch und Ruschs Wandbilder zur österr. Geschichte, Langls Bilder zur Geschichte, Lehmanns Kulturhistor. Bilder für den Schulunterricht, dazu kamen Bilder zur Kunstgeschichte, Porträts u. ä. Sehr wirksam waren zwei Gipsreliefs in Medaillenform, darstellend die Habsburg und Kyburg, eine numismatische Musterkollektion für Schulen und eine reichhaltige prähistorische Kollektion von Prof. Dr. Katschthaler vom Stift Melk, prähistorische Nachbildungen aus dem Wiener Hofmuseum, die prähistor. Funde aus der Slouperhöhle von Trampler und die Wandtafeln der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler aus Österreich-Ungarn von A. Much in Aquarellen von L. H. Fischer (ausgeführt im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht). Auch hier war wie in allen Abteilungen eine große Auswahl von Diapositiven (in Rahmen an den Fenstern) zusammengestellt zu zwei Vorträgen von Schulrat Prof. Smolle: aus der vaterländischen Geschichte und aus dem Leben unseres Kaisers.

So zeigte sich überall das Streben, dem Zweck der Ausstellung entsprechend allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten gerecht zu werden, so daß nicht nur der Laie, sondern auch der Fachmann reiche Belehrung und Anregung empfing. Der Freund der Schule mußte aber besondere Befriedigung darüber empfinden, daß die Schulmänner unablässig bemüht sind, der Jugend die Freude am Lernen zu erhöhen und dadurch die Erfolge der Lehrarbeit zu verstärken. Möge dieses Bemühen reiche Früchte tragen im Interesse der Schule und der Jugend!

Wien. Dr. S. Frankfurter.

II. Schlußbemerkungen.

Mehr als ein halbes Jahr ist verflossen, seitdem die in den Räumen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien veranstaltete Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten geschlossen wurde. Welchen Zweck diese Ausstellung verfolgte, welche Lehr- und Anschauungsmittel dem Besucher derselben vor Augen geführt und wie dieselben gruppiert wurden, um ihm die Gewinnung eines möglichst klaren Bildes zu erleichtern, endlich, welche unter den ausgestellten Objekten wegen ihrer vortrefflichen Eignung für den Unterricht das

Interesse der Fachmänner in ganz besonderem Grade erregten, ist bereits in dieser Zeitschrift durch Einzeldarstellungen gewissermaßen zur Erläuterung des Ausstellungskataloges eingehend besprochen worden; nunmehr erübrigt nur noch, auch über den Besuch der Ausstellung und der mit ihr verbundenen Vorträge über die didaktische Verwendung der wichtigsten Ausstellungsobjekte einiges zu berichten.

In ersterer Beziehung ist zu bemerken, daß sich die Ausstellung vom Tage ihrer Eröffnung bis zum Schlusse ununterbrochen eines ungewöhnlich zahlreichen Besuches erfreute zunächst von Seite der Mittelschullehrer, welche zum VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultage nach Wien gekommen waren, dann aber auch von Seite vieler anderer Professoren und Schulfreunde aus allen Kronländern Österreichs, aus Ungarn, Deutschland, Frankreich, Belgien und Rußland. Bemerkenswert ist, daß dieselbe auch von sehr vielen Offizieren besucht wurde, welche allen Objekten, insbesonders den Lehrmitteln für Geographie und deutsche Sprache, für Mathematik und darstellende Geometrie, für Physik und Chemie das regste Interesse entgegenbrachten und den von den Obmännern der einzelnen Sektionen gegebenen Erläuterungen zu den ausgestellten Objekten und ihrer Verwendung beim Unterrichte mit ungeteilter Aufmerksamkeit folgten.

Im ganzen wurde die Ausstellung ohne Einrechnung der Schüler der Wiener Mittelschulen, der Zöglinge der k. k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, des k. k. Offizierstöchter-Erziehungsinstitutes, des Zivil-Mädchenpensionates und mehrerer Mädchen-Lyzeen in Wien, welche unter Führung ihrer Lehrer klassenweise die Ausstellung besichtigten, in der Zeit vom 5. bis 26. April von 40.564 Personen, mithin im Durchschnitte täglich von 2023 Personen besucht. Am stärksten war der Besuch am 13., 19., 23., 25. und 26. April. An den erstbezeichneten vier Tagen betrug die Zahl der Besucher mehr als 4000, am letzten Ausstellungstage, d. i. am 26. April, nahezu 6000. Vor allem fanden die äußerst reichhaltige und sehr instruktiv geordnete Ausstellung geographischer Lehrmittel, die mit den interessantesten und neuesten Apparaten ausgestattete Abteilung für Physik, die naturhistorische Sektion mit den vom Prof. Eduard Scholz ausgestellten eigenartigen, sehr leicht herstellbaren und daher für den Unterricht besonders empfehlenswerten Apparaten zur Demonstration pflanzen-physiologischer Erscheinungen, mit den kunstvoll hergestellten zoologischen Präparaten und den in jeder Richtung ausgezeichneten zoologischen Wandtafeln des Prof. Dr. Paul Pfurtscheller immer staunende Beschauer; aber auch die Räumlichkeiten mit den von mehr als dreißig österreichischen Mittelschulen ausgestellten Schülerzeichnungen und den Lehrmitteln für den Unterricht im Zeichnen nach der Natur und die beiden Kabinette mit den originellen Lehr- und Anschauungsmitteln für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literaturgeschichte waren stets gedrängt voll von Besuchern.

Von hohen Persönlichkeiten, welche die Ausstellung mit ihrem Besuche beehrten, sind außer Sr. Exzellenz dem Herrn Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, welcher dieselbe dreimal

durch seinen Besuch auszeichnete und jedesmal seine volle Befriedigung über das Gesehene aussprach, noch zu erwähnen: die Sektionschefs im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht Se. Exz. Ritter v. Bernd, Stadler v. Wolffersgrün, J. Kaněra und Dr. L. Cwiklinski, Se. Exz. der k. und k. Reichs-Kriegsminister FML. Ritter v. Pitreich, begleitet vom Vorstande der VI. Abteilung im k. und k. Reichs-Kriegsministerium General L. Elmayer, Se. Exz. FZM. Ritter v. Morawetz, General-Inspektor der k. und k. Militär-Erziehungsanstalten, Se. Exz. FML. v. Drahtschmidt, Kommandant der k. und k. Theresianischen Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, Se. Exz. FML. Edler v. Schneider, Kommandant der k. k. technischen Militär-Akademie in Wien, Erbprinz Johann von und zu Schwarzenberg, Fürstin Metternich-Sandor, Se. Exz. Graf Lanckoronski, der Vize-Präsident des n.-ö. Landesschulrates Freiherr v. Bienerth, der Direktor der k. k. Theresianischen Akademie in Wien Sektionschef Freiherr v. Pidoll, der Abt des Stiftes Melk Alexander Karl, Prälat Hofrat Dr. Zschokke, die Ministerialräte Dr. Ritter v. Hussarek und Dr. Ritter v. Haymerle, Hofrat Dr. Ritter v. Wretschko, Hofrat Dr. Penck, eine Abordnung des Zentralvereines der böhmischen Professoren in Prag unter Führung des Direktors Wenzel Stary, der Präsident des Professoren-Vereines in Budapest Univ.-Prof. Dr. Eman. Beke, der Direktor der ungarischen Landes-Lehrmittelzentrale kgl. Rat Dr. Staub und nahezu alle Landesschulinspektoren der österreichischen Mittelschulen.

Ebenso erfreulich wie der Besuch der Ausstellung überhaupt, war auch der Besuch der mit ihr verbundenen Vorträge über die didaktische Verwendung der wichtigsten der ausgestellten Lehr- und Anschauungsmittel. Im ganzen wurden 30 solche Vorträge abgehalten und zwar: über einzelne Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht in der katholischen Religion von Prof. Dr. Neweřil (Ungar.-Hradisch), über das kulturhistorische Ilion und das Ilion Homers von Prof. Fr. Blank (Mähr.-Trübau), über das Forum Romanum der Kaiserzeit von Prof. Dr. A. Stein (Wien) und über Pompeji von Prof. Dr. Fr. Perschinka (Wien); von Dr. J. W. Nagl (Wien) über Stellung und Gewicht der Satzteile im Neuhochdeutschen im Anschlusse an die von ihm ausgestellten Anschauungstafeln und von Prof. Dr. Leon Kellner (Wien) über Lehrmittel zur Unterstützung des englischen Ausspracheunterrichtes. Über die didaktische Verwendung der ausgestellten Lehrmittel für den Unterricht in der darstellenden Geometrie wurden fünf Vorträge abgehalten, nämlich vom k. und k. Major Joachim Steiner, Professor an der k. und k. Theresianischen Militär-Akademie in Wr.-Neustadt, vom Schulrate Jos. Wildt, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Reichenberg, und von den Realschul-Professoren Mich. Ganbatz (Wien), Ludw. Volderauer (Wien) und Theod. Hartwig (Wiener-Neustadt). Über die neuesten Apparate für den Unterricht in der Physik wurden unter Vorführung der entsprechenden Versuche sieben Vorträge gehalten, nämlich vom Prof. Fr. Schiffner (Wien) über einen Ersatz des Stereoskops, von den Professoren Schulrat Joh. Spielmann (Wien) und Dr. Gust. Schilling (Wien) über elektrische Induktionserscheinungen, vom Prof. Dr. K. Rosenberg (Wien) über Elektrolyse und Akkumulatoren, vom

Prof. K. Wagner (Wien) über Farben, vom Prof. Schulrat Dr. Al. Höfler (Wien) über die neuesten Apparate für den Unterricht in der Mechanik und Wellenlehre, endlich vom Mechaniker K. Zeis (Wien) über sein Epidiaskop. Über die Verwendung des Skioptikons beim Mittelschulunterrichte wurden sechs Vorträge gehalten: über die Alpen vom Prof. Dr. Joh. Müllner (Wien), über einzelne Momente aus dem Leben unseres Kaisers vom Prof. Schulrat Dr. Smolle (Wien) und über ausgewählte Partien aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik und Geologie von den Professoren Dr. Rud. Dewoletzky (Mödling), Ed. Scholz (Wien) und Dr. Gust. Ficker (Wien). Über Lehrmittel und Einrichtungsgegenstände für den Unterricht in der Chemie wurden vier Vorträge gehalten: von den Professoren Joh. Kail (Wien) und Friedr. Brandstätter (Wien) über die von der Staatsrealschule im I., bezw. im III. Wiener Gemeindebezirke ausgestellten Apparate und deren Verwendung beim Unterrichte, von A. Kreidl (Prag) über das Goldschmidtsche Alominothermie-Verfahren und von Prof. K. Hoch (Wien) über die zweckmäßigste Einrichtung eines Hörsaales für den Unterricht in der Chemie. Endlich wurde auch über die didaktische Verwendung der ausgestellten Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht in der Experimentalpsychologie und über die in der Sektion „Wandschmuck" ausgestellten Bilder von den Professoren Schulrat Dr. Alois Höfler und Dr. Jos. Perkmann je ein Vortrag gehalten.

Diese Vorträge, welche hauptsächlich für das große Publikum berechnet waren und demselben einen möglichst klaren Einblick in die gegenwärtig an den österreichischen Mittelschulen gebräuchliche Unterrichtsmethode gewähren sollten, fanden täglich von 5—7 Uhr abends in der Regel im Vortragssaale des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie statt; nur die mit Experimenten verbundenen Vorträge über die ausgestellten Lehrmittel für den Unterricht in der Physik und Chemie wurden, da das österreichische Museum für die Veranstaltung physikalischer und chemischer Versuche nicht eingerichtet ist, an einer der benachbarten Mittelschulen abgehalten. Sie waren durchschnittlich von 100 Personen (Damen und Herrn) besucht und wurden insgesamt sehr beifällig aufgenommen. Zwei Vorträge, nämlich der des Prof. Dr. Fr. Perschinka über „Pompeji" und der des Prof. Schulrat Joh. Spielmann über elektrische Induktionserscheinungen mußten über Wunsch zahlreicher Besucher der Ausstellung wiederholt werden. Eines besonders zahlreichen Besuches erfreuten sich die Vorträge des k. und k. Majors Joachim Steiner über die von ihm ausgestellten Lehrmittel für den Unterricht in der darstellenden Geometrie, die des Prof. Eduard Scholz über die größtenteils von ihm angefertigten, sehr instruktiven Apparate zur Demonstration pflanzen-physiologischer Erscheinungen und die des Prof. Jakob Zeidler über die didaktische Verwendung der ausgestellten Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literaturgeschichte. Lebhaften Beifall fanden die anregenden Vorträge der Professoren Joh. Kail und Friedr. Brandstetter über eine Reihe einfacher Apparate zur Vorführung chemischer Schulversuche und der Schlußvortrag des Schulrates Dr. Leo Smolle über das Thema: „Bilder aus der Geschichte und dem Leben unseres Kaisers".

Am 26. April wurde die Ausstellung programmäßig geschlossen. Ob sie ihren Zweck erreicht und in welcher Richtung sie zur Förderung des österreichischen Mittelschulwesens beigetragen hat, darüber läßt sich ein abschließendes Urteil derzeit noch nicht fällen. Jedenfalls haben die Mittelschullehrer, welche die ihnen gebotene Gelegenheit benützend die Ausstellung besichtigten, das Beste und Zweckmäßigste, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichtes im In- und im Auslande geschaffen wurde, kennen gelernt und in mancher Richtung Anregungen empfangen, welche in der Folge der Mittelschule zugute kommen werden, insbesondere wenn der von Se. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister bei der Eröffnung der Ausstellung ausgesprochene Gedanke, daß das Gedeihen des Unterrichtes an einer Mittelschule nicht allein von dem Vorhandensein vieler Lehrmittel, sondern wesentlich davon abhängt, daß von denselben ein richtiger und durch didaktische Erwägungen geleiteter Gebrauch gemacht werde, allenthalben Beachtung findet. Gewiß ist auch, daß die Ausstellung und insbesondere die mit ihr verbundenen Vorträge wesentlich dazu beitrugen, die irrigen Anschauungen, welche in Betreff der an den Mittelschulen gebräuchlichen Unterrichtsmethode vielfach noch unter der Bevölkerung herrschten, zu berichtigen; die hie und da in dieser Beziehung im Publikum laut gewordenen Äußerungen lassen wenigstens auf einen solchen Wandel der Anschauungen schließen und die Hoffnung aufkommen, daß das Elternhaus, nachdem es durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, auf welche Weise und mit welchen Hilfsmitteln die moderne Mittelschule den ihr anvertrauten Schülern das Wissen zu vermitteln bestrebt ist, in Hinkunft der Schule bereitwillig jene tatkräftige Unterstützung gewähren werde, ohne welche diese trotz aller Bemühungen doch zu keinem ganzen Erfolge gelangen kann. Sollte der Ausstellung die Erreichung dieses Zieles gelungen sein, dann sind die Schulmänner, welche dem Zustandekommen derselben ihre Kräfte geweiht haben, für ihre Bemühungen überreichlich belohnt und sie werden stets mit hoher Befriedigung an die Apriltage des Jahres 1903 zurückdenken [1]).

---

[1]) Welchen Eindruck die Ausstellung bei unseren Kollegen in Ungarn gemacht hat, davon zeigt ein an den Ehrenpräsidenten gelangtes Schreiben des Vereines der ungar. Professoren vom 25. Juni 1903 des Inhalts: „Auf Grund des vom Ausschusse des ungar. Landes-Mittelschulprofessoren-Vereins am 1. Juni l. J. gebrachten Beschlusses haben wir die Ehre Euer Hochgeboren und dem geehrten Komitee für die an unseren Verein freundlichst gerichtete Einladung zu der im Monate April in Wien veranstalteten Lehrmittel-Ausstellung sowie für den unseren Vertretern zuteil gewordenen auszeichnenden, äußerst warmen Empfang unseren besten Dank auszudrücken.

Stolz auf die Sympathien der österreichischen Lehrerschaft, von deren idealem Streben und schöpferischer Wirksamkeit eben diese Ausstellung in so glänzender Weise Zeugnis ablegte, und angeeifert durch das Beispiel Ihres so werktätigen Korpsgeistes, wissen wir besten Dank für die uns bekundete Kollegialität und Liebenswürdigkeit. Wir wären glücklich, wenn sich uns die Gelegenheit darbieten wollte, unsere Dankbarkeit in Gegendiensten an den Tag zu legen.“

Wien. Dr. Maurer.

Bericht über die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. d. Saale[1]).

(6.—10. Oktober 1903.)

(Schluß.)

In der III. allgemeinen Versammlung sprach noch Prof. Dr. Ed. Sievers aus Leipzig über ein neues Hilfsmittel der philologischen Kritik[2]).

Bei dem Berichte über diesen Vortrag bedaure ich außerordentlich, daß mir hiefür so enge Grenzen gesteckt sind, und doch könnte auch eine ausführliche Darstellung nicht den Eindruck wiedergeben, den dieser sachlich ungemein fesselnde Vortrag durch die formelle Gewandtheit und das wohllautende Organ des Redners, das sofort die hervorragende Disposition zum Phonetiker verriet, auf den größten Teil der Versammlung machte. So sei nur in Kürze folgendes bemerkt: So wie der Redner, um sich verständlich zu machen, die einzelnen Wörter und Sätze durch einen bestimmten Sinnesakzent binden muß, der hauptsächlich auf rhythmisch-melodischer Grundlage beruht, somit eine bestimmte Satzmelodie anwendet, so muß auch derjenige, der Geschriebenes laut oder für sich liest, fortwährend zu dem melodielosen Schriftwerk, das doch nur Zwischenglied bleibt, behufs richtigen Verständnisses fortwährend Melodien ergänzen. Der unbefangen Lesende reagiert nun instinktiv und naiv auf gewisse Reize, die im geschriebenen Text liegen. Auf diese Weise ist es möglich, da diese unbewußte Reaktion eine konstante ist, Melodietypen festzustellen, die auch dem Autor bei der Niederschrift vorgeschwebt haben müssen. Wenn nun solche Reaktionsproben in möglichst großer Anzahl gemacht werden, ergibt sich bei vielen Autoren geradezu eine Vorliebe für gewisse melodische Typen, ja es gibt Fälle, wo geradezu von einer melodischen Gebundenheit gesprochen werden kann. Da sich diese entweder auf einzelne Werke oder auf die gesamte Produktion eines Autors erstreckt, müssen Störungen in dieser melodischen Gebundenheit unsere Aufmerksamkeit besonders erregen. Bei modernen Meistern läßt sich nun der Nachweis führen, daß sie oft durch Änderungen gelegentlich der Überarbeitung hervorgerufen worden sind (dies wurde an einigen Goetheschen Jugenddichtungen nachgewiesen).

Solche melodischen Störungen lassen sich aber auch bei der Kritik der älteren Literaturprodukte als Anhaltspunkte entscheidender Art ver-

[1]) Mit anerkennenswerter Raschheit sind inzwischen bereits die Verhandlungen der 47. Versammlung usw. bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen.

[2]) Vgl. von demselben Verfasser: „Zur Rhythmik und Melodik des neuhochdeutschen Sprechverses", Verhandlungen der 42. Vers. deutscher Philol. und Schulm. in Wien 370—382, „Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung", Universitätsprogr. zum Rektoratswechsel der Univ. Leipzig 1901, auch in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie I 76—94 und in den Neuen Jahrbb. f. d. klass. Altert. 1902, IX 53 ff.

werten. Dies wurde namentlich an einer Reihe von Strophen des Nibelungenliedes gezeigt, wo sich spätere Einschübe auf diese Weise erkennen lassen. Dies geht um so leichter, da gerade die mittelhochdeutschen Dichter in ihrer Gesamtproduktion melodisch gebunden erscheinen (Vorliebe für Tief- oder Hochschluß). Der Vortragende ging noch weiter und behauptete, daß sich auch bei antiken Autoren analoge Reaktionserscheinungen finden, z. B. sind Catull, Tibull, Properz melodisch gebunden, jedoch voneinander verschieden. So sei zu erwarten, daß auch hier dies neue Erkenntnismittel von der kritischen Forschung in Anwendung werde gebracht werden.

Es ist selbstredend, daß diese Erscheinung noch reiflich studiert werden muß, bevor sie mangels anderer Indizien oder neben diesen als kritisches Hilfsmittel beispielsweise bei antiken Autoren angewendet werden kann; doch wird niemand leugnen, daß sie für unser Sprechen und unser Verständnis des Gesprochenen von höchster Bedeutung ist. Gegen den Einwurf, der sich jedem zunächst aufdrängt, daß nämlich hiemit der Willkür Tür und Tor geöffnet werde, möchte ich nur nachdrücklich darauf hinweisen, daß Prof. Sievers ausdrücklich Reaktionserscheinungen, also fast unbewußt sich einstellende Erscheinungen bei naiven Lesern im Auge hat, nur solche dürfen verwertet werden.

Den Schluß dieser Sitzung bildeten die Vorträge des Prof. Br. Keil aus Straßburg, der über einen vergessenen Humanisten sprach, über Carlo Valgoglio, der 1450—1517 in Brescia lebte, und der Priv.-Doz. Dr. R. Petsch aus Würzburg über Chor und Volk im antiken und neueren Drama[1]).

Der letzten allgemeinen Sitzung am 10. Oktober konnte ich leider nicht mehr beiwohnen. In derselben sprachen Prof. Dr. O. Kern aus Rostock über die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands[2]) und Prof. Meyer-Lübke über die romanischen Personennamen in ihrer historischen Bedeutung.

In der III. allgemeinen Sitzung wurde auf Antrag Prof. Wotkes der Reichsregierung der Dank ausgesprochen für die auch in diesem Jahre der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte gewährte Subvention von 30.000 Mark. — In der letzten allgemeinen Sitzung wurde ein Antrag angenommen, an die österreichische Regierung heranzutreten, daß die Papyrussammlung, die sich im Besitze des Erzherzogs Rainer befand, bald veröffentlicht werde. — Von der englischen und romanistischen Sektion wurde beschlossen, das Kultusministerium aufmerksam zu machen, daß die Verleihung von Auslandsstipendien, ähnlich wie in Österreich, für Studierende der Universitäten unabweislich erscheinen. — Die Beschlußfassung über Verwendung der Weidmannspende wurde einer Kommission überwiesen. — Als Ort für den nächsten Philologentag

[1]) Erschienen in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert. 1904, XIII 57—79.

[2]) Ebenda 12—22.

(1905) wurde Hamburg bestimmt und zum Vorsitzenden Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg) und Prof. Wendland (Kiel) gewählt.

Indem ich nun zum Bericht über die Sektionssitzungen übergehe, habe ich zunächst zu erwähnen, daß diesmal dieselben Herren, welche die Vorarbeiten erledigt hatten, auch während der Versammlung die Leitung der Sektion behielten, ein Vorgang, der den Beifall aller fand. Es fungierten demnach als Obmänner der philologischen Sektion: Prof. Wissowa und Propst und Geh. Reg.-Rat Dr. K. Urban, Direktor des Pädagogiums zum Kloster „Unserer lieben Frauen“ in Magdeburg, der pädagogischen Sektion: Dr. A. Rausch, Rektor der latein. Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen und Prof. Dr. Chr. Muff, Rektor der kgl. Landesschule in Pforta. Die Sitzungen der archäolog. Sektion leiteten: Prof. Robert und Direktor Prof. Richter aus Berlin, der germanistischen Sektion: Prof. Strauch und Dr. Matthias, Professor am Viktoria-Gymn. in Burg, der histor.-epigraph. Sektion: Prof. Wilcken und Prof. Dr. Albracht, Direktor des Dom-Gymnasiums in Naumburg.

Den ersten Vortrag in der philologischen Sektion hielt Prof. v. Arnim (Wien), der auf Grund einer von Hephästion ausgehenden Untersuchung über das wahre Wesen der Anaklasis die Schröder-Blaßsche Auffassung der sogenannten Daktylo-Epitriten bestritt. Der Vortrag wird demnächst in den „Wiener Studien“ erscheinen. An der daraufolgenden Debatte beteiligten sich Blaß, Leo und Schröder. — Hierauf sprach Prof. Marx aus Leipzig über die metrische Komposition des 28. und 29. Buches des Lucilius[1]), für welche sich aus der rückläufigen Zitierweise des Nonius bestimmte Anhaltspunkte ergeben, so z. B. für das 29. Buch eine Aufeinanderfolge von Septenaren, Senaren, Hexametern, Septenaren und Senaren, welcher Umstand auf mindestens fünf Satiren schließen lasse. Die Erklärung dieser rückläufigen Zitierweise durch das Wiederaufrollen des Durchgenommenen seitens der mit dem Exzerpieren betrauten Sklaven rief Widerspruch hervor, doch hielt Marx die von Prof. Diels vorgebrachte Erklärung, daß derjenige, der die Stellen ausgeschrieben hatte, auf das Ordnen der Zettel durch Zurücklegen vergessen habe, für nicht ausreichend, um diese merkwürdige Erscheinung zu erklären. — Endlich besprach Prof. Keil (Straßburg) einige Longinfragmente aus dem Cod. Laur. 24, 58, die nunmehr auch ihre handschriftliche Beglaubigung als Eigentum des Longinus gefunden haben.

Für den 9. Oktober hatten sich die philologische, archäologische und historisch-epigraphische Sektion zu einer gemeinsamen Sitzung, in der zunächst Prof. Noack aus Jena über die Paläste von Knosos und Phaistos sprach, die teils von dem Engländer Evans, teils von der *missione archeologica italiana* unter Halbherr, Pernier und Savignoni freigelegt wurden. Da hierüber bereits genügend Publikationen erfolgt sind (vgl. auch das Buch von Noack: Homerische

[1]) Die Abhandlung erscheint in den Prolegomena der Ausgabe des Lucilius, Lips. 1904.

Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos sowie den Aufsatz von K. Tittel, Der Palast zu Knosos in Neue Jahrbb. für das klass. Altert. usw. 1903, XI 385 ff.), so erwähne ich nur, daß mit Hilfe von Skioptikonbildern ein deutliches Bild der Bauanlage, der Wandmalereien und Kultdenkmäler geboten wurde. Bezüglich des Verhältnisses zu den mykenischen Palästen steht Noack auf dem Standpunkte, daß der Stil in Kreta autochthon war, von dort ausging, jedoch in den fremden unkretischen Räumen die zähen Formen einer alten Bauweise nicht überwinden konnte. Nur kurz streifte der Vortragende das Verhältnis zu Homer: „Die homerischen Paläste sind aus dem Bereiche der kretischen und griechischen Paläste jener Zeit zu scheiden. Lediglich durch Interpretation der Epen muß der Bann des Palastes von Tiryns und seines Kyanosfrieses, der seit 20 Jahren auf uns lastet, gebrochen werden und er wird sich brechen lassen."

Mit Homer beschäftigte sich auch der zweite Vortrag, den Prof. Bethe aus Gießen über „die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik" hielt[1]). Diesem Vortrage sah man mit großer Spannung entgegen, da Prof. Bethe auf der letzten Philologenversammlung in Straßburg in seinem Vortrage: Homer und die Heldensage, den Nachweis geführt hatte, daß die Helden des troischen Sagenkreises ursprünglich in der Spercheiosgegend saßen und die Sagen von den Kämpfen in der Heimat nach Kleinasien mitwanderten und dort lokalisiert wurden (vgl. auch Neue Jahrbb. f. d. klass. Alt. usw. 1901, VII 657 ff.). Auf die damals von Direktor Cauer (Düsseldorf) aufgeworfene Frage, warum sich alle diese Elemente aus der Heimat gerade um einen Kampf in der Nordwestecke Kleinasiens kristallisiert hätten, sollte nun in diesem Vortrage die Antwort erteilt werden. Von allen Helden, die Homer vor Troia kämpfen läßt, bildet Aias eine Ausnahme; während die übrigen ursprünglich nach Griechenland gehören, steht sein Grab und sein Tempel in Rhoiteion, der Hafenstadt Troias. Nun haben die Ausgrabungen bewiesen, daß die auf dem Hügel von Hissarlik von Schliemann aufgefundene sechste Stadt, die als das homerische Troia bezeichnet wird, um 1200 a. Chr. zerstört, jedoch bald darauf wieder besiedelt wurde, jedoch als unbefestigter Platz. Dies kann nicht anders erklärt werden als durch die Annahme, daß die Zerstörer sie von einem nahen Orte aus in dauernder Abhängigkeit gehalten haben. Daß dies Aias und seine Leute gewesen sein müssen, ergibt sich aus folgenden Punkten: die Trümmer des homerischen Troia wurden um 1200 der Ἀθηνᾶ Ἰλιάς, der Göttin des Aias, geweiht und es werden ihr noch lange Zeit Mädchen aus dem Stamme des Aias aus Lokris dargebracht. Nun heißt aber die Göttin Ἰλιάς nach Ἰλεύς, das ist gleich Ὀιλεύς (Ὀϝιλεύς). Dies ist der Vater des Aias, denn der Telamonier und der Sohn des Ὀιλεύς sind eine Person. Ebenso heißt auch Troia von nun an Ilion. Da aber derselbe Aias auch in Rhoiteion verehrt wird, so muß der Kampf, der zur Zerstörung der

[1]) Vollständig abgedruckt in den Neuen Jahrbb. f. d. klass. Altert. 1904, XIII 1—11.

sechsten Stadt geführt hat, der Kampf dieser beiden Städte gewesen sein, zwischen Troia und Rhoiteion, wo eben Aias mit seinen Mannen festen Fuß gefaßt hatte. Da er im Besitze ihrer Hafenstadt war, mußten die Troer ihn zu vertreiben versuchen. Das wird uns in der Ilias in der Schlacht bei den Schiffen (12—16) geschildert, wo nur Aias als Verteidiger auftritt und als Platz nur Rhoiteion in Betracht kommen kann. Aber auch der Sieg, den Aias über die Troer davonträgt, hat sich noch in Spuren in unserer Ilias erhalten; zweimal besiegt Aias den Hektor, ursprünglich wird er ihn auch getötet haben. Somit bilden diese Gesänge, die Aiaslieder, den Grundstock der Ilias, in dem die Erinnerungen an die langen Kämpfe zwischen Troia (mit Hektor) und seinem Hafenplatz und dem endlichen Siege des Aias niedergelegt wurden. An sie haben sich später die Lieder der Aeoler von den Kämpfen des Agamemnon und Achill angesetzt, die von jenen aus der Heimat mit hinüber gebracht wurden. — Wegen der vorgerückten Zeit kam es zu keiner weiteren Besprechung des interessanten Vortrages. Nur meinte Prof. Meyer aus Berlin, was für das Aianteion auf Rhoiteion recht sei, sei auch billig für das Achilleion, das sich ebenfalls dort befinde, und warf die Frage auf, wer die Leute im Rhoiteion gewesen seien, worauf Prof. Bethe antwortete, daß dies Griechen waren, der Beweis sei von denen, die ihm nicht glaubten, zu erbringen. — Besonderes Interesse erweckte sodann schon wegen seiner Persönlichkeit Dr. B. P. Grenfell aus Oxford, der über den zweiten Oxyrhynchosfund berichtete, der nächstes Jahr publiziert werden soll und die Ergebnisse der Wintercampagne 1903 auf dem Schuttfelde von Bahnâsza bringen wird. Das Hauptstück bildet ein lateinischer Papyrus aus dem 3. Jahrh. n. Chr., der Teile eines Auszugs des Livius (Buch XXXVII—XL und XLVIII—LV) enthält, der von dem anderen uns erhaltenen hinsichtlich der Auswahl der behandelten Ereignisse beträchtlich abweicht, so daß sich eine Menge neuer Erkenntnisse ergibt, die Grenfell kurz besprach. Besondere Beachtung verdient auch die Mitteilung, daß die englische Gesellschaft für die Erforschung Ägyptens beschlossen hat, das Gebiet der Stadt Oxyrhynchos durch Grenfell und Hunt vollständig aufdecken zu lassen, da es sich herausgestellt hat, daß im ganzen Nillande keine bessere Papyrusfundgrube vorhanden sei. Die Arbeiten im Ausgrabungsgebiet dürften jetzt schon begonnen haben. Die ganze Freilegung dürfte 8—10 Jahre erfordern. Reicher Beifall lohnte dem Vortragenden und wiederholte sich, als ihm Prof. Wilcken nicht bloß den Dank der Versammlung aussprach, sondern auch die Bewunderung ausdrückte für die Tatkraft, mit der die Ausgrabungen von den beiden Männern durchgeführt, als auch für die enorme Leistungsfähigkeit, vermöge welche das Gefundene so rasch und mustergiltig publiziert würde. — Der Vortrag des Prof. Wünsch aus Gießen über pergamenisches Zaubergerät mußte leider wegen der vorgeschrittenen Zeit entfallen.

Von den Vorträgen, die am letzten Tage gehalten wurden, konnte ich nur mehr dem des Prof. Kroll aus Greifswald beiwohnen, der das Verhältnis Ciceros zur Rhetorik behandelt. Der Vortrag ist inzwischen in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. usw. 1903, XI 681 ff. erschienen.

Von den Vorträgen, die in der pädagogischen Sektion gehalten wurden, konnte ich nur dem Vortrage des Dir. Thumser: Die Bedeutung der Elternabende an den höheren Schulen, beiwohnen. Da der Gegenstand den Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, will ich nur bemerken, daß derselbe reichen Beifall fand und in der Debatte gerechte Würdigung erfuhr, in der namentlich Geheimrat Uhlig aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen einige launige Ergebnisse zur Illustrierung des Verhältnisses zwischen Schule und Haus erzählte. Der Vortrag des Prof. Dr. J. Lübbert aus Halle: Die Verwertung der Heimatskunde im Unterrichte[1]), verlangte etwas, was bei uns in Österreich bereits durchgeführt ist.

Sonst ist zu berichten, daß in der Sitzung am 8. Oktober Prof. Dr. P. Barth aus Leipzig über die Bedeutung von W. Wundts Sprachpsychologie für den Sprachunterricht eine verspätete Lanze für die psychologische Behandlung der Grammatik einlegte. Der zweite Vortrag: Dir. Prof. Dr. P. Cauer aus Düsseldorf, Die Eigenart der verschiedenen höheren Schulen — wie kommt sie auch in solchen Stücken zum Ausdruck, die alle gemeinsam haben? ist inzwischen erschienen in den Neuen Jahrbb. 1903, XII 537 ff. In der Sitzung am Freitag den 9. Oktober sprachen noch Prof. Weißenfels, Berlin: Das Griech. Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Möllendorff[2]) und Prof. Jerusalem aus Wien: Über den Bildungswert und die Methodik des griech. Unterrichts (vgl. Öst. Mittelschule XVI 1902, 271 ff.).

Über die Vorträge in der germanistischen Sektion war Kollege Scheich so freundlich, mir nachfolgenden Bericht zur Verfügung zu stellen: Prof. Dr. Ehrismann-Heidelberg: „Märchen im höfischen Epos". Gerade die ältesten und ursprünglichsten Teile der höfischen Epen sind Umbildungen aller Volksmärchen, denen wieder mythische Erzählungen und Motive zugrunde liegen. Prof. Dr. P. Weber-Jena: „Kunstgeschichtliche Erläuterungen zu mittelhochdeutschen Dichtungen". Der Redner bespricht die zahlreichen Beziehungen zwischen der Dichtung und bildenden Kunst des Mittelalters. Die große Wichtigkeit der Illustration sowie der zyklische Charakter des Bilderschmuckes erkläre sich aus der großen Zahl der des Lesens Unkundigen. Manchmal ist die bildende Kunst, manchmal die Poesie die Gebende. Als Beispiele wurden in Skioptikonbildern ein Iwein-Zyklus in Schmalkalden, ein Relief von der Wartburg und Bilder von Kämmen und Spiegelkapseln vorgeführt. Oberlehrer Dr. Matthias-Burg: „Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs"[3]), gibt eine Schilderung des bisherigen Fortganges der Arbeit. Die Langsamkeit des Fortganges erklärt sich aus der allmählichen Erweiterung der Aufgabe, der großen Ausführlichkeit einzelner Artikel und dem Wechsel der Mitarbeiter. Um die so wünschenswerte baldige Vollendung zu fördern, beschließt die Versammlung auf Antrag des Redners, ein Gesuch an die Reichsregierung zu richten um Entlastung der Hauptmitarbeiter von ihren amtlichen Pflichten

[1]) S. Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1903, Dezemberheft.
[2]) Abgedruckt in der Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1903, S. 770 ff.
[3]) Veröffentlicht in den Grenzboten Nr. 49 vom 3. Dezember 1903

und Bestellung geeigneter Mitarbeiter. Bibliothekar Dr. Fr. Burg-Hamburg berichtet über „Das Runenalphabet des Theseus Ambrosius“. Prof. Dr. J. Franck-Bonn macht Mitteilungen über den Verfasser eines mittelniederdeutschen Gedichtes, das das Leben der heil. Luitgart erzählt. Prof. Dr. H. Wunderlich-Berlin: „Die deutsche Gemeinsprache in der Bauernbewegung des XVI. Jahrhunderts“. In den förmlichen Bauernparlamenten, die durch die Bauernbewegung des XVI. Jahrh. hervorgerufen werden, bildet sich eine eigentümlich gesteigerte Sprache, eine volkstümliche Rhetorik, die besonders die 12 Artikel der Bauernschaft aufweisen. Gymnasialdirektor Dr. Schmidt-Schleusingen: „Die Behandlung des Altdeutschen auf den höheren Schulen“. Der von Sch. unter großem Beifall vorgeschlagene Lehrgang stimmt in Auswahl und Methode mit dem in Österreich seit lange üblichen bis auf ganz unwesentliche Unterschiede überein.

Von Österreichern sprachen noch Prof. Bauer aus Graz in der histor.-epigraph. Sektion am 10. Oktober „über die Bruchstücke einer griechischen Weltchronik auf einem Papyrus der Sammlung Golenischeff“, und Prof. Much aus Wien in der indogerm. Sektion am 9. Okt. Er wandte sich in seinem Vortrage „Zur idg. Mythologie“ gegen die allzu phantasiearme Skepsis, die der kritiklosen Überschwenglichkeit der durch die Namen Kuhn und Max Müller gekennzeichneten „Vergleichenden Mythologie“ gefolgt sei. Zum Beleg hiefür gab der Vortragende einen Überblick über die mythologischen Gleichungen, doch nur soweit als das Germanische an ihnen beteiligt ist. Es wurden dabei mehr als 30 einzelne Namen und Worte besprochen, darunter auch Ausdrücke für Begriffe des Kultes. Unter anderem wurde got. *blôtan* „anbeten, verehren“ auf eine Wz. *mlād* oder *mlōd* zurückgeführt und mit lit. *maldà* „Gebet“ zusammengebracht; der kelt. *Camulus Cumall* wurde dem *Humblus* der dänischen, dem *Hu(l)mul* der ostgotischen Königssage gleichgesetzt; dem griech. *νύμφη* aus **snumbhā* (mit P. Kretschmer zu aslov. *snubiti* „lieben“ zu stellen) sei der Name der schwed. *skog-snufva* aufs nächste verwandt. Die dabei vorliegende Bezeichnung eines elfischen Wesens buhlerischer Natur als „Braut“ habe in *Mahre* ein Seitenstück, das zu kelt. **moro* „Mädchen“, lit. *marti* „Braut“ und deren Sippe gehöre. Aus den Fäden, die sich von der religiösen Nomenklatur der Germanen zu der anderer idg. Völker hinüberspinnen, wollte der Vortragende nicht auf urindogermanischen Besitz, wohl aber auf prähistorischen Kulturaustausch schließen. Es zeige sich auf diesem engeren Gebiete wie auf dem des übrigen Sprachgutes, daß die idg. Völker um so enger miteinander verknüpft seien, je geographisch näher sie einander auch noch in ihren frühgeschichtlichen Sitzen stünden.

Über die geselligen Veranstaltungen kann ich mich kurz fassen. Der Begrüßungsabend fand, wie schon erwähnt, am 6. Oktober in den Räumen der Berggesellschaft statt, wo sich bald so lebhaftes Treiben entwickelte, daß die den einzelnen Sektionen bestimmten Lokale aufgesucht wurden, um die Freude des Wiedersehens oder neu angeknüpfte Bekanntschaft in längerer Nachkneipe zu feiern. Desselben Zuspruches erfreute

sich das Festmahl am folgenden Tage, das seinen schönen Abschluß nach der Reden endloser Flut durch die bengalische Beleuchtung der Morizburg fand. Den Glanzpunkt bildete aber die von der Stadt Halle den Teilnehmern gebotene Festvorstellung der Menaechmi des Plautus (nach C. Bardts Übersetzung) im Stadttheater am 8. Oktober. Eingeleitet wurde dieselbe durch einen von Blümner-Zürich gedichteten Prolog, den Fräulein Ravenau als Thalia in formvollendeter und anmutigster Weise zum Vortrage brachte. Wir müssen uns leider versagen, denselben hier zum Abdruck zu bringen. Die Darstellung selbst erfreute nicht bloß die zünftigen Philologen, sondern, wie ich glaube, jeden Besucher und jede Besucherin. Dazu trug nicht bloß die köstliche Dichtung bei, die noch nach über 2000 Jahren in ihrer Wirkung nicht versagte, sondern auch die brillante Aufführung, die wir dem Regisseur Karl Scholling und den Schauspielern zu danken hatten, die alle ihr bestes in den Dienst des alten Dichters stellten. Besonders verdienen Herr Heinz als Menaechmus I, Herr Rudolph als Menaechmus II und Herr Kaufmann als Messenio hervorgehoben zu werden. Auch der folgende Teil, Ouverture und II. Akt des Oberon erweckten lebhafte Befriedigung. Jeder Teilnehmer ging aus dem Hause mit dem Gefühle, einen selten genußreichen Abend verlebt zu haben.

Den Abschluß bildete der von der Stadt Halle am 9. Oktober gegebene Bierabend in den prächtigen Räumen des Ratskellers. In die festlich gehobene Stimmung mischte sich aber schon das bittere Gefühl, am nächsten Tage die Stadt verlassen zu müssen, die in so kurzer Zeit so viel des Interessanten, Erhebenden und Erfreuenden geboten hatte.

Wien. Dr. Robert Kauer.

H. Buchner, Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. 2. Aufl. von Max Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte. (Aus „Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Erstes Bändchen.) 138 SS. kl.-8°. Leipzig, B. G. Teubner 1903. Preis 1 Mk., geb. 1 Mk. 25 Pf.

„Das nett ausgestattete, illustrierte Büchlein enthält die Wiedergabe von Vorträgen, welche der Nachfolger des Altmeisters v. Pettenkofer in einem Münchener Volksschulhochkurse gehalten hat; es sind echte populäre Vorträge, wissenschaftlich fundiert und doch nichts weniger als trocken; sie behandeln sehr verschiedenartige, gesundheitlich belangreiche und manche sonst interessante Dinge....“

Mit diesen Worten hat Ref. die Besprechung der 1. Auflage des vorliegenden Büchleins in dieser Zeitschrift 1899, S. 645 eingeleitet. Der hochverdiente Verf. ist verstorben und die 2. Aufl. wurde von dem leider aus Wien geschiedenen Professor der Hygiene Max Gruber, dem Nachfolger Buchners insoweit revidiert, als dies durch den Fortschritt der Wissenschaft geboten erschien.

Sachlich möchte Ref. hinsichtlich des in der 1. Aufl. Bemängelten bemerken, daß der Hausschwamm noch immer fälschlich als „Schimmelpilz“ angeführt ist (S. 74); es wird genügen, ihn als „Pilz“ statt unrichtig zu bezeichnen.

Sonst möchte Ref. noch auf folgendes hinweisen: Es wird der Verehrung des genialen Pettenkofer keinen Eintrag tun, wenn man sein „Kohlensäuremaximum“ in Hinkunft mit Rücksicht auf die Grundlage, auf der es ruht, etwas zurückhaltender behandelt (S. 82; vgl. hiezu Sondén und Tigerstedt, Untersuchungen über den Gesamtstoffwechsel. Skandinav. Archiv für Physiol. 1896, VI. Bd.).

Die Blockhäuser (S. 76—77) sind wahrscheinlich eine in kalten, holzreichen und nicht zu lebhaften Außenverkehr unterhaltenden Gegenden (naturgemäß) allgemeine Erscheinung: man findet auch in einzelnen hochgelegenen Teilen unseres Salzkammergutes uralte massive Blockhäuser aus gewaltigen Stämmen und in ganz Tromsö waren wenigstens vor ca. 15 Jahren nur zwei steinerne Häuser (Bank, Bischofspalais).

Die Stilisierung läßt auch bei flüchtiger Lektüre vereinzelte Mängel finden; den gelegentlich der Besprechung der ersten Auflage geäußerten Wunsch nach einem Sachregister hält Ref. im Interesse der großen Masse des Lesepublikums aufrecht.

Ref. weiß die Kritik des Büchleins nicht zutreffender zu schließen, als er jene der 1. Auflage geschlossen hat: Die „Acht Vorträge über Gesundheitslehre seien als ebenso belehrende wie anziehende Lektüre jedem Gebildeten, welcher den modernen Fortschritten der Hygiene ferne steht, wärmstens empfohlen; sie werden auch in den Bibliotheken der Gymnasien und Realschulen eine gewiß öfter begehrte, recht nützliche Lektüre der Schüler oberer Klassen bilden“.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Transactions and Proceedings of the American Philologial Association. 1902. Volume XXXIII. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass. 169 und CLVI SS. gr. 8°. Preis $ 2.[1])

Transactions: I. Mortimer Lamson Earle, Studien zu Sophokles' Trachinierinnen. 1. Die Trachinierinnen und Euripides' Alcestis. 2. Die Trachinierinnen und Euripides' Medea. 3. Ciceros Übersetzung von Trach. 1046—1102. S. 5—29. — II. M. H. Morgan, Bemerkungen über die Wasserzufuhr im alten Rom. S. 30—37. — III. Leon J. Richardson, Über gewisse Eigentümlichkeiten der sapphischen Strophe in ihrer Verwendung bei Horaz. 1. Cäsur und Diäresis. 2. Sinnespausen. 3. Elision und Ekthlipsis. 4. Wortfolge. S. 38—44. — IV. Frederick W. Shipley, Zahlenverderbnisse in einer Handschrift des Livius aus dem 9. Jahrhundert. S. 45—54. (Es handelt sich um den *Codex Reginensis* 762 der Vatikanischen Bibliothek.) — V. R. B. Steele, Einige Formen komplementärer Ausdrucksweise bei Livius. (Der Verf. behandelt die Beziehungsformen korrelativer Satzverbindungen und Satzgefüge und findet beispielsweise, daß *non modo sed etiam* und seine gleichwertigen Ausdrucksweisen bei Livius 65 verschiedene Formen erhalten.) S. 55—80. — VI. W. K. Prentice, Fragmente einer altchristlichen Liturgie auf syrischen Inschriften. S. 81—100. — VII. James Turney Allen, Der sog. iterative Optativ im Griechischen. S. 101—126. — VIII. Benj. Ide Wheeler, Herodots Darstellung der Schlacht bei Salamis. S. 127—138. — IX. B. Perrin, Der Nikias des Pasiphon und Plutarch. S. 139—149. — George Hempel, Die Duenos-Inschrift. S. 150—169.

Proceedings: Curtis C. Bushnell, Zu Seneca, Medea 378—382. p. VII—VIII. — Charles Knapp, Bemerkungen zur Medea des Seneca. (Zu v. 447 ed. Leo, 385 f., 390 f., 387, 301—339, 566 f., 191, 194—196.) p. VIII—IX. — William Hamilton Kirk, Zu Velleius II 42, 2. p. X—XI. — Andrew Ingraham, Stöhrs Algebra der Grammatik. p. XI—XII. — Frank Lowry Clark, Citate aus Plato bei Clemens Ale-

---

[1]) Über Vol. XXXII vgl. diese Zts. 1903, S. 283—285.

xandrinus p. XII—XX. — W. S. Scarborough, Bemerkungen über Bedeutung und Gebrauch von φίλοι und ξένοι bei Demosthenes, de Corona § 46. p. XX. — Andrew F. West, Die verlorenen Partien der lateinischen Literatur. p. XXI—XXVI. — E. G. Sihler, Studien zu Hesiod. 1. Theogonie und Opera. 2. Homer und Hesiod. p. XXVI—XXXII. — F. A. Hall, Begründung des Umfanges des 1. Chorgesanges in Äschylus' Agamemnon. p. XXXII—XXXIII. — Charles Forster Smith, Poetische Wörter und Konstruktionen in Xenophons Anabasis. p. XXXIV—XXXVII. — Edwin L. Green, Mit Präpositionen zusammengesetzte Verba bei Äschylus. p. XXXVIII—XL. — J. E. Harry, Der Gebrauch von κέκλημαι und der Sinn von Euripides' Hippolytus 1 f. p. XL—XLIII. — N. Wilbur Helm, Das Carmen figuratum in den Werken des Publilius Optatianus Porphyrius. p. XLIII—XLIX. — Charles Knapp, Zu Tacitus' Agricola 31. (K. schlägt vor: *libertatem non in paenitentiam laturi; ferre* bei *libertatem* sei zu fassen wie in den Verbindungen *laudem, victoriam, honorem ferre.*) p. XLIX—LI. — Karl P. Harrington, Ciceros Puteolanum. p. LII—LIII. — John A. van Brockhoven, Der musikalische und poetische Rhythmus der Griechen im Lichte der modernen Forschung vom musikalischen Gesichtspunkte. p. LIII—LVI. — Curtis C. Bushnell, Die ersten vier Füße des Hexameters in Horazens Satiren. p. LVI—LVIII. — H. A. Sanders, Das Grab der Tarpeia und der Ursprung des Namens 'Tarpeischer Felsen'. p. LVIII. — Edward Fitch, Die Eigentümlichkeiten der epischen Sprache in den Argonautica des Apollonius Rhodius. p. LIX—LXI. — John C. Rolfe, Varia. (Zu Hor. Od. III 6, 21 *de tenero ungui.* Zur Bedeutung von *canicula.* Zu Varro L. L. V 8: die Stelle beweise, daß die Aussprache von *pons pos* gelautet habe.) p. LXII—LXIV. — R. B. Steele, Die Darstellung der Pest bei Livius. p. LXIV—LXV. — Arthur Stoddard Cooley, Zeus als Vertreter von Naturerscheinungen. II. (Fortsetzung zu Proceedings 1901. p. CXL—CXLII. 'Aus der klassischen Zeit vor 300 v. Chr. haben wir literarische Beweise, daß Zeus mit dem Himmel, der Luft, der Sonne, dem Blitze und endlich mit dem Weltall identifiziert wurde.') p. LXV—LXVII. — H. C. Tolman, Die persischen βασιλήιοι θεοί bei Herodot III 65, V 106. p. LXVII—LXX. — Mortimer Lamson Earle, Zu Ciceros *De natura deorum* I. (Textkritisches zu § 1, 3—4, 16, 22, 25, 37, 88, 90, 101, 107.) p. LXX—LXXI. — Willard K. Clement, Der Gebrauch des Infinitivs bei Lucan, Valerius Flaccus, Statius und Juvenal. p. LXXI—LXXV. — William E. Waters, Die Gebrauchsweisen der Präposition *cum* bei Plautus. p. LXXV—LXXVII. — E. B. Clapp, Der Hiatus bei Pindar. p. LXXX—LXXXII. — Alexis F. Lange, Einige Bemerkungen über die Quellen von Deloneys *Gentle Craft.* p. LXXXII—LXXXIII. — O. M. Johnston, Die Quellenepisode in Chréstien de Troyes' Yvain. p. LXXXIII—LXXXIV. — Hugo Schilling, Die Semasiologie des deutschen 'schenken' (engl. 'skink'). p. LXXXVII—LXXXVIII. — H. T. Archibald, Die Fabel bei Archilochus, Herodot, Livius und Horaz. p. LXXXVIII—XC. — John E. Matzke, Der anglo-normanische Dichter Simund de Freine, p. XC. — Colbert Searles, 'La moglie involata' im Orlando innamorato I. XXII. p. XCI. — John Freyer, Chinesische Poesie. (Konstruktion oder äußere Form. Der Geist oder das innere Wesen. Die Arten der Poesie.) I. XCII—XCIV. — Edward K. Putnam, Der mittelenglische Ursprung von *many, man* und ähnlichen Ausdrücken. p. XCV—XCVI. — B. O. Foster, Nikander und Virgil. p. XCVI—XCVIII. — E. P. Anderson, Einige Bemerkungen zu Chaucers Behandlung des *Somnium Scipionis.* p. XCVIII—XCIX. — F. S. Dunn, Ciceros verlorene Rede *Pro muliere Arretina.* p. C. — F. M. Padelford, Plutarchs Theorie der Poesie. p. C—CI. — Ewald Flügel, Geschichte des Wortes *religio* im Mittelalter. p. CI—CII. — Charles R. Keyes, Einige Phasen der Alliteration und des Reimes im Englischen und Deutschen der Gegenwart. p. CII—CIII. — F. G. G. Schmidt, Sudermanns dramatische Entwicklung. p. CIII

—CIV. — Henry W. Prescott, Zwei germanische Parallelen zum Daphnis-Mythus. p. CV. — H. C. Nutting, Zur Urgeschichte der Hypotaxis. (Bedenken gegen die herkömmliche Art, aus der Parataxis die Hypotaxis herzuleiten.) p. CV. — Max L. Margolis, Jeremias als protestierender Zeuge des Aktes vom Jahre 621 v. Chr. p. CVI—CVIII.

Zu bemerken ist, daß die meisten der in den Proceedings auszugsweise mitgeteilten Vorträge, deren Titel im Vorstehenden namhaft gemacht sind, in anderen Zeitschriften ihrem ganzen Umfange nach veröffentlicht wurden.

Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der latein. Sprache.

Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese, Gießen. Leipzig, E. Haberland, o. J. S. 25—196. gr.-8°. Brief 2—10 à 50 Pf.

Daß Roeses Unterrichtsbriefe mit den das Halbwissen fördernden, in ihren eigentlichen Zielen den Gymnasialunterricht unterbindenden Grammatiken für das vorgerückte Alter oder wie sie sonst heißen mögen, nichts zu tun haben, hat Ref. sofort aus dem ersten Briefe ersehen: s. diese Zeitschr. 1903, S. 747 f. Die vorliegende Fortsetzung bestätigt dieses Urteil vollauf. Sie enthält im wesentlichen die gesamte Flexion (die Konjugation nur in ihren regelmäßigen Erscheinungen, dazu das Verbum *esse*) und das Notwendigste über Form und Gebrauch einiger Redeteile (Pronomen, Numerale, Präpositionen). Elemente der Syntax erscheinen vorsichtig in den Übersetzungsstoff verarbeitet, in den beiden letzten der vorliegenden Briefe wird die Lehre vom Acc. c. i. vollständig abgetan. Von einer Systematik im Sinne unserer Schulgrammatiken ist natürlich keine Rede. Es lösen sich in scheinbar ungeordneter Reihenfolge Partien aus den vorbenannten Abschnitten der Grammatik ab und dazwischen finden sich von der 4. Lektion ab (2. Brief) Kapitel aus Cäsars *Bellum Gallicum*, die zunächst durch interlineare Übersetzung dem notdürftigsten Verständnis des Schülers erschlossen und dann hinterher erläutert werden. Bei all dem hat man den Eindruck eines wohldurchdachten Unterrichtsplanes, der sich die Aufgabe stellt, vom Leichteren zum Schwierigeren zu leiten. Soweit wäre dem Ref. alles klar. Daneben findet sich aber einzelnes in den Briefen, dessen Zweck nicht recht ersichtlich ist. Nach S. 6 wird in den Unterrichtsbriefen das Latein der klassischen Römerzeit nach Maßgabe der preußischen Lehrpläne von 1901 gelehrt. 'Daneben werden die hauptsächlichsten und jedem Gebildeten notwendigen lateinischen Redensarten, Sprüche, Zitate und Sentenzen aus allen Perioden des Latein (bis zur Gegenwart) mitgeteilt und erklärt.' In diesen Plan will sich nicht recht fügen, wenn der Verf. S. 74 eine bedeutende Anzahl (70) Römerstädte in den Donau- und Rheinprovinzen sowie in England mit antiken Namen verzeichnet, die selbst dem Philologen zum Teil unbekannt sind, oder wenn er S. 180 die spätrömische Woche mit den Tagesbezeichnungen behandelt oder wenn er S. 191 *ĕdo* mit der Bemerkung anführt: 'ungebräuchlich seit dem 3. Jahrh. n. Chr.'. Zum Teil mag sich derlei aus dem in einem Prospekt der Verlagsbuchhandlung betonten Streben des Verf. erklären, überall auf den Zusammenhang der modernen mit der antiken Kultur hinzuweisen. Übrigens wird man, da es sich nicht um ein Schulbuch handelt, in dem solche Zugaben Verwirrung anrichten könnten, dieselben passieren lassen nach dem Grundsatz: *Superflua non nocent.*

Wien. J. Golling.

Petit Manuel de Prononciation française à l'usage des étrangers par Léopold Sudre, Docteur ès-lettres, Professeur au lycée Montaigne et à la Guilde Internationale. Per fascicule: Voyelles françaises. Paris, H. Didier 1903. 64 SS. 12°.

Dieses Büchlein, von dem einstweilen das erste Heftchen vorliegt, verfolgt ein rein praktisches Ziel: die fremden Anfänger (speziell sind die Schüler der '*Guilde Internationale*' vom Verf. ins Auge gefaßt worden) in die Aussprache des Französischen einzuführen. In diesem ersten Hefte, welches die Vokale und Halbvokale behandelt, werden zuerst die Betonungsverhältnisse des Französischen besprochen, dann die einzelnen vokalischen Laute beschrieben und in Bezug auf Betonung, Quantität und Qualität, ihre Verbindung mit anderen vokalischen Lauten und ihre Darstellung in der Schrift betrachtet: alles einfach und gemeinverständlich. Dazu kommen Leseübungen, aus Wörtern und Einzelsätzen bestehend. Umschrift, meist mit Hilfe der gewöhnlichen französischen Zeichen, wird nur gelegentlich angewendet. Der Verf. stellt sich nicht auf einen streng puristischen Standpunkt; er beschränkt sich meist nur auf die Angabe des tatsächlichen Sachverhaltes in Bezug auf die Aussprache. So, um nur einiges anzuführen, notiert er, anscheinend als gleichberechtigt, die zweisilbige neben der einsilbigen Aussprache von *août* (S. 9); die halbvokalische Aussprache von *o* in *Noël, poème, poète* („*nwël, pwème, pwète*") neben der vokalischen (S. 45), gestattet „*u nome*" (*un homme*) neben „*œ̃ òme*" (S. 61), welch letzteres offenbar Versehen oder Druckfehler für *œ̃nòme* ist. Doch gibt er für *o* in *trop* (S. 12) nur kurze, geschlossene Aussprache an und spricht sich (S. 32) nicht nur gegen *vous êtes* „*triç*" *ce soir* (für *triste*), *swaye* (für *swà* = *sois*, S. 50) und *c't homme* (für *cet homme*, S. 26) u. ä. aus, sondern auch gegen „*quèk' chose*" (für *quelque chose*) und sogar gegen *quat' mars* (für *quatre mars*, S. 32). Auffälligerweise wird für unbetontes *o, a, e* kein Qualitätsunterschied gemacht (wohl aber inkonsequenterweise für unbetontes *œ*), sondern für sie je ein „*son moyen*" angenommen. Nun ist sicher unbetontes *e* z. B. in *élève, éclair* trotz des Accent aigu nicht geschlossen, aber deswegen kann man es doch nicht mit dem unbetonten *e*-Laute von *maîtresse. treisième* u. ä. in einen Topf werfen. Desgleichen wird man einen merklichen Unterschied zwischen den unbetonten *a* von *cabane, chapeau* einer- und *caser, château* andererseits (welch letztere Beispiele allerdings vom Verf. nicht zitiert werden) wahrnehmen. Auch sonst wird das Büchlein weitergehenden Ansprüchen nicht genügen; so ist z.B. die Behandlung des stummen *e* unvollständig: für den bescheidenen Zweck, den sich jedoch der Verf. gestellt hat, ist es vollkommen ausreichend. Für weitere Einzelheiten fehlt uns der Raum.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Dr. Emil Deckert, Nordamerika. Eine allgemeine Landeskunde. 2. neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut. 1. Lfrg. 1903.

Über die Ursachen der Teilung des Bandes Amerika der Sieverschen Länderkunde in zwei Hälften wurde bereits gelegentlich des Erscheinens der ersten, der Süd- und Mittelamerika zufielen, gesprochen. Die vorliegende erste Lieferung des zweiten selbständigen Teiles zeigt durch ein prächtiges Bild des Tempeltores an den Apostelinseln im Oberen See sowie durch die gänzlich neu gezeichnete und fast durchwegs geänderte geologische Karte von Nordamerika, welch tiefgehende Umgestaltungen des Werkes wir von Seite Deckerts zu erwarten haben. In der Erforschungs-

geschichte wurden die Ergebnisse bis zum Jahre 1900 verwertet. Von der allgemeinen Übersicht enthält die erste Lieferung nur die Beschreibung der Weltstellung, Grenzen und Größe sowie einen Teil der Küstengliederung

Wien. J. Müllner.

Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die I. und II. Gymnasialklasse von Josef Nitsche. Wien, Franz Deuticke 1902. Preis geb. 2 K.

Dieses Buch kann als in jeder Beziehung für den Unterricht geeignet erklärt werden. Durch die besondere Einfachheit und Klarheit der Darlegung des Lehrstoffes, sowie durch die zahlreichen Übungsaufgaben wird dasselbe dem Schüler auch bei der häuslichen Wiederholung von großem Nutzen sein.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

14. Gatscha, Dr. Friedr., **Bemerkungen über die Kunst des Übersetzens.** Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau 1903. 20 SS. 8°.

Der Titel des vorliegenden Aufsatzes würde genauer lauten: Über die Grenzen der Möglichkeit, fremdsprachliche Geisteswerke durch Übersetzungen wiederzugeben. Der Verf. geht von der Sammlung der Reden aus, welche die Wiener Wochenschrift 'Die Wage' unter dem Titel: 'Was leistet das Gymnasium?' im Jahre 1898 veröffentlicht hat. 'Wohl eine der geistvollsten Reden' erscheint dem Verf. die von Prof. Jodl: er hebt daraus jenen Passus hervor, wonach uns die Ideenwelt des Altertums durch Übersetzungen zugänglich und daher die Erlernung der altklassischen Sprachen entbehrlich ist. Es bedurfte nicht erst der Heranziehung der 'Wage' und der 'geistvollen' Rede Jodls, um auf ein Argument gegen das Studium der alten Sprachen hinzuweisen, das ebenso alt ist als die Angriffe auf unsere gymnasialen Einrichtungen und von Laien unzähligemale wiederholt wird, wenn nicht der Verf. mit diesem Hinweis einen guten Zweck verbunden hätte. Er bemerkt nämlich, daß Jodl mit naiver Unbefangenheit gleichzeitig eine Reihe französischer und englischer Autoren aufzählt, deren Lektüre im Original an Mittelschulen er befürwortet. Daß weder Jodl noch irgend jemand aus seinem Hörerkreise sich die Frage vorlegte, warum man moderne Schriftsteller im Original lesen solle, wenn für die antiken Übersetzungen genügen, ist gewiß seltsam: das Umgekehrte wäre entschieden vernünftiger; denn 'im allgemeinen ist ein Autor desto weniger übersetzbar, je entfernter sein Kulturkreis zeitlich oder räumlich von dem unseren ist'. Gatscha S. 20. Der Verf. geht nun all die Schwierigkeiten durch, welche sich einer getreuen Übersetzung entgegenstellen oder eine solche geradezu unmöglich machen. In der Regel unübersetzbar sind Wortspiele und Wortwitze des Originals, unersetzbar in Übertragungen sind Anspielungen auf Personen, Örtlichkeiten oder Zustände, welche nur dem Leser des Originals bekannt sind oder zur Zeit des Autors bekannt waren, desgleichen Sprachmengereien, wie sie in Lessings 'Minna von Barnhelm' der Chevalier Riccaut mit seiner aus Französisch und gebrochenem, schlechtem Deutsch bestehenden Sprache treibt, weiter vom Autor absichtlich dunkel oder mehrdeutig gehaltene Stellen, schwer, in manchen Sprachen gar nicht nachzubilden ist die poetische Form (Metra

der griechischen Chorpartien!), unübertragbar sind Stil und Sprache, welche deutlich auf die Herkunft des Schriftstellers hinweisen ('das Materielle läßt sich von einem Lande ins andere übertragen, das Geistige aber bleibt im Lande zurück') und schließlich auch das, was man 'Stimmung' eines poetischen Werkes nennt. — Von diesen Punkten scheint dem Ref. der an zweiter Stelle angeführte nicht hieher zu gehören. Anspielungen auf Personen, Örtlichkeiten oder Zustände, welche nur zur Zeit des Autors bekannt waren, sind heute im Original und in der Übersetzung gleich unverständlich. Der beste Latinist versteht Martial III 86 *Panniculus* und *Latinus* im lateinischen Texte ohne Note nicht und der Laie, dem diese beiden Worte kommentiert werden, braucht keinen lateinischen Text zu verstehen. Kurzum, sie sind im lateinischen Texte und in der Übersetzung gleich erklärungsbedürftig; ersetzt man sie in letzterer durch irgend welche moderne Namen, so ist das keine Übersetzung mehr. — Die Folgerungen, die sich dem Verf. aus den vorgeführten Gesichtspunkten ergeben, sind: 1. Eine Übersetzung kann das Original dann ersetzen, wenn es sich dem Autor nur darum handelt, gewisse Gedankenkreise seinen Lesern mitzuteilen, ohne daß er auf die Form und die Erregung bestimmter Stimmungen Wert legt. Hieher gehören wohl alle wissenschaftlichen Werke. 2. Jedes Werk, das eine eigenartige Form aufweist oder Stimmungen zu erregen sucht mit Sprachmitteln, die anderen Sprachen ganz oder größtenteils abgehen, ist nicht so übersetzbar, daß die Übersetzung das Original ersetzen könnte. Dies trifft zunächst bei den lyrischen und den meisten dramatischen Dichtungen zu. 3. Literarische Produkte, die dem Grenzgebiete der beiden vorbenannten Arten angehören (Epos, Roman, Novelle), sind übersetzbar. 4. Im allgemeinen sind zeitlich und räumlich unserer Kultur entrückte Autoren am schwersten zu übersetzen. — Und die Nutzanwendung auf unseren altklassischen Sprachunterricht? 'Die Autoren, welche nur Tatsachen vermitteln wollen, können alle durch Übersetzungen ersetzt werden (Xenophon, Herodot, Cäsar, Livius), dagegen sollten mehr griechische Dramen, eine Auswahl griechischer und römischer Lyrik (Catull!), eine griechische oder römische Komödie im Urtext gelesen werden. Ärzte dagegen, Mathematiker, Astronomen und Naturhistoriker im Original zu lesen, wie Wilamowitz in seinem griechischen Lesebuch will, scheint mir ganz überflüssig, ja schädlich'. Ref. freut sich aufrichtig, endlich einmal mit solcher Unumwundenheit das einzig richtige Urteil über Wilamowitz' Marotte ausgesprochen zu sehen: es ist, als ob der Name dieses Gelehrten die Geister gebannt hielte und ein pädagogischer Mißgriff, der von ihm ausgeht, nicht als solcher dürfte bezeichnet werden. Im übrigen hat Ref. folgendes zu bemerken. Aus der Übersetzung eines Cäsar oder Livius ist der Geist des Altertums gewichen: was bleibt dann zurück? Bloß die vermittelten Tatsachen! Aber wenn wir nur um dieser willen die genannten Autoren lesen, dann greifen wir statt nach Cäsar lieber nach den einschlägigen Werken von Napoleon oder Göler, statt nach Livius nach Mommsens Römischer Geschichte. Denn in diesen Werken werden die Tatsachen, welche Cäsar und Livius berichten, nach dem Stande der heutigen Forschung erzählt.

Wien. J. Golling.

---

15. **Emig, Prof. Joh. Jul., Die Betätigung der Phantasie im Geographie-Unterrichte.** Progr. der k. k. Oberrealschule in Dornbirn 1902. 8°, 10 SS.

Der Verf. betont zunächst, daß es im geographischen Unterrichte von größtem Werte sei, nicht nur die Karte (durch Zeichnen) vor den

Augen des Schülers entstehen zu lassen, sondern auch eine ganze Kulturlandschaft aus den Elementen aufzubauen, welche der eigenen klaren Anschauung des Schülers entnommen sind. — Die Bekanntschaft mit der Umgebung Dornbirns — am Fuße der Alpen und am Rande der Rheinebene gelegen — voraussetzend, setzt der Verf. in sehr anziehender Weise die Darstellung Hollands in Bezug auf Aufriß, Bewässerung, Klima, Bodenbenützung und landschaftlichen Charakter aus den Elementen der Heimat zusammen, ebenso geschickt die Ähnlichkeit, wie den Gegensatz (z. B. bei Ausnützung der Wind- und Wasserkraft) benützend. — Einen Ausblick von den Höhen auf die nebelerfüllten Täler benützt der Verf., um den Schülern eine Fjordlandschaft zu veranschaulichen; er zeigt, wie die Heimat die Mittel bietet, um selbst das Bild des Niltales und Nildeltas und der Verhältnisse im alten Lakonien und Messenien im Geiste der Schüler entstehen zu lassen.

Gewiß wird die sehr lesenswerte Abhandlung die Berechtigung der Forderung dartun, daß die Heimat auf allen Unterrichts- und Altersstufen des Schülers als beständige Fundgrube für die Veranschaulichung zu gelten habe.

16. Dürschmid, Prof. Wenzel, Über die Ursachen der Steppen- und Wüstenbildung. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1902. 8°, 12 SS.

Der Verf., welcher bereits J. Walthers Werk: „Das Gesetz der Wüstenbildung in Gegenwart und Vorzeit“, Berlin 1900, benützt hat, versteht mit Simony unter Wüsten „solche Länderteile, in welchen Wasserlosigkeit der Oberfläche und eine bis zu absoluter Pflanzenlosigkeit sich steigernde Pflanzenarmut den herrschenden Charakter der Landschaft bilden“. Nach der Betrachtung der Steppen- und Wüstengebiete in den einzelnen Erdteilen bezeichnet er (S. 7) die Regenverteilung als die Hauptursache der Steppen- und Wüstenbildung, daneben kommen die Bodenerhebung, die geologische Beschaffenheit des Bodens (Salzgehalt!), Zu- und Abnahme der Pflanzenbedeckung (Waldungen) in Betracht. Das Vordringen der Wüste scheint nach des Verf.s Darstellung auf einer Art Verkarstung zu beruhen, die durch den Menschen einerseits befördert, anderseits hintangehalten werden kann, u. zw. durch Bewässerung (Anlage artesischer Brunnen).

Die großen Schwierigkeiten, auf welche man bei Entlehnung wissenschaftlicher Werke aus größeren Bibliotheken in Provinzstädten stößt, dürften den Verf. genötigt haben, sich auf eine beschränkte Literatur zu stützen. Dr. S. Günther erörtert in dem II. Bande (S. 925—930) seiner Geophysik die Steppen- und Wüstenbildungen — unter Angabe der einschlägigen Werke — kurz und bündig. Günthers Satz: „Echte Wüsten sind als Potenzierung des Steppenlandes in solchen Ländern zu erachten, deren meteorische Befeuchtung eine überaus geringe ist“, hätte füglich als Grundlage dienen können. Die letzte Ausgabe des Handbuches der Klimatologie von Hann ist aus dem Jahre 1897. — Die Vorgänge, welche eine Änderung des Klimas veranlassen können, sind nicht vollständig aufgezählt (S. 3). Die Erklärung, daß die subtropische Zone eine scharf ausgeprägte Regen- und Trockenzeit aufweist (S. 8), hätte bereits auf S. 4 angebracht werden sollen; dann kann aber diese Zone nicht vegetationslos sein, ihr Klima fördert allerdings den Prozeß der Steppenbildung mächtig (vgl. Günther II, S. 926), sie enthält aber gerade, das Mittelmeerbecken im weitesten Sinne umfassend, die Kulturwelt des Altertums (vgl. Günther, II. S. 298). Auch das Kapland (S. 5) gehört dieser Zone an. Dagegen können die großen Wüstengebiete, weil sie überhaupt keine Regenzeit, sondern nur vereinzelte, manchmal durch jahrelange Pausen getrennte Regenfälle aufweisen, nicht zur subtropischen

Zone gerechnet werden. Da die Steppengebiete wenigstens zu gewissen Zeiten ausgiebige Regen empfangen, so lassen sie sich streckenweise in Kulturland verwandeln; es liegt kein Grund vor, die Pußten, Prärien und die Südrussischen Steppen von der Betrachtung der Steppen auszuschließen (S. 4, Anm. 3); denn dann müßten auch die Llanos (S. 6), welche sich jetzt ohne menschliches Zutun stark bewalden, ausgeschieden werden. Die Wüstenbildung wird in Westaustralien ebenso wie in Südamerika (Atacamawüste S. 7) durch kalte Auftriebwässer und Strömungen im Indischen Ozean begünstigt. Gila- und Mohavewüste sind echte Wüsten; an regenarmen Gebieten ist Nordamerika sehr reich (S. 7). Die Kultivierung mag in Kansas und Nebraska eine Zunahme des Niederschlages herbeigeführt haben (S. 9); der günstige Einfluß des Waldes aber wird dadurch nicht erwiesen; dessen Ausbreitung dürfte dort eher ab- als zugenommen haben.

Freistadt (Oberösterreich). Dr. Julius Mayer.

Entgegnung.

Das Dezemberheft dieser Zeitschrift enthält eine aus der Feder eines Hrn. Dr. E. Grünfeld stammende Kritik meiner im Jahre 1902 im Waidhofener Jahresberichte veröffentlichten Abhandlung über das Rechnen mit unvollständigen Dezimalzahlen, auf die ich folgendes entgegne.

Jedermann, der die Mathematik nicht als bloßes Spiel mit Zeichen und Zahlen betrachtet, muß es bedauerlich finden, daß in den neueren Lehrbüchern für Mittelschulen das oben angeführte Thema nur kurz und oberflächlich behandelt wird. Nicht nur, daß von einer erschöpfenden Begründung des an einzelnen Beispielen durchgeführten Rechnungsverfahrens keine Rede ist, fehlt fast durchgehends das Wichtigste: die Bestimmung der Fehlergrenzen. Schreiber der Programmarbeit hat es darum an der Hand der O. Stolzschen Vorlesungen über allgemeine Arithmetik, die leider von den meisten Lehrbüchereditoren und Lehrern unbeachtet gelassen werden, versucht, diesem Übelstande in einer auch für Schüler verständlichen Weise zu begegnen. Daß dies überflüssig sein soll, kann wohl nur der behaupten, dem die lückenhafte Behandlung dieses Kapitels in den Lehrbüchern genügt, und der vollauf zufrieden ist, rechnen zu können und rechnen zu lehren, ohne einen genügenden Grund für die Richtigkeit und Genauigkeit der dargelegten Methoden angeben zu können. Daß Schreiber seine Behelfe nicht aus den genannten Lehrbüchern nehmen konnte und tatsächlich auch nicht nahm, ist sonach klar, wenn er auch nicht in Abrede stellt, die das allgemeine Verfahren erläuternden Beispiele großenteils dem Lehrbuche für Arithmetik und Algebra von F. Hočevar entnommen zu haben, was doch wohl den Wert einer Arbeit nicht beeinträchtigen kann. Der Schlußsatz der Kritik verrät endlich die Intention des Rezensenten zur Genüge; ich überlasse es daher jedem Einzelnen, in meine Arbeit Einsicht zu nehmen und darnach diese unberufene Kritik zu beurteilen.

St. Pölten. Dr. K. Lorenz.

Erwiderung.

Die vorstehenden Äußerungen vermögen die Ansicht des Ref. über den Wert jenes Programmaufsatzes in keinerlei Weise zu ändern und er überläßt es ruhig den Herren Fachgenossen zu entscheiden, ob die Kritik eine „unberufene" war.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Eingesendet.

Bitte an die Herren Kollegen, insbesondere Philologen.

Ein vom Unterzeichneten verfaßtes Schriftchen „Gesundheitsregeln für Schüler und Schülerinnen" (Wien, k. k. Schulbücherverlag 1904, Preis 10 h) enthält u. a. auch Merkverse zur Gesundheitspflege. Für manchen der behandelten Punkte sind dem Verf., bald aus der Volksweisheit, bald aus der klassischen Literatur zutreffende Sprüche bekannt, wie z. B.:

Gut gekaut
Ist halb verdaut

oder:

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen.
(Goethe.)

Zu einzelnen Kapiteln existieren Verse in größerer Zahl (z. B. hygienischer Wert der Mäßigkeit), für andere (z. B. Gesicht, Gehör, Körperhaltung, Infektionskrankheiten) ist dem Autor Zutreffendes nicht bekannt.

Derselbe erlaubt sich hiemit an die geehrten Herren Kollegen die Bitte, ihm gelegentlich Kernsprüche aus dem Volksmunde oder der schönen Literatur (eventuell mit Quellenangabe) zukommen zu lassen, sofern die Sprüche irgend ein Gebiet der Gesundheitspflege s. s. betreffen, d. h. nicht bloß nebenbei berühren.

Es soll das in Rede stehende Broschürchen auch in die verschiedenen österreichischen Landessprachen übersetzt erscheinen; für diese Ausgaben wäre gelungene Übersetzung der in der deutschen gebotenen Verse, ganz besonders aber die Aufnahme passender, in den betreffenden Sprachen bereits existierender Sprüche sehr erwünscht; der Verfasser erlaubt sich daher ferner an die geehrten Herren Kollegen, welche eine der außer der deutschen in Österreich verbreiteten Sprachen genau kennen, im Interesse wirkungsvoller Verbreitung hygienischer Lebensregeln unter der Jugend die Bitte um schriftsprachliche Beiträge jener Art, endlich das belangreiche Ansuchen an Redaktionen der in einer der slavischen Sprachen oder der in italienischen erscheinenden pädagogischen Zeitschriften um gütige Aufnahme der vorstehenden Bitte, bezw. eines singemäß formulierten Textes derselben in die betreffenden Fachblätter.

Leo Burgerstein,
Wien VI/2, Bürgerspitalgasse Nr. 28.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums".

In mancher Hinsicht scheint unsere Zeit mit der um 100 Jahre vorausliegenden der Romantik verwandt zu sein. Es finden sich nicht nur in einzelnen Richtungen der bildenden Kunst und der Dichtung bald leisere bald stärkere Anklänge an die künstlerischen Ideen und Formen der Romantik, vor allem haben wir das regere philosophische Interesse, das Streben nach harmonischer Weltanschauung, das neu erwacht ist und in immer weitere Kreise dringt, nachdem es im vorigen Jahrhundert durch die Einzelwissenschaften, besonders durch die Naturwissenschaft lange Zeit zurückgedrängt war, mit jener Epoche gemein, in der die Philosophie die Königin der Wissenschaften war. Der Zug nach Zusammenfassung, der systematische Trieb regt sich nicht nur in der Philosophie selbst — ich denke vor allem an Wundt —, sondern auch in den einzelnen Wissenszweigen, und zwar sowohl in der Naturwissenschaft wie in den Geisteswissenschaften. Ich erinnere nur an die Worte A. Harnacks in seiner Rektoratsrede vom 3. August 1901: „Mögen uns in der Wissenschaft Männer geschenkt werden, die auf dem Grunde solider Forschung den Mut der Zusammenfassung haben", und an Werke, die diese Forderung zu erfüllen streben, wie etwa K. Breysigs: „Kulturgeschichte der Neuzeit" und Ostwalds „Vorlesungen über Naturphilosophie".

Doch es wird zu prüfen sein, ob diese Verwandtschaft mit der Romantik eine echte oder nur eine scheinbare ist, d. h. ob unser „Systemtrieb" nicht auf wesentlich anderen Voraussetzungen beruht. Dazu aber bietet uns treffliche Gelegenheit die Betrachtung von Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen

Studiums“ [1]), die im vorigen Jahre das 100jährige Jubiläum ihres ersten Erscheinens erlebten. Denn wohl in keinem Werk der romantischen Philosophie ist die Notwendigkeit der systematischen Einheit aller Wissenschaft schärfer betont und eingehender begründet als in ihnen.

Schelling hat die „Vorlesungen“ 1802 in Jena gehalten und im nächsten Jahre drucken lassen, sie fallen also in die Zeit der höchsten Blüte der Romantik, mit deren Vertretern Schelling während seiner Jenenser Lehrtätigkeit in den engsten persönlichen und geistigen Beziehungen stand. Er teilte mit ihnen die Bewunderung Goethes und Fichtes, forderte gleich ihnen Genialität vom Künstler wie vom Philosophen, hegte die gleiche Ehrfurcht wie sie vor der Geschichte, strebte mit ihnen nach Vereinigung von Dichtung und Philosophie, Kunst und Religion, ästhetischem und sittlichem Leben [2]).

Kants Lehre erfüllte die Einheitsforderung der Zeit nicht. Sein kritischer Sinn hatte scharf geschieden zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Glauben und Wissen, zwischen der Welt der Dinge an sich, die, dem Wissen ewig verschlossen, sich nur dem sittlich-religiösen Glauben öffnet, und der Welt der Erscheinung, die für den Verstand erkennbar, weil von seinen Gesetzen beherrscht, und seine Ethik forderte strenge Trennung zwischen Natur und Geist, sinnlichem Trieb und sittlichem Wollen. Um so stärker entfaltete sich nach Kant das künstlerisch-wissenschaftliche Streben, alles Wissen aus einem Prinzipe abzuleiten. Das erste Produkt dieses „Systemtriebes“ ist Fichtes „Wissenschaftslehre“. Sie hob den Unterschied zwischen intelligibler und empirischer Welt wieder auf, indem sie auch die Dinge an sich aus den Gesetzen des Verstandes erklärte, die Natur in bewußtloser Produktion aus dem Ich hervorgehen ließ als die Schranke, die dieses in seinem unendlichen Streben sich selbst zum Zwecke seiner sittlichen Betätigung setzt. Aber eben deshalb gab es in der Moral auch für ihn einen scharfen Gegensatz zwischen Natur und Sittlichkeit, und das Eigenleben der Natur hatte ebenso wie die Kunst keine Stelle in seinem System gefunden.

Diese Lücken der Wissenschaftslehre auszufüllen, schuf Schelling seine Naturphilosophie, die das Werden des Ich darstellt, die Natur auffaßt als die bewußtlose Vernunft, die darnach ringt sich zum Bewußtsein, zum Ich zu erheben. Sie sieht die Natur an als das Produkt entgegengesetzter Kräfte und stellt die zunächst bei den magnetischen und elektrischen Prozessen beobachtete

---

[1]) In Schellings sämtlichen Werken, herausgeg. von seinem Sohn, Stuttgart und Augsburg 1859, I 5, 205—372, mit Zusätzen aus Schellings handschriftlichem Nachlaß.

[2]) Vgl. Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie, 2. Aufl., VI 26 ff. R. Haym: Die romantische Schule 580 ff. W. Windelband: Geschichte der neueren Philosophie II 266.

„Polarität“, unter der sie die Entzweiung eines und desselben Wesens in seine Gegensätze und ihre Wiedervereinigung versteht, als Grundform aller Naturprozesse, alles Geschehens, als allgemeines Weltgesetz auf[1]).

Aber durch den Einfluß der Romantik, dann Spinozas und anderer Denker der Vergangenheit entfernte sich Schelling allmählich immer weiter von Fichte. Zunächst ersetzte er im „System des transzendentalen Idealismus“ (1800) die Wissenschaftslehre durch eine selbständige Behandlung desselben Themas und ergänzte sie durch die Philosophie der Kunst, dann aber vereinigte er in der „Darstellung meines Systems“ (1801) Natur- und Transzendentalphilosophie in seinem eigenen von Fichte abweichenden Identitätssystem oder der Lehre des absoluten Idealismus. Indem er nämlich jetzt den Begriff der Polarität auf das Absolute übertrug, bezeichnet er dieses als die absolute Identität, die sich ewig in Subjekt und Objekt spaltet, um sich wieder zu vereinigen. Das Produkt dieses Strebens des Absoluten, sich selbst objektiv zu werden, sich selbst anzuschauen, ist die Welt. Wie Spinoza aus dem Substanzbegriff, so suchte Schelling nach seinem Vorbild aus diesem Prinzip der absoluten Identität oder der ewigen Subjekt-Objektivierung des Absoluten und seiner Spaltung in die quantitative Differenz des Idealen und Realen die ganze Welt und alle Erscheinungen in ihr abzuleiten. Zu dem Einflusse Spinozas aber gesellten sich der von Leibniz' Monadologie, Brunos ästhetischem Pantheismus und Platos Ideenlehre in der Form der neuplatonischen Auffassung der Ideen als Selbstanschauungen Gottes, und es entstand so eine Modifikation der Identitätslehre, dargestellt im Dialog „Bruno“ (1802). Die Welt geht jetzt erst durch Vermittlung der Ideen aus dem Absoluten hervor, das sich in ihnen selbst anschaut[2]).

Dies ist der Standpunkt, dem die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ angehören. Ihre Entstehung fällt in dasselbe Jahr wie der „Bruno“. Doch stehen sie insofern schon auf dem Übergange zur späteren mystisch-theosophischen Periode des Philosophen, als in ihnen das Interesse für Religion und Geschichte bereits sehr stark hervortritt, wenn ihnen auch das mystische und irrationale Element noch fehlt und das Entwicklungsprinzip noch nicht auf das Absolute selbst übertragen ist, das vielmehr dieselbe raum- und zeitlose Unveränderlichkeit und Gleichheit besitzt wie Spinozas Substanz und Platos Ideen. Zum Verständnis der „Vorlesungen“ sind außer den schon erwähnten Schriften und dem „System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere“ (1804) namentlich noch die „Philosophie der Kunst“ (1802/3) und die beiden in dem mit dem damaligen Freund und Anhänger Hegel gemeinsam herausgegebenen

---

[1]) Vgl. Windelband l. c. II 227 ff., K. Fischer l. c. VI 315 ff.
[2]) Windelband l. c. II 267 ff., K. Fischer l. c. VI 491 ff.

„Kritischen Journal" erschienenen Abhandlungen „Über das Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" (1802) und „Über die Konstruktion in der Philosophie" (1803) mit heranzuziehen.

Die „Vorlesungen" [1]) sind die Anwendung der Identitätslehre auf Universität und Wissenschaften, sie zerfallen daher wie die meisten derartigen hodegetischen Vorlesungen in zwei Teile, von denen der eine das Wie, der andere das Was des akademischen Studiums behandelt, der erste also Wesen und Aufgabe der Universitäten darstellt, während der zweite die Aufstellung eines enzyklopädischen Systems der Wissenschaften gibt. Der letztere bildet den Hauptinhalt; denn gerade der Entwurf eines einheitlichen Wissenschaftsorganismus lag ganz im Sinne der Zeit. Schon Hardenberg und Friedrich Schlegel hatten einen solchen geplant, und in demselben Jahr, in dem Schellings Vorlesungen erschienen, hielt A. W. Schlegel Vorlesungen über Enzyklopädie [2]). Der Darstellung des Inhalts jener beiden Teile schicke ich eine Klarlegung der allgemeinen Auffassung Schellings von Wesen und Ziel der Wissenschaft in dieser Periode voraus und lasse zum Schluß eine kurze Kritik und Würdigung der „Vorlesungen" folgen.

Schellings Auffassung vom Wesen und Ziel der Wissenschaft [3]).

Schelling geht aus von der Überzeugung eines unbedingten Wissens, eines Wissens, das über die Tatsachen des Bewußtseins hinaus in die Welt des Absoluten dringt [4]). Daß eine solche absolute Erkenntnis nicht Sache des menschlichen Verstandes ist, dem vielmehr nur die Welt der Erscheinung zugänglich ist, darin hat Kants „Kritik der reinen Vernunft" vollkommen recht. Aber es ist falsch, deshalb die Möglichkeit eines Erkennens der Dinge an sich überhaupt zu leugnen. Kann es der Verstand nicht leisten, so gibt es über ihm noch ein höheres Erkenntnisvermögen, für das die Verstandesgesetze keine Geltung haben, das ist die reine Vernunft- oder intellektuelle Anschauung.

Daß sie zum Absoluten durchzudringen vermag, ist aber nur möglich, wenn das Wesen des Absoluten selbst im Erkennen besteht. Darum definiert Schelling das Absolute als die Subjekt-Objektivität, die nichts anderes ist als die ewige Selbstanschauung oder Selbsterkenntnis des Absoluten. Die intellektuelle Anschauung aber fällt mit dieser Selbstanschauung zusammen, alles wahre

---

[1]) Vgl. Inhaltsangabe bei Kuno Fischer VI 565—595, Windelband II 277, Haym 854 f.

[2]) Haym l. c. 844 ff.

[3]) Kuno Fischer l. c. VI 566 ff.

[4]) Schelling I 5, 268 ff.

menschliche Wissen ist Teilnahme an dem Urwissen des Absoluten, ist „ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen“ [1]).

Der Zusammenhang dieser Lehre mit Spinozas *amor dei intellectualis, quo deus se ipsum amat,* noch mehr mit der romantischen Genielehre leuchtet ein.

Die Subjekt-Objektivität ist ein „absolutes Produzieren“ [2]), das Absolute ist, wenn auch Schelling selbst seine Lehre nie in dieser Form ausgesprochen hat, nichts anderes als der absolute Genius, der die Welt als das höchste Kunstwerk in ewiger Produktivität zum Zwecke seiner Selbstanschauung schafft, der also gewissermaßen im ewigen Selbstgenuß der eigenen Phantasie schwelgt [3]).

Da in der Subjekt-Objektivität oder der Identität des Realen und Idealen das Urprinzip und das „allwaltende Gesetz des Universums“ [4]) entdeckt ist, so kann die Aufgabe der Wissenschaft nur sein, alles aus diesem einen gewissen Punkte abzuleiten, den Akt der Subjekt-Objektivierung durch alle Dinge hindurch zu verfolgen [5]), überall die quantitative Differenz des Idealen und Realen aufzuzeigen.

Die Methode der Wissenschaft ist daher die Konstruktion. Was Schelling Konstruktion nennt, ist aber wesentlich verschieden von der deduktiven Methode oder der Ableitung aus einem Prinzipe, die seit Descartes das Ideal aller rationalistischen Denker bildete. Sie stützten sich dabei auf die Kausalitätstheorie oder das Gesetz von Grund und Folge. Dieses aber betrachtet Schelling ebenso wie den Satz vom Widerspruch als nur dem empirischen Verstand, nicht aber der absoluten Erkenntnisart der intellektuellen Anschauung zukommend. Seine Konstruktion besteht daher mehr nur in einer Deutung der Erscheinungen, die man auch nicht gut als eine teleologische bezeichnen kann, da in der Welt des Absoluten keine Entwicklung stattfindet; ihre Aufgabe ist, den Wert der Erscheinungen anzugeben, jeder einzelnen die ihr im System des Ganzen zukommende Stelle anzuweisen.

Jede Wissenschaft muß daher, wenn sie diesen Namen verdienen will, in letzter Linie auf die Subjekt-Objektivität als den Ausgangspunkt der Konstruktion zurückgehen, und es kann nur ein einheitliches Wissenschaftssystem geben, dem sich jede Einzel-

---

[1]) Schelling I 5, 218.

[2]) a. O. I 5, 281.

[3]) Vgl. Nietzsche, der mit Schelling und der Romantik durch das Mittelglied des Schopenhauerschen Pessimismus zusammenhängt: „Traum schien mir da die Welt und Dichtung eines Gottes; farbiger Rauch vor den Augen eines göttlich Unzufriedenen“. („Also sprach Zarathusthra“: Von den Hinterweltlern.)

[4]) Schelling I/X 5, 348.

[5]) I 5, 325.

wissenschaft als ein organisches Glied einfügen lassen und das in seiner Totalität ein genauer Abdruck des Urwissens sein muß [1]).

Es ergibt sich von diesem Standpunkt aus notwendig die Verachtung alles rein empirischen Wissens als eines Wissens, das auf die Gesetze des Verstandes sich gründet, das am Endlichen haften bleibt und, des einheitlichen Mittelpunktes ermangelnd, im Dunkeln umherirrt und in Einzelheit zerfällt [2]). Schelling unterscheidet also wieder wie der vorkantische Rationalismus zwischen adäquater oder intuitiver und inadäquater oder verworrener Erkenntnis, zwischen der Erkenntnis des Möglichen und der des Wirklichen, zwischen notwendigen und zufälligen Wahrheiten, mit dem Unterschied jedoch, daß er, da seine Lehre keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen empirischer und absoluter Welt kennt, vielmehr jene aus dieser hervorgehen läßt, auch dem empirischen Wissen einen, wenn auch untergeordneten Wert zugestehen muß. Es hat nur dann Berechtigung, wenn es, auf alle Erklärung verzichtend und sich mit der einfachen Vorstellung des Tatsächlichen, der reinen Beschreibung der Erfahrung begnügend [3]), das Material liefert, in dessen Deutung und Konstruktion die Aufgabe der höheren absoluten Erkenntnis besteht, die nur Sache der produktiven Genialität ist [4]).

Schellings Wissenschaftssystem [5]).

Zu Schellings Zeit war die Universität, vielleicht in noch höherem Maße als heute, die Hauptstätte der Wissenschaft in Deutschland. Schelling konnte daher die Realisierung seines Wissenschaftsideals nur von der Universität und speziell von der neu auf die Universität strömenden und darum „noch nicht in obsoleten Formen verhärteten“ [6]) akademischen Jugend erwarten. Dies ist der Grund, weshalb er seine wissenschaftlichen Reformideen, die sich ihm von seinem jetzigen Standpunkt aus, wo er den Einheitspunkt alles Wissens überhaupt aufgefunden zu haben glaubt, von selbst aufdrängen, in der Form einer Methodenlehre des akademischen Studiums gibt.

Die Universität ist für Schelling die notwendige Realisation des idealen Wissenschaftsorganismus [7]). Nun sieht aber Schelling als echter Romantiker in allem geschichtlich Gewordenen ein Vernunftgemäßes. Daher sucht er nicht, wie der revolutionärer ge-

---

[1]) Schelling I 5, 217.
[2]) I 5, 319 ff.
[3]) I 5, 322 f.
[4]) I 5, 267, 241.
[5]) Vgl. dazu K. Fischer VI 573 ff.
[6]) Schelling I 5, 214.
[7]) I 5, 282.

sinnte Fichte [1]), die Fakultätseinteilung der Universität von seinem Wissenschaftsideal aus zu reformieren, sondern findet sie in dem Wesen der Wissenschaft selbst gegründet. Er sucht daher umgekehrt sein Wissenschaftssystem in die gegebene Fakultätseinteilung zu zwängen [2]), da er sie bei seiner Auffassung von der Universität auch nicht aus dem Verhältnis der Universität zum Staat erklären kann, wie Kant in seinem „Streit der Fakultäten“ getan hatte. Als reale Organisation des Wissens steht die Universität allerdings innerhalb des Staates als des allgemeinsten idealen Organismus, der Staat gewährleistet zwar die Mittel zur äußeren Existenz der Universität und verlangt dafür von ihr, daß sie ihm seine Diener erziehe. Da dies aber durch Wissenschaft geschehen soll und diese nur dann gedeihen kann, wenn sie um ihrer selbst willen betrieben, als Selbstzweck betrachtet wird, so muß die Universität frei von aller Rücksicht auf Staatszwecke sein [3]).

Denn darin scheidet sich eben der Romantiker Schelling von seinen Vorgängern Kant und Fichte, daß ihm als Höchstes nicht das sittliche Handeln, sondern das Wissen, d. h. das künstlerisch-philosophische Produzieren des Genies erscheint [4]). Das Absolute kann sich in seiner Idealität, wie es an sich selbst ist, nur im Wissen des Vernunftwesens, des Menschen anschauen. Das menschliche Wissen ist also ein notwendiger Bestandteil der göttlichen Selbstoffenbarung [5]). Wie also das Absolute selbst nach Analogie des romantischen Genies gedacht ist, so gilt auch als höchster Zweck alles endlichen Seins die künstlerisch-philosophische Produktion der genialen Persönlichkeit.

Die Philosophie ist die oberste, absolute Wissenschaft, sie fällt unmittelbar mit dem Urwissen in eins zusammen, ist daher wie dieses die Vereinigung aller Gegensätze. Natur und Gott, Wissenschaft und Kunst, Religion und Poesie sind in ihr ursprünglich verknüpft [6]). Aber sie ist nur die ideale Darstellung des Urwissens, des Urwissens als solchen. Wie sich daher die absolute Identität differenziert, um im Universum selbst objektiv zu werden, so strebt auch die Philosophie nach Objektivierung durch die reale Wissenschaft, die also die reale Darstellung des Urwissens ist. Das Absolute spaltet sich in seiner Entfaltung in das Universum, in die Differenz des Idealen und Realen, in Natur und Geschichte.

---

[1]) Vgl. „Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“, in Fichtes sämtl. Werken III 395—204.

[2]) Schelling I 5, 283 ff.

[3]) I 5, 229 (z. T. Zusatz aus dem handschr. Nachlaß).

[4]) „Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine“, Schelling I 5, 241.

[5]) Schelling I 5, 218.

[6]) I 5, 279.

Demgemäß zerfällt die Wissenschaft in Natur- und Geschichtswissenschaft. Die Theologie aber ist als die unmittelbare Wissenschaft des absoluten und göttlichen Wesens die objektive Darstellung des absoluten Indifferenzpunktes [1]). Das reale Wissen kann sich nicht im Individuum, sondern nur in der Gattung und auch in dieser nur in unendlichem Fortschritt vollenden. Alle geschichtliche Entwicklung aber geht auf die Realisierung eines äußeren Organismus. Der allgemeinste ideale Organismus, auf den die Geschichte abzielt, ist der Staat. Die Universität als der Organismus, in dem das reale Wissen objektiv wird, ist daher notwendig im Staate begriffen, die realen Wissenschaften können nur durch oder in Bezug auf den Staat Objektivität erlangen. Sie heißen dann positive Wissenschaften und die Vereine, in denen diese gelehrt werden, sind die Fakultäten. Die Theologie ist die oberste, da sich in ihr das Innerste der Philosophie objektiviert. Nach ihr kommt, da das Ideelle die höhere Potenz des Reellen ist, die Jurisprudenz, in der die Geschichtswissenschaft objektiv wird. Denn Geschichte im engeren Sinn ist die Entwicklung der Rechtsverfassung oder des Staates und nur im Rechtsstudium kann die Wissenschaft der Geschichte positiv werden. Die Naturwissenschaft endlich objektiviert sich in der Fakultät der Medizin, da in dieser als der allgemeinen Wissenschaft der organischen Natur die Naturwissenschaft sich zusammenfaßt und nur in ihr das Wissen von der Natur zur öffentlichen Pflicht werden kann [2]).

Die Philosophie dagegen kann, wie das Absolute nur in der Totalität des Universums seine völlige Objektivierung erlangt, nur in dem Gesamtsystem der Wissenschaften, nicht aber in einer einzelnen objektiv werden. Während daher Philosophie in allen Fakultäten ist, kann es eine eigene philosophische Fakultät nicht geben. In der Kunst allerdings wird die Philosophie in ihrer Totalität objektiv, eine Fakultät der Künste aber kann es nicht geben, weil sie nicht vom Staat privilegiert oder eingeschränkt werden können. Die Künste können ebenso wie die Philosophie nur einen freien Verein bilden [3]).

Wir sehen, der Romantiker will die mittelalterliche Bezeichnung der philosophischen Fakultät als *facultas artium (liberalium)* wieder zu Ehren bringen.

Für Schelling ist, ebenso wie für Schopenhauer, die Philosophie nur Sache des Genies. Denn ihr Organ, die intellektuelle Anschauung, ist eine geniale Intuition, also eine Naturanlage, ein angeborenes Vermögen, ein göttliches Geschenk. Es ergibt sich daher die Frage: Kann Philosophie überhaupt gelehrt werden? Schelling antwortet darauf: Das produktive philosophische Vermögen

[1]) Schelling I 5, 280 ff.
[2]) I 5, 283.
[3]) I 5, 284.

kann allerdings nicht gegeben werden, aber es läßt sich, wo es vorhanden, wecken und weiter bilden und man kann und muß verhüten, daß es erdrückt oder falsch geleitet wird. Die Einsicht in die Nichtigkeit aller bloß empirischen Erkenntnis, die die negative Bedingung der wahren Philosophie bildet, kann man auch ohne produktives Vermögen erwerben. Was sich von der positiven Seite der Philosophie erlernen läßt, das ist wie bei der Kunst die Form. Diese besteht bei der Philosophie in der Dialektik oder der dialektischen Kunst. Freilich muß auch für sie eine ursprüngliche Anlage vorhanden sein, die sich aber durch Übung immer weiter vervollkommnen läßt[1]).

Zur Lehre von dieser dialektischen Kunst muß die Logik werden, die zu diesem Zwecke völlig umzuschaffen ist. Denn was sich jetzt Logik nennt, ist eine rein empirische Doktrin, der die Gesetze des gemeinen Verstandes als absolute gelten. In diesem Irrtum ist auch Kants Logik befangen, die in dem negativen Resultat, daß mit dem Verstand keine absolute Erkenntnis zu erreichen ist, völlig Recht hat. Nur als ein solcher wissenschaftlicher Skeptizismus kann die empirische Logik Anspruch auf wissenschaftliche Geltung machen. Sie muß aber notwendig ergänzt werden durch eine positive Logik, die eben in der Darstellung oder der Methodenlehre der absoluten Erkenntnisart, der Dialektik besteht[2]). In diesen Ausführungen über die Logik und die dialektische Kunst läßt sich der Einfluß Hegels, der damals, wie oben erwähnt[3]), mit Schelling in innigem Bunde stand, unschwer erkennen.

Während Schelling also die Logik mit neuem Inhalt zu erfüllen sucht, leugnet er die Möglichkeit der Psychologie überhaupt[4]). Das Fehlen der Psychologie ist charakteristisch für die großen spekulativen Systeme nach Kant, es macht sich darin eine Reaktion gegen die Aufklärung geltend, die häufig alles, auch Religion und Moral, durch psychische Associationsvorgänge erklären zu können glaubte. Dieser Mangel wird nun hier von Schelling prinzipiell begründet. Die Psychologie beruht für ihn auf der falschen dualistischen Philosophie, auf der willkürlichen Entgegensetzung von Seele und Leib. Da seine dynamische Naturauffassung das Leben bereits in die Materie setzt, so erkennt er ebensowenig eine Psychologie wie eine mechanische Physik an. Der monistische Standpunkt aber würde ihn doch nur zwingen, die Psychologie als die Lehre von einer besonderen Seelensubstanz zu bestreiten. Wenn er dagegen die Psychologie als solche verwirft, so liegt der tiefere Grund darin, daß er das Wesen der Wissenschaft nicht in der Analyse tatsächlicher Vorgänge, sondern in der Deutung

---

[1]) Schelling I 5, 266 ff.
[2]) I 5, 269 f.
[3]) Vgl. oben S. 291.
[4]) Schelling I 5, 270—272.

der Erscheinungen sieht. Die wahre Wissenschaft vom Menschen geht daher nicht vom empirischen Menschen, noch weniger also nur von einer Seite desselben, sondern nur von der Idee des Menschen aus, d. h. sie sucht die Stellung und Bedeutung des Menschen im ganzen Weltzusammenhang zu erklären.

Das Hauptmotiv aber, weshalb er die Psychologie, „diese sogenannte Wissenschaft“ [1]), völlig verwirft, ist ein romantisch-künstlerisches. Er sträubt sich gegen die Tendenz der Psychologie, alles im Menschen einem Kausalzusammenhang unterzuordnen, alles „Hohe und Ungemeine“ herabzuwürdigen, alle großen Taten aus natürlichen psychologischen Motiven hervorgehen zu lassen, die großen Meisterwerke der Kunst als das natürliche Spiel einiger besonderer Gemütskräfte darzustellen. Vor allem aber haßt er die Psychologie, weil sie auch die Einbildungskraft, auch das Genie auf natürliche Art erklären will. Das Genie erscheine dann nur als „das Übergewicht der einen Seelenkraft über die andere, und insofern eine Krankheit, eine Abnormität, eigentlich nur eine Art des Wahnsinns, in der Methode ist“ [2]), das Ideal dagegen sei der „vernünftige, ordentliche, nüchterne Mensch“. In diesen Worten offenbart sich der mystisch-irrationale-romantische Zug von Schelling, derselbe, der viele Romantiker der katholischen Kirche in die Arme trieb und ihn an seine eigenen philosophischen Träume glauben ließ.

Es läßt sich im Menschen, vor allem im großen Menschen nicht alles erklären, sondern es bleibt ein Unbegreifliches, Göttliches, Mystisches zurück. Ein solches Unbegreifliches ist vor allem das Genie. Schelling fühlt eben als echter Künstler das Unbewußte, Elementare in seinem Schaffen und sieht in diesem Produzieren daher eine unmittelbare Wirkung des Absoluten. Die geniale Intuition, die intellektuelle Anschauung, die in ihm wirksam ist, ist Selbstoffenbarung des Absoluten, braucht sich darum natürlich nicht den Gesetzen des Verstandes unterzuordnen, sondern kann unbedingte ewige Geltung fordern. Daher das Wort: „Ohne intellektuelle Anschauung keine Philosophie!“ [3]).

Dagegen räumt Schelling, im Zusammenhange mit den Bestrebungen der romantischen Schule, einem anderen Zweige der Philosophie, der Ästhetik, die einen notwendigen Bestandteil seines philosophischen Systems bildet, auch auf der Universität eine äußerst wichtige Stellung ein. Die Kunst ist ihm als unbewußt-bewußtes Genieprodukt die höchste Selbstoffenbarung des Absoluten im Realen, wie die Philosophie im Idealen, daher die Philosophie, wie wir oben sahen [4]), in der Kunst objektiv wird. Denn das

---

[1]) Schelling I 5, 270.

[2]) I 5, 272, von „eigentlich nur“ ein Zusatz aus dem handschriftlichen Nachlaß. Schelling scheint hier Lombrosos Genielehre vorauszuahnen.

[3]) Schelling I 5, 255.

[4]) Vgl. oben S. 296.

Organ der Kunst ist die Einbildungskraft, das der Philosophie die Vernunft, die beide dasselbe sind, nur jene unbewußt, also objektiv oder real, diese aber bewußt, also subjektiv oder ideal.

Die Philosophie der Kunst besteht nicht nur in der Konstruktion des Wesens, sondern auch der besonderen Formen der Kunst, geht also, da die letzteren von den Bedingungen der Zeit abhängig sind, von selbst in historische Konstruktion über[1]). In der historischen Konstruktion der großen Werke der Dichtkunst besteht die Aufgabe der Philologie, die poetisches Nachschaffen und philosophisches Begreifen erfordert, während die rein formale Textinterpretation, die Konjektur usw. des wahren Philologen unwürdig sind[2]).

Eine Mittelstellung zwischen der Philosophie und den drei realen Wissenschaften nimmt die Mathematik ein. Sie ist als die reine Anschauung des Raumes (Geometrie), der als reines Sein mit Negation aller Tätigkeit die absolute Identität im Realen darstellt, und der Zeit (Analysis), die als reine Tätigkeit mit Verneinung alles Seins die Identität im Idealen darstellt, absolute oder reine Vernunftwissenschaft, aber nur der Form nach, während die Philosophie der Form und dem Wesen nach absolut ist. Freilich muß sie, wenn sie eine solche Wissenschaft sein oder vielmehr werden will, durchaus als Selbstzweck betrachtet, ihre Bedeutung nicht, wie gewöhnlich, nur in ihrer Anwendung auf die Naturwissenschaft gesehen werden, deren Wert übrigens sehr zweifelhaft ist. Ihre Formen sind vielmehr als Symbole, als die Formen der reinen Vernunft, als Ideen, die sich in ein anderes verwandelt haben, aufzufassen. Das Wesen der Mathematik besteht demnach wie bei aller Wissenschaft in der Deutung, d. h. ihre Formen müssen nach dem dialektischen Schema konstruiert werden. So findet Schelling z. B. den Gegensatz des Idealen und Realen in den beiden Teilen der Mathematik, der Analysis (Algebra) und Geometrie auffallend deutlich ausgeprägt.

Es bleibt Schelling noch übrig, den Inhalt der realen Wissenschaften anzugeben. Schelling unterscheidet, wie wir sahen[3]), zwischen notwendigen oder Vernunft- und zufälligen oder historischen Wahrheiten. Die Philosophie hat es nur mit jenen, nur mit der Erkenntnis des Möglichen zu tun, das an sich ungenügende und untergeordnete empirische Wissen nur mit der des Wirklichen oder Historischen.

Die wahre Wissenschaft besteht in der Synthese des Philosophischen und Historischen, in der historischen Konstruktion,

---

[1]) Schelling I 5, 344 ff.
[2]) I 5, 246.
[3]) I 5, 248—255.

d. h. sie muß das in der empirischen Wirklichkeit zum Ausdruck kommende Absolute, in der Erscheinung die Idee aufzeigen[1]).

Die Theologie[2]) ist daher die historische Konstruktion der Religion, speziell der christlichen Religion. Schellings Auffassung von Wesen und Aufgabe der Theologie ist natürlich abhängig von seinem religiösen Standpunkt. Wir suchen daher zunächst diesen für die Zeit der Entstehung unserer Vorlesungen festzustellen.

Nachdem Schelling schon als Student der Theologie einen äußerst freien Standpunkt vertreten, wandte er sich in der ersten Zeit der Naturphilosophie ganz von der christlichen Religion ab und einem naturalistischen Pantheismus zu, richtete daher gegen die in Novalis und Schleiermacher hervorbrechende christlich-religiöse Tendenz der Romantik sein „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“[3]) (1799). In der Identitätsperiode dagegen steht er dem Christentum bereits sehr nahe, wenn er sich auch zu den späteren mystisch-theosophischen Anschauungen noch keineswegs bekennt. Er hat inzwischen Schleiermachers „Reden über die Religion“ gründlich kennen und achten gelernt[4]) und ist mit ihrem Verfasser über die Unabhängigkeit der Religion von Moral und Philosophie völlig einig[5]). Zwar betrachtet er die Religion als eines der wichtigsten philosophischen Probleme, aber er verteidigt seine auf die Vernunft gegründete Philosophie gegen die mystisch-intuitive Glaubensphilosophie, deren Hauptvertreter Jacobi ist und zu der sich auch sein eigener Anhänger Eschenmayer in seiner Schrift „Die Philosopie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie“ (1803) bekennt[6]).

Die Hauptrichtungen, die Schelling in der Theologie vorfand, sind die rationalistische Aufklärung, die supranaturalistische Orthodoxie und die spekulativ-moralische Religionsphilosophie Kants. Der gemeinsame Fehler des Rationalismus und der Orthodoxie besteht ihm darin, daß sie eine empirische Erscheinung des Christentums für das Wesen desselben ansehen, die Form, die es während und kurz nach seiner Entstehung angenommen, als die absolute betrachten, während doch die Idee des Christentums ganz unabhängig von dessen historischer Erscheinung existiert. Die

---

[1]) Schelling I 5, 248—255.

[2]) Vgl. oben S. 296.

[3]) Aus Schellings Leben I 282—289.

[4]) Vgl. a. O. I 345.

[5]) Die Worte in den „Vorlesungen über die Methode“ I 5, 278: „Preis denen, die das Wesen der Religion neu verkündet, mit Leben und Energie dargestellt und ihre Unabhängigkeit von Moral und Philosophie behauptet haben!“ beziehen sich ganz offenbar auf Schleiermacher.

[6]) Gegen diese Schrift, der die Polemik in Schellings Abhandlung über „Philosophie und Religion“ gilt, und nicht gegen Schleiermacher, wie Haym (Romantische Schule S. 842) annimmt, scheinen mir auch die auf S. 278 der „Vorlesungen“ stehenden Worte: „Daß die Philosophie ihrem Wesen nach usw.“ gerichtet.

Orthodoxie faßt die christlichen Lehren, wie Offenbarung, Erlösung usw. rein empirisch als einmal in der Zeit geschehene Fakta auf, verwandelt also den Glauben in einen Glauben an historische Tatsachen, gründet die Wahrheit des Christentums ganz allein auf die Religionsurkunden, mit deren Echtheit es also steht und fällt.

Sie ist also ebenso gut ein bloß empirischer Standpunkt wie die rationalistische Aufklärung, die das Christentum, seine Entstehung und Fortbildung ganz mit dem Verstande zu begreifen, ganz aus natürlichen Gründen erklären zu können glaubt [1]).

Kant dagegen begeht den entgegengesetzten Fehler, das Christentum in eine reine Vernunftreligion auflösen zu wollen, indem er das historische in ihr gänzlich mißachtet, und seine Deutung der christlichen Dogmen beruht auf der falschen Vermischung von Religion und Moral [2]). Am meisten fühlt sich Schelling in seinen religionsphilosophischen Ideen mit Lessing verwandt, indem er übersieht, daß auch dieser den Kern der Religion in der Moral sieht und insofern noch in den Gedanken der Aufklärung befangen ist. Gemein hat er mit Lessing vor allem den jenen drei Richtungen fehlenden Entwicklungsgedanken. Wie Lessing in den positiven Religionen die notwendigen Stufen der auf die reine Vernunftreligion abzielenden Entwicklung sah, so betrachtet Schelling, noch allgemeiner, das Christentum als ein notwendiges Entwicklungsmoment in dem Weltprozeß und glaubt, daß aus seinen verschiedenen sich ewig wandelnden Formen endlich die absolute hervorgehen werde.

Die Aufgabe der Theologie ist ihm daher die historische Konstruktion der Religion überhaupt, für die das Christentum als die Religion der Gegenwart allerdings den Mittelpunkt zu bilden hat. Sie muß das Wesen des Christentums, seine besonderen Formen und seinen geschichtlichen Entwicklungsgang als historisch notwendige beweisen. Schelling sieht aber im Christentum nicht wie Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ ein fortgeschrittenes Judentum, sondern sucht es durch den weltgeschichtlichen Gegensatz gegen das Griechentum zu begreifen [3]).

Die religiöse Konstruktion der gesamten Geschichte gehört daher wesentlich mit zu den Aufgaben der Theologie [4]). Eine solche Konstruktion gibt Schelling selbst nach dem dialektischen Schema, indem er die Unterscheidung zwischen naiv und sentimental, die Schiller für die antike und moderne Kunst aufgestellt hat, zu einem universellen Gegensatz erweitert. Die Naturreligion der Griechen ist ihm die Offenbarung des Absoluten nach seiner realen Seite, also als Natur, das Christentum dagegen die Offenbarung

---

[1]) Schelling I 5, 296 ff., 300 f.
[2]) I 5, 299 ff.
[3]) I 5, 287 ff.
[4]) I 5, 299.

des Absoluten nach seiner idealen Seite, so wie es an sich ist, also, da dies nur sukzessiv geschehen kann, in der Geschichte.

Auch die einzelnen Formen und Lehren des Christentums müssen von der Theologie als notwendig zu seinem Wesen gehörend dargetan werden. Schelling gibt als Beispiel die Konstruktion des Offenbarungs-, des Wunderbegriffs, des Begriffs der christlichen Kirche und der Trinitätslehre, auf die wir jedoch hier nicht näher eingehen können [1]).

Ebenso ist der geschichtliche Entwicklungsgang des Christentums als ein notwendiger zu begreifen. Die Entwicklung besteht in einer stetigen Steigerung der Innerlichkeit der Religion, ihr Ziel ist die Vernichtung aller bloß endlichen Formen. Daher ist der Protestantismus als eine neue Zurückführung des Geistes zum Unsinnlichen ein Fortschritt gegenüber der katholischen Kirche, aber freilich kein unbedingter. Denn er hat an die Stelle der lebendigen Autorität der alten Kirche die tote der biblischen Bücher gesetzt, er hat durch seinen plötzlichen Abbruch die Stetigkeit der Entwicklung gehemmt, und er vermag die Einheit der Kirche, die er zerstört hat, nicht wieder zu schaffen, da er seiner Tendenz nach antiuniversell ist und daher selbst wieder in Sekten zerfällt [2]). Als höchste Form des Christentums erscheint Schelling der Mystizismus als rein subjektive esoterische Anschauung der Einheit des Unendlichen und Endlichen [3]). In dieser Hochschätzung des mystischen Glaubens zeigt sich die Einwirkung weniger wohl noch des später für ihn so wichtig werdenden Jakob Böhme, als des Pietismus, dessen Einfluß auf Kant, Goethe, Schleiermacher und andere große Denker jener Zeit hinreichend bekannt ist.

Auch in der Theologie erkennt jedoch Schelling den empirischen Standpunkt als einen untergeordneten an. Er gibt die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer Erklärung der geschichtlichen Entstehung und Fortbildung des Christentums aus rein empirischen Gründen zu. Auch Christus ist als empirische Erscheinung völlig natürlich zu erklären. Nur darf man nicht glauben, durch eine solche empirische Erklärung das Wesen des Christentums und seiner Geschichte erfaßt zu haben, wie der Rationalismus tut. Vielmehr ist damit nur der Untergrund gelegt für die Erkenntnis der höheren Notwendigkeit. Da Schelling in der hl. Schrift nicht das Wesen, sondern nur eine, dazu noch sehr unvollkommene Form des Christentums ausgedrückt findet [4]), die Bibel daher nicht als eine normative Glaubensurkunde, sondern gleich Spinoza [5]) und vielleicht von diesem auch darin nicht unabhängig, nur als Quelle für die Geschichtsforschung betrachtet wissen will, so fordert er für die kritisch-

---

[1]) Schelling I 5, 292 ff.
[2]) I 5, 301.
[3]) I 5, 293 f.
[4]) I 5, 300.
[5]) Im *tractatus theologico-politicus*.

philologische Auslegung derselben dieselbe Unbefangenheit und Freiheit wie bei jedem anderen Schriftsteller[1]). Die platte Auslegung der Rationalisten, die alles Wunderbare im Neuen Testament auf psychologische Täuschungen zurückzuführen suchen, verwirft er natürlich, gibt vielmehr eine durch David Strauß später sehr fruchtbar gewordene Andeutung, wie die mythische Erklärungsweise, die Herder nur für das Alte Testament angewandt hatte, auch auf das Neue zu übertragen ist[2]).

Für die Bestimmung des Inhalts der Geschichtswissenschaft[3]) erhebt sich für Schelling insofern eine Schwierigkeit, als er die religiöse Konstruktion der Geschichte, die wesentlich mit der philosophischen zusammenfällt, bereits der Theologie zugewiesen hat, die Historie als solche ihm aber keine Wissenschaft sein kann, da er die realen Wissenschaften als Synthesen des Philosophischen und Historischen definiert hat. Die Historie muß also der Philosophie absolut entgegengesetzt sein und doch auf gleichem Rang mit ihr stehen. Dies ist aber nur mit der Kunst der Fall, darum bezeichnet Schelling als den absoluten Standpunkt in der Geschichte den der historischen Kunst[4]). Sie stellt nur das Wirkliche dar, aber durch die Form der Darstellung werden die realen Begebenheiten Ausdruck der höchsten Ideen. Wir müssen dabei beachten, daß für Schelling ähnlich, wie für die Neuplatoniker, die Kunstschönheit als der adäquateste Ausdruck der Ideen in der Wirklichkeit mit der Wahrheit wesentlich identisch ist. Schon im „System des transcendentalen Idealismus" hatte Schelling die Geschichte mit dem Drama verglichen, er nennt sie jetzt „das größte und erstaunenswürdigste Drama, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann"[5]), und bringt die historische Kunst in enge Beziehung mit der dramatischen. Er hat dabei das griechische Schicksalsdrama im Auge. Denn die Identität von Freiheit und Notwendigkeit, die in der religiösen Konstruktion der Geschichte als Vorsehung erscheint, muß in der historischen Kunst, die die Geschichte vom Standpunkte der Wirklichkeit aus betrachtet, als Schicksal erscheinen. Als die höchsten Muster für die Geschichtschreibung bezeichnet er daher Herodot, der zwar der Form nach episch ist — Schelling nennt ihn einen „wahrhaft homerischen Kopf"[6]) — über dessen Erzählung aber Verhängnis und Vergeltung als unsichtbare Mächte schweben, und Thukydides, dessen Werk auch in der Form, in den dramatischen Reden, das Schicksal zur Erscheinung bringt.[7])

---

[1]) Schelling I 5, 303.
[2]) I 5, 302.
[3]) I 5, 306—316; K. Fischer VI 589 ff.
[4]) I 5, 310.
[5]) I 5, 310.
[6]) I 5, 308.
[7]) I 5, 311.

Die historische Kunst soll in der Darstellung des Wirklichen die höhere Wahrheit nur durchschimmern lassen, sie ist daher durchaus auf die empirische Geschichtswissenschaft angewiesen, die ihr das Material liefern muß. Diese besteht in der empirisch-kritischen Geschichtsforschung, deren Aufgabe die Feststellung und Ausmittelung der historischen Tatsachen ist, und in der pragmatischen Geschichtschreibung[1]), die den gefundenen Stoff nach einem subjektiven didaktischen oder politischen Zwecke verknüpft. Auch die letztere, die in Tacitus und Polybius ihre unvergleichlichen Muster erreicht hat, muß als ein untergeordneter empirischer Standpunkt gelten, da ihr Gesichtspunkt stets ein einseitiger, nie ein universaler sein kann, und weil die empirisch richtige Verknüpfung zwar den Verstand aufzuklären vermag, die Vernunft jedoch unbefriedigt läßt[2]).

Die Geschichte ist eine allmähliche Selbstoffenbarung des Absoluten als der Einheit von Unbewußtem und Bewußtem, daher eine fortschreitende Annäherung an die Identität der Freiheit und Notwendigkeit. Diese wird völlig erreicht nur in dem absoluten Organismus der Freiheit, dem absoluten Staate, der in seiner Vollendung eine ideale Natur darstellen, sich zur Natur verhalten muß wie das Kunstwerk zum natürlichen Organismus. Die Geschichte im engeren Sinn ist daher die Geschichte der Entwicklung des Staates oder der Staatsgesetzgebung, also die Rechtswissenschaft. Denn diese besteht in der historischen Konstruktion der rechtlichen Formen allein des öffentlichen Lebens, während alles was in der Gesetzgebung sich nur auf den Staatsmechanismus bezieht, sowie das ganze Privatrecht, prinzipiell von ihr auszuschließen ist, da sein Studium nur praktische, aber keine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen kann[3]). Wie in der Theologie das Wesen des Christentums nur durch seinen Gegensatz gegen die antike Religion erfaßt werden konnte, so muß auch der moderne Staat und alle seine besonderen Formen aus dem Gegensatze der alten und neuen Welt begriffen werden[4]). Die alte Welt ist die unbewußte Vereinigung aller Gegensätze, während sich in der neuen alles erst entzweien muß, um zuletzt zu einer höheren Einheit zurückzukehren. Darum ist z. B. die im antiken Staate unmögliche Entzweiung von Staat und Kirche in der modernen Welt absolut notwendig[5]). Der Staat ist die Harmonie von Freiheit und Notwendigkeit im Realen, die Kirche die im Idealen. Auch in diesen Ausführungen über den Staat meint man einen Einfluß Hegels zu spüren. Schellings Konstruktion des Staates ist der naturrechtlichen,

---

[1]) Schelling I 5, 307 f.
[2]) I 5, 308 f.
[3]) I 5, 312 ff.
[4]) I 5, 313 ff.
[5]) I 5, 314.

die er gänzlich verwirft, direkt entgegengesetzt. Denn während diese der Staat auf Verstandesüberlegung gegründet wähnt und ihn individualistischen Zwecken unterordnet, sieht Schelling wie Goethe und die Romantik im Staate ein geschichtlich Gewordenes, das daher nicht durch menschliche Willkür verändert werden kann, und betrachtet ihn durchaus als Selbstzweck.

Was Schelling endlich als den Inhalt der Naturwissenschaft und Medizin[1]) bestimmt, läuft wesentlich auf seine eigene Naturphilosophie hinaus. Die Natur folgt nur durch Vermittlung der Ideen aus dem Absoluten. Dieses objektiviert sich beständig in den Ideen, die an allen Eigenschaften desselben teilhaben, daher selbst produktiv sind, ihr Wesen in die Form, in das Besondere bilden. Das Produkt dieser Tätigkeit ist die Natur, die daher nur das in die Realität verwandelte Ideale, der symbolische Ausdruck des Absoluten ist. Da das Wesen des Symbols aber darin besteht, ein von seiner Bedeutung unabhängiges Leben zu besitzen, so ergibt sich daraus die Möglichkeit, zugleich aber auch die Unzulänglichkeit der empirischen Betrachtungsart in der Naturwissenschaft, die das Sein losgelöst von seiner Bedeutung betrachtet[2]). Sie ist als ein untergeordneter empirischer Standpunkt berechtigt, wenn sie, auf alle Hypothesen und Erklärungen verzichtend, sich darauf beschränkt, durch Experiment und Theorie — die letztere nur als ein abstrakteres Aussprechen der Erfahrung betrachtet — eine rein objektive Darstellung der Erscheinungen zu geben[3]). Diese „reine Beschreibung der Erfahrung“, die der spätere „Phänomenalismus“ als den einzig möglichen Standpunkt in der Naturwissenschaft überhaupt betrachtet, ist aber für Schelling nur eine untergeordnete Betrachtungsart, sie ist nicht die Wissenschaft selbst, sondern nur ihre reale, historische Seite, sie liefert nur das Material für die wahre, absolute Wissenschaft der Natur, die das Symbol zu deuten weiß, die den Akt der Subjekt-Objektivierung in allen Dingen erkennt. Sie erfaßt die Natur als einen einheitlichen Organismus, in dem nur e i n Leben ist, in dem daher alle Erscheinungen einen gemeinschaftlichen Grund haben. Darum ist sie selbst eine einheitliche Wissenschaft, die, von einem Mittelpunkte ausgehend, sich in verschiedene Zweige spaltet[4]). Schelling unterscheidet zunächst zwischen einer Wissenschaft der unorganischen und der organischen Natur, die jedoch, da die Materie nur eine ist, ihrem Wesen nach nicht voneinander verschieden sind[5]). Die erste nennt er allgemeine Physik und bezeichnet als ihre erste Aufgabe die Konstruktion der Materie, die aus dem Akte der Subjekt-

[1]) Schelling I 5, 317—343; K. Fischer VI 591 ff.
[2]) I 5, 317 ff.
[3]) I 5, 323.
[4]) I 5 327.
[5]) I 5, 327.

Objektivierung abzuleiten und, nach seiner dynamischen Naturauffassung, als das Produkt entgegengesetzter Kräfte zu begreifen ist [1]). Die zweite Aufgabe besteht in der Erkenntnis des Weltbaues und seiner Gesetze, die direkt aus der Vernunft abzuleiten sind, während eine solche Erklärung, wie sie Newton von den Keplerschen Gesetzen gibt, als rohe empirische Hypothese zu verwerfen ist, und in der Darstellung der besonderen Qualitäten und Verhältnisse der einzelnen Gestirne. Die letztere bezeichnet Schelling im Gegensatze zu jener allgemeinen Astronomie als physische Astronomie [2]). Als Zweige der letzteren erscheinen dann die Geologie, die im weitesten Sinn eine rein historische Darstellung aller unorganischen Formen der Natur überhaupt, also eine allgemeine Naturgeschichte sein muß, die die Erde nur zum Mittel- und Ausgangspunkt nimmt [3]), und die Meteorologie oder die Wissenschaft des dynamischen Prozesses als des Inbegriffs aller lebendigen Erscheinungen der unorganischen Körper. Ihre Aufgabe besteht darin, den magnetischen, elektrischen und chemischen Prozeß als die drei einzig möglichen und notwendigen Formen der Tätigkeit der Materie zu begreifen. Zu ihr gehören also die Physik im engeren Sinne und die Chemie, die beide nicht voneinander zu trennen sind [4]).

Das Ziel der Naturentwicklung ist für Schelling der Organismus, in dem das göttliche Produzieren selbst objektiv wird und der eine Natur im Kleinen, einen Mikrokosmus, darstellt [5]). In der Medizin als der allgemeinen Wissenschaft des Organismus faßt sich daher die gesamte Naturwissenschaft zusammen [6]). Sie muß ganz auf die Vernunft gegründet, ihre ersten Grundsätze umsomehr durch sich selbst gewiß und philosophisch sein, als das Experiment in der Medizin unmöglich und alle medizinische Erfahrung ihrer Natur nach zweideutig ist [7]). Die Medizin hat als Wissenschaft der organischen Natur eine doppelte Aufgabe. Die erste besteht in der Erkenntnis der allgemeinen und notwendigen Formen der organischen Tätigkeit überhaupt, d. h. in einer Ableitung des Organismus aus der Subjekt-Objektivität [8]), die zweite in der Erkenntnis der Gesetze, nach denen sich die drei organischen Grundkräfte der Rezeptivität, Irritabilität und Sensibilität im Individuum einer- und in der gesamten Welt der Organisationen anderseits verändern [9]). Zu der letzteren gehört auch die Konstruktion des krankhaften Zu-

---

[1]) Schelling I 5, 327 f.
[2]) I 5, 328 f.
[3]) I 5, 329 f.
[4]) I 5, 330 ff.
[5]) I 5, 335.
[6]) I 5, 336.
[7]) I 5, 341.
[8]) I 5, 337.
[9]) I 5, 337 ff.

standes. Denn dieser besteht in der Veränderung des Grundverhältnisses der drei organischen Kräfte. Da nun auch die Verschiedenheit der Organismen in dem Unterschied des Verhältnisses jener Kräfte gegründet ist, so müssen die verschiedenen Arten der Krankheiten den verschiedenen Arten der Organismen völlig entsprechen [1]). In der historischen Konstruktion der Organismen aber kann die vergleichende Anatomie leitend sein, da in der ganzen Natur kraft des Gesetzes der Subjekt-Objektivierung das Äußere Symbol des Inneren ist. Anatomie und Physiologie müssen sich daher entsprechen wie Äußeres und Inneres. Die Aufgabe der Anatomie besteht daher wesentlich darin, in dem Stufenreich der Organisationen das Symbolische aller Gestalten zu deuten [2]).

Kritik und Würdigung der „Vorlesungen“.

Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums oder über Enzyklopädie der gesamten Wissenschaft pflegen heute nicht mehr auf dem Universitätslehrplan zu stehen. Es gibt sich schon darin eine der Schellingschen gegenüber durchaus veränderte Auffassung kund. Wir glauben heute nicht mehr, daß jeder, bevor er an das Studium seines besonderen Faches geht, eine Einsicht in den Zusammenhang aller Wissenschaften miteinander gewonnen haben müsse, sind vielmehr der Ansicht, daß eine solche höchstens am Ende des Studiums erworben sein kann.

Wir leugnen also überhaupt die Zweckmäßigkeit einer solchen hodegetischen Vorlesung, werden aber speziell Schellings Vorlesung für sehr wenig geeignet halten, in das akademische Studium einzuführen. Denn sie gibt nur eine ganz subjektive Ansicht von Inhalt und Zusammenhang der Wissenschaften und stellt außerdem an einen Anfänger allzuhohe Anforderungen, da ihr volles Verständnis eine Kenntnis der Grundsätze der Schellingschen Philosophie unbedingt bereits voraussetzt. Auch gibt Schelling keinerlei praktische Anweisungen über die Methode des Studiums.

Ebenso ist das von Schelling aufgestellte Wissenschaftssystem zu verwerfen. Es wird heute wohl von keiner Seite bezweifelt werden, daß die Fakultätseinteilung der Universität nicht einer inneren Gliederung der Wissenschaft selbst entspricht, sondern ihren Grund in praktischen Bedürfnissen des Staates und der Gesellschaft hat und nur historisch zu begreifen ist. Am klarsten leuchtet dies bei der theologischen Fakultät ein. Denn die Theologie ist überhaupt keine selbständige Wissenschaft, vielmehr ist alles, was in ihr Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann, nur ein Teil der allgemeinen Geschichtswissenschaft. Schellings Versuch, eine Klassifikation der Wissenschaften nach dem Schema

---

[1]) Schelling I 5, 341 f.
[2]) I 5, 342 f.

der Fakultäten zu geben, mußte daher notwendig scheitern und war auch von Schellings Standpunkt aus nicht konsequent durchzuführen. Daß Schelling die ganze Geschichtswissenschaft in die juristische, die ganze Naturwissenschaft in die medizinische Fakultät preßt, mag noch angehen, ja es macht sich darin der richtige Gesichtspunkt einer Zweiteilung in Natur- und Geisteswissenschaften nach dem Gegensatze von real und ideal geltend. Nun wird diesen beiden aber als dritte, gleichberechtigte die Theologie gegenübergestellt, welche die reale Darstellung des absoluten Indifferenzpunktes sein soll und daher als die Wissenschaft des absoluten und göttlichen Wesens bezeichnet wird. Inwiefern sie als solche von der Philosophie, die doch auch Wissenschaft des Absoluten ist, verschieden sein soll, bleibt unklar. Auch wird später ihr Inhalt keineswegs als Wissenschaft des göttlichen Wesens, sondern als historische Konstruktion der christlichen Religion bestimmt.

Was dagegen Schelling über Wesen und Aufgabe der Universität sagt, findet durchaus unsere Anerkennung und ist auch heute noch, ja vielleicht gerade heute lesenswert. Daß die Universität ihre Aufgabe, die in der historischen Überlieferung wie der produktiven Weiterbildung der Erkenntnis besteht, nur erfüllen kann, wenn das Wissen als ihr einziger und absoluter Zweck gilt, wenn sie frei ist von allen Rücksichten auf Staatszwecke[1]), kann auch in unserer Zeit nicht nachdrücklich genug betont werden.

Ebenso beherzigenswert sind die Forderungen, die er an Lehrer und Schüler der Universität richtet. Der letztere hat sich zur Grundregel zu nehmen: „Lerne nur, um selbst zu schaffen!"[2]) Und als höchsten Zweck seines Studiums bezeichnet Schelling nicht die Bildung zu einer besonderen Wissenschaft oder gar zu einem besonderen Berufe, vielmehr die universelle Ausbildung des ganzen Menschen, die Veredlung des Geistes durch Wissenschaft[3]). Damit schießt unser Philosoph freilich etwas über das Ziel hinaus, aber das in diesen Worten sich aussprechende humanistische Bildungsideal, wie es Schelling mit den Romantikern von Herder, Goethe und Schiller übernommen und fortgebildet hat, mag doch denen als ein höheres entgegengehalten werden, die das einseitige Fachstudium schon auf die Mittelschulen verlegen wollen.

Gerade die Forderung der harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit muß, meine ich, wieder laut werden und scheint auch, dem neuen Aufschwunge nach zu schließen, den die Verehrung Goethes, dieses harmonischsten aller großen Menschen, genommen hat, in breiteren Kreisen wieder als berechtigt anerkannt zu werden. Freilich ist dies ein künstlerisches Ideal, aber die Kunst scheint

---

[1]) Schelling I 5, 229, 235 f.
[2]) I 5, 241.
[3]) II 5, 212.

eben, nachdem sie im 19. Jahrhundert zum Teil durch das rein wissenschaftliche und politische Interesse zurückgedrängt worden war, im 20. wieder ein einflußreicheres Element unserer Kultur werden zu wollen.

Vom Universitätslehrer verlangt Schelling wissenschaftliche Produktionsfähigkeit, wissenschaftliches Genie — auch wieder eine echt romantische und eine künstlerische Forderung — und vor allem, daß er sein besonderes Fach im Geist des Ganzen lehren soll, indem er sich stets der Funktion bewußt bleibt, welche seine Einzelwissenschaft als ein wenn auch relativ selbständiges Glied in dem Gesamtorganismus der Wissenschaft zu leisten hat [1]). Daß diese Forderung auch heute eine keineswegs überflüssige ist, leuchtet ein, wenn man beachtet, wie heftig stets von den Fachgelehrten diejenigen angegriffen werden, welche über ihr engeres Fach hinausgehen und eine Zusammenfassung irgend eines größeren Gebietes wagen.

Überhaupt erblicke ich den Hauptwert der „Vorlesungen“ in der nachdrücklichen Betonung der Notwendigkeit des Zusammenfassens allen Wissens zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem großen, widerspruchslosen System.

Denn dieses Ziel wird heute wieder als ein berechtigtes anerkannt und ihm nachzustreben als Aufgabe der Philosophie betrachtet. Auch wir wollen wieder den Gipfel des Gebirges ersteigen, um von ihm aus einen umfassenden Blick über die ganze Gegend zu gewinnen, nachdem sich das 19. Jahrhundert lange genug mit der Erforschung der Niederungen, der freilich herrlichen fruchtbaren Täler begnügt hat. Denn die Zeit, welche den Zusammenbruch der großen philosophischen Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel erlebt hatte, verzweifelte jetzt völlig an der Möglichkeit eines solchen systematischen Aufbaues, betrachtete als Aufgabe der Wissenschaft die reine Beschreibung der Erfahrung und warf sich daher mit um so größerer Energie auf die Erforschung der einzelnen Tatsachen. Durch immer weitergehende Spezialisierung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen hat die empirische Wissenschaft des 19. Jahrhunderts sowohl auf geistig-historischem wie naturwissenschaftlichem Gebiete einen ungeheueren Stoff bewältigt, eine staunenswerte Arbeit geleistet, die vielleicht nur deshalb geleistet werden konnte, weil sie sich von allen philosophischen Spekulationen fernhielt. — Aber doch, soll diese Arbeit wahren Wert haben, so muß das von ihr zutage Geförderte zum System zusammengefaßt werden. Freilich gehört Mut zu einem solchen Unternehmen, wie Hannack richtig bemerkt, aber fröhliches Wagen ist etwas, das auch in der Wissenschaft zuweilen notwendig ist.

In dem Ziele also sind wir mit Schelling einig, gar nicht dagegen in der Wahl des Weges, der zum Ziele führen soll, be-

---

[1]) Schelling I 5, 232 ff.

haupten vielmehr, daß sein Weg weit von diesem abführt in den Nebel hinein, der vielleicht zuweilen durch einen siegreichen Sonnenstrahl verdrängt wird.

Der Weg, den Schelling beschreitet, ist der der genialen Intuition, er glaubt vermöge der intellektuellen Anschauung das Absolute erfassen und von ihm dann alles *a priori* ableiten zu können. Denn Schelling ist Künstler, er hätte, wie Hehn sagt, uns sein ganzes Denken als Gedicht geben können [1]), wozu er ja auch einen genialen Versuch machte, und zwar romantischer Künstler, seine Lehre ist eine Schöpfung des aus sich selbst zeugenden souveränen genialen Ich, ist wie die Kunst eines Novalis Traumdichtung, Märchenpoesie, die ein von der empirischen Wirklichkeit unabhängiges Leben besitzt. Schelling ist sich dieses poetischen Charakters seiner Philosophie selbst bewußt, wenn er sagt: „Auch Poesie also und Philosophie, welche eine andere Art des Dilettantismus entgegensetzt, sind sich darin gleich, daß zu beiden ein aus sich selbst erzeugtes, ursprünglich ausgeborenes Bild der Welt erfordert wird" [2]). Wie die Romantiker nicht der Wirklichkeit poetische Gestalt zu geben suchten, sondern ihre Traumpoesie als ein Wirkliches betrachteten, so geht auch Schellings Philosophie nicht von den empirisch erforschten Tatsachen aus, stützt sich nicht auf die empirischen Wissenschaften, sieht vielmehr mit Verachtung auf sie herab. Denn sie haben nur das im einzelnen nachzuweisen, was die Philosophie selbständig gefunden hat, sind also nur die Dienerinnen der allein herrschenden Philosophie.

Diese Stellung zu den Einzelwissenschaften ist es, welche uns völlig von Schelling trennt. Denn wir leugnen wieder mit Kant die Möglichkeit jeder intellektuellen Anschauung des Absoluten, erkennen daher den Produkten der genialen Intuition nur ästhetischen, keinen wissenschaftlichen Wert zu; sie haben für uns nur Anspruch auf Schönheit, nicht auf Wahrheit, wenn auch zuzugeben ist, daß einzelne Zusammenhänge von einem solchen Künstler-Philosophen zuweilen richtig vorausgeahnt werden können.

Wenn heute hervorragende Philosophen wieder zur Systembildung drängen, so liegt allerdings auch hier ein gewisses künstlerisches Motiv zugrunde. Denn Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, ist schöpferische Tat, erfordert künstlerisches Kompositionstalent und das Streben nach Zusammenfassung des Wissens entspringt in letzter Linie dem berechtigten Bedürfnis nach einer in sich zusammenhängenden Weltanschauung und dieses Bedürfnis ist zugleich ein wissenschaftliches, religiöses und künstlerisches. Die Berechtigung zum Zusammenfassen aber gründen wir nicht etwa allein auf dieses Bedürfnis, sondern vor allem auf die Erkenntnis, daß die fundamentalsten wissenschaftlichen Begriffe allen Wissen-

---

[1]) Hehn, Gedanken über Goethe. 3. Aufl. S. 388.
[2]) Schelling I 5, 279.

schaften gemeinsam sind und daß die Gesetze des menschlichen Erkennens, des logischen Denkens die gleichen bleiben, auf welches Wissensgebiet sich die Denktätigkeit auch erstrecken mag. Widersprüche zwischen den Ergebnissen der einzelnen Wissenschaften müssen sich also auflösen lassen, es muß möglich sein, ein einheitliches Wissenssystem herzustellen. Auch die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ist nicht unüberbrückbar. Denn da im Organismus geistiges und physisches Leben aufs engste verknüpft sind, vermag die Biologie beide Gebiete zusammenzufassen, indem sie die gleichen oder ähnliche Gesetze in dem geistigen und physischen Leben der Organismen nachzuweisen sucht, weshalb sie von vielen Denkern als die „Grundwissenschaft" betrachtet wird. Dieser Gedanke schwebt ja auch Schelling vor, wenn er die Medizin als die Wissenschaft des Organismus die allgemeine Naturwissenschaft nennt und eine von der Physik getrennte Psychologie nicht anerkennt, aber freilich ruht er bei ihm nicht auf wissenschaftlicher Überlegung, sondern auf der metaphysischen Idee der Identität und auf dem Dynamismus und Pantheismus seiner Naturphilosophie.

Wenn wir die Widersprüche zwischen den einzelnen Wissenschaften ausgleichen wollen, so kann dies nur geschehen, wenn wir uns derselben Denkmethoden wie diese bedienen. Die Philosophie ist also Wissenschaft und keine Kunst. Ein philosophisches System kann sich heute nur auf der festen Grundlage der empirischen Einzelwissenschaften erheben, deren gründliches Studium die Voraussetzung des Philosophierens bildet. Wir gehen den umgekehrten Weg von Schelling, den von unten nach oben, von dem Mannigfaltigen zur Einheit, vom Einzelnen zum Allgemeinen.

Ein aus solchem soliden Material, wie es uns die empirischen Einzeldisziplinen liefern, aufgeführter Bau aber wird der Zeit länger Trotz bieten können, als die aus leichterem Stoff errichteten Systeme der Romantiker, wenn wir auch nicht glauben, daß er ewig dauern kann. Denn auch darin scheiden wir uns von Schelling, daß wir nicht wie er auf unbedingte, absolute, sondern nur auf relative, d. h. zeitlich bedingte Wahrheit Anspruch machen; denn wenn die Wissenschaft fortschreitet, so muß auch das auf sie gegründete System verbessert, geändert, ja vielleicht einmal ganz umgestoßen werden. Aber als Zusammenfassung des gesamten Wissens einer bestimmten Zeit hat es doch zugleich unvergänglichen historischen Wert.

Wien. Dr. Wilhelm Haus.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Julius Jüthner, Der Gymnastikos des Philostratos. Eine textgeschichtliche und textkritische Untersuchung (mit drei Tafeln). Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosoph.-histor. Klasse. Bd. CXLV, Abhandlung I. Wien 1902. In Kommission bei K. Gerolds Sohn. 69 SS. 8°.

Der Gymnastikos des Philostratos ist bekanntlich eine sehr wichtige Schrift, deren fachwissenschaftlicher Wert durch die mitunter recht oberflächliche sophistische Darstellungsweise und süßliche Phrasendrechslerei des Autors nur wenig vermindert wird. Umsomehr war es zu beklagen, daß durch das Verschwinden der einzigen, ehemals im Besitz des berüchtigten Mynoïdes Mynas befindlichen Handschrift und infolge der starken Differenzen zwischen der Ausgabe des Mynas und einer von ihm herrührenden Abschrift die Textkritik sich auf ganz unsicherem Boden bewegte. Vor einigen Jahren ist nun wider Erwarten die verloren geglaubte Handschrift zum Vorschein gekommen und der Pariser Nationalbibliothek einverleibt worden; den wiedergefundenen Schatz vollends zu heben und zugänglich zu machen blieb dem Verf. der vorliegenden Abhandlung, die sich als Prodromus zu einer künftigen kritischen Ausgabe zu erkennen gibt, vorbehalten. Die ersten drei Kapitel enthalten die Geschichte (man könnte richtiger von einer Leidensgeschichte sprechen) des vielfach mißhandelten Textes sowie die Beschreibung der Pariser Handschrift (welche durch die vorzüglich gelungenen Tafeln wirksam unterstützt wird) und der übrigen Textesquellen; bezüglich der (übrigens ganz berechtigten) Polemik gegen meine Vermutungen über den ursprünglichen Bestand des Laurentianus 58, 32 bemerke ich, daß ich dieselben noch während der Korrektur aus der *Praefatio* der Ausgabe des jüngeren Philostratos gestrichen habe. Von besonderer Wichtigkeit sind die beiden letzten Abschnitte. Der vierte faßt die Hauptergebnisse der Neukollation des Parisinus zusammen; Mynas' namentlich von Kayser heftig angegriffene *fides* wird durch den Tatbestand in

vielen Punkten rehabilitiert, freilich zeigt sich anderseits seine Inkonsequenz, Leichtfertigkeit und Ratlosigkeit erst jetzt in hellem Lichte. Die vielfachen Beschädigungen der Handschrift machen auf Schritt und Tritt sorgfältige Erwägung und Prüfung der Überlieferung sowie zahlreiche kleinere und größere Ergänzungen notwendig. Daß der Verf. der „Antiken Turngeräte" den erheblichen sachlichen Schwierigkeiten, welche die Behandlung dieses Textes in reicher Fülle bietet, gewachsen sei, wußten wir; jetzt zeigt er sich auch als tüchtiger Philologe, der sprachliche Probleme mit Sachkenntnis und Scharfsinn zu lösen weiß. Seiner Textgestaltung wird man in den meisten Fällen unbedingt beipflichten müssen; ein paar Bemerkungen, wie sie sich mir beim Durchlesen ergeben haben, sei hier Raum vergönnt. 271, 1 *εἴληπται ὑπὸ τῷ χιτῶνι* (nämlich *γυνὴ οὖσα*)? — 275, 30 gewiß *δεῖ [γ]ὰρ [ἱστο]ρίας*; vgl. die im Thesaurus angeführte Galenstelle *κατὰ τόπ.* 2: *ἱστορίαν δὲ πολλὴν καὶ συνεχῆ τῆς τῶν καμνόντων διαθέσεως.* — 280, 8 *οἷς δ' ἂν ... τύχωσι .. ἐπικυμαίνουσαι, λ[αμπρόν]* (*λ[ιπαρίν]* unpassend) *τε ἐκ[προφ]αίνουσι τούτους καὶ ἴδιον ⟨τὸ⟩ τῶν χειρῶν πνεῦμα*; vgl. Plutarch Mor. 127 D *τοῦ περὶ τὰ νεῦρα πνεύματος* (Thesaurus); sollte das erste, verstümmelte Adjektiv mit *χ* begonnen haben, so würde sich *χ[λωρόν]* empfehlen. — 286, 26 *ὡμολόγει ταῦτα λαμπρᾷ τῇ φωνῇ μηδέ πῃ εὐ[σχημονή]σας*? — sicher ebenda v. 27 *τί μὲν οὐκ ἂν ἐν Ἰωνίᾳ, τί δ' οὐκ ἂν [ἐν Ἀχαί]ᾳ* nach Vita Ap. 260, 10. — 287, 5 halte ich den Ausfall des Prädikats nicht für notwendig; *ἢ γὰρ* (über diesen Gebrauch von *γὰρ* vgl. Bonitz in *Index Aristotelicus*) *δάνεσιν ὠνουμένοις* (durch wucherische Darlehen an solche, die kaufen wollen) *ἢ πεπρακότων ἀπολήψει.* — 289, 15 *οἶνος δὲ περιττεύσας ἀθλητῶν σώμασιν* (Beispiele für den Dativ im Thesaurus) *ἱδρῶτος ἀνα[ριθμ]ήτου μεστὰ* (im Codex sind die Wortausgänge verwechselt) *ὄντα τῶν γυμνασίων ἐκκαλεῖται* (nämlich *τὰ σώματα*; 'macht sie den Gymnasien abspänstig'). — 291, 2 *ἐν αὐτῷ τῷ γυμνάζειν ἀγνωσίᾳ*: *ἐν* kann hier auch das Mittel bezeichnen (wie bei Aristoteles oft); *ἀγνωσίᾳ* möchte ich als 'Unverstand' fassen, der eben darin liegt, daß er der Meldung des Athleten nicht die gebührende Achtung schenkt (wodurch die Negation, bezw. ihre Umstellung unnötig wird). — Das verstümmelte Adjektiv 278, 30 scheint mir nach dem Faksimile auf Tafel III mit *ἐπι-* begonnen zu haben; daß es schon im Parisinus verderbt ist, hat bereits der Verf. richtig erkannt (etwa *ἐπισφιγγής* 'eingeschnürt'?). Im fünften Abschnitt endlich unterzieht der Verf. Kaysers das Maß des Erlaubten weit übersteigende Konjekturalkritik einer höflichen, aber in der Sache freilich vernichtenden Beurteilung. Nach den Ergebnissen der vorliegenden Schrift dürfen wir von der neuen Ausgabe nur Gutes erwarten.

Graz. Heinrich Schenkl

Anton v. Premerstein, Anicia Iuliana im Wiener Dioskorides-Codex. Mit 1 Tafel und 6 Textillustrationen. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1903. Separatabdr. aus dem Jahrb. d. kunsthist. Samml. d. allerh. Kaiserh. XXIV. S. 105—124.

Die Anfrage eines Schülers Strzygowskis, E. Dietz, der eine kunstgeschichtliche Monographie über den durch seine Miniaturen berühmten Wiener Dioskorides-Codex (*Med. Gr.* I) vorbereitet, gab A. v. Premerstein die Veranlassung zu der vorliegenden scharfsinnigen Untersuchung. Sie bezieht sich auf das auf der Rückseite des Fol. 6 gemalte Bild der vornehmen Dame *Anicia Iuliana*, der Tochter des *Flavius Anicius Olybrius*, der 472 n. Chr. in Konstantinopel einige Monate den Thron innehatte, und Gemahlin des *Areobindus*, der 512 von den Anhängern der orthodoxen Lehre zum Kaiser ausgerufen wurde, aber gleich darauf vom Schauplatze verschwand. *Iuliana* selbst hatte patrizischen Rang und wurde insbesondere wegen ihrer Kirchengründungen gefeiert. Die farbige Wiedergabe ihres Bildes auf Taf. XXI darf als Meisterstück der Reproduktionskunst bezeichnet werden. In einem von einem gelben Flechtband gebildeten Kreis ist ein ebensolcher aus zwei Quadraten gebildeter achteckiger Stern eingezeichnet, dessen große Mittelfläche die Hauptdarstellung enthält. In der Mitte thront in prachtvollem, ihrem Range entsprechenden Gewande *Iuliana*, in der Linken das Abzeichen des Patriziats, den Codex haltend, umgeben von zwei inschriftlich bezeichneten allegorischen Figuren, der *Μεγαλοψυχία* und *Φρόνησις*. Ihr huldigen links zwei Kindergestalten, eine bekleidete weibliche, *Εὐχαριστία τεχνῶν*, im Schema der *προσκύνησις* und eine nackte Erotenfigur, *Πόθος τῆς φιλοκτίστου*, die ihr ein offenes Buch mit einer Miniatur entgegenhält. An den Dioskorides-Codex selbst zu denken liegt nahe und v. Pr. erklärt S. 123 die Beischrift als „Wunsch der Kunstgönnerin", wodurch ausgedrückt sei, „daß das kostbare Buch auf Bestellung der *Iuliana* gemalt und geschrieben worden sei". Diese Erklärung scheint mir bedenklich. Eine Bestellung, besonders von einer so hohen Dame, ist mehr Befehl als Wunsch und kann doch kaum durch die altbekannte charakteristische Gestalt eines als Pothos bezeichneten Eroten versinnlicht werden. Und was hat mit dieser Bestellung die Gründerfreude der Mäzenatin zu tun? Der Verf. begegnet diesem Bedenken, indem er *φιλόκτιστος* allgemein als Kunstgönnerin auffaßt, was aber unberechtigt erscheint, da *Iuliana* hier eben wegen einer Kirchengründung geehrt werden soll. Vielmehr hat dieses Epitheton mit den Weg zur richtigen Erklärung zu weisen. Wenn v. Pr. „zwischen der Eucharistia und dem Pothos keine engere Beziehung zu erkennen vermag", so hat er gefühlt, daß zwei zusammengehörige Dinge auseinandergerissen werden, wenn man erstere auf die huldigenden Künstler, letzteren aber auf die Geehrte selbst bezieht. Die Kindergestalten müssen zwei analoge Allegorien sein, deren Objekt oder Ziel

Iuliana ist: die Dankbarkeit der Künste einerseits, die Liebe (der Bevölkerung) zur Gründerin anderseits. *Πόθος* ist gewählt als der für jene Zeit wohl farbloseste Ausdruck für Zuneigung, der auch die durch Wohltaten geweckte Liebe umfassen kann. Die Dankbarkeit huldigt, die Liebe dient der Herrin. Der dargereichte Codex kann auch so der des Dioskorides sein, ob er aber von der Dame bestellt oder ihr zur Huldigung überreicht wurde, muß dahingestellt bleiben.

Den Namen der Geehrten trägt das Bild selbst, indem in jeder der acht Ecken des Sternes ein Buchstabe des Namens in Gold eingezeichnet ist. Daß diese *Iuliana* mit der historischen identisch ist, konnte früher aus verschiedenen Anzeichen erschlossen werden, v. Pr. erhob es zur Gewißheit, indem er die auf dem schmalen schwarzen Streifen am Rande des Mittelfeldes befindliche, sehr beschädigte Umschrift entzifferte. Durch diese mühsame Arbeit wurde ein aus acht frei gebauten iambischen Dimetern bestehendes Gedicht mit dem Akrostichon ΙΟΥΛΙΑΝΑ so gut wie ganz wiedergewonnen. Nur in der im übrigen sinngemäßen Ergänzung des ersten Verses dürfte wohl ursprünglich eine Silbe mehr gestanden sein. Der Inhalt ist die Lobpreisung der hohen Frau wegen eines Kirchenbaues in *Honoratae*, einem Vorort von Konstantinopel. Durch die beiden Verse: *[ἴ]ησ' ἡ μεγαλο[ψ]υχία Ἀνικήω[ν], ὧν γένο[ς] πέλεις* ist die Identität mit *Anicia Iuliana* erwiesen.

Dankenswert eingehendes Studium widmet der Verf. der Tracht der Hauptfigur, die aus einem purpurnen Untergewande, einer ebensolchen *Dalmatica* und einer *Palla* aus Goldstoff besteht. Unter Berücksichtigung der männlichen Toga der späteren Kaiserzeit, deren Verständnis nebenbei ebenfalls gefördert wird, erläutert er eingehend das letztgenannte weibliche Kleidungsstück, wobei mir nur die Verbindung von Streifenteil *(contabulatio)* und Sinusstück nicht ganz klar geworden ist, und weist schließlich auch auf dessen letzten Ausläufer, den streifenartigen *λῶρος* hin. Die Vollendung der Dioskorideshandschrift fällt nach v. Pr. nicht lange nach dem Jahr 512.

Czernowitz. Julius Jüthner.

Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer erklärt von K. Dziatzko. Zweites Bändchen: Adelphoe. Zweite veränderte Auflage bearbeitet von Dr. Robert Kauer. Leipzig, Teubner 1903. VI und 210 SS. 8°. Preis geh. Mk. 2·40, geb. Mk. 2·90.

In dieser verdienstlichen Neuausgabe der *Adelphoe* hat sich K. zunächst textlich an die beste handschriftliche Überlieferung so eng wie möglich angeschlossen. Dazu befähigten ihn seine paläographischen Studien über einzelne Terenz-Handschriften, be

sonders seine erfolgreichen Nachvergleichungen des *Bembinus, Victorianus* und *Lipsiensis*. Bis V. 914 bildet der *Bembinus* die Grundlage des Textes der *Adelphoe*, von da an die δ-Klasse, an deren Spitze K. den *Lipsiensis* stellt. Dadurch kommen manche Lesarten der Handschriften zu ihrem Rechte; so V. 16 *eum* der Codd. gegenüber *hunc* bei Sueton, ebenso 206 *inceperis* für *occeperis*, V. 40 ist die Glosse *meo* ausgeschieden, V. 407 das *o* des Vokativs. Auch sonstigen notwendigen Verbesserungen des Textes ist K. nicht ausgewichen.

Nicht ebenso einverstanden bin ich mit der Aufnahme der Interpunktion des *Iouiales*. An und für sich ist diese zwar sehr interessant, aber ich würde sie nicht in einer Ausgabe, die doch auch noch Schulbedürfnissen dient, in dieser Weise durchführen. Wir sind einmal an diese (romanische) Art der Zeichensetzung nicht gewöhnt. Sie ist zudem öfters unnötig oder selbst störend, wie V. 32 ff. *aut te amare cogitat,* | *aut tete amari, aut potare, atque animo obsequi,* | *et tibi bene esse soli, quom sibi sit male.* | *ego . . . quae cogito, et*[1]) | *quibus nunc sollicitor rebus!* Ähnlich werden zusammenhängende Reihen in kleine Kola zerlegt oder auseinandergerissen in den V. 36 f., 141, 200 (dessen Stellung vor 199 ich übrigens trotz K.s Verteidigung nicht billige), 258, 340, 625, 674 u. a. Bei der Zeichensetzung im *Bembinus* und anderen alten Handschriften ist doch auch im Auge zu behalten, daß die Virgula öfters einfach nur zu dem Zwecke gesetzt ist, um die *scriptura continua* leichter lesbar und verständlich zu machen. Insbesondere die Scheidung aufeinander folgender Silbengruppen, die verschieden trennbar sind, vor allem solcher Wörter, die vokalisch schließen und vokalisch anlauten, erweist sich als für den alten oder neuen Leser wünschenswert oder nötig; so werden sich manche, gelegentlich auch nicht nach K.s Regeln gesetzte auffällige Kommata wohl am einfachsten erklären lassen. Er nimmt ja selbst diese Interpunktionen nicht überall auf, so V. 684, wo es in der Anm. heißt: 'Die von Donat erwähnte Interpunktion nach *aperite* findet sich bei *Iou.*', im Texte aber steht zwischen *aperite aliquis* kein Zeichen. Endlich hat sich K. dadurch hie und da sogar zu gekünstelten Erklärungen verleiten lassen, so V. 622: *ualeas, habeas — illam quae placet.* Verbindet man einfach *habeas* mit *illam,* so ist der Satz richtig und bedarf keiner gezwungenen Deutung. Warum der Verf. endlich diese Interpunktion auch noch über 914 (den Schluß des *A*) hinaus nachgebildet hat, ist mir nicht recht ersichtlich.

Angenehm berührt es dagegen, daß K. in der Erklärung nicht zum Mittel der Lücken seine Zuflucht genommen hat. Er

---

[1]) Hier am Versende nach *L* statt des bisherigen *asyndeton bimembre* aufgenommen; die Synalöphe scheint hier wie mehrere Male sonst die Annahme einer Pause nicht eben zu begünstigen.

erklärt vielmehr aus dem vorhandenen Texte heraus und deckt so den Zusammenhang auf (so V. 3, 24, 600). Auch die früher so beliebte Annahme von Interpolationen wird von ihm verschmäht, so V. 24, 313. Dadurch unterscheidet sich seine Ausgabe bedeutend von der Dziatzkos. In der Erläuterung der einzelnen Ausdrücke und Stellen ist K. im ganzen glücklich. So zeigt er V. 3, daß *fabulam* nicht zu ergänzen ist. V. 43 ist jetzt richtig interpretiert. Daß bei der großen Menge von Einzelheiten manche Erklärung auf Widerstand stoßen wird, ist nicht zu verwundern. V. 333 führt K. den ersten Teil seiner Erläuterung „*puer* entweder hier gleich 'Kind', dessen Geschlecht noch nicht bekannt ist" nicht ganz durch. Denn der Vers zeigt m. E. deutlich, daß mit *puer* nur die Leibesfrucht gemeint sein kann, zumal V. 619 Aeschinus fragt: *iam partus adsiet*. Damit entfällt der zweite Teil der Erklärung. Das Zitat (V. 915) aus dem Scholion zu Iuvenal III 221 spricht gegen K.s Text und Erläuterung. — Daß Donat herangezogen wurde, ist recht und billig, zumal sich K. brieflicher Mitteilungen P. Weßners erfreute. Hie und da ließe sich noch eine Parallele anführen; wegen der Verwendung von *alienus* V. 75: Liv. I 11, 3 *alienis cladibus ceciderant animi;* V. 7 *eam fecit* 'daraus machte er': Liv. I 43, 5 *totidem centuriae et hae . . . factae;* V. 751 *nova nupta* kommt auch bei Ovid Met. X 8 vor; bei V. 168 hätte auch auf *etenim* und *sed enim* verwiesen werden können, da hier *enim* gleichfalls Beteuerungspartikel ist. Recht lobenswert ist das stärkere Hervortreten des sachlichen und dramaturgischen Elementes in den Anmerkungen und die stete Berücksichtigung des von E. Hauler umgearbeiteten I. Bändchens dieser Sammlung. Nicht minder anerkennenswert ist die bedeutende Erweiterung des kritischen Anhanges sowie des Wort- und Sachverzeichnisses.

Der in der Einleitung wieder ziemlich ausführlich dargelegten Ansicht in der Kontaminationsfrage, wonach die aus Diphilus eingelegte Partie von V. 155—208 (statt bis 196 mit Ihne und Dziatzko) reichen soll, vermag ich jedoch nicht beizustimmen. Wenn K. sich zur Stütze seiner Ansicht auf die Worte Donats, die den griechischen Vers 199 einleiten, beruft, so halte ich dem entgegen, daß *secundum illud Menandri* 'nach jenem Vers Menanders' oder 'nach dem Vorbild bei Menander' heißt. Wenn nämlich bloß Ähnlichkeit zweier Stellen ausgedrückt sein soll, so sagen die Scholiasten *ut, sicut, ut est* (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1898, S. 117), *tale est, quale est, ut est illud.* Dagegen wird von ihnen nie mit *secundum* eine bloße Ähnlichkeit bezeichnet. Serv. zu Verg. Aen. I 110 *DORSVM INMANE eminens, altum, secundum Homerum* nach dem Vorbild bei Homer; Lactant. Placid. zu Stat. Theb. XI 14 *VOLVCRES secundum Homerum, qui dicit uiscera Tityonis gemino uulture exedi, non uno, ut Uirgilius dicit.* Wie hier wird der Name des Urhebers eines Ausdruckes oder der

Version eines Stoffes durch *secundum* eingeführt von Serv. Dan. zu Verg. Aen. I 110, Serv. l. l. II 79, V 870, Lactant. Plac. zu Stat. Theb. VI 117 (124). Sehr bezeichnend ist auch Porphyrio zu Hor. Serm. I 3, 55 *secundum quod et Lucilius in III saturarum ait.* Es handelt sich nämlich um das Wort *incrustare.* Also Donat meint, daß der Vers aus Menander genommen sei, aber nicht, daß er bloß 'Ähnlichkeit' mit diesem habe. Zu dieser Auffassung stimmt dann auch die Herstellung des Griechischen von E. Hauler in den Wr. Stud. XXIII 96, Anm. 9.

Ich brauche aber schließlich kaum zu betonen, daß im übrigen diese zeitgemäße Erneuerung des im Jahre 1881 zuerst aufgelegten Kommentars sich als eine recht tüchtige und lobenswerte Leistung darstellt.

Smichow. Johann Endt.

Ausgewählte Briefe Ciceros herausgegeben und erklärt von Emil Gschwind. (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. V.) 1. Heft: Einleitung und Text. 2. Heft: Kommentar. Wien 1903, Karl Gräser. Preis 2 K.

Daß in einer Sammlung der 'Meisterwerke' der römischen Literatur eine Auswahl aus den Briefen Ciceros nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich, wiewohl es bei der großen Anzahl kommentierter Ausgaben der Briefe Ciceros, welche die letzte Zeit hervorgebracht hat, nachgerade fast als ein Wagnis bezeichnet werden kann, mit einer neuen Ausgabe auf den Plan zu treten. Indessen hat der Herausgeber, der ebenso in der Cicero-Literatur zu Hause ist, wie er als praktischer Schulmann die Bedürfnisse des Gymnasialunterrichtes genau kennt, es wohl verstanden, eine Auswahl zu bieten, die sich trotz ihrer zahlreichen Vorgängerinnen Beachtung erringen wird. Sowohl in der Auswahl selbst als auch in der Art der Erklärung wahrt sich Gschwind eine gewisse Selbständigkeit. Die Erklärung orientiert über das antike Briefwesen und speziell über die Sammlung der Cicero-Briefe. Im ganzen bietet Gschw. 44 Briefe, und zwar ausschließlich Briefe Ciceros. Das ist aus mehr als einem Grunde zu beklagen, wie es ja der Herausgeber selbst im Vorwort ausdrücklich bedauert. Denn es würde das Interesse an diesen Briefen sicherlich sehr belebt haben, wenn auch einzelne der bedeutenderen συνδιαλεγόμενοι in der Sammlung zum Worte gekommen wären; führt ja doch Gschw. selbst jene treffende antike Definition des Briefes an, daß er τὸ ἕτερον μέρος τοῦ διαλόγου sei 'ein halbiertes Gespräch.' Aber insbesondere das Fehlen eines Briefes scheint mir eine recht empfindliche und bedauerliche Lücke der Sammlung zu bedeuten; ich meine das mit Recht so gefeierte Trostschreiben des *Ser. Sulpicius* an Cicero anläßlich des Todes der *Tullia* (ad fam.

IV 5). Warum es die Herausgeber der 'Meisterwerke' als mit dem Plane dieser Sammlung nicht im Einklang stehend betrachten, auch noch andere bedeutsame Briefe der Cicero-Korrespondenz neben denen Ciceros aufzunehmen, ist mir nicht recht verständlich. Zu Gunsten des genannten Briefes aber, der in der römischen Literatur seinesgleichen nicht hat und dessen Lektüre, wie Ref. aus wiederholter Erfahrung weiß, auf die jugendlichen Leser stets den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck macht, dürfte wohl unter allen Umständen eine Ausnahme gemacht werden, zumal ja Ciceros Antwortschreiben auf jenen Trostbrief doch in die Sammlung aufgenommen wurde. Der Herausgeber sah sich ja sogar bemüßigt, einige besonders schöne Stellen — nach meinem Empfinden nicht einmal die schönsten — aus dem Briefe des Sulpicius den Erläuterungen des Antwortschreibens Ciceros vorauszuschicken. Doch hätte der ganze Brief aufgenommen werden sollen.

Im übrigen hat G. mit richtigem Urteil nur solche Briefe seiner Sammlung einverleibt, die in irgend einer Hinsicht charakteristisch und bedeutsam sind, sei es für die Beurteilung Ciceros selbst, sei es der Verhältnisse jener Zeit. So war beispielsweise die Aufnahme des Briefes ad Att. I 14, der meines Wissens in anderen Schulausgaben fehlt, ein guter Griff. Denn er ist trefflich geeignet, dem Schüler einen Einblick zu verschaffen in die parlamentarischen Verhältnisse jener Zeit, die manche Analogie bietet zu denen unserer Tage; auch in Ciceros rhetorische Werkstätte führt uns jener Brief mit launigem Humor ein. Die Erklärungen, die G. bietet, dienen wesentlich der sachlichen Exegese. Einen eigenartigen Vorzug jedoch bilden zahlreiche Bemerkungen, die ins Gebiet der psychologischen Sprachbetrachtung gehören. Ab und zu will es mir scheinen, daß die Erklärungen, da die Auswahl ja für die Privatlektüre bestimmt ist, etwas reichlicher hätten bemessen werden können, nicht bloß um Sprachliches zu erläutern, sondern auch wohl im Interesse der sachlichen Erklärung. So wird ad Att. IV 2 die Note zu den Worten '*amamur a fratre et a filia*': 'dieser kurze, inhaltsschwere Stoßseufzer sagt mehr als lange Perioden' für den Schüler doch nicht ausreichen, da dieser nicht sofort darauf verfallen wird, *ex silentio* auf eine arge Mißstimmung zwischen Cicero und seiner Frau zu schließen. Ob *fam.* III 6 das einer zitierten Gesetzesstelle beigefügte *ut opinor* wirklich bloße 'Höflichkeitsformel bei Zitaten' sei, wie G. meint, und nicht etwa Ausdruck der Unsicherheit ist, mag dahingestellt bleiben. Möglich wäre dies hier doch wohl, da der Brief ja im Lager in Sizilien geschrieben ist. Jedenfalls aber ist *ut opinor* a. u. St. nicht auf eine Linie zu stellen mit jenen Fällen, wo Cicero durch ein solches die Giltigkeit einer Behauptung einschränkendes *ut opinor* in einer für den Römer charakteristischen Weise trotz vollster Sicherheit des Wissens dennoch den Schein einer gewissen Unsicherheit affektiert in Dingen, in welchen ein technisches Wissen zu besitzen mit

der Würde des römischen Staatsmannes nicht recht vereinbar schien, vgl. Cic. Verr. IV 4 u. 5. — ad Att. I 19, 2 möchte ich mich mit der Auslegung, die G. dem Sprichwort *τὸ ἐπὶ τῇ φακῇ μύρον* gibt, nicht befreunden. Er erklärt: 'Myrrhenöl (statt Speiseöl) auf Linsenmus, was das Gericht natürlich verdirbt'. Hätte es aber, wenn durch dieses Sprichwort auf den schlechten Geschmack des Myrrhenöls hingewiesen werden sollte, einen Sinn, gerade die Wirkung des *μύρον* auf Linsenbrei hervorzuheben? Würde nicht das beste Gericht ebenso verdorben? Die von G. angezogene Stelle Ev. Marc. 15, 23 'Da gaben sie ihm (Christus am Kreuze) Wein mit Myrrhe (*οἶνον ἐσμυρισμένον*) vermischt' hat mit dem Sinne unserer Stelle und überhaupt mit jenem Sprichwort nichts zu tun. Es dürfte sich wohl verlohnen, den Sinn des Sprichwortes, da hierüber, wie sich zeigt, nicht volle Sicherheit besteht, einmal festzustellen. In dem Sprichwort handelt es sich ganz offenbar bloß um die Mischung von Nichtzusammengehörigem, indem köstliche Zutaten auf Geringwertiges verwendet, um nicht zu sagen, verschwendet werden. Denn das Myrrhenöl *μύρον* gilt im Sprachgebrauch stets als etwas Köstliches, *φακῆ* hingegen als etwas sehr Geringes, als die Speise der Ärmsten, vgl. Aristoph. Plut. 1005

ἔπειτα πλουτῶν οὐκέθ' ἥδεται φακῶν.

An unserer Stelle nun wird das Sprichwort, das damals infolge der diesen Titel tragenden Satire Varros der gebildeten Gesellschaft geläufig war, von Cicero sichtlich in spöttischem Sinne gebraucht, indem gerade *Lentulus*, der hinter den beiden anderen *legati* an Bedeutung weit zurückstand, ironisch als das Köstlichste, als *μύρον ἐπὶ τῇ φακῇ* bezeichnet wird. Die Annahme, daß in *φακῇ* eine Anspielung auf den Namen *Lentulus* liege, wie mehrfach, so auch Wissowa R.-E. 4/I Sp. 1381 behauptet wird (Münzer), ist m. E. nicht haltbar; denn offenbar wird ja doch von den drei *legati* gerade der an dritter Stelle genannte — also *Lentulus* — als *μύρον* bezeichnet. In nicht ironischem Sinne finden wir, wie mir scheint, das Sprichwort gebraucht an einer Stelle, die Athen. IV 160 B zitiert:

Σώπατρος ἐν Νεκυίᾳ οὕτως·
Ἴθακος Ὀδυσσεὺς τοὐπὶ τῇ φακῇ μύρον
πάρεστι· θάρσει θυμέ.

was doch wohl heißt: 'Sei getrost! Der Ithaker Odysseus ist ja da, der die anderen weitaus an Trefflichkeit überragt, gerade so wie Myrrhenöl gemeinen Linsenbrei'. Das Wesentliche in der Verwendung dieses Sprichwortes ist demnach m. E., daß es, wie gesagt, das Nichtzusammenstimmende des kostbaren Myrrhenöls und des ordinären Linsenbreis hervorhebt. Ob das Myrrhenöl so oder so schmecke, bleibt dabei ganz außer Spiel. Sonst wäre es ja seltsam, daß dieses köstliche Myrrhenöl als geschmackverderbend gerade mit einer gemeinen Speise zusammengestellt würde und nicht vielmehr mit einem ausgesuchten Gericht der vornehmen

Tafel. Mit Recht bemerkt Apostolius — vgl. Leutsch, *Corp. paroem.* vol. II, p. 573 — das Sprichwort werde angewendet *ἐπὶ τῶν φιληδόνων*, wir würden sagen: auf die Liebhaber raffinierter Genüsse. Trefflich erläutert dies Aristoteles *περὶ αἰσθήσεως* 5: *ἀληθὲς γάρ, ὅπερ Εὐριπίδην σκώπτων εἶπε Στράττις· ὅταν φακῆν ἕψητε, μὴ 'πιχεῖν μύρον. Οἱ δὲ νῦν μιγνύντες εἰς τὰ πόματα τὰς τοιαύτας δυνάμεις βιάζονται τῇ συνηθείᾳ τὴν ἡδονήν, ἕως ἂν ἐκ δύ' αἰσθήσεων γένηται τὸ ἡδὺ ὡς ἓν καὶ ἀπὸ μιᾶς.* Aristoteles also bezeichnet es als eine arge Verkehrtheit, durch ein so raffiniertes Verfahren, durch Beimischen solcher *δυνάμεις* — etwa 'Essenzen' — dem Geschmackssinn förmlich Gewalt anzutun.

Nach dieser Abschweifung, die nötig schien, um den Sinn des Sprichwortes an unserer Stelle klarzustellen, sei zum Schlusse nur noch bemerkt, daß Gschwinds Kommentar nach Auswahl und Anlage als wohlgelungen bezeichnet werden darf; und er sei hiemit den Fachgenossen für die Zwecke der Privatlektüre bestens empfohlen.

Wien. Alois Kornitzer.

Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den lateinischen Schulklassikern. Von H. Mužik. Wien u. Leipzig, C. Fromme 1904. XI u. 160 SS. Preis 4 K 50 h.

Das Buch, über dessen Plan und Zweck der Verf. ausführlich in der Einleitung spricht, zerfällt in zwei oder vielmehr in drei Teile. Im ersten Teile stellt Mužik mit besonderer Berücksichtigung der Zeitschriften und der Programmliteratur „wichtigere literarische Lehrbehelfe sowohl nach der formalen als auch nach der realen Seite“ zusammen, u. zw. einerseits Biographien der einzelnen Schulklassiker, zu denen mit Rücksicht auf die Schulpraxis von Deutschland auch Phaedrus, Plautus und Terenz gerechnet werden, ferner Aufsätze über deren pädagogischen Wert, über Sprachgebrauch und methodische Behandlung, Übersetzungen und Übungsbücher, die den Wortschatz der betreffenden Autoren verwenden; anderseits Schriften über die Realien in den einzelnen Klassikern und Hilfsmittel für den Anschauungsunterricht. Hieran schließt sich ein Verzeichnis von Abhandlungen allgemeineren Charakters über das Übersetzen in die Muttersprache. Ausgeschlossen wurden aus diesem literarischen Teil zu sehr spezialisierende Studien über den Sprachgebrauch, selbständig, d. h. nicht in Zeitschriften oder Programmen erschienene Übersetzungen, die Textausgaben und die nicht illustrierten Kommentare und Schulwörterbücher. Der Verf. ließ sich hiebei offenbar, und mit Recht, von dem Wunsche leiten, durch Hinweglassen alles dessen, was als bekannt vorausgesetzt werden kann oder in anderen Literaturnachweisen leicht auffindbar ist, sein Buch zu entlasten. Was Kommentare anbelangt, hätte

allerdings, glaube ich, ein Durchbrechen dieses Prinzips zugunsten hervorragender Erscheinungen nicht geschadet. So sehr ich ein Feind aller sogenannten Kommentare bin, welche z. B. für die VI. Klasse der Gymnasien angeben: *adgredi aliquem* sich an jemanden heranmachen, *asperitas* Rauheit, Unwirtlichkeit, *certe* wenigstens usw., so hoch sind meiner Ansicht nach, die allerdings, wie ich weiß, von vielen nicht geteilt wird, jene Behelfe dieser Art zu schätzen, die sich auf wirklich Wichtiges, d. h. für Schüler schwer oder nicht Verständliches, beschränken; freilich, illustriert sollten m. E. alle Schulkommentare sein! Wünschenswert wäre auch die Aufnahme eines so prächtigen Werkes wie der „Oden und Epoden des Horaz" von H. Menge und — ebenfalls zu Horaz — der „*Ara Pacis Augustae*" von E. Petersen.

Den Hauptnachdruck legt Mužik selbst auf den zweiten Teil seiner Arbeit, ein Verzeichnis von Anschauungsbehelfen und Bilderwerken nach den Schlagworten: Geschichte und Topographie von Rom, Pompeji, Athen, Olympia, Tiryns, Ithaka, Pergamon, Troja; Kunstgeschichte; Archäologie; Kulturgeschichte; Bilderatlanten; Wandtafeln; Münzkunde; Modelle, Gipsabgüsse, Photographien; Kulturgeschichtliche Monographien. Im allgemeinen werden nur solche Werke angeführt, die leicht und billig zu beschaffen sind. Der Verf. greift hier über das Gebiet der lateinischen Lektüre auf das der griechischen Klassiker über; so werden z. B. auch Helbigs Homerisches Epos, Reichels Homerische Waffen usw. erwähnt. Zum Teil ist dies aber durch den inhaltlichen Zusammenhang der beiden Literaturgebiete, zum Teil durch des Verf. Absicht „Mittel zur Schaffung und Ausgestaltung von archäologischen Schulkabinetten anzugeben" gerechtfertigt. Ein leicht behebbarer Übelstand sind mehrfache Wiederholungen aus dem ersten Teil. Das Programm von Gschwind 'Anschauungsunterricht usw.' erscheint versehentlich sowohl auf S. 67 unter „Realien" als auch auf S. 69 unter „Anschauungsunterricht". — Es fehlen Hulas reich illustrierte „Römische Altertümer" und Dörpfelds „Troja und Ilion".

Den zweiten Teil dieses Hauptabschnittes bildet eine absichtlich sehr ausführlich gehaltene alphabetische Aufzählung der in den lateinischen Schulautoren auftretenden Begriffe, die eine Veranschaulichung zulassen, mit Anfügung der betreffenden Zitate aus den Klassikern und einigen der verbreitetsten Bilderwerke: eine höchst dankenswerte Arbeit, die dem Lehrer viel Zeit erspart und vor allem, worauf Mužik mit Recht ein Hauptgewicht legt, eine wichtige Vorarbeit ist für einen archäologischen Schulatlas. Der Mangel eines solchen ist zumal bei starken Klassen und besonders bei Autoren, welche eines illustrierten Anhanges noch entbehren, auf Schritt und Tritt fühlbar.

Wie jeder Index, so wird und muß auch die Arbeit Mužiks sehr subjektiv gefärbt sein: es soll ja nur eine Auswahl gegeben werden, so wie sie eben dem Verf. selbst am zweckmäßigsten

erscheint. Erfahrungsgemäß bieten solche Bücher dem einen zuviel, dem anderen zuwenig. Ich persönlich ziehe in Übereinstimmung mit Mužik das erstere vor selbst auf die Gefahr hin, mitunter länger nach etwas suchen zu müssen. Werke allerdings wie Dütschkes 'Antike Bildwerke in Oberitalien' und ähnliche Museumskataloge, die für die Schule als solche sehr wenig praktischen Wert haben, würde ich doch lieber streichen.

Mag man aber darüber denken, wie man will: Das Buch verdient es, in allen Gymnasialbibliotheken seinen Platz zu erhalten. Der Lehrer findet darin mühelos eine Menge von Behelfen angegeben, um den Unterricht in den klassischen Sprachen nach den verschiedensten Seiten hin zu vertiefen, eine Fülle von Anschauungsmitteln, um ihn plastisch und anregend zu gestalten; sind letztere an manchen Anstalten noch unzureichend vorhanden, so läßt sich deren Bestand mit Hilfe des Buches ergänzen. Um dies zumal Landanstalten zu erleichtern, wäre es nicht unzweckmäßig, bei einer Neuauflage, die ja nicht zu lange auf sich warten lassen dürfte, den Titeln der selbständigen Werke den Preis hinzuzufügen; nicht selten hängt gerade von ihm die Möglichkeit der Beschaffung ab.

Wien. R. Weißhäupl.

Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers „Bayerischem Wörterbuch" gesammelt von Theodor Unger, für den Druck bearbeitet und herausgegeben von Dr. Ferdinand Khull. Gedruckt mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz, Leuschner & Lubenskys Universitäts-Buchhandlung 1903. XXIV und 661 SS. gr.-8°.

Es hat sicherlich eines energischen Ordners bedurft, um den vielseitigen, zum Teil auch recht verschiedenartigen Vor- und Hilfsarbeiten, welche sich zu diesem Buche vereinigten, ein einheitliches Gepräge zu geben, und es muß gleich eingangs festgestellt werden, daß der Herausgeber diese Aufgabe mit Erfolg durchgeführt hat. — Auf Anregung des um steiermärkische Forschung so hochverdienten Erzherzogs Johann, der ein Idiotikon der Alpenländer Innerösterreichs zustande bringen wollte, liefen von 1818 an seitens der Behörden und einzelnen Fachleute Berichte und Sammlungen „aller Art" aus den steirischen Landstrichen ein, denen sich im Laufe der Jahrzehnte sprachliche und statistische Arbeiten, sogar einige „Idiotika" kleinerer Gebiete in abgerundeter Fassung beigesellten. Der Erzherzog selbst steuerte ein „Idiotikon" einzelner Täler der oberen Steiermark bei. Besonders hervorzuheben ist noch der verdienstvolle, 1847 verstorbene Gerichtsaktuar Johann Vinzenz Sonntag, dessen reichhaltige Sammlung wichtigen Sprachgutes gleich den anderen bisher genannten im steiermärkischen Landesarchiv ruht. Daß die Schriften

Roseggers berücksichtigt wurden, nicht nur seine mundartlichen, sondern auch seine gemeindeutschen mit ihrer eigenen steirischen Färbung, die zahlreiche Vorarbeiten an die Oberfläche mitgerissen haben, zeigen auf jedem Blatte die Verweisungen auf ihn.

Es bedurfte nun eines Archivsbeamten, der zu diesem flach daliegenden Material noch die reichen Bestände des Landesarchivs an Drucken der letzten drei Jahrhunderte sowie an handschriftlichen Urkunden, z. B. Hinterlassenschaftsverzeichnissen, Stadt-, Markt-, Gericht- und sogenannten Dokumentenbüchern (allein 4620 Nummern) verwertete. Dieser Mann mit dem Bienenfleiße war der im Oktober 1896 verstorbene Adjunkt des steiermärk. Landesarchivs Theodor Unger, dessen noch ungesichtete Arbeit nun Dr. Ferdinand Khull in gefälliger, einheitlicher Durcharbeitung dem Fachpublikum, aber auch jedem Bessergebildeten, der sich für deutsches Sprachtum interessiert, bietet.

Es soll nur der Wortschatz geboten werden, d. h. die eigenen steirischen Worte sollen in die gemeindeutsche Form umgegossen, die mundartliche Aussprache höchstens in zweiter Linie, keineswegs also in der alphabetischen Anordnung der Worte berücksichtigt werden. Die Bezeichnung als „Ergänzung" zu Schmellers Wb., der nach Wortstämmen gruppiert, ist daher nur in einem beschränkteren Sinne — stofflich, aber nicht methodisch — richtig. Diese Übersetzung mundartlicher Formen in das Gemeindeutsche ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle richtig vollzogen. Oft sind aber auch vermeidliche Fehler begangen worden. Vor allem hätten die hohen und dumpfen *a* (*ā* von *a*) unterschieden werden müssen, auch wohl die harten *tz* von den weicheren *z*, welche letztere Castelli oft mit *ds* schreibt. Mundartlich *plàtzə*ʳ mit kurzem dumpfen *a* und *plázərai* mit langen hohem *á* erchienen gleichmäßig als „Platzer" und „Platzerei" (S. 88); damit werden oft etymologisch unterscheidende Anhaltspunkte verwischt; *plaggeln* und *blakeln* S. 89 klingt ganz gleich und wird wegen der zweifachen Bedeutung zweimal in verschiedener Schreibung gesetzt; das ist willkürlich. Der Doppelvokal *eə̃* wird mit *äh* geschrieben, selbst wo er auf *ü* (mhd. *üe*) zurückgeht: S. 321 steht *„Hähnelhenne"*, *„Hähnelhutscher"* statt *Hühnel-* (mhd. *hüenel*). Der Umlaut *ü* wird fast immer, wo die Ableitung nur ein wenig schwieriger ist, mit *i* geschrieben, also auf den Grundsatz der Verhochdeutschung ganz verzichtet: statt *„sprützen"* kann mit Rücksicht auf das Nhd. etwa noch *spritzen* gerechtfertigt werden, aber nicht *ritzig* (von Rotz, rützig). Statt *Gräßer* wäre *Gräßach* (S. 304) anzusetzen gewesen. Die Stämme *Ridel* und *Rigel* wären zu trennen, so gut wie *riderisch* (= rauh) von *rogel* getrennt wird: freilich sind auch im Sprachbewußtsein des Volkes Verwechslungen eingetreten. *Hahntirl* ist ganz unrichtig aufgebessert: die Nebenformen *Ha'tü'l, Happ-ə-tü'l* lassen als „Hab-Türl", „Habt-ein-Türl" auf einen unentschlossenen Menschen

schließen, der lange die Klinke in der Hand „hat" oder „habt". Vgl. *Tü'li-Tapp* (auch *Dilltapp* geschrieben) = „Türchen-Tapp." Bei Worten wie „Brummelsuppe" wäre nicht bloß die übertragene, sondern wenigstens vermutungsweise auch die reelle Grundbedeutung zu nennen gewesen; man vgl. „Prügelkrapfen", „Grausbirn" u. dgl.; ich denke bei Brummel an *Brâme,* Brombeere und an ähnliche Gerichte wie *Hafersuppe, Hollerkoch* u. dgl.

Vielfach gibt das Buch deutliche Ableitungen sonst zweifelhafter Wörter; von *Grauß* stammt offenbar der *Gräußler, Greißler* als Kleinhändler mit Früchten, Mehl, Brot usw. Zum niederösterr. *Gugkluiəraus* und *Gugklvüəhaus* gesellt sich nun auch ein steirischer *Gugelfrühauf* und *Gugelfliehauf* (Goldamsel S. 318). Reiche Synonyma, z. B. Saunusch, Saupütrich, Sausechter, Saustübich weisen wohl auf verschiedenstämmige Kolonisation.

Aber nicht nur der reiche sprachliche Inhalt, auch die umfänglichen Quellennachweise geben dem Buche seine erhöhte Bedeutung: eine Art Literaturgeschichte der Steiermark seit dem XV. Jahrh. ergibt sich aus dem Verzeichnisse S. I—XXIV.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Dr. J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. I. Teil: Dichtung des Mittelalters. 4. verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder 1903. 252 SS.

Dr. Gotth. Bötticher und Dr. Karl Kinzel, Altdeutsches Lesebuch. Halle a. S., Waisenhaus 1903. 192 SS.

Das deutsche Lesebuch von Hense verbindet die Darstellung der literarischen Entwicklung mit einem inhaltsreichen Lesebuche aus der altdeutschen Literatur, gleicht also dem in Österreich üblichen System der Lesebücher; was es von diesen unterscheidet, ist jedoch die weitaus reichere Auswahl an Lesestoff. In den Bereich des Buches fällt die deutsche Dichtung bis zum Jahre 1500.

Von der sprachlichen Entwicklung und dem heidnischen Volksgesange ausgehend, bringt das Buch zuerst das Hildebrands- und Waltharilied, ersteres im Original und verdeutscht, letzteres gekürzt in Übertragung. Im Lesestoffe nimmt der Herausgeber den Standpunkt ein, die größten Dichtungen in nhd. Übersetzung zu vermitteln. Nur die schönsten Stellen aus den Nibelungen und der Gudrun, aus dem Parzival und Gottfrieds Tristan werden im Urtext mitgeteilt, manches mit beigesetzter Übertragung, wie der Anfang des Iwein, des armen Heinrich und des Reineke de Vos. Diesen Weg, neben das Original die Übertragung zu stellen, verfolgt der Herausgeber besonders bei den Liedern und Sprüchen Walthers; die Auswahl aus Freidank ist nur Übersetzung. Im ganzen scheint das Buch für Schulen berechnet, die eine besondere

den Vorteil, daß in Österreich das Deutsche in den oberen Klassen der Mittelschulen immer in den Händen von germanistisch gebildeten Fachleuten liegt. Auch unsere Instruktionen für den Unterricht kommen vertiefter Behandlung deutscher Dichtwerke auf Schritt und Tritt entgegen. Aber zum rechten Unterrichtsbetriebe gehört ein in jeder Hinsicht vollkommenes Lehrbuch; und daß sich da nach verschiedenen Seiten Mängel bemerken lassen, ist eine allgemein gefühlte, aber wenig ausgesprochene Tatsache.

Wenn wir den Schülern die deutsche Literaturgeschichte vermitteln wollen, so meinen wir damit nicht bloß geschichtliche Tatsachen, Namen und Zahlen, sondern die Darstellung der Entwicklung. Das Werden und die Faktoren dieses Werdeganges sind uns interessant und wichtig, denn sie erschließen das Verständnis und sind bleibendes Eigentum. Das mechanisch erworbene Material verschwindet bald aus dem Gedächtnisse und ist minder wichtig, denn ein Bedürfnis danach läßt sich später leicht in jedem Nachschlagebuche decken. Wie verhalten sich zu der begründeten Forderung nach literarischer Entwicklungsgeschichte unsere Lesebücher? Es sei mir gestattet, zur Illustrierung der Tatsachen nur das verbreitetste [1]) heranzuziehen, wobei ich mich auf den oben behandelten Zeitraum beschränke.

Nach der Betrachtung von Wulfilas Bibelübersetzung kommt unter dem Titel „Althochdeutsche Zeit" eine Übertragung des Hildebrandsliedes ohne ein Wort über die literargeschichtliche Stellung des Denkmals. Dann ein Lesestück, die eddische Gestalt der Nibelungen- und der Hildensage im Auszug erzählt. Darauf das literarische Wirken Karls des Großen mit Einschluß der beiden Evangelienharmonien. Darauf „Allgemeiner Charakter der mhd. Zeit". — Wo findet sich da die Darstellung einer Entwicklung? Man hört nichts vom deutschen Heldensang (von einer Einführung in die germanische Mythologie ganz zu geschweigen), nur die traditionellen sechs Sagenkreise werden vor dem Text des Nibelungenliedes aufgezählt; man hört nichts von den Grundlagen jener Heldenlieder, nichts von ihrem Verschwinden aus dem literarischen Leben unter dem Einfluß des vordringenden Christentums, nichts von den lateinischen und deutschen religiösen Dichtungen der Geistlichen im X. und XI. Jahrhundert. Von der Betrachtung des Heliand und Otfried (830, 868) werden wir ohne Übergang gleich in das Aufblühen des Rittertums und seiner Dichtung um 1200 versetzt, nur dieses Aufblühen des Ritterstandes wird gekennzeichnet. Nicht einmal das Waltharilied, das seinem Inhalte nach in der V. Klasse zur Behandlung kam, wird jetzt in seiner literarhistorischen Stellung erwähnt. Ähnlich ist es in der mhd. Zeit. Nach der Behandlung der drei großen höfischen Epiker und einer kurzen

---

[1]) Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien, herausg. von K. F. Kummer und K. Stejskal. VI. Bd. 1903.

Aufführung der epischen Dichter in Österreich kommen wir zum Minnesang und Walther, an den sich als neuer Abschnitt eine Charakteristik des Meistersanges anschließt.

Man dürfte einwenden, es sei eben Sache des Lehrers, Verbindungen herzustellen und dem Stoffe Leben zu verleihen. Darauf läßt sich viel oder nichts erwidern. Fordert man vom Lehrer, was Aufgabe des Lehrbuches ist, dann könnte man dem Lehrer ruhig die ganze literargeschichtliche Seite des Unterrichtes überlassen. Aber mit dieser Forderung stellen sich Übelstände ein. Die Schüler, auch die besten, werden vom Vortrage des Lehrers wenig genug nach Hause tragen; und dürfen oder sollen sie mitschreiben, was der Lehrer vorbringt, so steht man wieder vor dem Dilemma: Vielschreiberei und Überschreiten der Vorschrift, sich an das Lehrbuch zu halten.

Der nächstliegende Ausweg, den viele Lehrer ergreifen, ist die Einführung oder wenigstens stillschweigende Benützung eines der zahlreichen Leitfäden zur deutschen Literaturgeschichte durch Lehrer und Schüler. Und die Herausgeber und Verleger der deutschen Lesebücher scheinen schon mit diesem Umstande zu rechnen. Aber warum bricht man da nicht mit dem System unserer Lehrbücher und führt neben reinen Lesebüchern in der Art von Bötticher-Kinzel eine Übersicht der Literaturgeschichte ein, die für die obersten Klassen als Lehrbuch zu gelten hätte?

Aber noch ein Übelstand ist mit der Behandlung der Literaturgeschichte in den verbreiteten Lesebüchern verbunden. Die Abschnitte über einzelne Gestalten und Richtungen der Poesie sind zu breit geraten und fallen aus dem Rahmen der sonst dürftigen Darstellung heraus. Dies bedingt der Umstand, daß fast die Mehrzahl der Stücke einfach aus Literaturgeschichten herübergenommen sind. Vogt und Koch, Kluge und Vilmar, Strauß und Hettner u. a., sogar Abschnitte aus der schwierigen Darstellung Scherers finden sich da beisammen. Jeder, der die in Gebrauch stehenden Lesebücher kennt, wird sich an Stellen erinnern, die durch Stil und Methode als für die Schüler zu schwer bezeichnet werden müssen. Auch für die Behandlung der nhd. Literatur gilt das Gesagte. — Es scheint übrigens, als ob die Literaturgeschichte nur aus einzelnen großen Männern und ihrem Anhange bestände, während wir die Entwicklung der Ideen und der kulturhistorischen Momente z. B. heidnisches Heldentum, Einführung des Christentums, Aufblühen und Verfall des Ritterstandes, zunehmende Bedeutung des Bürgerstandes, Zeitalter der Nachahmer usw. verfolgen. Aber auch in der neueren Literatur sind es nicht Männer, sondern Gedanken und Bildungsmomente, welche die Führung übernehmen und erst in einzelnen Dichtern ihre Vertretung finden. Auch die modernste Poesie gibt die Gedanken des unzufriedenen Proletariers wieder oder des Kämpfers im nationalen Streite oder des müßiggängerischen „Übermenschen“ usw. Blättert man nach diesem Gesichts-

punkt unsere Lehrbücher durch, so wird man sehen, daß manchmal, nicht überall, die „Biographie“ vorherrscht. Und diese ist es dann auch, welche als bequemes Mittel zum „Aufsagen“ bei der Maturitätsprüfung beliebt ist. Namen und Jahreszahlen und Werke der Dichter bilden bequem den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Die hohe Unterrichtsverwaltung würde einen bedeutenden Schritt vorwärts tun, wenn sie im Interesse der Lehrer und Schüler und besonders im Interesse eines gedeihlichen Literaturbetriebes für alle Oberklassen Lesebücher mit reicher Auswahl zur Lektüre und daneben einen literarhistorischen Leitfaden einführte. Der letztere müßte klar und übersichtlich geschrieben und nicht zur gedächtnismäßigen Aneignung bestimmt sein. Nicht minder bedeutsam und fruchtbar wäre ein Schritt, der sich mit dem ersten verbinden ließe, nämlich den Unterricht in der Literaturgeschichte schon mit der V. Gymnasialklasse beginnen zu lassen. Ich stimme in diesem Punkte völlig mit den Ausführungen Friedr. Bauers in dieser Zeitschrifft LIV 366 ff. überein. Die Gründe Bauers ließen sich vermehren. Ich bemerke hier gegen die Meinung, daß die Schüler der V. Klasse für die mhd. Lektüre nicht reif genug seien: diese fällt jetzt hauptsächlich in die Monate November und Dezember der VI. Klasse. Begänne der Betrieb der deutschen Literatur in der V. Klasse, so könnte bei breiterer und tieferer Behandlung des Stoffes (die Inhaltsangaben der altdeutschen Heldensagen müßten natürlich beibehalten werden) die mhd. Lektüre um Ostern betrieben werden, so daß zwischen der jetzigen und der vorgeschlagenen Verteilung nur ein halbes Jahr läge, gewiß kein Grund, das Mhd. als zu schwierig für die VI. Klasse aufzusparen. Leider ist gerade die V. Klasse auch sonst mit großem Lehrstoff belastet.

Ich bin etwas weit aus meinem Wege geraten. Aber warum sollten aus einer Besprechung der beiden trefflichen Schulbücher nicht Folgerungen für unseren Schulbetrieb gezogen werden, die eigentlich bei ihrer Durchführung nur einen gegenwärtig zu Unrecht bestehenden Zustand zu einem gesetzmäßigen machten und die wohl den Wünschen der meisten Lehrer entgegenkommen. Denn man halte eine Umfrage bei den Lehrern des Deutschen und zähle, wie viele von ihnen beim Vortrage tatsächlich eine Literaturgeschichte neben dem Lesebuche benützen und dieselbe den Schülern mehr oder minder energisch empfehlen. Wie groß die Nachfrage nach solchen Büchlein ist, bezeugt die große Auswahl, die sich dem Lehrer bietet.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Von Dr. Wilhelm Vietor, o. Professor der englischen Philologie an der Universität Marburg. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. 3. umgearbeitete Aufl. Marburg i. H., N. G. Elwert 1903. XII und 120 SS.

Der Umstand, daß sich kaum sechs Jahre nach dem Erscheinen der 2. Auflage (1897) die Notwendigkeit einer dritten Erneuerung dieses Handbuches ergab, beweist zur Genüge, daß sich dasselbe einer ziemlich großen Beliebtheit erfreut. Auf Anlage und Inhalt des Buches brauche ich hier umsoweniger einzugehen, als ich dies schon bei der Besprechung der 2. Auflage[1]) getan habe. Der Kern des Buches ist im großen und ganzen unverändert geblieben; nur nimmt der Verf. in der neuen Auflage überall Rücksicht auf die neue preußische Prüfungsordnung von 1898 und ergänzt die Fachliteratur durch die Aufnahme der seit 1897 erschienenen Werke. Die neue Prüfungsordnung verlangt von den Kandidaten für die zweite Stufe (die unteren und mittleren Klassen) statt der früher geforderten „Übersetzung eines nicht zu schwierigen deutschen Textes ins Englische“ eine „freie schriftliche Darstellung in der fremden Sprache“ und für die erste Stufe (die oberen Klassen) unter anderem „Gewandtheit in der Handhabung des Sprachschatzes, Kenntnis der allgemeinen Entwicklung der Literatur, verbunden mit eingehender Lektüre einiger hervorragender Schriftwerke aus früheren Perioden wie aus der Gegenwart, ferner Bekanntschaft mit der Geschichte Englands, soweit sie für die sachliche Erläuterung der gebräuchlichsten Schulschriftsteller erforderlich ist“. Eigentümlich ist folgende Bemerkung der Prüfungsordnung: „Für minder eingehende Kenntnisse auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwicklung der Sprache kann eine besonders tüchtige Kenntnis der neueren Literatur nebst hervorragender Beherrschung der gegenwärtigen Sprache ausreichend eintreten“. Prof. Vietor rät aber den künftigen Kandidaten und Lehrern dringend ab, sich durch die Möglichkeit einer solchen Kompensation zum sprachmeisterlichen Betrieb auf Kosten der historisch-philologischen Studien verleiten zu lassen (S. 8). Von den neu erschienenen einschlägigen Werken weist Verf. besonders auf folgende hin: A. Reusch, Studienaufenthalt in England (1902), Klinghardt, Artikulations- und Hörübungen (1897), Kron, *Little Londoner*, Franz, Shakespeare-Grammatik, Kaluza, Historische Grammatik des Englischen, Shindler, *Poets of the Present Time* und die Sammlung von Elementargrammatiken der altgermanischen Dialekte.

Prof. Vietor ist stets bestrebt, seine Leser mit der Gegenwart in Fühlung zu erhalten. So macht er sie S. 55 mit den neuesten guten englischen Romanen und Zeitschriften bekannt und

[1]) s. diese Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 1107 f.

empfiehlt ihnen das Studium der neuesten Epiker und Lyriker Swinburne, Meredith, Kipling, Watson und der besten lebenden Dramatiker A. W. Pinero, Henry A. Jones, Stephen Philips und Bernard Shaw.

Es ist zu hoffen, daß sich Vietors Schrift die Beliebtheit, deren sie sich bisher erfreut hat, auch weiterhin erhalten wird.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. Von Dr. Ph. Rossmann und Dr. F. Schmidt. Zweiter Teil. X und 288 SS.

Französisches Lese- und Realienbuch für die Mittel- und Oberstufe. Von Dr. Ph. Rossmann. VIII und 404 SS. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1903.

Diese zwei Bücher bilden die Fortsetzung des ersten Teiles des bekannten französischen Lehrbuches auf Grundlage der Anschauung und sind von Dr. Rossmann allein verfaßt.

Das Lehrbuch enthält 28 Exercices, welche aus Texten und daran sich schließenden Übungen bestehen. Diese nun sind stilistischer und grammatischer Art (darunter auch Übersetzungen aus dem Deutschen) oder beziehen sich auf planmäßige Befestigung und Erweiterung des Vokabelschatzes *(Exercices de lexicologie).* Der zweite Teil des Buches bringt die systematische Grammatik in deutscher Sprache; denn der Verf. ist der Ansicht, daß bei grammatischen Belehrungen die Unterrichtssprache deutsch sein müsse. In einem besonderen Teile des Buches wird eine Anleitung zum Briefschreiben gegeben. Den Schluß bildet das *Vocabulaire,* das einsprachig ist. Demnach hält dieses Lehrbuch seiner Anlage nach die Mitte zwischen der radikalen Reform und der vermittelnden Methode.

Das Lese- und Realienbuch soll eine Ergänzung der Schriftstellerlektüre bilden und den Schüler mit Frankreich und dem Kulturleben der Franzosen in Vergangenheit und Gegenwart bekannt machen. Es enthält geographische und geschichtliche Darstellungen in Prosa, einen poetischen Teil, Musterstücke aus den klassischen Dichtern, einen Abriß der französischen Literaturgeschichte, Anmerkungen in französischer Sprache und im Anhang eine chronologische Tabelle zur Geschichte Frankreichs, die französischen Dynastien, eine Karte von Frankreich und einen Plan von Paris. Außerdem befinden sich im Texte 51 zum Teil sehr hübsche Abbildungen.

Beide Bücher sind des ersten Teiles würdig und bilden mit diesem zusammen einen vortrefflichen Lehrgang der französischen Sprache, der gewiß viele Freunde finden und dem Unterrichte ersprießliche Dienste leisten wird.

Wien. Dr. A. Würzner.

Beiträge zur alten Geschichte. In Verbindung mit J. Beloch, C. G. Brandis, G. Busolt, R. Cagnat, A. v. Domaszewski, F. K. Ginzel, F. Hiller v. Gaertringen, F. Haverfield, Chr. Hülsen, E. Kornemann, J. Kromayer, P. M. Meyer, B. Niese, E. Pais, R. Pöhlmann, M. Rostowzew, R. v. Scala, O. Seeck, K. Sethe, G. Steindorff, H. Swoboda, C. Wachsmuth u. a. herausgegeben von C. F. Lehmann, a. o. Professor der alten Geschichte an der Universität Berlin. Band I, Heft 3; Band II. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1902. 160 SS. und 492 SS. Preis 1 Band per Subskription 20 Mk.

Das neue Unternehmen, über dessen Anfang ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1902, S. 441 ff.) berichtete, hat den gedeihlichen Fortgang genommen, welchen ich ihm damals wünschte. Während für den ersten Jahrgang der „Beiträge" deren Charakter als Zeitschrift noch nicht ausgesprochen war und sie sich anfangs mehr als eine in zwangloser Folge herauskommende Sammlung von Abhandlungen präsentierten, erscheinen sie von dem zweiten Bande ab in der festen Folge von drei Heften im Jahre. Soweit man nach den bisher veröffentlichten Bänden (auch der schon vorliegende III. Band kommt dafür in Betracht) ein Urteil aussprechen darf, hat die neue Zeitschrift wirklich die zentrale Stellung gewonnen, die für die Frage nach ihrer Existenzberechtigung wesentlich war; damit hängt zusammen, daß sie schon jetzt als Organ von internationaler Bedeutung betrachtet werden darf und sich gewiß noch mehr nach dieser Richtung hin entwickeln wird: im II. Bande sind Aufsätze in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache erschienen und unter den Verfassern der deutsch geschriebenen Beiträge befinden sich auch zwei russische Gelehrte. Auch das Programm, sämtliche Gebiete der alten Geschichte zu berücksichtigen, ist strikt eingehalten worden. Dazu ist noch einer Neuerung zu gedenken, durch welche die Brauchbarkeit unserer Zeitschrift ungemein erhöht wird: von Heft 3 des ersten Bandes ab sind am Schlusse eines jeden Heftes unter dem Titel „Mitteilungen und Nachrichten" kurze Artikel, ferner orientierende Bemerkungen über neue Entdeckungen, Literaturerscheinungen und Personalverhältnisse hinzugefügt. Am besten wird man die Überzeugung von der Leistungsfähigkeit der „Beiträge" durch einen Überblick über deren Inhalt gewinnen, der in Ergänzung des früher erstatteteten Referats im folgenden gegeben werden soll.

Band I, Heft 3 bringt den Schluß der schon besprochenen Arbeit von F. K. Ginzel „Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und ihre kulturhistorische Bedeutung" mit dem Untertitel: „Der mutmaßliche Entwicklungsgang der babylonischen Astronomie". Zunächst akzeptiert G. Lehmanns Ansicht, daß das Sexagesimalsystem in direkter Verbindung mit der babylonischen Astronomie war; das babylonische Maß- und Gewichtssystem, das von solcher Bedeutung auch für das griechisch-römische Altertum geworden ist, hängt also mit der babylonischen Astronomie

zusammen. G. untersucht den Einfluß der letzteren auf Griechenland und Rom, der weniger bedeutend ist als man denkt; stark war dagegen dieser Einfluß auf die Hebräer, Araber und Inder. Den Anstoß zur Beschäftigung mit dem Himmel gab die Weltanschauung der Babylonier, deren Grundlage Sterndeuterei und Zahlenmystik bildeten. Der Beginn der Astrologie reicht in das dritte oder vierte Jahrtausend v. Chr. zurück; mehrere astronomische Begriffe (so die Teilung der Ekliptik) gehen ursprünglich auf astrologische Abstraktionen zurück. Die astronomischen Wahrnehmungen, die zur Entstehung der Jahrform bei den Babyloniern führten, waren anfänglich ganz einfacher Art; so gelangten sie zur Aufstellung eines Mondjahres mit Schaltungen, des Sonnenjahres, des tropischen und des siderischen Jahres; auch die Finsternisse erfreuten sich bei ihnen besonderer Würdigung. Bezüglich ihrer Beobachtungsmittel sind wir derzeit noch auf Vermutungen angewiesen. Eine Ergänzung dieses Aufsatzes ist die auf ihn folgende Abhandlung von C. F. Lehmann „Über die Beziehungen zwischen Zeit- und Raummessung im babylonischen Sexagesimalsystem“. Allerdings bin ich in metrologischer Forschung zu unerfahren, um L.s Ausführungen voll würdigen zu können. Die Hauptthese L.s geht, soviel ich beurteilen kann, dahin, daß die Tafel von Senkereh eine Vergleichung zwischen babylonischem Längen- und Zeitmaß enthielt.

Wichtig ist der Aufsatz von J. Beloch „Die attischen Archonten im III. Jahrhundert“, der bestimmt ist, die Aufstellungen Fergusons zu ersetzen, die sich als unhaltbar herausgestellt haben. Allerdings bedient sich B. für die Rekonstruktion der Archontenliste, zunächst bis zum chremonideischen Kriege, der Entdeckung Fergusons, daß die Ratsschreiber von 352/1 bis zum Ende des lamischen Krieges in der offiziellen Reihenfolge der Phylen aufeinanderfolgten, doch mit der Latitude, daß im dritten Jahrhundert infolge der vielen Revolutionen, die Athen durchmachte, öfter Störungen in der regelmäßigen Folge der Rats-Sekretäre eintraten. Ein weiteres Moment für die Rekonstruktion ist der 19jährige Schaltzyklus, welchen B. für die Zeit von 314/3 bis 294/3 im einzelnen festzustellen strebt. Nach diesen Hilfsmitteln, zu welchen die Archontenliste bei Dionysius (De Dinarcho c. 9) und historische Erwägungen kommen, gibt B. eine rektifizierte Liste der Archonten von 314/3 bis 264/3 (S. 418). Für die folgende Zeit versucht B. eine Rekonstruktion nur für die Jahre 231/0 bis 221/0. An B.s Aufsatz hat sich eine lebhafte Polemik angeschlossen, die sich speziell gegen dessen Ansätze für die Archonten der Jahre 265/4 bis 263/2 und für das Ende des chremonideischen Krieges richtete, gegen welche F. Jacoby (Beiträge II 163 ff.) und J. E. Kirchner (Hermes XXXVII 435 ff.) in ihren positiven Aufstellungen übereinstimmend auftraten, worauf Beloch (Beiträge II 473 ff. und Hermes XXXVIII 135 ff.) erwiderte — interessant auch deswegen,

weil neues Material, nämlich ein Fragment Apollodors in Philodems *περὶ τῶν φιλοσόφων* (aus den Vol. Hercul.) nach der Lesung Crönerts herangezogen ward. Der letzte, der das Wort im Streite ergriff, C. F. Lehmann (Beiträge III 170 ff.), scheint gezeigt zu haben, daß B.s Archontenfolge in diesen Jahren nicht ganz das Richtige trifft. Aber wenn auch dies der Fall ist, so ist B.s Versuch jedesfalls von großem Verdienste.

Von den übrigen Aufsätzen dieses Heftes ist derjenige von P. M. Meyer „Zum Ursprung des Kolonats" eine Ergänzung zu den Ausführungen von Rostowzew im zweiten Hefte S. 295 ff. M. weist aus Papyri auf analoge Erscheinungen zu den Domänenverhältnissen des Seleukidenreiches im griechisch-römischen Ägypten hin; auch da finden wir die Gutshoheit und an die Scholle gebundene Colonen, welche wie in Syrien die Bezeichnung *λαοί* führten. Die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse in beiden Reichen war also parallel. B. Rappaport beantwortet die Frage, ob Zosimus I c. 1—46 die Chronik des Dexippus benützt habe, im Gegensatz zu L. Mendelssohn bejahend. K. Regling endlich gibt als Vorarbeit zu einer neuen Behandlung des Partherkrieges des Crassus eine ungemein eingehende und sorgfältige historisch-geographische Beschreibung des mesopotamischen Parallelogramms, wobei er durch briefliche und mündliche Mitteilungen anderer Gelehrter unterstützt wurde.

Die „Mitteilungen und Nachrichten" dieses Heftes enthalten von P. M. Meyer eine nach Inschriften und Papyri berichtigte Liste des *Praefecti Aegypti* unter Commodus, von F. P. Garofalo „*Quaestiunculae*" (über die römischen Kolonien in Gallien) und Nachträge von C. F. Lehmann zu seinen Aufsätzen über die historische Semiramis und über die Entstehung des Sexagesimalsystems und des sexagesimalen babylonischen Längenmaßes.

Für Band II, der vollständig vorliegt, wird es am besten sein, dessen Inhalt nach den verschiedenen Gebieten der alten Geschichte zu sondern.

Ein allgemeines Thema wird durch Camille Jullian (Bordeaux) vertreten, der auf die Notwendigkeit eines *Corpus topographicum* der alten Welt für die Geographie, die Geschichte der Volksstämme, die Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte (speziell für die Verbreitung der römischen Zivilisation) und endlich die Geschichte der Religionen hinweist. Die Bemerkungen von Prof. Wilhelm Meyer-Lübke in dieser Zeitschrift LIII 1902, 673 ff. in derselben Sache ergänzen J.s Ausführungen in sehr beachtenswerter Weise. J. richtet einen Appell an das internationale Kartell der Akademien, die von ihm angeregte Idee in die Hand zu nehmen.

Der alte Orient ist diesmal durch drei Abhandlungen vertreten, die in das Gebiet der griechischen Historiographie übergreifen. Heinrich Montzka („Die Quellen zu den assyrisch-babylonischen Nachrichten in Eusebius' Chronik" S. 351 ff.) stellt fest,

daß Eusebius in der Chronographie den Alexander Polyhistor und Abydenus unmittelbar benützte, ferner daß die assyrische Königsliste mit Kastor zusammenhängt; eine Benützung des Africanus ist dagegen nicht nachzuweisen. In dem Kanon finden sich viele Interpolationen; der Ansicht Alfred Schönes von einer doppelten Herausgabe von Eusebius' Chronik durch Hieronymus schließt sich M. nicht an. Das Urteil, welches M. über die chronographische Arbeit des Eusebius fällt, ist sehr günstig. Erwähnung verdient auch die von A. v. Gutschmid abweichende Reduktionsregel, welche M. für die Eusebianischen Angaben aufstellt (S. 408). C. F. Lehmann, Menander und Josephos über Salmanassar IV (S. 125 ff., 466 ff.) zeigt, daß der Bericht Menanders bei Iosephus Ant. Iud. IX 14, 2 auf Salmanassar IV zu beziehen sei, was meist nicht geschieht. Der Beginn der Belagerung von Tyrus ist jedesfalls Salmanassar IV zuzusprechen; die Lösung des Rätsels liegt darin, daß die fünfjährige Belagerung von Tyrus nicht durch eine Eroberung beendet wurde, wovon bei Iosephus kein Wort steht. An dem ersten Zuge Salmanassars IV gegen Hosea ist festzuhalten; Hosea war mit Lulî im Bunde. In den „Mitteilungen und Nachrichten" des zweiten Heftes sucht L. („Gobryas und Belsazar bei Xenophon" S. 341 ff.) zu erweisen, daß in der Nachricht in Xenophons Kyrupaedie über die Rolle des Gobryas bei der Einnahme Babylons ein tatsächlicher Kern stecke.

Größer ist die Zahl der Artikel aus der griechischen und hellenistischen Geschichte. Felix Jacoby, der sich durch seine Herausgabe der Fragmente von Apollodors Chronik günstig in die Wissenschaft eingeführt hat, gibt den Beginn einer wichtigen Untersuchung über die attische Königsliste (S. 406 ff.). Vielfach im Gegensatz zu Ed. Schwartz, dessen Hauptresultat aber nicht umgestoßen wird, liefert der Verf. eine Rekonstruktion der Königsliste Kastors (wobei nachgewiesen wird, daß das Jahr Ol. 24, 2. 683/2 das Epochenjahr der Liste war) und der Liste des Marmor Parium. Der Abschluß der Arbeit, welcher aus der Rekonstruktion die historischen Ergebnisse für die Verfassungsgeschichte Athens ziehen soll, ist noch nicht erschienen. J. B. Bury „*The Epicene* [hinter diesem häßlichen Worte steckt das griechische *ἐπίκοινον* bei Herod. VI 77] *Oracle concerning Argos and Miletus*" S. 14 ff. wirft die Frage auf, wie das von Herodot mitgeteilte gemeinsame Orakel für Milet und Argos zu interpretieren sei, und findet die Lösung in der Annahme, daß die Milesier sich an die Argiver (durch Aristagoras im J. 499/8) um Hilfe gewandt hätten. Von J. Beloch rühren wieder zwei Abhandlungen her. In der einen verfolgt er (S. 26 ff.) die Wandlungen, welche das Reich der Antigoniden in Griechenland durchmachte. Interessant ist der Nachweis, daß Sparta zwischen 285—280 v. Chr. die Oberherrschaft des Antigonos Gonatas anerkannt haben muß, und die Erörterung der verschiedenen von den Antigoniden verfolgten Regierungssysteme. Der

andere Aufsatz „Die delphische Amphiktionie im III. Jahrhundert“ S. 205 ff. behandelt die Zusammensetzung der Amphiktionie in der Zeit der aetolischen Vorherrschaft auf Grund einer von B. versuchten chronologischen Klassifikation der Hieromnemonenlisten. Von Einzelheiten hebe ich besonders die Annahme hervor, daß Thessalien einmal, wenigstens teilweise, zum aetolischen Bunde gehört habe; B. glaubt, daß es um 228 zu einer Teilung Thessaliens zwischen Antigonos und den Aetolern gekommen sei. Auf einer Tabelle S. 224 sind die Ergebnisse B.s für die territoriale Entwicklung der Amphiktionie im dritten Jahrhundert vereinigt. Der russische Gelehrte S. Shebelew erörtert (S. 86 ff.) die Geschichte von Lemnos von 338 v. Chr. ab, besonders im dritten Jahrhundert, und die Herrschaft des Lysimachos über Lemnos. Rudolf Herzog gibt unter dem Titel „*Κρητικὸς πόλεμος*“ (S. 316 ff.) einen sehr hübschen Beitrag zur Kriegsgeschichte um das J. 200 v. Chr. (zweiter makedonischer Krieg), auf Grundlage von Inschriften, besonders der koischen Urkunde Michel Rec. n. 642 und einer neuen, von ihm zum erstenmal herausgegebenen Inschrift von Halasarna. Wir gewinnen aus ihnen ein lebhaftes Bild der Raubzüge der Kreter in ihrem Kriege gegen Rhodos und dessen Bundesgenossen; die geschilderten Ereignisse fallen wahrscheinlich in das J. 201. Zur griechischen und hellenistischen Geschichte gehört endlich eine Reihe kleinerer Beiträge von C. F. Lehmann in den Mitteilungen und Nachrichten (S. 334 ff.): Zur Geschichte und Überlieferung des ionischen Aufstandes (in dem L. die Ansicht aufstellt, daß Herodots Quelle das Werk des Dionysios von Milet gewesen sei; gegen einen Angriff von Lipsius verteidigt er seine Anschauung wieder im dritten Bande der „Beiträge“), über das Todesjahr des Spartaners Pausanias (er deutet Justins Angabe IX 1, 3 auf das Todesjahr des Pausanias und bestimmt es darnach auf 471), zur Atthis (Kleidemos ist deren Schöpfer), Ptolemaios II. und Rom; an derselben Stelle (S. 477 ff.) teilt P. M. Meyer neue Inschriften und Papyri zur Geschichte und Chronologie der Ptolemäer mit, was hoffentlich eine ständige Rubrik bleiben wird.

Den meisten Raum nehmen in diesem Bande die Arbeiten aus der römischen Geschichte und Kaiserzeit und deren angrenzenden Gebieten ein. A. Schulten bringt eine weit angelegte, ganz erst im III. Bande abgeschlossene Untersuchung über „Italische Namen und Stämme“ (S. 167 ff., 440 ff.). Mit umfassender Heranziehung des Inschriftenmaterials aus den betreffenden Bänden des CIL. liefert er den Nachweis, daß die Heimat der auf *-idius*, *-edius* und *-iedius* ausgehenden Namen bei den umbrisch-sabellischen Stämmen, in zweiter Linie bei den Oskern zu suchen ist. G. De Sanctis, der in dem Artikel „Mastarna“ (S. 96 ff.) von den bekannten vulcentischen Grabgemälden ausgeht, spricht sich gegen die Identifikation des Mastarna mit Servius Tullius aus und glaubt, daß die ursprüngliche Form der Sage dahin ging, daß der letzte

Tarquinier getötet wurde und die Etrusker sich der Herrschaft Roms bemächtigten; an der Geschichtlichkeit des Tarquinius sei festzuhalten. Ungemein dankenswert ist die Publikation der bei den neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum seit 1898 gefundenen Inschriften durch Christian Hülsen „Neue Inschriften vom Forum Romanum“ (S. 227 ff., mit Abbildungen und Plan). Sie enthält zunächst eine neue Lesung mit Faksimile des vielbesprochenen archaischen Cippus; von wichtigen Stücken sind ferner hervorzuheben n. 37 (S. 248 ff.), ein neues Fragment der capitolinischen Fasten, welches das Tribunenkollegium von 380 v. Chr. in einer von Livius und Diodor abweichenden Fassung bringt und die im CIL. I^2 gegebene Anordnung der Marmorfasten berichtigt, und n. 38 (S. 259 ff.), ein Fragment aus sullanischer Zeit, das Anordnungen über Bauarbeiten in städtischen Straßen enthält. Die Inschriften n. 46. 47 geben H. Anlaß zu Untersuchungen über die Stadtpräfekten des vierten und fünften Jahrhunderts n. Chr.

Die Kaiserzeit ist auf das beste vertreten durch die Abhandlung von Otto Hirschfeld „Der Grundbesitz der römischen Kaiser in den ersten drei Jahrhunderten“ (S. 45 ff., 284 ff.), die durch die Klarlegung der materiellen Stützen des Prinzipats von großer historischer Wichtigkeit ist. Sehr interessant ist vor allem, was über die vielen Erbeinsetzungen der Kaiser mitgeteilt wird. Dann erhalten wir eine eingehende Behandlung der kaiserlichen Gärten und Häuser in Rom sowie der kaiserlichen Villen; der folgende Abschnitt über die kaiserlichen Domänen in Italien und die Provinzen ist von Bedeutung für die Wirtschaftsgeschichte (wie S. 285 bemerkt wird, war im zweiten Jahrhundert v. Chr. der Kaiser in allen Teilen Italiens weitaus der größte Grundbesitzer, die Quellen dieses Besitzes waren Erbschaft, Heirat und Konfiskationen). Die zahlreichen Freunde des verehrten Verf.s, der in Österreich durch sein Wirken ein unvergeßliches Andenken hinterlassen hat, werden sich der in dieser Abhandlung gelegentlich gemachten Erwähnung freuen, daß eine zweite Auflage der „Untersuchungen zur römischen Verwaltungsgeschichte“ in Vorbereitung ist. Interessante Gesichtspunkte entwickelt auch E. Kornemann in seinem Aufsatze „Zum Monumentum Ancyranum“ (S. 141 ff.). Indem er für eine frühere Abfassung des Denkmals, nicht unmittelbar vor Augustus' Tode, eintritt, sucht er eine schichtenweise Entstehung desselben und mehrere Redaktionen wahrscheinlich zu machen. Gegen K.s Aufstellungen hat sich Wilcken im Hermes XXXVIII gewandt und zugleich eine neue Ansicht über die Entstehung des Monumentum aufgestellt, worauf K. in den „Beiträgen“ III 74 ff. replizierte und seine Ansicht weiter entwickelte. Endlich gehört in diesen Kreis J. Toutains Artikel „*Observations sur quelques formes religieuses de loyalisme, particulières à la Gaule et à la Germanie romaine*“ S. 194 ff., der für Gallien auf die interessante Verbindung des Kaiserkultus (des „Numen Augusti“)

mit einheimischen Gottheiten hinweist, wogegen in Germanien der Kultus des Iuppiter Optimus Maximus mit lokalen Gottheiten vereinigt war.

Beiträge zur historischen Geographie liefern R. Cagnat „*Les limites de l'Afrique proconsulaire et de la Byzacène*" und M. Rostowzew, der aus Inschriften des zweiten Jahrhunderts n. Chr. den römischen Besatzungen auf der Krim nachgeht und über in der letzten Zeit vorgenommene Ausgrabungen bei Jalta berichtet, die zur Entdeckung der Reste des Kastells Charax, zwischen Theodosia und Chersonesus gelegen, führten.

Eine eigentümliche Stellung für sich beanspruchen die Ausführungen von J. Strzygowski „Orient und Rom" (S. 105 ff.). Der unermüdliche Vorkämpfer für die Ansicht, daß in der Kunst der Kaiserzeit der griechische Orient der gebende Teil war und es falsch sei, von einer römischen Reichskunst zu sprechen, versucht diesen Satz an einem speziellen Denkmal, der Porphyrgruppe von San Marco in Venedig, von Neuem zu beweisen. Für sie sowie für eine Reihe von analogen Denkmälern macht er die Herkunft aus Ägypten wahrscheinlich.

Mit Band III, der ebenfalls vollendet vorliegt, ist Prof. Ernst Kornemann in Tübingen als Mitherausgeber eingetreten; die Redaktions-Tätigkeit wurde in der Weise geteilt, daß K. die römische Kaisergeschichte und die frühbyzantinische Zeit übernahm, während Lehmann sich die übrigen Partien vorbehielt. Gleichfalls mit Bd. III ist zum ersten Male ein Beiheft erschienen, die bestimmt sein werden, größere Untersuchungen zu bringen (von Kornemann „Zur Geschichte der Gracchenzeit"). Man darf die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß es den vereinten Kräften der beiden Herausgeber gelingen möge, die Zeitschrift nicht bloß auf dem hohen Niveau zu erhalten, welches sie bereits einnimmt, sondern sie noch zu weiterer Blüte zu bringen.

Prag. H. Swoboda.

Bau und Bild Österreichs von Karl Diener, Rudolf Hoernes, Franz E. Suess und Viktor Uhlig, mit einem Vorworte von Eduard Suess. 1903. Wien, bei F. Tempsky, Leipzig, bei G. Freytag.

Das vorliegende Werk bietet eine groß angelegte Schilderung des geologischen Baues der österreichisch-ungarischen Monarchie. Bedeutende Schwierigkeiten stellen sich einem solchen Unternehmen entgegen, denn äußerst mannigfaltig ist die Bodengestaltung und der geologische Aufbau Österreichs und die größten Probleme der Wissenschaft sind mit eingeflochten in die Geologie jener Länder, die unseren Kaiserstaat bilden. In den letzten Jahrzehnten ist die Kenntnis der Geologie Österreichs außerordentlich erweitert worden; in erster Linie durch die eingehenden Aufnahmen von seiten der

Mitglieder der Geologischen Reichsanstalt, dann auch durch die Untersuchungen vieler anderer in- und ausländischer Gelehrter. Der noch vor dreißig Jahren so rätselhafte „Alpenkalk" ist nunmehr in eine lange Reihe von geologischen Schichtgruppen und Formationen gegliedert und genau mit außeralpinen Gebieten verglichen worden. Auch die kristallinischen Massen, welche im Norden und Osten der Monarchie so bedeutsamen Anteil an der Zusammensetzung des Bodens nehmen, sind nach ihrer petrographischen Beschaffenheit genauer studiert und unserem Verständnisse näher gerückt worden, so daß man wohl sagen kann: Österreich gehört nunmehr zu den geologisch am besten durchforschten Gebieten der Erde. Wie sehr unsere Erkenntnis gewachsen ist, das lehrt am besten ein Vergleich der im Jahre 1878 in zweiter Auflage erschienenen Geologie von Österreich von dem verdienstvollen Franz v. Hauer, ein Buch von 764 Seiten, mit dem vorliegenden Quartband, der 1110 Seiten zählt. Es ist daher für einen Forscher allein ganz unmöglich, diese Fülle von wissenschaftlichen Tatsachen im Detail zu beherrschen, alles selbst gesehen zu haben und allein eine Geologie von Österreich zu schreiben. Ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände hat es gefügt, daß sich vier österreichische Forscher vereinigt haben zur Lösung dieser Aufgabe. Es entspricht dies aufs vollkommenste der schon von der Natur gegebenen Gliederung Österreichs in vier geologisch verschiedene Teile. Prof. Diener, einer der hervorragendsten Alpenforscher, hat die Schilderung des Aufbaues der Ostalpen übernommen. Prof. Uhlig, der beste Kenner der Karpathenländer, hat Bau und Bild der Karpathen geliefert und die im Norden der Donau sich ausbreitende böhmische Masse hat in F. E. Suess, einem der tüchtigsten unter unseren jüngeren Geologen, einen sach- und ortskundigen Schilderer gefunden. Endlich hat der in Fachkreisen hochgeschätzte Prof. R. Hoernes es übernommen, den geologischen Bau der Ebenen darzustellen, die sich zwischen den Alpen, Karpathen und Böhmen ausbreiten; die Arbeit ist also keine gemeinschaftliche. Jeder der Verfasser gibt die auf seinen Wanderungen gesammelten Erfahrungen in der ihm hiefür am zweckdienlichsten scheinenden Gliederung und Darstellung. Es sind demnach,' wie in der Vorrede treffend bemerkt wird, eigentlich vier Bilder in einem gemeinsamen Rahmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei den Schilderungen vielfach über die politischen Grenzen hinausgegriffen werden mußte, um ein geologisch einheitliches Bild zu erhalten. Geht also jeder der Verfasser auch seinen eigenen Weg, so ist jedoch eines unverkennbar, ein geistiges Band, das sie umschlingt, eine „Leitlinie", die sich durch alle Kapitel hindurchzieht, es ist dies die ideale, schwungvolle Auffassung des Gegenstandes, das Bestreben überall wahr, dabei aber klar und ansprechend zu sein. Man fühlt die Gesinnungsverwandtschaft mit jenem genialen Mann, dessen Schüler alle vier Autoren sind, den

geistigen Einklang mit unserem Altmeister Eduard Suess, der auch ein gedankenreiches Vorwort zu dem schönen Buch geschrieben hat.

Die ersten neun Abschnitte sind dem Bau und Bild der böhmischen Masse gewidmet. Nach einem Überblick des gesamten Gebietes werden zuerst das südliche Urgebirge, der Böhmerwald und bayrische Wald und die kristallinischen Gesteine desselben geschildert. Eine der ältesten Gebirgsmassen Europas breitet sich da zwischen Donau und Moldau aus und auf diesen ältesten Gesteinen finden wir heute noch Reste des ältesten europäischen Urwaldes. Die Donau zieht in Ober- und Niederösterreich ihre Furche durch die südlichsten Ausläufer dieses merkwürdigen Gebietes. Daran schließen sich die Schilderung der altpaläozoischen Ablagerungen im Inneren der böhmischen Masse und des Erzgebirges als eines Teiles der inneren Zone des variscischen Bogens sowie der aus Carbon, Perm und Kreideablagerungen gebildeten postvariscischen Decke im Norden und Osten der böhmischen Masse. Den Sudeten ist ein eigener Abschnitt gewidmet.

Der zweite Teil des Buches behandelt in acht Abschnitten den Bau der Ostalpen. Es wird zunächst gezeigt, welche große Bedeutung dem Facieswechsel für die Entzifferung des geologischen Baues der Ostalpen zukommt und wird aufmerksam gemacht auf den Gegensatz zwischen einem jungen Faltengebirge, wie es die Alpen sind, und dem uralten Massengebirge im Norden derselben; auch wird der pelagische Typus der meisten alpinen Sedimente hervorgehoben. In lichtvoller Weise wird sodann der Aufbau der von Nord gegen Süd aufeinanderfolgenden Alpenzonen geschildert und im Gegensatze zu der Auffassung der neufranzösischen Schule immer der Grundgedanke betont, daß alle diese Ablagerungen auch in dem Raume entstanden sind, auf dem wir dieselben heute ausgebreitet finden. Es werden unterschieden: die nordalpine Flyschzone, welche der oberen Kreide und dem ältesten Tertiär zufällt, durch das Vorwalten des Sandsteines mit rundlichen, waldbedeckten Bergformen ausgezeichnet; daran schließt südwärts die nördliche Kalkzone mit ihren tiefgehenden Brüchen, den weiten Plateaux, die sich aus mannigfaltigen Trias-, Jura- und Kreideschichten zusammensetzen. Es folgt die Zentralzone, der Hauptsache nach aus kristallinischen Schiefergesteinen zusammengesetzt, in der sich das Gebirge zu seinen größten Gipfelhöhen aufschwingt. Sodann wird jenes eigenartige Stück der südlichen Alpen beschrieben, das zwischen großen Brüchen gelegen als Gailtaler Alpen im Westen seinen Anfang nimmt. Daran schließt sich der Aufbau der südlichen Kalkzone mit ihren komplizierten Lagerungsverhältnissen und Bruchsystemen, an welchen wiederholt vulkanische Eruptionen stattgefunden haben. Der Granitstock der Cima d'Asta, das berühmte Vulkangebiet von Predazzo, das Dolomitland von Südtirol sind fesselnd geschildert. Überall wird auf den Zusammenhang des landschaftlichen Charakters mit dem geologischen Aufbau hin-

gewiesen und so das Verständnis für die Landschaft und deren charakteristische Züge geweckt. Eine Schilderung des Werdeganges der Ostalpen und eine übersichtliche Zusammenfassung der Grundgedanken über die Struktur dieses Gebirges schließt den zweiten Teil ab.

Im dritten Teile beschäftigt sich Prof. Uhlig durch zwölf Abschnitte mit den Karpathenländern, deren geologischer Bau in weiteren Kreisen am wenigsten bekannt ist. Es wird gezeigt, wie die Karpathen sich gleichsam als eine Fortsetzung an die Ostalpen anschließen, wie dieses Gebirge ebenfalls in mehrere Zonen oder Gürtel zerfällt, in denen alle Formationen vom kristallinischen Urgebirge bis zu den Tertiärbildungen vertreten sind. Die hohe Tatra mit ihrer eiszeitlichen Vergletscherung, die Reihe der sogenannten Kerngebirge und vor allem der ein äußerst schwieriges geologisches Problem darstellende „Klippenzug" im äußeren karpathischen Gürtel sind von besonderem Interesse. Den Schluß bilden die geologischen Verhältnisse in den ungarischen Vulkangebieten und die geologische Entwicklungsgeschichte der Karpathen.

Im vierten Teil des Werkes wird ein Bild von dem Bau der Ebenen Österreichs entworfen. Zwölf Abschnitte füllt dieser Stoff. Von Oberösterreich an lassen sich donauabwärts die marinen und lakusteren Ablagerungen des Tertiär mit gleichbleibenden Kennzeichen bis über den Aralsee hinaus verfolgen und lehren uns, „daß den Niederungen des südöstlichen Europa eine in ihren Hauptzügen gemeinsame Entwicklungsgeschichte zukommt". Es werden nacheinander die Bildungen der aquitanischen Stufe, der ersten und zweiten Mediterranstufe, der sarmatischen, pontischen, thracischen und levantinischen Stufe, sowie die merkwürdige Tierwelt dieser Zeiten beschrieben und deren räumliche Verteilung in Österreich, Steiermark und Ungarn erörtert. Einen besonders breiten Raum nehmen naturgemäß die Beschreibung des weltberühmten Wiener Beckens und der Grazer Bucht ein. Äußerst fesselnd ist die Schilderung des Donaulaufes und dessen Abhängigkeit von dem geologischen Bau des Landes. Auch die Bildungen der Eiszeit mit ihren gewaltigen Schotteraufhäufungen finden gebührende Beachtung; vergleichende Ausblicke auf benachbarte und verwandte Gebiete Europas und Asiens erhöhen das Interesse.

Kein Freund der Naturwissenschaften wird das schöne, vornehm ausgestattete Werk unbefriedigt aus der Hand legen. Zumal dem Lehrer der Naturgeschichte und Geographie wird es als eine Fundgrube des Wissenswerten über unsere österreichische Heimat bald ein unentbehrliches Nachschlagewerk werden, aus dem sich vieles auch beim Unterrichte wird fruchtbringend verwerten lassen. Deshalb sei dieses Buch, ein schönes Denkmal österreichischer Gelehrsamkeit und österreichischen Fleißes, allen Fachkollegen wärmstens empfohlen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Geographen-Kalender. In Verbindung mit Dr. W. Blankenburg, P. Langhans, P. Lehmann und H. Wichmann, herausgegeben von Dr. H. Haack. Gotha 1903/4, Justus Perthes.

Der Inhalt des Kalenders zerfällt in neun Abteilungen. In der ersten bringt Lehmann astronomische Tagesdaten für Sonne und Mond bis zum März 1904. Daran reiht sich eine Tabelle über die Sternzeit im mittleren Greenwicher Mittag und ein Ortsverzeichnis mit Angabe der geographischen Koordinaten. Ein Anhang, von Haack bearbeitet, enthält die Größen der Erddimensionen, den Flächeninhalt des Eingradtrapezes, die Länge der Meridiangrade usw. Im zweiten Teile berichtet Langhans über die „Weltbegebenheiten“ des Jahres 1902. Zur Erläuterung dienen die am Schlusse des Buches vereinigten, sauber ausgeführten Kärtchen, die zum Teile eine willkommene Ergänzung eines jeden Atlasses bilden. Wichmann faßt im dritten Teile die erdkundlichen Forschungsreisen zusammen, während Blankenburg im vierten die wichtigste geographische Literatur des genannten Jahres vereinigt. Wohl selten dürfte auf so kleinem Raume wie in den genannten drei Abteilungen eine durchaus erschöpfende Darstellung der wissenswerten Veränderungen auf geographischem Gebiete zu finden sein. Einen recht breiten Raum nimmt die sogenannte „Schulgeographie“ ein. Der Herausgeber, bisher in Perthes „Geographischem Anzeiger“ auf diesem Gebiete tätig, behandelt in ziemlich subjektiver Weise Fragen des erdkundlichen Unterrichtes. Er beschränkt sich hiebei ausschließlich auf das deutsche Sprachgebiet. In vier Abschnitten erörtert er Lage und Stellung des Unterrichts, Methodik, Lehrmittel und Hilfsfächer. Von demselben Verf. stammen die Nekrologie und eine statistische Übersicht über alle Länder der Erde. Sie vermag beispielsweise Hübner-Juraschek̓s Tabellen nicht zu ersetzen. Ein Verzeichnis von etwa 5000 Adressen bildet den letzten Teil des recht brauchbaren, mit einem Bildnisse v. Richthofens in Stahlstich gezierten Buches.

Dr. R. Langenbeck, Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschluß an die preuß. Unterrichtspläne von 1901. II. Teil, Ausgabe für Gymnasien. 3. umgearbeitete Auflage. Leipzig, W. Engelmann 1902.

Das Buch enthält den Lehrstoff der mittleren und oberen Klassen. Überall tritt das Bestreben zutage, die Elemente innerhalb geographischer Einheiten zu behandeln. In dem Kleingedruckten wird der Verf. mehrmals zu ausführlich. Dies gilt namentlich von der Entdeckungsgeschichte und der Pflanzen- und Tiergeographie. Muß auch im allgemeinen die sachliche Richtigkeit des Gebotenen rühmend hervorgehoben werden, so ist der Text doch nicht als frei von Versehen zu kennzeichnen. Es seien nur einige Beispiele hiefür angegeben. S. 4 und 224 bringen nicht die größte Meeres-

tiefe. Erstere weist überdies der Kermadecrinne nur eine Tiefe von 9340 *m* zu. Die Einwohnerzahlen entsprechen einige Male nicht dem Stande, den man nach der Jahreszahl des Titels erwarten sollte. Derartige Abweichungen finden sich unter anderem bei Sydney (S. 8), Adelaide (S. 9), Santiago (S. 20), Buenos Aires (S. 22), Paraguay (S. 22), Rio de Janeiro (S. 28), Habana (S. 25), Mexiko (S. 26), Milwaukee (S. 34), Montreal, Toronto (S. 36), Genf, Zürich (S. 105). Nebenbei sei bemerkt, daß sich durchwegs abgerundete Zahlen empfohlen hätten. Die neuen Hebriden stehen nicht im französischen Besitze (S. 10), sondern sind seit dem Abkommen vom 27. November 1887 einer französisch-englischen Kommission unterstellt. Der Satz (S. 12): „Cook besuchte 1768 bis 1780 den Stillen Ozean ... 1779 wurde er erschlagen" bedarf einer Änderung. Die Sandwichinseln sind keine Kolonie, sondern ein Territorium der Vereinigten Staaten. Diese haben nicht vier (S. 28), sondern sechs Territorien und besitzen einen Flächeninhalt von 9·4 Mill. *km*² (S. 26). Die Fläche von Dominion of Canada beträgt 9·6 und nicht 8·4 Mill. *km*²; ganz Britisch-Nordamerika mißt rund 10 Mill. *km*². Alexander v. Humboldts amerikanische Reise fällt zwischen 1799 und 1804 (S. 15). Peru wurde von Pizarro nicht im Jahre 1527 erobert. Sein Zug begann 1531 und währte bis Ende 1533. Im Jahre 1527 befuhr er lediglich den nördlichen Teil der peruanischen Küste. Die Eroberung Mexikos dauerte bis 1521. — Roß entdeckte den magnetischen Nordpol erst 1831 (S. 38). — Die Auffindung von Franz Josefsland fand 1873 statt. Der nördlichste Punkt, den Nansen erreichte, liegt nach Geelmuydens Berechnungen in einer Breite von 86° 4′ nicht 14′. Die Angabe des nördlichsten Punktes Cagnis 86° 33′ 49″ vermißt man auf S. 38. — Bartolomeu Diaz umfuhr das Kap der guten Hoffnung erst im J. 1487. — Camerons Durchquerung von Afrika währte von 1873 bis 1875. Den Unterlauf des Kongo erreichte Stanley erst 1877 (S. 50). — Livingstone vollendete die Durchquerung Afrikas von W. nach O. erst 1856. Da Magellan (S. 56) schon 1521 auf den Philippinen ermordet wurde, kann er sie nicht erst 1522 entdeckt haben. Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt durch Nordenskjöld war schon 1879. — Abweichende Höhenangaben finden sich bei Maunakea, Truckeepaß (S. 30), Eliasberg (S. 35), Tibestigebirge (S. 45), Marmolata (S. 102). — Neben dem Mt. Logan war der Mt. Mc. Kinley wenigstens zu nennen. Der Himmelsberg (S. 180) ist nicht der höchste Gipfel der jütischen Halbinsel. Das Hochland von Abessinien wird bei Südafrika behandelt (S. 47), Krain und Istrien sind als Teile des illyrischen Gebirgssystems zur Balkanhalbinsel gerechnet. Die Magyaren drangen schon am Ende des IX. Jahrhunderts in Ungarn ein (S. 180). — Mehrfach finden sich Druckfehler, so S. 46, 50, 55, 101, 175. Die Aussprache von Washington und Cincinnati (S. 30 und 34) ist unrichtig.

Wien. J. Müllner.

Physische Meereskunde. Von Dr. Gerhard Schott, Abteilungsvorsteher bei der Deutschen Seewarte in Hamburg. Mit 28 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. Leipzig, G. J. Göschen 1903.

Nach einigen einleitenden Worten über die Geschichte der physischen Meereskunde, in denen auch der wichtigsten Tiefsee-Expeditionen gedacht wird, wendet sich der Verf. zur Betrachtung der räumlichen Ausdehnung der Meere, also zu der der Tiefseeverhältnisse und zu jener der horizontalen Gliederung, dann zur Erörterung der physikalisch-chemischen Eigenschaften des Meerwassers, der Wärmeverteilung im Meere mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Meßmethoden, dann zur Besprechung der Eisverhältnisse der Meere. Ganz besonders eingehend sind die Bewegungserscheinungen der Meere gewürdigt worden, und zwar zuerst die Wellenbewegungen, dann die Erscheinungen der Ebbe und Flut und zuletzt die an der Meeresoberfläche stattfindenden Strömungen. Die sogenannten Seebebenwellen bespricht der Verf., obwohl sie nicht durch Kräfte verursacht werden, die im Meere selbst liegen, deshalb, damit ihre Ähnlichkeit mit den Gezeitenwellen, ihre Unähnlichkeit mit den Windwellen hervortrete. In der Gezeitentheorie sind die leitenden Gesichtspunkte Airys — allerdings in kurzer Weise — auseinandergesetzt worden. — Wichtig sind die Erörterungen, die sich auf die Methoden der Beobachtung der Strömungen der Meeresoberfläche beziehen. Die Stromsysteme des nordatlantischen Ozeans, des südatlantischen und indischen, sowie des Stillen Ozeans werden angegeben und auf die Ursachen der Meeresströmungen des Näheren eingegangen (Windtriften, Ersatztriften, Triften infolge von Temperatur- und Salzgehaltsunterschieden).

Zuletzt wird ein kurzer Abschnitt der Darstellung der geographischen Bedeutung der Meeresströmungen gewidmet.

Vorlesungen über Experimentalphysik. Von Aug. Kundt, weil. Prof. an der Universität Berlin. Herausg. von Karl Scheel. Mit dem Bildnisse Kundts, 584 Abbildungen und einer farbigen Spektraltafel. Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn 1903. Preis geb. 17·50 Mk.

In der vorliegenden Form wurden die herausgegebenen Vorlesungen des berühmten Physikers Kundt im Sommersemester 1889 und im Wintersemester 1888/89 gehalten.

Es wurde an dem dem Herausgeber anvertrauten Manuskripte in sachlicher Beziehung nichts geändert und nur einige Umstellungen vorgenommen. Figuren wurden in den Text in geeigneter Auswahl und an passender Stelle eingefügt. Es ist begreiflich, daß das vorliegende Buch den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Physik aus dem erwähnten Grunde keine Rechnung tragen konnte, da von der Veranstaltung der Vorlesungen bis zum

heutigen Tage ein Zeitraum von fast drei halben Dezennien gelegen ist. Eine Ergänzung und Erweiterung der „Vorlesungen" hielt der Herausgeber aus dem Grunde nicht angemessen, da dadurch der Charakter der Vorlesungen in einer nicht wünschenswerten Weise geändert worden wäre und das, was Kundt gerade auf dem Felde der Experimentalphysik, auf dem er ein Meister erster Größe war, geleistet hatte, dem Leser und Studierenden des Buches nicht im richtigen Lichte hervorgetreten wäre.

Als Einleitung des Buches wird das Leben und das Wirken Kundts zumeist im Anschlusse an die von W. v. Bezold seinerzeit gehaltene Gedächtnisrede beschrieben. In dieser von G. Schwalbe verfaßten Einleitung wird die Methodik in der Vortragsweise Kundts, dann die Klarheit der Sprache und die große Anschaulichkeit in den von diesem Gelehrten gehaltenen Vorlesungen besonders hervorgehoben. Zuerst werden Mechanik, Akustik und Wärmelehre, welche Teile der Physik im Wintersemester vorgetragen wurden, dann Elektrizität und Magnetismus, sowie Optik (Sommersemester) behandelt.

Die Mechanik wird nach einigen einleitenden Bemerkungen mit der Lehre von der Bewegung der Körper begonnen, wobei in besonderer Weise die Prinzipien der Dynamik dargelegt werden; hierauf werden die Newtonschen Bewegungsgesetze erläutert, das Prinzip der Erhaltung der Energie aufgestellt und auf die Eigenschaften eines konservativen Systems des Näheren eingegangen. Aus dem Prinzipe der Erhaltung der Energie wird die Lehre vom Gleichgewichte der Körper abgeleitet, so daß die Statik der Dynamik vollkommen untergeordnet erscheint. Von vielen Rechnungen hat sich der Verf. ferngehalten und es wurden nur wenige Sätze der elementaren Mathematik herangezogen.

In der Akustik wird die berühmte Arbeit Kundts über eine neue Art akustischer Staubfiguren und über deren Anwendung zur Bestimmung der Schallgeschwindigkeit in festen Körpern und Gasen aufgenommen. — In der Wärmelehre zeigt sich ebenfalls die meisterhafte Darstellungsgabe Kundts. Es werden hier auch die Grundgesetze der kinetischen Gastheorie dargelegt, die von Kundt angestellten Versuche über die Reibung und Wärmeleitungsfähigkeit der Gase, über die Bestimmung der spezifischen Wärme des Quecksilbers, über die Einatomigkeit des Quecksilberdampfes sind in diesen vorliegenden Vorlesungen ebenfalls berücksichtigt worden. Ebenso wird auf die Berechnung der Größe und Anzahl der in einem Raume enthaltenen Moleküle eingegangen und es werden interessante vergleichende Betrachtungen daran geknüpft. Der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie wird nur in den Grundzügen dargelegt.

In der Elektrizitätslehre ist das in den Vorlesungen Gesagte durch die neueren und neuesten Forschungen vielfach überholt worden. Die Stellung der Lehre vom Magnetismus in diesen Vor-

lesungen halten wir entschieden für unbegründet; entweder behandle man diese in einem getrennten Abschnitte oder im Zusammenhange mit dem magnetischen Verhalten eines Stromkreises. Dann wird auch die Ampèresche Theorie des Magnetismus vollauf in ihre Recht treten können.

Andererseits wäre es noch eher möglich und zweckmäßig gewesen, die Lehre vom Magnetismus jener vom Gleichgewichte der Elektrizität voranzustellen, wie es in den älteren Darstellungen dieser Gebiete geschehen ist. Allzu kurz hat sich der Verf. über die absoluten elektrischen Einheiten ausgesprochen.

Auf dem Felde der Elektrizitätslehre hat sich Kundt mehrfach betätigt; so fallen in die Zeit seines Straßburger Aufenthaltes seine Untersuchungen über die Thermo-Aktino- und Piezoelektrizität der Krystalle, ferner die Erklärung der von Kerr beobachteten Doppelbrechung elektrisierter Flüssigkeiten und die Erklärung der von Kerr gemachten Entdeckung, daß die Polarisationsebene des Lichtes, welches von dem spiegelnden Pole eines Elektromagneten normal reflektiert wird, eine Drehung erfährt.

Diese Arbeiten werden im vorliegenden Buche kaum gestreift.

Die wichtige Entdeckung der anomalen Dispersion, welche Kundt im Jahre 1870 machte, wurde in den Vorlesungen ausführlich behandelt und gleichzeitig auf das Reflexionsvermögen von Metallen und auf die Erscheinung der Oberflächenfarben der Körper aufmerksam gemacht. In diesem Abschnitte, sowie in den folgenden, welche von den Spektralerscheinungen und von den Grundlagen der theoretischen Physik handeln, zeigte sich Prof. Kundt besonders als Meister populärer Darstellung.

Ref. kann die Lektüre der vorliegenden Vorlesungen allen Jenen aufs beste empfehlen, welche in leichter Weise und dabei doch auf Grund gediegener Darstellung einen Einblick in das physikalische Forschungsgebiet gewinnen wollen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

F. Mühlberg, Zweck und Umfang des Unterrichts in der Naturgeschichte an höheren Mittelschulen mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien (aus „Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen“, herausgegeben von Otto Schmeil und B. W. Schmidt, Heft I). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. 52 SS. Lex.-8°.

Ein vortrefflich geschriebener, lesenswerter Aufsatz, der allerdings nichts Neues bringt, wohl aber in überzeugender Weise darzutun sucht, daß ein genügender naturkundlicher Unterricht nicht nur eine gewisse Menge nützlicher Kenntnisse erwerben läßt, sondern auch — und darin liegt der Tenor der Abhandlung — die geistigen Kräfte des Gymnasialschülers in mannigfacher

Weise zu steigern und seine formelle und allgemeine Bildung wesentlich zu fördern vermag und „zwar selbst dann, wenn wegen Unzulänglichkeit des Lehrers oder des Schülers das Ziel ebensowenig als in anderen Fächern und durch das ganze Gymnasium überhaupt voll und ganz erreicht werden konnte“. Auch die Aneignung der naturwissenschaftlichen Methode der Induktion und Deduktion wird als eine hervorragende Förderung seines künftigen Berufsstudiums, sei es nach der humanistischen oder realistischen Richtung, angesehen werden müssen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dr. W. Migula, Die Pflanzenwelt der Gewässer. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1903. 116 SS. Preis 80 Pf.

Der als botanischer Schriftsteller bekannte Verf. bespricht in diesem Buche (Nr. 158 der Sammlung Göschen) die Flora der Gewässer und das Pflanzenleben im Wasser. Der erste Abschnitt ist größtenteils der Besprechung der Algen gewidmet. Außerdem werden kurz die Wasserpilze, Wassermoose, Wasserfarne und jene Blütenpflanzen in den Kreis der Betrachtung gezogen, die entweder an der Oberfläche der Gewässer schwimmen oder in ihnen eingetaucht sind oder am Ufer derselben wachsen. Im zweiten Teile schildert uns der Verf. den Einfluß der Verschiedenartigkeit der Gewässer auf die Zusammensetzung der Flora. Meere und salzige Binnengewässer, Süßwasserseen und Teiche, Moore, Sümpfe und Torfwässer, Flüsse und Bäche, sowie die Ansammlungen von Regenwasser haben ihre entsprechenden Pflanzenformationen.

In weiteren Kapiteln erörtert Dr. Migula den Einfluß der Jahreszeiten auf das Leben im Wasser, die Verbreitung der Wasserpflanzen durch Gewässer, Tiere, Kähne, die Pflanzen der Thermen und des Eises, endlich das Plankton, d. i. die Gesamtmasse der im Wasser treibenden Tiere und Pflanzen, die nicht imstande sind, sich aus eigener Kraft gegen Strömung, Wind und Wellen zu halten oder zu bewegen. Im letzten Abschnitte wird der Pflanzen gedacht, die der Vorzeit angehören. — Das Buch sei Freunden der Botanik zur Lektüre empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Geschichtsunterricht vor 170 Jahren.

„Kürziste Universal-Historie Nach der Geographia Auf der Land-Karte Zu erlernen Von der studierenden Jugend des Bischöfflichen Lycei zu Freysing, Geschriben von P. Anselmo Desing, Ord. S. Bened. Ensdorf. Cum Facultate Superiorum et Priv. Spec. Sac. Caes. Maj. In Verlag Johann Gastl, zu München, Stadt am Hof, nächst Regenspurg. (1735)“[1]) Diesen langatmigen Titel führt ein 507, einschließlich des Registers (24 S.) und der Tabellen (40 S.) sogar 571 Seiten enthaltendes Buch in Klein-Oktav. Es war als Lehrbuch der Geschichte zunächst für die Hörer des Freysinger Lyzeums und der Salzburger Universität bestimmt, an welcher der Verfasser in den Jahren 1733—1744 als Professor der Geographie und Geschichte wirkte. Hier veröffentlichte er später ein Lehrbuch der Geographie, welches er in der Einleitung zur „Universal-Historie“ ankündigte und welches von mir in der „Zeitschrift für Schulgeographie“ besprochen worden ist [2]).

Da es von einigem Interesse sein dürfte, zu erfahren, wie vor 170 Jahren der Geschichtsunterricht erteilt wurde, so sei der Vorgang, den der Benediktiner des Stiftes Ensdorf, dessen Abt er im Jahre 1744 wurde, beobachtete, in Kürze besprochen. In der Einleitung stellt er zunächst fünf Fragen auf: was man unter Geschichte („Historie“) verstehe, wie „vilerley“ sie sei, was sie nütze oder was man aus ihr lernen solle, welche („Historie“) am nützlichsten sei und wie man sie am besten erlernen solle. Von der nach unseren heutigen Vorstellungen geradezu lächerlichen Einteilung der Geschichte, zu der er auch die Geschichte der drei Naturreiche zählt, kann wohl abgesehen werden; dagegen ist seine Ansicht über den Nutzen derselben ganz vernünftig, wenngleich sich zeigt,

---

[1]) Das Jahr des Erscheinens ist im Buche abgerissen, bzw. überklebt; da aber der Verfasser die Geschichte bis zum Jahre 1735 fortführt, so dürfte das Buch in diesem erschienen sein.

[2]) Vgl. diese, 14. Jahrg., 4. Heft.

daß dem Benediktiner eine pragmatische Geschichte, wie wir sie heute lehren, ganz unbekannt war. Ihm ist daher der ursächliche Zusammenhang der historischen Begebenheiten ganz Nebensache, die Erzählung Hauptsache. „Wer die Historie", sagt er bei Beantwortung der dritten Frage (p. 3), „nit weiß, der ist allzeit wie ein Kind; dann ein Kind sihet zwar, was gegenwärtig bey ihm geschiehet, weiß aber nichts von dem, was vor seiner in der Welt geschehen ist."

Auf welch engherzigem Standpunkte die Historiker noch vor 170 Jahren standen, ersieht man aus dem Zweck, um dessen willen die Geschichte in den Schulen gelehrt wurde. „Hauptsächlich lernet man in der Historie", meint P. Anselmus, „drey Ding: 1. den Glauben und Erkantnuß Gottes, 2. die Klugheit in denen Verrichtungen, 3. die Manier, gut zu leben und das Böse zu fliehen." Daß uns die Geschichte die Entwicklung der Menschheit und deren Kultur vorführen soll, scheint damals noch nicht erkannt worden zu sein; nur Glauben und Moral soll sie lehren, eine Forderung, die man einem Benediktinermönche wohl verzeihen wird.

Von Interesse ist es, zu erfahren, nach welchen methodischen Grundsätzen die Geschichte gelehrt wurde. Diese sind in der Beantwortung der fünften Frage enthalten, welche lautet: „Wie kann man so viel Geschichten der Welt am besten erlernen?" Die größte Rolle spielt selbstverständlich das Gedächtnis, also das Memorieren, dann kommt die Chronologie und endlich — so auffallend es erscheinen mag — die Geographie „oder die Merckung der Oerther, Länder, Städte, wo ein jedes Ding geschehen ist". P. Desing meint aber nicht die geographischen Kenntnisse nach unseren jetzigen Vorstellungen, sondern, wie wir im nächsten Abschnitte erfahren, Karten, welche er für den historischen Unterricht gearbeitet hat. Er sagt: „Am allerleichtesten und lustigsten, meyne ich, soll die Histori zu lernen seyn auf der Land-Karthen, die ich zu disem End gemacht. Man bildet ihm ein und leget sich vor Augen die Welt, also wie die Länder aneinander hin ligen. Darauf seynd abgemahlen die merkwürdigsten Sachen von Anfang der Welt her, jedes in jenem Land oder Gegend gezeichnet, in welchen es geschehen ist."

Jedenfalls muß es als ein bedeutender Fortschritt bezeichnet werden, daß der Benediktinermönch beim geschichtlichen Unterrichte überhaupt Karten — wir würden heute sagen, den historischen Schulatlas — heranzieht, wodurch den Schülern das Merken des topographischen Details wesentlich erleichtert wird. Man darf dabei selbstverständlich nicht erwarten, daß die Historiker der damaligen Zeit auf dem leider einseitigen Standpunkte eines H. F. Buckle standen, welcher die Geschichte eines Volkes von den physikalischen Verhältnissen des Landes allein abhängig macht, das von ihm bewohnt wird und das dessen Entwicklung beeinflußt.

Auch huldigt Desing einem methodischen Grundsatze der Gegenwart, wenn er beim historischen Unterrichte Abbildungen verwendet, allerdings nicht solche im landläufigen Sinne, sondern Glasbilder, welche er mit der Camera magica auf eine weiße Fläche projiziert,

welche Demonstrationen wir heute mit dem Skioptikon vornehmen. Auffallenderweise erwähnt der sonst redelustige Benediktiner dieses Anschauungsmittels in einer bei ihm ungewöhnlichen Kürze. „Noch lustiger ist es“, sagt er auf S. 7, „vorgestellt mit einer Laterna magica oder mit einer Camera obscura. Wer dises erfahren will, kans bey mir sehen.“

Im zweiten Teil des Buches bespricht Desing die verschiedenen Äran oder Epochen: „ab orbe condito oder anno mundi, die Olympiaden ab urbe condita und die aera christiana oder anni Christi oder aera vulgaris oder aera Dionysiana“. Die Erschaffung der Welt setzt Professor Desing nach eigener Berechnung in das Jahr 3960 v. Chr. und gibt in etwas weitläufiger, geradezu ermüdender Weise eine Reihe von Rechenexempeln an, durch welche man die verschiedenen Äran in die Zeitrechnung nach Christi Geburt oder nach der Erschaffung der Welt einsetzen kann.

Im zweiten Abschnitte des zweiten Teiles werden die Zeitperioden oder die Zeitalter der Geschichte behandelt, wobei wir erfahren, daß vor nahezu 200 Jahren die gegenwärtig allgemein geltende Einteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit noch nicht im Gebrauche war. Desing unterscheidet fünf Perioden: 1. von der Erschaffung der Welt bis auf die Sintflut — vom Ensdorfer Mönch konsequent „Sünd-Fluß“ genannt — (d. i. bis 1913 v. Chr.), 2. von der Sintflut bis zur Gründung des persischen Reiches durch Cyrus (bis 539 v. Chr.), 3. von Cyrus bis zur Weltmonarchie Alexanders des Großen (bis 200 v. Chr.), 4. von der Gründung der mazedonischen Weltmonarchie bis Kaiser Augustus und 5. von Christi Geburt bis zur Gegenwart, d. h. bis 1735. „Diser (letzter) Periodus, weil er solang und dabey vil Denkwürdigkeit hat, wird in zwey Theil oder Zeiten abgetheilet“: von Christi Geburt bis zur Gründung des römischen Kaisertums durch Karl den Großen, d. i. bis zum Jahre 800 und von diesem ab bis zur Gegenwart.

Welche Gründe die damaligen Historiker bestimmten, eine nach unserer Ansicht geradezu unsinnige Einteilung zu treffen, das Altertum in vier, das Mittelalter und die Neuzeit zusammen in eine, bezw. in zwei Perioden zu teilen, ist unfaßbar, doch müssen wir annehmen, daß die Historiker vor 170 Jahren von der Bedeutung einzelner geschichtlicher Ereignisse für die Entwicklung der menschlichen Kultur keine Ahnung hatten und die Begebenheiten ohne Rücksicht auf ihren Werteffekt einfach in die Geschichte einreihten. Nicht um die kulturelle Entwicklung der Menschheit war es ihnen zu tun, sondern lediglich um ein sinnloses Aneinanderreihen von Tatsachen. Begebenheiten ohne kausalen Zusammenhang memorieren zu lassen, war die Hauptsache des damaligen Geschichtsunterrichtes wie des geographischen. Daß diese Behauptung nicht eine willkürliche, sondern eine begründete ist, davon kann sich jeder überzeugen, der sich der Mühe unterzieht, einige Abschnitte aus dem kleinen aber dicken Büchlein zu lesen.

Dieser Zeiteinteilung entspricht auch die Verteilung des Lehrstoffes. Das Altertum, in welches auch die ganze biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes mit fast größerer Ausführlichkeit als die

Profangeschichte aufgenommen ist, wird auf 228 Seiten behandelt, während dem Mittelalter nur 158 und der Neuzeit gar nur 74 Seiten zugewiesen sind. Im Mittelalter wird auch der Kirchen-, Kloster- und selbst der Geschichte der Heiligen eine eingehende Behandlung zuteil. Den ersten Abschnitt des Mittelalters nennt er die „barbarische Zeit, weilen in disem fünfften Seculo von Mitternacht her ein Hauffen der Teutschen und Seitischen Völckern nach dem anderen herausbrache, welche Gallien, Illyrien, Spanien, Africa und endlich Italien selbst wegnahmen." Doch Desing scheint ein Feind jeder systematischen Einteilung zu sein; so schiebt er bei der Behandlung des Mittelalters und der Neuzeit einen Abschnitt der Kirchengeschichte ein. Zunächst werden die 13 hervorragendsten Päpste bis Leo X. in Kürze vorgenommen, die übrigen Päpste folgen nach ihren Regierungsjahren. Daran schließt sich die Geschichte der 10 Christenverfolgungen, wobei auch der Märtyrer und Märtyrerinnen gedacht wird, und die der christlichen Ketzer, welche mit Simon, dem Magier, beginnt und mit Kalvin endigt. Den Juden ist ein weiterer Abschnitt gewidmet, aus dem die Schilderung der Belagerung Jerusalems besonders hervorgehoben wird. „In der Stadt", schreibt Desing, „führten das Regiment Simon und Joannes, aber gar schlecht; denn sie verfolgten selbst einander, zündeten vil Häuser an. In der Brunst gieng das meiste Getreyd darauf und entstand ein jämmerlicher Hunger. Sie frassen das Leder von den Wehr-Gehängen, Schilten und Schuhen, die Katzen, Mäuß und Ratzen, die Fleck und Beiner aus denen Schwind-Gruben, die Mütter spieleten ihre Kinder aus und kochten eines ums ander."

Von hier ab wird die Geschichte ohne Rücksicht auf ihre Einteilung nach Jahrhunderten geschildert. Im dritten gibt er eine kurze Lebensbeschreibung Pauls des Einsiedlers und zählt alle Klosterorden auf; im vierten behandelt er das Konzil zu Nicäa und bringt die folgenden bis zum Konzil von Trient.

Unwissenschaftlich und vom didaktischen Standpunkte aus verkehrt ist auch die Behandlung der Geschichte. Desing wählt die synchronistische Darstellung. Welch große Nachteile ein solcher Vorgang im Gefolge hatte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, nur das sei gesagt, daß die Schüler von der Entwicklung eines Volkes oder Landes nicht eine nur geringe Vorstellung erhielten. Damit soll aber über die synchronistische Methode nicht ein Todesurteil gefällt werden; sie hat einen Wert und für den praktischen Unterricht sogar ihren großen Wert, aber der praktische Lehrer der Gegenwart verwendet sie erst am Schlusse eines größeren Zeitabschnittes, in dem die Geschichte mehrerer Völker oder Staaten behandelt worden ist, indem er von den Schülern synchronistische Tabellen anfertigen läßt, welche sie über die Gleichzeitigkeit verschiedener Ereignisse belehren.

Desing selbst fühlt das Unpraktische der synchronistischen Methode und sieht sich daher veranlaßt, um wenigstens einen losen Zusammenhang herzustellen, immer auf die anschließenden Abschnitte oder Nummern, wie er sie nennt, hinzuweisen, welche auf den oberen Seitenrändern fortlaufen. Daß es trotzdem sehr schwer fällt, einen Zusammenhang herzu-

stellen, möge ein Beispiel zeigen. Karl V. behandelt der Benediktiner an fünf verschiedenen Stellen des Buches. Zunächst gibt er (S. 256—257) eine Übersicht über die Länder, welche der Kaiser beherrschte, auf Seite 393 (also 137 Seiten später) behandelt er das Auftreten Luthers, auf Seite 399 die Augsburger Konfession, 401 den Passauer Vertrag und Seite 406 seinen Verzicht auf die Regierung. Überdies schildert Desing die historischen Ereignisse nach Jahrhunderten, da jene aber so unbotmäßig sind, nicht mit diesen zu enden, so entsteht eine noch heillosere Verwirrung.

Ebenso unwissenschaftlich als unpraktisch ist die von P. Anselmus für die Geschichte des Altertums gewählte Zeitrechnung nach der Erschaffung der Welt, was deshalb unbegreiflich ist, weil er selbst in der Einleitung zur „Chronologia" ausdrücklich hervorhebt, daß der Ausgangspunkt dieser Ära sehr unsicher sei, da schon die „Scribenten", wie er die Historiker nennt, zu seiner Zeit 20, 40 und gar 100 Jahre „voneinander seynd."

Wohl hat Desing, wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde, das Jahr 3960 als „Jahr" der Erschaffung der Welt berechnet und darnach die geschichtlichen Ereignisse des Altertums chronologisch bestimmt, aber es gehört eine starke Dosis von Selbsteingenommenheit dazu, diese seine Berechnung für unfehlbar zu halten. Überhaupt muß man die staunenswerte Kühnheit bewundern, mit der er die Chronologie des Altertums bis auf die Einer der Jahre festlegt, selbst in der babylonisch-assyrischen, persischen, der alten ägyptischen und der alten griechischen Geschichte; weiß man doch, daß selbst heute trotz der zahlreichen Funde, welche bei den verschiedenen Ausgrabungen in Vorderasien, Ägypten und Griechenland gemacht worden sind und welche bedeutungsvolle Anhaltspunkte zur Zeitbestimmung einzelner historischer Ereignisse bieten, diese Chronologie noch sehr im argen liegt. Einige Beispiele werden genügen, das Unsinnige der Zeitrechnung Desings zu erweisen, wobei die biblische Geschichte außer acht gelassen wird. Die Stadt Babylon wurde 1800 gegründet. „Cecrops, der erste König zu Athen in Griechenland. Anno mundi 2364." Der Labyrinth oder Irrgarten: Item der Minotaurus, Dädalus, Icarus usw. A. m. 2570." König Midas regiert 2680, Orpheus und die Sirenen oder „Meer-Fräulein" 2708, Herkules wurde zu Theben geboren 2716, Karthago wurde im Jahre 3085 gegründet, die „Pyramides oder Feuer-Saulen oder Spitz-Saulen wurden erbaut um das Jahr 3200, Sardanapalus oder Tonosconcolerus, ein wollüstiger König, regierte 3213."

Daß Desing eine Reihe Ereignisse als historische Tatsachen anführt, obwohl sie Mythen, Sagen und Legenden sind, darf nicht befremden, war es doch vor 170 Jahren mit der Geschichtsforschung noch schlecht bestellt, wie einige Beispiele zeigen werden, wobei die Mythen und Sagen des klassischen Altertums, die er mit wenigen Ausnahmen als historische Wahrheiten hinnimmt, unberücksichtigt bleiben. So ist Apis ein berühmter ägyptischer König, der „in der Insul Meroe" begraben worden sein soll. Wilhelm Tell ist eine historische Person, ebenso der brave

Schweppermann, Heinrich I. „bekam den Spitz-Nam Auceps oder Vogelfanger, weil er gern mit der Jägerei umgieng" usw.

Die Darstellung der Geschichte ist knapp gehalten, wie etwa in chronologischen Tabellen, und entspricht dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit; aber gerade darin liegt der Reiz des Buches, dessen Lektüre stellenweise sogar unterhaltend wirkt. So würde heute jeder Mittelschüler zum Lachen gebracht werden, wenn der Geschichtsprofessor statt Konsul „Bürgermeister" sagte. Vielfach schlägt P. Anselmus einen geradezu possenhaften Ton an, dessen sich ein Historiker der Gegenwart kaum bedienen dürfte. Es hat überhaupt den Anschein, als ob er es darauf angelegt hätte, die Lachmuskeln seiner Schüler anzuregen. So sagt er (p. 114), der Philosoph Diogenes wurde deshalb Cynicus oder „Hundisch" genannt, „weil er lehrete, man dörffte sich der natürlichen Sachen nit schämen, gleich die Hund sich nicht schämen." Und als derselbe Weltweise mit der Laterne am Tage Menschen suchen ging, lief ihm „allerhand Gesindel" zu, welches er mit einem Stock davonjagte, indem er sagte: „sie seyen keine Menschen, sondern Bestien mit allerhand Viehischen Lastern behafftet." „Die Sirenen waren Jungfrauen, so überaus schön singeten; weyl sie stolz wurden, seynd sie von denen Musis verstaltet worden. Da stürzten sie sich ins Meer, hatten am oberen Leib Weibs-Gestalt, unten waren sie Fische." Den Zug des Königs Cyrus gegen die Scythen erzählt Desing foldendermaßen: „Endlich wollte er weiter grasen und gieng wider die Scythier, deren Königin Tomyris war, kam aber ohne Kopf wider nach Hauß. In der ersten Schlacht war er glücklich und bekame den Sargapises, Sohn der Tomyris, gefangen, allein Tomyris lockte den Cyrus tieffer ins Geburg hinein und, weil die Persier zu viel traueten, so blieb von den Armen kein Bein über." Den Brand des Tempels der Diana in Ephesus schildert er folgenderweise: „Ein loser Spitzbube wollte ihm gern einen Nahmen machen, weil er aber sonst nichts wuste, gieng er her, legte Feuer an den Tempel, daß er in die Asche sunke. Der Kerl meynte, Jederman solte hinfür an von ihm zu reden haben." Vom Tode Alexanders des Großen erzählt er: „Er brachte (in Babylonien) die Zeit mit Schlemmen und Saufen zu und als er einstens nach der Taffel noch bey eynem Arzt aus Thessalien soffe, erkrankte er gähling und sturbe 6 Tage darauf mit jedermans größter Entsetzung." Von Cäsars Kriegen sagt er: „Alles zusamm genommen, ist meines Erachtens Julius Cäsar der größte Held, so lange die Welt stehet, gewesen, aber auch ein grosse Gruben der Menschlichen Seelen; denn nur in Spanien und Frankreich seynd durch seyne Waffen zwölff mahl hundert tausend Mann der Höllen zugefahren, deren Hauffen müßte er endlich selbst beschliessen und mit seinem jämmerlich abgezapfften Blut der unausbleiblichen Eytelkeit aller Welt unterschreiben."

Den König Arnulf „frassen am Rück-Weeg die Läuß zu Oetting." Der Begründer der Sekte der Arianer „hat auf dem heimlichen Gemach zu Konstantinopel das Eingeweid ausgeschüttet." Attilas Tod erzählt er folgendermaßen: „Endlich als er sich auf seiner Hochzeit zuvil angezecht, erstickte er im Schlaff."

Manchmal wird Desings Ausdrucksweise sehr derb und man wundert sich, daß sich ein Lehrer der Geschichte, der überdies Benediktiner war, seinen Schülern gegenüber derselben bedienen konnte. So sagt er, daß Samson sich in eine „Vettel“ verliebte, Dalila genannt. So heißt es im Bürgerkriege zwischen Octavianus und Antonius, daß beide „auf die Fuchtel“ kamen. Von Luther, der „nichts als Unflath und Raupen-Schwitz im Munde“ führte, sagt er: „Er ließ durch den Leonard Kopp aus dem Kloster Nimich drey Wägen voll Jungfrauen entführen, darunter war eine Catharina de Borret; dise ließ er erstlich eine offentliche Metz abgeben, hernach nahm ers zum Weib.“ In einem Lehrbuche der biblischen Geschichte dürfte heute wohl kaum vom weisen Könige Salomon erzählt werden, daß er durch die Weiber-Liebe verderbt wurde; er nahm allerhand ausländische und abgöttische Weiber zu sich in ungeheurer Menge. Denn er hatte siben hundert, die er als Königinnen hielte, drey hundert andere geringere Kebs-Weiber.“

Aus den bisherigen Proben seiner Darstellungsweise ist ersichtlich, daß Desing mit besonderer Vorliebe Anekdoten in die Geschichte hineinzieht, von denen einige etwas derber Natur sind und heute in guter Gesellschaft kaum erzählt würden, geschweige denn in einer Schule, wenn diese überdies ein bischöfliches Lyzeum ist. So schildert er des Philosophen Sokrates Gemahlin Xantippe in folgender Weise: „Einsmahls kam er (Sokrates) etwas spath zu Hauß mit einem gut Freund, da wolte ihn die Frau nit einlassen, sondern fuhre ihm vom Fenster (!) herab jämmerlich übers Maul; endlich badete sie ihn gar mit einer Nachtscherbe. Sokrates war still darzu, nur sagte er zu seinem Freunde dieses: ich dachte mir wohl, nach solchem Donnerwetter würde endlich ein Regenguß auch kommen.“ Vom Könige Wenzel dem Faulen erzählt er folgendes: „Man weiß nichts Schönes von ihm zu sagen. Als man ihn tauffte, besudelte er das hl. Tauff-Wasser. Als man ihn, noch ein Kind krönte, machte ers auch nicht sauberer.“

Von Wenzels Bruder, dem Kaiser Siegmund, berichtet er: „Er war ein großer Liebhaber der Gelehrten, wiewohl er nit Zeit hatte, selbst groß gelehrt zu werden. Auf dem Constantzer Consilio entwischten ihme offentlich die übel-Lateinische Wort: Tollite damnabilem Schismam, da man reden solte: damnabile Schisma. Weil ihm aber etliche darum auslachten, so wolte er mit Gewalt ein Kayserliches Gebott aufsetzen, daß hinführe das Wort Schisma sollte generis faemini seyn; er liesse sich aber das berichten.“

Von „Joannes Ziscka“ erzählt er: „Er war blind, wo er aber einen Orth plünderte, ließ er ihm die Leyth fürführen und griffe um die Köpff: wenn er nun merckte, daß er einen Geistlichen vor sich habe, nahm er den spitzen Hammer, den er bey sich trug, und schlagte ihn solchen in das Hirn hinein. Als er Anno 1424 starb, war dis sein Testament, daß seine Leyth ihm sollten die Haut abziehen und daraus ein Trummel machen, dann dises würde denen Catholischen einen Schröcken machen.“

Trotz der großen Mängel, welche der „Universal-Historie“ anhaften, scheint deren Verfasser einige ganz vernünftige Ansichten über

den Geschichtsunterricht gehabt zu haben; nur ist es bedauerlich, daß wir sie erst am Ende seines Werkes erfahren. Diesem ist ein „Systema Chronologicum über die Geschichten der XVIII Secula nach Christi Geburt, woraus ein Anfänger mit weniger Mühe alle dise Zeit ins Gedächtniß bringen und hiemit einen Grund zur ferneren Arbeit legen kann", beigefügt. Dieses chronologische System sind einfach Zeittafeln, denen er eine Gebrauchsanweisung, welche volle 17 Seiten umfaßt, vorausschickt. In dieser legt er seine Ansichten, wie der Geschichtsunterricht mit Aussicht auf einen gedeiblichen Erfolg erteilt werden soll, nieder. Desing ist auch gegen das Memorieren (!) der Geschichte und fordert, daß die Jugend „die Ursachen, den Zusammenhang derer Geschichten, die folgen und anderes, was zu einem Verstande der Geschichten von nöthen ist", genau inne habe.

Wie man sieht, steht der Benediktiner auf modernem Standpunkte historischer Methodik, von der leider in seinem Lehrbuche nichts zu merken ist. Er meint ganz richtig, daß, wenn die Geschichte in dieser Weise vorgetragen wird, das Gedächtnis wesentlich unterstützt wird; denn „das gantze Gedächtnuß-Werk gehet gleichsam auf 4 Rädern: 1. die Natur, 2. die Kunst oder Ordnung, 3. der Verstand oder Begreiffung, 4. die Übung oder Widerhohlung." Dunkel ist der Worte Sinn! Desing selbst empfindet das Orakelhafte der vier Punkte; er hält es daher für nötig, sie klar zu machen. Unter Natur will er die natürliche Begabung der Schüler verstanden wissen, wie sich aus folgendem ergibt. „Die Natur ist eine unmittelbare Gab Gottes und steht gar nit in unserer Gewalt. Wem das Gehirn gleichsam mit Pech überzogen ist, der wird nichts hineinbringen, solte er auch den besten Trachter (wohl Trichter) appliciren. Doch wissen wir, daß wir nit wenig durch eyffriges Gebett von Gott erhalten haben, was ihnen die Geburt versagt: das sol auch dir gesagt seyn, lieber Jüngling, der du bist."

Er meint aber weiter, daß ein auch wenig begabter Studierender durch Fleiß den Mangel an Begabung ersetzen kann, und tröstet die von der Mutter Natur stiefmütterlich bedachten Jünglinge, indem er sagt: „Besser ist es, etwas langsamer und schwer, doch mit Verstand erlernen, als in einem Huy lernen und in einem Huy wieder vergessen." Was aber unter Kunst oder Ordnung zu verstehen ist, erfahren wir leider nicht; der Benediktiner verweist auf den § 7, der von dem Gebrauch der historischen Tabellen handelt.

Unter Verstand meint er das historische Verständnis, welches zu erzielen, nur Aufgabe des Lehrers ist, der das zu kurz Gefaßte weiter ausführen und das „zu lang gerathene Geschwätz" — ein zutreffendes Wort für seine eigene Darstellungsweise der Geschichte — „in etlich Worten in compendio vortragen: auf die notableste Umständ, Ursachen, Folgerungen mit Fingern deuten, mit verborgenen Fragen der Jugend Gelegenheit zum nach denken geben soll." Um ein richtiges Verständnis zu erzielen, soll auch — das ist für die damalige Zeit ein beachtenswerter Grundsatz — die Landkarte häufig zu Rate gezogen werden.

Schließlich empfiehlt er dem Geschichtslehrer, auch die „Partikular-Historien" zu studieren.

Der vierte Punkt enthält das alte didaktische Dogma: „Repetitio mater studiorum." Dagegen wird dem, was der Benediktiner jedem Historiker allzu warm ans Herz legt, ein Methodiker der Geschichte der Gegenwart nicht zustimmen, im Gegenteil es als einen methodischen Nonsens bezeichnen. Er empfiehlt nämlich, vor allem anderen die chronologischen Tabellen auswendig lernen zu lassen und dann erst die Geschichte selbst vorzutragen. Er begründet diese Forderung mit folgenden Worten: „Dise Tabellen müssen abgeben gleichsam das Zimmerwerck und Geist vom Histori-Bau, welches, wan es einmahl ordentlich bestellt war, so kan man die Zierathen der umständlichen Erzehlung leicht daran hefften." Welche Verkehrtheit in einem solchen Vorgange liegt, braucht wohl an diesem Orte nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Der § 7 handelt ausführlich über den Gebrauch der historischen Tabellen. Von Interesse ist dabei der Widerspruch, in den sich der Verfasser zu seinem eigenen Opus setzt. Wie schon gesagt wurde, werden die Ereignisse, soweit es sich um das Altertum handelt, nach der Erschaffung der Welt gezählt, während er in den Zeittafeln vor der Geburt Christi zu rechnen, für das Bessere hält und es folgendermaßen begründet: „Überhaupts ist bey disen alten Geschichten uns mehr daran gelegen, daß wir wissen, wie lang eins oder das andere sich zugetragen hat vor Christi Geburt, als wie lang nach dem Sündfluß oder gar nach der Welterschaffung es geschehen seye, dan jederman bekommt ein besser Concept von dem Altertum, z. E. der Stadt Rom, wan man bald einmahl sagt, selbe seye schon im achten Seculo oder über siben hundert Jahr vor Christi Geburt erbauet worden, als man ihme zehen mahl vorsagte, es seye geschehen 3200 Jahre nach Erschaffung der Welt oder 1500 nach Sünd-Fluß." Um seinen Widerspruch einigermaßen zu bemänteln, zählt Desing in den chronologischen Tabellen des Altertums links von der Sintflut und rechts vor Christi Geburt und zerlegt den ganzen Zeitraum des Altertums von der Sintflut bis zur Geburt Christi in Perioden zu 500 Jahren.

Den Zeittafeln des Altertums folgt ein Register, aber nicht, wie man erwarten würde, ein Namens- und Ortsverzeichnis, sondern auch ein Sachregister. So finden wir: Aderlaß, Adler, Alter, ehren, Angel, Bart, Beicht, blind, Bock, Braten, Dolch, ersauffen, Esel, Faß, Gift, großer Rausch, unflötig, unkeusch, weiberlich, weibisch usw.

Den Schluß des Buches bilden abermals Zeittafeln, welche den Zeitraum von Christi Geburt bis zum Jahre 1733 umfassen. Sie sind nach Jahrhunderten geordnet und unterscheiden sich von denen des Altertums insoweit, als auf der linken Seite die Ereignisse, auf der rechten dagegen Reflexionen oder „Beobachtungen", wie sie der Autor nennt, über das entsprechende Zeitalter enthalten sind. Die letzten „Beobachtungen" sind für Österreich deshalb von ganz besonderem Interesse, weil Desing Betrachtungen anstellt, was mit Österreich und mit Deutschland geschehen wird, wenn das Habsburgische Herrscherhaus mit Karl VI.

in männlischer Linie erlischt. Wie Desings Zeitgenossen ahnten, daß nach des Kaisers Tode blutige Kriege ausbrechen werden, ersehen wir aus folgenden Erwägungen des Benediktiners: „Die schöne Länder, was für Fata, was für Beherrscher sie haben werden, ist zwar auf Sanktionen und Brieffen schon geschrieben; darüber aber noch vile Glossen mit Feuer und Schwerdt werden formirt werden. Die allerschwäriste Aufgab ist dise, wem in solchen Fall die Römische Cron zu Theil soll werden? Einen Ausländer? aber sollen wohl so vornehme Teutsche Fürsten das thun? Ein Teutscher? aber ohne die Oesterreichische Güter ist er schwach; mit selben ist er andern gar zu mächtig. Werden solche zertrennt, ist gantz Teutschland in Gefahr, wo nit des Verfalls und Revolution durch eines Schismatis Imperii. Das Hauß Bourbon gehet gewiß darauf, um einen seiner Printzen (villeicht Don Carlos) Kayser zu machen. Geschihet es, so ist die Universal-Monarchie schon mehr als halb fertig. Allein der Geber der Reiche ist Gott allein.“ Und fürwahr, anders ist es gekommen, als der Benediktiner erwartet hat. Sein eigener Landesfürst wurde Kaiser!

Vergleicht man den historischen Unterricht der Gegenwart mit dem vor 170 Jahren, so sieht man den großen Unterschied zwischen einst und jetzt und würdigt verständnisvoll den bedeutenden Fortschritt, den nicht nur die historische Wissenschaft, sondern auch die historische Methode innerhalb eines Zeitraumes von etwas mehr als $1^1/_2$ Jahrhunderten gemacht hat. Und diese Fortschritte ermutigen zugleich die Fach- und Schulmänner, auf der eingeschlagenen Bahn rüstig und mit sicherer Aussicht auf weitere Erfolge fortzuschreiten zum Wohle der Schule und der studierenden Jugend.

Wien. R. Trampler.

Vor- und Nachteile des deutschen Turnens.

Es ist eine zweifellose Erfahrungstatsache, daß eine zweckentsprechende Ausbildung aller Muskelgruppen und Gelenke jugendlicher Individuen nur durch regelrechtes Turnen, bezw. Gerätturnen erzielt werden kann und es hieße wahrlich „Eulen nach Athen tragen“, wollte man die Notwendigkeit geregelter Muskel- und Gelenksübungen des näheren begründen. Sind doch solche Übungen heute bereits Gemeingut der gesamten zivilisierten Welt und vom Lehrplane unserer Schulen unabsetzbar. Man betrachtet heute das „deutsche Turnen“ als ein Disciplin sui generis; man studiert ihre Geschichte, nützt und verwertet die Ergebnisse der anatomischen und physiologischen Forschung, kurz man erweitert diese zur Wissenschaft.

Hand in Hand damit geht die Heranbildung von Turnlehrern, denen eine genaue Kenntnis der Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers zur Basis ihres Studiums dient, während anderseits die althergebrachte Institution der „Vorturner“, die ihre Kenntnisse auf rein empirischer Basis erwarben, vollkommen aufgelassen wurde. Man kann

diese Einführungen der Unterrichtsverwaltung, für ihre Turnlehrer wissenschaftliche Qualifikation zu fordern, nur anerkennend begrüßen, muß aber weiters die Forderung aufstellen, daß allen Errungenschaften, welche geeignet erscheinen, den Turnzweck zu fördern, Rechnung getragen werde. Daß Theorie und Praxis nicht gleiche Bahnen wandeln, wird sich aus den nachfolgenden Betrachtungen ergeben.

Wohl ist vieles schon geschehen, doch bleibt noch vieles zu tun übrig. Flüchtig wollen wir hier nur die Verdienste Jahns und Spieß hervorheben, namentlich des letzteren, der durch seine Erfindungskunst und sein bedeutendes Lehrgeschick die Turnkunst stofflich bereicherte und methodisch vervollkommte, den Turnunterricht zu individualisieren sich bestrebte und die Notwendigkeit des Gerätturnens gegenüber der schwedischen Heilgymnastik betonte. Ist doch die Heilgymnastik bloß ein therapeutisches Hilfsmittel der Orthopädie in Fällen, wo man dieses behufs Beseitigung von Verkrümmungen und Verbildungen des Körpers oder zur Erhöhung der Funktion gewisser Organe für nötig hält.

Nur gegen eine Forderung von Spieß, welche dahin geht, daß die Turnstunden namentlich dann stattzufinden haben, wenn Schul- und Arbeitsstunden sich häufen, muß lebhaft Einspruch erhoben werden. Diese Forderung steht nämlich in direktem Gegensatze zu den modernen Errungenschaften, welche durch das Experiment zu Tage traten und insbesondere durch Mosso, Magiora und Bum weiter ausgebaut und vertieft wurden.

Die landläufige Vorstellung in Bezug auf die Abhaltung der Turnstunden ging bisher dahin, daß dieselben als Äquivalent für das stundenlange Stillesitzen in der Schule, im unmittelbaren Anschlusse an die Schulstunden zu gelten haben, um hiedurch das notwendige Gleichgewicht des Geist- und Körperunterrichts herstellen zu können.

So lobenswert diese Absicht im allgemeinen ist, krankt sie doch an einem bedeutenden Übelstande.

Wenn es sich lediglich um das Stillesitzen des Schülers in der Schule handeln würde, dann wäre die Kompensation durch die Turnstunden hergestellt. Allein man scheint zu vergessen, daß der Schüler während des Unterrichts eine relativ bedeutende Geistesarbeit verrichtet, oder verrichten soll.

Die Ermüdung des Zentralnervensystems wird aber nicht, wie vielfach angenommen wird, durch nachträgliche Muskelermüdung beseitigt, sondern im Gegenteile gesteigert. Diese Tatsachen, von einzelnen Autoren empirisch festgestellt, wurden von Mosso und Maggiora auch experimentell bekräftigt.

Es gibt mehrere Wege des objektiven Nachweises psychischer Ermüdung. Der eine besteht darin, daß man Rechenexempel (Addition und Multiplikation) lösen läßt, oder in der Nachschrift von Diktaten während eines bestimmten Zeitraumes. Aus der Schnelligkeit der Lösung, bezw. aus der Zahl der in einem bestimmten Zeitraume erledigten Exempel und der hiebei unterlaufenen Fehler, wird ein Schluß auf die Leistungsfähig-

keit des Gehirns gezogen. Bei diesen Versuchen hängt das Resultat von der Übung und Intelligenz des Versuchsobjektes ab.

Eine zweite, etwas genauere Probe, beruht auf der Erfahrung, daß Gehirnermüdung die Tastempfindung herabsetzt. Der Nachweis der herabgesetzten taktilen Empfindlichkeit geschieht mit dem Weberschen Tasterzirkel, dessen Spitzen auf einen bestimmten Hautbezirk aufgesetzt werden, woselbst sie so lange als zwei gstrennte Spitzen empfunden werden, bis man, bei zunehmender Annäherung der Zirkelspitzen gegeneinander unter die Schwelle des Hautortsinnes gerät. Die Reizschwelle liegt allerdings für verschiedene Hautpartien verschieden hoch, ist jedoch für dasselbe Individuum und für eine bestimmte Hautpartie im normalen Zustande konstant. Experimentell wurde festgestellt, daß die Erhöhung der Reizschwelle des Hautortsinns bei Gehirnermüdung in geradem Verhältnisse zur Ermüdung steht, d. i. zwei Hautstellen einer gewissen Region, die, ausgeruht, mit dem Weberschen Tasterzirkel berührt, zwei getrennte Wahrnehmungen ergaben, ergeben sie nicht mehr, wenn Gehirnermüdung vorhanden ist.

Am einfachsten und exaktesten geschieht die Prüfung mit dem Ergographen (Arbeitsschreiber) von Mosso. Mittelst desselben soll die Arbeitsleistung eines einzigen und stets desselben Muskels, und zwar des oberflächlichen Fingerbeugers für den Mittelfinger der linken Hand graphisch dargestellt werden. Der in die Öse einer Schnur eingesteckte Mittelfinger hebt durch maximale Beugung in den Fingergelenken, mittelst der über eine Rolle laufenden Schnur ein bestimmtes Gewicht in bestimmten Zeitintervallen. Die geleistete Arbeit ist das Produkt aus dem gehobenen Gewichte und der Hubhöhe. Das Gewicht ist bekannt, die Hubhöhe wird mittelst eines Stiftes auf der drehbaren Trommel verzeichnet. Wir drücken die geleistete Arbeit in der Formel A = G. H. in Kilogrammeter Arbeit aus.

Die Versuche am Ergographen haben nun ergeben, daß das Ergogramm eines nicht ermüdeten Individuums gewissermaßen für dasselbe charakteristisch ist. Nennt man die Verbindungslinie der Gipfelpunkte der einzelnen Kontraktionen „Ermüdungskurve", so kann man sagen: Die Ermüdungskurve eines gut ausgeruhten Individuums ist bei gleicher Last und gleichem Arbeitstempo für das betreffende Individuum konstant. Zeigen die Gipfelpunkte der Kontraktionen beim ausgeruhten Individuum nur ein sehr langames Absinken bis zur Abscisse, so beobachten wir beim Versuche mit demselben, geistig aber ermüdeten Individuum ein rasches und steiles Absinken.

Die zweite Versuchsreihe beschäftigte sich mit dem Einflusse des deutschens Turnens auf die Ermüdungskurve. Die Versuchsindividuen wurden so gewählt, daß eine Beeinflussung durch vorausgegangene geistige Anstrengung ausgeschlossen schien und nur der Einfluß des deutschen Turnens vorwaltete.

Es ergab sich hiebei unzweideutig die gleiche Veränderung, wie sie an Ermüdungskurven nach geistiger Anstrengung beobachtet wurde, nämlich Abnahme der Zahl und Höhe der Ordinaten.

Die Aufgabe geht nun dahin, zu beweisen, daß das Ermüdungsgefühl beim deutschen Turnen seine Quelle in Gehirnermüdung hat. Wir werden damit auf den Weg der Erforschung der peripheren und zentralen Ermüdung selbst geleitet.

Parallel mit der Entstehung willkürlicher Bewegungen unseres Körpers geht die Umwandlung der Triebe in Begehrungen. Geleitet werden diese Bewegungen durch den Willen, d. h. eine dem Bewußtsein gegenwärtige und als Streben wirkende Vorstellung. Wo nicht die Erfahrung von solchen Bewegungen und ihren Wirkungen gegeben ist, kann kein Wille vorhanden sein, sondern nur zielloses Streben, oder leeres Wünschen, welches zwar weiß, was es will, nicht aber was es zu tun habe.

Jede willkürliche Bewegung ist dadurch charakterisiert, daß sie von einem Bilde der auszuführenden geleitet wird. Der Wille zur Ausführung künstlicher, komplizierter Willkürbewegungen muß erst gebildet werden und auch wo er vorhanden ist, d. h. das Auszuführende vorgestellt und die Ausführung erstrebt wird, folgt das wirkliche Eintreten der Bewegung keineswegs notwendig. Einübung ist unerläßlich. Der Wille endlich erzeugt keine Bewegungen, denn „Wille" ist ein psychischer Akt, die Bewegung aber ein physischer Vorgang und es besteht ja kein Causalnexus zwischen Physischem und Psychischem, sondern nur eine Korrelation. Den zentralen Erregungen, welche dem Bewußtsein als Wille erscheinen, entsprechen gewisse Erregungen in den motorischen Teilen der Nervensubstanz (Jodl).

Dem Willen zu einer Bewegung entspricht also ein Reiz in der motorischen Region, auf welchen hin die Muskeln mit Kontraktion reagieren. Fragen wir uns nun, wo die Ausgangspunkte der motorischen Erregungen im Gehirn zu suchen sind, so gibt uns die Physiologie darauf die Antwort: in der vorderen und hinderen Zentralwindung der grauen Gehirnrinde. Abgesehen aber davon, das die sogenannte motorische Region sich auch auf benachbarte Partien der Zentralwindungen erstreckt, ist die Wertigkeit dieses Rindenabschnittes selbst noch lange nicht mit Bestimmtheit festgestellt. Es gibt Physiologen (Ferrier A.), welche behaupten, daß die motorische Region in der grauen Rinde dem Willensakte nicht, sondern nur der Bewegung vorstehe, andere wieder (Nothnagel) fassen die im Scheitellappen gelegenen Ganglienzellen als rein sensorische auf und verlegen den bewegenden Impuls in den Streifenhügel. Hören wir Oppenheim: „Mit der Mehrzahl der Forscher (Munk, Exner, Wernicke, Flechsig, Bechterew) schreibe ich den motorischen Zentren sensible Eigenschaften zu. Ebenso wie die älteren Tierexperimente der genannten Autoren, lehren die klinisch-anatomischen, sowie auch die experimentell-pathologischen Beobachtungen an Menschen, daß die motorische Sphäre „Fühlsphäre" ist, bezw. einen Teil derselben darstellt. Ebenso sicher ist es aber auch, daß diese sich über ein weit größeres Rindenfeld erstreckt, wahrscheinlich auf den Scheitellappen und selbst noch andere Abschnitte."

Dem Wesen der Sache scheint Horslej am nächsten zu kommen, der auf Grund seiner Beobachtungen der motorischen Zone die Fähigkeit

zuschreibt, taktile Empfindungen und Bewegungsvorstellungen zu ermitteln.

Das Experiment am enthirnten Affen, speziell nach Abtragung der motorischen Zone erweist, daß kein vollständiger Ausfall der Bewegungen stattfindet; diese werden nur seltener, unzweckmäßig und ungeschickt ausgeführt. Diese Tatsache erklärt sich leichterdings aus dem Ausfall des Organs für die Bewegungsvorstellungen, für die Bewegung selbst tritt das untergeordnete Organ, das Rückenmark, ein.

Das große Projektionszentrum, als welches wir die graue Rinde in toto betrachten, ist nicht nur Vermittlungsorgan für die Außenwelt auf zentripetaler Bahn, sondern setzt das „Ich" auch in Szene, allerdings nicht ohne Bilder der ausgeführten Bewegungen zu empfangen.

Es ist nämlich eine unzweifelhafte Tatsache der inneren Erfahrung und Selbstwahrnehmung, daß die Bewegungen unserer willkürlich beweglichen Glieder, oder die Stellung, welche dieselben in einer anderen als der gewöhnlich ruhigen Lage festhalten, von bestimmt charakterisierten Empfindungen begleitet sind. Diese pflegen allerdings im gewöhnlichen Leben nicht sonderlich beachtet zu werden — da unsere Aufmerksamkeit meist auf die Gegenstände und Zwecke gerichtet ist, denen wir unsere Bewegungen anpassen — sind aber nichtsdestoweniger vorhanden und treten wie die Vitalempfindungen deutlicher ins Bewußtsein, sobald sie eine gewisse Stärke erreichen, oder wenn wir eine Bewegung erst lernen oder einüben. In diesem Falle ist die Achtsamkeit auf die unsere Bewegungen begleitenden Empfindungen sogar unerläßlich und ihr Vorhandensein kündigt sich aufs bestimmteste im Bewußtsein an. Vermittelt werden diese Empfindungen durch den sogenannten Muskelsinn, der dem Bewußtsein jeden Moment über Lage und Stellung der Glieder Aufschluß erteilt auf dem Wege zentripetaler Bahn.

Jede Muskel- und Gelenksbewegung erregt nämlich die sensiblen Nerven der Muskelsubstanz, der Bänder und Gelenke und hiedurch erlangt das Bewußtsein Signale von der Stellung der übenden Glieder.

Legen wir uns nun die Frage vor, wie wird eine komplizierte Bewegung geübt und erlernt, so stellt sich die Antwort folgendermaßen dar: Der Anfang der Erlernung komplizierter Bewegungen beruht darauf, daß alle einzelnen Glieder in einer kombinierten Reihe von Bewegungen, selbständig als Mittelzwecke vorgestellt, gewollt und in ihrer Ausführung, samt den sie begleitenden Empfindungen beobachtet, bezw. wahrgenommen werden. Im Fortgange der Ausbildung werden die Mittelzwecke und Mittelglieder mehr und mehr unwillkürlich, d. h. sie werden ohne speziell darauf gerichtetes Bewußtsein vollzogen, so daß auch hier jener ganz unmittelbare Zusammenhang von Trieb und Bewegung sich herstellt, von welchem an einzelnen Punkten unserer Organisation die ganze Entwicklung begann.

Darum werden sehr komplizierte Bewegungen anfangs nur langsam ausgeführt, bedürfen beständiger Willensimpulse, fortwährender achtsamer Kontrolle durch die antizipierte Bewegungsvorstellung und erzeugen rasch das Gefühl der Ermüdung. Je öfter nun die einzelne Bewegung geübt

wurde, desto sicherer wird der Zusammenhang zwischen Bewegungsvorstellung und ausgeführter Bewegung, desto mehr Zwischenglieder werden ausgeschaltet, desto mehr wird die bewußte Bewegung dem Typus der unwillkürlichen genähert. Es genügt dann der Anfangswille, um die Bewegung förmlich mechanich abzurollen. Vorgänge, die ursprünglich unter Mitwirkung des Bewußtseins sich vollzogen haben, werden mechanisiert oder automatisiert, was für das Bewußtsein eine Entlastung, Kraftersparnis und in der Folge eine Steigerung der Leistung bedeutet, welche natürlich eine Grenze in dem individuellen Talente findet.

Aus dem Vorangeführten ergibt sich sonach, daß zu einer Muskelübung drei Momente nötig sind: Wille, Bewegungsvorstellung und Muskel. Wiederholte Inanspruchnahme der Bewegungsvorstellungszentren und des Muskels ermüdet das Zentrum und den Muskel, Anspannung des Muskels nur diesen allein. Hiebei wäre noch zu erwägen, daß der Muskel kein blindes Werkzeug des Gehirns darstellt, sondern seine spezifische Reizbarkeit und Energie besitzt, die sich unabhängig von der Reizbarkeit und Energie der Nervenzentren erschöpft.

Wenn man einen Muskel mittels des elektrischen Stromes der Zusammenziehung aussetzt, so erzielt man eine Bewegung, die ganz unabhängig vom Willen erfolgt. Mosso und Maggiora haben, um zu untersuchen, ob ein Unterschied zwischen willkürlicher und künstlicher Muskelarbeit besteht, den großen mittleren Armnerv elektrisch gereizt und mittels des Ergographen gezeigt, daß die durch solche Reizung entstandenen Kurven den selbst gewollt hervorgebrachten Kurven desselben Individuums ähnlich waren. Um den Unterschied zwischen selbst gewollter Kontraktion und jener mittels des elektrischen Stromes zu demonstrieren, hat Mosso auf den genannten Nerven den stärksten noch erträglichen Reiz appliziert. Mit der Erschöpfung des Muskels wurde der elektrische Reiz sistiert und willkürliche Kontraktionen desselben Muskels vorgenommen. Nach abermaliger Erschöpfung des unter Willenseinfluß arbeitenden Muskels wurde mit derselben Stromstärke wie früher gereizt und nur noch minimale Erhebungen erhalten, worauf nochmals der Wille in Aktion trat, der außer einer einzigen Kontraktion wirkungslos blieb.

Es verbleibt mithin in dem bis zur Erschöpfung gereizten Muskel noch ein Rest von Energie, den der Wille ausnützt, und umgekehrt wird von dem Willen ein Rest von Muskelkraft hinterlassen, den der elektrische Strom in Tätigkeit umsetzt. Fragt man sich nun, welche Art des Reizes den Muskel in höherem Maße erschöpft, so gibt der Versuch auch auf diese Frage eine unzweideutige Auskunft. Wird nämlich dem Zentrum (Wille und Bewegungsvorstellung) zeitweise Erholung gegönnt, während der Muskel selbst nie zur Ruhe kommt, so zeigt sich das in allen Versuchen bekannte Phänomen, daß bei Wiederaufnahme der willkürlichen Muskelarbeit die Anfangskontraktionen stets sehr beträchtlich höher sind, als die durch maximale elektrische Reizung hervorgerufenen initialen Zusammenziehungen des Muskels, wobei die Kurve der willkürlichen Kontraktionen die Charaktere der für das betreffende Individuum typischen Ermüdungskurve zeigt. Daraus erhellt weiters, daß, entsprechende Pausen

zwischen den Gruppen der willkürlichen Bewegungen vorausgesetzt, der erschöpfte Wille sich erholt, daß aber der Muskel für den künstlichen Reiz sich nicht wieder erholt.

Beziehen sich diese Experimente bloß auf eine einfache Bewegung, für welche eine Bewegungsvorstellung eigentlich überflüssig ist und nur der Wille in Aktion tritt, um wie viel mehr müssen dieselben Geltung erlangen für jene komplizierten Bewegungen im deutschen Turnen, für welche Bewegungsvorstellungen unerläßliche Bedingung sind. Daß hier rasche Ermüdung erfolgt, wurde bereits hervorgehoben und diese ist psychischer Art, verknüpft mit mangelhaften Impulsen an die Peripherie.

Mit anderen Worten: Für das Schulkind bedeutet jene Art der Muskelübung, wie es das deutsche Turnen darstellt, nicht eine Erholung, sondern eine Steigerung seiner Ermüdung.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn man an Stelle des deutschen Turnens Bewegungen setzt, welche keinerlei Anforderungen an das Gehirn stellen, d. h. ohne immerwährende Inanspruchnahme des Willens und der Bewegungsvorstellungszentren einhergehen. Es zeigt sich an der Ermüdungskurve, daß auch hier wohl nicht jede zentrale Ermüdung ausgeschlossen werden kann, daß aber die erhobenen Bilder sich nur im geringem Grade von dem Kurventypus des betreffenden Individuums unterscheiden.

Die schablonenhafte oder schablonenmäßige Anwendung des deutschen Turnens für die Schuljugend ist daher überhaupt nicht zu empfehlen, am wenigsten im unmittelbaren Anschlusse an die Unterrichtsstunden. Wirkliche Erholung der ermüdeten Zentren bietet — wie Billroth hervorgehoben — nur geistige und körperliche Ruhe, wie sie der Schlaf verschafft.

So lange eine stärkere geistige Inanspruchnahme unserer Jugend durch die Schule statthat, können gymnastische Übungen in Form des deutschen Turnens als eine ersprießliche Einrichtung behufs Kräftigung der Muskulatur m. E. nicht angesehen werden.

Ung.-Hradisch. Dr. Arthur Brauner.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. F. Knoke, Gegenwärtiger Stand der Forschungen über die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland. Mit einer Tafel Abbildungen. Berlin, Weidmann 1903. 80 SS. Preis Mk. 2·40.

Der Verf. beschäftigt sich mit der Widerlegung der in der Frage nach der Walstatt des „Teutoburger" Waldes aufgestellten Hypothesen und sucht seine früher aufgestellte Behauptung: die Ansetzung des Schlachtfeldes vom Jahre 9 n. Chr. bei Iburg-Leeden stehe allein mit den Angaben der Historiker im Einklange, neu zu begründen. Gegen Schuchhardt und Delbrück, welche den Kampfplatz in die Nähe von Detmold verlegen, macht der Verf. geltend, Aliso sei nicht bei Elsen, sondern bei Haltern gelegen und nur der Marsch von Rehme nach Iburg werde allen Bedingungen gerecht. Nach dem Teutoburger Schlachtfelde sind dann auch die Feldzüge der Jahre 15 und 16 zu bestimmen. Der größte Teil der Arbeit ist der Widerlegung der zweiten Hypothese, das Schlachtfeld sei bei Barenau zu suchen, und der Darstellung der Feldzüge der J. 15 und 16 gewidmet. Die Hypothese über Barenau wurde von Mommsen aufgestellt und neuerdings von Oberstleutnant Dahm vertreten. Knoke behauptet, die Schlacht vom J. 15 müsse bei Barenau angenommen werden, die *pontes longi* seien bei Brägel-Mehrholz, nicht bei Emsbüren anzusetzen. Nach des Ref. Ansicht ist eine endgiltige Entscheidung wohl nicht gegeben, aber die Arbeit enthält eine Reihe guter Bemerkungen und Beobachtungen, welche für das Verständnis des Tacitus vorteilhaft zu benützen sind.

Wien. Dr. Johann Oehler.

August Mau, Führer durch Pompeji. Auf Veranlassung des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts verfaßt. 4., verbesserte und vermehrte Auflage mit 35 Abbildungen und 6 Plänen. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1903. VI und 123 SS. 8°. Preis 4 Mk.

Zum Ruhme dieses trefflichen Büchleins des ausgezeichneten Kenners von Pompeji in Leben und Kunst bedarf es nicht vieler Worte. Bei der Gewissenhaftigkeit des bewährten Verfassers bedarf es nicht einmal der selbstverständlichen Versicherung, daß auch in der neuen Auflage die

Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen aufgenommen und das Ganze mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen wieder durchgearbeitet worden ist. Hinzugekommen sind besonders der Tempel der Venus Pompejana (S. 15) und das Haus des Lucretius Fronto (S. 67). Auch die Abbildungen sind auf Grund des größeren Werkes von Mau, des schönen und inhaltreichen Buches „Pompeji in Leben und Kunst“ (Leipzig, Engelmann 1900), wesentlich verbessert worden. Seit der dritten Auflage (1898) ist ja ein Lustrum vergangen, das für die unerschöpfliche Fundgrube, die Pompeji darstellt, nicht ohne Ertrag geblieben ist. Ein besonderer Vorzug des Mauschen „Führers“ ist der Umstand, daß es nicht nur dem gebildeten Laien, sondern auch dem Fachmann reiche Belehrung bietet. So darf man denn auch der neuen Auflage, deren Ausstattung noch gewonnen hat, die weiteste Verbreitung in Aussicht stellen. Einer besonderen Empfehlung bedarf der „Führer“ nicht, da er ja längst für alle, die sich für Pompeji interessieren — und das sind nicht nur jene, die es besuchen — unentbehrlich geworden ist.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

L'Écho littéraire. Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française. 1903. No. 1—6. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer. Abonnements: Mk. 4 jährlich.

Diese für das Selbststudium der französischen Sprache berechnete, vor vielen Jahren von Aug. Reitzel begründete Zeitschrift tritt nun in einem neuen Gewande und unter der Leitung eines vergrößerten Redaktionskomitees vor ihre Leser. Letzteres scheint noch nicht ganz festgestellt zu sein, denn auf dem Umschlag erscheint neben Anna Brunnemann und Marcel Hébert einmal der Oberlehrer an der Oberrealschule zu Wiesbaden Dr. Ph. Rossmann, ein andermal Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune. Der Inhalt eines jeden Heftes besteht gewöhnlich aus einem Roman-Feuilleton, einem kurzen Beitrag zur Kenntnis von Frankreich, einem sprachlichen Artikel, Beiträge für Übung in der Konversation, Grammatik, Übersetzung und anderen sprachlichen Aufgaben, deren Corrigé im jeweiligen nächsten Hefte enthalten ist. So bringen die vorliegenden sechs Hefte den Roman „*De toute son âme*“ von René Bazin, Gedichte von Aicard, Verlaine, Hugo u. a., einen sehr nützlichen Artikel über „*Mots pseudo-français en Allemand*“, die Beschreibung eines Pariserhauses, Grammatisches über die Wortstellung usw.

Der reiche und zweckmäßige Inhalt der Hefte und ihre Billigkeit empfehlen diese Zeitschrift allen, die ihre Kenntnis der französischen Sprache fördern wollen und machen sie auch zur Privatlektüre für Schüler geeignet.

Wien. Dr. A. Würzner.

Aufgaben aus der niederen Geometrie von Iwan Alexandroff, mit einem Vorwort von Dr. M. Schuster und 100 Figuren im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903.

Außer den üblichen, in den Lehrbüchern der Geometrie für die Oberklassen angegebenen Konstruktionsmethoden der Hilfsfiguren, der geometrischen Örter, der ähnlichen Figuren werden in dem vorliegenden Buche noch auf anderen Wegen Konstruktionen geometrischer Aufgaben bewerkstelligt. An die Musterbeispiele, deren Lösung vollständig durch-

geführt wird, schließen sich zahlreiche Aufgaben, deren Bearbeitung dem Lernenden überlassen bleibt. Zum Schlusse werden auch Aufgaben aus der Stereometrie und Trigonometrie behandelt. Die Planmäßigkeit im Aufbaue des Buches tritt überall deutlich zutage; Dank den Bemühungen des Übersetzers kann dasselbe den besten Werken dieser Art an die Seite gestellt werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11.000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten, Plänen sowie 130 Textbeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Band 1 (von *A* bis *Astigmatismus*) 1902; Band 2 (von *Astilbe* bis *Bismarck*) 1903; Band 3 (von *Bismarck-Archipel* bis *Chemnitz*) 1903.

Die Aufgabe eines Konversations-Lexikons ist es, in knapper, rasch orientierender, aber möglichst vollständiger Form eine Übersicht über das bisher gesicherte menschliche Wissen zu geben.

Der Stab eines solchen „Nachschlagewerkes des allgemeinen Wissens" hat somit zwei heikle Aufgaben zu erfüllen. Zunächst ist aus der Fülle der einschlägigen Fachliteratur nur das wirklich Wissenswerte auszuwählen, dann das so gewonnene und gesiebte Material in einer sowohl den Laien als auch den wissenschaftlich Gebildeten befriedigenden Form darzustellen. Für die Aufklärung des Laien genügt es, daß ihm alles Wesentliche in knapper, verständlicher Form geboten wird; der wissenschaftliche Arbeiter aber verlangt, daß Form und Inhalt auch der Kritik standhalte, und mit Recht wünscht er, daß neben den positiven Resultaten des Wissens auch immer die einschlägige Literatur zitiert sei.

Diesen Gesichtspunkten trägt die vorliegende, gänzlich neubearbeitete und vermehrte 6. Auflage des nun seit sechs Dezennien bestehenden Lexikons wenigstens in den uns bisher vorliegenden drei Bänden vollauf Rechnung.

Ohne jemals in den Lehrton zu verfallen, bringen die von den etwa 150 ständigen Mitarbeitern (darunter nur fünf Österreicher und zwei Ungarn) meist recht sorgfältig gearbeiteten Artikel das Wissenswerte in anregender Form; dazu sind die Ergebnisse der Forschung fast durchgehends durch Anführung der Literatur gestützt, wodurch das Werk gegenüber ähnlichen Nachschlagewerken sich vorteilhaft unterscheidet. Zwar ist auch diesmal auf Gleichmäßigkeit in der Behandlung der einzelnen Fächer Wert gelegt worden, aber die neue Auflage räumt, dem Zuge unserer Zeit folgend, den Naturwissenschaften und der Technik, dann den Umgestaltungen auf dem Gebiete der sozialen und juristischen Fächer einen größeren Spielraum ein als früher. Um den hiezu nötigen Raum zu gewinnen, sind minder wichtige Artikel anderer Wissenszweige gekürzt worden. An vielen Stellen sind unsichere und nunmehr veraltete Angaben, schwerfällige oder weniger genaue Wendungen, minder treffende Definitionen und andere Mängel beseitigt.

Mit Recht kann man behaupten, daß das Lexikon hiedurch an praktischer Verwendbarkeit fast durchaus gewonnen hat; noch mehr gilt dies von der starken Vermehrung der Illustrationen. Denn gegenüber der früheren Auflage ist die Zahl der Abbildungen im Text um 1000, die Zahl der Bildertafeln, Karten, Pläne und anderen Sonderbeilagen um 150 gestiegen. Ihre Ausführung und Anordnung ist fast überall zu loben. Besonders gelungen erscheinen uns die vielen neuen und verbesserten Farbendrucke ethnographischen, anatomisch-physiologischen, botanischen und zoologischen Inhalts (z. B. die Darstellung afrikanischer, asiatischer,

amerikanischer Völker, der Bakterien, Alpenpflanzen, Apfelsorten, Tiere des Aquariums usw.). Aber auch die Physik, die Meteorologie, die Astronomie, das Bau- und Ingenieurwesen, die Land- und Hauswirtschaft, das Kunstgewerbe und die Kunstgeschichte sind mit zahlreichen und schön ausgeführten Illustrationen bedacht. Recht interessant sind ferner die neu eingefügten Gruppen von Bildern hochverdienter Männer (Afrikaforscher, Bismarcks usw.). Auch der geographische Text ist mit instruktiven neuen Kartenillustrationen so reich ausgestattet, daß daneben ein Spezialatlas kaum nötig erscheint. Für jedes größere Gebiet ist eine eigene Karte, selbst für jede wichtigere Stadt ein Situationsplan vorhanden. Berlin und seiner Umgebung sind sogar drei bunte Pläne, seinen Denkmälern und Bauten sechs Seiten Abbildungen gewidmet. Eingehende Berücksichtigung nach der gleichen Richtung erfuhren die Artikel Architektur (mit 20 Textseiten, 4 Seiten Zeittafeln und 12 Bildertafeln), Bildhauerkunst (11 Textseiten, 4 S. Zeittafeln und 12 Bildertafeln), sodann Afrika, Amerika und Asien, welche ebenso reichen Text wie prächtige Buntdrucke und Karten aufweisen.

Zu den einzelnen Bänden, deren jeder zirka 900 doppelspaltige Seiten enthält, möchten wir als kleine Beiträge zur event. Verwertung für die nächste Auflage folgende Einzelheiten bemerken:

Zu Band 1: Auf S. 1 „Abkürzungen mit A" sowie unter den Namensregistern zu den verschiedenen Stadtplänen (z. B. zu Aachen) würden sich etwas größere Typen empfehlen. Der Plan von Aachen selbst ist wenigstens in unserem Exemplare falsch gebunden. — Die Erklärung zur Tafel „Absonderung der massigen Gesteine" sollte zur Bequemlichkeit des Lesers auf einem separaten Blatt, statt auf der Rückseite der Tafel verzeichnet sein. — Zu „Additional" wäre auch die Verwendung von „Additionale" als Nachtrag zu einem Vortrage u. dgl. zu erwähnen. — Bei „Adjunkt" ist zu ergänzen, daß in Österreich jüngere Beamte der Gerichte, Eisenbahnverwaltungen, Finanzbehörden, land- und forstwirtschaftlichen Branchen diesen Titel führen. — Zu *Alea jacta* (st. *iacta*, so auch sonst) *est* hätte die dem griechischen *ἀνερρίφθω κύβος* (so ohne Artikel) entsprechende Form *esto* (die sich mit der ungewöhnlichen Wortstellung: *Jacta alea esto* im Band 8, S. 790 findet) mitangeführt werden sollen; auch ist es doch wohl nicht „ein Zitat aus einer Komödie Menanders", sondern ein älteres griechisches Sprichwort. — Die auf S. 417 erwähnte neue Ausgabe des hl. Ambrosius von Karl Schenkl wurde 1896 (nicht 1897) begonnen. — Bei „Alexandria" fehlt die wohl nicht unnötige Accentuierung. — Der latein. Metriker Aphthonius heißt *Aelius* (nicht *Alius*) *Festus*. — Amerikanische Völker (S. 862). Die Vorderseite des eingelegten Zwischenblattes enthielte besser nur die Inhaltsangabe der Tafel I, dessen Rückseite die der Tafel II. Das Gleiche gilt von der Inhaltsangabe zu den Tafeln „Asiatische Völker" sowie „Australien und Ozeanische Völker". — Die Karte „Forschungsreisen in Asien" (S. 866) ist etwas überladen. — Unter „Äsopos" (S. 879) ist als Bearbeiter „Phädros" (st. Phaedrus) genannt. — Zu Band 2: „Aufruf" als besondere Art einer Kundmachung fehlt (nur der „Aufruf zur Sache" ist angeführt). — Unter „Augustinus" (S. 123) wären auch die von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien schon herausgegebenen zahlreichen Bände zu erwähnen gewesen. — Unter den Ausgaben der *Mosella* des *Ausonius* (S. 147) ist die neueste erklärende von C. Hosius, Marburg 1894 übergangen. — „Ausmusterung" (S. 146) nicht nur „die Ausscheidung der dauernd untauglich befundenen Militärpflichtigen", sondern auch der feierliche Akt des Abganges der Zöglinge von Kadettenschulen und Militärakademien in Österreich. — *„Auxiliare* (lat.) Hilfswort" (gemeint ist wohl: „Hilfszeitwort"). — Unter dem Artikel „Bacchanalien" (S. 226) ist das sachlich und sprachlich wichtige Dokument der Wiener Hofbibliothek richtiger als *epistula consulum ad Teuranos de Bacchanalibus* denn als Senatsbeschluß zu bezeichnen. — Die Angabe „Bahnsteig-

karten bilden eine recht ergiebige Einnahmequelle" unter „Bahnsteigsperre" (S. 275) sollte dahin ergänzt und berichtigt werden, daß diese Einnahme wenigstens in den Hauptstädten fast durchwegs wohltätigen Fonds der Eisenbahnen zufließt. — Zu Band 3: Zu „*Callositas* (lat.) Schwiele" (S. 704) könnte hinzugefügt werden „Verhärtung". — Bei „*Camēo (Çammēo)* Kamee" (S. 717) wäre ein Wort der Erklärung für den Laien nötig. — Der Artikel *Capio* (S. 747) ist wegen seiner großen Bedeutung im röm. Rechte ausführlicher zu behandeln. — *Caracalla* (S. 754): bei dem Geburtsdatum 4. April 188 fehlt „n. Chr."; seine Regierung beginnt mit dem Jahre 211, nicht 217, ermordet ward er bei *Carrhae* (nicht *Carrä*). — Bei der Stadt „Caracoles" S. 755 hätte sich die aus dem J. 1885 stammende Einwohnerzahl wohl durch eine neuere ersetzen lassen. — Die Bedeutung „Cartouche" im Militärwesen fehlt auf S. 784. — Beim Artikel „Cella" (S. 832) würde es sich empfehlen, auf die griech. Bezeichnungen für die Vor- und Hinterhalle (pronaos und opistodomos) Accente zu setzen. — Im Artikel „*Cessio bonorum*" (S. 850) soll es statt „Artikel I des (österr.) Einfuhrgesetzes" „Artikel I des (österr.) Einführungsgesetzes" heißen. — Die Transkriptionen französischer Fremdwörter sind nicht immer gelungen, so *Chanson* „spr. schangßóng", *Chambre* durch „schängbr" (mit oder ohne Apostroph, S. 870) oder *Chamois*, „spr. schamüa" usw.

Auch diese Bemerkungen, die Ährenlese aus recht vielen nachgeprüften Artikeln, können zeigen, daß die neue Auflage des vorliegenden Werkes eine tüchtige, treffliche Leistung ist. Schließlich sei erwähnt, daß die typographische und die übrige Ausstattung mit Einschluß der soliden (etwas sezessionistisch bedruckten) Einbanddecken des Bibliographischen Institutes durchaus würdig ist.

Wien. Dr. Karl Hauler.

Programmenschau.

17. **De epistula Sapphus.** Scripsit Dr. Paulus Lieger. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien. 1902. 28 SS.

Eine neue Hypothese über die Entstehung des Sapphobriefes, die der Verf. selbst S. 19 dahin formuliert: *epistulam Sapphus, quam nos quidem habemus, esse carmen illud Nasonis, cuius ipse mentionem facit, sed a posteriore quodam poeta retractatum et auctum.* Zu diesem Ergebnisse müssen nach dem Urteil des Verf.s Widersprüche zwischen Stellen des Briefes und solchen in anderen Werken Ovids führen, dann die Erwähnung der angeblich erst seit Lucanus bekannten Erichtho (ein Grund, der schon oft gegen die Echtheit des ganzen Briefes angeführt wurde), endlich lästige Wiederholungen und Widersprüche im Briefe selbst.

Die Untersuchung ist mit großem Scharfsinne und mit mustergiltiger philologischer Akribie geführt; doch ist es fraglich, ob die vom Verf. angeführten Gründe wirklich durchwegs zwingend sind, zumal auch in manchen Fällen der ästhetische Geschmack mitzureden hat; und *de gustibus* usw.! Nach dem Urteile des Verf.s stimmt, wenn man v. 169 f. mit dem Francofurtensis liest: *versus amor fugis lentissima mersi pectora,* die Stelle zusammengenommen mit v. 179 f. nicht mit der bekannten Stelle am. II 18, 19 f., an der Sappho *amata* ihre Leier dem Apollo weiht, d. h. zum Danke, daß sie von Phaon wieder geliebt wird, während aus der Stelle der Sappho-Epistel hervorgeht, daß Sappho, wie einst Deukalion, von ihrer Liebe geheilt werden soll. Folgt man dagegen

der Vulgata *versus amor figit lentissima Pyrrhae pectora*, so komme damit etwas geradezu Törichtes in die Stelle; denn es sei nicht zu erklären, warum die Liebe, die den Geheilten nunmehr verlassen, auf einen andern übergehen soll. Was nun das erstere Bedenken betrifft, so meine ich, in der Stelle der Amores ist *amata* lediglich ein epitheton ornans ohne Bedeutung für den Zusammenhang, und in der Vulgata, zu deren Annahme übrigens keine Nötigung vorliegt, sehe ich nichts gar so Widersinniges. Richtiger nennt der Verf. selbst S. 8 die *transfusio* der Liebe auf eine andere Person *supervacanea et inutilis*; aber gar so groß ist das Unglück nicht, und liebte denn nicht gerade Ovid, der seine Fehler *non ignoravit, sed amavit*, derartige Tändeleien? — Was ferner die leidige Erichtho angeht, so wundert es mich, daß sich der Verf. nicht durch die Ausführungen von de Vries (S. 135 f.), die er kennt und würdigt, überzeugen ließ. — Auch was über lästige Wiederholungen im Briefe selbst ausgeführt wird, ist nicht immer überzeugend; zwischen den vv. 21 f. und 85 f. kann man, wie ich meine, höchstens eine Ähnlichkeit herausfinden; der Verf. meint, daß die letztere *idem argumentum retractant modo simillimo*. — Noch mißlicher ist es, aus Widersprüchen, wie sie z. B. zwischen v. 45 f. und v. 127 f. bestehen sollen, auf Interpolationen schließen zu wollen; Widersprüche finden sich in jedem Dichterwerke, oft innerhalb eines kleinen Zusammenhanges, und sind nicht selbst bei einem nüchternen Prosaiker in einem und demselben Kapitel (Caes. bell. civ. III 74) die Soldaten zuerst kaum zu zügeln vor *cupiditas pugnandi*, bald darauf aber *perterriti*, so daß man ihnen nichts zutrauen kann?

Doch, wie oben gesagt, dies und manches andere ist Geschmacks- und Ansichtssache, und so seien denn die Fachmänner auf die gewiß beachtenswerte Studie, die sich außer den oben hervorgehobenen Vorzügen auch durch ein elegantes, tadelloses Latein auszeichnet, aufmerksam gemacht.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

18. Prof. Dr. Johann Ellinger, Das Wichtigste aus der Syntax des Artikels und der Pronomina im Neuenglischen. Progr. der k. k. Franz Josephs-Realschule in Wien 1902. 11 SS.

Da der richtige Gebrauch des Artikels und der Pronomina im Englischen deutschen Schülern erhebliche Schwierigkeiten macht, die grammatischen Lehrbücher in diesem Kapitel nicht immer verläßlich sind: so ist es des Dankes wert, wenn ein Fachmann und Spezialist auf dem Gebiet der englischen Syntax dieses Kapitel für Schulzwecke behandelt. Der Jahresbericht einer Realschule ist auch der passende Ort dafür.

Prof. Ellinger hat auch das „Wichtigste“ richtig herausgefunden und, was besonders anerkennend hervorgehoben werden soll, sorgfältig zwischen dem kolloquialen, literarischen und archaischen Gebrauch unterschieden, so daß jeder Lehrer des Englischen aus dieser kleinen Abhandlung etwas lernen kann. Nur zwei Behauptungen Ellingers geben zu Bedenken Anlaß und ihre Erörterung ist vielleicht geeignet, die gute Sache zu fördern.

Auf S. 4, Anm. 1 sagt der Verf.: „Substantiva, die Örtlichkeiten bezeichnen, treten in Verbindung mit Präpositionen gern artikellos auf“, z. B. *at school, to church* usw. Im XVIII. Jahrgang der Zeitschrift für das Realschulwesen hat Prof. Ellinger, gestützt auf eine Stelle in *Sweets, Syntax* II 64 f. nachzuweisen versucht, daß die Ausdrücke *in school, to church* u. ä. nur durch Überlieferung, Gewohnheit und häufigen Gebrauch stereotyp geworden seien und demnach einer „wenn auch noch so scharf-

sinnigen Erklärung“ weder fähig noch bedürftig seien und alle Erklärungsversuche zu den „traditionellen Ungenauigkeiten unserer englischen Grammatiken“ gehörten. Er geht sogar so weit, von der Regel Bierbaums „der bestimmte Artikel fällt weg vor (soll heißen: nach) den Präpositionen *at, in, from, to* in Verbindung mit den Wörtern *school, college, church, bed, town, court* und *prison*“ zu sagen, sie hätte „den Nagel auf den Kopf getroffen“.

Gegen diese Auffassung läßt sich nun folgendes geltend machen: 1. Die Ausdrücke *school, church* usw. werden nicht bloß nach örtlichen Präpositionen artikellos gebraucht, sondern nach jeder Präposition, die sich sinngemäß mit ihnen verbinden kann, z. B. *after church,* natürlich ist dies nur dann möglich, wenn diese Ausdrücke eben nicht mehr Örtlichkeiten bezeichnen, sondern Vorgänge in diesen Örtlichkeiten, z. B. Unterricht, Gottesdienst usw. 2. Ist der artikellose Gebrauch dieser Ausdrücke nach Präpositionen nicht die Regel, sondern geht *against the general tendency of the language*, wie Sweet an der betreffenden Stelle sagt z. B. *in the country, on the river.* Daher ist auch die Regel Bierbaums falsch, da man gerade, wenn Örtlichkeiten gemeint sind, *in the school, from the church* sagt. Der artikellose Gebrauch ist demnach die Ausnahme und nicht die Regel. 3. Sweet selbst teilt diese artikellosen Wörter in *special stereotyped phrases and imitations of them, which were preserved from change by their great frequency* und solche, die artikellos gebraucht werden infolge von *development of special meanings.* 4. Kommt noch die praktische Erwägung dazu, daß man den artikellosen Gebrauch dieser Wörter im Schulunterricht nicht anders erklären kann als dadurch, daß man sagt, er trete dann ein, wenn diese Wörter *special meaning,* d. h. eine abstrakte Bedeutung annehmen. Darnach möge sich der Leser für eine dieser Anschauungen entscheiden. Ich glaube aber nicht, daß die Erklärungsversuche zu den überlieferten Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten unserer englischen Schulgrammatiken gehören.

Dagegen hätte aber Ellinger die alte Regel (S. 10, *c)* in seiner Abhandlung als unrichtig verurteilen können. Sie lautet: „*Some* steht in bejahenden, *any* in fragenden, verneinenden und bedingenden Sätzen“. Es ist sehr leicht nachzuweisen, daß diese Regel falsch ist. Ich kann natürlich hier nur wenige Beispiele anführen, z. B. aus der heutigen „*Times*“ (8. April 1903):

The President: What document?
The Petitioner: A book I think.
The President: Did you repeat some form of words?
The Petitioner: I think so.
The President: Was there not some reference to „marriage“?
The Petitioner: I did not notice it.
Shall we try rescuing some one?
Miss Prim (to labourer resting), "Now, my good man, you know we should all try to give up something in the penitential time of Lent. Wouldn't you like to give up something? Yes, m'm, work.

Die Form des Satzes hat auf den Gebrauch von *some* überhaupt keinen Einfluß. Der Gebrauch von *some* und *any* hängt vielmehr davon ab, ob der durch ihr Beziehungswort ausgedrückte Gegenstand vorhanden ist oder als vorhanden, oder aber als nicht vorhanden gedacht wird, oder ob das Vorhandensein zweifelhaft ist. Im ersteren Falle steht *some,* im anderen *any.* Dagegen ist es allerdings richtig, daß *some* häufiger in bejahenden, *any* in fragenden, verneinenden oder bedingenden Sätzen stehen wird.

Auf S. 9 *c* heißt es: „Statt *that which* kann *what* eintreten“. Es müßte hinzugefügt werden, „wenn *that* nicht etwa adjektivisch (oder

stark betont) ist", z. B. *Of all the stories told about Australia* t h a t *(i. e. story)* w h i c h *relates to Victoria... is the strangest.* Sonst fällt mir noch auf S. 4 c, daß ich in einem gewissen Zusammenhang nicht „*On Saturday morning*" sagen darf, sondern „selbstverständlich" nur *On* t h e *Saturday morning.*

Graz. Wilhelm Swoboda.

---

19. Dr. A. Bouchal, Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen Österreichs zu Böhmen und Ungarn zur Zeit der Babenberger in pragmatischer Darstellung. Progr. der Landes-Realschule in Znaim 1902. 69 SS.

Es ist bedauerlich, daß der Verf. durch Umstände, die er S. 69 in einer Note anmerkt, gezwungen war, „unerwartet eingetretener Ereignisse wegen aus Gefälligkeit sein mit großer Mühe gesammeltes Material in 14 Tagen zu verarbeiten und zur Drucklegung zu übergeben". Nur so lassen sich die vielen sachlichen Irrtümer, Widersprüche und Verstöße formeller und stilistischer Art erklären, die sich in dem Aufsatze finden und auf die wir unter diesen Umständen näher einzugehen verzichten.

20. Dr. Johann Czerny, Herzog Bernhard von Weimar und der französische Hof im Jahre 1637. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Brüx 1902. 22 SS.

Diese quellenmäßig abgefaßte und gut geschriebene Abhandlung beschäftigt sich mit einem wichtigen Teil des Dreißigjährigen Krieges, indem sie, von dem Vertrag Herzog Bernhards mit Frankreich vom 17. Oktober 1635 ausgehend und zugleich die Bedeutung dieses Vertrages heraushebend, die Beziehungen des Herzogs zu dem französischen Hof im Jahre 1637 bis ins einzelne erörtert. Der Text ist mit einem reichen Apparat von Noten aus dem einschlägigen Quellenmaterial versehen.

21. Dr. A. H. Loebl, Das Deutsche Reich zur Zeit der ersten Zusammenkunftsversuche zwischen Kaiser Josef II. und Friedrich dem Großen. Progr. der k. k. Staats-Realschule im II. Bezirke in Wien 1902. 21 SS.

Auf Grund eines reichen archivalischen Quellenmaterials, von dem ein Teil erst in den letzten Jahren veröffentlicht wurde, sowie der älteren und neueren Literatur über diesen Gegenstand schildert der Verf. zunächst die Stellung Österreichs und Preußens im und zum deutschen Reich, dessen Zustände in kräftigen Farben gezeichnet werden. Der Verf. gewinnt so die Grundlage, auf der sich die Arbeit aufbaut. Diese will der „borussischen" Tendenz der preußischen Historiker, „die seit Ranke alles daran setzen, ihren Helden möglichst zu verhimmeln", entgegentreten und bringt zu diesem Zweck eine Reihe interessanter Einzelheiten, die die Verhältnisse im Reiche gut charakterisieren, im übrigen noch etwas weiter ausgeführt zu werden verdienen.

Graz. J. Loserth.

---

22. **Hatheyer Valentin, Die protestantische Bewegung im Lungau und das Kapuzinerkloster in Tamsweg.** Progr. des f. e. Gymn. am Collegium Borromæum in Salzburg 1903. 38 SS.

Die Wirkung der Beschlüsse und Bestimmungen des Konzils von Trient lassen sich im Erzstifte Salzburg genau verfolgen. In den Beschlüssen der abgehaltenen Synoden tritt uns das eifrige Streben entgegen, die religiöse Bildung des Volkes sowie das Schulwesen überhaupt zu heben, für die planmäßige und geordnete Erziehung und Ausbildung des heranwachsenden Klerus zu sorgen, die literarische Tätigkeit zu fördern, durch Visitatoren über die Herhaltung von Zucht und Ordnung zu sorgen usw. Mit diesem Streben, das sich auch auf die Herhaltung eines würdigen Gottesdienstes und auf die Herstellung oder Neuaufführung von schönen Kirchen und Kapellen erstreckte, steht auch die Gründung des Gymnasiums durch Erzbischof Markus Sittikus (1617) und der Benediktiner-Universität in Salzburg durch Erzbischof Paris von Lodron (1622) sowie die Berufung der Franziskaner und Kapuziner für die Volksmission im Zusammenhange. Außerhalb der Stadt wurde von dem umsichtigen und staatsklugen Fürsterzbischofe Paris von Lodron für den Pongau zu Radstatt und für den Lungau zu Tamsweg ein Kapuzinerkloster errichtet. Die Geschichte des letzteren wird in dem auf umfassende Quellen- und Lokalkenntnis gestützten Aufsatze als Hauptthema behandelt, zu dessen Verständnisse das Eindringen der religiösen Neuerungen in den Lungau, zuerst um 1524 der Lehre der Wiedertäufer, einleitungsweise in klarer und bündiger Form behandelt wird. Da dem Verf. darüber nicht nur die Literatur, sondern auch die Volksüberlieferung, Pfarrmatriken und bisher unbeachtete Archivalien bekannt sind, konnte er auch über dieses Kapitel manches Neue bringen, so über die Predigerin in Zederhaus, die lehrreichen Verzeichnisse über die Bekehrten und Ausgewanderten, einzelne Prädikanten und Geistliche, die Familie Pichler usw., und auch einige bisherige Annahmen berichtigen, wozu er in milder Form die oft umfangreichen, auf lange, fleißige Forschung in der Heimat hinweisenden Anmerkungen (später auch ü. d. Malerfamilie Lederwasch, die berühmte St. Leonhardskirche, die alten Prozessionen . .) benützt. — Für die Behandlung der Geschichte des Kapuzinerklosters in Tamsweg stand ihm ein merkwürdiges handschriftliches Buch von 304 Seiten zur Verfügung, auf dessen Wert und mannigfaltigen Inhalt schon v. Kürsinger aufmerksam gemacht hat und über das wir in der Anm. 1 eingehend unterrichtet werden: „Die Kapuziner (in Tamsweg) und ihre Zeit. Eine Chronik von Andrä Kocher, Reiterbauer am Lasaberge". Als vorzügliche Wohltäter des Klosters erscheinen: Dr. Wilhelm Jocher, kais. Kammergerichts-Assessor zu Speyer, die Grafen von Kuenburg zu Tamsweg, das Domkapitel, das Stift Nonnberg u. a. Der Bau begann erst 1644, obwohl er schon lange geplant war, als die Besetzung von der bayerischen der steierischen Ordensprovinz übertragen wurde. Die Kirche des Klosters, das 1678 und 1679 vergrößert wurde, war 1673 eingeweiht worden. Es war anfangs mit 5, später mit 15 Religiosen besetzt, die eifrig wirkten und u. a. auch die Wallfahrtskirche St. Leonhard, den herrlichen Stolz des Lungaus, zu einem der besuchtesten Wallfahrtsorte machten. Es wurde 1781 zum größten Schmerze des Chronisten und vieler Lungauer aufgehoben und zu verschiedenen Zwecken verwendet. Wir können uns von ihm aus dem Plane, der beigedruckt ist, eine Vorstellung machen. Jetzt ist es größtenteils demoliert. — Es ist dem Lungau zu gratulieren, in dem Verf. einen so warmen und kundigen Freund seiner Geschichte zu besitzen, aus dessen Feder wohl noch manche schöne und lehrreiche Abhandlung über diesen schönen Erdenwinkel fließen wird.

Schlägl (Ob.-Öst.). Dr. Laurenz Pröll.

23. Wiskoczil Ed., Unmittelbare Darstellung der einzelnen Bilder der regelmäßigen Vielflächner. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1902. 8°, 14 SS. und 3 Tafeln mit 31 Figuren.

Diese originelle Abhandlung ist die letzte Gabe des vor kurzer Zeit verstorbenen Autors, welcher das österreichische Schulwesen rastlos gefördert hat und dessen Heimgang eine schmerzlich fühlbare Lücke in den Geometerkreisen hinterließ.

Die zahlreichen Arbeiten dieses verdienstvollen Schulmannes sind wiederholt sehr anerkennend besprochen worden und werden noch vielen Jüngern der darstellenden Geometrie als Muster einfacher und klarer Entwicklungen dienen.

Die obige Studie betrifft wohl ein uraltes Gebiet und viele Resultate derselben sind allgemein bekannt. Doch ist die Herleitung der letzteren und ihre konstruktive Verwertung so packend einfach, daß jeder Fachmann dabei profitieren kann. Aber auch für den Mathematiker bietet die kleine, aber sehr inhaltsreiche Schrift mancherlei Anregung, da die Abbildung der regulären Polyëder auf die metrischen Relationen an diesen gestützt wird, welche ganz ungezwungen entwickelt erscheinen. Ferner werden diese stereometrischen Beziehungen zur Kubatur der Körper benützt.

Als besonderer Vorzug sei noch erwähnt, daß Wort und Bild in der schönen Arbeit harmonisch zusammenwirken.

Mögen die jüngeren Lehrer dem Beispiele des Dahingeschiedenen nachstreben und die Projektions-Wissenschaft durch pädagogische Behandlung immer weiteren Kreisen zugänglich machen.

24. v. Miorini W., Über eine Erweiterung der Sätze von Pascal und Brianchon. Progr. der k. k. Staats-Realschule im VI. Bezirke Wiens 1902. 10 SS. 8° und eine Tafel mit 4 Figuren.

Diese sehr beachtenswerte Studie entwickelt aus räumlichen Beziehungen an einer Fläche 2. Ord. durch allgemeine stereographische Projektion auf eine Ebene einen interessanten Lehrsatz über homothetische Kegelschnitte, aus welchem der bekannte Satz von Brianchon für das Tangentensechsseit als Grenzfall hervorgeht.

Mittels des Prinzips der Dualität ergibt sich in Begleitung des obigen der reziproke Satz für homothetische Kegelschnitte und hieraus der Lehrsatz von Pascal für das Sehnensechseck als Korollar.

Wird das Zentrum der stereographischen Projektion in einen Nabelpunkt der Fläche F 2. O. verlegt und demgemäß die Bildebene zur Tangentialebene im Zentrum parallel gestellt, so sind die homothetischen Projektionen aller Kegelschnitte der Fläche Kreise, deren Mittelpunkte die Bilder der entsprechenden Flächenpole vorstellen. In diesem Spezialfalle geht die räumliche Kollineation der beiden Grundkegelschnitte k und k' in die Kollineation zweier Kreise über, deren Zentrum ein Ähnlichkeitspunkt und deren Achse die Chordale ist. Diese Kollineation liefert in Verbindung mit dem Brianchonschen Satze die Mittel für eine Lösungsart des Apollonischen Taktionsproblemes, die mit der Gergonneschen verwandt ist.

Ist S die Spitze eines der beiden Verbindungskegel der Kegelschnitte k und k' auf der Fläche F, deren Ebenen sich in der Geraden s schneiden, und legt man an diesen Kegel sechs Tangentialebenen mit den Flächenpolen p_1, p_2, p_3, p_4, p_5 und p_6, so ergeben sich auf F sechs Kegelschnitte k_1, k_2, k_3, k_4, k_5 und k_6, welche k und k' berühren und deren Sekanten durch S gehen. Der Tangentialkegel aus S an F liefert den Berührungskegelschnitt k_b, in dessen Ebene die Pole $p_1 \ldots . p_6$ liegen, welche einen anderen Kegelschnitt k_p zum geometrischen Orte haben. Dieselbe Ebene schneidet den Verbindungskegel S nach einem

dritten Kegelschnitte k'', welcher von den Geraden g_1, g_2, g_3, g_4, g_5 und g_6 berührt wird, welche als Schnittlinien der Ebene von k_b mit den vorgenannten sechs Tangentialebenen des Verbindungskegels auftreten. Faßt man $g_1 \ldots g_6$ als ein Tangentensechsseit von k'' mit dem Brianchonschen Punkte R auf und führt sodann durch SR und je eine Hauptdiagonale des Sechsseits die Ebene, so erhält man auf F drei neue Kegelschnitte K_1, K_2 und K_3, welche durch die Schnittpunkte M und N von SR mit F gehen müssen und von denen jeder zweien von den sechs Kegelschnittsbündeln angehört, welche durch die sechs Tangentialkegel $k_1 \ldots k_6$ bestimmt sind.

Es ist nun für jeden Fachmann leicht, aus den obigen Tatsachen durch Projektion den eingangs erwähnten Satz abzuleiten und zu formulieren. Doch soll mit dem vorstehenden Auszuge nur die Anregung zu einem persönlichen Einblick in die Arbeit gegeben sein, denn diese enthält noch viele lehrreiche Detailstudien, welche Ref. mit Vergnügen verfolgt hat.

Wien. Adalbert Breuer.

---

25. **Fuchs, Dr. Cölestin A., Ein Beitrag zur Fauna von Komotau und Umgebung.** Progr. des Kommunal-Obergymn. in Komotau 1902. 38 SS. 8°.

Der vorliegende Beitrag zur „Fauna von Komotau“ bildet eine Aufzählung der dortigen Schmetterlinge (mit Ausschluß der Mikrolepidopteren). Nebst der Flugzeit des Falters finden sich bei den einzelnen Arten zweckmäßige Angaben über die Fundzeit und die Nährpflanzen der Raupen. Im ganzen nennt der Autor 186 Gattungen mit 465 Arten, was für eine ziemlich genaue Durchforschung des Gebietes spricht. Wie weit die „Umgebung“ von Komotau reicht, wird nicht angegeben. Die Flugmonate hätten kürzer in Ziffern ausgedrückt werden können; z. B. „fliegt im Juli und August“ = Fl. 7—8.

26. **Glowacki Julius, Beitrag zur Laubmoosflora der österreichischen Küstenländer.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Marburg 1902. 15 SS. 8°.

Die Erforschung der österreichischen Flora hinsichtlich der niederen Kryptogamen erfordert noch viel Arbeit; insbesondere gilt dies für die südlichen Länder der Monarchie. Die vorliegende Abhandlung ist daher umso wertvoller, als dieselbe verläßliche Standortsangaben über ein bryologisch noch wenig erforschtes Gebiet bringt; dieses umfaßt Dalmatien, Istrien und das Stadtgebiet von Triest. Das Materiale wurde während dreier, in den Jahren 1883, 1889 und 1896 unternommenen Reisen gesammelt. Unter den 209 verschiedenen Laubmoos-Arten und -Varietäten, die der Autor in seiner Abhandlung anführt, möchten wir zwei hervorheben: 1. *Aschisma carniolicum.* Dieses Moos wurde am Anfang des vorigen Jahrhunderts von Wagner bei Nußdorf nächst Adelsberg in Krain entdeckt und von Weber und Mohr 1807 beschrieben. Später scheint es in Europa nicht wieder gefunden worden zu sein. Glowacki beobachtete es im Dezember 1889 auf Hutweiden bei Fasana in Istrien. 2. *Dicranum Hartelii.* Diese neue Spezies wurde vom Autor an Waldstellen des Berges Kom auf Kurzola gesammelt und Sr. Exzell. dem Hrn. Minister Dr. W. Ritter v. Hartel zu Ehren so benannt. Die Ausbeute an Lebermoosen dürfte bald auch veröffentlicht werden.

Wien. Dr. Alfred Burgerstein.

Gymnasium und Realschule.

Entgegnung.

Unter der vorstehenden Überschrift hat Herr Dr. Norbert Herz, Realschulprofessor und Hochschuldozent in Wien, in der „Zeitschr. f. d. österr. Gymn.“ (Bd. LIV, S. 1057) Betrachtungen über die Technik und die Realschule angestellt und dabei Äußerungen getan, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen.

Herr Dr. Herz weist auf die Vervollkommnung des Menschen durch die „wissenschaftliche Ausbildung“ hin, welche auf die Regelung der Begierden und des Charakters wirkt, betont die erfolgte Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Wissenschaft, zwischen Wissenschaft und Technik, und erklärt die Tätigkeit der Techniker als eine Arbeit, welche nur auf die Befriedigung praktischer Bedürfnisse und auf den Gelderwerb gerichtet ist und deren geistiger Kreis ein verhältnismäßig beschränkter ist. Die Gegenüberstellung der Wissenschaft und der Technik in geringschätzigem Tone gegen die letztere ist sachlich ganz unzutreffend: Tatsächlich stehen Wissenschaft und Technik in unlöslicher Wechselbeziehung und da, wo noch Differenzen vorhanden sind, werden dieselben täglich vermindert. Der Ursprung aller Wissenschaften geht auf die Erfahrung und die Befriedigung der Lebensbedürfnisse zurück. Es kann auch — erkenntnistheoretisch genommen — nicht anders sein. Durch ihre Behandlung vom mythologischen und scholastischen Standpunkte aus wurden sie allerdings über die irdische Sphäre emporgezogen und es wurde ihnen durch die religiöse Bestimmung eine höhere Weihe verliehen. Aber das Ende der Scholastik zeigt deutlich genug, wohin die Wissenschaft kommt, wenn sie sich von der Welt und der Erfahrung abwendet. Einige Wissenschaften sind übrigens unmittelbar aus dem praktischen Leben hervorgegangen, z. B. die Chemie, für welche bereits vor dem Jahre 1800 v. Chr. in Ägypten bei der Glasbläserei, Töpferei, Färberei und in der Metallurgie Kenntnisse gewonnen wurden; auch die alchemistischen Untersuchungen führten zu brauchbaren Resultaten; Lavoisier, der Begründer der wissenschaftlichen Chemie, beschäftigte sich vorzugsweise mit technischen Fragen.

Auch in anderen wissenschaftlichen Gebieten sind fundamentale Lehren aus praktischen Arbeiten hervorgegangen; so wurde Torricelli auf die Kenntnis des Luftdruckes geführt, als ihm Brunnengräber mitteilten, daß das Wasser in einer Pumpe nicht über 10 *m* hoch gehoben werden könne. In neuester Zeit behandeln die Techniker wissenschaftliche Fragen von großem Werte, indem sie mit ihren umfassenden Hilfsmitteln das Verhalten der verschiedenen Körper unter den mannigfachsten Umständen, bei den größtmöglichen Hitze- und Kältegraden, unter den stärksten Druck- und Zugwirkungen und beim Durchgange der verschiedenartigsten Lichtsorten prüfen; dadurch werden tiefe Einblicke in die Körperzustände eröffnet, welche auf die Lehre von der Konstitution der Materie von großem Einfluß sind.

Umgekehrt wirkt auch die wissenschaftliche Forschung auf die Technik förderlich: So stützt sich die gesamte Elektrotechnik auf wissenschaftliche Forschungen, die in Universitätslaboratorien durchgeführt wurden, auf die Untersuchungen von Volta und Faraday. Bezüglich des letzteren, dem der Hauptteil des Forscherruhmes zukommt, ist noch zu bemerken, daß er seine wissenschaftliche Laufbahn als „Flaschenputzer“ bei Davy begonnen hat. Ich glaube nicht, daß Herr Dr. Herz die wissenschaftliche Bedeutung eines Faraday in Zweifel zu ziehen wagt; für alle Fälle möchte ich jedoch auf dessen Würdigung durch Maxwell hinweisen. Die Persönlichkeit Faradays widerlegt zugleich auch den Grund, mit welchem Herr Dr. Herz den Tiefstand der Technik gegenüber der Wissenschaft beweisen will. Er ruft aus: „Ist für die Praxis arbeiten

Wissenschaft? Gibt es doch heutzutage viele, die dem Aufschwunge der Technik folgen, durch praktisches Experimentieren auch Erfolge erzielen, aber überhaupt nie eine bedeutende wissenschaftliche Ausbildung genossen haben." Hiegegen spricht die ausdrückliche Erklärung Faradays, daß er nur für jene Dinge ein gründliches Verständnis besessen habe, die er experimentell erforscht hatte. Er und viele andere außer ihm sind, auf dem festen Boden der Tatsachen fußend, unmittelbar die Höhen der wissenschaftlichen Forschung emporgestiegen und haben die Wissenschaft und die Praxis gefördert. Und die betreffenden wissenschaftlichen Forschungen verlieren sicherlich nichts an Wert, wenn sie durch die Technik der Menschheit nutzbar gemacht werden. Oder hat etwa der Fetisch, das Gottesbild, auf den Schiffen an Wert verloren, seitdem er als Segel nach exakten physikalischen Gesetzen gehandhabt wird? Oder hat die bakteriologische Forschung eine mindere Bedeutung, seitdem sie von den Ärzten zum Heile der Menschheit betrieben wird? Wissenschaftlich hochstehende Professoren im Deutschen Reiche beschäftigen sich intensiv mit technischen Problemen: Nernst mit der Konstruktion einer elektrischen Lampe, Braun mit der drahtlosen Telegraphie und Ostwald mit der Erzeugung von Salpeter mittelst des Stickstoffes der Luft. Die letztere Aufgabe verfolgt u. a. den Zweck, für Kriegsfälle Europa von Amerika unabhängig zu machen. Alle drei Probleme bereiten ihren Forschern große Schwierigkeiten, weil dieselben nicht theoretisch isoliert werden können, sondern weil alle mitwirkenden Umstände und im Wege stehenden Hindernisse unbedingt bewältigt werden müssen, wenn überhaupt die angestrebten Ziele erreicht werden sollen.

Zwischen Wissenschaft und Technik besteht also nicht der Unterschied, den der Herr Verf. angibt und den wir nur in diesem Sinne auffassen können, daß die Wissenschaft die gesetzlichen Beziehungen der in Betracht zu ziehenden Dinge aufstellt und die Technik diese Gesetze als Formeln und Rezepte benützt und handwerksmäßig in Anwendung bringt. Ein wesentliches Moment für die Technik ist allerdings das praktische Bedürfnis: Die technischen Aufgaben werden oft genug durch die Not aufgezwungen. Jede gestellte Aufgabe zerfällt dann immer in eine Reihe von Problemen, die der Techniker selbst aufstellen und in vielen Fällen selbständig lösen muß; hiebei gehen alsdann Wissenschaft und Technik aufs innigste Hand in Hand. Welche Bedeutung der Technik im Staatsleben zukommt, geht aus der Gründung des ersten polytechnischen Institutes in Paris (1794) hervor. Nach dem Zusammenbruche des absolutistischen, kriegerischen Regierungssystemes in Frankreich herrschte im Innern die Revolution und dazu kam nach außen der Krieg mit ganz Europa, das sich gegen Frankreich verbündet hatte. Bis dahin hatte man in Frankreich die Kriegsmaterialien aus dem Auslande gekauft; nun war aber die Zufuhr von allen Seiten abgeschnitten und zum Probieren und Tasten war keine Zeit. Damals waren es besonders der Chemiker Berthollet und der Mathematiker Monge, welche zur Rettung des Vaterlandes am meisten beitrugen. Monge begründete damals das polytechnische Institut, das fortan Kräfte heranbilden sollte, um Frankreich wehrfähig, wirtschaftlich leistungsfähig und selbständig zu machen. Und wie damals in Paris, so hatten und haben weiterhin auch anderwärts die technischen Institute den Zweck, zum Wohle des Staates und zum Heile seiner Bürger zu wirken. Leider werden ihre Leistungen nicht immer gebührend gewürdigt. Um die tiefere Bedeutung solcher Geringschätzung darzutun, mag auf einen speziellen Fall im Deutschen Reiche hingewiesen werden; nämlich auf den Bau des Nord-Ostsee-Kanals. Die Arbeiten hiebei, die als eine Großtat der deutschen Technik zu betrachten sind, wurden natürlich von Technikern ausgeführt; die Eröffnung des Kanals wurde dann auch feierlich begangen; zur Festtafel jedoch wurde keiner der leitenden Ingenieure eingeladen. Hiemit ist der Grundgedanke zunächst der gegnerischen Juristen, aber auch der anderen

Gegner der technischen Schulen deutlich zur Geltung gebracht: Die den „groben Nützlichkeitsstandpunkt“ einnehmenden Techniker sollen die Kulturarbeit leisten, sie selbst aber wollen die Ehre, das Vergnügen und die Herrschaft haben. Durch solche Zurücksetzungen und andere Geringschätzungen wurden die Techniker in Preußen zu einem Kampfe herausgefordert, den sie aufgenommen und inzwischen siegreich bestanden haben. Was die Technik und mit ihr die Realschule erreicht haben, ist bekannt. Bemerkt mag hiezu werden, daß die österreichische Realschule und die österreichische Technik ein besonderes Interesse an den Errungenschaften der Schwesteranstalten in Preußen haben, weil ein ehemaliger österr. Realschüler und Techniker, Geheimrat Prof. A. Riedler, durch seine ausgezeichneten Leistungen dazu wesentlich beigetragen hat. Geheimrat Riedler wurde selbst Dr. ing., Rektor Magnifikus der technischen Hochschule in Berlin und Herrenhausmitglied. Mit den errungenen Anerkennungen erscheint die Technik in Preußen vollkommen auf der Höhe der Universität. Auch in Österreich wurde der Technik durch die Wertschätzung seitens des Unterrichtsministers Sr. Exzellenz Dr. W. Ritter v. Hartel die Verleihung des Doktorgrades und ihren Rektoren der Titel Magnifikus zuteil. Selbst in Universitätskreisen werden die wissenschaftlichen Leistungen der Technik anerkannt; wurde doch von hervorragenden Vertretern derselben im In- und Auslande, zuletzt vom Rektor Hofrat Dr. Ritter v. Escherich, eine Verbindung der Technik mit der Universität befürwortet. Alle diese Tatsachen sprechen gegen die Minderwertigkeit der Technik und gegen einen solchen Unterschied zwischen Technik und Wissenschaft, wie er von Herrn Dr. Herz aufgestellt wurde. Der Vorwurf, daß die Techniker eine niedrigere ethische Stellung einnehmen als die Juristen und Mediziner, weil sie auf ihre Erfindungen und Entdeckungen Patente nehmen, ist ungerechtfertigt; denn auch die Verfasser von wissenschaftlichen und anderen Büchern wollen ihre geistigen Erzeugnisse als ihr Eigentum geschützt wissen: es ist der Nachdruck von Büchern verboten und besonders hervorragende Ärzte lassen sich für ihre außerordentlichen Leistungen entsprechend höhere Honorare zahlen.

Der Verf. erteilt den Technikern den Rat, „den gesellschaftlichen Verkehr und feine Umgangsformen anzunehmen“. Er übernimmt diese Worte von dem dipl. Ingenieur F. Klein, der dieselben vor einem Vierteljahrhundert in wohlmeinender Absicht gesprochen hat. Ing. Klein war allen Technikern ein leuchtendes Vorbild, er war einer der ersten Techniker, die den Rang eines Hofrates erreichten. Er hatte ein Recht dazu, den Technikern einen Rat zu erteilen. Ein solches Recht kommt aber Herrn Dr. Herz nicht zu. Seine Gelehrsamkeit, auf die er sich besonders beruft und die ihm als Astronomen ja allgemein zugestanden wird, hat mit den vorliegenden Gegenständen nichts zu tun. Der erteilte Rat muß daher zurückgewiesen werden.

Über andere Äußerungen gegen die Realschule will ich mich kurz fassen. Herr Dr. Herz behauptet, die altklassische Bildung sei eine universelle geistige Bildung, die den Gesichtskreis erweitere, ein ruhiges, vornehmes Wesen verleihe, Vergnügen, Selbstlosigkeit und größere Strebsamkeit erzeuge; die modernen Sprachen könnten die alten klassischen nicht ersetzen; „...diejenigen, welche Gelegenheit hatten, an Gymnasien und Realschulen zu wirken und die Tatsachen mit unparteiischen Augen zu verfolgen, werden zur Überzeugung gekommen sein, daß die geistige Schulung an den Realschulen derjenigen an den Gymnasien nicht gleichwertig ist. Es genügt hier auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Abiturienten des Gymnasiums trotz der bedeutend geringeren Stundenzahl, welche an den Gymnasien den Naturwissenschaften gewidmet wird, nicht gar viel weniger in diesen Disziplinen gelernt haben und daß sie die wenigen Lücken, mit Ausnahme einer einzigen, der Chemie, in Kürze an der Universität nicht nur nachholen, sondern sogar überholen (sic!), wie dies z. B. Helmholtz in den Verhandlungen über die Fragen des höheren

Unterrichtswesens 1890 bemerkte." Es wird auch auf die Bedeutung des Latein für wissenschaftliche Quellenstudien hingewiesen und der Ruf erhoben: „Die neuen Forderungen der Realschulen werden auf ein bescheidenes Maß reduziert werden müssen und sie selbst werden sich anderweitigen Bedürfnissen höherer Interessen fügen müssen". Den ausgesprochenen Ansichten stehen die Erfahrungen der Lehrer der modernen Philologie an den Realschulen gegenüber, die selbst das Gymnasium studiert haben und die Realschule kennen, ferner die Erfahrungen, welche die Prüfungskommissäre an der philosophischen Fakultät mit den Realschul-Lehramtskandidaten gemacht haben. Diese und andere Gründe sind in den Verhandlungen über die Realschulfrage enthalten, welche im „Neuphilologischen Vereine" und im Vereine „Die Realschule" geführt wurden; ich beschränke mich hier nur darauf hinzuweisen. Unzweideutig sprechen auch die statistischen Daten über die Leistungsfähigkeit der Realschüler, welche ebendort angegeben wurden (Österr. Mittelschule XVII 36—38) und kurz dahin zusammengefaßt werden können, daß die Leistungsfähigkeit der Realschüler in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern jene der Gymnasiasten zweifellos übertrifft, gewiß ebensosehr als die sprachlichen Leistungen der Gymnasiasten jene der Realschüler; und jenen mathematischen Talenten, welche vom Gymnasium an die Technik gehen und hier gute Erfolge erzielen, stehen jene Realschüler gegenüber, die an der Universität das Studium der modernen Philologie gleichfalls mit gutem Erfolge betreiben. Daß am Obergymnasium in 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden in der Physik dasselbe oder nahezu dasselbe Resultat erreicht werde als an der Realschule in 8 Stunden, halte ich für unmöglich, und daß es nicht der Fall ist, habe ich an Vorzugsschülern des Gymnasiums beobachtet. Es wäre selbst an der Realschule noch mehr Zeit erwünscht; wenn man jedoch von der gegebenen Zeit wirklich noch ein Viertel wegnähme, so müßte unbedingt der analytischen Erarbeitung der Begriffe an der Hand der Experimente und Beobachtungen und alsdann auch der selbständigen Anwendung der Begriffe und der gesetzlichen Beziehungen derselben bei der Lösung von Aufgaben Abbruch geschehen; und gerade diese Arbeiten sind für die geistige Bildung die wertvollsten. Herr Dr. Herz führt den Vergleich zwischen Realschülern und Gymnasiasten auch in allen anderen Punkten einseitig durch. Die Bedeutung der darstellenden Geometrie und der historischen Geologie, welche zum Abschluß der Realschulstudien alle Naturwissenschaften innig verbindet und geradezu ein Fundament für die historische Weltanschauung bietet, läßt er völlig unbeachtet. Auch die Berufung auf Helmholtz ist einseitig: Derselbe hat sich allerdings gegen die Realschüler ausgesprochen, die er übrigens nicht kannte; er hat aber außerdem gegen die ihm wohl bekannten Gymnasiasten geäußert, daß etwa ein Drittel der Mediziner bei ihrer bisherigen Gymnasialbildung in der Mathematik vollständig befähigt gewesen, den physiologischen und physikalischen Vorlesungen zu folgen; von mehr als einem Drittel wünschte er eine intensivere Verbreitung in Mathematik und Naturwissenschaften und von einem Viertel der Studierenden hat er den Eindruck, daß sie am besten getan hätten, gar nicht Medizin zu studieren. Das Lateinische als Sprache der Wissenschaft betreffend, zitiert Herr Dr. Herz u. a. die Werke von Kant; nun sind etwa drei Abhandlungen derselben in lateinischer Sprache abgefaßt; alle anderen umfangreichen Werke sind deutsch geschrieben. Ein ähnliches Verhältnis dürfte sich allgemein zwischen den lateinischen Werken und den in den modernen Sprachen verfaßten wissenschaftlichen Quellenwerken der heutigen Naturwissenschaft, Philosophie, Medizin und Jurisprudenz ergeben. Die Literaturübersichten dieser Disziplinen können darüber leicht Auskunft geben.

Indem ich die Ansicht vertrete, daß die moderne Kultur alle jene Bildungselemente enthält, welche das Denken, Fühlen und Wollen der Schüler zu einem höheren Grade der Vollkommenheit zu entwickeln ver-

mögen, und ungerechtfertigte Angriffe dagegen zurückweise, liegt mir selbstverständlich jede Absicht fern, die Bedeutung der altklassischen Literatur zu schmälern oder das Gymnasium irgendwie anzutasten. Die Realschule erkennt gerne und neidlos die Leistungen des Gymnasiums an; selbst gegen den leichten Zutritt der Gymnasiasten zur Technik haben die Realschulmänner ihre Stimme nicht erhoben. Die große Ungleichheit jedoch, die dem gegenüber beim Übergang des Realschülers an die Universität besteht, soll beseitigt werden. Und dies ist die Antwort, die ich Herrn Dr. Herz auf die Frage zu geben habe: „Warum streben die Realschulen für ihre Abiturienten die Zulassung zur Universität an, wenn ihnen ohnedies die Erlangung des Doktorgrades an der Technik möglich ist?" Wenn die Vertreter des Gymnasiums erklären, ihre Schüler sollen vor dem Übertritt an die technische Hochschule alle die ihnen fehlenden Disziplinen nachholen, nämlich Französisch, Englisch, darstellende Geometrie, Chemie, Geologie und Freihandzeichnen, Gegenstände, die nicht allgemein an den Gymnasien gelehrt werden, und aus denselben die Realschul-Maturitätsprüfung ablegen, dann stellen wir die Realschulbewegung ein, weil ja dann ein Ausgleich hergestellt würde. Unser Wunsch geht indessen nicht dahin; den mathematisch begabten Gymnasiasten sollen vielmehr die technischen Studien ohneweiters zugänglich sein; dafür sollen aber auch die Hindernisse beseitigt werden, die den entsprechend befähigten Realschülern beim Übertritt an die Universität entgegenstehen, in der Weise natürlich, daß die Gymnasiasten in ihren Rechten nicht verkürzt werden. — Auf den von Herrn Dr. Herz zum Schluß entworfenen Reformplan für Realschulen einzugehen, ist kein Grund vorhanden, da derselbe auf die Entwicklungsgeschichte der Realschule keine Rücksicht nimmt.

Wien. Hans Januschke.

Erwiderung.

In der vorliegenden Entgegnung fällt auf, daß Herr Direktor Januschke sich fast ausschließlich gegen einige meiner allgemeinen Bemerkungen wendet und diese entweder *in merito* zugibt, aber formal bekämpft, oder aber *in merito* etwas modifiziert, um dann gegen den so selbst konstruierten Feind zu Felde zu ziehen. So wird eine Verteidigung in Form von meist allgemein bekannten Beispielen angeführt, um die Wichtigkeit der Technik für die Praxis und für die Wissenschaft zu zeigen, und an mich die Frage gerichtet, ob ich es wage, die Bedeutung eines Faradey in Zweifel zu ziehen. Ich könnte die von Herrn Direktor Januschke angeführten Beispiele leicht durch andere, weniger bekannte auf das Doppelte und Dreifache vermehren, wenn dieses überhaupt zum vorliegenden Thema gehören würde. Ich habe mich ja gegen die anmaßende Bemerkung der Techniker gewendet, daß die „Naturwissenschaften ihren vollen Wert erst durch ihren praktischen und technischen Teil erhalten". Von einem geringschätzigen Ton gegen die Technik ist darin nichts gelegen. Daß die schwierigeren theoretischen Partien von den Praktikern nicht zu fordern sind, habe ich ja erklärt; dieses scheint aber Herrn Dir. Januschke entgangen zu sein, obzwar er sich gegen eine unmittelbar voranstehende Bemerkung mit einem formalen Einwurf wendet.

Ich habe nun allerdings gefragt: „Ist für die Praxis arbeiten, Wissenschaft?" So trivial es auch klingen mag, muß ich es doch gegen die Einwendungen des Herrn Dir. Januschke anführen: man unterscheidet bekanntlich z. B. reine Mechanik und angewandte Mechanik; wo die letztere beginnt, hört eben die „reine Wissenschaft" auf und es waltet der ökonomische Zweck. Auch diese Anwendungen behalten aber noch

ihren ethischen Wert, sofern sie dem allgemeinen Besten dienen, verlieren aber auch diesen, sobald es sich um persönliche Bereicherung handelt, also im Patentwesen. Herr Dir. Januschke verwechselt dabei offenbar Patentwesen und Markenschutz. Das Verbot des Nachdruckens ist mit letzterem zu vergleichen; aber mit dem Patentwesen wäre bei literarischen Erzeugnissen etwa das Privilegium zur alleinigen Herausgabe eines Werkes mit gewissem Inhalte, das Verbot, ein Buch ähnlichen Inhaltes zu schreiben, zu vergleichen.

Herr Dir. Januschke findet eine besondere Geringschätzung darin, daß die leitenden Ingenieure bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanales nicht zur Festtafel gezogen wurden. Eine solche Klage hört man nie von Männern der Wissenschaft. Wenn sie gleich die Ehre einer Auszeichnung sehr wohl zu würdigen wissen, so arbeiten sie nicht um dieser willen, sondern finden die größte Befriedigung in ihren Werken. Und was den „Zutritt zum Salon" betrifft, so habe ich dabei einfach eine Tatsache konstatiert, die einen anderen, Berufeneren zur Erteilung eines Rates herausforderte. Aber Herr Dir. Januschke wollte in meinen Worten die Behauptung finden, daß ich selbst „den Technikern einen Rat geben wollte" und wendet sich formal in einer durch nichts gerechtfertigten Art und Weise dagegen, während er die Tatsache zugibt.

Herr Dir. Januschke gibt zu, daß die Techniker in den letzten Jahren sehr viel erreicht haben, zieht aber daraus die merkwürdige Folgerung, daß sie daher noch mehr anstreben müßten.

Er greift die mehrfach ventilierte Frage nach Vereinigung von Technik und Universität heraus, scheint aber zu übersehen, daß diese äußerliche Vereinigung nur durch eine bis zu einem gewissen Grade gleiche Vorbildung und geistige Reife der Hörer zu einer wirklichen Gleichstellung dieser führen kann.

Daß Helmholtz bemerkte, $^1/_3$ der Gymnasiasten wäre genügend, $^1/_3$ mangelhaft vorbereitet und $^1/_3$ hätte besser getan, gar nicht zu studieren, gilt wohl von allen Studierenden, und hatte Helmholtz das Wort „Gymnasiasten" wohl auch in diesem Sinne gebraucht; ein Unterschied zwischen Gymnasiasten und Realschülern ist in dieser Richtung sicherlich nicht zu machen.

Herr Dir. Januschke hält mir vor, daß Kant auch deutsch schrieb; mir wenigstens ist bekannt, daß Jakobi und Gauß ebenfalls deutsch, ebensogut wie lateinisch, schrieben, worüber deren gesammelte Werke Aufschluß geben können. Aber es sei mir gestattet, hier einige Worte aus meiner „Geschichte der Bahnbestimmung von Planeten und Kometen, II. Teil 1891, S. 157" anzuführen: „Leider wird in unserer Zeit das Studium älterer klassischer Werke einer Wissenschaft immer seltener", Worte, zu denen mir der Univ.-Prof. Dr. F. Hiller v. Gaertringen einen vollgiltigen Beweis anläßlich der Herausgabe seiner „*Inscriptiones Graecae insularum maris Aegaei*, Berolini 1894" brieflich mitzuteilen die Güte hatte.

Schließlich muß ich mich noch gegen die wenigen Bemerkungen wenden, welche Herr Dir. Januschke im einzelnen vorbringt. Er stellt meinen Ansichten über die geistige Reife der Realschüler und über die gegenwärtige Stellung der altklassischen und modernen Sprachen die Ansichten der Lehrer der modernen Philologie an den Realschulen gegenüber. Dem gegenüber bemerke ich, daß ich nur meine subjektive Ansicht, diese aber auf Gründe gestützt, auszusprechen mir erlaubte. Übrigens habe ich auch manche Erfahrung auf diesem Gebiete gesammelt; ich habe z. B. gefunden, daß man das Verständnis für den im Englischen regelmäßig auftretenden *accusativus cum infinitivo* durch Hindeutung auf die entsprechende lateinische Form wesentlich fördern und dabei ein gewisses Interesse für die lateinische Sprache auch bei Realschülern wecken kann; daß der Widerwille gegen die klassischen Sprachen gegen-

wärtig überhaupt ein künstlich genährter, förmlich suggerierter ist, entstanden durch die fortwährende Wiederholung der stereotypen Redensart: „die klassischen Sprachen sind überflüssig". Ich habe im Gegenteil hiezu gefunden, daß man in genau derselben Weise bei jedem intelligenten Schüler ein lebhaftes Interesse für die klassischen Sprachen wecken kann, wenn man ihn auf ihre Schönheiten und den unvergänglichen Gehalt ihrer Meisterwerke aufmerksam macht.

Ich muß es mir versagen, auf dieses Thema näher einzugehen, zu dem gerade in der letzten Zeit Männer, wie Paul Natorp, Ludwig von Sybel, Ernst Maaß und Ludwig Fulda „Schiller und die neuere Generation" (Cotta 1904) Treffendes und Beherzigenswertes geäußert haben; der letztgenannte feinsinnige Dramatiker, zugleich der geistvolle Übersetzer Molières und Rostands, erklärt es geradezu für eine Verblendung, die erzieherische Bedeutung der Antike zu leugnen, er bekämpft deren Gegner mit gewichtigen Gründen und prophezeit einen Umschwung zum Besseren.

Ich möchte schließlich nur noch Herrn Dir. Januschkes Entgegnung bezüglich der Behandlung der Naturwissenschaften kurz erwähnen. Er macht mir den Vorwurf, daß ich die darstellende Geometrie und Geologie völlig unberücksichtigt lasse; an einer anderen Stelle entgegnet er mir, sechs wöchentliche Unterrichtsstunden reichten für Physik auf der Oberstufe nicht aus, man dürfe von den acht Stunden nicht $^1/_4$ wegnehmen; er fordert — in dieser gegen mich gerichteten Entgegnung — mehr Berücksichtigung für die Chemie in den Gymnasien! Da bleibt mir nichts übrig, als Herrn Dir. Januschke zu bitten, meinen Aufsatz einer etwas aufmerksameren Durchsicht zu würdigen.

Wien. Dr. Norbert Herz.

II. Internationaler Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichts, Bern 1904.

Der Kongreß wird in der ersten Woche des Monats August 1904 eröffnet. Mitglieder des Kongresses sind: *a)* Die von den Behörden abgeordneten Personen, welche einen Betrag von 20 Fr. bezahlen. *b)* Alle diejenigen, welche sich schriftlich anmelden und vor Eröffnung des Kongresses einen Betrag von 10 Fr. bezahlen. Diese Beiträge dienen zur Deckung der allgemeinen Kosten des Kongresses. Die Mitglieder erhalten eine Ausweiskarte. Das schweizerische Organisationskomitee wird in der ersten Sitzung die Wahl des Kongreßbureaus vornehmen lassen, welchem die Leitung des Kongresses obliegt. Der Kongreß umfaßt zwei Abteilungen: I. Abteilung: Das Zeichnen im allgemeinen Unterricht. II. Abteilung: Das Zeichnen als Fachunterricht. Der Kongreß umfaßt: Öffentliche Sitzungen (Eröffnungs- und Schlußsitzung), allgemeine Sitzungen, Sektionssitzungen, Vorträge und eine Schulausstellung von Unterrichtsmethoden und Modellen. Zu den allgemeinen und Sektionssitzungen haben nur die Kongreßmitglieder Zutritt. Die den Verhandlungen zugrunde gelegten Arbeiten müssen dem schweizerischen Organisationskomitee bis zum 1. Jänner 1904 eingereicht werden. Sie können in französischer, italienischer, deutscher oder englischer Sprache abgefaßt sein. Ein Auszug von diesen Arbeiten mit den Thesen wird den Mitgliedern vor Eröffnung des Kongresses zugeschickt werden. Alle vom schweizerischen Organisationskomitee angenommenen Arbeiten werden dem Kongresse vorgelegt und von den betreffenden Abteilungen besprochen. Die Beschlüsse der verschiedenen Abteilungen kommen nachher auf die Tagesordnung der

allgemeinen Sitzungen. Arbeiten, welche nicht im Programme des Kongresses eingeschrieben sind, können weder in den Sitzungen vorgelegt, noch besonders besprochen werden. In Streitfragen entscheidet das Kongreßbureau endgiltig. Es bestimmt die Tagesordnung. Die Berichterstatter dürfen nicht länger als eine halbe Stunde sprechen, die anderen Redner nicht mehr als 15 Minuten und nicht mehr als zweimal in der gleichen Sitzung über denselben Gegenstand das Wort ergreifen, insofern die Versammlung nichts anderes beschließt.

Schulausstellung. Als Beweis und zur Anschauung der zu besprechenden Fragen wird während des Kongresses eine Ausstellung der Methoden und Lehrmittel veranstaltet werden. Diese Arbeiten müssen dem schweizerischen Organisationskomitee spätestens bis zum 15. Juni 1904 zugeschickt werden. Die Transportkosten, sowohl hin und zurück, lasten auf dem Aussteller. Das Komitee sorgt dafür, daß die Eisenbahngesellschaften die für Ausstellungen gewährten Taxreduktionen bewilligen, ebenso für Zollfreiheit. In einem von der Ausstellung der Methoden unabhängigen Orte wird unter der Aufsicht des schweizerischen Organisationskomitees eine besondere, öffentliche Ausstellung von Modellen und Arbeiten veranstaltet. Die Kosten haben die Aussteller zu bestreiten. Ein besonderes Reglement enthält die näheren Bestimmungen. Die von den Ausstellenden angebotenen Gegenstände können den Grund zu einem internationalen Museum für Zeichenunterricht legen. Dieses Museum wird derjenigen schweizerischen Stadt oder dem Kanton anvertraut, der am meisten Wert auf seine Nützlichkeit legt.

Schlußbestimmungen. Das schweizerische Organisationskomitee ernennt in der Kongreßstadt ein Lokalkomitee, welches mit der materiellen Vorbereitung des Kongresses beauftragt ist (Lokalitäten, Unterbringung der Mitglieder, Transportbegünstigungen usw.). Ein Reglement bestimmt seine Befugnisse. Nach Schluß des Kongresses teilt das schweizerische Organisationskomitee dem internationalen ständigen Komitee die vom Kongresse gefaßten Beschlüsse und Wünsche mit. Das schweizerische Organisationskomitee veröffentlicht nach Schluß des Kongresses einen speziellen Bericht über dessen Arbeiten. Die Subskriptionsbedingungen werden später mitgeteilt.

Verhandlungen.

I. Allgemeiner Teil. 1. Bericht der Arbeiten des internationalen ständigen Komitees. 2. Bericht über die Ausführung der im letzten Kongresse gefaßten Wünsche und Beschlüsse in den verschiedenen Ländern. 3. Mittel, die Existenz des internationalen ständigen Komitees zu sichern.

II. Pädagogischer Teil. I. Abteilung. Das Zeichnen im allgemeinen Unterricht. 1. Über den erzieherischen Wert des Zeichnens, über die gegenseitige Beziehung desselben zu den übrigen Unterrichtsfächern. (Inwiefern unterstützt das Zeichnen dieselben?) Sozialer Wert desselben. 2. Methodik des Zeichnens in der Kleinkinderschule (Kindergarten). 3. Methodik des Zeichnens in der Primarschule. 4. Methodik des Zeichnens in den Mittelschulen (Hilfsfächer: Kunstgeschichte, Modellieren). 5. Das Zeichnen in den Hochschulen. 6. Ausbildung von Lehrern für den Zeichenunterricht in den verschiedenen Schulen.

II. Abteilung. Das Zeichnen als Fachunterricht. 1. Gegenwärtiger Zustand des besonderen gewerblichen, technischen und künstlerischen Unterrichtes in den verschiedenen Ländern. (Eine Beschreibung mit Karten wird dem Kongreßbericht beigefügt werden.) 2. Organisation des Lehrlingswesens und der gewerblichen Fortbildungsschulen für Lehrlinge und Lehrtöchter, Arbeiter beiderlei Geschlechtes. 3. Der Zeichenunterricht in den Gewerbeschulen (Handwerkerschulen, Lehrwerkstätten), Pädagogik dieses Unterrichtes. 4. Die Kunstgewerbeschulen. Haben sie

geleistet, was man von ihnen erwartete? Welche Erfolge haben sie durch ihre Schüler bei den Kunstindustrien und Kunstgewerben erzielt? Organisation und Programm der Kunstgewerbeschulen. 5. Ausbildung von Zeichenlehrern für den besonderen Unterricht in den verschiedenen Schulen. 6. Internationale Übereinkunft über die Zeichen und Symbole, die im Zeichenunterricht angewendet werden. (Fortsetzung der Arbeiten des ersten Kongresses.)

Reglement für das Lokal-Komitee.

Das Organisationskomitee des zweiten internationalen Kongresses zur Förderung des Zeichenunterrichtes ernennt in der Stadt, wo der Kongreß abgehalten wird, ein Lokal-Komitee von wenigstens elf Mitgliedern. Das Lokal-Komitee hat im allgemeinen die Aufgabe, den Empfang der Kongreßmitglieder zu organisieren und deren Aufenthalt in der Schweiz möglichst angenehm zu gestalten und insbesondere: *a*) Die nötigen Lokalitäten für den Kongreß, die Lehrmittelausstellung und deren Organisation zu besorgen. *b*) Für Wohnung und Unterhalt der Kongreßmitglieder zu sorgen. *c*) In Berggegenden einfache Gasthöfe ausfindig zu machen, wo die Kongreßteilnehmer und ihre Familien billige und angenehme Aufnahme finden können. *d*) Während der Dauer des Kongresses Ausflüge, Vergnügungen, Vorträge zu veranstalten. *e*) Die nötigen Schritte zu tun bei der Generaldirektion der Bundesbahnen, damit die Mitglieder 15- und 30tägige Generalabonnemente zu ermäßigten Preisen erhalten können. *f*) Alles zu tun, was den Kongreßteilnehmern den Aufenthalt in der Schweiz angenehm machen kann.

Bern.

Der Aktuar:	Der Präsident:
C. Schläpfer.	Léon Genoud.

Eingesendet.

Spielkursus-Greifswald 25. bis 30. Juli 1904

zur Ausbildung von Lehrern zu Leitern im Volks- und Jugendspiel.

Der Kursus wird in seinem praktischen Teile berücksichtigen: Ball-, Lauf- und Kampfspiele, sowie volkstümliche Turnübungen. Außerdem werden die Teilnehmer durch Vorträge über die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete des deutschen Jugendspiels unterwiesen.

Die Teilnahme ist unentgeltlich.

Nähere Auskunft erteilen

Dr. Meder,	*Schmoll,*	*Dr. Wehlitz,*
Oberlehrer,	Turnlehrer,	Univers.-Turnlehrer,
Bahnhofstraße 38.	Roßmarkt 8.	Fischstraße 26.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Patria et parentes.

Über den Sinn der Salluststelle B. Iug. 3 *Nam vi quidem regere* *patriam aut parentis, quamquam et possis et delicta conrigas, tamen inportunum est,* insbesondere über die Bedeutung der Worte *patriam aut parentis* glaubte ich immer so ziemlich im klaren zu sein, bis ich — die Erklärer Sallusts zur Hand nahm. Diese sind nämlich in zwei Lager gespalten: die einen sind der Ansicht, daß auch hier *patria aut parentis* in dem gewöhnlichen Sinne 'Vaterland und Eltern oder teuere Angehörige' zu fassen sei, andere meinen, daß *parentes* 'Untertanen' bedeuten müsse. Für die letztere Auffassung entscheiden sich, soviel ich sehe, sämtliche Lexika von Forcellini bis Stowasser und eine ganze Reihe älterer und neuerer Kommentare, darunter auch der neueste von Opitz [1]). Man ersieht hieraus, daß es wohl nicht offene Türen einrennen heißt, wenn man den Versuch macht, Klarheit in die etwas verworrene Situation zu bringen.

Es ist gewiß keine *petitio principii,* wenn man die Behauptung aufstellt, daß schon die Allitteration, durch welche die beiden Begriffe gleichsam zusammengeschweißt erscheinen, uns zu der Auffassung dränge, daß auch an unserer Stelle *patria* und *parentes* eine begriffliche Verwandtschaft haben müssen. Denn zu solchen

---

[1]) Hieher ist auch eine Abhandlung zu rechnen: Bemerkungen zu Sallusts Bellum Iugurthinum von J. Fuchs, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902, S. 678—698, wo eine Reihe von Salluststellen in eingehender und sorgfältiger Weise erörtert und auf S. 684—687 auch über unsere Stelle gehandelt wird. Der Verf. bekämpft mit Entschiedenheit die Auffassung des *parentes* als 'Eltern' oder 'teuere Angehörige' und deutet *patriam aut parentes regere* so: 'über das Vaterland oder eigentlich (*aut* in berichtigendem Sinne) über Untertanen gewaltsam herrschen'. Es seien mit *parentes* nicht die Provinzen gemeint, sondern die Römer selbst, da die Mitbürger durch die Gewaltherrschaft zu Untertanen wurden — eine sicherlich sehr gekünstelte Interpretation.

allitterierenden Wortverbindungen eignen sich nur sinnverwandte Wörter. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern den tatsächlichen Gebrauch dieser Verbindung etwas näher betrachten. Sie ist bei den lateinischen Schriftstellern sehr beliebt und reicht weit hinauf. Sehr wahrscheinlich, wenngleich nicht sicher, ist Ennius fab. inc. rel. 406 (L. Müller), Vahlen 2, 400 *parentem et pa⟨triam serva salvam et⟩ sospitem,* wo die (von Vahlen nicht in den Text aufgenommene) Ergänzung *parentem et patriam* schon von Scaliger herrührt, der aber *parentem et pa⟨triam di servate⟩ sospitem* hatte schreiben wollen. — Daß Cicero von dieser pathetischen, ausdrucksvollen Wortverbindung oft Gebrauch gemacht hat, wird niemand wundernehmen. Wir lesen sie da: De re publ. I. fr. 2 *maior patriae quam parentibus debetur gratia;* ebd. VI 16 *quae ⟨iustitia⟩ cum in parentibus, tum in patria maxima est.* De fin. V 52 *volumus nomina eorum, qui quid gesserint, nota nobis esse, parentes, patriam;* III 32 *peccatum est patriam prodere, parentes violare.* De off. I 28 *tam est in vitio, quam si parentes aut amicos aut patriam deserat;* I 58 *principes sint patria et parentes, quorum beneficiis maximis obligati sumus;* I 160 *prima ⟨officia⟩ dis immortalibus, secunda patriae, tertia parentibus debentur.* Part. or. 88 *cum deorum, tum parentum patriaeque cultus ad caritatem referri solet.* De inv. II 66 *pietatem, quae erga patriam aut parentes aut alios sanguine coniunctos officium conservare moneat*[1]). — Auch bei Livius begegnen wir dieser Verbindung an nicht wenigen Stellen: I 9, 15 *parentium etiam patriaeque expleat desiderium.* I 25, 1 *patriam ac parentes illorum arma intueri.* II 49, 7 *precantur, ut sospites in patriam ad parentes restituant.* VIII 10, 4 *memores patriae parentumque.* IX 5, 9 *reditum in patriam ad parentes.* XXII 60, 13 *reduces in patriam ad parentes.* XXVI 50, 2 *Scipio patriam parentesque* (einer gefangenen Jungfrau) *percunctatus.* XXVII 34, 14 *ut parentium saevitiam, sic patriae patiendo leniendam esse.* XXVIII 27, 12 *quid facinoris in me, in patriam parentesque ac liberos vestros ausi sitis.* XXX 32, 10 *reditum domum in patriam ad parentes, liberos, coniuges.*

Wir lesen sie weiters bei Vell. Pat. I 7, 1 *patriam et parentes testatus est.* Seneca Ep. mor. IX 3 *dicit enim inter bona esse liberos bonos, bene moratam patriam et parentes bonos;* XX 6, 12 *abducunt a patria, a parentibus.* Dann wiederholt bei Tacitus: Agr. 15 *sibi patriam, coniuges, parentes causam belli esse.* Germ. 31 *dignos patria ac parentibus.*

---

[1]) In gewissem Sinne dürfte man wohl auch hieher ziehen eine Stelle wie in Catil. I 17 *patria, quae communis est parens omnium nostrum* und die ganze dort durchgeführte Gegenüberstellung von *patria* und *parentes*: '*si te parentes timerent atque odissent . . . nunc te patria, quae communis est parens o. n., odit ac metuit*'.

Hist. V 5 *exuere patriam, parentes, liberos vilia habere.* Ann. I 59 *si patriam, parentes, antiqua mallent.* Auch wohl II 71 *quod me parentibus liberis patriae intra iuventam raperent.* Dann noch Dictys Cret. III 23 *patria parentibus carens;* IV 18 *patriam parentesque deserere.*

An all den genannten Stellen, die Schriftstellern der verschiedensten Zeiten entnommen sind, kann über die Bedeutung dieser allitterierenden Verbindung, bezw. über die Bedeutung von *parentes,* kein Zweifel obwalten. Die Beispiele aus Dictys Cret. sind deshalb besonders interessant, weil dieser Schriftsteller geradezu als ein Nachahmer des Sallust bezeichnet werden darf. Wie steht es nun mit der Verwendung unserer allitterierenden Verbindung bei Sallust selbst? Es findet sich auch hier eine ziemliche Anzahl charakteristischer Beispiele: B. Cat. 6, 5 *Romani hostibus obviam ire, libertatem, patriam parentesque armis tegere.* 52, 3 *qui patriae, parentibus, aris atque focis suis bellum paravere.* B. Iug. 87, 3 *armis libertatem, patriam parentesque et alia omnia tegi.* Epist. Mithr. 17 (wo von der Gründung Roms wegwerfend gesagt wird): *convenas olim sine patria parentibus peste conditos orbis terrarum.* Auch an diesen Stellen sehen wir ausnahmslos jene Bedeutung von *parentes* scharf ausgeprägt, welche naturgemäß in dieser durch Allitteration eng verknüpften Wortverbindung gefordert werden muß. *Patria parentes,* dazu häufig noch *liberi,* bilden eine Reihe von Affektionsbegriffen, in denen allerdings *patria* sozusagen den Gipfel darstellt. Sie bezeichnen zusammen dasjenige, was dem Herzen eines jeden, zumal des Römers, das Teuerste auf Erden ist. Und es scheint mir, um dies vorauszuschicken, dem Sinne und der römischen Auffassung eine Zusammenstellung von 'Vaterland und Unterworfenen' wenig zu entsprechen. Es findet sich auch nicht ein einziges Beispiel, wo *parentes* neben *patria* die Bedeutung von 'Untertanen' hätte. Bei einer solchen Einstimmigkeit des herrschenden Gebrauches kann der fixe Punkt, von dem auszugehen ist, nur der sein, daß aus sprachlichen Gründen *parentes* in der Verbindung mit *patria* den Sinn von 'Eltern' oder höchstens 'teueren Blutsverwandten' habe.

Zwar ist auch an der Stelle Tac. Ann. I 59 (Ansprache des Arminius) *si patriam, parentes, antiqua mallent* der Versuch gemacht worden — so von Bötticher *Lex. Tacit.,* dann auch von Freund, Lat. Wört. s. v. *parentes* — dieses Wort als 'Untertanen' zu erklären; allein von dieser Auffassung, die dem Sinne der Stelle geradezu ins Gesicht schlägt, ist man längst zurückgekommen.

Daß sich *pārentes* nicht im Sinne von 'Untertanen' gebraucht finde, fällt mir natürlich nicht ein zu behaupten. An einigen Stellen tritt diese Bedeutung, sei es durch den Gegensatz, sei es durch sonstige Umstände, deutlich hervor, vgl. Sallust B. Iug. 102, 7 *parentes abunde habemus, amicorum neque nobis neque cuiquam omnium satis fuit.* Vell. II 108 *Maroboduus ex voluntate paren-*

tium constantem inter suos occupavit principatum. Tac. Agr. 32, 21 *inter male parentes et iniuste imperantes.* Sil. Ital. XIV, 80 *pectora nullo | Părentum exagitare metu.*

Aber ganz anders liegt die Sache natürlich dort, wo *parentes* in der allitterierenden Wortgruppe mit *patria* verbunden erscheint. Hier ist es kaum denkbar, daß irgend ein Schriftsteller es gewagt haben sollte, von dem durch einen ununterbrochenen Gebrauch festgelegten Sinn jener Verbindung sich eine willkürliche Abweichung zu gestatten, weil ihn seine Leser dann wohl gar nicht verstanden hätten. Denn — es muß gesagt werden — auf den Gedanken, es könne in dieser Verbindung *parentes* jemals den Sinn von 'Untertanen' haben, konnten nur die kommen, die über die 'papierene Sprache' klügeln und sich hiedurch oft das Urteil trüben für die lebendige Sprache und die in ihr waltenden Gesetze. Ein römischer Leser aber hätte das Wort in jenem Zusammenhange niemals als 'Untertanen' verstanden. Es wäre fast ein nach Pikanterie schmeckender 'Aufsitzer' gewesen, wenn sich ein Schriftsteller dergleichen erlaubt hätte, und das ist bei einem so ernsten Schriftsteller wie Sallust, zumal an einer so ernst gehaltenen Stelle, ausgeschlossen.

Und nun erst wollen wir an die Betrachtung jener Stelle schreiten, von der wir ausgegangen sind, und prüfen, ob denn wirklich, wie behauptet wird, ernste Hindernisse im Wege stehen, *parentes* hier dem herrschenden Sprachgebrauche gemäß zu fassen.

Indessen muß eines vorausgeschickt werden. Wenn ich mich oben mit aller Entschiedenheit gegen die Möglichkeit verwahrt habe, daß *parentes* in der Verbindung mit *patria* an einer einzigen Stelle den vom sonstigen Gebrauch völlig abweichenden Sinn 'Untertanen' haben sollte, so könnte doch nicht das Gleiche von einer anderen Annahme gelten, von der nämlich, daß *parentes* nicht immer gerade 'Eltern' bedeuten müsse, sondern den etwas weiteren Begriff 'die teueren Blutsverwandten' angenommen habe, der sicherlich in der Sphäre der natürlichen Bedeutungsentwicklung des Wortes liegt. Dies zu bestreiten, wie auch geschehen ist, geht nicht an. Ich verweise für diesen erweiterten Sinn des Wortes *parentes* auf eine Stelle wie Curt. VI 10, 30 *solent rei capitis adhibere parentes. duos fratres ego nuper amisi.* Dasselbe beweisen klar die Ausdrücke *parentare* und *parentalia,* welche das Totenopfer bezeichnen, nicht bloß für die Eltern, sondern überhaupt für teure Blutsverwandte, das beweist auch die Bedeutung des Wortes in den romanischen Sprachen; schließlich die offenbare, schon vom Entzifferer der Orléaner Sallustfragmente erkannte Variation der oben mit Sall. Cat. 6, 5 und Iug. 87, 2 belegten Verbindung *libertatis patriae parentumque* durch *ino⟨pes pa⟩triae parientumque* (*pariuntumque* Pal.) ⟨*et*⟩ *libertatis* (Sall. Hist. II 92 Manuskr.), wozu eben E. Hauler (Wiener Studien IX 45) mit Recht bemerkt hatte, daß die kampflustigen spanischen Weiber

'den Männern die Güter vorhalten, welche sie bei Ergebung an die Römer verlören, nämlich Vaterland, Frauen und Kinder'.

Auch ein zweiter Fall wäre noch denkbar, der mit der psychologischen Sprachbetrachtung zusammenhängt. Es könnte die feste Verbindung *patria et parentes*, in der *patria* den weitaus überragenden Hauptbegriff darstellt, okkasionell auch eine Verwendung angenommen haben, in welcher die ursprüngliche Bedeutung der beiden Bestandteile nicht mehr scharf geschieden würde, sondern beide zusammen eine Art Gesamtbegriff bildeten: 'das heilige, teuere Vaterland, das Vaterland, das jedem so teuer ist, wie dem Sohne seine Eltern' (Hellwig). Über einen derartigen Bedeutungswandel von Wortgruppen ist es von Interesse, den betreffenden Abschnitt in H. Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte', S. 94 und das ganze 19. Kapitel dieses Buches nachzulesen. Der Einwand aber, den Fuchs a. a. O. S. 685 dagegen erhebt, wie dann wohl *parentes* zu übersetzen wäre, wiegt federleicht[1]). Denn derartige feste Verbindungen und Phrasen sind wie auch so viele bildliche Redensarten gar oft aus einer Sprache in die andere nicht übersetzbar, namentlich wo es sich um Übertragung aus einer antiken Sprache in eine moderne handelt, und nur zu oft fühlt man bei solch gequälten Übersetzungsversuchen die Wahrheit des M. Hauptschen Wortes: 'Übersetzung ist der Tod des Verständnisses'. Oder gibt es etwa eine genau dem Wortlaut entsprechende Übersetzung derselben Verbindung an der Stelle Epist. Mithr. 17 *convenae sine patria parentibus?* Müssen wir uns nicht, da uns die römische Anschauung, derzufolge ein Unfreier keinen Vater hat, völlig fremd ist, mit der ganz freien Übersetzung begnügen 'zusammengelaufenes, heimatloses Gesindel' und so jenes *sine parentibus* aufgeben? Aber ein sehr gewichtiger Grund wehrt es uns, diese Interpretation zu wählen, das ist das zwischen *patriam* und *parentes* an jener Salluststelle stehende *aut*, das, wie immer es gefaßt wird, einer völligen Verschmelzung der beiden Worte zu einer Begriffseinheit unüberwindliche Hindernisse bereitet. An der überlieferten Schreibung aber eine Änderung vorzunehmen und etwa mit Hellwig *atque* statt *aut* einzusetzen, dazu liegt nicht der geringste Anlaß vor, ebensowenig wie wir gezwungen sind, bei der Deutung von *parentes* über den ursprünglichen und eigentlichen Sinn des Wortes hinauszugehen. Denn gerade *parentes* = Eltern ist nach meiner innersten Überzeugung an unserer Stelle für den Zusammenhang unentbehrlich. An dem *aut* hat man Anstoß genommen, und die es verteidigen, erklären es als einem *et* nahezu gleichwertig und durch den negierten Sinn des Satzes hervorgerufen.

---

[1]) Es ist nämlich zu beachten, daß Fuchs diesen Einwand auch gegen die Konjektur Hellwigs *patria atque parentes* erhebt, bei der einer solchen Verschmelzung zu einer Begriffseinheit die Konjunktion nicht im Wege stünde.

Die Negation aber liege in dem *inportunum*. Diese Meinung zu entkräften, genügt das, was Fuchs a. a. O. anführt, keineswegs. Denn *inportunum est* ist an unserer Stelle doch nicht ein rein positiver Begriff. Man muß sich nur den Zusammenhang der ganzen Stelle vor Augen halten, um zu erkennen, daß der Satz *vi regere ... inportunum est* einem *vi regere — certe nolis, vix cuiquam optabile videatur* o. ä. gleichwertig ist. In einem solchen Falle aber muß nicht gerade, aber kann statt *et* auch *aut* gesetzt werden. Doch ein anderer Grund ist es, der mich darin irre machen würde, jenes *aut* so zu erklären, nämlich der unmittelbar vorausgehende Satz: *ex eis magistratus et imperia minume mihi hac tempestate cupiunda videntur.* Mit noch mehr Recht müßten wir ja hier, wo an der negativen Fassung des Prädikates kein Zweifel obwalten kann, wo auch kein Satz trennend dazwischen tritt, *magistratus aut imperia* erwarten. Da dies hier nicht geschieht, so ist es auch recht unwahrscheinlich, daß in unserem Falle *aut* durch die Einwirkung des in *inportunum* liegenden negativen Sinnes zu erklären sei.

Indes wir bedürfen all dieser Auskunftsmittel gar nicht. Es gibt genug der besten Sprache angehörige Beispiele, wo *aut* durchaus nicht seine ursprüngliche Kraft der scharfen Trennung bewahrt hat, sondern, sich der Bedeutung kopulativer Konjunktionen stark nähernd, auch dort gebraucht wird, wo die Wahl zwischen zwei Begriffen freigestellt wird und der Sprechende bezeichnen will, daß die Wahl des einen oder des anderen Ausdruckes für die Sache ziemlich gleichgiltig sei, also auch bei sinnverwandten Begriffen und Gedanken, wo statt *aut* mit kaum merklichem Unterschiede auch *vel* oder *sive* gesetzt werden könnte; vgl. R. Kühner, 'Ausführl. Gramm. d. lat. Sprache' II, S. 706. Auch C. F. W. Müller zu Seyfferts Laelius[2], S. 470 bekämpft das Irrige der gewöhnlichen Regel, daß mit einfachem oder verdoppeltem *aut* nur solche Begriffe verbunden werden können, die sich gegenseitig ausschließen. Man vergleiche einige der von Kühner angeführten Beispiele, wie Ter. And. 84 *observabam mane illorum servulos venientis aut abeuntis,* wo *aut* einem *vel* ganz gleichsteht; ebd. 278 *ingratum aut inhumanum aut ferum.* Doch viel passender noch als die dort von Kühner aufgeführten Belegstellen, die nicht alle gleich gut gewählt erscheinen, ist ein anderes Beispiel, dessen Ähnlichkeit mit dem unserigen in die Augen springt, zumal da in demselben gerade auch *patria* und *parentes* durch *aut* verbunden erscheinen, ohne daß irgend eine negative Nuance des Gedankens vorläge. Es ist eines der oben aus Cicero zitierten Beispiele: de inv. II 66 *pietatem, quae erga patriam aut parentes aut alios sanguine coniunctos officium conservare moneat.* Ich frage, ob der geringste Unterschied besteht zwischen der Verwendung jenes *aut* an unserer Stelle und dieser Cicerostelle, und es ist mir wenigstens unbegreif-

lich, wie jene Erklärer, die an dem *aut* bei Sallust allerhand auszusetzen finden, die Beweiskraft dieser schlagenden Parallelstelle übersehen konnten. Auch hier hat *aut* nicht im geringsten disjunktive, trennende Kraft, sondern es werden durch diese Konjunktion mehrere Begriffe nebeneinander gestellt, denen gegenüber das *officium conservare* in durchaus gleicher Weise gilt: 'sei es gegenüber dem Vaterlande, sei es gegenüber den Eltern oder anderen Blutsverwandten'. *Aut* hat hier die nämliche Wirkung wie *vel* oder *sive*. Und genau so steht es an der Salluststelle, die den Ausgangspunkt dieser Erörterung bildete.

Sallust führt den Gedanken *cura rerum publicarum minime hac tempestate cupiunda* in weiterer Begründung aus: denn ein gewalttätiges Regiment auszuüben, habe, sei es dem Vaterlande, sei es den Eltern gegenüber, auch wenn man die Macht hätte und Mißbräuche abstellen könnte, immer etwas Peinliches und Bedenkliches. Oder, wenn man den Gedanken in eine etwas andere Form kleidet: Ein gewalttätiges Regiment möchte man, auch wenn es Erfolg verspräche, dem Vaterlande gegenüber ebensowenig ausüben wollen wie gegenüber den Eltern. Das ist doch sicher der Gedanke, der in den überlieferten Worten bei jener nun hinreichend, wie ich denke, gesicherten Auffassung des *aut* liegt; das aber ist auch der Gedanke, nach dem der ganze Zusammenhang lechzt. Ich wenigstens habe — wie gewiß viele andere auch — die vorliegende Salluststelle niemals lesen können, ohne mich der bekannten Worte aus Platons Kriton 51 *c* zu erinnern, die auch Jakobs z. d. St. zitiert. Sie lautet: *βιάζεσθαι οὐχ ὅσιον οὔτε μητέρα οὔτε πατέρα, πολὺ δὲ τούτων ἔτι ἧττον τὴν πατρίδα.* Diesem *βιάζεσθαι* bei Plato völlig kongruent ist Sallusts *vi regere*[1]). Und man kann nicht einmal sagen, daß im Lateinischen in der Verbindung von *vi regere* mit den beiden Objekten ein Zeugma vorliege. Denn *vi regere* paßt zu *patriam* genau ebenso gut wie zu *parentes*, es muß nur zu jedem von beiden in dem jeweils passenden Sinne gefaßt werden. Es ist demnach irrig, wenn Fuchs a. a. O. als Einwand geltend macht, alles sträube sich in uns, von der politischen Herrschaft über Eltern zu sprechen. Das fordert die Stelle auch ganz und gar nicht. Vielmehr sagt man *regere* ganz richtig von der Leitung einzelner Personen wie ganzer Gemeinwesen, so *iuvenes regere* (Cic. Att. X 6), *se ipsum*

---

[1]) Diese Übereinstimmung des Gedankens mit der zitierten Platostelle scheint mir auch gar nicht zufällig zu sein. Daß sich solche Anklänge an Stellen griechischer Autoren bei Sallust nicht selten finden, ist ja bekannt. Eine interessante Stelle dieser Art, wo sicherlich bei Sallust eine bewußte Entlehnung eines Demosthenischen Gedankens vorliegt, habe ich nachgewiesen in dieser Zeitschr. 1887, S. 511, Wiener Stud. 1897, S. 158 f. Mehr bei Bellezza, *Dei fonti e dell'autorità storica di C. Crispo Sallustio*, Mailand 1891. Vielleicht verhält sich nun die Sache auch hier ähnlich.

regere (Cic. Fam. IV 14), *nec se nec suos regere* (Cic. Fin. III 75), *filios filiasque regere* (Cic. Cato M. 37) u. ö., und dementsprechend bezeichnet dann *vi regere* ein gewaltsames Verfahren dieser Art, genau wie jenes *βιάζεσθαι*. Dieses gewaltsame Verfahren ist dem Staate, der *patria* gegenüber freilich eine politische Gewaltherrschaft, nicht aber, wenn es gegenüber den *parentes* geübt wird. Aber auch dieses gewalttätige Verhalten von Kindern gegenüber ihren Eltern wird sehr sinngemäß durch *vi regere parentes* ausgedrückt. Bei dieser Erklärung des Satzes gewinnen wir einen Gedanken, der dem Zusammenhang wohl angemessen ist und der weiters, was unbedingt gefordert werden muß, im Einklange steht mit der herrschenden Gebrauchsweise der allitterierenden Wortverbindung *patria parentes*. Denn das ist jedenfalls sicher, daß in dieser Verbindung *parentes* unmöglich 'Untertanen' oder etwas Ähnliches bedeuten könne. Daher sollte diese unrichtige Angabe endlich einmal aus den Wörterbüchern und Kommentaren getilgt werden.

Wien. Alois Kornitzer.

Bemerkungen zur Komposition und zum Inhalte von Platos Phädon.

Die neue Zeit stellt auf den mannigfachen Gebieten des Lebens neue Forderungen, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete des höheren Schulwesens. Die Gymnasien empfinden dies hinreichend. Das Neue bedroht das Alte, selbst dann, wenn es sich wohl bewährt hat. Das gilt namentlich von dem griechischen Unterrichte, der in Gefahr ist, zum wahlfreien Fache und damit zu einem Anhängsel des Gymnasiums zu werden. Damit diese Gefahr wirksam bekämpft werde, müssen die Schüler der Gymnasien vor allem in höherem Maße in die Kultur und das Geistesleben der Hellenen eingeführt und muß ihnen der Zusammenhang unserer Kultur mit der hellenischen, soweit es angeht, erschlossen werden. Zu dem, was zur Lösung dieser Aufgabe in erster Linie notwendig ist, gehört die Erweiterung und Vertiefung der Platolektüre. Ihr muß die Aufgabe gestellt werden, dem Schüler das Verständnis der sokratisch-platonischen Weltanschauung zu vermitteln. Die Lösung dieser Aufgabe ist schwer. Lehrer und Schüler müssen hierfür ihre ganze Kraft einsetzen. Auch muß mit Ernst und Besonnenheit nach Wegen gesucht werden, die die Erreichung dieses Zieles ermöglichen. Fragen wir nach den Platonischen Schriften, die hierbei in erster Linie in Betracht kommen, so tritt uns ohne weiteres der Phädon entgegen. Es ist für die Erklärung dieser herrlichen Schrift viel geschehen, aber es bleibt gar manches noch zu tun übrig, damit ein volles Verständnis

ihres Inhaltes und ihrer Gliederung gewonnen werde. Das ist für den angegebenen Zweck notwendig. Darum ist jede Schrift, die zur Erklärung dieses Dialoges beiträgt, auch um der höheren Schulen willen mit Freuden zu begrüßen. So hat es gewiß auch viele Schulmänner mit Genugtuung erfüllt, daß in dem stattlichen Bande von Abhandlungen, die die philosophische Fakultät der Universität Straßburg zu Ehren der dort abgehaltenen 46. Philologenversammlung hat erscheinen lassen[1]), auch eine Abhandlung steht, die sich auf den Phädon bezieht, zumal da sie einen so hochgeschätzten Gelehrten wie Windelband zu ihrem Verf. hat.

Windelband macht hier den Versuch darzutun, daß der Phädon uns in einer zweiten Auflage vorliege, bei der die ganze zweite Hälfte, die die Widerlegung des Einwandes des Kebes enthält, hinzugefügt sei. Mit Recht bemerkt Windelband, daß dieses Resultat von Bedeutung sei für die Entscheidung der Frage, welche Stelle dem Phädon innerhalb der Reihe der Platonischen Dialoge anzuweisen sei, und daß auch auf die Gestaltung und Weiterbildung der Ideenlehre damit ein bemerkenswertes Licht falle. Ganz gewiß verdient diese Hypothese eine sorgfältige Betrachtung, und so möchte ich im Interesse der Sache auf einige Punkte aufmerksam machen, auf die es für die Entscheidung der Frage nach der Haltbarkeit der vorgetragenen Hypothese besonders anzukommen scheint.

Windelband glaubt, daß Plato bei dieser zweiten Auflage mit besonderer Kunst das Neue dem Alten angefügt habe, und es findet sich bei ihm manche feine Bemerkung über den schönen Parallelismus zwischen dem ersten und dem zweiten Teile des Dialoges. Aber in einer Beziehung, meint Windelband, werde die Übereinstimmung vermißt, zwischen dem Mythos am Schlusse des ersten Teiles und dem Mythos am Schlusse des zweiten Teiles finde sich eine nicht auszugleichende Diskrepanz. Bei der großen Wichtigkeit dieses Momentes erscheint es geboten, Windelbands eigene Worte hier einzufügen. Auf S. 290 f. heißt es: „An einem Punkte jedoch scheint es mir, als habe diese Kunst ihre Grenze gefunden: das ist die bisher zu wenig beachtete Diskrepanz zwischen den beiden mythischen Darstellungen, welche unser Dialog (81 *b* ff. und 107 *d* ff.) über das Leben nach dem Tode bringt. Sie stehen keineswegs in dem Verhältnis, daß etwa die erste kürzere in der zweiten längeren näher ausgeführt würde, sondern sie enthalten völlig verschiedene und miteinander nicht vereinbare Auffassungen. Zwar versucht Platon (*ὅπερ ἐν τῷ ἔμπροσθεν εἶχον* 108 *a*) sich im Anfange des zweiten Mythos auf den ersten zurückzubeziehen; aber das betrifft nur ein unbe-

---

[1]) Straßburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, herausgegeben von der philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität. Straßburg 1901.

deutendes Nebenmoment, nämlich das gespensterhafte Schweifen der Seelen um ihre Gräber: und selbst dies äußerlich Gleiche wird an beiden Stellen verschieden gedeutet. Im ersten Mythos wird die schlechte Seele durch ihre auf das Irdische gerichtete Begehrlichkeit und durch die Furcht vor dem Unsichtbaren an der Erde, bei ihrem Leibe festgehalten (81 *c*); im zweiten flattert die törichte Seele herum, weil sie weder selbst den schwierigen Weg zur Richtstätte in der Unterwelt finden kann, noch sich der Führung ihres Dämons fügen will (108 *b*). Hierin kommt schon der Hauptunterschied zutage: von dem Dämon und dem Totengerichte weiß der erste Mythos nicht das Geringste; in ihm wird vielmehr jede Seele mit natürlicher Notwendigkeit in eine ihrem Charakter entsprechende Neugeburt geführt, und während die durch Philosophie Geläuterten in das Reich der Götter eingehen, müssen die anderen in Tiere oder wieder in Menschen niederen Schlages fahren (81 *e*). Von einer solchen tierischen Metempsychose weiß nun wieder der zweite Mythos nichts: hier werden die Seelen gerichtet und je nach ihrer Würdigkeit an verschiedene Stätten gewiesen, die von dem Mythos mit farbiger Phantastik als Himmel, Hölle und Fegefeuer ausgemalt werden. Nun wird ja niemand von den Platonischen Mythen strenge Konsequenz in der Durchführung der sinnlichen Anschauung erwarten oder verlangen; und im „Gorgias" wie in der „Politeia" begegnen uns wieder andere eschatologische Darstellungen: aber daß in der ursprünglichen Komposition eines und desselben Dialoges zwei so verschiedene Gestaltungen der Phantasie über das Leben nach dem Tode entworfen wären, ist doch wenig wahrscheinlich; sehr viel begreiflicher dagegen erscheint es, wenn der nachträgliche zweite Teil in seinem parallelen Bau zu dem ersten auch seinerseits einen neuen Mythos mit sich brachte."

Wenn der Widerspruch zwischen den beiden Mythen wirklich so groß ist, wie ihn Windelband darstellt, so wird das Auffällige dieser Erscheinung durch die Annahme einer späteren Hinzufügung eher erhöht als vermindert; denn wenn Plato den zweiten Mythos erst später hinzudichtete, so hatte er erst recht allen Anlaß, darauf zu achten, daß das Neue mit dem Alten übereinstimmte. Nach Windelbands eigener Erklärung ist Plato bei der Anfügung des letzten Teiles des Dialoges mit großer Kunst verfahren. Warum hat denn diese Kunst in Beziehung auf den Mythos versagt? War es für Plato zu schwer, einen zweiten Mythos zu dichten, der mit dem ersten im Einklange stand? Doch dies nur beiläufig. Die Hauptfrage ist, ob denn die Darstellung von dem Schicksale der Seele nach dem Tode, die Windelband als ersten Mythos bezeichnet, wirklich ein Mythos ist.

Wir müssen vor allem die Vorstellung fernhalten, daß nach jener Darstellung die Seele nach dem Tode des Menschen in den schon bestehenden Leib eines Tieres oder eines Menschen fahre.

Eine solche Annahme würde der Lehre Platos nicht entsprechen. Kebes vergleicht die Seele mit einem Weber, der die Gewänder, die er trägt, selbst fertigt. Dieser Vergleich nötigt zu der Annahme, daß die Seele nicht in einen schon gegebenen Leib fährt, sondern sich ihren Leib selbst schafft. Dies entspricht auch der Grundanschauung von der Seele, wie sie im Phädon vorliegt. Die Seele ist Prinzip des Lebens, von ihr geht das Leben aus, und so verbindet sie sich nach dem Tode von neuem mit der Materie und schafft durch ihre Leben spendende Kraft einen neuen Organismus. Auch Kebes erklärt sich dafür, daß sich die Seele viele Leiber nacheinander baut. Das stimmt auch mit dem Kreislaufe des Werdens, auf den sich der erste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele stützt, vollkommen überein, ja der Satz, daß die Seelen sich immer neue Leiber bauen, wird durch jene Annahme eines Kreislaufes des Werdens, wie ihn Plato faßt, geradezu gefordert. Auch das gehört zur Lehre Platos, daß der neue Leib, den sich die Seele nach dem Tode baut, in seiner Art der Weise entspricht, wie sie vorher gelebt hat. Trägt er doch dieselbe Theorie auch in seinem Timäus vor (p. 41 *d* ff., 90 *e* — 92 *b*: *καὶ κατὰ ταῦτα δὴ πάντα τότε καὶ νῦν διαμείβεται τὰ ζῷα εἰς ἄλληλα, νοῦ καὶ ἀνοίας ἀποβολῇ καὶ κτήσει μεταβαλλόμενα*). Die Beschaffenheit, die sich die Seele durch das vorausgegangene Leben selbst erworben hat, bestimmt die Höhe ihrer schöpferischen Kraft und damit die Höhe oder die Niedrigkeit des Organismus, den sie sich nunmehr schafft. Ausführlicher habe ich hierüber in meinem Buche „Die Weltanschauung Platos“, S. 49 ff. gesprochen und glaube, dort auch nachgewiesen zu haben, daß diese Platonische Annahme im Zusammenhange seiner Weltanschauung lange nicht so auffällig ist, als es im ersten Augenblicke erscheint.

Die zugrunde liegende Anschauung ist, kurz gefaßt, folgende: Die ewige Vernunft oder Gott ist einerseits transzendent, anderseits der Welt immanent. In ihrem Zusammensein mit der Materie erscheint diese Vernunft nicht bloß als Vernunft, also nicht bloß als Denken, sondern zugleich als belebendes und schaffendes Prinzip, als die Seele des Alls. Sie wohnt in allen lebenden Wesen und schafft und erhält ihren Organismus. Ihr verdanken alle Wesen Leben und Entwicklung. Die Seele, die in dem einzelnen Organismus wohnt, ist ein Teil der Seele des Alls, der Kraft Gottes, die alles Leben und Werden in der Welt hervorruft. Alle einzelnen Seelen sind Teile jenes großen einheitlichen Ganzen, der Weltseele, aber anderseits hat jede Einzelseele doch ihr selbständiges Dasein, sie bildet ein eigenes Lebenszentrum, das erhalten bleibt, wenn der Leib zerfällt, und in der Regel eine neue Verbindung mit der Materie eingeht und so sich einen neuen Leib schafft, einen vollkommeneren oder weniger vollkommenen, je nach dem Grade der Vollkommenheit, den sie selbst vorher gewonnen hat. In dem, was Windelband den ersten Mythos nennt, hat höchstens ein Zug

etwas Mythisches, nämlich die Annahme, daß die Seele, die sich der Sinnlichkeit hingegeben hat, nach dem Tode sich an Grabstätten herumtreibt. Aber auch dieser dem Volksglauben entnommene Zug (*ὥσπερ λέγεται* 81 *c*) steht im engsten Zusammenhange mit der durchaus ernst gemeinten Annahme, daß eine solche Seele von der Sinnenwelt nicht loskommt und nicht eher Ruhe findet, als bis sie eine neue Verbindung mit der Materie eingegangen ist (81 *e*).

Wenn der sogenannte erste Mythos in Wirklichkeit kein Mythos ist, so ist eine volle Übereinstimmung zwischen ihm und dem Mythos am Ende des Dialoges nicht erforderlich, wohl aber müssen wir erwarten, daß das als Lehre Vorgetragene innerhalb der mythischen Darstellung festgehalten und nur durch Zusätze, die nicht unbedingt aus dieser Lehre folgen, erweitert wird. Daß dieses Verhältnis hier vorliegt, scheint mir eine nähere Betrachtung der beiden Stellen mit Sicherheit zu ergeben.

Nach der ersten Eschatologie gehen die meisten Seelen der Verstorbenen neue Verbindungen mit der Materie ein und schaffen sich neue Leiber, Leiber von Tieren oder von Menschen (Kap. 31, p. 81 *e* ff.); diejenigen aber, die in der rechten Weise nach der Erkenntnis der Wahrheit und nach einem Leben im Geiste getrachtet haben, kommen in das ihnen entsprechende Reich des Unsichtbaren, in das Reich des Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen und sie leben fortan im Vereine mit den Göttern (Kap. 29, p. 81 *a* und Kap. 32 Anf., p. 82 *b*). Nach der zweiten Eschatologie (Kap. 62, p. 113 *d* ff.) führt die Seele des Verstorbenen sein Dämon nach der Stätte des Gerichtes. Dort werden die Seelen gerichtet und die, die gut und fromm gelebt haben, werden von denen gesondert, die nicht so gelebt haben. Diese letzteren zerfallen in zwei Klassen. Die eine Klasse besteht aus denen, die hinsichtlich der Weisheit und Tugend ein mittleres Leben geführt haben. Das ist die große Mehrzahl der Menschen. Diese gehen an den Acheron, besteigen dort Fahrzeuge, die für sie bereit sind, und kommen auf diesen in den Acherusischen See. Dort wohnen sie und werden gereinigt, indem sie für ihre ungerechten Handlungen Strafe leiden, anderseits erhalten sie für ihre guten Taten Ehren, ein jeder nach Gebühr. So verweilen sie dort, die einen längere, die anderen kürzere Zeit, darauf kehren sie auf die Oberwelt zurück zur Erzeugung der lebenden Wesen. Dieses letztere ist bereits Kap. 61 gesagt und darum an unserer Stelle nicht wiederholt (Kap. 61, p. 113 *a*: (*Ἀχέρων*) *εἰς τὴν λίμνην ἀφικνεῖται τὴν Ἀχερουσιάδα, οἱ αἱ τῶν τετελευτηκότων ψυχαὶ τῶν πολλῶν ἀφικνοῦνται καί τινας εἱμαρμένους χρόνους μείνασαι, αἱ μὲν μακροτέρους, αἱ δὲ βραχυτέρους, πάλιν ἐκπέμπονται εἰς τὰς τῶν ζῴων γενέσεις*). Diese Seelen gehen also neue Verbindungen mit der Materie ein und schaffen sich neue Leiber. So ist das

Schicksal der großen Mehrzahl der Seelen nach dem zweiten Mythos genau dasselbe wie nach dem sogenannten ersten Mythos.

Die andere Klasse derjenigen, die nicht gut und fromm gelebt haben, besteht aus den eigentlichen Bösen. Die schlimmsten von diesen, die wegen der Größe ihrer Verbrechen unheilbar erscheinen, werden in den Tartaros geworfen, aus dem sie niemals wieder herauskommen. Sie kommen also nicht in den Acherusischen See und demnach auch nicht wieder auf die Oberwelt, d. h. sie sind von dem Werdeprozesse ausgeschlossen. Diese Seelen sind so tief gesunken, daß sie so gut wie tot sind. Das ist der Sold für ihre Sünde. Diese Annahme steht mit der Grundanschauung der ersten Eschatologie in einem inneren Zusammenhange. Sinkt mit der geistigen Tüchtigkeit der Seele auch ihre schaffende Kraft immer tiefer, so daß sie immer niedrigere Lebewesen erzeugt, so kann man sich wohl denken, daß ihre Schaffenskraft schließlich aufhört. Andere, die große, aber doch sühnbare Verbrechen begangen und darum die übrige Lebenszeit in Reue hingebracht haben, müssen gleichfalls in den Tartaros gestürzt werden, aber nach einem Jahre wirft sie der Wogenschwall aus, und die einen von ihnen werden auf dem Kokytos, die anderen auf dem Pyriphlegethon nach dem Acherusischen See getragen. Erlangen sie dort die Verzeihung derer, die sie getötet oder übermütig behandelt haben, so werden sie in den Acherusischen See eingelassen und damit endigen ihre Leiden. Von hier aus kehren sie auf die Oberwelt zurück und nehmen wieder an dem Werdeprozesse teil. Damit wird ihnen schließlich dasselbe Los zu teil, wie denen, die ein mittleres Leben hinsichtlich der Weisheit und Tugend geführt haben.

Von allen diesen scheiden sich diejenigen ab, die ein besonders frommes Leben geführt haben. Diese kommen überhaupt nicht in die unterirdischen Stätten, sondern steigen empor zu der reinen Behausung und wohnen auf der Erde, das heißt auf ihrer wirklichen Oberfläche. Ihr Dasein wird p. 111 *a* ff. geschildert. Sie sind in eine reinere Region versetzt, bauen sich hier aus reineren Stoffen vollkommenere Leiber, sind infolge des gesünderen Klimas, das bei ihnen herrscht, Krankheiten nicht unterworfen und leben viel länger als die Menschen bei uns, die Kraft ihrer Sinne und ihres Geistes ist eine weit größere, sie stehen den Göttern näher, schauen Sonne, Mond und Sterne, wie sie in Wirklichkeit sind, und auch im übrigen ist ihre Glückseligkeit dem entsprechend. Diese Schilderung hat kaum etwas Auffälliges. Wenn auf der wahren Oberfläche der Erde alles feiner und reiner ist als bei uns, so müssen auch die Wesen, deren Leiber aus diesen reineren Stoffen erbaut werden, nicht bloß in sinnlicher, sondern auch in geistiger Beziehung vollkommener sein, denn ihre geistige Tätigkeit erfährt geringere Hemmung als bei einer gröberen Beschaffenheit des Leibes. Daraus folgt zugleich ein glückseligeres

Dasein. Von denjenigen nun, die auf die eigentliche Oberfläche der Erde versetzt werden, leben die, die sich durch Philosophie hinreichend gereinigt haben, in Zukunft ganz ohne Leiber, und sie kommen in noch schönere Wohnungen als die vorher bezeichneten, die darzustellen nicht leicht ist. Diese leben also als reine Geister. Dasselbe lesen wir auch in der ersten Eschatologie Kap. 29, p. 80 *e* f. Die Seele, die im Leben in der rechten Weise philosophierte und sich übte wahrhaft tot zu sein und die nun rein abscheidet, ohne von dem Leibe etwas mitzunehmen, da sie ja freiwillig keine Gemeinschaft mit ihm hatte, sondern ihn floh und sich auf sich zurückzog, die geht beim Tode sofort in das ihr verwandte Reich des Unsichtbaren, in das Reich des Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen. Dort führt sie, mit den Göttern vereint, ein glückseliges Leben. Vgl. damit auch Kap. 32 Anf., p. 82 *b*: *Εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ φιλοσοφήσαντι καὶ παντελῶς καθαρῷ ἀπιόντι οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἀλλ' ἢ τῷ φιλομαθεῖ.*

Wir sehen, die erste Eschatologie, die kein Mythos ist, bildet den Kern der zweiten Eschatologie. Das Los derjenigen, die in Bezug auf Erkenntnis und Tugend ein mittleres Leben geführt haben, und das Los derjenigen, die sich durch Philosophie Reinheit der Seele errungen haben, ist beidemale dasselbe. Hinzukommt bei der zweiten Eschatologie in erster Linie das Totengericht und die Führung durch den Dämon nach der Stätte des Gerichts. In der ersten Eschatologie bestimmt sich eine jede Seele durch ihr Verhalten im Leben ihr Los nach dem Tode selbst, sie spricht sich selbst ihr Urteil und somit bedarf sie auch keines Führers. Wenn in der zweiten Eschatologie darüber Gericht gehalten wird, so ist dies dieselbe Sache nur in der Form mythischer Darstellungsweise. Hinzugefügt ist ferner für die Seelen, die nicht fromm gelebt haben, der Aufenthalt in den unterirdischen Räumen in der Zeit zwischen dem Tode und dem Wiedereintritt ihrer Schaffenstätigkeit und die damit verbundenen Strafen und Reinigungen, der Ausschluß der ganz bösen Seelen aus dem Kreislaufe des Werdens, schließlich die Sonderung der hervorragend Guten und Frommen in zwei Klassen. Dadurch kommen diejenigen hinzu, die nach dem Tode auf der wirklichen Oberfläche der Erde in vollkommeneren Körpern leben. Das sind Zutaten, die in keinem Widerspruche mit der ersten Eschatologie stehen. Diese wird festgehalten, aber sie wird in der Weise ergänzt, daß sie mit den religiösen Vorstellungen des Volkes einigermaßen in Einklang kommt und auch dem religiösen Interesse genügt.

Mit diesen Erörterungen dürfte folgendes Ergebnis gewonnen sein: Die erste Eschatologie ist ein Teil der Platonischen Weltanschauung, ein Teil seiner Philosophie. Die hier niedergelegten Gedanken stehen mit der Lehre von einem Kreislaufe des Werdens im engsten Zusammenhange. Diese erste Eschatologie bildet den Kern und eigentlichen Bestand der zweiten, dem sich Erweite-

rungen anschließen, die sich aus den philosophischen Lehren Platos nicht direkt ableiten lassen, aber doch mit diesen im Einklange, wenigstens nicht im Widerspruche stehen.

Unverkennbar zeigt sich bei Plato das Streben, sich durch seine philosophischen Lehren nicht in Widerspruch mit der Religion seines Volkes zu setzen. Dies erreicht er hier, indem er seinen philosophischen Lehren von dem Leben nach dem Tode einzelne Züge hinzufügt, die dem religiösen Glauben des Volkes entnommen sind. Damit diente er dem religiösen Interesse. Es lag aber auch dem Philosophen Plato nahe, sich zu dem Volksglauben freundlich zu stellen. Da nach seiner Grundanschauung die Wahrheit im menschlichen Geiste gegeben ist, so mußten ihm weit verbreitete Überzeugungen bedeutsam erscheinen. Mit diesem Hinweise auf das religiöse Interesse ist wohl auch der hauptsächlichste Grund für die Hinzufügung einer zweiten Eschatologie angegeben.

Nach Windelband wird die Annahme einer späteren Einfügung des zweiten Teiles ferner dadurch begünstigt, daß das Werk auch ohne ihn eine fertige und in sich geschlossene Komposition darstelle (a. a. O. S. 291 f.). Dieser Punkt kann nur durch Feststellung des Zusammenhanges des Dialogs entschieden werden. Nach meiner Überzeugung ist die Gliederung des Dialogs im wesentlichen folgende: Durch die Feststellung eines Kreislaufes des Werdens und des a priori der Begriffe wird bewiesen, daß die Seele nach dem Tode fortexistiert, u. zw. als denkendes Wesen. Das so gewonnene Resultat wird dadurch gesichert, daß zwei mit ihm unvereinbare Anschauungen geprüft und zurückgewiesen werden. Die eine Annahme ist die, daß die Seele bei ihrem Abscheiden aus dem Leibe sich zerstreut und auflöst. In den Bereich dieser Annahme gehört auch die damals weit verbreitete Anschauung, die Seele sei die Harmonie des Leibes. Diese Annahme von der Auflösung der Seele wird namentlich durch den Beweis widerlegt, daß die Seele ein einfaches Wesen ist. Nun besteht aber noch eine Möglichkeit, mit der die Unsterblichkeit der Seele unvereinbar ist: Die Seele löst sich nicht auf, sondern existiert als einfaches Wesen weiter, verliert aber allmählich ihre Lebenskraft und stirbt innerlich ab. Ist diese Auffassung von dem inneren Zusammenhange des Dialogs richtig, so ist der zweite Teil ein notwendiger Teil des Ganzen, ohne den die Beweisführung unvollkommen wäre.

Wenn zu dem Beweise, daß die Seele nicht durch Auflösung zugrunde geht, noch der Beweis hinzukommen muß, daß sie auch nicht dadurch zugrunde geht, daß sie zwar als Substanz fortexistiert, aber innerlich erstirbt, so fällt auch ein anderer Grund, den Windelband gegen eine einheitliche Komposition des Phädon geltend macht. Er sagt nämlich (a. a. O. S. 296): „Der neue, dialektische Beweis hat also die früheren nicht zu ergänzen, sondern zu ersetzen; und das ist ein Verhältnis der Beweise, das man sich nur schwer als in der ursprünglichen Komposition des Werkes

vorgesehen denken kann." Ist unsere voraufgehende Ausführung richtig, so ist ohne weiteres klar, daß der Beweis, daß die Seele nicht innerlich abstirbt, zu dem Beweise, daß die Seele sich nicht auflöst, eine Ergänzung ist und nicht ein Ersatz für ihn. In meinem vorhin angeführten Buche S. 130 habe ich darauf hingewiesen, daß der sogenannte dialektische Beweis zu dem voraufgehenden Beweise von der Unauflösbarkeit der Seele in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie der Beweis aus der Wiedererinnerung zu dem Beweise aus dem Kreislaufe des Werdens. Aus dem Kreislaufe des Werdens folgt, daß die Seele nach dem Tode weiter existiert, aus der Wiedererinnerung, daß sie als denkendes Wesen weiter existiert. In ähnlicher Weise fügt der dialektische Beweis dem Beweise, daß die Seele als unauflösbare Substanz fortbesteht, den Beweis hinzu, daß sie mit innerer Lebens- und Schaffenskraft unaufhörlich verbunden ist. So haben wir im Phädon in Wirklichkeit nur zwei Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Der Dialog selbst weist mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß die Widerlegung des Einwurfes des Kebes die allergrößte Schwierigkeit hat. Wenn man dies festhält, so wird manches von dem, was Windelband S. 289 f. geltend macht, in einem anderen Lichte erscheinen, und wir werden auch bedenklich werden gegenüber der Behauptung, es liege in diesem letzten Teile des Dialogs gegenüber dem ersten Teile eine weitere Entwicklung der Ideenlehre vor. S. 292 lesen wir: „im zweiten Teile des Phaidon dagegen wird ausdrücklich behauptet, daß, wie es im „Sophistes" verlangt war (vgl. Soph. 247 ff., Phaed. 100 *d*), die Ideen als Ursachen der Erscheinungen aufgefaßt und erwiesen werden sollen." Im selben Sinne heißt es S. 296 f.: „Der Sinn der Sache ist also der: die Ideen, die bisher (und auch noch in der ersten Hälfte des Phaidon) nur die unveränderlichen, ewig seienden Gestalten und die Gegenstände des wahren Wissens bedeuteten, sollen jetzt auch als die Ursachen in der Welt des Entstehens und Vergehens erwiesen werden: und auf dies hier proklamierte Prinzip, das dann im „Philebos" weiter ausgeführt wird, gründet sich der neue Beweis im zweiten Teile des Phaidon. Im ersten Teil reichten die Voraussetzungen der Ideenlehre nur so weit, um zu zeigen, daß die Seele den ewig seienden Gestalten „sehr ähnlich" und deshalb von verhältnismäßig langer Dauer (insbesondere dem Leibe gegenüber) sei: jetzt soll bewiesen werden, daß, weil die Idee des Lebens die Möglichkeit des Todes ausschließt, auch der empirische Träger dieser Idee, die Seele, den Tod niemals erleiden kann."

Wenn im zweiten Teile des Phädon betont wird, daß die Ideen die Ursachen für die Dinge sind, während dies im ersten Teile nicht geschieht, so kann dies einfach seinen Grund darin haben, daß diese Eigenschaft der Ideen für den letzten und schwierigsten Beweis herangezogen werden mußte, während dies bei den früheren Beweisen nicht erforderlich war. Sehen wir ferner zu,

welcher Gebrauch von dieser Eigenschaft der Ideen gemacht wird. Die Idee oder der Begriff ist die Ursache oder sagen wir lieber der Grund für die Dinge, d. h. die Idee bestimmt das Wesen der Dinge. Demnach sind die Dinge so, wie wir sie denken müssen. Mit dem Begriffe Seele verbindet sich in unserem Denken notwendig der Begriff Leben. Daher schließt das Wesen der Seele den Tod aus, denn Leben und Tod sind Gegensätze, und daher ist der Tod unvereinbar mit dem Leben, zugleich aber auch unvereinbar mit dem Wesen der Seele, da mit dem Begriffe der Seele der Begriff des Lebens notwendig verbunden ist. So wird die Eigenschaft der Ideen, daß sie Ursachen für die Dinge sind, im letzten Teile des Phädon nur als ein Mittel für die dialektische Beweisführung verwandt. Ist denn das nun in den früheren Abschnitten des Phädon so ganz anders? Es ist eine Denknotwendigkeit, daß, wenn etwas größer wird, es vorher kleiner war, und daß überhaupt, wo es zwei Gegensätze gibt, der eine Gegensatz aus dem andern wird, daß also das Schlafen aus dem Wachen und das Wachen aus dem Schlafen wird. Daraus, daß wir dies so denken müssen, wird ein Kreislauf des Werdens und damit die Entstehung des Lebendigen aus dem Toten in derselben Weise erschlossen, wie die Unsterblichkeit der Seele daraus, daß wir den Begriff der Seele notwendig mit dem Begriffe des Lebens verbunden denken müssen.

Es ist mir überhaupt sehr zweifelhaft, ob es je eine Phase der Ideenlehre gegeben hat, wo die Ideen nicht die Ursachen für die Dinge waren. Die Gestaltung der Ideenlehre ging, wie allgemein bekannt, von der Sokratischen Behandlung der Begriffe, vorwiegend der ethischen Begriffe aus. Sokrates hatte aber durchaus nicht bloß ein theoretisches Interesse an dieser Betrachtung, sondern die ethischen Begriffe sollten Normen für das sittliche Leben sein und das ganze Handeln des Menschen bestimmen. So sind nach Sokrates die ethischen Begriffe Grund und Ursache für unser Tun. Was Sokrates von den ethischen Begriffen gelehrt hatte, das dehnte Plato auf alle Begriffe aus und machte so die Begriffe oder Ideen zu den Ursachen für alle Dinge. Wir sehen dies auch im Phädon. Weil Sokrates es für gut hielt, den Gesetzen des Staates gehorsam die von den Richtern über ihn verhängte Strafe zu erdulden, blieb er im Gefängnisse. So ist hier der Begriff Gut, mit anderem Worte die Idee des Guten Grund und Ursache für das sittliche Tun. Gleich darauf erscheint das Gute als Weltprinzip, als das, was auch den Weltkörpern ihren Platz im Weltenraume anweist. Dasselbe Verhältnis tritt uns auch sonst entgegen, z. B. in dem kleinen Dialoge Euthyphron. Hier erscheint die Idee der Frömmigkeit als das, was das Leben des Menschen bestimmt, also Grund und Ursache seines Denkens und Handelns ist, und die wahre Frömmigkeit besteht darin, daß der Mensch sich in den Dienst Gottes stellt und ihm hilft, sein Werk zu vollenden, das heißt, ihm hilft das Gute

in der Welt zu verwirklichen. So erscheint auch hier das Gute als Grund und Ursache des sittlichen Lebens und ebenso als Grund und Ursache des Werdens in der Welt. Die Lehre von den Ideen als den „Ursachen der Erscheinungen" tritt uns in den beiden Dialogen sogar in derselben Form entgegen. Wie der Phädon in seinem zweiten Teile lehrt, daß alles Schöne durch das Schöne schön ist, so wird im Euthyphron behauptet, daß das Fromme an sich das ist, wodurch alles Fromme fromm ist. Vgl. Phaedon Kap. 49, p. 100*c*: *τῷ καλῷ τὰ καλὰ καλά* mit Euthyphron Kap. 7, p. 6 *d. e*: *αὐτὸ τὸ εἶδος, ᾧ πάντα τὰ ὅσια ὅσιά ἐστιν. — μιᾷ ἰδέᾳ τά τε ἀνόσια ἀνόσια εἶναι καὶ τὰ ὅσια ὅσια* (vgl. in meinem Kommentar zum Euthyphron auf S. 7 ff. die kleine Abhandlung: Die Ideenlehre im Euthyphron). Es ist dabei darauf zu achten, daß der Euthyphron von den Forschern gewöhnlich zu den frühesten Schriften Platos gerechnet wird; auch Windelband zählt diesen Dialog zu Platos „Jugendschriften". Ist dies richtig, so folgt daraus, daß Plato seine Ideenlehre ihrem Kerne nach sehr früh gewonnen hat, denn der Euthyphron enthält zweifellos die Quintessenz der Ideenlehre, oder bereits von seinem Lehrer Sokrates überkommen hat. Im zweiten Falle wäre es vollkommen begreiflich, warum er diesen fast in allen Dialogen zum Dolmetsch seiner Anschauungen macht.

Durch die vorstehenden Ausführungen glaube ich dargetan zu haben, daß den Momenten, die Windelband zur Begründung seiner Hypothese vorgebracht hat, sich andere Auffassungen gegenüberstellen lassen. Aber auf jeden Fall hat seine Abhandlung das Verdienst, zu erneutem Nachdenken über den berühmtesten Dialog Platos anzuregen und so beizutragen, daß allmählich ein volles Verständnis seines Inhaltes und seiner Komposition gewonnen wird.

Gera. Gustav Schneider.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Memoria Graeca Herculanensis cum titulorum Aegypti papyrorum codicum denique testimoniis comparatam proposuit Guil. Crönert. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMIII. X u. 318 SS. 8°.

Der Verf. legt in acht Kapiteln die orthographischen und grammatikalischen Eigentümlichkeiten der herkulanensischen Papyri dar, beschränkt sich aber nicht auf diese, sondern zieht immer auch den Vergleich mit den analogen Erscheinungen in der Sprache der Inschriften und Papyri sowie den einschlägigen Varianten aus den ältesten Codices, so daß sein Buch ein Repertorium in allen schwierigen Fragen ist, die sich angesichts der ältesten handschriftlichen Überlieferung auf Papyrus und in Unzialhandschriften erheben. Nach Konstatierung des seltenen Gebrauches von Lesezeichen, die nur für dialektische Texte einschließlich Homer in Betracht kommen, stehen die Regeln über Silbentrennung, das stumme *I*, dann den Vokalismus überhaupt; es folgen Beobachtungen über den Konsonantismus, die Angleichungen des Auslauts mit dem Beginn des nächsten Wortes, die Konsonanten-Verdopplung, Nasalierung, über Vertauschungen, Auslassungen, Reduktionen von Vokalen und Konsonanten, die Aspiration, paragogisches *ν* und *σ*; dann eine Übersicht über auffallende Erscheinungen auf dem Gebiete der Deklination und Konjugation, ein Index von Verbalformen und anderen bemerkenswerten Wörtern überhaupt. Paläographische, grammatische und lexikalische Verzeichnisse erleichtern den Gebrauch des Buches, das mit ausdauerndem Fleiß gearbeitet und eine zuverlässige Fundgrube für die meisten sprachlichen und orthographischen Probleme ist, die sich an die älteste handschriftliche Überlieferung knüpfen. Vor allem tritt die Einheitlichkeit der sprachlichen Entwicklung zutage; denn die herkulanensischen Rollen zeigen auf Schritt und Tritt analoge Erscheinungen, die uns aus ägyptischen Papyri geläufig sind; die orthographische und paläographische Gestaltung der Texte zeigt ebenfalls eine enge Verwandtschaft. Der Verf. beschränkte sich wohl wegen der Überfülle des Stoffes auf die von seinem Thema gezogenen Grenzen,

obwohl der Ausblick auf analoge anderweitige Spracherscheinungen verlockend wäre.

Zu S. 30. Eine Zusammenstellung der Schreibungen mit *αει* neben *αι* wäre erwünscht, um einen Schluß darauf ziehen zu können, welchen Weg die Veränderung der Aussprache von *αι* zurücklegte; jedenfalls muß darauf hingewiesen werden, daß Ulfilas bei seinem *AI*, das bald mit *ái*, bald mit *aí* transcribiert wurde, eine zweifache Aussprache zur Voraussetzung hat. — S. 56 *ἔχθεσις* ist das Regelmäßige in Urkunden vom V.—VII. Jahrh. n. Chr. — S. 76. Hier wird das erste Mal eine Etymologie, bezw. Erklärung des Wortes *τετραλασσον* (abgekürzt *τετραλ*) im *Edictum Diocletiani* 28. 61—63, 65—67, 73 gebracht. Blümner bemerkt dazu: „man kann höchstens vermuten, daß mit diesem uns unbekannten Wort ein Stück Gewebe, das 4 *σάβανα* enthielt, bezeichnet wird, doch könnte ebenso gut eine andere mit der Zahl 4 gebildete Maßbezeichnung darunter verstanden sein.“ Gegen die Abteilung des Wortes in *τετρ-αλασσον* und die Beziehung zu *ἀλλάσσω* spricht, daß sich ein anscheinend verwandtes Wort dazu gefunden hat, welches *διλασσον* lautet und jedenfalls richtig in den Urkunden des Berliner Museums 814, 25; 816, 27. 22 gelesen ist. Die beiden Worte und ihre Etymologie sind also noch immer rätselhaft. — S. 87 zu *ἄρκος* Bär vgl. die Form *ἄρξ* in der Silko-Inschrift, Lepsius-Hermes X 129. — S. 130. Hier vergleicht der Verf. eine paläographische Erscheinung mit einer sprachlichen, man sieht da, wie wichtig es wäre, bei den Transcriptionen der ältesten Überlieferung alle paläographischen Eigentümlichkeiten zu beobachten oder im Druck wenigstens anzuzeigen, statt sie zu unterdrücken. — S. 155. *εχαστον* bei Revillout *Melanges* 302 II*a* ist eine Verschreibung. — S. 244. Zu *αἱρέω* sind die Formen *ἥρμένος* (Ref. Studien zur Paläographie und Papyruskunde 1901 I 5), ja sogar *ἥρσθαι συνῆρσθαι* (Mitteis, Leipziger Papyrus bei Vitelli, *Atene e Roma* 1903 VI Nr. 56, S. 250 N., Urkund. Berlin. Mus. 975 a. 45 n. Chr.) nunmehr sicher nachgewiesen; sie waren im Jahre 1889 noch nicht bekannt und ich konnte damals *συνῆρμαι* nur von *συναίρω* und nicht von *συναιρέω* ableiten; dies hinderte mich, die Urkunde im *Corpus Papyrorum Raineri* I 23 als Ehescheidung zu erkennen. — S. 253. *απειτω απεστω* nebeneinander bietet das Testament des Abrahamios, Bischofs von Hermonthis Z. 65, Wiener Studien IX (1887), S. 241, 242 (nebenbei gesagt, ignoriert von Mitteis, Aus den griechischen Papyrusurkunden, S. 43, N. 36). — S. 292. Schreibungen wie *γεομετρία* haben, da das Gefühl für den Unterschied von *ο—ω* erstorben ist, als Varianten wenig Interesse.

Der Druck ist korrekt; ich habe nur bemerkt S. 128, Z. 7 v. o. *nihilque* f. *nihilique*, S. 130, Z. 4 v. u. *que* f. *quae*, S. 275, A. 1 *illo* f. *illi*.

Wien. Karl Wessely.

Euripides Iphigenie in Aulis. Einleitung und Kommentar von Karl Busche. (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben, VII.) Wien, Karl Graeser & Kie. 1903.

Wie die taurische Iphigenie des Euripides durch Goethe, so ist die aulische durch Schiller dem Deutschen nahegerückt. Sie gehört unstreitig zu den ergreifendsten Stücken des Dichters: die zahlreichen prachtvollen Stellen des Dramas wiegen die Übelstände der Überlieferung, insbesondere die umfangreiche Kontamination, sicherlich auf. Darum ist der Versuch, die Einkehr in dieses Werk der studierenden Jugend zu erschließen, gewiß willkommen zu heißen. Aber Busches Arbeit verdient auch das Lob, daß sie auf eifriger wissenschaftlicher Beschäftigung, insbesondere mit den Fragen der Kritik, gegründet ist. Ich begnüge mich daher, zunächst auf einzelne Mängel den Finger zu legen. Zu weit scheint mir der Verf. in der Vermeidung von Verweisungen gegangen zu sein, obwohl ich selbst ein Zuviel in dieser Hinsicht verurteile. So hätte zu V. 73 auf Eur. Kykl. 182 ff. verwiesen werden können, zu 196 (*σχῆμα Ἀλκμανικόν*) auf die schon bei Homer (*E* 774, *Γ* 138, *κ* 513) vorkommenden Fälle dieser Erscheinung, zu 966 *νόστος* = Fahrt auf Homer *ε* 344, zu 1260 *ὅπλων ἄνακτες* auf Aesch. Pers. 378 f., endlich zu 1347 *τοῦδ' εἵνεκ'* auf die jedem Schüler geläufige Stelle Dem. Ol. 3, 14 *πάλαι γὰρ ἂν εἵνεκά γε ψηφισμάτων ἐδεδώκει δίκην*. Zu 282 ist das Komma nach Eurytus zu tilgen oder es ist zu schreiben: 'ein Sohn des Eurytus, Thalpyios, ...', zu 299 schr. statt 'kenne ich': 'kennen wir' und in der folg. Zeile st. 'der Gatten': 'unserer Gatten', zu 498 hätte die Anmerkung zu *μέτεστι* schon bei V. 494 *μέτα* stehen sollen. Die Bemerkung zu 681 werden kaum alle Ethnologen billigen. Zu 901 war der Solözismus *θνητός* als *fem.* jedenfalls zu notieren. Zu 937 fehlt die Erklärung, daß *τοὐμὸν δέμας* = *ἐμέ*, zu 1118, daß *μέλλει* 'beabsichtigt' heißt, zu 1514 war auf die Nbf. *Ἄρταμις* hinzuweisen. — Ferner möchte ich eine Anzahl von Stellen verzeichnen, wo die Anmerkung verständlicher zu fassen wäre oder wo eine solche gänzlich fehlt, aber notwendig ist: 66, 338, 242, 270, 525, 571, 880, 742, 933, 1048, 1354; 41, 84, 134 (s. 1339), 477, 528 (*οὔμ'* = *ὃ ἐμέ*), 686, 1017 f.; 1214 (*τάπ'*), 1287 (*πόθεν* = 'warum'). — In der 'Übersicht der Metra' vermisse ich sehr lebhaft die Ikten: daß ⏑⏑⏑–⏑⏑⏑⏑⏑– ein Glykoneus ist, wird der Schüler kaum begreifen, wohl aber, wenn geschrieben stünde: ⏑́⏑ –́⏑⏑ ⏑́⏑ –. Dasselbe gilt von dem Dochmius –⏑⏑–⏑– (statt: –⏑́–́⏑–́). Auch das Verständnis für die neue Lehre v. Wilamowitzens vom 'chorjambischen Dimeter' darf man nicht so ohne weiteres beim Schüler voraussetzen, namentlich nicht in Fällen wie V. 188 –––⏑ | ⏑⏑⏑⏑–. Im Texte möchte ich empfehlen, die Parenthesen (65 f., 361, 681, 1478) statt zwischen Semikola zwischen Pausen oder Klammern zu setzen, ferner vermisse ich Kommata 249 vor *θεάν*, 263 vor *κλυτάν*,

970 vor *χρίν*. — Ein wichtigerer Druckfehler ist *βαλίους* zu 225, endlich fehlt im Texte zu 1080 am Rande die Angabe '*ἐκφδός*' (wie bei Nauck).

Wien. Hugo Jurenka.

Syntax und Stil des Tertullian. Von Dr. H. Hoppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Bielefeld. Leipzig, Teubner 1903. VIII und 228 SS. 8°. Preis 8 Mk.

Hoppe hat bereits in seiner Dissertation *De sermone Tertullianeo quaestiones selectae,* Marburg i. H. 1897 einen schönen Beitrag zur Kenntnis der Sprache Tertullians geliefert. Der Inhalt der Dissertation (Gräzismus, Archaismus, Afrikanismus, juristische Ausdrucksweise) ist in dem vorliegenden, auf breiter Grundlage aufgebauten Werke auszugsweise verwertet, so daß die Dissertation immerhin noch ihren selbständigen Wert behält. — Hoppe bespricht diesmal einleitend die schriftstellerische Bedeutung und Beurteilung Tertullians: es ist eine zutreffende Charakteristik des eigentlichen Schöpfers der lateinischen Kirchensprache. Bei dieser Gelegenheit kommt H. auch auf die auffallende, von ihm in ihren Gründen nachgewiesene Erscheinung zu sprechen, daß Tertullian von den Philologen bisher vernachlässigt wurde, während die Theologen ihn längst gründlich ausgebeutet haben. Auch die Frage nach dem afrikanischen Latein wird behandelt und im Sinne Nordens gelöst.

Die Behandlung der Syntax Tertullians nimmt die kleinere Hälfte des Buches ein: S. 13—84. Der Verf. geht nach den üblichen Rubriken der Kasus- und Verbalsyntax vor und sammelt reiches Stellenmaterial, das für einzelne Erscheinungen vollständig ist. Auffallend ist, daß in der Kasussyntax die Behandlung des Genetivs und des Ablativs der Eigenschaft unterblieben ist. Nicht immer zuverlässig sind H.s Angaben darüber, welche Schriftsteller im Gebrauche der verzeichneten Konstruktionen dem Tertullian jedesmal vorangegangen sind; auch erscheint manches, weil von H. aus der früheren Literatur nicht belegt, mit Unrecht als Neuerung Tertullians. So bringt H. S. 22 für *frequens* c. Gen. nur die eine Stelle aus Tertullian bei, ohne Hinweis auf Stat. Silv. V 3, 138 und Tac. Ann. IV 65. — Ebd. übersetzt H. unter *ieiunus* die Worte (Pud. 1 *ex*) *ieiunas pacis lacrimas profusuris (moechis)* so: 'Tränen, die ihnen den Frieden nicht verschaffen'. Hätte er Iustin. 38, 6, 8 *imperii divitiarumque avidi ieiunique* ('gierig und hungrig nach...') gekannt, so hätte er eine andere Übersetzung gewählt. — Andere Adjektive mit dem Gen., für welche H. außer Tertullian regelmäßig keine Belege beizubringen weiß, sind S. 23 f.: *ingratus:* Plin. N. h. XII 41 *Arabia falsa et ingrata cognominis; intrepidus* (c. Gen. vor Tertullian nicht nach-

weisbar): Claud. III cons. Hon. 31 *pressit intrepidum ferri; plurimus:* Silius XVI 363 *plurimus idem ludentis per colla iubae; prosper:* Hor. carm. IV 6, 39 *Noctilucam prosperam frugum.* — Die Prüfung des Abschnittes über den Infinitiv veranlaßt dem Ref. zu folgenden Berichtigungen: S. 46: '*impetro* c. inf., das nach Draeger nicht vorkommt...' Aber vgl. Tac. Ann. XII 27 *Agrippina in oppidum Ubiorum veteranos coloniamque deduci impetrat* (Amm. XIV 1, 3). — S. 47: '*praescribo* c. inf. erst seit Tac.'. Aber vgl. Cic. Font. 10, 22 *si hoc indici praescriptum lege putatis, testibus credere.* — Ebd.: '*suadeo* c. inf. schon bei Ter. und Lucr. sowie im nachklass. Latein'. Aber vgl. noch Auct. Her. III 5, 8 *tutam rationem sequi qui suadebit.* Cic. de or. I 59, 251 *nemo suaserit — adulescentibus — elaborare.* Fin. II 29, 95 *vide ne facinus facias, cum mori suadeas.* — Ebd.: 'ebenso *persuadeo* (überreden) poet., nachklass. und nam. im Spätlat.'. Allein vgl. noch Nep. Dion 3, 3 *Plato — ei persuasit — finem facere.* Cic. Phil. XIII 17, 35 *quibus persuasum est — persequi.* — S. 52: '*praecipio* mit Acc. c. i. zuerst bei Plin. m.'. Allein vgl. Cic. Top. 6, 29 *sic veteres praecipiunt — persequi.* Att. XII 51, 2 *tempora, quibus parere omnes πολιτικοί praecipiunt.* — Ebd. *pugnare* mit Acc. c. i. ohne Beleg. Vgl. Cic. Fin. III 12, 41 *pugnare non destitit non esse rerum controversiam, sed nominum.* — Ebd. *tenere* 'an einer Meinung festhalten' mit Acc. c. i. ohne Beleg. Vgl. Cic. Fat. 10, 21 *non teneat omnino fato fieri;* ibd. 16, 38 *tenebitur omnem enuntiationem aut veram aut falsam esse.* Rep. II 33, 57 *tenetote — non posse hunc — conservari statum.*

Diese kleinen Mängel dürfen bei der Masse des Stoffes, der zu verarbeiten war, nicht zu hoch angeschlagen werden. Übrigens liegt die Stärke des Buches in dem stilistischen Teile S. 85—220. Wir haben es hier mit gründlichen Untersuchungen über den stilistischen Gebrauch der Redeteile, über Neubildungen und Bedeutungsänderungen — ein besonders reich bedachter Abschnitt —, über Brachylogie und Ellipse, über die rhetorischen Mittel, über Metapher und Gleichnis zu tun. Mit Recht kann der Verf. behaupten, daß es hier galt, neue Wege einzuschlagen oder erst wenig betretene zu verfolgen. Nur bei der Darstellung der rhetorischen Mittel konnte er Wölfflins einschlägigen Untersuchungen, vor allem aber den Anregungen folgen, welche Norden ('Antike Kunstprosa') gegeben hat, der zuerst nachweist, auf wie hoher Stufe der Kunst die Prosa des vielfach falsch beurteilten Kirchenvaters steht. Im ganzen aber ist H.s Werk darum von hervorragender Wichtigkeit, weil hiemit die notwendige Grundlage für sprachliche Untersuchungen an späteren Kirchenschriftstellern gegeben ist.

Wien. J. Golling.

C. Iulii Caesaris de bello Gallico commentarii VII. **Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Fries. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit. Mit 20 Abbildungen und 1 Karte von Gallien. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. VIII und 220 SS. 8°. Preis geb. 2 K.**

Man wird sich unwillkürlich fragen, ob diese Ausgabe neben der im gleichen Verlage im Jahre 1903 schon in der 7. Auflage erschienenen Prammerschen Cäsarausgabe ein Bedürfnis war. Die Einrichtung ist, wie schon der Titel sagt, fast dieselbe. Statt der kurzen Einleitung über die Gallier und Cäsar gibt Fr. nur eine kurze chronologische Übersicht über Cäsars Leben und Schriften. Buch VIII, bei Pr. vorhanden, fehlt bei Fr. ganz. Fr. sagt, es komme für die Schullektüre ohnehin nicht in Betracht. Mag sein, der Inhalt ist aber nicht ganz ohne Interesse, so z. B. die Vorrede (auch 48, 10), die weiteren Germanenkämpfe, *Uxellodunum*, bes. aber die Überleitung zum *b. civ.* von cap. 50 ab, all das möchte wohl dafür sprechen, auch dieses Buch der Privatlektüre zu empfehlen.

Das dem Text angehängte Namenverzeichnis ist bei Pr. erschöpfend behandelt, bietet also dem Schüler alles, was er von jedem Namen in seinem Cäsar finden kann. Fr. setzt neben die Stellen nur eine ganz knappe Worterklärung hinzu.

Auch der Anhang ist bei Fr. viel knapper ausgefallen, obwohl kaum etwas Wichtiges vermißt wird. Die Abbildungen stimmen fast ganz, nur ist ihre Zahl bei Pr. reichhaltiger. Die *acies triplex* und die 'Legion in Angriffsfront' sind bereits aus Meusels Ausgabe bekannt, die Cäsarstatue vor dem Titelblatt ist bei Fr. neu gezeichnet, ohne daß man aber sagen könnte, daß der Gesichtsausdruck sich dem Cäsartypus mehr genähert hätte.

Es bleibt nur noch der Text. Zunächst die äußerliche Behandlung. Pr. hat bekanntlich die neue Mode mitgemacht und von der 5. Auflage ab, wenn ich nicht irre, die einzelnen Kapitel auf dem Seitenrande inhaltlich skizziert. Dieser pädagogisch-didaktischen Tartüfferie nach dem Vorgang der Aschendorffschen Sammlung auch hier den Garaus gemacht zu haben, ist ein anzuerkennendes Verdienst der Fr.schen Ausgabe. Ich habe diese Überpädagogik nie verstehen können, schon deshalb nicht, weil in der Fixierung des Inhalts dessen, was man gelesen, zumal im Lapidarstil, die eigentliche Krönung der Lektüre für Schüler und Lehrer liegt. Dafür hat Fr. aber — und auch hier wurden Aschendorffs Klassiker-Ausgaben zum Vorbild — im Texte zusammenfassende Überschriften angebracht, die den Schüler in ähnlicher Art orientieren, wie etwa bei Pr. die kurzen Buchauszüge vorne in der Einleitung. Also z. B. I 2—19: Der Krieg gegen die Helvetier.

Endlich hat Fr., wiederum so wie in Aschendorffs Sammlung, gegen die herrschende Gepflogenheit des fortlaufenden Zeilendrucks mitten in den Kapiteln neue Druckabschnitte eingeführt. Man muß

ihm recht geben, wenn er sagt, daß der Anblick des fortlaufenden Druckes für 13- oder 14jährige Knaben etwas Lähmendes und Abschreckendes hat. Ich suchte mir bisher mit Auslassung des minder Wichtigen besonders in langen Kapiteln zu helfen. Überdies werden die *orat. obl.*, bedeutsame Stellen und Wörter durch Druck hervorgehoben, also so wie das teilweise schon Fügner tat. Man sieht, Fr. nahm als echter Schulmann das Gute überall dorther, wo er es fand.

Das wäre also das Äußerliche. Was nun den Text selbst anbelangt, so bestrebte sich Fr., ihn lesbar zu machen. An Meusel lehnte er sich selbstverständlich in erster Linie an, befolgte aber, wie er sagt, 'grundsätzlich' die Lesarten der Handschriftenklasse α. Daher schreibt er z. B. I 44, 13 *discessisset* gegen *decessisset;* 46, 2 *facit* gegen *fecit;* 51, 1 *praesidium* gegen *praesidio;* 51, 3 *in proelium* gegen *ad proelium;* 52, 6 *conversa* für *coniecta* u. ä. Ich habe zur Vergleichung das I. Buch durchgesehen. Abgesehen von orthographischen Kleinigkeiten (so z. B. *septentriones* gegen *septemtriones* bei Pr., *adscisco* gegen *ascisco* u. ä., dann Dingen wie *Haeduus* gegen *Aeduus, Diviciacus* gegen *Divitiacus* u. ä. — Pr. stand zwar auch auf diesem kritischen Standpunkte, näherte sich aber allmählich der modernen Anschauung über den Cäsartext und nimmt allmählich immer mehr auf die β-Klasse Bedacht —) ist bei Fr. auch die Interpunktion den neuen Regeln angepaßt; ab und zu wird auch abweichend gegen Pr. getrennt. I 12, 5 scheidet Fr. mit Fügner und Meusel so: '*Hic pagus unus, cum domo exisset, patrum nostrorum memoria L. Cassium consulem interfecerat*'. Pr. und mit ihm Kübler machen den Beistrich hinter *memoria* mit Recht, wie ich glaube; denn der *cum*-Satz ohne den Beisatz *patrum nostrorum mem.* hängt förmlich in der Luft. Im ganzen zähle ich in diesem Buche über 40 Stellen, an denen Fr. von Pr. abweicht. Die eine oder die andere möge besprochen werden.

Es stimmt nicht mit der grundsätzlichen Berücksichtigung der α-Klasse, wenn Fr. z. B. I 14, 4 *Allobroges* statt *-ās* (mit AM, *Allobrogos* in C deutet m. E. auch eher auf *as*) schreibt; das letztere zieht auch Meusel vor, der jedoch selbst an anderen Stellen *-es* hat (vgl. auch Neue-Wagener I[3] 491). Dem gegenüber fällt es auf, wenn er I 52, 5 mit α *in phalangas* stehen läßt; das fällt nicht bloß formell auf, sondern auch mit Rücksicht auf das eine Zeile vorher gegangene *phalange facta* sachlich. Hier war also die grundsätzliche Berücksichtigung der α-Klasse aufzugeben, nicht an der oben genannten Stelle; es wäre denn, daß Fr. an eine durchgängige Analogie bei Cäsar wenigstens im Formellen glaubt. Das ist aber auch nicht wahrscheinlich, weil er VII 64, 7 mit α *Allobrogas* stehen ließ. Ähnlich *Triboces* I 51, 2 mit α (*-os* z. B. Prammer, Fügner, Meusel), dagegen IV 10, 3 *Tribocorum* auch mit α und anderen Herausgebern; oder I 45, 1

merens an einer Stelle gegen sonstiges *meritus*. Mit Recht schrieb er aber I 50, 2 *circiter meridiem* gegen -*e* bei Pr. und Meusel.

Aufgefallen ist mir I 16, 4 in der bekannten Klimax von dem Getreide, das die Häduer zu liefern hatten, die Schreibung *conferri, comportari, iam adesse*, was Pr. in der 7. Auflage auch schon bietet. Wenn auch paläographisch möglich, stört es unbedingt, weil es zum *ad* in *adesse* doch nichts Neues, Charakterisierendes hinzusetzt. *Passum* I 22, 5 wird wohl Druckfehler sein, weil Fr. sonst überall den vollen Genet. *passuum* hat.

Im ganzen sei die Ausgabe, die sehr schön ausgestattet ist, schon wegen der äußerlichen Behandlung des Textes, die der Schule angemessener ist, recht empfohlen.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

Adolf M. A. Schmidt, Schülerkommentar zu Livius' Buch I, II, XXI, XXII und den Partes selectae. Zweite Auflage. Wien, F. Tempsky 1908. IV u. 248 SS. 8°. Preis geb. 2 K.

— — Beiträge zur Livianischen Lexikographie. 4. Teil: *cis, citra, extra, infra.* Separat-Abdruck aus dem Progr. des Obergymnasiums in St. Pölten 1908. 22 SS. gr. 8°.

Es ist erfreulich zu beobachten, welche Sorgfalt der durch seine Liviusstudien bestens bekannte Verf. dieser neuen Auflage seines schon früher freundlich anerkannten Schülerkommentars zugewendet hat. Es wurde von ihm im Vorworte nicht zu viel behauptet, wenn er von einer Umarbeitung spricht. Jede Seite bietet dem Prüfer Reihen von Beispielen für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher unter gleichzeitiger Benützung bisheriger Rezensionen und brieflicher Winke gar viele Einzelheiten bis zu kleinen Änderungen des Ausdrucks herab nochmals überlegt wurden. Was die allgemeine äußere Umgestaltung betrifft, wird dieselbe unter Schulmännern wohl auch nur Billigung finden: eine Reihe sprachlicher Eigentümlichkeiten des Livius und allgemeiner stilistischer Anweisungen wurde nun für den Schüler in einem besonderen Anhange zusammengefaßt (S. 242—248 einschließlich); verwiesen wird jetzt — außer auf die Nummern des genannten Anhangs — nur mehr auf Stellen desselben Buches mit Rücksicht auf die verschiedene Auswahl des Lesestoffes in den einzelnen Anstalten. Auch im Detail des Kommentars zeigt sich die fortgesetzte Erfahrung des Lehrers mit stetem Hinblick auf das praktische Bedürfnis der Schule. Allgemeinere sprachgeschichtliche Bemerkungen wurden weggelassen und etwaige Hinweise auf Derartiges für diese Schülerstufe dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt; dafür war der Verf. bestrebt, namentlich bei der Übersetzung einzelner Wendungen auf die Stilistik mehr Rücksicht zu nehmen. An Stelle früherer Fragen an den Schüler wurden sofort verständliche und

mehr anregende Bemerkungen gesetzt, bei passender Gelegenheit auch Vergleiche mit dem Griechischen angedeutet (z. B. S. 14; 50; 128; 148; 223); das Streben nach noch präziserer Fassung macht sich durchweg bemerkbar (vgl., um nur ein paar Beispiele herauszuheben, S. 94 zu *manipulatim,* S. 120 zu *varius ululatus,* S. 163 zu *ratio belli,* S. 174 zu *praeproperum ingenium* usw.). Nur hie und da würde man vielleicht zweifeln können, ob nicht der einstige Wortlaut oder weitere kleine Feilung dem Schüler noch ersprießlicher wäre. So hätte z. B. die frühere Anmerkung S. 1 zu *legentium* über den Unterschied zwischen dem Partizipium und dem Substantiv *lector,* zumal da die Sache im neuen Anhang nicht berührt wird, stehen bleiben können. — S. 50 würde die Erklärung des *scilicet quod* durch „natürlich, weil (nach seiner Ansicht)" einfacher geblieben sein, als durch die Verdoppelung „natürlich, offenbar, weil". — Zu knapp dürften dagegen für manchen Schüler Fassungen sein, wie S. 127 „*aegerrime* (nur)"; etwa doch passender eine Bemerkung über Weglassung von Adverbien nach Nägelsbachs Stilistik oder geradezu, wie sonst, kurze Anleitung zur Übersetzung („nur mit größter Mühe")? — Da gewöhnlich in durchdachter Weise Übersetzungen von Wörtern, welche Schülern dieser Stufe ohnehin bekannt sind, nur, wenn es sich um eine feinere Nuancierung im betreffenden Zusammenhange oder um Feststellung des Unterschiedes bei nahe stehenden Synonymen handelt, eingeflochten werden, könnten ein paar Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. „*fovea* Grube" oder „*disciplina* Zucht", wohl ohne Schaden wegbleiben. Derartige Beobachtungen über einige Kleinigkeiten können dem Werte der verdienstlichen Arbeit, die wieder bestens empfohlen werden soll, natürlich keinen Eintrag tun.

In der oben an zweiter Stelle genannten Schrift kehrt der Verf. zur erwünschten Fortsetzung (vgl. u. A. H. I. Müllers Urteil im Jahresber. des philolog. Vereins zu Berlin 1889, S. 63) der in den Programmabhandlungen von Baden 1888, Waidhofen a. d. Th. 1889 und 1892 begonnenen wissenschaftlichen Beiträge zurück, denen in Rezensionen „Besonnenheit" und „Bedeutung" zugesprochen wurde. Es handelt sich auch bei der diesmaligen lexikographischen Studie nicht um bloße Stellensammlungen aus Livius, sondern ebenso wieder um Rücksichtnahme auf Vorgänger und Nachfolger, auf die Erscheinungen in den einzelnen Dekaden des Pataviners sowie um Besprechung der Stellung und Wiederholung der in Betracht gezogenen Wörter. Überall sind dabei die neuesten Ausgaben und Forschungen zurate gezogen, schwankende Lesarten und Konjekturen durch das Sternchen bezeichnet; auch kritische Bemerkungen finden sich. — S. 4, wo zur weiteren Bekräftigung der XXIII 17, 10 von allen neueren Herausgebern aufgenommenen Gronovschen Herstellung *cis* (*ci* P^1, *circa* P^2) auch die Stelle XXVI 34, 9 herangezogen wird, haben wir, nebenbei bemerkt, zugleich wieder ein Beispiel der vom Ref. wiederholt in ihrer

großen Ausdehnung nachgewiesenen Fehlergruppen, welche in der Livius-Überlieferung schon frühe durch Auslassung oder falsche Zusetzung eines *s* am Wortende entstanden und im Verlaufe zu weiteren Änderungen Anlaß gaben. — Recht beachtenswert erscheint S. 6 die Anmerkung über das verdächtige asyndetische *ultro citro* IX 45, 2 gegenüber dem sonstigen *ultro citroque* bei Livius; es wird wohl letztere Form, die mit alten Ausgaben noch Drakenborch hielt, auch da wieder herzustellen sein, zumal da in dieser Überlieferung Ausfall eines *que*, wie dies Ref. in seinen Abhandlungen ebenfalls oft belegen konnte, durchaus nicht ungewöhnlich ist. — Sehr übersichtlich ist am Schlusse eines jeden Kapitels das Ergebnis zusammengefaßt. — Im Literaturverzeichnis würde man gerne auch Riemann, *Études sur la langue et la grammaire de T. Live* erwähnt sehen.

Die S. 3 angekündigte weitere Fortsetzung dieser Studien (zunächst über *ob*, *propter*, *causa*, *gratia*, *ergo*) wird überall willkommen sein.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. (Frankfurter Lehrplan.) Von Dr. J. Wulff u. Dr. E. Bruhn. Erster Teil: Aufgaben für die Untertertia von Dr. J. Wulff. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. XVI u. 92 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf.

Nach dem Frankfurter Lehrplane beginnt der lateinische Unterricht erst in der Untertertia. Da der Schüler infolge des vorausgegangenen dreijährigen französischen Sprachunterrichtes eine größere Fertigkeit besitzen muß, sich in einer fremden Sprache zu orientieren, werden in diesem für den Anfangsunterricht bestimmten Buche höhere Anforderungen an ihn gestellt; denn er hat in einem Schuljahre aus der Formenlehre das Pensum unserer ersten zwei Gymnasialklassen zu absolvieren.

Im ersten Teile des Buches (S. 1—48) wird das Regelmäßige aus der Formenlehre behandelt, wobei die I. und II. Konjugation zwischen die Deklinationen, die IV. Konjugation zwischen Komparation der Adjektive und die Pronom. gereiht sind, während die III. Konjugation den Schluß bildet, eine Einteilung, die gegenüber der üblichen Aufeinanderfolge der vier Konjugationen methodisch manche Vorzüge hat. Im zweiten Teile (S. 60—90) sind die Deponentia, die Unregelmäßigkeiten der Konjugation und Deklination, die Distributiva, die Zahladverbien und Pronomina indef. in den Übungsstücken verwertet.

Der Gebrauch des Übungsbuches setzt den gleichzeitigen Gebrauch von Wulffs lateinischem Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler voraus, das ebenfalls in neuer Auflage (Berlin 1903) erschienen ist. Lesebuch und Übungsbuch enthalten je 103

Nummern, zum Teil zusammenhängende Stücke, zum Teil Einzelsätze, zwischen denen häufig inhaltliche Verwandtschaft herrscht. An die Durchübung einer Nummer aus dem Lesebuche hat sich in der Regel die entsprechende Nummer aus dem Übungsbuche zu schließen. Die deutschen Sätze sind nicht immer Umbildungen der lateinischen, immer aber ist in ihnen das Wortmateriale der lateinischen Stücke verwendet, weshalb das deutsche Übungsbuch auch kein Vokabular besitzt, der Schüler kann nur die Wortkunde des latein. Lesebuches zurate ziehen. Ein besonderer Nachdruck wird auf die syntaktische Propädeutik gelegt, speziell in der vorliegenden neuen Auflage hat die propädeutische Einführung in den Gebrauch des Infinitiv eine neue Fassung erfahren. Den im Lesebuche in systematischem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren vorgeführten und in der Wortkunde jedesmal näher bezeichneten syntaktischen Erscheinungen sind auf S. 30—36, 52—58 zusammenfassende Übungsstücke gewidmet.

Wenn auch dem geistig reiferen Tertianer schon mehr zugemutet werden darf, bleibt doch die Bewältigung des Stoffes — Lesebuch und Übungsbuch bieten zusammen 167 Seiten — für Schüler und Lehrer nicht leicht. Namentlich bei einem Ausmaße von acht Unterrichtsstunden in der Woche wird öfter an noch weitgehendere Kürzungen geschritten werden müssen, als sie der Verf. selbst anrät (Vorw. S. VII und X), zumal da zum Übungsmaterial des Buches noch Retroversion und Variationen der Sätze treten sollen (Vorw. S. VI), um sowohl die Formenlehre als auch die zahlreichen syntaktischen Erscheinungen, die im Übungsbuche berührt werden, für die Zukunft zu sichern. Hinsichtlich des deutschen Textes ist nichts Nennenswertes auszusetzen. Die Sätze, von denen die meisten schon praktisch in der Schule erprobt worden sind (Vorw. S. VI), entsprechen vollkommen ihrem Zwecke. Allzu häufig scheint mir mit dem Gebrauche einzelner Kasus von Substant. und Pron., ohne daß der Schüler deren Deklination gelernt hat, vorgegriffen zu sein. Wir finden gleich auf den ersten Seiten als Hilfe für die Übersetzung aus dem Deutschen die eingeklammerten Formen *qui* (= welcher, welche), *vos, tibi, te, is qui, eos qui, eorum* (= ihre), *Ciceroni, Martem* u. a. Das Vorausnehmen einzelner Kasus kann nur Wert haben, wenn sich Beschränkung und oftmalige Wiederkehr der einmal angeführten Formen verbinden. Auch die Nebeneinanderstellung von gleich gebildeten, aber in der Bedeutung verschiedenen Verbalformen wie *deceptus est* und *elapsus est* (Nr. 33, 4) ist zu meiden, solange der Schüler den Begriff der Deponentia nicht kennt. Endlich sollte im Anfange des Unterrichtes das Gedächtnis des Schülers auch nicht nebenbei belastet werden mit den Termini für „Rechnungsbuch, Geschäftszimmer, Schlafzimmer, Speisezimmer, Regenfang" (Nr. 6) u. ä. — Der Druck des schön ausgestatteten Buches ist bis auf *quisqam* st. *quisquam* (S. 83) durchaus korrekt.

Aufgaben für die Obertertia der Gymnasien, bezw. Obertertia und Untersekunda der Realgymnasien. Von Dr. J. Wulff und Dr. E. Bruhn. Zweiter Teil. Berlin, Weidmann 1903. VIII u. 196 SS. 8° Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Der Gang des Buches schließt sich im ersten Teile (S. 1—81), der nur aus Einzelsätzen besteht, an die lateinische Satzlehre von Reinhardt-Wulff (Frankfurt a. M. 1901) an. Da die ersten zwölf Stücke nur wenige neue syntaktische Regeln vorführen, ist für die ersten Wochen Zeit zur Wiederholung gewonnen. Für die folgenden Stücke, welche die Satzbestimmungen in den einzelnen Kasus, im Infinitiv, durch das Gerundium und Supinum betreffen, ist durch die im oben besprochenen Übungsbuche für Untertertia angewendete syntaktische Propädeutik sowie durch die syntaktische Zusammenstellung in der Wortkunde des mit diesem Übungsbuche parallel gehenden Wulffschen lateinischen Lesebuches vielfach vorgearbeitet. Den zweiten Teil des Übungsbuches (S. 82—96) bilden zusammenhängende Stücke, einerseits freie Aufgaben, welche die Kenntnis der in den Einzelsätzen eingeübten Regeln der Satzlehre voraussetzen, anderseits Inhaltsangaben und Variationen zu Nepos und Cäsars Bell. Gall. (I—VI), von denen manche schon während des Schuljahres nach der Lektüre der betreffenden Abschnitte des Autors ohne größere Schwierigkeit übersetzt werden können.

Das großenteils der bekannten Aufgabensammlung von weil. Dir. Haacke entnommene Übungsmaterial haben die Verff. so geändert und geordnet, daß es sich genau an den im Übungsbuche für Untertertia eingehaltenen Unterrichtsgang anschließt. Mag in den zusammenhängenden Stücken vielleicht hie und da ein Satz etwas zu lang sein wie S. 113, 2 u., ein oder der andere Ausdruck minder gefällig erscheinen (z. B. Belobigung st. Belobung, sich auf das Studium legen st. verlegen, sich bemerklich machen st. bemerkbar, die Meeresküste befehligen u. ä.), mag hie und da ein Satz eine für Obertertia minder wichtige sprachliche Erscheinung enthalten, wie die Verff. selbst erwähnen (Vorw. S. VII), der günstige Gesamteindruck, den das Buch macht, wird dadurch nicht getrübt. Ob die Vokabeln in den Fußnoten und die Hinweise auf die Wortkunde des Wulffschen Lesebuches ein Vokabular zum Übungsbuche überflüssig machen, möchte ich nicht ohneweiters bejahen. In den Stücken im Anschlusse an Cäsar wird der Schüler allerdings unmittelbar nach der Lektüre der einschlägigen Kapitel die Bedeutungen für „Bug und Heck, Rahen, Takelwerk, Bravour, Aufklärungsdienst, Rekognoszierungspatrouillen“ u. ä. im Gedächtnisse haben; er wird auch Ausdrücke treffen, wie „eine Scharte auswetzen, an den Rädelsführern ein Exempel statuieren, ohne Durchgangszoll passieren“ u. ä., natürlich, wenn auch bei der Lektüre des Autors diese oder ähnliche Ausdrücke gewählt worden sind. Da aber manche Stücke wie Nr. 15, 20, 21, 22 sich an

verschiedene Kapitel verschiedener Bücher lehnen, deren Gesamtlektüre nicht vorausgesetzt werden kann, dürfte der Schüler zu diesen Stücken bei der Übersetzung freierer Ausdrücke, welche die Verff. mit Vorliebe wählen (Vorw. S. VIII), öfter ein deutsch-lateinisches Vokabular vermissen. In manchen Sätzen wird ihm freilich Hilfe geboten, um die Schwierigkeit einer freieren Wendung zu überwinden, so bei den Ausdrücken „Hagel von Geschossen (*obrutus*), Arbeitsscheu (*fugiens*), ohne daß die Feinde es merkten (*clam* mit Abl.), Zweck (*velle*)" u. a., aber eben nicht überall, wo die Nachhilfe mindestens ebenso geboten erscheint wie in den angegebenen Fällen. — Ausstattung und Druck sind tadellos.

Wien. Franz Kunz.

Lateinisches Übungsbuch für Sekunda im Anschluß an die Lektüre, nebst stilistischem Anhang und Wörterverzeichnis. Von Dr. Hermann Knauth, Prof. an der Latina zu Halle a. S. Zweite Abteilung: Für Ober-Sekunda. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. 128 SS. 8°.

Dieses Bändchen ist hauptsächlich zur Einübung der lateinischen Stilistik bestimmt, einer Aufgabe, welche nach den neuen Lehrplänen der reichsdeutschen Gymnasien der Ober-Sekunda zufällt. Der Verf. glaubte seiner Sache am besten dadurch gerecht zu werden, daß er von einer dem Übungsbuche als Anhang beigeschlossenen Stillehre ausging, deren 50 Regeln im ersten Teile des Buches — der zweite Teil enthält freie Aufgaben — successive praktisch verwertet werden sollen. Mit diesem Anhange wollte er es erreichen, „daß der Schüler, der in den oberen Klassen schon genug mit Büchern belastet ist, nicht auch noch die Grammatik in den Unterricht mitzubringen braucht, daß ferner die Benützung des Buches an keine bestimmte Grammatik gebunden ist, endlich, daß sich zwischen Regeln und Übungsstücken ein natürlicher Zusammenhang, die wünschenswerte geistige Einheit, findet." Die dargebotenen Regeln beschränken sich, was gewiß vernünftig ist, auf die wichtigsten stilistischen Erscheinungen, suchen diese dagegen durch eine große Menge von Beispielen völlig aufzuhellen. Daß auch manche Eigentümlichkeiten, welche mehr die lexikalische Seite des Unterrichtes betreffen, herbeigezogen wurden, verdient nicht Tadel, eher Lob, weil dadurch, wie der Verf. des Übungsbuches im Vorworte ganz richtig sagt, „die Unterschiede der deutschen und lateinischen Auffassungsweise möglichst klar und vielseitig zum Bewußtsein gebracht werden". — Die Übungsstücke, in welchen die einzelnen Regeln anzuwenden sind, haben eine solche Anlage, daß sie teils der Einübung, teils der Wiederholung der stilistischen Grundsätze dienen, u. zw. bestehen die für den zuerst genannten Zweck berechneten Stücke aus Einzelsätzen,

während die zur Repetition bestimmten die Form von kleineren oder größeren Erzählungen aufweisen. — Für diese Erzählungen hat Dr. Kn. in Übereinstimmung mit den deutschen Lehrplänen den Inhalt der 3. Dekade des Livius und des *bellum Iugurthinum* Sallusts in der Weise benützt, daß er dem Übersetzer die charakteristischen Wendpunkte beider Kriege vor Augen führt und ihm zugleich einen Einblick in die Charaktere der wichtigsten Personen jener Zeit gewährt. — Die stilistische Darstellung der Stücke hält die Mitte zwischen zu großer Einfachheit und zu umständlicher Ausdrucksweise; wie man merkt, kommt es dem Herausgeber vor allem auf Klarheit und auf ein gutes Deutsch an. — Sowohl die Einzelsätze als auch die Erzählungen sind mit Noten versehen, die den Schüler über syntaktische und phraseologische Schwierigkeiten hinwegbringen sollen; in ihnen ist aber nach des Ref. Meinung, namentlich was die Angabe von Vokabeln betrifft, mitunter des Guten zu viel getan. Diese Freigebigkeit könnte man höchstens durch den Hinweis rechtfertigen, daß die Stücke allenfalls auch aus dem Stegreif übersetzt werden sollen. — Druck und äußere Ausstattung des Übungsbuches entsprechen allen Anforderungen.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

Dr. Rudolf Beer, Spanische Literaturgeschichte. (Sammlung Göschen Nr. 167 u. 168.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1903.

An einem brauchbaren und bequemen Handbuche der spanischen Literaturgeschichte fehlte es bisher durchaus; die vorhandenen sind entweder weit davon entfernt, dem gegenwärtigen Standpunkte der Forschung Rechnung zu tragen, oder sie umfassen nicht gleichmäßig das ganze Gebiet. Das an der Spitze genannte Werk füllt nun diese Lücke in trefflicher Weise aus.

Die Einleitung bildet ein gelungener kulturhistorischer Rückblick, der die Grundlagen vorführt, aus denen sich die spanische Literatur entwickelt hat. Das folgende Kapitel behandelt kurz die Geschichte der spanischen Sprache. Im ersten Abschnitte zeigt der Verf. an gut gewählten Beispielen, aus welchen Bestandteilen sich der spanische Wortschatz zusammensetzt und wie sich darin die Geschichte der Kultur spiegelt; der zweite Abschnitt gibt auf wenigen Seiten die wichtigsten Entsprechungen der lateinischen Laute im Spanischen. Der Verf. will natürlich nur kurz orientieren; immerhin zeigen sich gewisse Ungleichmäßigkeiten, die sich leicht hätten vermeiden lassen. So wird z. B. des Einflusses der Palatalen auf geschlossenes *e* und auf geschlossenes *o* gedacht; der ebenso interessante Einfluß auf offenes *e* und auf offenes *o*, der

ein wichtiges Merkmal des Spanischen, die Diphthongierung, verschwinden läßt, wird nicht erwähnt. Bei den unbetonten Vokalen vermißt man die Anführung der Wirkung von *ié* und *ió* auf den betonten Vokal, die in der Konjugation zutage tritt. Schlecht gewählt ist (S. 70) das Beispiel *flor* (Lehnwort); auch *jibia* ist kaum kastilianisch (vgl. sapiam *sepa*), schon aus sachlichen Gründen nicht. — Nicht ganz genau ist die Angabe, daß *j* bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts dem *ž* sehr ähnlich geklungen habe (S. 71); es sind vielmehr in *j* zwei Laute zusammengeflossen, *ž* und *š* (ähnlich wie im heutigen *c*-Laute sich altes *þ* und *đ* vereinigt haben). Es folgt dann die Aufzählung einiger lautlicher Eigentümlichkeiten der Dialekte. Über Formenlehre und Syntax wird nichts mitgeteilt.

Nach einem Kapitel über die ältesten Sprachdenkmäler geht der Verf. zu seinem eigentlichen Thema über. Man kann diesem Hauptteile uneingeschränktes Lob zollen. Jedem Abschnitte geht eine Übersicht voraus, die den Zusammenhang der Literatur- mit der politischen und der Kulturgeschichte in knappen, aber treffenden Zügen aufdeckt. Mit sicherer Hand und voller Beherrschung des Stoffes hat es der Verf. verstanden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, dieses flüchtig zu streifen, für jenes in knappen Inhaltsangaben und kurzer kritischer Würdigung das tiefere Verständnis vorzubereiten. Die einzelnen Perioden der Literatur sind ziemlich gleichmäßig behandelt; man merkt das Bestreben, weder die ältere Zeit auf Kosten der jüngeren noch umgekehrt zu bevorzugen. Daß die Inhaltsangaben bei den mittelalterlichen Literaturerzeugnissen etwas reichlicher und ausführlicher ausgefallen sind, wird niemand tadeln, der sich die Bedürfnisse des Leserkreises der Sammlung Göschen vor Augen hält; ebenso wird es niemand dem Verf. zum Vorwurfe machen, daß z. B. bei Lope de Vega mehrere Inhaltsangaben geboten werden, bei Calderón keine einzige: dieser ist eben dem deutschen Publikum bekannt, jener fast gar nicht. Die bibliographischen Angaben, die jedes Kapitel begleiten, sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und zeichnen sich durch die Genauigkeit aus, die man von dem Verf. der „Handschriftenschätze Spaniens“ erwarten durfte. Eine Kleinigkeit: die Ausgaben des *Poema del Cid* von Vollmöller und von Menéndez Pidal können nicht, wie es S. 145 geschieht, als „kritische“ bezeichnet werden; die sehr verdienstliche von Lidforss ist merkwürdigerweise gar nicht erwähnt. — Einige Druckfehler sind stehen geblieben; hier sei nur einer verbessert: Lusiad*os* (II 51) statt Lusiad*as*.

Wien. Adolf Zauner.

Die Sprache der Wiener Genesis. Eine grammatische Untersuchung von Viktor Dollmayr (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. 94. Heft). Straßburg, Karl J. Trübner 1903. XIII und 109 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Der Verf. gibt zunächst das Resultat einer Kollation der Hs. mit dem Abdruck in Hoffmanns Fundgruben II, durch welche dieser an 28 Stellen berichtigt wird. Es folgt dann eine sehr fleißige Darstellung der Sprachform der Hs. Einige Irrtümer bedürfen da allerdings der Verbesserung. § 6. In *beturen, getruwen* steht *û* nicht für *iu*, ebensowenig *ie* in *diemuot, chnieraden*. § 10. Daß in *gewalt* (dat. fem.) 60, 30. 46 *lt* den Umlaut verhindert habe, ist zum mindesten unerweislich; es liegen allem Anschein nach endungslose Formen vor[1]). § 20. *-an* in *christane* 74, 37 ist mit Unrecht zu den leichten Mittelsilben gestellt. § 42. Gibt es noch ein anderes Beispiel für die Schreibung *f* = germ. *f* nach *r* als *durfen* 65, 5 ? In diesem Wort wird ahd. niemals *v* geschrieben, was bekanntlich damit erklärt wird, daß die Fortis *f* des Auslauts in den Inlaut gedrungen ist. Lautgesetzlich wäre ja *durbun* (anders sucht Kluge Et. Wb. 86 die inlautende Fortis zu erklären). Auf Fortis weisen auch Angaben über heutige obd. Mundarten, vgl. z. B. Schmeller, B. Wb. I 538, Winteler, Kerenzer Ma. S. 43. § 43. In *giruohte, suohten* liegt nicht germ. *k* vor. § 54. In diesem Abschnitt, der von der Apokope handelt, findet sich vieles Unsichere und Irrige. Der Verf. nimmt einen apokopierten Dativ *lager* 64, 7 an. Der Vers lautet *er was chlage ab lager*. Die Millstätter Hs. hat *der was ablager*, die Vorauer Hs. *der vor alter was ablager*. Vgl. Diemers Anmerkung zur Millst. Gen. 91, 19. Wie hat der Verf. die Stelle verstanden? Und kann er aus der älteren Sprache ein Wort *lager* nachweisen? Die Dative *chraft* und *hant* müssen endungslose, können keine apokopierten Formen sein; dann liegt gar kein Anlaß vor, bei *gewalt, werlt, grehticheit* Apokope anzunehmen. Die Fremdwörter *cherubin, seraphin* haben nie eine vokalische Endung besessen. Unsicher ist das Beispiel *poch* 48, 19; das kann Acc. Sg. sein, trotzdem daß im folgenden Vers der Plural *feztiu rinder* steht. Die unflektierte Form *hêr* als apokopiert zu betrachten, liegt kein zwingender Grund vor, *rîch* ist unsicher. Ganz unrichtig sind Superlativformen wie *zêrist ze lezzist zi iungist* beurteilt; es liegen uralte Typen vor, in denen die Präposition mit dem Accusativ des Neutrums verbunden war. Natürlich ist auch adverbielles *êrist* u. ä. nicht apokopiert, ebensowenig Komparativadverbia wie *mêr, langer* (ahd. *langôr!*). Gerade die vokalisch ausgehenden Formen sind hier jüngeren Datums (die richtige Auffassung S. 98 f.). § 84. In den *e*-Formen von *wellen* 'velle' schreibt der Verf. immer *ë*, was denn doch nicht mehr vorkommen sollte.

[1]) Man beachte, daß in der längeren Form *gewelte* ohne Umlaut erscheint; vgl. die Belege S. 7.

Daß der Schreiber dem bairisch-österreichischen Dialektgebiete angehört, wird nicht bezweifelt werden können. Aber der Verf. scheint mir die Sicherheit der Schlüsse von der Schreibung auf die Aussprache öfters zu überschätzen. So nimmt er z. B. an, daß für den Schreiber germ. *g* im Anlaut den Lautwert einer stimmlosen, nicht aspirierten Lenis hatte, weil neben regelmäßigem *g* hin und wieder *k* und *c* geschrieben wird. Ich vermag daraus nichts für die Aussprache zu schließen, da ich nicht glauben kann, daß ein Schreiber, der gar keine Neigung zum Orthographiereformator hat, im XII. Jahrh., nachdem so lange schon deutsch geschrieben worden war, sich eine Orthographie erst selbst bilden mußte. Die vereinzelten Fälle der Schreibung *k, c* dürften aus der Vorlage herübergenommen sein. Dazu würde stimmen, daß *kire* 21, 18; 28, 45 an den entsprechenden Stellen der Millstätter Hs. (17, 20; 22, 5) auch mit *k* geschrieben wird. Sieht man nun die Fälle der *k*- und *c*-Schreibungen in der Wiener Hs. an[1]), so bemerkt man, daß das vorhergehende Wort immer auf Geräuschlaut ausgeht. Es ist also nicht unmöglich, daß die Vorlage den Notkerschen Kanon befolgte. Damit stimmt weiter, daß für germ. *þ* nur in solcher Umgebung mitunter *t* geschrieben wird, wo auch Notker diesen Buchstaben setzen würde.

Der Darstellung der Sprache, wie sie die Hs. uns überliefert, folgt der wichtigste Teil des Buches, die Reimuntersuchung. Die Wiener Genesis hat Reime, die die Erhaltung der vollen Endvokale des Ahd. zu beweisen scheinen, während andere Reime die mhd. Abschwächung der unbetonten Silben voraussetzen. Um hier im einzelnen Klarheit zu schaffen, hat sich der Verf. der höchst mühsamen Arbeit unterzogen, das gesamte Reimmaterial in Kategorien gesondert vorzuführen. Er untersucht zunächst die einsilbigen Stammsilbenreime, dann die Stammsilben im Reime auf schwere Ableitungssilben, hierauf die Reime schwerer Ableitungssilben untereinander, die Stammsilben im Reime auf leichte Ableitungssilben, schwere Ableitungssilben im Reime auf leichte und endlich die Endsilbenreime.

Die Stammsilbenreime geben einen Maßstab für den Grad der Reimgenauigkeit ab. Bezüglich der Konsonanten gestattet sich der Dichter große Freiheiten, viel kleiner ist die Zahl der vokalisch unreinen Reime und von ihnen lassen sich die meisten in gewisse Gruppen ordnen: Reim von kurzem auf langen Vokal, von einem Vokal auf einen Diphthong, dessen zweiter Bestandteil mit dem Vokal gleich ist, Reim von *a* auf *o*. Nur 5% der Stammsilbenreime entzieht sich der Einordnung in größere Gruppen. Übrigens ist die Zahl der unreinen Stammsilbenreime um ein klein wenig geringer als der Verf. annimmt. *lîb : stîch* 80, 3 ist vokalisch rein, *stîch* ist 'Steig' nicht 'Stich'. Die biblischen Namen *Kain*

[1]) Das Beispiel *clich* 21, 3 ist übrigens zu streichen.

(*: sîn* 25, 36; 26, 39), *Dothaim* (*in :* 54, 18), *Seyr* (*mir :* 49, 17) gehören gar nicht in dieses Kapitel; die Reime sind auch nicht unrein, da *Kain, Seyr* natürlich zweisilbig, *Dothaim* dreisilbig zu lesen ist[1]). Von Konjekturen hat der Verf., wie er ausdrücklich bemerkt, abgesehen, 'da bei den Verhältnissen, wie sie in WG liegen, eine Norm und Grenze für Verbesserungen nicht gefunden werden kann'. Diese Vorsicht ist doch wohl zu weit getrieben. 17, 7, wo *uerweiz* auf *stiez* reimt, ist der einzige Beleg, den das Mhd. Wb. für *verwîzen* mit Accusativ der Person anzuführen vermag. Es ist gewiß *verwiez* zu lesen, vgl. 21, 29. Und 11, 14 ist höchst wahrscheinlich statt *liep (: ubermût) trût* zu lesen, wodurch ein erträglicher Reim hergestellt wird.

Die Untersuchung der Reime, an denen Endsilben teilnehmen, ergibt das Resultat, daß in der Sprache des Dichters die Vokale der schweren Mittelsilben fast durchaus bewahrt blieben. In den leichten Ableitungssilben kannte der Dichter schon überall die Abschwächung zu *ə*. Die abgeschwächten Vokale werden gerne dem Vokal der Stammsilbe assimiliert. Im Infinitiv und Partizip sprach der Dichter neben dem geschwächten Laut noch *-an*. Ebenso ist *-o* in der Abverbialendung öfters bewahrt, hin und wieder auch ein paar andere volle Vokale.

Dem Verf. ist es nicht entgangen, daß es etwas Mißliches hat, zum Zwecke der Untersuchung für die Endsilben bestimmte volle Vokale vorauszusetzen. Denn wir wissen, daß zwischen den relativ festen Vokalqualitäten des IX. Jahrh. und dem schwachen *ə* des Mhd. eine große Menge Zwischenglieder liegen, Produkte teils lautlicher Entwicklung, teils der Analogie[2]). Man möchte glauben, es wäre am sichersten, nicht von einem bestimmten Vokal auszugehen, sondern die einzelne Endung durch alle Reimverbindungen zu verfolgen. Der Verf. hat, nach einer Bemerkung im § 123 zu schließen, für sich diese Untersuchung gemacht. Wer aber nachprüfen wollte, wer sich z. B. dafür interessierte, in welchen Reimen der Nom. Sg. der schwachen Feminina erscheint,

---

[1]) Auch der unreine Reim *sun : Kain* 24, 22 gehört in den zweiten Abschnitt. In diesem letztern hätten *Effraim* (*: mîn* 75, 18), *Esau* (*: sun* 39, 25) nicht als zweisilbig betrachtet werden sollen.

[2]) Der Verf. setzt § 118 für den Dat. Sing. der *a*-Stämme sowie für *-er* die Möglichkeit der bairischen Endungen *-a*, *-ar* voraus, ebenso § 121, warum dann nicht in § 110 für den Reim *wâr : bruoder* 68, 27; 66, 85, für *iâr : harewer* 69, 39? Und warum überhaupt nicht für die 1. 3. Konj. Präs.? § 112 wird der Reim *tuon : werchon* angenommen. Warum dann nicht auch § 110 *acchèrman : gezelton?* Der Verf. hält es für möglich, daß 10, 1 ein N. Pl. *liebon* vorliegt. Warum dann nicht auch *sâmon* 12, 23? Im Pl. Praet. kann die Endung der 3. Pl. *-on* gelautet haben, was einige Male schon die Freisinger Hs. des Otfrid an Stelle des *-un* ihrer Vorlage einsetzt. Dreimal reimt der Inf. *haben* auf eine Stammsilbe mit *a*. Woher wissen wir, daß der Dichter hier nicht ebenso *hân* sprach wie 68, 16?

der müßte alle die vielen Reimregister der einzelnen Abschnitte der Reimuntersuchung durchgehen. Ich nenne gerade den Nom. Sg. der schwachen Feminina, weil neuere Untersuchungen uns darüber belehrt haben, daß diese Form in südlichen bair.-öst. Mundarten bis auf den heutigen Tag den vollen Vokal bewahrt hat.

Ich hebe schließlich noch die Untersuchung über die Qualität der Laute ę und ë hervor. Der Verf. glaubt wahrscheinlich machen zu können, daß im Dialekt des Dichters die beiden Laute nicht nur vor *r*, sondern auch vor Muten getrennt waren. Vor *l* dagegen seien die Laute unterschiedslos gebunden. Aber die Zahlen des Verf. sind für die *l*-Reime nicht richtig. Von den sieben angeblichen Reimen ę : ë sind sicher unrein nur drei: *wellen* (volvere): *gesellen* 20, 8, *fëllen : cholen* (l. *chuelen* trans.) 22, 23 und *cholen* (l. *chuelen* intrans.) : *helle* 64, 44. Dazu kommt der Reim *welle* (velit) : *snelle* 13, 11, den der Verf. mit Unrecht zu den reinen ë-Reimen gestellt hat. Unsicher ist *tuelen : pewellen* 28, 44, da das starke Verbum *tuelan* hier vorliegen könnte. Rein sind 65, 27; 67, 33; 69, 20, wo Formen des transitiven *chuelen* auf Formen von *wellen* 'velle' reimen. Nach der Statistik des Verf. käme im Reime ë vor *l* 11mal, ę 15mal vor. Wenn es mit den vom Verf. nicht angeführten ę-Reimen seine Richtigkeit hat, wären vielmehr für ë 8, für ę 18 Fälle anzusetzen. Genauere Wahrscheinlichkeitsberechnungen stelle ich nicht an, da der Verf. die reinen ę-Reime nicht anführt und darunter sicher solche sind, in denen ę vor *l* und ę vor einem anderen Konsonanten gebunden ist; vgl. *reden : zelen* 10, 4. Diese Reime mit konsonantischer Ungenauigkeit hätten überhaupt durchwegs gesondert aufgeführt und gerechnet werden sollen. Übrigens hat bei so kleinen Zahlen die Wahrscheinlichkeitsberechnung ihr Mißliches. Nach San-Martes Reimregister kommt bei Wolfram der Reimtypus *ern* 27mal vor. Von den 54 Reimwörtern entfallen auf *(ver)zern* 8, auf *(er)wern* 24, auf die übrigen 22. Man könnte also erwarten, daß *(ver)zern* ungefähr ebenso oft auf *(er)wern* wie auf ein anderes Wort gereimt würde. Tatsächlich reimt es aber 7mal auf *(er)wern*, nur einmal auf ein anderes Wort. Das wird natürlich auch seine Gründe haben, aber keine lautlichen.

Wien. M. H. Jellinek.

Franz Grillparzer, Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Gustav Waniek. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. Preis geb. 1 K. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.)

Die vorliegende Ausgabe des „Bruderzwists" gibt in der Einleitung zunächst die „geschichtliche Grundlage des Dramas".

Die verworrenen geschichtlichen Verhältnisse gelangen zu voller Klarheit, indem mit Übergehung von Nebensächlichem die leitenden Motive, die bedeutendsten Persönlichkeiten und Tatsachen nach Gebühr hervorgehoben werden. Eine kleine genealogische Tabelle leistet treffliche Dienste. Die Darstellung der geschichtlichen Tatsachen nimmt durchwegs auf die Dichtung Rücksicht, auf deren einzelne Stellen hie und da hingewiesen wird. Ein weiterer Abschnitt der Einleitung gibt unter dem Titel „Zur Analyse des Dramas" eine knappe Charakteristik des Kaisers Rudolf, sodann eine Übersicht des Ganges der Handlung — wünschenswerte Behelfe für den Schüler, um sich in dem gelesenen Drama zurechtzufinden. Braucht doch eine „Einleitung" nicht immer von jedermann in Bausch und Bogen vor dem Werke gelesen zu werden. Der vierte Abschnitt bespricht Sprache und Metrum. Zu dem „Bemerkenswerten" würde ich „mich deucht" nicht rechnen. Ob V. 654 tatsächlich Matthias mit dem Ton auf der ersten Silbe zu lesen, steht nicht unumstößlich fest. In dem fünften und letzten Abschnitt „Verhältnis des Dramas zum Dichter" ist die Heranziehung der Stelle aus Grillparzers Tagebuch zu weit hergeholt. In den Anmerkungen hätte I 489 an Schillers „Wallenstein" erinnert werden können, wo sich ja auch der „Maleficus" findet. Die Etymologie des allbekannten Wortes Pascha II 989 ist überflüssig, wohl auch das Nähere bei überlei II 819. Der Name des galizischen Städtchens Dukla (II 1116) ist wegen des in der Nähe befindlichen Duklapasses wohl einem jeden Schüler aus der Geographie bekannt; dieser Umstand hätte bei der Erklärung herangezogen werden sollen, anstatt des nichtssagenden „Dukla in Galizien, Kreis Jaslo", denn die Stadt Jaslo ist dem Leser kaum bekannt; auch enthält die Bemerkung einen Anachronismus, da ja die politische Kreiseinteilung in unserem Staate längst der Geschichte angehört. Die Aussprache des Namens III 1834 wäre durch Die bestimmter bezeichnet als durch Dih, dessen Antiquasatz die Unsicherheit fördert. In dem mit Fraktur gesetzten Buche fällt überhaupt die ungewöhnliche und noch dazu ungleichmäßig angewandte Antiqua in einer Anzahl von Wörtern auf. Sonderbar ist auch die Schreibung Lieblings-Löwen S. 139. Erwähnenswerte Druckfehler stehen: S. 12 Fehlen der Zahl 2. vor dem Titel; S. 14, Z. 16 welches; S. 185, Anm. zu I 59 abweisen. Die vorgebrachten geringfügigen Ausstellungen vermögen weder noch beabsichtigen sie das mannigfache Verdienstliche der Schulausgabe herabzusetzen.

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

Englische Gesprächsbücher.

Little English Talks. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Von Georg Stier. Cöthen, Otto Schulze 1903. VIII u. 114 SS. kl.-8°.

Dieses Büchlein ist eine verkürzte Ausgabe des größeren Buches „*Talks about English Life*“ von F. Rentsch[1]) und ist genau wie dieses eingerichtet. Es zerfällt in 24 Gruppen, in denen alle Seiten des menschlichen Lebens in beschreibender, erzählender oder dialogischer Form englisch besprochen werden. An die Texte schließt sich ein Wörterbuch an (S. 76—114), in welchem alle in den einzelnen Kapiteln vorkommenden englischen Ausdrücke verdeutscht sind. Die Aussprache wird nur bei schwierigeren Wörtern, u. zw. nach dem veralteten System Toussaint-Langenscheidt angegeben. Fehlerhaft sind folgende Angaben: S. 76 *route (rut)* und S. 100 *handkerchief (hä'ngkertschīf)*. Zu billigen ist es, daß bei allen zwei- und mehrsilbigen Wörtern die Aussprache durch die Angabe der Betonung erleichtert wird. Ein sachlicher Irrtum hat sich in das Kap. XVI *(The Town)* eingeschlichen. Nicht „London“ wird in 26 *wards* eingeteilt und von *councillors* und *aldermen*, an deren Spitze der *Lord Mayor* steht, verwaltet, sondern die *City of London*. Daher sind auch die auf S. 104 gegebenen Übersetzungen „*Lord Mayor* Londoner Bürgermeister“ und „*Guildhall* Londoner Rathaus“ ungenau. — Druckfehler sind: S. 52 *aldermann*, S. 98 *New Yea'rs Eve*.

Das Büchlein eignet sich zum Unterricht besonders an solchen Schulen, die dem Englischen nur wenige Stunden in der Woche widmen können.

English as it is spoken; being a series of familiar dialogues on various subjects. By William Hanby Crump. 18th edition. Revised and brought up-to-date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, Ferd. Duemmler 1903. VI und 124 SS. 8°. Preis 1 Mk., geb. 1 Mk. 30 Pf.

Wie beliebt Crumps Gesprächsammlung ist, dafür spricht am deutlichsten der Umstand, daß schon drei Jahre nach dem Erscheinen der 12. Auflage[2]) eine neue Auflage notwendig wurde, die ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden ist. Leider haben sich auch in die neue Auflage mehrere Druckfehler eingeschlichen: S. 5 *if it it not giving (is)*, S. 6 *ale or stout as dinner (at)*, S. 7 *St. Martins le Grand*, S. 8 *flling (filling)*, S. 33 *thougt*, S. 57 *bevore*, S. 66 *loog (long)*. Grammatisch unrichtig ist folgende Stelle: S. 93 *A. But I assure you, both your grammar and pronunciation are unusually good —, you have*,

---

[1]) s. diese Zeitschr. Jahrg. 1903, S. 625 f.
[2]) s. diese Zeitschr. Jahrg. 1901, S. 61 f.

doubtless, resided some time in England? Nach diesem Perfekt würde jeder erwarten, daß das Gespräch in England vor sich geht, doch belehrt uns die Antwort des B. eines anderen, indem dieser sagt: *No, I never was in England.* Daher ist in der obigen Frage *have* zu streichen. S. 120 ist in der Anmerkung „*Windsor, the residence of the Queen*" das letzte Wort in *King* zu ändern.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Prof. Dr. A. Baranski, Die Urgeschichte Nordeuropas nach ägyptischen Quellen. Lemberg, Selbstverlag des Verfassers 1903. 352 SS. 8°.

Ein Buch, dessen origineller Charakter schon im Titel hervortritt. Der Verf. glaubt, eine ägyptisch-nordeuropäische Kulturgemeinschaft nachgewiesen zu haben. In Nordeuropa, am rigaischen Meerbusen sei in der Vorzeit eine einheitliche, rote Rasse ansässig gewesen, von welcher sich die Ägypter losgelöst hätten, um nach dem Süden zu ziehen und daselbst die „nordeuropäische" Kultur zu verbreiten.

Einleitend bemerkt der Verf., daß ihn die „Geschichte der Tierzucht" auf verschiedene, in grauer Vorzeit stattgehabte „Wanderungszüge nordischer Menschen nach dem Süden" geführt habe; das „wie?" bleibt aber dem Leser unklar; denn der Autor setzt, ohne auf diesen Punkt, der uns doch zunächst interessieren würde, im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen zurückzukommen, sofort mit einigen Behauptungen ein, die er als geschichtlich erwiesen voraussetzt. Schon hier divergieren unsere Anschauungen in einer Weise, die jede Verständigung als ausgeschlossen erscheinen läßt.

Aus ägyptischen, phönikischen Inschriften sowie auch aus der Bibel und den klassischen Schriftstellern zitiert der Autor Belegstellen, die er willkürlich kommentiert. Auf Grund einer rein zufälligen Ähnlichkeit des Lautbestandes identifiziert er z. B. Punt mit Pontos; in der Sprache der zwischen Ob und Jenisei wohnenden Ostjaken sucht er eine „altägyptische Sprachverwandschaft". Und was hören wir sonst für Neuigkeiten? Punt, Tescher, Luka, Naharan, Kefti, Wawat, Ophir, sie alle liegen in Nordeuropa, am rigaischen Meerbusen! Danach wußten ja die Ägypter am Meerbusen von Riga besser Bescheid als in ihren syrischen Nachbargebieten! Kämpfe ägyptischer Pharaonen mit nordeuropäischen Stämmen sind an der Tagesordnung. Die Purosata, Danauna, Schardana, ja selbst die Hykchos sind nordeuropäischen Ursprungs. — Wer hätte je vermutet, daß auch in den Tell el Amarnabriefen Briefe nordeuropäischer Fürsten an die ägyptischen Pharaonen vorliegen? Da sich in diesen Urkunden auch Briefe assyrischer Fürsten vorfinden und sich Assyrien nicht so leicht aus Mesopotamien entfernen läßt, nimmt der Autor einfach die Existenz eines

zweiten, nordeuropäischen Assyriens an. Dasselbe Schicksal erleiden auch andere Länder, Äthiopien, Phönizien, und mit ihnen wandern selbstverständlich auch Städte, wie Kupna, Sidon, Tyrus nach Nordeuropa.

Somit kann es uns nicht wundernehmen, wenn der Autor auf Grund derartiger Kombinationen zu absonderlichen Resultaten gelangt, die sich schließlich zu einem verworrenen und in sich widerspruchsvollen Gesamtbilde vereinigen. Nicht selten sucht er zu beweisen, wovon er früher ausgegangen war. Schon dieser innere Widerspruch, der das ganze Buch beherrscht, ist kennzeichnend genug.

Der Forscher wird dieses Buch unwillig beiseite legen. Es ist nur geeignet, in weiteren Kreisen des Publikums unheilvolle Verwirrung hervorzurufen.

Wien. Wladimir Riedl.

Dr. Adolf Bauer, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien. Mit 57 Abbildungen, 2 Tafeln und 6 Karten in Farbendruck. Wien, Verlag von F. Tempsky 1904.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist die Zeit endgiltig vorbei, in der man glaubte, daß die Schule der Wissenschaft nur in respektvollem Abstand folgen dürfe. Man ist jetzt vielmehr, wie es scheint, allerorten zu der Überzeugung gelangt, daß nur die Wissenschaft der Born ist, aus dem auch der Schulunterricht die für ihn unentbehrliche Frische und Begeisterung zu schöpfen habe. Aus dieser Anschauung heraus ist auch das neue Lehrbuch der Geschichte des Altertums hervorgegangen, mit dessen Abfassung der als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der alten Geschichte rühmlich bekannte Grazer Universitätsprofessor Bauer von derselben Verlagsbuchhandlung betraut wurde, die seit vielen Jahren die Gindelyschen und Mayerschen Lehrbücher der Geschichte herausgibt: der Verleger scheint auch der Ansicht zu sein, daß das vorliegende Lehrbuch die genannten aus dem Felde zu schlagen geeignet sei. In der Tat besitzt dieses Buch Eigenschaften, die ihm einen modernen Charakter verleihen. Hier sind alle Seiten der Geschichte erfaßt und gleichmäßig zur Darstellung gebracht; es ist vor allem auch der Wirtschaftsgeschichte der ihr bisher vielfach verkümmerte Raum nach Gebühr zugemessen worden. Daß so das Buch in jeder Hinsicht ein den Zwecken der Schule hervorvorragend entsprechender Lehrbehelf geworden ist, das ist zum Teil auch dem glücklichen Gedanken des Verlegers zuzuschreiben, dafür außer dem gelehrten Verfasser, der dem Schulbetrieb immer fern gestanden ist, einen ausgezeichneten Schulmann zu gewinnen: der k. k. Landesschulinspektor Dr. Karl Schober in Brünn hat mitgeholfen, das Buch den Bedürfnissen der Mittelschule anzupassen.

Der wissenschaftliche Wert des Buches tritt einem fast auf jeder Seite entgegen; zugleich ist es geeignet, den wissenschaftlichen Sinn der Schüler zu wecken, und zwar durch sorgfältige Hervorhebung alles dessen, was als unsicher zu gelten hat, durch strenge Scheidung des Sagenhaften von dem rein Geschichtlichen; mit Recht verfolgt der Verf. hier die Methode, Ungewisses, nicht sicher Erforschtes einfach als solches hinzustellen, anstatt unsichere Vermutungen mitzuteilen oder aufzustellen; dafür nur ein Beispiel statt vieler: der Ursprung des Doppelkönigtums in Sparta (S. 55). Anderseits hat mancher früher dunkle und jetzt aufgehellte Zeitraum hier schon Berücksichtigung gefunden. Das gilt vor allem von der ältesten Geschichte des Orients; die Geschichte der Cheta (S. 28 f.) ist meines Wissens bisher in keinem Lehrbuch der Geschichte für Gymnasien zu finden gewesen. Sehr zu einer richtigen Auffassung des Zusammenhanges der historischen Ereignisse dienen auch die trefflichen Worte in der Einleitung und die Schlußbemerkung; sie treten den so oft in ein leeres Schema ausartenden Einteilungen der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit entgegen und eröffnen dem Schüler das Verständnis dafür, daß die geschichtliche Entwicklung eine kontinuierliche ist, daß man sich also nicht einen festen Abschluß mit dem Anfang des sogenannten Mittelalters zu denken habe[1]). Auch sonst leuchtet überall der wissenschaftliche Sinn des Verf. wohltuend hindurch, überall sieht man, wie auf die Quellen unserer Kenntnis zurückgegangen und so vor dem Schüler manche Kunde mit ihrem Ursprung gleichsam ausgebreitet wird. Mancher wird vielleicht finden, daß darin bisweilen zu weit gegangen ist, so z. B. wenn S. 37 die Angabe des Tages und Jahres (28. Mai 585) für eine unwichtige, nicht einmal näher beschriebene Schlacht zwischen Medern und Lydern erfolgt, nur weil es das erste genau bestimmbare Datum ist.

Was auch viel dazu beiträgt, das Buch auf wissenschaftlicher Höhe zu erhalten, sind die schönen und klaren Ausführungen über Wirtschaftsverhältnisse. Gerade die Geschichte des Altertums bietet ja die beste Gelegenheit, die Grundbegriffe der Wirtschaftslehre den Schülern verständlich zu machen, und diese Aufgabe ist dem Verf. unstreitig am besten gelungen. Man beachte nur die lichtvollen Auseinandersetzungen über die Erfindung des Geldes (S. 37 f.) oder über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der späteren Zeit der römischen Republik (S. 178 f.). Obwohl aber

---

[1]) Ähnlich S. 7; doch scheint mir hier die Formulierung zu schroff, daß durch die Zerlegung des geschichtlichen Stoffes die Darstellung und Auffassung des ununterbrochenen Verlaufes der Ereignisse zerstört werde. Hier sei an ein Wort Büdingers erinnert, daß die Einteilung in Perioden der Orientierung auf der Erdoberfläche durch Parallelkreise und Meridiane gleiche: auch von diesen wird man nicht sagen können, daß sie die Auffassung stören.

der Wirtschaftsgeschichte ein breiterer Raum gegönnt ist als in den meisten anderen Lehrbüchern der Geschichte, so sind doch diese Exkurse immer im Rahmen der allgemeinen Geschichte gehalten, sie sind niemals Selbstzweck, sondern dienen immer einem besseren Verständnis der geschichtlichen Vorgänge. Der Verf. befindet sich damit in den Bahnen der Büdingerschen Schule, in der Auffassung der Universalhistorie als einer alle Seiten menschlichen Geschehens und Seins umfassenden Wissenschaft im Gegensatz zu mannigfachen Versuchen, die Geschichte in Teile zu zerschneiden, wie politische Geschichte, Kulturgeschichte im allgemeinen oder Wirtschaftsgeschichte, Literaturgeschichte usw., die vielmehr erst in ihrem Ineinandergreifen richtig verstanden werden.

Besonders deutlich zeigt sich auch hier wieder, wie die Literaturgeschichte, soweit sie überhaupt in den Geschichtsunterricht hineingehört, aus dem Verlaufe der Geschichtserzählung heraus erwachsen muß, nicht aber neben dem rein historischen Text ohne irgend eine Beziehung einherlaufen darf. Der Verf. führt sehr treffend als Beweis für die große Bedeutung des älteren Kyros an (S. 32), daß Xenophon ihn als die Idealgestalt eines Monarchen in seiner Schrift gewählt hat; hier allein war die Erwähnung der Kyrupädie am Platze, ja sie durfte kaum fehlen. — Gleichwohl läßt sich der Verf. durch die angegebene Auffassung nicht hindern, bisweilen in eigenen kleinen Kapiteln Erörterungen allgemeinerer Natur zusammenzufassen.

So kann man behaupten, daß die Gliederung des Stoffes vielleicht die schwierigste Frage bei der Abfassung eines Lehrbuches der Geschichte ist. Man bewegt sich dabei zwischen zwei nicht immer leicht zu vereinigenden Prinzipien, der Sachgemäßheit und Klarheit. Auch in dem vorliegenden Buch ist die Einteilung des Stoffes wohl originell und sachlich durchaus zu billigen, klar und übersichtlich ist sie aber, namentlich für Anfänger, kaum. Der I. Abschnitt enthält die Geschichte Ägyptens und Mesopotamiens bis 1200 v. Chr., der II. die Geschichte des Orients und Ägyptens von 1200—500 v. Chr. und die Geschichte der Griechen bis 500 v. Ch. Die Grenze bis 500 ist sehr glücklich gewählt auch im Hinblick auf die römische Geschichte. Im III. Abschnitt werden ebenso geschickt die vielen wechselseitigen Beziehungen zwischen Orient, Griechen und Karthagern vorgeführt; die Geschichte Roms und Italiens wird bis 275 v. Chr. erzählt.

In welcher Weise die Darstellung der Geschichte mancher Völker sich mit der Erzählung der Schicksale anderer Völker verflechten läßt, zeigt insbesondere die Behandlung der indischen Geschichte: der Verf. widmet ihr nicht etwa einen eigenen, den übrigen nebengeordneten Abschnitt, wie dies sonst üblich ist, sondern skizziert kurz die älteste Geschichte und Kultur der Inder erst bei Gelegenheit von Alexanders des Großen Zügen, was vollkommen gerechtfertigt erscheint durch die Erwägung, daß ja erst

durch den großen Eroberer Indien den Alten erschlossen wurde. Die IV. Periode umfaßt den Kampf der Römer um die Herrschaft in den Mittelmeerländern, dann den Kampf der Oligarchie und Demokratie und den Sieg der Monarchie, also die Zeit von 275 bis 30 v. Chr. Ein letztes Kapitel ist der Darstellung des römischen Kaiserreiches gewidmet und zeigt die Entstehung des Christentums und das Auftreten der Germanen. Das Buch schließt mit dem Sturz des weströmischen Reiches, 476.

Man sieht, es ist für die Darstellung nicht ausschließlich der Schauplatz oder die Zeitenfolge als Einteilungsprinzip zugrunde gelegt, sondern es beherrscht soweit als möglich der pragmatische Zusammenhang die ganze Anordnung. Aber man wird, wie gesagt, dagegen vielleicht einwenden können, daß dieses Prinzip für die Schüler nicht überall durchsichtig genug sei. — So sind wir schon an einen Punkt angelangt, wo die Vorzüge des Bauerschen Lehrbuches vor anderen nicht so deutlich hervorleuchten und hierin wird am ehesten der Vergleich mit den trefflichen Zeeheschen Lehrbüchern zugunsten der letzteren ausfallen. Der große Fortschritt, den die Bücher von Zeehe bedeuten, ist durch das vorliegende Buch nicht übertroffen, vielleicht nicht einmal erreicht worden. Hier zeigt sich eben, wie der Schulpraktiker dem, der bloß Fachmann ist, hinsichtlich Methode überlegen ist. Man vermißt denn in dem neuen Lehrbuch auch die strikte Zusammenfassung der Hauptpunkte, die Hervorhebung des Typischen in der Geschichte, die klare Durcharbeitung des Lehrstoffes nach verschiedenen Gesichtspunkten; in diesem Sinne ist auch die minder deutliche und minder reiche Disposition ein Nachteil des Lehrbuches von Bauer. Einen Ersatz dafür bietet es allerdings durch den steten Hinweis auf die Analogie in der geschichtlichen Entwicklung. Die vielen Vergleiche der ältesten griechischen, namentlich athenischen mit der römischen Geschichte sind außerordentlich instruktiv (in diesem Sinne hätte übrigens vielleicht auch auf die Analogie zwischen dem *rex sacrorum* und dem *ἄρχων βασιλεύς* hingewiesen werden können [vgl. S. 139 und 143 mit S. 59]; in beiden Fällen finden wir das Bestreben, den Königsnamen zu erhalten, in beiden ergibt sich daraus die sakrale Bedeutung des ältesten Königtums) und an solchen synoptischen Ausführungen ist das Lehrbuch nicht arm; die synchronistischen Beziehungen zwischen römischer und griechischer Geschichte lassen den Zusammenhang recht deutlich werden. Es leuchtet ein, daß dadurch wie durch die vielen Konkordanzen die Brauchbarkeit des Buches für die Schule doch wieder beträchtlich erhöht wird.

Hingegen scheint mir an vielen Stellen der Fassungskraft der Schüler zuviel zugemutet zu sein. Als „Lernbuch“ wird es sicher manche Schwierigkeit bieten; einesteils deshalb, weil bei den Schülern zuviel vorausgesetzt wird, andernteils wieder, weil die Ausdrucksweise zu abstrakt oder zu tropenreich ist. Um nur

ein Beispiel anzuführen: der Ausdruck, daß der spartanische Staat immer mehr „versteinerte“ (S. 58), wird m. E. von den meisten Schülern, für die das Buch bestimmt ist, nicht verstanden werden. Etwas schwierig sind auch die Erklärungen über Orphik und Mysterien (S. 71). Auch der Begriff *provincia* (S. 162) hätte einer genaueren Erklärung bedurft. Allerdings setzt der Verf. die Unterstützung durch den Vortrag des Lehres voraus; doch muß jedes Lehrbuch auch sonst dem Schüler verständlich sein. — Der Ton der Erzählung wechselt häufig; so wird man einen auffallenden Gegensatz zwischen dem allzu gedrängten Stil z. B. in der Erzählung über die Schlacht bei Marathon finden (S. 76 f.) und den gleich auf der nächsten Seite folgenden breiten Ausführungen, die mehr in der Art eines mündlichen erläuternden Vortrages gehalten sind; das wiederholt sich an mehreren Stellen. Sonst zeichnet sich die Darstellung durch große Anschaulichkeit, die sprachliche Form, die überdies von so namhaften Germanisten wie Schönbach und Seuffert kontrolliert ist, durch Sorgfalt und Glätte aus; stellenweise ist die Diktion sogar schwungvoll. Nur auf eine unschöne Eigentümlichkeit der Ausdrucksweise sei gestattet hinzuweisen, nämlich auf den übermäßigen und oft ungerechtfertigten Gebrauch des Wortes „zahlreich“; dies wirkt z. B. S. 140 geradezu sinnstörend: „zahlreiche Priesterkollegien“; gemeint sind damit viele Priesterkollegien, von denen aber kein einziges zahlreich war. Gelegentlich finden sich auch andere Unebenheiten des Ausdrucks wie „mit in der Eile angefertigten Waffen“ (S. 177), „bei in Rom lehrenden Griechen“ (S. 220) oder Austriazismen wie „alle jene Provinzen, in denen usw.“ (S. 215); bedenklich stilisiert ist wohl auch der Satz „zahlreiche Künstler stellten ihn (Antinous) ..... als Porträt ..... dar“ (S. 235).

Ein großer Vorzug des Buches, der sofort in die Augen springt, ist die schöne Ausstattung; namentlich durch die vielen, höchst lehrreichen und durchweg nach Photographien sehr gut ausgeführten Illustrationen wird sich dieses Lehrbuch auch für den altklassischen Unterricht einen bleibenden Wert erringen, die Abbildungen werden auch der Realerklärung bei der Klassikerlektüre dienstbar gemacht werden können. Von einem Zuviel kann ja hier schwerlich die Rede sein, aber es war ein richtiges pädagogisches Bedenken, das den Verf. veranlaßte, einen Teil der Abbildungen in den Anhang zu verweisen, um nicht den Text äußerlich zu sehr zu unterbrechen und die Aufmerksamkeit auf die Bilder abzulenken. Von diesen Abbildungen sind, was auch den inneren Wert des Buches erhöht, manche bisher noch nie in einem Lehrbuch zu finden gewesen, manche überhaupt zum erstenmal hier veröffentlicht, darunter Photographien, die erst auf einer der letzten Reisen Dörpfelds in Griechenland aufgenommen wurden; daß dabei auch die ganze Dörpfeldsche Reisegesellschaft sichtbar ist, wirkt für den beabsichtigten Zweck wohl ein wenig störend,

wird aber trotzdem gern mit in den Kauf genommen werden. Es muß unter allen Umständen mit Freuden begrüßt werden, daß sich der Verf. von dem herkömmlichen, ziemlich eng umgrenzten Kanon der Abbildungen losgemacht hat. Über den Anhang von Karten wird man verschiedener Meinung sein können; solche Beilagen haben niemals besonderen Anklang gefunden, den Atlas sollen und können sie doch nicht entbehrlich machen. Mir scheinen diese Karten überflüssig, ausgenommen Karte VI mit guten, kleinen Skizzen und Situationsplänen (Karthago, Syrakus und besonders wertvoll die Schlachtfelder von Marathon, Salamis, Issos und Zama) und etwa allenfalls Karte V, die eine übersichtliche Darstellung der Entstehung des römischen Reiches enthält.

Auch ohne diese Karten und selbst, wenn man die große Zahl der Illustrationen in Abrechnung bringt, wird vielleicht manchem von den Fachgenossen das Buch auch jetzt noch [1]) zu umfangreich erscheinen und gewiß ist der darin enthaltene Lernstoff größer als in den meisten anderen Lehrbüchern. Als einen Fehler kann ich das aber nicht gelten lassen. Wer hier eine Überfülle des Stoffes findet, kann immer das ihm weniger Zusagende weglassen; in wenigen Fällen hat der Verf. leichter Entbehrliches durch kleineren Druck angedeutet. Vielleicht wird mir darin beigestimmt werden, daß z. B. die Erzählung der ältesten Kriege Roms, namentlich der Samniterkriege, zu ausführlich behandelt ist und daher einige Streichungen vertragen könnte; man weiß ja, wie wenig davon als sicher zu gelten hat: die genaue Datierung dieser Kriege sowie eine Menge anderer Jahreszahlen, Feldherrn- und Schlachtennamen könnte hier unbedenklich weggelassen werden. Dies gilt z. B. auch von den Jahreszahlen zur Geschichte Korinths (S. 77).

Angesichts der erwähnten großen Verdienste, die dem Buche zugesprochen werden müssen, könnte es vielleicht unangebracht erscheinen, im kleinen zu nörgeln. Ref. möchte sich gegen diesen Vorwurf von vorneherein verwahren; wenn gleichwohl im folgenden auf einige zum Teil wohl geringfügige Versehen hingewiesen wird, so geschieht dies lediglich in der Absicht, sie in einer wohl zu erwartenden 2. Auflage vermieden zu sehen. Ein Lehrbuch, das für Schüler geschrieben ist, muß auch in allen Einzelheiten vollkommen genau und richtig sein und so mögen die nachfolgenden ergänzenden Bemerkungen nur die Liebe zur Sache und das Interesse für das gute Buch bekunden, zumal da ja das, was zu beanständen ist, bei der Fülle des Gebotenen nicht schwer ins Gewicht fällt.

S. 129 wird gesagt, daß der *lacus Avernus* und der *lacus Lucrinus* ausgetrocknet seien. Dem ist nicht so; vulkanische Ausbrüche im XVI. Jahrhundert (wobei sich der *Monte Nuovo* im

---

[1]) Die hier besprochene approbierte Ausgabe ist gegenüber einer früher erschienenen gekürzt und verbessert.

J. 1538 bildete) haben den Lucriner See halb ausgefüllt, aber der andere Teil ist noch erhalten und dient gegenwärtig einer ergiebigen Austernzucht; ebenso besteht der Averner See noch in stattlicher Größe und vor allem ansehnlicher Tiefe. — *Tarquinius Superbus* wird in der Sage nicht als Schwiegersohn des *Priscus* bezeichnet (S. 134), sondern als dessen Sohn und Schwiegersohn des *Servius Tullius*. — Libanon und Antilibanon als Südgrenze Syriens anzugeben (S. 37), geht wohl nicht an. — S. 41 heißt es, daß Kreta an Größe mit Euboea zu vergleichen sei; doch ist Kreta rund 8600 km^2, Euboea 3700 km^2. — Man könnte zur Kennzeichnung der übertriebenen Zahlenangaben für Xerxes' Heer (S. 75) anführen (wie dies Beloch tut), daß eine so große Heeressäule den ganzen Weg bis Griechenland ausgefüllt haben müßte, und während die Vordersten bei den Thermopylen waren, wären die Letzten noch in Makedonien gewesen. — S. 84: Vielleicht gewänne die Angabe, daß das Tagegeld der Geschworenen zwei Obolen betrug, an Verständlichkeit durch den Zusatz, daß dies dem durchschnittlichen täglichen Verdienst eines Handwerkers entsprach. — Daß der Areopag sowohl seiner politischen wie seiner richterlichen Befugnisse im J. 461 (gemeint ist der Antrag des Ephialtes) beraubt wurde (S. 84), ist in dieser schroffen Form unrichtig. — Den Sieg bei Salamis auf Cypern erfocht nicht Kimon (S. 253), weil er schon vorher gestorben war, wie dies im Text (S. 85) richtig hervorgehoben ist. Bei Gelegenheit der Schlacht von Kyzikos, 410 v. Chr., wird der jüngere Kyros als Bruder des Königs erwähnt (S. 100); doch ist Kyros' Bruder Artaxerxes II. erst 404 auf den Thron gelangt. S. 104 wird hervorgehoben, daß damals (unter Artaxerxes II.) bereits Griechen eine wichtige Rolle am Perserhof spielten und als Beispiel dafür Ktesias angeführt; aber auch Darius I. hatte schon Griechen an seinen Hof gezogen: sein Leibarzt war der Grieche Demokedes aus Kroton, der früher ein Freund des Polykrates gewesen war; ferner lebten am Perserhofe Onomakritos, der als Redaktor der homerischen Gedichte unter Pisistratus genannt wird, Histiaeus mehr gezwungen als freiwillig und die politischen Flüchtlinge Hippias und der Spartanerkönig Demaratos. — Die Zahlenangabe von mehr als 600 Millionen Bekennern des Buddhismus (S. 118) ist arg übertrieben; soviel beträgt die Gesamtzahl der Menschen des ostasiatischen Kulturkreises. Buddhisten hingegen zählt man, auch wenn man alle die einzelnen Bekenntnisse hinzurechnet, die oft sehr mit Unrecht als buddhistisch betrachtet werden, noch nicht 400 Millionen. — S. 138 wird bei Polybius auf S. 174 verwiesen; aber da vermißt man bei der Erwähnung der Gefangennahme von 1000 Mitgliedern des Achäischen Bundes die Angabe, daß Polybius darunter war; sie findet sich erst S. 182. Solche Konkordanzen werden noch nützlicher, wenn sie reziprok sind; so darf auch S. 174 und 182 nicht die Rückverweisung auf S. 138 fehlen. — Der Verf. nimmt

ohneweiters an (S. 133), daß die Wölfin vom Kapitol das im J. 296 v. Chr. geweihte Bildnis sei, obwohl Kenner (wie z. B. Petersen, Vom alten Rom, 2. Aufl., S. 16) dies wegen des älteren Stils für ganz ausgeschlossen erachten. Vielmehr gibt es Anzeichen, wonach wir in diesem Denkmal das ältere Bildwerk zu erblicken haben, das im J. 65 v. Chr. durch Blitzschlag beschädigt wurde. — *Rex sacrificulus* (S. 143) ist nicht die offizielle Bezeichnung gewesen; diese lautete vielmehr *rex sacrorum*, so allein ist inschriftlich überliefert; daneben findet sich noch die Form *rex sacrificiorum*. — Die alte Langesche, später von Ed. Meyer wieder aufgenommene Hypothese, daß die Volkstribunen schon früher als *tribuni*, Vorsteher der vier Stadtbezirke, bestanden hätten und daß demnach ursprünglich ihrer vier gewesen seien (S. 144), wird jetzt nicht mehr viel Anhänger haben; vgl. Herzog, Geschichte und System der röm. Staatsverf. I 149. Mommsen, Röm. Staatsr. II^3 274, betont, daß an der einhellig überlieferten Zweizahl festzuhalten sei; besonders eingehend hat jene Ansicht widerlegt Bormann, *Eranos Vindobonensis*, S. 356 f. Ebenso wird bestritten werden müssen, daß der Zutritt der Plebeier zum Militärtribunat erfolgte (S. 146 f.). Das Wort *Cremera* (S. 145) ist Masc. (Ovid. Fast. II 205 f.) wie so viele Flußnamen auf *-a*, vgl. Neue-Wagener, Lateinische Formenlehre I^3 956. — Empfehlenswert wäre es wohl, S. 168, wo die Kolonisierung der dalmatinischen Inseln durch Korkyra erwähnt wird, auf *Curzola* hinzuweisen, das gleichfalls von Korkyra aus besiedelt wurde und daher auch *Corcyra (nigra)* hieß; daraus ist der jetzige Name entstanden. Das wäre auch ein Stück Vaterlandskunde gerade so wie die kurz darauf mitgeteilte Nachricht. — Die Schlacht am Metaurus war nicht 208 (S. 169 und 256), sondern 207 v. Chr.; denn diesem Jahre gehören die siegreichen Konsuln, C. Claudius Nero und M. Livius Salinator, an. — Daß man die reichen Steuerpächter aus bürgerlichen Kreisen damals (um 146 v. Chr.) *equites* nannte (S. 178), möchte ich in dieser Form nicht behaupten. Faktisch fielen ja die *publicani* mit dem *ordo equester* zusammen, weil sich beide vom Senatorenstand absonderten, da die Senatoren gesetzlich von den Geldgeschäften mit dem Staat ausgeschlossen waren, aber rechtlich bedeuten die *equites Romani* doch etwas anderes; allerdings sind auch diese wieder zu unterscheiden von den *equites*, wie ja Mommsen, Röm. Staatsr. III 481 mit einem sehr treffenden Vergleich erklärt, daß *eques* und *eques Romanus* in der späteren Republik sich zueinander verhalten wie bei uns „Reiter“ und „Ritter“, vgl. auch S. 509 ff. In diesem Sinne nur ist die Behauptung des Verf.s richtig, daß diese neuen Ritter mit der Ritterklasse der alten Zenturieneinteilung nichts als den Namen gemeinsam hatten. — Heraklea liegt nicht am *Liris* (S. 155), sondern an der Mündung des *Aciris* (j. *Agri*); einige Kilometer weit westlich mündet der *Siris* bei der gleichnamigen Stadt, die auch *Polieum* hieß. Der

Sieger bei *Mylae* heißt nicht *M. Duilius* (S. 161), sondern *C. Duilius;* er war *M. f., M. n.* — Irrig wird S. 179 auch die Quästur zu den kurulischen Ämtern gezählt; sie ist nur die Vorstufe zur Bekleidung kurulischer Ämter. — Von *Tigranocerta* nach *Artaxata* überschreitet man nicht den östlichen Taurus (S. 198), sondern den Antitaurus. — Bei Cäsars Triumph (S. 207) wäre es vielleicht deutlicher zu erklären, daß man *de civibus* überhaupt nicht triumphieren konnte. — S. 258 vermißt man bei der chronologischen Übersicht der Kämpfe Cäsars die Schlacht von *Munda* im J. 45 v. Chr. — Daß schon nach der Besiegung des Antonius und der Kleopatra dem Octavian in einigen Städten Asiens Tempel erbaut und göttliche Ehren erwiesen wurden (S. 213), ist, so aus dem Zusammenhang gerissen, nicht leicht verständlich; es muß dadurch erklärt werden, daß der Herrscherkult der Seleukiden und Ptolemäer jetzt einfach fortgesetzt wurde. — S. 214. Den Oberpontifikat bekleideten Augustus und seine Nachfolger nicht nur zeitweilig, sondern seit 12 v. Chr. (Tod des Triumvirs Lepidus) immer. — S. 215 und 240 wird gesagt, daß die Soldaten in den Legionen nach ihrer Entlassung das Bürgerrecht erhielten, die in den Auxilien nicht. Das ist unrichtig; die Legionssoldaten mußten das Bürgerrecht schon vor ihrem Eintritt in das Heer haben, die anderen erhielten es nach ihrem Austritt durch die *missio honesta,* in einigen Auxilien, die dann durch das Beiwort *civium Romanorum* gekennzeichnet sind, konnte dies bisweilen aus einem bestimmten Anlaß sogar schon früher eintreten. S. 217 f.: Drusus hat nicht drei, sondern vier Feldzüge unternommen, erst auf dem vierten ist er bis zur Elbe vorgedrungen. — Der Augustuscameo (Gemma Augustea) ist nicht in der Wiener Schatzkammer (S. 219), sondern im Kunsthistorischen Museum. — Befremdend ist die fehlerhafte Schreibweise *Vithellius* (S. 226 f.). — Wenn S. 235 darauf hingewiesen wird, daß unter Trajan und Hadrian (richtiger unter Trajan allein, wie dies ohnedies S. 259 gesagt ist) das Reich seine größte Ausdehnung hatte, so wäre es zweckentsprechend gewesen, die Größe dieses Reiches und seine schätzungsweise ermittelte Bevölkerung anzugeben und mit modernen Staaten zu vergleichen; s. Wagner, Lehrb. d. Geogr. I[6] 699. — Mit dem Werke „*De oratore*" (S. 238) ist Tacitus' *Dialogus de oratoribus* gemeint. — Die aus der Regionsbeschreibung stammende Zahlenangabe von 80.000 Zuschauern, die im Kolosseum Platz gefunden haben sollen (S. 239), ist zu hoch gegriffen; man kann höchstens 50.000 annehmen, vgl. Richter, Topographie der Stadt Rom[2], S. 170. — S. 240 trägt der Verf. (so wie auch Zeehe z. B.) über die *Constitutio Antoniniana* die Meinung vor, daß dadurch das römische Bürgerrecht auf alle Freien im römischen Reich erstreckt wäre. Mommsen (Herm. XVI 474 f., St.-R. III 699 f.), dann Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht, S. 159 und Wilcken, Herm. XXVII 295 f., haben jedoch gezeigt, daß durch die Ver-

ordnung Caracallas nur die freien Einwohner der Metropolen das römische Bürgerrecht erhielten. — Die in so vielen Lehrbüchern angegebene Zahl 19 für die Gegenkaiser des Gallienus (S. 241) wird sich nicht halten lassen. — Eine gewisse Inkonsequenz macht sich in der Schreibung einiger römischen Vornamen geltend, besonders bei *Gaius* und *Gnaeus;* diese werden bekanntlich mit *C.* und *Cn.* abgekürzt. Der Verf. aber kürzt diese Namen fast überall mit *G.* und *Gn.* ab (ausnahmsweise richtig *C.* nur S. 147, *Cn.* S. 144 und 150). Übrigens finden sich bei ihm Vornamen bald ausgeschrieben, bald abgekürzt. Eine unmögliche Abkürzung aber ist S. 185 und 191: *F. Flaccus.* Gentilizia kürzt man so nicht; gemeint ist hier *M. Fulvius Flăccus.*

Allein das sind alles nur Einzelheiten, die ja leicht zu verbessern sind; dem kann gegenüber gehalten werden eine Fülle von ganz vorzüglichen Partien, die sich in dem Lehrbuche finden. Ich hebe nur von dem vielen Guten das Beste heraus, wenn ich ausdrücklich aufmerksam mache auf den vortrefflichen Abschnitt über griechische Mythologie (S. 67 f.), der in solcher Tiefe und Feinheit nicht so leicht in einem Lehrbuch sonst gefunden wird; ausgezeichnet hat es der Verf. hier auch verstanden, die Ergebnisse der gelehrten Forschung in populäres Gewand zu kleiden, wenngleich ich davon früher den Abschnitt über Orphik und Mysterien ausnehmen mußte. Klar wird auch die Kampfesweise der Griechen gegen die Perser geschildert (S. 75 f.) und die Darstellung der Perserkriege zeigt die überlegene Kenntnis und Sicherheit des Verf.s auf diesem Gebiet, wo er aus dem Vollen schöpft; seine von weiten Gesichtspunkten ausgehende Darstellung liest sich hier auch leicht und verständlich. Als besonders gelungen muß hervorgehoben werden die Methode, wie hier die sagenhafte älteste Geschichte Roms behandelt wird (S. 133 ff.): die Überlieferung wird mitgeteilt, die Kritik dazu gegeben, der historische Gehalt davon aufgezeigt und dann folgt eine kurze Zusammenfassung.

Wenn Ref. geglaubt hat, das Buch in so ausführlicher Weise besprechen zu sollen und nicht nur die großen Vorzüge desselben zu würdigen, sondern auch seine Schattenseiten nicht zu verschweigen, so geschah dies in der Überzeugung, daß mit diesem Lehrbuch eine ungewöhnlich gute Leistung unserer Schulliteratur erzielt worden sei, die gerade dadurch erst ihre rechte Geltung erlangt, daß ihr in der Beurteilung nicht einseitiges Lob, sondern volle Gerechtigkeit zuteil wird. Möge ihr ganzer Wert recht bald und an vielen Stellen erprobt werden: dem Geschichtsunterricht in unseren Gymnasien wird eine weite Verbreitung des Bauerschen Lehrbuches nur zum Vorteil gereichen.

Prag. Dr. Arthur Stein.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Auflage. Lieferung 5 und 6. Glogau, K. Flemming.

Lieferung 5 enthält im Maßstabe 1 : 100,000.000 eine Karte der Meeresströmungen und der jährlichen Verteilung der Niederschläge und auf demselben Blatte eine Karte der Tiefen der Weltmeere und der Ackerbauzonen der Erde. Die gewählte Projektionsart, eine aus der Lambertschen Projektion abgeleitete flächentreue Planisphäre erscheint, trotzdem sie eine Vergleichbarkeit der Flächen ermöglicht, für die Wiedergabe der Niederschlagsmengen der ganzen Erde und teilweise auch der Ackerbauzonen nicht recht passend. Die Randgebiete, in unserem Falle Europa und Afrika, sind doch zu stark verzerrt, als daß die Karte einen klaren Einblick in die ausgeschiedenen zahlreichen Stufen vermitteln könnte. Die Meeresflächen kommen dagegen recht gut zur Veranschaulichung. Dieselbe Lieferung bringt von Nordamerika Blatt 4, Blatt 1 und 3 dagegen Lieferung 6. Es gelangen in diesen drei Karten die Vereinigten Staaten, Mexiko und Zentralamerika, sowie der Nordwesten von Britisch-Nordamerika zur Darstellung. Die politische Karte von Nordamerika ist damit vollständig erschienen. Wo die Namen das Terrainbild nicht erdrücken, ist es recht klar. Die beigefügten Nebenkarten beschäftigen sich mit staatlichen und statistischen Fragen. Wenig übersichtlich sind vermöge ihrer Kleinheit die Kärtchen zur Wirtschaftsgeographie. Schlesien und Posen finden sich nebst den angrenzenden Teilen des russischen Reiches und den Stadtplänen von Berlin, Magdeburg, Breslau, Leipzig und Posen (letztere im Maßstabe 1 : 200.000) auf dem sechsten Blatte der Karte des Deutschen Reiches.

Sievers W., Süd- und Mittelamerika. 2. Auflage. Wien, Leipzig, Bibliographisches Institut 1903.

Die Anlage des Werkes ist die gleiche wie in den bereits besprochenen Bänden Afrika und Australien. Die Erforschungsgeschichte und die allgemeine Übersicht, die auch einen Einblick in die politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse und den Verkehr vermittelt, bilden die Einleitung. An sie schließt sich die Beschreibung der geographischen Einheiten. Solche bilden das ungefaltete Land des Ostens, das Faltenland des Westens und Mittelamerika. Jeden dieser Teile zerlegt der Verf. infolge des Umstandes, daß sich in Südamerika Staatsgrenzen und geographische Einzellandschaften nur selten decken, derart, daß das physisch Gleichartige in erster, die politische Einteilung erst in zweiter Linie Berücksichtigung findet. So scheidet er im ungefalteten Lande des Ostens Guyana, die Llanos, Amazonien, das brasilianische Bergland, die Laplatagebiete und Patagonien samt dem Feuerlande aus, gliedert die Faltenregion des Westens in das Gebiet der südlichen, mittleren und nördlichen Kordilleren, denen Westvenezuela angehört,

und vereinigt das übrige Venezuela und die Inseln der Nordküste zu einem eigenen Abschnitte. Mittelamerika wird in Antillen und Festland geteilt. Ist zwar die getroffene Einteilung im einzelnen nicht immer einwandfrei, so muß sie doch mit Rücksicht auf die erwähnten Schwierigkeiten als eine recht glückliche bezeichnet werden. Innerhalb jedes Sondergebietes erfahren Bodengestalt und Gewässer, Klima, Pflanzendecke und Tierwelt, Bevölkerung und wirtschaftlich-siedlungskundliche Zustände eingehende Behandlung. Beweist schon eine Vergleichung des Textes mit dem der ersten Auflage, daß der Verf. vollkommen berechtigt ist, in der Einleitung hervorzuheben, daß das Buch „nur noch wenige Zeilen des Textes" der früheren Auflage enthält, so zeigt auch das Beilagenmaterial allenthalben die Umgestaltungen, die der neueste Stand der Wissenschaft erforderte. Glaubt man zwar auf den ersten Blick, daß beispielsweise in der geologischen Karte keine Änderungen vorgenommen wurden, so verrät doch eine nähere Vergleichung mit der früheren deutlich den Einfluß der Sapperschen Arbeiten auf die Darstellung des Baues von Mittelamerika. Nur geringe Unterschiede weist die Karte der Isothermen und Isobaren auf, die ebenso wie in der 1. Auflage ganz Amerika umfaßt. Gleichgeblieben ist die Karte der Florengebiete. Neu erscheint eine Karte der Sitze der Urbevölkerung um 1900 und eine Karte von Westindien und Zentralamerika. In den Text wurde die etwas geänderte Karte der Verbreitung der Tiere und die Regenkarte verlegt. Die Abbildungen sind mehr als doppelt so zahlreich wie in der früheren Auflage.

So besitzen wir denn auch in dem vorliegenden Bande ein durchaus zuverlässiges, prachtvoll ausgestattetes Werk, das sich den bereits erschienenen Bänden der Sieverschen Allgemeinen Länderkunde würdig an die Seite stellt und wie diese zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der erdkundlichen Literatur zählt.

Wien. J. Müllner.

Emil Haentzschel, Das Erdsphäroid und seine Abbildung. Leipzig, B. G. Teubner 1903. VIII und 140 SS.

Man könnte dieses Werk als den ersten und daher sehr verdienstlichen Versuch bezeichnen, mathematische Entwicklungen in einer Darstellung für den Geographen zu bringen. Wenn dieser Versuch nicht völlig gelungen ist, so kann man es dem Verfasser nicht zum Vorwurfe machen, da er kein Mathematiker ist, das Verdienst wird durch die Schattenseiten des Werkes nicht ganz aufgehoben.

Es mag zunächst als ein Hauptmangel hervorgehoben werden, daß in mancher Richtung zu wenig, und in anderer Richtung wieder zu viel Mathematik gebracht, aber auch vorausgesetzt wird.

In einem Werke, in welchem „die Trigonometrie der rechtwinkeligen sphärischen Dreiecke als wohlbekannt“ (S. 84) und ebenso die Beziehungen von tang u zum imaginären als bekannt angenommen werden (S. 85), in welchem auch, wenigstens das Prinzip der Integralrechnung vorausgesetzt wird, weil ja Integrationen ausgeführt, ja sogar elliptische Integrale durch Reihenentwicklungen bestimmt werden (S. 50), mutet es seltsam an, die Multiplikation von Polynomen mit Anschreibung aller Zwischenresultate angeführt zu sehen (S. 56 und 125).

Auch in mancher anderer Richtung ist die Darstellung mindestens inkonsequent. Die Beziehungen zwischen geographischer, geozentrischer und reduzierter Breite, die ja in der richtigen mathematischen Darstellung dem Verständnis wenig Schwierigkeiten machen, erscheinen in dem vorliegenden Buche ziemlich dunkel, wenn auch die Trennung zusammengehöriger Partien — man findet dieselben auf S. 9—19, dann wieder auf S. 91, wo erst die Entwicklung für tang $x = n$ tang y verspätet nachgetragen wird — gerade nicht der einzige daran Schuld tragende Mangel ist. Daß infolge dieser unsystematischen Darstellung Wiederholungen, wie z. B. auf S. 10 und 25 oder verspätete Darstellungen, wie die Einführung der Imaginären auf S. 41 vorkommen, ist dann nicht zum Verwundern.

Die Ausdrucksweise ist an manchen Stellen für ein Buch, das dem Studierenden als Führer dienen soll, keineswegs völlig klar. So wäre die Definition der Konformität S. 81 zu beanständen. Secans ist durchaus nicht der „umgekehrte“, sondern der „reziproke“ Wert des Cosinus (S. 126); unter Umkehrung versteht der Mathematiker bekanntlich etwas ganz anderes.

Demgemäß findet auch Ref. das Urteil des Verfassers über andere Werke etwas einseitig. Die Bemängelung des Ausdruckes „Tissotsche Indicatrix“ erscheint wohl etwas kleinlich. Niemand, der Krümmungen und Deformationen studiert hat, und beides muß in der mathematischen Entwicklung über die Darstellung der sphäroidischen Oberfläche wenigstens in elementarer Weise vorangehen, wird die Tissotsche Indicatrix mit der Krümmungsindicatrix verwechseln.

Die Bildellipse als „sphärische Ellipse“ (S. 76) beruht offenbar auf einem Mißverständnisse des Verfassers.

Auf S. 3 wird das Jakobische dreiachsige Ellipsoid als eine mögliche Form des Erdellipsoides erwähnt, so daß der Äquator eine Ellipse wäre. Diese Annahme ist nun unrichtig. Das Jakobische Ellipsoid als Gleichgewichtsfigur unter der Einwirkung der Schwerkraft und Zentrifugalkraft kann nie zwei nahe gleiche Äquatorachsen haben, sondern muß im Gegenteil von der Form des Rotationsellipsoides sehr weit verschieden sein, was wohl vor 50 Jahren übersehen wurde, aber heute nicht mehr übersehen werden

sollte. Verf. verwechselt diese Frage offenbar mit der noch viel später ventilierten, ob die nördliche und südliche Hemisphäre Meridianellipsen gleicher Exzentrizität besitzen.

Das Werk wird jedenfalls für den Geographen an Brauchbarkeit gewinnen, wenn es in einer zweiten Auflage etwas umgearbeitet würde.

Wien. Dr. Norbert Herz.

Astronomische Erdkunde. Ein Lehrbuch angewandter Mathematik von Prof. H. C. E. Martus, Geheimer Regierungsrat, von 1880 bis 1892 Direktor des Sophien-Realgymnasiums in Berlin. Große Ausgabe mit 100 Figuren im Texte. 3., neu durchgearb. Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung 1904. XVI u. 478 SS. 8°.

Das vorliegende Lehrbuch der astronomischen Erdkunde ist ein gutes Buch, welches Lehrern und auch vorgeschritteneren Schülern unbedenklich empfohlen werden kann. Es kommt dem Verständnisse der Leser dadurch entgegen, daß es sich nicht darauf beschränkt, den Aufbau der Wissenschaft etwa nach dem Muster einer Grammatik vorzunehmen, d. h. alle Gesetze möglichst fertig und als etwas streng Gegebenes dem Leser vorzuführen, sondern daß es stets die Wege angibt, auf welchen alle diese Gesetze erhalten wurden. Es teilt mit, wie die Beobachtungen anzustellen sind, die zu den betreffenden Resultaten führen, wie die Probleme mathematisch behandelt werden müssen, um aus ihnen die abzuleitenden Gesetze zu gewinnen. Indem es so die Leser zu einer vorurteilsfreien, zweckmäßigen und übersichtlichen Betrachtung der verwickelten Vorgänge anregt, wie sie gerade die mathematische Geographie bietet, kann es in der Tat zu einem richtigen und ersprießlichen Unterrichte beitragen.

Das Buch wäre jedoch noch weit besser geworden, wenn der Verf. vorgezogen hätte, es vor der Drucklegung einem Astronomen von Fach zur Durchsicht zu übergeben. Manche Unrichtigkeiten sind in ihm enthalten, die sonst leicht hätten ausgemerzt werden können. Ref. weist in dieser Hinsicht auf das Referat hin, welches er schon über die kleine Ausgabe desselben Buches erstattet hat und das sich in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1903. II. S. 145 vorfindet. Die da gerügten Fehler sind in dieser neuen großen Ausgabe stehen geblieben. Falsch ist so die Definition der mittleren Sonne, als jener, nach der die mittlere Zeit gerechnet wird, wenn es heißt: Derjenige Punkt des Äquators, in welchem die wahre Sonne am 15. April für die Berliner Sternwarte kulminiert, ist die Ausgangsstelle der erdichteten Sonne. Überhaupt würde der § 83 „Zeitgleichung" und ihre Berechnung einer durchgreifenden Umarbeitung bedürfen. Falsch ist der § 118 „Mitteleuropäische Zeit", darin gesagt wird, daß der Längenunterschied zweier Orte auf der

Erde ausgedrückt in Sternzeit anders ist als ausgedrückt in mittlerer Zeit. Auch dieser Paragraph würde eine vollständige Richtigstellung bedürfen. Im § 174 wird von einer Horizontalparallaxe von Fixsternen im Gegensatze zu der Jahresparallaxe derselben gesprochen. In der Einleitung, welche in Kürze die Hauptformeln der sphärischen Trigonometrie ableitet, heißt es zum Schlusse: Läßt man bei unveränderter Seitenlänge den Kugelmittelmittelpunkt weiter und weiter vom Dreiecke abrücken, so verwandeln sich die Formeln für die Kugeldreiecke in die für ebene Dreiecke mit Ausnahme des Cosinussatzes für die Seiten, dessen Form nichts Gleichartiges in der Ebene hat und in die Identität $1 = 1$ übergeht. Dies ist nicht richtig und der Verf. widerspricht sich da selbst, wenn er im § 132 die Reihe

$$\cos b = 1 - \frac{b^2}{2!\,r^2} + \frac{b^4}{4!\,r^4}$$

aufstellt und dann aus dem Cosinussatze für Kugeldreiecke die Gleichung

$$\cos a = \frac{b^2 + c^2 - a^2}{2bc},$$

d. i. den Cosinussatz für ebene Dreiecke findet.

Diesen Fehlern stehen jedoch bedeutende Vorzüge gegenüber, so das, wie schon oben erwähnt, streng heuristische Verfahren, das der Verf. in seinem ganzen Buche befolgt, ferner seine Art und Weise, die Erscheinungen durch Bilder zu veranschaulichen, die selbst in die verwickeltsten Verhältnisse Klarheit zu bringen und beim Unterrichte verwertet, denselben in ganz außerordentlicher Weise zu beleben geeignet sind. Die Friedrichstraße in Berlin, heißt es, um ein Beispiel zu geben (§ 140), ist 3240 *m* lang. Sie hat die Richtung der Magnetnadel. An ihrem Nordende ist mithin die Polhöhe schon $1^3/_4{}'$ größer als an ihrem Südende und am längsten Tage geht die Sonne da schon um 11 Sekunden früher auf und ebenso viel später unter als am Südende.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Acht Vorträge über physikalische Chemie, gehalten auf Einladung der Universität Chicago den 20.—24. Juni 1901 von J. H. van 't Hoff. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1901. Preis geh. 2 Mk. 5 Pf.

Anläßlich der zehnjährigen Gedenkfeier der Gründung der Universität Chicago hat der berühmte Professor der physikalischen Chemie, van 't Hoff, acht Vorträge gehalten, u. zw. beziehen sich dieselben auf die Anwendung der physikalischen Chemie auf die reine und angewandte oder technische Chemie, auf die Physiologie und die Geologie. Im ersten Vortrage wird der Zusammenhang der physikalischen Chemie mit der Chemie im weiteren Sinne erörtert; der zweite Vortrag handelt von den Beziehungen der

physikalischen Chemie und Industrie, der dritte von jenen der physikalischen Chemie und Physiologie, der vierte von der Anwendung der physikalischen Chemie auf die Geologie. Die vier Vorträge sind als Doppelvorträge aufzufassen.

In diesen Vorträgen wurden überall die neuesten Forschungen und Errungenschaften gebührend gewürdigt. Es wird auf die Theorie der Lösungen, auf den Kreisprozeß bei konstanter Temperatur, auf die Theorie der elektrolytischen Dissoziation verwiesen und der Vorgang der physikalischen Chemie an einigen zutreffenden Beispielen erörtert. Weiters beschäftigt sich der Verf. mit der Erörterung des Prinzips der größten Arbeit und der Anwendung desselben namentlich zur Reaktionsvoraussagung. Der Eingriff der physikalischen Chemie in die Salzindustrie, in die chemische Technologie des Eisens und Zinns wird im Folgenden zur Sprache gebracht. Was den Zusammenhang der physikalischen Chemie und der Physiologie betrifft, wird namentlich die Bedeutung der Theorie der Lösungen in der letztgenannten Wissenschaft hervorgehoben. Es werden die Untersuchungen von de Vries über das Pflanzenwachstum, von Donders über den Zusammenhang der Funktion des Blutes mit dem osmotischen Drucke, von Massart über Beobachtungen am menschlichen Auge, in das unschädliche Lösungen gebracht wurden, über den Einfluß des osmotischen Druckes auf Bazillen hervorgehoben, auf die künstliche Parthenogenesis aufmerksam gemacht und gezeigt, wie die Messung des osmotischen Druckes bewerkstelligt werden kann. Der zweite Vortrag über physikalische Chemie in ihrer Beziehung zur Physiologie wird zur Behandlung der Wirkung von Enzymen benutzt, welche komplizierte, im Tier- oder Pflanzenorganismus gebildete Verbindungen sind, welche die Fähigkeit haben, Reaktionen einzuleiten, ohne selbst dabei wesentlich verändert zu werden, und die daher in sehr geringen Mengen bedeutende Substanzverwandlungen veranlassen können. Beim Studium der Wirkung dieser Enzyme wurden einige Sätze über das chemische Gleichgewicht herangezogen.

Im letzten, der Geologie gewidmeten Abschnitte sind besonders jene Untersuchungen in übersichtlicher Weise zusammengefaßt worden, welche der Vortragende in gemeinsamer Arbeit mit Prof. Meyerhoffer durchgeführt hat.

Ref. macht die Leser, welche sich für die neueren Forschungen auf dem Gebiete der physikalischen Chemie interessieren, auf diese in jeder Beziehung bemerkenswerten Vorträge Prof. van 't Hoffs aufmerksam.

Zur Theorie der mikroskopischen Bilderzeugung. Von Viktor Grünberg, Prof. an der Landes-Oberrealschule in Znaim. Leipzig, J. A. Barth 1903. Preis geb. 4 Mk.

Im Gange seiner Entwicklungen hält sich der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift an das Werk von Dippel, „Handbuch

der Mikroskopie" und deduziert einige Sätze aus der Lehre von der Brechung und Abbildung. Zunächst wird die Theorie der Brechung an einer Kugelfläche entwickelt und es wird die Formel von Lagrange abgeleitet und diskutiert. Hierauf wird zum Falle unendlich dünner Linsen übergegangen und besonders das Vergrößerungsvermögen eines aus zwei unendlich dünnen Linsen zusammengesetzten Systems besprochen; es wird das Theorem abgeleitet, daß die Vergrößerung dem Penetrationsvermögen bezüglich einer Konstanten umgekehrt proportional ist. Hierauf wendet sich der Verf. zum zweiten Näherungsfall der Brechung an einer Kugelfläche und es werden die Eigenschaften der sphärischen Aberration, des Aplanatismus und der Orthoskopie erklärt. Die weiteren Abschnitte handeln von den Töplerschen Gleichungen, von der Aufstellung der Begriffe „Bildgrößenwert der Tiefendimension" und „Verhältnis der räumlichen Verzerrung", ferner von den Kardinalpunkten eines Systems (wobei in einfacher Weise dargetan wird, daß man zu diesen Punkten auch mittelst der Lagrangeschen Gleichung gelangen kann), dann von der Ableitung der für ein optisches System wichtigsten fünf Gleichungen, wobei die Begriffe Lateralvergrößerung, Verhältnis der Konvergenz, Tiefenvergrößerung eine mathematische Definition erfahren. Im 7. Abschnitte wird von den Helligkeitsverhältnissen gesprochen und unter anderem der Satz abgeleitet, daß sich die Helligkeit des Gesichtseindruckes bei Anwendung des Instrumentes zu der bei Beobachtung mit freiem Auge wie die Fläche des Okularkreises zur Fläche der Pupille verhält. Der 8. Abschnitt umfaßt die Theorie der mikroskopischen Bilderzeugung im engeren Sinne. Hier wird der Ausgangspunkt von der Theorie der Beugung genommen, u. zw. werden die betreffenden Ableitungen nach dem von Stefan in seinen Vorlesungen eingehaltenen Vorgange durchgeführt. Es zeigt sich, daß ein Gitter von derselben Gitterkonstanten unter verschiedenen Beleuchtungsverhältnissen verschiedene Bilder gibt oder daß wir von der Art der Abbildung nicht unbedingt auf die Art der betrachteten Struktur, bezw. des betrachteten Gitters schließen dürfen. Zum Nachweise dieser Abhängigkeitsverhältnisse wird der Vorgang, der als mikroskopische Abbildung bezeichnet wird, des Näheren betrachtet.

Das Buch stellt die Theorie der mikroskopischen Bilderzeugung in vollkommen entsprechender und klarer Weise dar.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Karl Smalian, Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. Mit 570 Abbildungen und 36 Farbendrucktafeln *A*. Große Ausgabe. Leipzig, G. Freytag 1903. V u. 626 SS. Lex.-8°. Preis 8 Mk.

— — Grundzüge der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. *B*. Schulausgabe. I. Teil: Die offenblühenden Sproßpflanzen oder

Blütenpflanzen. Mit 331 Abbildungen und 33 Farbentafeln. IV und 323 SS. Preis 4 Mk. — II. Teil: Verborgen blühende und blütenlose Pflanzen. Innerer Bau der Pflanzen und daran gebundene Lebensvorgänge. Mit 142 Abbildungen u. 3 Farbentafeln. 102 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf. Leipzig, G. Freytag 1903.

Zwei verschiedene Bücher und doch im Wesen nur ein Buch. Das zweite hier angezeigte ist, wie schon der Titel „Schulausgabe“ besagt, als ein Schullehrbuch für die oberen Klassen der Mittelschulen anzusehen, das wegen der breiten Ausführlichkeit seines Inhaltes einen für ein Lehrbuch wohl zu gewaltigen Umfang haben dürfte. Wozu dient aber das „Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. *A.* Große Ausgabe“? Darüber bin ich mir trotz eifriger Durchforschung des Inhaltes nicht völlig klar geworden. In dem Vorworte hat der Verf. allerdings auf den Zweck des Buches hingewiesen: „Darum gab ich “einen reichen Stoff, aus dem der strebsame Schüler sein Wissen bereichern kann”, und zwar in lesbarer Form. Zugleich wird der Lehrer alle wichtigen Tatsachen in den Einzeldarstellungen finden, welche er zu einem fruchtbringenden Unterrichte verwenden kann.“ Dieser Satz ist mit fetten Lettern gedruckt. Was nun den strebsamen Schüler betrifft, der das Buch lesen und dadurch sein Wissen bereichern soll, so meine ich wohl, daß ein Schüler, der das tut, ein Unicum ist. Zunächst hat er in den Sprachen, in Mathematik, Geschichte usw. so viel zu lernen, daß er die karge Zeit seiner Freiheit kaum dazu verwenden wird, um wieder ein „größeres Schulbuch“ zu lesen. In meiner dreißigjährigen Lehrerdienstzeit sind mir unter den tausenden von Schülern nur sehr wenige untergekommen, die einen derartigen Privatfleiß entwickelt haben. Bleibt also der zweite Satz, der den Zweck des Buches erklären soll. Nun da möchte ich denn doch wieder die Lehrer in Schutz nehmen: Das müßte ein trauriger Lehrer der Naturgeschichte sein, der sein Unterrichtswissen erst aus dem vorliegenden Buche holen soll, wenn er in vier Jahren Universitätsstudien und 1—2 Vorbereitungsjahren die Werke von Sachs, Frank, Pfeffer, Wiesner, Strasburger, Eichler usw. studiert hat, wenn er den heute so großartigen Unterrichtsbetrieb und Vortrag auf der Universität kennen gelernt! Es ist also doch nur hauptsächlich für den Schüler bestimmt und da möchte ich bemerken, daß es sich von der „Schulausgabe“ nur durch kürzere oder längere Sätze unterscheidet, die in der Schulausgabe fehlen. Ein Beispiel bietet gleich anfangs die „Sumpfdotterblume“.

Große Ausgabe:	Schulausgabe:
Auf sumpfigen, vom Landwirt sauer genannten Wiesen, deren Gräser meistens sauer schmecken und daher von den Rindern nicht gerne gefressen werden, wie an Wassergräben, überhaupt auf sehr feuchtem Boden,	Auf sumpfigen, vom Landwirt sauer genannten Wiesen, deren Gräser von den Rindern nicht gerne gefressen werden, wie an Wassergräben, überhaupt auf sehr feuchtem Boden, der vielleicht vom Frühjahrshochwasser

der vielleicht vom Frühjahrshochwasser vorübergehend überschwemmt wird, wächst in erstaunlicher Üppigkeit die Dotterblume. Im April und Mai entfaltet sie die grell gelben Blüten, die mit ihrer Farbe an das Eigelb erinnernd, ihr den Namen verliehen haben. Wird die Wiese durch die Blumen des scharfen Hahnenfußes gleich einem Teppich durchwirkt . . . usw.	vorübergehend überschwemmt wird, wächst in erstaunlicher Üppigkeit die Dotterblume. Im April und Mai entfaltet sie die grell gelben Blüten, die, mit ihrer Farbe an das Eigelb erinnernd, ihr den Namen verliehen haben. Je fetter und sumpfiger der Boden ist, umso kräftiger sind die Dotterblumen —

Ob es nach dem Angeführten gerechtfertigt wäre, die Schulausgabe als einen Auszug des Lehrbuches zu bezeichnen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Es wäre aber sehr unrecht, von diesen Bemerkungen auf den Wert des Buches und auf die Güte der Arbeit zu schließen. Es ist eine vortreffliche, mit großem Fleiße und Genauigkeit verfaßte Arbeit, deren ausgesprochen biologische Tendenz es besonders wertvoll macht. Läßt sie an typischen Pflanzen den Charakter der Familie erörtern — und diese bekanntlich ziemlich trockenen Erörterungen sind in schöner, gut lesbarer Form geboten — so benutzt sie jede Gelegenheit, um aus den morphologischen Verhältnissen, aus besonderen Vorkommnissen usw. die biologischen Tatsachen herauszulösen und auf den wunderbaren und doch so natürlichen Zusammenhang des Baues der Organismen mit ihrem Vorkommen und ihrer Lebensweise in recht klarer Weise hinzuführen. So benützt der Verf. die Gartenabänderungen der gelben Rübe (*Daucus carota*), um auf die bleibenden Abänderungen (Mutationen) und auf die vorübergehenden „Variationen" aufmerksam zu machen; das Lindenblatt, die Eiche geben ihm Gelegenheit, die reichliche Symbiose mit den Insekten (und Milben) zu besprechen, von der Eiche auch die Abhängigkeit der Krone vom zerstreuten Tageslicht zu zeigen, an der Wassernuß wieder werden die merkwürdigen Anpassungsvorrichtungen und die Schutzmittel gegen äußere Feinde vorgeführt. Mit ungemeinem Fleiße und tüchtigen Kenntnissen ist jede Partie bearbeitet und der Schüler, der sich weiter bilden will, hat tatsächlich nicht nur ein „Lehrbuch" vor sich, sondern auch einen treuen Begleiter und Führer bei seinen eigenen Beobachtungen.

Über Einiges, das mir aufgefallen ist, möchte ich hier noch einzelne kurze Bemerkungen anschließen. Auf S. 19 heißt es: „Im Gegensatze zu den . . . . Hahnenfüßen besteht die Blüte der Adonisröschen sowohl aus Kelch-, als auch aus Blumenkronblättern"; dagegen auf S. 1: „fünf Kelchblätter und fünf Blumenkronblätter" bei *Ranunculus acer*. — Bei *Trollius* (S. 22) wird vom Kelch gesprochen, bei *Helleborus* nicht. Das Wort „Eiweißmasse" der Muskatnuß (S. 30) wäre besser durch „Keimnährgewebe" zu ersetzen. — Unklar erscheint mir auch der Ausdruck: „Die mit lederiger

roter Hülle umgebenen Früchte der Beißbeere": die „rote Hülle" ist ja doch die Fruchtschale selbst (S. 355). — Von *Rosa centifolia* wird wohl kaum die Hauptmenge des Rosenöles gewonnen. (S. 89). — Auch die ersten Jahresringe der Nadelhölzer (die sog. „Markkrone") haben keine echten Gefäße, sondern Spiraltracheiden (S. 588). Die „schmalen Streifen einfachen Grundgewebes (Holzparenchyms)" der Koniferen (S. 588) stellen deren Markstrahlen vor; aus dem Texte könnte man erschließen, daß die „Streifen" und die Markstrahlen verschiedene Dinge sind.

Den beiden Büchern ist ein Bilderatlas beigegeben, der uns von Pokornys Naturgeschichte bekannt ist.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Stenographisches Diktier- und Aufgabenbuch (verwendbar für Stenographen aller deutschen Systeme). Methodisch geordnet und zum Gebrauch an Mittelschulen, verwandten Lehranstalten und stenographischen Kursen zusammengestellt von Emil Kramsall, Universitätslektor für Stenographie und Mitglied der k. k. Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Wien. Schulbücherverlag 1903. Preis 1 K 10 h. Zum Gebrauche an Mittelschulen allgemein zugelassen. Erlaß des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 13. Mai 1903, Z. 15043.

Das 115 Seiten starke Büchlein enthält eine reiche Sammlung von sorgfältig ausgewählten Aufgaben und passenden Diktierstoffen zur Einübung der Gabelsbergerschen Korrespondenz- (S. 1—37) und Debattenschrift (S. 38—112). In methodischer Anordnung geht der Verf. vom Leichteren zum Schwierigeren weiter. In den ersten 14 Übungsstücken kommen nur Einzelwörter vor zur Einübung der Vokale, Zwielaute und zusammengesetzten Wörter. Mit S. 5 beginnen „Zusammenhängende, leichte Stücke, Diktate und Aufgaben". Praktisch ist die Anwendung des Vertikalstriches nach je 10 Worten und die Gesamtwörterzahl am Schlusse jedes Stückes. Leichtere Satzbeispiele zur Einübung von Hilfszeitwörtern, Zahlwörtern, Fremdwörtern, Eigennamen folgen von S. 33 ab. Die Debattenschrift wird im zweiten Teil von S. 38 an eingeübt. Auch hier wird zuerst in methodischer Reihenfolge die Form-, Stamm- und gemischte Kürzung behandelt, während die Satzkürzungslehre im allgemeinen durch eine reichliche Auswahl von Aufgaben (vom Leichteren ausgehend bis zur Nachschrift von Reden) in recht praktischer Weise eingeübt wird.

Unter den zusammenhängenden leichteren Stücken finden sich immerhin einige schwierige Wörter. So bereits im ersten Stück S. 5 „Zeitverderben", S. 7 „zerrissen", „zerstach", „zerfleischen", „verstrickt"; S. 8 „überwunden", „Entfernung", „vorsichtshalber", „veruntreuen". Zu derartigen Verbindungen mit

1—2 Vorsilben kommt der Lehrer wohl erst am Ende des Elementarkurses. Für den stenographischen Anfangsunterricht bietet also das Büchlein wenig Material; denn die spärlichen Wortbeispiele auf den ersten vier Seiten bilden doch für 6—8 Monate keinen ausreichenden Übungsstoff. Es wäre daher wünschenswert, wenn schon zur Einübung der Zeichenverbindungen, der Vokale, Zwielaute und Fremdwörter kurze Satzbeispiele, etwa aus einer Sprichwörtersammlung, herangezogen würden. Die einzelnen Übungsstücke und Aufgaben sollten auch fortlaufend numeriert werden. Gegen die Auswahl ist im allgemeinen nichts einzuwenden. Die schwierigeren Diktate der Debattenschrift von S. 65 ab bieten auch recht sorgfältig ausgewählte Redestoffe, wobei das literarhistorische, geschichtliche und patriotische Moment Berücksichtigung fand. Obwohl Fremdwörter und Eigennamen eigentlich erst S. 85 ab eingeübt werden, finden sich doch auch bereits in vorausgeschickten Stücken schwierigere Schriftbilder wie S. 11 „Jehovah"; S. 14 „abderitisch"; S. 17 „Butimar"; S. 21 „Universitätsstadt"; S. 26 „Wellington", „Waterloo", „Goumout", „la Haye Sainte" usw. Bei den schwierigen Satzbeispielen von S. 52—64 fehlt der Zählstrich nach je 10 Worten; für das Diktieren beim Schnellschreiben wird er schwerlich entbehrt werden können.

Das Buch ist gewiß ein sehr brauchbarer Behelf für stenographische Fortbildungskurse. Für Mittelschulen würde es an Wert gewinnen, wenn bei der Auswahl der Stücke mehr auf die Konzentration des Unterrichtes überhaupt Rücksicht genommen und statt der Fabeln und kleinen Erzählungen Materien herangezogen würden, womit die Schüler der IV.—VI. Klasse beschäftigt sind. — Die Ausstattung des Buches und der Preis ist angemessen. — An Fehlern ist aufgefallen: S. 87 „der verborgen*d*sten Feinden"; S. 102 „und *ä*hnliches erwartet".

Ried. Ferd. Barta.

———

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Sprachenfrage der Mittelschule.

Vortrag, gehalten im Verein „Mittelschule" am 9. Jänner 1904.

Es gehört, ich weiß es wohl, eine gewisse Kühnheit dazu, zu einem Vortrage über das angekündigte Thema einzuladen. Mir wenigstens geht es so, daß ich Schriften über diese Frage nur mit einem Seufzer in die Hand nehme und wo mir eine Debatte darüber droht, sie gern meide. Ist doch der Streit nun über 400 Jahre alt, seit nämlich die Antike wieder auferstand, und es läßt sich nicht sagen, daß die ständigen Zusammenstöße viel Neues an Argumenten für und wider gebracht haben, am ehesten noch, wenn mit dem Fortschritt der Kultur der Wert jener Studien wechselte oder sie mit anderen Unterrichtsgegenständen, die Aufnahme erheischten, in Widerstreit gerieten und ihnen Einschränkung drohte. Denn was z. B. mit ihnen heute erstrebt wird, ist doch etwas ganz anderes als damals, als das Altertum seine neu entdeckten Schätze über die Beschränktheit des ausgehenden Mittelalters ausstreute. Ihre Zulassung war eine eminente Kulturfrage, und die Gegner wußten nichts Besseres ins Feld zu führen als die Gefahr, die der christlichen Gläubigkeit drohte. Schillers „Götter Griechenlands" und ihre Geschichte sind ein Nachklang jener Zeiten. Jetzt aber ist die Frage vor allem eine pädagogische, und wer überzeugen oder widerlegen will, dem bleibt mehr wie bei irgend einem anderen Unterrichtsmittel nichts übrig als die Argumente aus der Psychologie zu holen, und zwar so tief wie möglich. Seinen Grund aber hat das in der Methode.

Denn mit dem Wert und Ziel des altklassischen Unterrichts hat sich auch die Methode desselben gründlich geändert. Alter kirchlicher und scholastischer Übung folgend, der Latein geläufig war wie die Muttersprache, las man in Massen, und da der Inhalt mit seinem befruchtenden Reichtum zunächst die Hauptsache war, war dies auch das zweckentsprechendste, weil es den Aneignungsprozeß beschleunigte. Dann kam die Stauung und für die Sprache eine Rückflut. Die Muttersprache forderte ihr Recht und verdrängte in Rede und Schrift das Latein aus fast

allen seinen Positionen. In demselben Maße aber wurde das Übersetzen üblich und brachte damit der Zeit wieder, was ihr not tat. Denn mit dieser, der Übersetzungsmethode, steht und fällt der altklassische Unterricht, so weit sein pädagogischer Wert in Betracht kommt, überhaupt.

Wie es so ungesuchte, durch den geschichtlichen Verlauf bedingte Notwendigkeiten, glückliche Zufälle waren, die uns gaben, was wir brauchten, so sind es auch nur allgemeine Überzeugungen, die Gewähr langer Erfahrung, die Furcht vor dem Ergebnis des Experiments mit anderen Unterrichtsmitteln, nicht klarste, unumstößliche Einsicht, die uns an dem Hergebrachten festhalten lassen. Die Zähigkeit, mit der Schule und Lehrer dafür eintreten, ist fast so blind wie das Vertrauen, mit dem der Schüler sich jenen, die schon wissen werden, was das beste für ihn ist, überläßt. Für unsere Maturitätsprüfungen z. B. lautet zwar die Vorschrift, daß allgemeine Bildungsreife, also ein mittelbares Unterrichtsergebnis, das Kriterium der Lossprechung sein soll, tatsächlich aber entscheiden positive Kenntnisse und so Übersetzungsfertigkeit, die doch auch solchen zuzurechnen ist, in der Voraussetzung, daß, wenn nur der vorgeschriebene Lernstoff aufgearbeitet ist, jene Bildung schon vorhanden sein wird.

Und doch muß es solche Beweise geben. Die allgemeine Überzeugung wurzelt ja nicht so ganz in der Luft, sondern im Gegenteil in einer erdrückenden Fülle von Tatsachen. Wo die Beweise zu suchen sind, ist schon gesagt worden. Einzig die Psychologie kann sie geben, und zwar, da es sich um die Ausbildung intellektueller Anlagen durch sprachliche Hilfsmittel handelt, die Sprachphilosophie oder genauer: die Sprachpsychologie. Bereits vor mehr als 20 Jahren hat mich das Bedürfnis, mir über den Zweck, ja die Berechtigung meines eigenen Berufes klar zu werden, veranlaßt, der Frage nachzugehen und das Ergebnis ist niedergelegt in einem Buche[1]) das 1882 erschien und dem die Überarbeitung eines Abschnittes 1895 folgte: Die formale Bildung, abgedruckt in den Jahnschen Jahrbüchern (Heft 2 und 3) und gleichzeitig selbständig erschienen (bei Teubner).

Von der Art der Beweisführung dort in großen Zügen ein ungefähres Bild zu geben, ist der Zweck dieses Vortrages. Allerlei nicht sehr erquickliche Vorkommnisse lassen es mir angezeigt erscheinen, auf jenes Buch hinzuweisen, wozu sich auch etwas die Absicht gesellt, mein Eigentumsrecht zu wahren. Daß das, was dort seine umständliche Herleitung und Begründung gefunden hat, hier meist als Behauptung, nicht selten als sehr gewagte, erscheinen muß, das liegt in der Natur der Sache.

Alles durch die Erfahrung gewonnene Wissen findet im Geist, unbeschadet aller sonstigen Verbindungen, schließlich seine Aufnahme und Einreihung in die Begriffe, das sind seelische Gebilde, zu welchen nach einer der elementarsten Tatsachen des Seelenmechanismus alles Gleichartige der Erfahrung sich zusammenfügt, um hier im verdichteten

---

[1]) Das Studium der Sprachen und die intellektuelle Bildung, auf sprachphilosophischer Grundlage dargestellt. Wien 1882, bei A. Hölder.

Zustande zu verharren und zum Gebrauche im Denken wie zu Neuerwerbungen in Apperzeptionen zur Verwendung zu stehen. Den Kristallisationspunkt und Kern findet der Begriff so gut wie durchweg im Wort; selbst da, wo es sich um konkrete Dinge, um solche der Anschauung handelt, pflegt sich früher oder später zum Typus, der sich aus ihnen entwickelt, das Wort zu gesellen; was zum Begriff gehört, läßt sich äußerlich durch die sprachliche Verwendung des Wortes feststellen.

Da aber das Bewußtsein, in dem uns erkennbar das Denken abläuft, zu eng ist, um ganze Begriffe mit allem ihren Inhalt aufzunehmen, so haftet in jedem einzelnen Gebrauchs- und Denkakt am Worte nur eine Vorstellung, d. i. derjenige Bestandteil des Begriffes, der durch die Situation, den Gegenstand und Zusammenhang der Rede oder des Denkens mit dem Worte oder durch dasselbe aus dem Innern des Geistes zur Bewußtwerdung emporgehoben wird.

Die Begriffe bilden sich und leben aber nicht isoliert: im Gegenteil, den Zusammenhängen und Beziehungen, von denen die Welt der sinnlichen und nicht sinnlichen Erscheinungen erfüllt ist, entsprechen, vorausgesetzt, daß sie erkannt, erfaßt und in die Erfahrung aufgenommen werden, im Geiste äquivalente Verbindungen, Assoziationen, die ihr Dasein am stärksten in der Reproduktion betätigen und überhaupt erst ein zusammenhängendes Denken ermöglichen.

Die Höhe der Intelligenz ist darnach nun bedingt zunächst durch die Zahl der Begriffe, durch die Ordnung in und unter ihnen, deren wertvollste die Wissenschaft schafft, durch ihre der Wirklichkeit entsprechende Wahrheit, sodann durch die Fülle jener Beziehungen mit demselben Verhältnis zur Wirklichkeit, und drittens, was auch herangezogen werden mag, durch die Reizbarkeit, d. i. die Verwendungsbereitschaft aller Teile. Wort und Sprache aber bilden aller Orten den Kern und Halt zur Ansammlung und Bewahrung, zur Bewußtwerdung im Denken und zum Austausch, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß alle Denkreihen nur aus Wortvorstellungen bestehen; auch die Anschauungen und einiges andere haben ihren starken Anteil an denselben. Wenn also die Sprache als Verständigungsmittel dem Menschen eine so ungeheure Überlegenheit über die Tiere gibt, so ist ihre Bedeutung für die Ermöglichung der Begriffsbildung, eines entwickelteren Denkens und überhaupt einer reicheren Intelligenz noch viel größer. Ihre Sinnfälligkeit ist es, der sie dies verdankt; denn ohne konkreten Halt ist dem Geiste nichts greif- und faßbar. Anschauungen hat auch das Tier, mit Hilfe derselben gelangt es zu den niederen Artbegriffen und konkreten Typen, aber weil ihm die Sprache fehlt, kommt es nicht über die dürftigsten Abstraktionen hinaus.

Nun ist es aber wiederum eine Tatsache, die im ersten Moment wohl sehr befremdend erscheint, deren allerdings etwas umständliche Herleitung und Verfolgung der Prozesse, wie sich die Verteilung und Verbindung alles Neuaufgenommenen an das Vorhandene im Geiste vollziehen, ihr aber doch alles Wunderbare benimmt, daß nämlich der Begriffsstand an Zahl, Inhalt und Ordnung in allen Sprachen ein anderer

ist. Er ist es schon bei den Individuen derselben Sprachgemeinschaft, muß sich also, wenn die äußere sprachliche Differenzierung noch hinzukommt, noch steigern, so daß dann dieser äußeren Verschiedenheit auch noch eine innere zur Seite steht, trotzdem das Band, das zwei Vokabeln wie Tugend und virtus verbindet, die Bedeutung, der Begriff ist. Die Formulierung, die ich seinerzeit dieser Tatsache gegeben habe, lautet: Die Verteilung der Erscheinungen (wozu auch alle Denk- und abstrakten Vorkommnisse gehören) unter begriffliche Einheiten ist in allen Sprachen eine verschiedene. Dafür, daß dieser Verteilung Grenzen gesetzt sind, sorgt die Wirklichkeit, mit der dem Mikrokosmus in Übereinstimmung zu bringen ja doch immer alle Apperzeption die Tendenz hat und haben muß. Aus der Art, wie die Begriffsbildung vor sich geht, die zu jener Verteilung führt, nämlich aus der Unvollständigkeit aller Wahrnehmung und Apperzeption und den Irrtümern, die mit unterlaufen, erklären sich die meisten Mißverständnisse, erklärt sich aller Kampf der Meinungen besonders um die Dinge, die der direkten Erfassung nicht zugänglich sind, und die Aussichtslosigkeit endlicher Einigung. Wer ein Weiser werden will, versenke sich in dieses Gebiet der Sprachwissenschaft. Sokrates mit seinem Suchen um das Wesen, d. i. der Begriff der Tugend war schon ein Führer. Uns aber nun direkt angehende und aufs leichteste zugängliche Beweise der Wahrheit der Formel bieten die Wörterbücher, auf die hinzuweisen ich mich hätte begnügen können. Erstens dadurch, daß sie die großen numerischen Ungleichheiten im Vokabelschatz der verschiedenen Sprachen aufdecken; zweitens, was zum Teil eine Folge jener Ungleichheiten ist, daß in ihnen jedem neuen Worte der einen Sprache eine Mehrheit in der anderen zur Wiedergabe gegenübersteht, wobei die festen phrasenhaften Verbindungen noch ganz außer acht bleiben, und drittens indirekt die aus beiden wieder hervorgehenden Übersetzungsnöten. Jene Verschiedenheiten sind sogar so groß, daß sich kühn behaupten läßt, daß es nicht einen einzigen Begriff gibt, der mit gleichem Inhalt und Umfang (die innere Ordnung ist vollends überall individuell) auch nur in zwei Sprachen sich gleich findet, d. h., daß es, von ganz singulären Zusammensetzungen abgesehen, nicht ein Wort gibt, daß in einer anderen Sprache immer und unter allen Umständen durch dasselbe Wort zu übersetzen wäre.

In der Hoffnung, hier doch soviel beigebracht zu haben, daß jenes Verteilungsgesetz als richtig anerkannt wird, stellen wir nun die Frage: was heißt eine fremde Sprache lernen?

Lernen nämlich mit dem Ziele wenigstens des Verstehens und der eigenen Beherrschung in Wort und Schrift, wie solches als Ziel ja auch dem Studium der alten Sprachen gesetzt ist, so weit vor demselben auch schon Halt gemacht zu werden pflegt. Sehen wir ab von der durch sofortiges Verwenden von Übungssätzen nur erleichterten mechanischen Gedächtnisarbeit, die der Formenlehre, den zu festen Gepflogenheiten erstarrten Eigenheiten, die in der Syntax zusammengestellt sind, und selbst dem Vokabellernen gewidmet wird, und fassen wir diejenige Arbeit, die der Beherrschung des Vokabel- und Phrasenschatzes gewidmet

und weitaus die wichtigste ist, ins Auge, dem heißt nun eine fremde Sprache lernen: ein Geist, der seine begriffliche Konstitution durch eine bestimmte, nämlich die Muttersprache erhalten hat, mag sie nach Alter oder Bildung schon sehr weit gediehen sein oder nicht, wird durch die Lernarbeit dahin gebracht, daß er zu dieser ersten Konstitution sich eine zweite, in der anderen Sprache gegebene, aneignet. Karl V. soll es gewesen sein, der dieser Tatsache schon Ausdruck gab mit dem Ausspruch: *quot linguae, tot mentes.*

Die Aneignung kann nun auf zweierlei Weise geschehen: entweder in möglichst isolierter Weise, durch tunlichstes Vermeiden jeder Berührung mit der Muttersprache, durch die Bonnen- und Parliermethode, oder durch das entgegengesetzte Verfahren, wie es das ständige Übersetzen mit sich bringt. Von dem ersten Verfahren ist es bekannt, daß es allein geeignet ist, zu einer raschen und fließenden Beherrschung zu führen; aber zahllose Beispiele, und das nicht nur aus den niederen Schichten, beweisen auch, daß solche Zwei- und Vielsprachigkeit ohne weiteres mit tiefer Unbildung gepaart sein kann. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles Heil allein von der anderen Methode kommt, sondern nur, daß die erstere an sich keinen Bildungswert hat. Die Gründe dafür ergeben sich nun aus der Betrachtung der Übersetzungsmethode.

Bestünde nämlich jene verschiedene Verteilung der Erscheinungen nicht, sondern ginge die Begriffsbildung überall in der Welt denselben Weg, beim Individuum und so auch bei Sprachgenossenschaften, dann würde zum Übersetzen eine rein mechanische Wortvertauschung genügen, zu der nicht einmal immer ein Verständnis des Inhalts erforderlich wäre. Denn auch die Formen würden einander überall entsprechen müssen. Mit der elementaren Algebra ließe sich die Arbeit am ehesten vergleichen, nur daß jene doch viel mehr Überlegung erfordert. Es eröffnet sich schon hier die Aussicht auf die Tatsache, daß bei Sprachen, die in ihrer Struktur und kulturell einander sehr nahe stehen, die Arbeit oft in solchem mechanischen Vertauschen aufgehen muß, wie das auch der Fall ist. Die höhere Kultur würde bei solcher Gleichartigkeit der Begriffsbildung ihren Ausdruck in einem zahlreicheren Begriffs- und Vokabelschatz finden sowie in einem reicheren und geordneteren Inhalt der sonst gleichen Begriffe und endlich in reicheren Beziehungen dieser und ihrer Bestandteile untereinander, alles so wie jetzt die höher Gebildeten derselben Sprachgemeinschaft sich von den tiefer Stehenden unterscheiden.

Aber so vollzieht sich das Übersetzen nicht; im Gegenteil, es stellt oft Aufgaben, die gar nicht mehr zu bewältigen sind, d. h. es will nicht gelingen, den Inhalt des fremden Satzes so wiederzugeben, daß der gesamte Vorstellungsinhalt im einzelnen und seiner Summe mit allen seinen Nuancen und Färbungen in dem fremden Gebilde restlos enthalten ist. Besonders bei poetischen Übersetzungen tritt solches zutage; der Duft, der Charme, das eigentliche Poetische geht verloren, und wie mein Verteilungsgesetz auf so manche psychische und sprachliche Erscheinungen ein neues Licht wirft, so zeigt es auch, daß der zarteste Reiz der Poesie zugleich meist ein nationaler ist, indem er in jenen Subtilitäten liegt,

die bei einer Umsetzung in einer anderen Begriffsordnung nichts durchweg Entsprechendes finden.

Betrachten wir das Übersetzen nun etwas näher, so ist die äußere Lautvertauschung nicht nur ein wesentlicher Bestandteil desselben, sondern wegen ihrer Sinnfälligkeit und weil in ihr der Maßstab für die Beherrschung beider Sprachen liegt, erscheint sie wohl leicht als das einzige Ziel, das allem Sprachenlernen gesetzt ist. Vokabelkenntnis ist auch wirklich Voraussetzung aller Arbeit, und wenn auf mechanisches Vokabellernen im Anfang und noch lange nachher streng gesehen wird, so ist das ganz in der Ordnung. Und doch ist diese Kenntnis, wenn der Unterricht nicht Sprachfertigkeit, sondern Bildung erstrebt, nur ein Mittel.

Fragen wir uns nämlich, aus wieviel Gliedern eine Reihe wie *via* — Weg oder Freundschaft — *amicitia* besteht, so ist die Antwort nicht zwei, sondern drei: die beiden Wörter und die Sache, der Begriff; denn neben jenen ist auch dieser im Bewußtsein gegenwärtig, oder strebt ihm wenigstens zu, ist in näherer oder fernerer Schwingung. Beim mechanischen Lernen und Aufsagen macht sich das nicht bemerklich, ja wenn jemand weder Latein noch Griechisch kann und lernt φίλος = *amicus*, so fehlt der Begriff ganz. Ganz anders aber beim Übersetzen. Denn mit der Zeit begegnen noch andere Wörter, die mit Weg oder Freundschaft zu übersetzen sind oder ich soll für diese in der fremden Sprache solche suchen. Dann tritt jenes mittlere Glied, die Sache, in ihrer ganzen Bedeutung hervor. Sie, die sonst das Wort im Bewußtsein nur als schwingende Vorstellung umschwebt, drängt dieses zurück, um an seine Stelle in die hellste Beleuchtung des Denkens zu treten. Und damit nicht genug, die durch die verschiedenen Synonyma vertretenen Vorstellungen sind untereinander zu vergleichen, denn es soll ja eine Wahl unter ihnen getroffen werden, damit das richtige assoziierte Wort gesetzt werde. Den Prozeß dieses intensiven Suchens, der ein Aufwühlen und Durchmustern des ganzen Erfahrungskomplexes, den die betreffenden Wörter vertreten, und das in hellster Bewußtheit, bedeutet, für beide Arten des Übersetzens hier darzulegen, würde viel zu weit führen. Das ist in jenem Buche geschehen. Der gegebene Hinweis muß genügen, sowie noch der weitere, daß ein Teil der Vorgänge in Folgerungen sich vollzieht, solchen freilich, die nicht in deutlichen Worten und Gliederungen ablaufen; aber aus dem Resultat und aus der Art des Seelenmechanismus, wie alle diese Betrachtungen ihn zur Voraussetzung haben, sind sie zu erkennen. Wir gehen also weiter. Es liegt nämlich auf der Hand, daß die Betrachtung des einen zu übersetzenden Wortes und seiner Gegenwörter, die wir nur mit Vorbehalt nach herkömmlicher Weise samt und sonders Synonyma benennen wollen, nicht genügt, um zum Ziele zu kommen. Welche Bedeutung oder Vorstellung einem bestimmten Worte im Satze anhaftet, das wird ja erst durch die ganze Situation bestimmt (ob Weg = *via* oder *iter* ist) und diese Situation ist oft erst aus einer weiten Umschau zu erkennen, also muß ein umfassendes Material mit gleichem Um- und Aufwühlen und Sichten in die Betrachtung gezogen werden und das mit größter Aufmerksamkeit, mit feinstem Unterscheiden, wenn es sich z. B.

um allgemeine, politische, moralische oder gar philosophische Dinge handelt. Da ergeben sich dann höchst komplizierte Denkoperationen, deren Darlegung viele Seiten erfordern würde, das Ergebnis aber steht als falsch oder richtige Übersetzung im ganzen oder einzelner Wörter aufs plastischeste vor Augen. Wenn die Arbeit doch immer schneller vonstatten geht und lange Stellen hindurch leichter und leichter erscheint, so hat das seinen Grund eben darin, daß die Ergebnisse früherer Arbeit zugebote stehen. Und das wird ja erstrebt.

Und nun der Gewinn, der sich aus solcher allgemein skizzierten jedesmaligen Denkarbeit ergibt.

Vor allem kommt er den Begriffen zustatten u. zw. den Begriffen der Muttersprache und der durch sie vertretenen Verteilung der Erscheinungen. Denn von dieser, der Muttersprache und den durch sie geordneten geistigen Inhalt geht ja das ganze Denken aus und kehrt mit dem Gewinn dahin zurück; die fremde Vokabelbereicherung und Festigung sowie die Schaffung der neuen Organisation hier ist erst das sekundäre, wenn auch viel sichtbarere. Wer pflegt auf Fortschritte in der Beherrschung der Muttersprache und wer an Förderung der allgemeinen Intelligenz, die damit verbunden ist, zu achten gegenüber den Fortschritten in der Beherrschung der fremden Sprache? Jene Förderung aber ist, wie gesagt, ausgesprochen eine solche wirklicher Intelligenz und Bildung, diese mehr eine solche positiven Einzelwissens. Sie besteht in der Inhaltsbereicherung der schon besessenen Begriffe, in der Schaffung von Ordnung und Klarheit in diesen, wozu auch diejenige Gliederung gehört, die durch die entsprechenden Synonyme der anderen Sprache bestimmt wird, und drittens in der Erwerbung neuer Begriffe. Denn die Aneignung jedes neuen Wortes zum eigenen Gebrauche, wie Wörterbuch und Lehrer sie unausgesetzt darreichen, hat die Keimsetzung auch des entsprechenden Begriffes zur Folge. Durch die notwendige Heranziehung ferner der allemaligen Umgebung zur Feststellung der Vorstellungen, um die es sich gerade handelt, werden zwischen jener und diesen vielfache Beziehungen und somit geschlossene weitere Komplexe geschaffen, und die Energie, mit der in mehrmaligen Wiederholungen (Präparation, Durchsprechung, Repetition) jeder Satz und Abschnitt behandelt wird, sichert all dem so behandelten materiell und formal ein dauerndes Leben und Reizbarkeit. Denn es geht ja überhaupt kein Denkakt vorüber, ohne dauernde Spuren und Gebilde zu hinterlassen, vollends so vielfach und kräftig durchgeführte.

Die Perspektiven, die sich zunächst für die Bereicherung eröffnen, gehen ins ungemessene. Die wenigen gegebenen Beispiele waren solche der einfachsten Art und sehr handgreifliche. Wie sie sich aber qualitativ steigern, das zu fassen, dazu genügt ein einziger Hinweis auf das, was die Autoren Satz um Satz alles bieten und fordern, so wie auf die Übersetzungsnöten, nicht bis ans Ende der Schule, sondern solange es nur geübt wird. Wie schwer die Erlangung der Herrschaft über die Muttersprache ist, geht schon aus dem einen hervor, daß es selbst den Sprachgewaltigsten nicht gelingt, sich von ihrem Vokabelschatze mehr wie etwa ein Zehntel (wie z. B. Goethe) zum eigenen Gebrauche anzueignen.

Das Übersetzen aber zwingt mehr wie irgend eine andere Übung zu solcher Aneignung. Für alles, was in der fremden Sprache entgegentritt, muß ja schließlich der entsprechende Ausdruck der Muttersprache gefunden und gesetzt werden, und infolge der skizzierten Sucharbeit geht die Bereicherung gleich tief ins Innere des Begriffes. Es ist weniger sogenanntes Fachwissen, was so erworben wird, obwohl auch dessen genug je nach der Art des Autors herangezogen wird, historisches in jedem Sinne vor allem, als jenes Allgemeinwissen, das an jenem Wortvorrat haftet, der überall zur Verwendung kommt und der die natürliche Voraussetzung, den Kitt und auch schon das unentbehrliche erste Material für jede Art von Denktätigkeit bildet. Was in jedem einzelnen Falle gewonnen wird, ist äußerst gering, oft nur ein Atom im Gebiete dessen, was Bildung alles umfaßt, weshalb es auch so mißlich ist, auf einzelne Beispiele hinzuweisen. Aber die Wissenschaft hat uns nun zur Genüge den Wert der kleinsten Veränderungen und Bereicherungen, wenn sie sich nur stetig fortsetzen, kennen gelehrt. Jene Evolutionen, die allem, was da ist, seine Gestalt geben und an deren Änderung weiter wirken, beruhen darauf. Und so ist es auch hier die Masse der Arbeit, die sich Tag um Tag Jahre hindurch vollzieht, die den schließlich deutlich sichtbaren Erfolg schafft.

Betrachten wir nun die wichtigsten Ergebnisse, auf welche alle diese Darlegungen weiter hinführen, so sind es folgende.

Erstens stellt sich das Sprachstudium, nach der Übersetzungsmethode betrieben, weit weniger als Selbstzweck dar mit dem Ziele der Beherrschung der fremden Sprache, vollends einer fließenden, wie als ein Mittel zu dem Zweck, die Beherrschung der Muttersprache zu erweitern, der Bildung im allgemeinen zu dienen und allerlei Wissen, wie es die Texte und deren Besprechung bringen, anzueignen. Beziehen wir all dies sofort auf den Unterricht in den antiken Sprachen, so mag manchem dies als Ketzerei an deren Heiligkeit und Würde erscheinen, und doch ist diese Auffassung die allgemeine. Wer eine moderne Kultursprache erlernt, tut dies mit der ständigen klaren Perspektive auf das Ziel der einstigen praktischen Verwendung, er will sprechen und schreiben, mindestens geläufig lesen lernen. Bei den antiken Sprachen fehlen solche Zukunftsgedanken vollständig, selbst bei denen, die sie wieder lehren wollen. Mit dem Abschluß des Gymnasiums hört die Weiterpflege auf; das Gelernte wird schon genügen, wo man es bei dieser oder jener Wissenschaft oder zum Verständnis der Fremdwörter gebraucht, wenn die erworbene Kenntnis nicht ganz die Geltung eines unfruchtbaren Schaustückes erhält. Also heißt es: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan und der Mohr kann gehen. Oder ist es anders? Nicht einmal eine dankbare Erinnerung, ein freundliches Gedenken wird ihnen von allen gewahrt, worauf sie doch so vollberechtigten Anspruch haben, im Gegenteil, genug ihrer Zöglinge sehen wir unter ihren Gegnern. Die Kenntnis der Autoren und was an mancherlei Wissen, besonders historischem, dabei erworben wurde, hätte, so heißt es, auch durch Übersetzungen übermittelt werden können.

Zweitens. Das Übersetzen in die Muttersprache ist der weitaus wichtigste Teil des ganzen Unterrichts, ja das in die fremde Sprache könnte zur Not ganz entbehrt werden; es hat nur den Wert eines Hilfsverfahrens, die Sicherheit in der Grammatik und in jenem anderen Übersetzen zu festigen und die Fertigkeit zu beschleunigen. Viele lernen ja geläufig sprechen und schreiben, wenigstens Latein, für das Griechische ist mir noch keiner untergekommen, aber ob dieses Latein ein alter Römer als korrekt hinnehmen würde, darüber fehlt uns das Urteil; denn zu solcher wirklich sprachgerechten und vollends fließenden Korrektheit anders als durch den lebenden Verkehr zu gelangen, ist unmöglich. Und so steht es auch mit dem Urteil darüber.

Unter drittens seien einige der wichtigsten Folgerungen zusammengefaßt, die sich direkt für die Praxis des Unterrichts ergeben; es sind jedoch Forderungen, die, wie man sofort sehen wird, sich im allgemeinen mit dem treffen, wozu aus allerlei Erwägungen anderer Art die Praxis zur Zeit gleichfalls gelangt ist, nur daß die Betonung, die auf dieses und jenes gelegt wird, sich etwas verschiebt.

Da dem Zwecke des ganzen Unterrichtes entsprechend das Ziel jeder Aufgabe die Gewinnung der auf vollstem Verständnis beruhenden und möglichst korrekten Übersetzung ist, so ist von der eigentlichen Grammatik, der Formenlehre sowohl wie Syntax, nur soviel einzuüben und später heranzuziehen, wie jenen Zielen allemal dient. Ein Zuviel, und vollends der hie und da geübte Grammatiksport, ist bei unserer ziemlich beschränkten Stundenzahl Zeitvergeudung und unnütze Belastung des Gedächtnisses. Denn das meiste, was die Grammatik enthält, wenn man sie daraufhin durchmustert, ist inhaltsleerer, mechanisch anzueignender Lernstoff. Es kommt z. B. bei der Formenlehre nicht darauf an, daß der Schüler von einer Verbalklasse alle möglichen Formen aufzählen lernt, als darauf, daß er die begegnenden Formen als das was sie sind erkennt und für das Hinübersetzen die gebräuchlichen und ihre Bildung beherrscht. Und auch was die Syntax bringt, sind zum großen Teil erstarrte Sprachgepflogenheiten und feste Verbindungen, bei denen, auch wo eine Wahl ist, nicht der Sinn entscheidet, sondern ein Usus, oft ein sehr unsicherer. Nicht durchweg natürlich, zumal in den alten Sprachen, bei denen die Erstarrung lange nicht so weit gediehen ist wie bei Französisch und Englisch und allen modernen Kultursprachen, und bei sich darbietenden Gelegenheiten sich in den Sinnesunterschieden gewisser Konstruktionen, gelegentlich sogar bis zur Syntaxpsychologie zu ergehen, ist wohl von Nutzen. Wenn es aber ohne weiteres gebilligt wird, daß die Grammatik durch viele Übungsbeispiele in die fremde Sprache eingeübt wird, so geschieht dies doch zum guten Teil deswegen, weil dabei übersetzt wird und die Erfassung des Sinnes des Satzes und der Vokabeln dazu erforderlich ist. Statt der Grammatik ist dagegen die Synonymik mit ihrer scharfen Begriffsscheidung mehr zu pflegen, selbst Hilfsbücher der Art können in die Hände der Schüler gegeben werden, wobei jedoch im Auge zu behalten ist, daß der Unterricht selbst, die Praxis und die Gelegenheit auf solche Zusammenstellungen und Unterscheidungen führen soll.

Weiter kein Massenlesen, kein Streben, womöglich einen Rekord in der gelesenen Seitenzahl zu schaffen. Solches widerstreitet ja schon der überall geltenden Forderung der Solidität der Arbeit. Maßvolle Pensa, die zugleich die Freude des Vorrückens erhalten, aber allseitig in gemeinsamer Arbeit bis zur Gewinnung der zutreffendsten Übersetzung durchgearbeitet, sind das Angezeigteste für die Ziele, die nach der hier verfochtenen Auffassung dem Unterricht dienen. Grobe Verstöße ferner gegen die Muttersprache sind so scharf zu beachten und zu ahnden wie solche gegen die fremde Sprache, eine Sache, die deswegen besonders zu betonen ist, weil dagegen wohl am allermeisten gefehlt wird. Die Musterübersetzung, bei der der Korrektheit auf Kosten der Treue schon eher Zugeständnisse gemacht werden dürfen, ist ein wesentlicher Bestandteil des Unterrichts. Jene gedruckten Vorpräparationen, die für eine Überzahl von Wörtern den Schülern sofort die angemessenste Übersetzung geben und ihnen dadurch sowohl die Mühe des Suchens nach dem Sinne des Satzes und den zu verwendenden Wörtern nehmen, sind auf die erste Einführung in einen neuen Autor zu beschränken. Vollends der Kampf gegen die gedruckten Übersetzungen ist mit allem Nachdruck zu führen.

Man sieht, mit einem so gestalteten Unterricht können sich alle befreunden, vor allem auch die, die nur das eine im Auge haben, jenen Grad von Übersetzungsgewandtheit, die herkömmlich bei der Matura verlangt wird, zu erzielen, am wenigsten auf der einen Seite die, die künftige Philologen heranziehen zu müssen glauben, auf der anderen die, die durch bloßen Drill das Gymnasium zu einer Sprachschule herabdrücken.

Der folgenschwerste Satz aber nun viertens, der endlich direkt in den alten Streit, ob den antiken oder modernen Sprachen der Vorzug gebühre oder ob diese ein gleichwertiger Ersatz für jene seien, lautet: Der pädagogische Wert, den die Sprachen als Unterrichtsmittel füreinander haben, ist ein durchweg verschiedener. Sie, die Muttersprache und die zu lernende, dürfen einander nicht zu nah, aber auch nicht zu fern stehen. Was soll dem Hottentotten Griechisch und Plato? Was aber auch dem deutschen Schüler Dänisch oder Holländisch? Was die Entscheidung in jedem solchen Streite schwierig macht, ist der Umstand, daß ganz ohne bildende Wirkungen überhaupt kein Sprachstudium und vollends nicht nach der Übersetzungsmethode bleibt, so daß also nur Grade entscheiden, und bei der Unmöglichkeit, scharf und sichtbar abzustufen, wird bloße Meinung und Vorliebe nie um Einwände verlegen sein. Ist doch selbst die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß eine entsprechende Sinn- und Gedankenanalyse auch bei Werken der Muttersprache Ähnliches erreicht wie beim fremdsprachlichen Unterricht. Nur hat dieser zwei Dinge voraus, entscheidende: das Muß und die fast Wort um Wort sich wiederholende Gelegenheit, die selbst durch den rastlosesten Spür- und Scharfsinn des Lehrers nicht ersetzt werden können.

Für den Abstand aber nun kommen zwei Dinge in Betracht: die Struktur und die von den Sprachen und ihrer Literatur dargestellte Kultur. Die Struktur liegt im Satzbau, in der Verbindung aller Satzteile,

in den Prinzipien der Formen- und Wortbildung, für den pädagogischen Wert aber noch mehr in deren Durchführung. Von solchem Gesichtspunkt aus die Sprachen überhaupt vergleichend durchzumustern, ist meines Wissens überhaupt erst einmal geschehen und zwar in dem fast verschollenen Buche Steinthals: Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Unsere fremdsprachigen Schulgrammatiken, die Lernzwecken dienen, können von der jedesmaligen Struktur der Sprache nur ein ungefähres Bild geben. Die Abweichungen aber von der Muttersprache, auf die sie ihr Hauptaugenmerk richten, zeigen doch zur Genüge, was gemeint ist.

Nicht minder wichtig ist sodann der kulturelle Abstand, weniger nach Höhe und Tiefe, als nach Verschiedenheit überhaupt bei sonst gleicher Höhe: d. h. die fremde Literatur, die für die Schule ja die entsprechende Kultur zu vertreten hat, soll eine andere Gedankenwelt, ein anderes Verhältnis zu den Erscheinungen und zu den Fragen des Lebens auf allen Gebieten darstellen, die begriffliche Verteilung zumal soll eine anders geordnete und der Inhalt der Begriffe dementsprechend beschaffen sein — was beides ohnedies der Fall ist, wenn nur jene Verschiedenheiten da sind.

Sind diese Bedingungen vorhanden, dann ist Übersetzen wirkliche Arbeit, dann verlangt es Denken und Scharfsinn und bringt jene früher dargelegten tiefgreifenden und fruchtbaren Bewegungen und Bereicherungen. Fehlen sie dagegen, dann läuft Übersetzen zuviel auf mechanische Wortvertauschung hinaus und alle Mühen, die doch damit verbunden sind, sind Memorierplagen um die Laute und Phrasen, um die Formen und erstarrte Verbindungen. Nicht Nachdenken deckt die Sprachfinessen auf, sondern Routine im Hören und Sprechen führt zu ihrer Aneignung, und darin kann es auch der Ungebildetste sehr weit bringen.

Dies alles, was sich ja noch viel eindringender und plastischer darlegen ließe und dargelegt worden ist, auf unseren Sprachenstreit angewendet, führt nun für jeden, der sich die Dinge nur einigermaßen auf all das hin betrachtet, zu dem unbestreitbaren Ergebnis, daß der pädagogische Wert der antiken Sprachen in jeder Beziehung den der modernen, also vor allem der französischen und englischen, weit überragt. Die Grundstruktur, der Typus ist zwar bei allen als indogermanischer derselbe, was für die antike das Zuviel des Abstandes verhindert, aber innerhalb dieses Rahmens stehen in der besonderen Durchführung, wie sie die geschichtliche Entwicklung gebracht hat, die antiken doch viel weiter von unserem Deutsch ab als die modernen. Hiezu kommt zweitens, daß in den antiken als älteren Sprachen jene formelhafte Erstarrung in den syntaktischen Erscheinungen doch nicht so weit gediehen ist wie bei den in dieser Beziehung altersschwachen modernen, unser Deutsch mitgerechnet, so daß die Analyse des Sinnes der Verbindungen viel häufiger ähnliche Aufgaben stellt wie die der Vokabeln und Vorstellungen. Und vollends endlich in der Kulturwelt, die die modernen darstellen, begegnen wir fast auf allen Gebieten der unseren bis zur Deckung; sie beruht auf denselben Anschauungen, denselben Auffassungen der Dinge, denselben Einrichtungen

des gesamten Lebens mit denselben Kämpfen, und als Folge von allem dem und dazu durch den ständigen Verkehr und Austausch vermittelt auf derselben Begriffswelt und fast sich deckender Ordnung. Damit aber ist auch das Urteil über den pädagogischen Wert — für uns Deutsche und für die Schule — gesprochen.

So viel hier über diese eine, die schwierigste aber auch einschneidendste Frage des alten Streites, für deren Behandlung die Fingerzeige zu geben die gestellte Aufgabe war. Erschöpfend ist sie an dem genannten Orte behandelt, und dort haben auch verschiedene sonstige, oft ganz unbrauchbare, ja unsinnige Stützen, die man für und wieder heranzog, Berücksichtigung gefunden. Eine dieser nennt das oft gehörte Schlagwort der formalen Bildung, mit dem als schwerem Geschütz die Klassizisten ihre Gegner besonders gern bedrohen. Wie es damit steht, das kurz darzulegen, sei mir noch vergönnt.

Unser Terminus könnte als Musterbeispiel für die Frage der Begriffsbildung und Klärung verwendet werden, womit diese Betrachtungen es so viel zu tun haben. Er ist jedermann geläufig, sogar im Kampf und als Argument wird er verwendet, die Frage aber, was formale Bildung sei, stößt ziemlich durchweg auf Ratlosigkeit. So geht es in jungen Jahren aber mit allen Begriffen und Sachen, je jünger, mit um so mehren, und es ist meine Überzeugung, daß mehr als irgend ein anderes Unterrichtsmittel unser Übersetzen da beschleunigend wirkt, sowohl, um es nochmals zu wiederholen, einen reichen Wort- und Begriffsvorrat zu erwerben, ihn mit einem nicht minder reichen Inhalt zu füllen und Klarheit in die Begriffe zu bringen, aber auch, und das führt nun zur formalen Bildung, nach allen Richtungen Beziehungen zu schaffen.

Was also ist formale Bildung? Zunächst sei ganz allgemein gesagt: was für die Materie die Gestalt ist, das ist für alles Geschehen und Tun die Form, d. i. die Art und Weise des Verlaufes. Form ist also hier ein *nomen agendi* oder *actionis*. Daraus folgt: wie es ohne Materie keine Gestalt und umgekehrt gibt, so auch in beider Hinsicht kein Geschehen ohne Form. Auch an das Verhältnis zwischen Kraft und Stoff erinnert beides. Sodann ist weiter formale Bildung eine gewisse Vollkommenheit dieses Geschehens von irgend einem Gesichtspunkte aus, und zwar eine gewohnheitsmäßige, denn Bildung bezeichnet einen dauernden Erwerb aus längerer Übung.

Auf das menschliche Tun bezogen ist eine zweifache formale Bildung zu unterscheiden: erstens die körperliche, die sich in allgemeiner Gewandtheit sowie physischen Fertigkeiten besonders des Berufes zeigt, und zweitens die geistige. Und mit dieser haben wir es hier zu tun.

Suchen wir nach den besonderen Arten, die es da gibt und nach deren Ausbildung gestrebt wird, so setze ich deren drei: die logisch-, die ästhetisch- und die sprachlich-formale. Wenn man etwas Derartiges auch für die Raum- und Zeitanschauung ansetzt, so meine ich, daß sich die Erscheinungen, die sie umfassen, ebenso gut unter die logisch- und die ästhetisch-formale Bildung unterbringen lassen: unter

die erstere, weil sie in Beziehungen liegen und diese samt und sonders logischer Natur sind, unter die räumlichen dann, wenn Schönheit der Maßstab ist. Doch dies nur nebenbei.

Die jener Dreiheit entsprechenden Vollkommenheiten der geistigen Ausbildung sind nun: Gewandtheit im logischen Denken, Reizbarkeit der Schönheitsempfindung und Entwicklung des Schönheitsurteils, wo immer solche begegnet, und drittens sprachliche Fertigkeit. Von diesen dreien sind es wieder weitaus voran nur die erste und die letzte, die das Schlagwort der formalen Bildung in den Streit gezogen haben und bei denen wir deswegen zu verweilen haben.

Es wird also behauptet, daß unser klassisches Sprachstudium, so wie es betrieben wird, besonders geeignet sei, das logische Denken zu befördern und sprachliche Fertigkeit zu verleihen.

Fassen wir die letztere zuerst ins Auge, so sei doch wenigstens eine sachlich allerdings nicht sehr wichtige Klarstellung noch herangezogen. Sprechen ist nämlich wohl ein Tun, die Sprache aber zugleich eine Materie, konkreter Lernstoff so gut wie Geschichte, Physik usw., und zwar gilt dies für die Muttersprache so gut wie für jede fremde. Gelernt werden muß jene ebenso wie diese. Ferner hat sie mit der Materie noch das gemein, daß sie (für das Ohr) sinnfällig ist, hat also diese Sinnfälligkeit mit der Gestalt gemein, in den Schreibgestalten sogar für das Auge. So ist sie drittens sinnfällige, konkrete Umhüllung und Einkleidung des den Sinnen nicht direkt zugänglichen geistigen Gehalts, der Vorstellungen, Begriffe, Gedanken. Sprachlich formale Bildung heißt also: daß das konkrete Material der Muttersprache in möglichst großem Umfange zu eigen gemacht und sodann in einer der besten Tradition und dem Gegenstand und Zweck entsprechenden Weise zur Verwendung bereit sei und gehandhabt werde.

Fragen wir sofort, ob unser Sprachstudium hier förderlich zu wirken vermag, so kann die Antwort nicht im geringsten zweifelhaft sein. Alles Übersetzen ist ja ein ständiges Üben in sprachlicher Darstellung, ein unablässiges Suchen nach den lautlichen Mitteln, Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Daß aber, um nun wieder die antiken Sprachen den modernen gegenüberzustellen, das Material um so tiefer gefestigt und die Feinfühligkeit für den Wert jedes Lautgebildes umsomehr gesteigert wird, je weniger das Übersetzen mechanisch abgetan und je eindringlicher dieser Wert allemal gesucht und festgestellt wird, das liegt auf der Hand. Aber das führt auch nochmals auf die Forderung, daß um solcher Ziele willen Verstöße gegen die Korrektheit der Muttersprache ebenso ernst im Auge zu behalten sind wie die fremdsprachlichen Schnitzer und überhaupt sich der Lehrer der fremden Sprache auch als solcher der Muttersprache zu fühlen habe.

Und nun noch die logisch-formale Bildung. Hier aber ist die Frage nicht so ohne weiteres zu beantworten, ob unser Sprachstudium gleichfalls solche in besonderem Maße zu schaffen vermag, wenigstens in dem Sinne, wie die Sache gewöhnlich aufgefaßt wird. Es ist dasselbe Problem

wie bei der Mathematik, von der ja noch häufiger und bestimmter behauptet wird, daß sie logische Köpfe erziehe. Hier wie dort läuft die Sache also auf die Frage hinaus, ob logische Fertigkeit, gewonnen an und in einer bestimmten Materie, sich nun auch auf alle anderen Materien überträgt und d. h. genauer psychologisch ausgedrückt: ob den einzelnen logischen Formen, wie wir sie aus der formalen Logik kennen, welche unter den materiellen Denkbestandteilen, den Vorstellungen, Anschauungen, Begriffen und überhaupt allem, was als Materie den Formen gegenübersteht, durch Schaffung von Beziehungen einen der Wirklichkeit und den Tatsachen möglichst entsprechenden Zusammenhang herstellen, als eigenen Gebilden ein ebenso selbständiges, gewissermaßen über den Materien schwebendes Leben in der Seele zuzuerkennen ist wie diesen. Die Frage gehört zu den schwierigsten und rätselhaftesten der Psychologie des Intellekts, sie hat die größte Ähnlichkeit mit der um das Leben der Gesetze der Wortstellung, und eine befriedigende Antwort hier zu geben, liegt mir fern. Dies ist jedoch auch nicht erforderlich; zu unseren Zwecken genügt, wenn wir uns folgende wenige, noch dazu überaus einfache Tatsachen vergegenwärtigen.

Eine solche ist, daß es wie für alles so auch für behendes Denken eine besondere Veranlagung gibt, daß es Köpfe gibt, in denen der allen angeborene Trieb zu kombinieren besonders regsam ist und die nun überall zur Hand sind, zu vergleichen, zu ordnen, zu folgern, mit einem Wort: Beziehungen zu finden und zu setzen, das logische Vermögen zu betätigen. Die Neigung zum witzeln, zum politisieren und spekulieren über alles Mögliche sind äußerliche Kennzeichen, Parteizeitungen liefern die sichtbarsten Belege. Aber es ist nun auch eine ebenso bekannte Tatsache, daß solche Fixigkeit, der sich die der Zunge und der Feder gerne zugesellt, ja wohl ihr Nährboden ist, ebenso oft das Richtige trifft wie mit der größten Unbefangenheit, zum Spotte der besser Unterrichteten, daneben greift und den Unsinn schafft.

Aus beiden folgt nun eine dritte Tatsache, die so banal ist, daß ich fast zaudere, damit zu kommen, daß nämlich, um zu richtigen Denkergebnissen zu gelangen, vor allem die weitreichendste Beherrschung des Gegenstandes erforderlich ist, daß jeder die Sache am besten beherrscht, in der er am meisten zu denken in die Lage kommt, also die Alltagsdinge, den Beruf und was ihn sonst stark und ständig zu fesseln vermochte. Zu solcher Beherrschung aber gehört nun zweierlei: einerseits die Materie selbst an Begriffen, Vorstellungen usw., anderseits, daß diese durch viele Denkakte in allen ihren Bestandteilen mit Beziehungen jeder Art erfüllt ist.

Entsprechend dem, daß alle Dinge und Geschehnisse der Welt unter sich in den endlosesten Beziehungen stehen, vollzieht sich auch jede Apperzeption in der Art, daß von diesen Beziehungen, je nach der Energie des Denkens, nach von selbst sich einstellender oder erzwungener Aufmerksamkeit, nach Begabung und nach der Beschaffenheit der apperzipierenden Elemente, ein Teil mit aufgenommen und dauerndes Eigentum wird, wozu dann kommt, daß eigenes Denken und Nachdenken klärend

und vermehrend den Besitzstand erweitert. Die Folge solcher Beschaffenheit des Geistesinhalts ist ja, daß unsere Denkreihen nicht in isolierten Bestandteilen ablaufen, sondern daß sie in mehr oder minder klar erfaßten Verbindungen stehen, selbst im mattesten Dämmern, daß wir zusammenhängend und geläufig sprechen und daß es überhaupt ein Fortschreiten in jeder Art von Erkenntnis gibt.

Das alles gehört, wie gesagt, zu den elementarsten Dingen, die wir von der Seelenbeschaffenheit wissen, und gerade von ihnen aus kommen wir, ohne erst in die Tiefen der Psychologie hinabsteigen zu müssen, wenn wir nun sofort wieder den Blick auf unser Sprachstudium richten, zu der Einsicht, daß die Behauptung, es erziele logisch-formale Bildung, dahin einzuschränken ist, daß es solche, nämlich mit möglichst richtigen Denkergebnissen, nur in dem Material erziele, an und indem sie erworben wurde. Jene so schwierige Frage um ein selbständiges Leben der Formen spielt demgegenüber praktisch nur noch eine untergeordnete Rolle, wenn auch ein solches, eine spontane Betätigung des logischen Dranges, um mich so auszudrücken, wohl nicht ganz abzuweisen ist.

Um aber zu würdigen, wie weit die so gefaßte, logisch bildende Macht des Sprachunterrichts reicht, dazu ist nur erforderlich, daß man sich alles das vergegenwärtige, was einerseits über die Intensivität der Übersetzungsarbeit, anderseits von der Reichhaltigkeit der alle Lebensfragen umfassenden Schriften unserer Schulautoren gesagt wurde. So gehen sie Hand in Hand, die sprachliche Ausbildung und die logischformale, jede Bereicherung dort ist so ziemlich von einer solchen hier begleitet, und alles das, womit der Vergleich mit den modernen Sprachen auch hier kurz abgetan ist, um so dauernder und tiefer, je weniger das Übersetzen in Gefahr kommt, durch mechanische Wortvertauschung erledigt zu werden.

Und so mag man der Sache nähertreten, von welcher Seite man will, unser antikes Sprachstudium, wenn es nur entsprechend betrieben wird, ist und bleibt das hervorragendste Bildungsmittel, das wir noch kennen.

Bei der Rolle endlich noch, die die Muttersprache und alles, was sie vertritt, in diesen Studien spielt, ist auch jenem früher nicht ganz unberechtigtem Vorwurf, daß sie weltfremde Träumer erziehe, jetzt vollständig die Spitze abgebrochen. An der Jugend, die wir alljährlich entlassen, spüren wir, so unfertig sie als solche ist, auch herzlich wenig davon, ohne daß erst der Drang des Lebens eine Umwandlung mit ihnen vorzunehmen hätte.

Wien. A. Lichtenheld.

Zur Frage der sexuellen Belehrung in der Schule.

Zu den vielen interessanten Fragen, die auf dem I. internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg verhandelt wurden, gehörte die Frage über die sexuelle Belehrung der Schüler. Weit gingen die Anschauungen auseinander, ob die Schule oder das Elternhaus, der Lehrer oder Schularzt die Belehrung, die allerdings notwendig sei, vornehmen sollte. Auch darüber wurde gesprochen, in welchem Alter der Knabe belehrt werden sollte. Am umstrittensten war die Frage des Wie. Ein Gymnasialdirektor aus Österreich trat auf und erzählte von seiner Praxis. Da dieser vielleicht nicht genannt sein mag, so wollen wir um der Wichtigkeit der Sache willen nach seinen Aufzeichnungen die Vorschläge hier zur allgemeinen Kenntnis bringen. Er begann:

Es ist von einem Vorredner hervorgehoben worden, daß die Verhandlungen die Notwendigkeit sexueller Belehrung der Schuljugend ergeben haben, daß aber über das Wie nichts gesagt wurde. Nun wohl, ich will der Versammlung den Wortlaut einer solchen Belehrung, an Jünglinge von 17—20 Jahren gerichtet, geben.

„Ich will jetzt zu euch als älterer Freund, als Stellvertreter eurer Eltern reden. Meine Worte sind nur für euch, für Jünglinge, nicht für Knaben berechnet, und ich trage euch streng auf, daß das, was ich euch sagen will, unter uns zu bleiben hat, daß ihr euch nicht etwa vergesset, mit jüngeren Kameraden darüber zu reden.

Ihr befindet euch in einem Entwicklungsstadium, das für eure ganze Zukunft ausschlagebend ist. Je nachdem ihr jetzt der Natur Zeit gebt, euch zum Manne zu entwickeln oder nicht, je nachdem ihr jetzt keusch lebt oder nicht, davon hängt es ab, ob ihr euch zu voller Manneskraft entwickeln oder als verachtete Schwächlinge, mit den häßlichsten Krankheiten entstellt, einem frühzeitigen Ende entgegenwanken werdet.

Der kostbarste Stoff im männlichen Körper ist der Same. Es ist eine ärztlich festgestellte Tatsache, daß der Verlust von vielen Gramm Blutes nicht so schwächt wie der Verlust von einem Gramm Samen.

Eure beginnende Mannbarkeit verrät sich in der durch Blutandrang herbeigeführten zeitweiligen Spannung des Gliedes, den Erektionen. Tritt dabei der Samen hervor, nennt man dies eine Pollution, eine Befleckung.

In einem gewissen Maße ist dies eine Naturnotwendigkeit, gleichsam ein von der Natur geschaffenes Sicherheitsventil. Doch darf eine Pollution, um in den von der Natur gesteckten Grenzen zu bleiben, nicht öfter als etwa alle zwei Monate, höchstens alle Monate einmal eintreten.

Zeigt sie sich öfters, so ist dies bereits für den Betreffenden ein Grund, Vorkehrungen dagegen zu treffen. Vor allem schlafe man nicht auf dem Rücken und hüte sich namentlich abends vor Alkoholgenuß.

Ferner hänge man nicht schlüpfrigen Gedanken nach, hüte sich vor dem Beschauen schlüpfriger Bilder und dem Lesen derartiger Bücher. Nicht einmal alle Werke unserer Klassiker sind für die Jugend mit ihrer leicht entzündlichen Phantasie geeignet.

Nützt dies alles aber nichts, dann befrage man ohne falsche Scham einen Arzt. Nur so kann man der Schwächung durch sich häufende Pollutionen entgehen, die so schädlich sind; denn mit dem Samen geht Manneskraft und Gedächtnis, überhaupt alles, was den Wert des Mannes ausmacht, verloren.

Und was haben dann gar die Unglücklichen zu erwarten, die dem schändlichen Laster der Selbstbefleckung fröhnen, durch unreines Belasten das Glied zur Erektion und Samenentleerung veranlassen!

Statt fröhlicher Jugendkraft sieche Greisenhaftigkeit, statt voller Entwicklung der Geisteskräfte allmählichen, anfangs allerdings kaum merklichen Verfall des Geistes und eine traurige Menge verschiedentlicher Krankheiten! Das ist das Schicksal, das sie erwartet!

Und ebenso traurig ist das Los derer, die sich in ihren Jugendjahren zur Unkeuschheit im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte hinreißen lassen, vollends derer, die mit dem Auswurf des weiblichen Geschlechtes verkehren. Hier kommt zu den allgemeinen Folgen, welche der zu frühe Geschlechtsgenuß nach sich zieht, die entsetzliche, kaum zu vermeidende Gefahr der Ansteckung mit venerischem Gifte, mit der Geißel der Menschheit, der Syphilis. Ich habe euch hier ein Bild mitgebracht, das die Zerstörung darstellt, welche diese im Gesichte so vieler damit Behafteten anrichtet. Doch gibt es kaum einen Teil des Körpers, der dadurch nicht zerstört würde. Und der Geist? Fraget einen beliebigen Arzt nach der Ursache, die unsere Irrenhäuser so entsetzlich füllt, und ihr werdet die Antwort erhalten: Alkoholismus und geschlechtliche Krankheiten."

Ich habe bei dieser Rede die Mienen meiner Schüler genau beobachtet, nirgends sah ich ein frivoles Lächeln, überall tiefen Ernst, und bald darauf teilte mir der Stadtarzt mit, daß einige Schüler, die ohne Verschulden an häufigen Pollutionen litten, ihn zurate gezogen hätten.

Ich habe, wie gesagt, meine Worte bei einer mir passend scheinenden Gelegenheit an die Schüler meiner obersten Klasse gerichtet, bin aber der Ansicht, daß eine solche Belehrung[1]) regelmäßig durch den Lehrer der Naturgeschichte in der sechten Gymnasialklasse (der vorvorletzten) gegeben werden sollte.

Die Ausführungen des Redners waren mit lautem Beifall begleitet. Ein anwesender Gewerbeschuldirektor erklärte, bei der Entlassung der Abiturienten dasselbe zu tun.

---

[1]) Die Belehrung auf dem Wege einer Erzählung vermittelt das Buch: Agot Gjems- Selmer, Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. München, Marchlewski & Co.

Wien. J. H.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursachen, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt von Dr. med. Wilhelm Schumburg, Oberstabsarzt und Privatdozent in Hannover. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 139 SS. kl.-8°. mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text. Preis geb. Mk. 1·25 („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung usw. 47. Bändchen).

Das kleine Buch bespricht das Wesen der Tuberkulose, deren Verbreitung — Wien steht unter den Großstädten bezüglich der Tuberkulosesterblichkeit gleich an dritter Stelle, nach Moskau und Petersburg. Dann folgt die Erörterung der Ursachen der Tuberkulose, der Infektion, der Verhütung — letzteres Kapitel enthält auch beherzigenswerte Winke bezüglich der Schule. Den Schluß macht die Heilung der Tuberkulose und ein Anhang „Tuberkulose-Merkblatt".

Die vortreffliche Schrift ist auf streng modern-wissenschaftlicher Basis aufgebaut, jedoch gut populär geschrieben und in der Tat jedem Gebildeten verständlich. Sie bezieht sich vielfach im einzelnen auf Studien und Verhältnisse im Deutschen Reiche, was ja ganz natürlich erscheint, wenn man in Betracht zieht, daß die moderne Tuberkulosenforschung von dort ausgegangen und daselbst durch eine Reihe von Gelehrten ersten Ranges vertreten ist, denen die Menschheit glänzende Fortschritte der Erkenntnis in Bezug auf Tuberkulose verdankt. Überdies ist zu betonen, daß die Prophylaxe und kurative Behandlung im Deutschen Reiche kräftig vorschreitet und dort eine großzügige Auffassung des Gegenstandes auch im Wege der Gesetzgebung bemerkenswert hervortritt. Autor ist übrigens selbstverständlich keineswegs etwa engherzig, sondern verweist wiederholt auf Fortschritte der Forschung und der praktischen Verwertung von Resultaten dieser in fremden Ländern, z. B. die Leistungen in Dänemark usw.

Schumburgs gediegene Schrift sei hiemit den Lehrerbibliotheken auf das wärmste empfohlen. Auch die Schüler der oberen Klassen der Gymnasien, Realschulen und verwandter Anstalten werden den reichen sachlichen Inhalt des Buches mit Nutzen lesen. — Der Anfang der Einleitung enthält im ersten Dutzend Zeilen einen Panegyrikus auf Kaiser und Reich.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 151 SS. kl.-8° mit 27 Figuren im Text. Preis geb. Mk. 1·25 („Aus Natur und Geisteswelt." 48. Bändchen).

Das Buch gibt nach einer historischen Einleitung eine Skizze über den Begriff der Reaktion bei tiefstehenden Organismen, bezw. den des Reflexes bei Wesen mit differenzierten Leitungsbahnen. Dann wird der Bau des Nervensystems bei Tiertypen verschiedener Organisationshöhe und dem Menschen besprochen, weiter die Leistungen des Nervensystems, seine Krankheiten und Hygiene.

Zanders Arbeit ist sachlich schön geschrieben und klar illustriert, behandelt jedoch das an sich allerdings schwierige Thema insofern als

populäre Darstellung in Frage kommt, zu hoch. Darauf deutet schon äußerlich die Anführung zahlreicher Fachliteratur und die Benutzung manches entbehrlichen Terminus. Die fortlaufende Lektüre zeigt, daß der Text dem nicht naturwissenschaftlich Vorgebildeten schwerlich, auch bei aufmerksamen Lesen, in allen Einzelheiten verständlich sein wird. Die ganze Fassung großer Textteile bringt zuviel sachliche Details. Ein Sachregister am Schlusse wäre zu wünschen. — Kurz: Sehr belehrend, dem Leser, welcher geistige Arbeit nicht scheut, zu empfehlen — aber nicht in jenem Ton gehalten, welcher als klassisch für populäre Vorträge bezeichnet werden muß und welchen z. B. der verewigte Buchner im 1. Bändchen dieser Sammlung so gut anzuschlagen verstanden hat.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Volkstümliche Universitätskurse zu Goethes Zeit.

Freiburg im Breisgau, obwohl seit dem Jahre 1806 badensisch geworden, bewahrte sich noch durch geraume Zeit den gemütlichen, österreichischen Charakter, womit der aufgeweckte Geist der Rheinlande so gut stimmte. Alles war da vorhanden, was eine Universitätsstadt angenehm und anziehend machen konnte: Eine sich selbst achtende, im Denken und Tun freisinnige Bürgerschaft, eine Anzahl berühmter, im Josefinischen Geiste lehrenden Professoren, wie Rueff, Sauter, Mertens, Hug, Egger, ein bürgerfreundlicher, gebildeter, wohlhabender Adel, der es verstand, Zutrauen und Zuneigung zu erwecken, ohne seiner Stellung das geringste zu vergeben, ein Kreis den Wissenschaften und Künsten geneigter Damen, der zur Veredlung aller öffentlichen und häuslichen Vergnügungen vieles beitrug. Mit einem Worte, das Leben unter diesen zwölftausend Menschen, die damals Freiburg bevölkerten — jetzt dürfte die Einwohnerschaft auf das fünffache gestiegen sein — gestaltete sich um so angenehmer, als ein betriebsamer Handels- und Gewerbestand gerne Gastfreundschaft übte, die ländliche Bevölkerung ebenso tüchtig bei der Arbeit wie rechtschaffen in Handel und Wandel war und Freiburgs Umgebung bekanntlich eine der schönsten und fruchtbarsten aller deutschen Gaue ist. Einen vortrefflichen Einfluß auf das gesellige Leben der Universitätsstadt übte, ohne es zu beabsichtigen, der Professor der Ästhetik und Dichter der Amoretten und Rosen J. G. Jakobi. Im Jahre 1740 zu Düsseldorf, der lebensfrohen Malerstadt geboren, wo damals und auch noch viel später im sogenannten Malkasten, einem Künstlerverein für Frohsinn und Geselligkeit, die Meister der Malkunst mit Literaten, Tonsetzern, Juristen, Ärzten, Kaufleuten, wofern sie nur Kunstfreunde waren, im freundschaftlichen Verkehre standen und neben den Künstlern von Weltruf der Stipendist der Malerschule vergnüglich seinen Krug Bier trank, hatte der Dichterphilosoph reichlich Gelegenheit, mit den einzelnen Fächern und Richtungen der zeichnenden Künste sich vertraut zu machen. Gleim, der damals gefeierte Verfasser der Kriegslieder eines preußischen Grenadiers sowie der Lieder nach Anakreon, der sich unter anderem auch darin gefiel, Personen, welche ihm zu Gesicht standen, vermöge seiner ausgebreiteten Bekanntschaften eine von ihnen gewünschte Anstellung zu verschaffen, hatte für Jakobi eine Präbende zu Halberstadt ausgewirkt, die ihm ein auskömmliches Dasein sicherte. Von hier kam er 1784 nach Freiburg im Breisgau, wo er bis zu seinem 1814 erfolgten Ableben den Lehrstuhl der Ästhetik inne hatte.

Das schmächtige Männchen, nicht allzu flink auf den Beinen, während des Sprechens lebhaft mit den Händen gestikulierend, vor der Mehrzahl seiner Kollegen ausgezeichnet durch ein reineres Deutsch und eine nie versagende Gutmütigkeit, hatte sich bei hoch und gering, jung und alt seltener Beliebtheit zu erfreuen. Soweit es sein Lehramt und die der dichterischen Beschäftigung gewidmete Zeit gestattete, bewegte er sich gerne in Gesellschaft junger Leute, alles und jedes im rosigen Lichte betrachtend und trotz der Ungunst der kriegerischen Zeiten seinem Wahlspruche nachlebend: Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen! Doppelt beglückt und geehrt war er aber, wenn der gesellige Kreis auch einige hübsche Frauen und Mädchen umschloß. Seine drollige Galanterie und Dienstbeflissenheit im Umgang mit dem schönen Geschlechte gestaltete die Konversation stets heiter und ungezwungen und entfesselte den breisgauischen Frohsinn so unwiderstehlich, daß ein frostiger Salonton nicht aufkommen konnte.

Daß seine Vorträge mehr ein Phantasiespiel als eine Schule des begriffsmäßigen Denkens waren, daß sie einen sichtbaren Einschnitt oder auch nur eine feste Kerbe im philosophischen Entwicklungsgange nicht bedeuteten, darüber war man in fachkundigen Kreisen damals schon so ziemlich einer Meinung. Allein Jakobi erhob auch in seiner Schlichtheit und Bescheidenheit keinen Anspruch darauf, als Systematiker der Philosophie zu gelten und alle ihre Zweiggebiete zu beherrschen. Er begnügte sich damit anzuregen, zu ergötzen, die Freude am Schönen zu beleben und die Neigung in die weitesten Kreise zu tragen, in der Natur, im Familienleben, in der Poesie, in der Malkunst, in der Tonkunst das Schöne und Gefällige in ein helles Licht zu setzen. Diese Eigentümlichkeit Jakobis ist von Literaturfreunden längst schon richtig hervorgekehrt worden; wovon aber niemals Erwähnung geschah, das ist der Umstand, daß J. G. Jakobi einer der Begründer der in unseren Tagen modern gewordenen volkstümlichen Universitätskurse gewesen ist.

In einem geräumigen Zimmer außerhalb der Universität las Jakobi wöchentlich ein paarmal ein Privatissimum über Ästhetik, woran außer einer Anzahl Studenten die weibliche junge Welt Freiburgs und seiner Umgebung sehr eifrigen Anteil nahm, was es erklären mochte, daß jenes Kolleg nur bei außergewöhnlichen Abhaltungen von der männlichen Zuhörerschaft geschwenzt wurde.

Mit einem Päckchen Büchern und Schriften unter dem Arm trat der Professor ein, ließ seinen Blick mit dem Ausdruck der Befriedigung und des Wohlwollens auf der zahlreichen Zuhörerschaft ruhen, verbeugte sich verbindlich, bestieg das Katheder, ordnete seine Bücher und Schriften vor sich, richtete sich dann empor, wartete noch einen Augenblick, bis das Auditorium in voller Sammlung war und begann sodann an seine letzte Vorlesung anknüpfend, den Vortrag, ihn auf dem Pfade der ästhetischen Betrachtung weiter führend, und bisweilen seine an natürlichem Wohllaut schon etwas beeinträchtigte Stimme durch ein Schlückchen Zuckerwasser erfrischend.

Für eine philosophiegeschichtliche Überschau, für die Verinnerlichung und kritische Vertiefung des Gegenstandes fiel dabei, wie vorerwähnt, nicht viel ab; aber deshalb waren selbst für Höherstrebende diese Vorlesungen nicht als unfruchtbare Zeitvergeudung zu betrachten, im Gegenteil boten sie gerade durch ihre Einseitigkeit zu gründlicheren Forschungen und Studien auf diesem Gebiete Anlaß. Wie die Nachwirkung des Hauses Goethe in Weimar durch die Frauen auf edlere Formen im geselligen Verkehr in den gebildeten Kreisen noch lange erkennbar war, dort die Gräfinnen Henckel v. Donnersmark, Fritsch, Marschall, die Freifrauen v. Spiegel, v. Gersdorf, v. Egloffstein, Frau v. Goethe, die als Fräulein Jagemann und Bühnenkünstlerin berühmte Frau v. Heigendorff, die geistreiche Charlotte v. Ahlefeld, Fräulein Natalie v. Herder, die Freifrauen v. Vitzthum und v. Groß (Amalie Winter) u. a.

bemüht waren, jenen geselligen Kreisen geistigen Reiz zu verleihen, aber auch auf die unteren Schichten der Bevölkerung bildungsfördernd zu wirken und in materieller Beziehung eine soziale Hilfstätigkeit zu entfalten, kaum minder bemerkbar blieb geraume Zeit noch der Einfluß jener Vorlesungen J. G. Jakobis auf die gebildeten Zirkel Freiburgs im Breisgau. Riefen sie auch eine ähnliche Schar ästhetisierender und schriftstellender Damen nicht hervor wie in Weimar, so trugen sie doch wesentlich zur Bildung von Müttern bei, welche darauf Wert legten, ihren Töchtern eine vorzügliche, über das Durchschnittsmaß damaliger Zeit hinausragende Erziehung angedeihen zu lassen, und in ihnen durch Vertrautheit mit der deutschen Literatur die Empfänglichkeit für das Schöne und Gemütvolle zu beleben.

Einem dieser volkstümlichen Vorträge wohnten eines Abends auch Frau v. Staël und in ihrer Begleitung August Wilhelm v. Schlegel bei ihrem kurzen Besuche von Freiburg an. Einen sonderlichen günstigen Eindruck scheinen die beiden berühmten Gäste von dieser geistigen Unterhaltung nicht empfangen zu haben. Klassische Ästhetik sei das nicht, soll die immer nur französisch parlierende Staël bemerkt haben, übrigens *(au reste)* habe dieser würdige Greis das glückliche Geheimnis ewigen Jungbleibens in der Umgebung der Jugend gefunden. Aber beide Berühmtheiten machten auch ihrerseits wegen ihrer frostigen Zurückhaltung einen günstigen Eindruck nicht und man sagte sich: *au reste* wäre auch der Madame Staël das Geheimnis des ewig Jungbleibens sehr zu wünschen gewesen.

Daß Goethe von den Freiburger volkstümlichen Lehrkursen Kenntnis hatte, ist wohl als sicher anzunehmen. Wie er darüber dachte, ist meines Wissens nirgends ersichtlich. Als zuverlässig darf aber gelten, daß er Jakobis ästhetischen Exkursen eine weitreichende Bedeutung nicht beilegte, wenn er sie auch höher stellen mochte, als des Dichters „überflüssiges Taschenbuch", seine „Iris" und seine Gedichte, welche nicht selten in anakreontischer Nachahmung der Franzosen sich leicht und heiter bewegen, bisweilen mehr als für echte Poesie und wahre Schönheit zuträglich ist, in süßliche Tändelei sich ergehen, niemals bis zum Erhabenen sich emporschwingen, aber auch niemals in das Triviale sich verirren. Wenn Goethe von einem Jakobi spricht, den man wie Kant den ersten Zierden der Nation beizählen müsse (s. Johannes Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt"), so war hier nicht Johann Georg Jakobi, sondern dessen jüngerer Bruder, der Philosoph Friedrich Heinrich Jakobi gemeint, mit welchem Goethe innig befreundet war.

Innsbruck. F. Lentner.

Sektion „Böhmen" der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Am 27. Februar wurde die Sektion „Böhmen" in Prag im Zeichensaale der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt gegründet. Die Versammlung wurde von dem Schriftführer der Gruppe, dem Unterzeichneten, eröffnet. Er legte die Ziele der Gesellschaft dar und wies auf das reiche Arbeitsmaterial hin, das im Königreich Böhmen vorhanden sei. Aus den darauffolgenden Wahlen ging als Vorsitzender Univ.-Prof. Dr. Adolf Bachmann hervor. Zum Schriftführer wurde Prof. Ant. Weiß und zum Kassier Prof. Deml bestimmt. Prof. Bachmann übernahm hierauf den

Vorsitz und entwickelte in formvollendeter Rede ein reichhaltiges Arbeitsprogramm. Ihm und Prof. Weiß ist die Gruppe für die vielfachen Bemühungen zu großem Danke verpflichtet. Die neue Sektion zählt bereits 152 Mitglieder. — Es ist äußerst wünschenswert, daß sich auch in anderen Kronländern ähnliche Sektionen bilden.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Literarische Miszellen.

1. **Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt.** Für den Schulgebrauch erklärt von Theodor Vogel. Erstes Bändchen: Buch III—V. Vierte Auflage besorgt von Alfred Weinhold. Mit einer Karte. Leipzig, Teubner 1903. IV und 227 SS. 8°. Preis Mk. 2·40.

2. **Dr. W. Reeb, Präparation zu Curtius Rufus' Geschichte Alexanders des Großen.** Buch V—X in Auswahl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1902. [Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre.] 22 SS. 8°. Preis 55 Pf.

1. Ref. hat über die 3. Auflage vorliegenden Bändchens in dieser Zeitschr. 1886, S. 827—830 berichtet und sieht mit Vergnügen, daß seine Bemerkungen in der 4. Auflage volle Beachtung gefunden haben. Was Ref. beigebracht hat, sind eine Anzahl kleiner Notizen, die Aufnahme finden konnten, ohne die Einrichtung des Buches wesentlich zu ändern. Und in der Tat hat der neue Herausgeber bei aller Sorgfalt, mit der er zu Werke gegangen, Vogels Arbeit im ganzen und großen unangetastet gelassen. In den Noten sind nunmehr textkritische Bemerkungen möglichst unterdrückt, die Übersetzungen sind vermehrt, in textkritischer Beziehung wurde tunlichst Anschluß an den Parisinus gesucht: man sieht, daß nach der didaktischen und wissenschaftlichen Seite dem Buche Genüge geschehen ist. Daß der kritische Anhang weggefallen und die Übersicht über den Sprachgebrauch des Curtius an den Schluß des Bändchens verwiesen ist, wird man hinnehmen müssen, da ein kommentierter Schultext heute ein wesentlich anderes Gesicht zeigt als vor zwanzig Jahren. — Ref. schließt mit einigen Bemerkungen zur 'Übersicht über den Sprachgebrauch des Curtius'. Zu § 42 *ante (post) aliquem habere* und ähnlichen Verbindungen vgl. Hor. Sat. I 1, 85 *argento post omnia ponas* und I 3, 92 *positum ante.* — § 43 bemerkt der Herausgeber gegen den Ref. mit Recht: '*Anxius de curis instantibus* (3, 3, 2) ist befremdlich; die nachklassischen Beispiele dieser Verbindung sind anderer Art'. Die richtige Erklärung glaubt Ref. in folgendem zu finden: man sagt: *anxius curis*, aber *anxius de fema ingenii* (Quintilian) und *de successore* (Sueton). Darnach hätte es diesmal lauten müssen entweder *anxius curis rerum instantium* oder *anxius de instantibus;* der vorliegende Wortlaut ist eine Mischung beider Konstruktionen. — § 56 dürfte zu bemerken sein, daß *spolia de (ex) aliquo* dichterischer und nachklass. Sprachgebrauch ist: Virg. Aen. XI 15 *spolia de rege superbo.* Liv. 23, 23, 6 *spolia ex hoste.* Flor. 1, 18, 25 *tanta de opulentissimis tot gentibus spolia.* — § 57 sind die vielleicht ältesten 'präpositionalen Ausdrücke zum Ersatz eines einfachen Substantivs' anzuführen: Nep. Ages. 6, 3 *adiunctis de suis comitibus.* Pelop. 3, 3 *non solum qui in urbe erant, sed etiam undique ex agris* (= οἱ ἐκ τῶν ἀγρῶν) *concurrerunt.* Caes. b. c. 3, 32, 3 *cum imperio praeficiebantur.* — § 94[1]) war zur Erklärung der Konstruktion *humi corpus abicere* zu bemerken, daß *abicere* in der

nachklassischen Sprache auch sonst mit einem Ausdruck der Ortsruhe verbunden wird. So Tac. An. 1, 22 *ubi cadaver abeiceris*, wo Nipperdey auf Suet. Nero 48 *abiecti in via cadaveris* und Galba 20 *eo loco abiecit* verweist. — § 102 wird *contempseram* = 'hatte verachten gelernt' als Eigentümlichkeit des Curtius hingestellt. Allein vgl. Cic. Mil. 27, 74 und Liv. 2, 50, 5.

2. Über die prinzipielle Frage nach der Zulässigkeit der Krafft-Rankeschen Präparationen hat sich Ref. in dieser Zeitschrift häufig genug geäußert, um hier von weiteren Erörterungen absehen zu können. Ref. findet vorliegendes Heft sorgfältig gearbeitet: es enthält neben dem Wortvorrat auch erklärende Notizen, mit deren Hilfe ein gut vorbereiteter Schüler ohne weitere Behelfe vorwärts kommt. Allein die Auswahl ist doch zu dürftig ausgefallen. Nach der Erfahrung des Ref. wird Curtius von den Schülern sehr gerne gelesen, wozu vielleicht mehr der Inhalt seines Werkes als seine Darstellung beiträgt. Und nun behandelt R. einige 40 Kapitel aus fünf Büchern (das siebente ist ganz übergangen). Der Schullektüre mag allenfalls hiemit zur Not gedient sein; aber die Privatlektüre?

Wien. J. Golling.

Busch-Fries, Lateinisches Übungsbuch für Untersekunda, verfaßt von Dr. Hermann Knauth. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Das vorliegende Bändchen, eine Fortsetzung der bekannten Übungsbücher von Busch-Fries, enthält 60 Übungsstücke. Diese lehnen sich zwar stofflich an die Lektüre an, indem 12 Stücke zur Repetition der Kasuslehre Livius (I, II), 25 über die Moduslehre Cicero *de imp. Cn. Pompei* zur Vorlage haben, während sich 23, für die zusammenfassende Behandlung der Verbalsyntax bestimmt, an Ciceros Catilinarische Reden, besonders I und III anschließen, weichen aber in der Durchführung weit von den Autoren ab, so daß der selbständigen Arbeit der Schüler ein großer Spielraum gelassen ist. Eine Unterstützung bei dieser fruchtbaren, aber nicht leichten Arbeit gibt das Wörterverzeichnis und die Anmerkungen. In jenem findet der Schüler hinreichende Anleitung, mit den einfachen und ihm zumeist wohlbekannten Mitteln der latein. Sprache den mannigfachen und reichen Ausdrucksformen des deutschen Textes gerecht zu werden; nur für das Partizip „überzeugt" findet sich kein Fingerzeig zur Übersetzung, obwohl es an einigen Stellen mit der dem Schüler ferner liegenden Wendung „*haud dubius*" wiederzugeben ist. Vor dem Wörterverzeichnisse findet man eine Zusammenstellung der wichtigsten Phrasen nach sachlichen Gesichtspunkten.

Auch die unter dem Texte stehenden Anmerkungen hat Kn., wo es anging, so gefaßt, daß sie die Gedankenarbeit der Schüler nicht unnötig machen; einige jedoch sind überflüssig: Nr. 25, 8; 26, 14; 27, 9.

Auf den sprachlichen Ausdruck ist große Sorgfalt verwendet. Doch sei für eine neue Auflage folgendes bemerkt. In Nr. 7 liest man zweimal „Satzverbindung" statt „relativer Anschluß"; in Nr. 33 „Gattung" statt „Art des Krieges"; in Nr. 36 „eine ebenso große Niederlage als" statt „wie". S. 45, Z. 4 ist zwischen den Wörtern „nach" und „Zusammenhang" offenbar beim Druck das Wort „dem" ausgefallen.

Den einzelnen Übungsstücken der dritten Abteilung (zusammenfassende Behandlung der Verbalsyntax) sind fünf Vorübungen vorausgeschickt, welche in Einzelsätzen teils stilistische, teils grammatische Regeln zur Anschauung bringen. Hier könnte zunächst die Überschrift zur vierten Vorübung: „Ein wichtiges Kapitel der *Consecutio temporum*,

der Gebrauch des bedingenden oder potentialen Konjunktivs der Vergangenheit nach negativen und komparativischen Hauptsätzen" sachgemäßer „Der Gebrauch des *Modus irrealis* nach negativen usw." lauten. In dieser Vorübung selbst ist der fünfte Satz „Cicero glaubte, Katilina habe die Stadt nicht verlassen, ohne daß er zugleich seine Genossen mit sich genommen hätte", abgesehen von seiner Unbestimmtheit und der daraus für die Übersetzung sich ergebenden Schwierigkeit, zur Veranschaulichung der oben erwähnten Regel nicht geeignet. Dasselbe gilt von dem Satze 8 in Nr. 56 „...aber ich lebe der Überzeugung, daß wir den Krieg nicht gewonnen hätten, ohne daß dabei viel Bürgerblut vergossen worden wäre". Denn in beiden Fällen können die vorliegenden Gedanken nur durch eine hypothetische Periode, auch verkürzt, keineswegs aber durch ein Satzgefüge mit einem Folgesatz wiedergegeben werden.

Druck und Ausstattung sind tadellos. Der Ref. kann den Fachgenossen das Büchlein aufs beste empfehlen.

Teschen. H. Bill.

Groag Edmund, Aurelianus (Sonderabdruck aus Pauly-Wissowas Realenzyklopädie d. klass. Altertumsw. Band V). Stuttgart, Metzler 1903. 74 Spalten.

Der Verf. gliedert den Stoff in fünf Abschnitte, von denen der I. eine Übersicht über die Quellen, der II. das Leben bis zum Regierungsantritt, der III. die Regierung, der IV. die Regierungstätigkeit und der V. die Persönlichkeit des Kaisers behandeln. Es ist dem Verf. gelungen, kurz und übersichtlich, dabei mit gründlicher Benützung der Quellen, besonders der Inschriften, ein Bild zu entwerfen von der „großzügigen Persönlichkeit, von deren starken Willen und kurzen, aber ungewöhnlich tatenreichen Regierung noch heute die mächtige Aurelianische Mauer Zeugnis ablegt".

Wien. Dr. Johann Oehler.

Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles. Von Prof. Dr. Karl Hachtmann (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann; 35. Heft). Mit 42 Abbildungen. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1903. VI und 104 SS. Preis Mk. 1·80.

„Liegt es auch außerhalb des Zieles, welches unsere höheren Lehranstalten zu verfolgen haben, die Geschichte der Kunst bei den Griechen und Römern in ihrem ganzen Verlaufe kennen zu lernen, so ist es wohl eine berechtigte Forderung, daß die heranwachsende Jugend mit den bedeutendsten Erscheinungen der antiken Kunst bekannt gemacht wird." Dieser Satz des Verfassers, der heutzutage von allen einsichtigen Schulmännern voll und ganz unterschrieben und gerade in Österreich seit einer Anzahl von Jahren mit immer größerem Nachdrucke vertreten und in die Praxis umgesetzt wird, begründet die Berechtigung wie anderer ähnlicher Schriften, so zumal auch dieses Büchleins.

Nach einem kurzen, aber inhaltsreichen Überblicke über die Geschichte der Akropolis seit der Königszeit wendet sich der Verf. zu dem Hauptabschnitte der Schrift, der Schilderung des athenischen Burgberges

während des Zeitalters des Perikles. Mit Rücksichtnahme auf die gleichzeitige politische Geschichte werden Propyläen, Niketempel, Erechtheion und, seiner Bedeutung gemäß auf 57 Seiten, der Parthenon behandelt. Baugeschichte, Grund- und Aufriß und Schicksale des letzteren, seine Metopen, Giebelskulpturen und Friesreliefs finden ausführliche Würdigung. Von Statuen sind Athene Promachos, Lemnia und zumal Parthenos berücksichtigt. In einem dritten Kapitel schildert der Verf. die Einwirkung des Phidias auf das attische Kunsthandwerk und erläutert dies an dem Triptolemos- und dem Orpheus-Relief sowie an den attischen Grabstelen (Hegeso-Relief). In einem Schlußworte endlich wird die Umgestaltung der Kunst in der Zeit nach Phidias berührt.

Die Schrift ist in dem warmen Tone gehalten, der jungen Studierenden gegenüber am Platze ist, sollen sie dieselbe nicht nach den ersten zehn Seiten gelangweilt weglegen. *Termini technici* und Eigennamen werden oft, nicht zum Nachteile der Leser, in der griechischen Form beigefügt und, wo nötig, erklärt. Auf Streitfragen geht der Verf. mit Recht nicht ein, ohne aber ihre Erwähnung zu vermeiden; nicht selten bescheidet er sich mit einem *non scimus*, ein Grundsatz, an dem man auch in der Mittelschule in jeder Beziehung und unter allen Umständen festzuhalten hat. Er hätte gut daran getan, ihn auch bei Besprechung der Parthenon-Räume zu beachten, wo ja noch so vieles strittig ist; der Opisthodom (im eigentlichen Sinne) durfte z. B. nicht als Schatzhaus bezeichnet werden.

Einige Versehen sind bei einer Neuauflage des Büchleins leicht zu beseitigen. So lautet die Unterschrift der Abbildung S. 78 „amphorentragende Jünglinge“; die betreffenden Gefäße sind, wie im Texte richtig bemerkt, „Hydrien“. Die Dienerin des Hegeso-Reliefs S. 102 trägt einen ungegürteten Chiton, die Varvakeion-Statuette S. 91 ein einziges Gewand, den dorischen Chiton mit langem Überschlag (Peplos). Der Satz S. 95: „ob von erhaltenen Nachbildungen die Originale einem der genannten Männer (Kolotes, Agorakritos und Alkamenes) angehören, bleibt mehr oder weniger zweifelhaft“ entspricht nicht dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. In einer Schrift für Gymnasialschüler würde es sich wohl auch empfehlen, die Inschrift der panathenäischen Vase S. 71 zu transskribieren, den Namen Kerameikos S. 72 zu erklären und etwa in einer Anmerkung auf den Zweck hinzuweisen, welchen die Numerierung auf dem Akropolisplan S. 16 in dem Quellenwerke hat. Die kleinen Verschiedenheiten der Propyläenpläne S. 16 und 17 sind für Schüler von geringer Bedeutung. Von Druckfehlern fiel mir *Κέκρωψ* S. 1 und *ὄν'* S. 62, Anm. auf.

Zum Schlusse noch einen Wunsch, betreffs dessen der Verf. mit mir gewiß übereinstimmt: Das Büchlein ist mit 42 Abbildungen versehen. Wenn nun auch zu Beginn der Schrift auf ein paar Abbildungen aus größeren Werken hingewiesen ist, so sind es doch in erster Linie und oft ausschließlich die Textbilder, welche dem Schüler das Gelesene veranschaulichen sollen. Ob sie aber hier diesen Zweck erfüllen, ist bei ihrer Ausführung in nicht wenigen Fällen recht fraglich; man geht, glaube ich, heutzutage zu weit in dem Bestreben, Schulbücher um jeden Preis möglichst billig herzustellen. Wenn in einer Neuauflage darauf Rücksicht genommen wird, so wird Hachtmanns Buch des Erfolges um so sicherer sein, den es im Interesse der studierenden Jugend auch in seiner jetzigen Gestalt in vollem Maße verdient.

Wien. R. Weißhäupl.

Adolf Mager, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. Mit 58 Bildnissen. Wien, Pichler 1908. 233 SS. 8°. Preis 3 K 20 h.

Eine Anthologie „Moderne deutsche Dichter“ desselben Verf. liegt schon in zweiter Auflage vor. Das löbliche Bestreben, gerade die neueste Literatur der Schule zugänglich zu machen, leitet ihn sichtlich auch in diesen „Grundzügen“, die gerade zur Hälfte der nachklassischen Literatur des XIX. Jahrhunderts gewidmet sind. Das Vorangehende ist ein sehr knapper Abriß, der nur als Repetitorium gelten kann. Leider sind nicht immer die neueren Quellen herangezogen und gewisse längst erkannte, aber weit verbreitete Irrtümer kehren wieder. Hieher gehört die Angabe, daß die Götter- und Heldenlieder der Edda („Urgroßmutter“, also auch hier die alte, falsche Übersetzung) von Sämund Sigfusson aufgezeichnet worden seien, und die Gleichstellung der Tiersage mit der Göttersage nach Alter und volkstümlicher Herkunft. Auch die Einreihung der Sagen von Ortnit, Hug- und Wolfdietrich in den longobardischen Kreis ist durchaus unwissenschaftlich und nur durch äußere, zufällige Momente anscheinend gerechtfertigt. Zwar nur als Vermutung angeführt ist die Anfertigung der großen Liederhandschrift auf Veranlassung des Ritters doch Manesse; aber wäre eine entschiedene Negation das einzig Richtige, wenn man nicht die ganze Sache einfach weglassen will, während vollends die Beteiligung Hadloubs an der Niederschrift einfach dichterische Annahme Gottfried Kellers ist. Flüchtigkeit ist es wohl, wenn eine Bearbeitung des Hildebrandsliedes „von“ Kaspar von der Roen angeführt wird, schlimmer, wenn von der (!) „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewald“ die Rede ist. Gottscheds Geburtsort ist „Juditten“ genannt, Herders Volksliedersammlung unter dem Namen „Stimmen der Völker in Liedern“ angeführt, den man doch endlich vermeiden sollte.

Gewisse Angaben und Anordnungen sind zumindest gewagt, wie etwa, daß Wolfram von Eschenbach als fahrender Sänger von Burg zu Burg gezogen sei, oder die Einreihung Jans Enenkels unter die höfischen Epiker, die Günthers unter die Hofpoeten, Liscows unter die Bremer Beiträger. Das Drama ist gar zu sehr auf Kosten anderer Gattungen, besonders des Romans bevorzugt: es wäre doch besser, Inhaltsangaben des „Simplizissimus“ statt des „Ibrahim“ von Lohenstein, des „Werther“ statt der „Natürlichen Tochter“ zu geben. Bei Besprechung der Reformationszeit ist eine geringe Berücksichtigung der protestantischen Schriftsteller auffällig; Fischarts und Hans Sachsens antipapistische Dichtungen hätten doch neben Murners Satiren genannt werden sollen, die Humanisten eine stärkere Betonung erfordert.

Der zweite Teil überrascht geradezu durch die Fülle der Namen, besonders solcher der letzten Jahrzehnte, da selbst recht unbekannte Schriftsteller genannt und ihre Werke angeführt werden. Und wenn daneben andere Namen fehlen, so sei dies nur deshalb gerügt, weil die Nennung des einen, die Übergehung des anderen ja ein Werturteil bedeutet: Gaudy, Varnhagen v. Ense, G. Büchner, Müller v. Königswinter, Meinhold, der Tiroler Josef Sepp, Herloßsohn, H. Salus, J. J. David, Hermine Villinger, Klara Viebig hätten nicht übergangen werden dürfen, wenn Allmert, Hausrath, Griepenkerl, L'Arronge, Ohorn, Prechtler, Arent, Hilscher, Philippi, Langmann, die Marlitt und Werner Berücksichtigung fanden. Dasselbe Vergreifen im Werturteil zeigt sich auch im Ausmaß der Biographien, die Gutzkow und Laube in weit größerer Ausführlichkeit zuteil werden, als Heine und Börne, M. E. delle Grazie liebevoller als der Droste, Bodenstedt und Scheffel länger als Keller und Storm. Dazu kommt eine sehr unglückliche Vorliebe für Superlative: der delle Grazie „Robespierre“ ist eine „gewaltige Dichtung“, Halm „einer der größten dramatischen Dichter“, Franz Keim „als Dramatiker und Epiker

gleich groß", was ja nicht als Ironie aufzufassen ist. Von Zacharias Werners Werken ist nur der „24. Februar", bei Immermann der „Merlin" gar nicht genannt. Irrtümer begegnen auch in diesem Teile: Lenau wollte durchaus nicht, wie M. angibt, in Amerika „ein neues Vaterland suchen", Freytag gab nicht „den", sondern „die Grenzboten" heraus, Vischers Pseudonym war nicht Schachtenmayer, sondern Schartenmayer. Gottfried Keller, zu dessen Würdigung wenigstens ein Versuch gemacht wurde — obwohl die Behauptung, die Leute v. Seldwyla führten in eine kleine Dorfgemeinde der Schweiz, nicht gerade auf sorgsame Lektüre schließen läßt — ist mit Gerstäcker, Hackländer, K. F. Meyer, Reuter, Spielhagen, Raabe, Seidel usw. bis E. v. Wolzogen in eine Reihe gestellt u. zw. ganz unverständlicher Weise als Dichter auf dem Gebiete „ethnographischer Romane". Vielleicht soll diese Reihe mit Hackländer abbrechen, aus dem Buche ist dies aber nicht ersichtlich.

Diese Flüchtigkeit erstreckt sich auch auf die Ausdrucksweise, die nicht einmal überall grammatisch einwandfrei ist; es heißt einmal: „nach dem Tode seines Vaters Theodemers", das dramatische Gedicht der Ebner-Eschenbach „Doktor Ritter" wird eine „Huldigung Schillers" genannt. Der Stil leidet an Überschwenglichkeit in der Verwendung lobender Epitheta und einer reichlichen Verwendung abgegriffener Schlagworte.

Das Buch, das ja fast nur Daten und Inhaltsangaben bietet, da die einleitenden Überblicke sehr knapp gehalten sind, qualifiziert sich in erster Linie als bequemes Nachschlagebuch für solche, die nicht ein Konversations- oder Schriftsteller-Lexikon zur Hand nehmen wollen; dieser Zweck wird löblicher Weise durch ein Register unterstützt und die Porträts — die nicht immer glücklich gewählt sind — bilden eine recht angenehme Zugabe. Ehe man aber das billige Büchlein der Schuljugend oder sonst jemandem zu diesem Zwecke mit Sicherheit empfehlen kann, wird eine gründliche Revision erforderlich sein.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

J. C. H. Matile, Expliquation de quelques fables de La Fontaine. Groningen, P. Nordhoff. 184 SS. Preis: Fr. 3·25.

Der Verf. kommentiert in ausführlicher Weise 14 der bekanntesten Fabeln von La Fontaine. Das Buch ist zunächst für die holländischen Lehramtskandidaten bestimmt, wird aber auch anderen gute Dienste leisten, die sich in die Sprache und den Stil des großen Dichters vertiefen oder ihre Kenntnisse des Französischen erweitern wollen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Ule W., Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. I. Teil, für die unteren Klassen. 4. Aufl. Leipzig, G. Freytag 1903.

Das Buch erfuhr zahlreiche Änderungen sowohl in dem Abschnitte über die Einführung in die Erdkunde als in dem über die Länderkunde. Der Zweck des letzten Teiles, „Allgemeine Erdkunde" betitelt, ist nicht recht klar, da einerseits über das dort Behandelte schon in den einführenden Kapiteln gesprochen wurde, anderseits es sich mehr empfohlen hätte, schon vor dem Eingehen in die Länderkunde Fragen der allgemeinen Erdkunde, soweit sie für die in Betracht kommende Unterrichtsstufe

notwendig sind, zu behandeln. Im übrigen gilt auch für dieses Buch das zu seinem zweiten Teile Bemerkte (vgl. diese Zeitschr. 1902, S. 839). Die Karte auf S. 26 dürfte wohl überflüssig sein, da ja der Schüler an der Hand des Atlasses arbeitet.

Wien. J. Müllner.

Der russisch-japanische Kriegsschauplatz. Japan, Korea, Ost-China und die Mandschurei, im Maßstab von 1 : 5,000.000 gezeichnet, nebst größeren Spezialdarstellungen des Gelben Meeres usw. Bearbeitet von P. Krauß. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Institutes 1904. Preis 80 Pf.

Der jetzt im Vordergrunde des politischen Interesses stehende russisch-japanische Krieg erweckt das Verlangen nach einer genauen Karte des Kriegsschauplatzes, an deren Hand die Ereignisse verfolgt werden können. Diesem Bedürfnis entspricht eine eben zur Ausgabe gelangte Orientierungskarte des oben genannten Gebietes mit Sonderdarstellungen der Länder des Gelben Meeres samt dem Golfe von Tschili, des Russischen Gebietes auf der Halbinsel Liau-tung (auf dem Umschlag verdruckt Lian-tung) sowie mit Plänen von Port Arthur, Tokio und Yokohama. Die Karte ist auf Grund der neuesten Aufnahmen sorgfältig entworfen, die Darstellung klar und übersichtlich, der Druck, wie man es bei den Erzeugnissen der Verlagshandlung gewohnt ist, mustergiltig

Wien. K. H.

Handbuch der Physik. 2. Auflage. Herausgegeben von Dr. A. Winkelmann, Professor an der Universität Jena. IV. Bd. 1. Hälfte. Elektrizität und Magnetismus I. Mit 142 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1903. Preis 12 Mk.

In diesem Teile des bekannten Handbuches der Physik wurde die Elektrostatik, die Lehre von den Elektrisiermaschinen und den Elektrometern, ferner von den elektrostatischen Messungen, von den Eigenschaften der Dielektrika, von den Apparaten und Methoden zur Bestimmung von Widerständen und Leitungsfähigkeiten, ferner von der elektrischen Leitfähigkeit von metallisch leitenden Körpern von Prof. Dr. Graetz in München, die anderen Abhandlungen, welche auf die galvanischen Elemente, die elektrischen Ströme und die Strommessung bezugnehmen, von Prof. Dr. Auerbach in Jena bearbeitet.

Es wird auf die Literatur, die bis in die neueste Zeit reicht, besondere Rücksicht genommen, so daß auch dieser Teil des Handbuches der Physik als Nachschlagebuch für denjenigen, der sich über die Originalschriften orientieren will, von hervorragender Bedeutung ist. Im allgemeinen finden wir in dem vorliegenden Buche die Grundlage der mathematischen Theorie der beschriebenen Erscheinungen in vollkommen zureichender Weise berücksichtigt, ebenso wurde auf den experimentellen Teil des Gegenstandes besondere Rücksicht genommen, und namentlich sind es die Meßapparate und Meßmethoden, welche in ziemlich eingehender Weise gewürdigt werden. Was wir ferner in dem Buche besonders beachtens- und anerkennenswert finden, ist der Umstand, daß die Verfasser der obenerwähnten Abhandlungen auf die Messungen der physikalischen Konstanten bezugnehmen und die Werte derselben dem Studierenden des

Buches vorführen, wobei es auch an manchen Stellen nicht an einer rein sachlichen Kritik der Messungen fehlt, daß endlich die Apparate und Meßmethoden der elektrotechnischen Praxis neben jenen des Physikers gewürdigt erscheinen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. E. Witlaczil, Bau, Tätigkeit und Pflege des menschlichen Körpers. Zunächst für Mädchenlyzeen. Mit 49 Holzschnitten. Wien, Verlag von A. Hölder 1903. Preis geh. 70 h, geb. 1 K 20 h.

Das zunächst für Mädchenlyzeen geschriebene Lehrbuch behandelt in seinem ersten Teile die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers etwa in der Ausdehnung, wie die Somatologie an unseren Mittelschulen gelehrt wird. Ref. muß anerkennend hervorheben, daß die Besprechung der einzelnen Organe nicht eine trockene Beschreibung, sondern oft eine das lebhafte Interesse des Lesenden erregende Schilderung des Zusammenhanges der Körpergestalt mit der Lebensweise ist. Manche Details z. B. das Gewicht der Knochen und Muskeln usw. könnten ganz gut entfallen. Daß der Pflege der einzelnen Organe eine große Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist nur zu billigen. Im zweiten Teile werden die Schülerinnen mit den wichtigsten Grundsätzen der Krankenpflege, mit einigen häufig auftretenden ansteckenden Krankheiten und den Verhaltungsmaßregeln bei Unfällen bekanntgemacht.

Dr. A. Schwaighofer, Tabellen zur Bestimmung einheimischer Samenpflanzen und Gefäßsporenpflanzen. Für Anfänger, insbesondere für den Gebrauch beim Unterrichte zusammengestellt. 10. Aufl. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1903.

Nicht genug kann der Wert der Bestimmungsübungen hervorgehoben werden, obzwar manche Lehrer diese Übungen möglichst eingeschränkt, wenn auch nicht vollständig beseitigt haben wollen. Mag nun der botanische Unterricht heute ganz andere Ziele erstreben, eines wird man aber kaum leugnen können, nämlich, daß für den Schüler das Interesse an der Natur erst mit dem Augenblicke beginnt, wo er anfängt, die Naturobjekte kennen zu lernen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das Bestimmen der Pflanzen immer eines der Ziele sein, die dem botanischen Unterrichte gesteckt sein sollen. Soll dieses Ziel erreicht werden, dann muß den Schülern ein Bestimmungsbuch in die Hand gegeben werden, das ihren Kenntnissen entspricht. Ein solches Bestimmungsbuch sind Schwaighofers Tabellen.

Wenn ein Buch in einem Zeitraum von 16 Jahren 10 Auflagen erlebt, dann ist seine Verwendbarkeit sicherlich nicht zu bezweifeln. Der Verf. hat es verstanden, die Arten auszuwählen, die beim Unterrichte in der Regel in Betracht kommen. Infolge der beschränkten Auswahl wurden seltene Pflanzen ausgeschieden und es konnten dafür die Merkmale der einzelnen Arten schärfer hervorgehoben werden. Dadurch gewann das Buch an Übersichtlichkeit. Die 10. Auflage weist überdies viele Verbesserungen im Texte auf und enthält eine große Anzahl von Abbildungen, die der Schulflora von Dr. A. Heimerl entnommen sind. Ref. empfiehlt das vorliegende Bestimmungsbuch, das sachlich allen Anforderungen entspricht und an gefälliger Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, bestens zur Einführung an unseren Mittelschulen.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

27. Wunderlich Kaspar, Ein Beitrag zum Betriebe des altklassischen Unterrichtes am Gymnasium. Progr. des Staatsgymn. in Teplitz-Schönau 1902. 20 SS. 8°.

Es sind gar zahlreiche und einschneidende Änderungen, die da vorgeschlagen werden, u. zw. nach der Zusammenfassung des Verf.s (wobei das Eingeklammerte von dem Ref. herrührt) folgende: gründlichere Vorbereitung aus der deutschen Sprache in einem halbjährigen Vorbereitungskurse (8—10 Stunden wöchentlich Deutsch im I. Semester der 1. Klasse, sodann Ausscheidung des Schülers bei Nichtgenügend aus Deutsch), späterer Beginn der Klassikerlektüre, Abschaffung der lateinischen Hausarbeiten im Untergymnasium und der grammatisch-stilistischen Stunden in beiden Sprachen am Obergymnasium, Ersetzung der Schularbeiten aus der deutschen Sprache in die altklassischen Sprachen am Obergymnasium durch solche aus den alten Sprachen in die deutsche, teilweise Änderung in der Wahl und Reihenfolge der Autoren und des aus ihnen zu lesenden Stoffes, Einführung regelmäßiger Übersetzungen aus dem Stegreif.

Es ist hier wohl nicht der Ort, diese Vorschläge eingehend zu besprechen, bezw. zu widerlegen, umsoweniger, als über manche dieser Fragen, so über die des bloßen Herübersetzens, schon eine ganze Literatur besteht; es sei daher nur weniges bemerkt. Der Verf. erklärt zum Schlusse seiner Abhandlung, er habe im Vorhergehenden eine Reihe seiner Erfahrungen niedergelegt, wie er sie aus der Schule heraus in jahrelanger Beschäftigung mit dem altklassischen Unterrichte gesammelt habe. Dies sieht nun freilich sehr packend aus, doch fassen wir es etwas schärfer ins Auge! Die „Erfahrungen" können sich naturgemäß nur auf den gegenwärtigen Betrieb des altklassischen Sprachunterrichtes beziehen, nicht auf seine hier gemachten Vorschläge. Die letzteren sind von ihm beim Massenunterrichte nicht erprobt, da ja wir Lehrer die Vorschriften bezüglich des Unterrichtes einhalten müssen, sie sind also von ihm nur als Abhilfen der von ihm gefundenen Mängel des gegenwärtigen Unterrichtes erdacht oder vielmehr (da sie meines Wissens im Wesen nicht neu sind) gedacht, sind demnach graue Theorie. Ob sie die Probe der Praxis bestehen würden, das ist eine andere Frage, die z. B. hinsichtlich des bloßen Herübersetzens nach den im Einzelunterrichte öfters und im Massenunterrichte ehemals einmal gesammelten Erfahrungen des Ref. entschieden zu verneinen ist. Mag man über die Methode das Latein- und des Griechischunterrichtes denken, was man will, so viel muß jeder zugestehen, daß derselbe auf so langjähriger Erfahrung so vieler Lehrer beruht, wie es bei keinem anderen der Gymnasiallehrgegenstände der Fall ist. Man hat zwar auch da in letzter Zeit experimentiet — erwähnt seien bloß die „Musterübersetzung", dieser — Tod des Massenunterrichtes, und die Zerreißung der schönen Stoffanordnung der ehemals Curtius schen Grammatik — aber man gibt solche Experimente jetzt glücklicherweise auf. Ein noch viel gewagteres Experiment wäre das, was hier vorgeschlagen ist, es wäre eine förmliche Revolution. Der Gymnasialunterricht braucht aber keine Revolution, sondern Evolution. Eine solche haben wir z. B. in den zusammenhängenden Stücken der Unterstufe nach dem gemischten Prinzipe, d. h. zuerst Einzelsätze, dann erst zusammenhängende Stücke. Der Verf. spricht sich freilich gegen die letzteren aus. — Annehmbar unter den Vorschlägen scheint dem Ref. nur der hinsichtlich der Reihenfolge einiger Klassiker zu sein.

28. 1. **Wichner** Josef, Eine Schiller-Feier am k. k. Staatsgymnasium zu Krems. S. 3—6.

2. **Baran** Anton, Nikotin und Alkohol, zwei falsche Freunde. S. 7—12. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Krems 1902. 8°.

Von Schülern des Kremser Gymnasiums wurden der Anstalt Büsten Schillers, Goethes, Lessings und Grillparzers gewidmet. Anläßlich dieser Widmung wurde am 17. November 1901 vom Lehrkörper vor der Büste Schillers eine interne Schulfeier veranstaltet, über deren Durchführung eben hier Prof. Wichner berichtet. Den Hauptinhalt des Berichtes bildet die von dem Genannten gehaltene Festrede mit dem Inhalte, wie die Schüler Friedrich Schiller ehren und feiern können und sollen. Nach der Rede „brachten die Sänger, vom wackeren Schülerorchester begleitet, ausgewählte Partien aus dem Liede von der Glocke nach Rombergs Vertonung in äußerst befriedigender Weise zum Vortrage". Wichner schließt seinen Bericht mit den Worten, daß diese schöne Feier gewiß noch lange im Gedächtnisse der Jugend fortleben und in ihr die Liebe zu Schiller mehren werde — welch schöner Erfolg einer Schulfeier!

Die Ansprache des Direktors an die Schüler über Nikotin und Alkohol wurde bei Beginn des Schuljahres gewissermaßen als Erläuterung und Begründung der zwei auf das Rauchen und Kneipen bezüglichen Paragraphe der Disziplinarvorschriften gehalten. An der Hand guter Quellen, besonders einiger Stimmen aus dem internationalen Kongresse gegen den Alkoholismus, werden die Schüler in klarer Weise über die schädlichen Wirkungen dieser zwei Gifte, besonders des Alkohols, belehrt und zwar pro praesenti et pro futuro, letzteres insofern, als ja in nicht zu ferner Zeit die jetzigen Schüler berufen sein werden, „als Priester, Lehrer, Ärzte, Richter und Beamte der verschiedensten Richtungen mit dem Volke im weitesten Sinne des Wortes zu verkehren, es zu leiten, zu belehren und zu beraten".

Wien. J. Rappold.

---

29. Hans **Mark**, Zum tirolisch-salzburgischen Bergwerksstreit im Zillertal. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Salzburg 1902. 58 SS.

Nach einer einleitenden Bemerkung über die Haltung des Salzburger Fürsterzbischofs Paris Grafen v. Lodron im dreißigjährigen Kriege, den der Kirchenfürst von seinem Lande fern zu halten wußte, geht der Verf. auf die Herrschaft des Erzstiftes im Zillertal und auf die Geschichte des Bergbaues daselbst im XV. Jahrhundert ein und erörtert die Irrungen, die zu wiederholtenmalen zwischen den Besitzern von Tirol und den Fürsterzbischöfen von Salzburg stattfanden, um auf den großen Streit zwischen Erzherzog Leopold, dem Bruder Ferdinands II., und dem Fürsterzbischof Paris Grafen v. Lodron näher einzugehen. Die Genesis des Streites war in der Entdeckung reicher Goldlager in dem zu Salzburg gehörigen Gebiete am Heinzen-, Zeller-, Gerlos- und Rohrberg im Jahre 1630 zu suchen. Bei der Lage der neuen Werke konnte es auch jetzt an Streitigkeiten zwischen den beiden Landesfürsten nicht fehlen und die gewünschte „billigmäßige" Gleichheit nicht erhalten werden. Die einzelnen Phasen des Streites werden zumeist auf Grund der Aktenbestände des Salzburger Regierungsarchives in sachgemäßer Weise erörtert.

30. Dr. Franz Jaksche, Die Entstehung, Bestimmung und Ausbreitung des ritterlichen Ordens mit dem roten Stern. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Kremsier 1902. 25 SS.

Der Verf. schildert auf Grund des einschlägigen urkundlichen, meist im Cod. dipl. Moraviae, bezw. Erbens Regg. Boh., und a. O. gedruckten Materiales das Entstehen des Ordens der Kreuzherren mit dem roten Stern, schildert seine ursprüngliche Bestimmung und seine Zwecke und endlich seine Ausbreitung und gelangt zu folgenden Resultaten: 1. der Orden der Kreuzherren mit dem roten Stern entstand aus einer Verbrüderung in Böhmen und erhielt die päpstliche Bestätigung als Orden am 14. April 1237; 2. er ist ein Hospital-Orden, widmete sich aber schon im ersten Jahrhunderte seines Bestandes der Seelsorge; 3. die größte Verbreitung erreichte er in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts und findet sich damals in allen Ländern der Luxemburger und auch in Polen. Wie wir einer Note entnehmen, ist der dankenswerte Aufsatz nur ein Teil einer größeren, für den Druck bestimmten Ordensgeschichte. Es darf immerhin als ein guter Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Armenpflege im Mittelalter bezeichnet werden.

31. L. Rosati, La lebbra nel medio evo e lo spedale per i lebbrosi a Sant' Ilario presso Rovereto. Progr. della i. r. scuola reale superiore Elisabethina die Rovereto 1902. 74 SS.

Da der Aufsatz nicht nur die Geschichte der Medizin, sondern auch für die Kulturgeschichte eine Fülle wertvoller Einzelnheiten enthält, die der Verf. aus zahlreichen Quellensammlungen sorgsam zusammengestellt hat, mag er hier unter jenen, die über Geschichte handeln, angeführt werden. Nach einigen Erörterungen über das Wesen der Lepra schildert der Verf. deren Vorkommen im Altertum und im Mittelalter und geht dann auf die Behandlung der Krankheit während des Mittelalters ein, die bekanntlich zumeist eine trostlose war. Auch hierüber ist die Zusammenstellung von Belegstellen eine sehr lehrreiche.

32. Dr. Ferd. Khull, Jugend- und Kriegserinnerungen Johann B. Türks. Progr. des k. k. zweiten Staats-Gymnasiums in Graz 1902. 34 SS.

Der Herausgeber schließt in dem diesjährigen Programmaufsatz die interessanten Erinnerungen Türks, die einen guten Einblick in viele Verhältnisse der Landesverteidigung Kärntens im Jahre 1809 gewähren. Wurden die Aufzeichnungen Türks auch bisher schon von einzelnen Forschern benützt, so hat sich der Herausgeber doch dadurch, daß er sie nunmehr allgemein zugänglich machte, ein Verdienst erworben. Es war in der Tat „der Mühe wert, diese Aufzeichnungen ihrem vollen Umfange nach und in ihrer ursprünglichen Gestalt zu veröffentlichen, um dem tapferen deutschen Alpenvolke die ruhmvollen Taten der Vorfahren so vor Augen zu führen, wie sie einer seiner Führer einst beschrieb“.

Graz. J. Loserth.

33. **Stržínek A.**, Adventivní kořeny specie Roripa amphibia, s výkladem o adventivních kořenech vůbec (Adventiv-Wurzeln der Spezies Roripa amphibia, nebst einer Erörterung über die Adventiv-Wurzeln im allgemeinen). Progr. der böhm. Komm.-Realschule in Kremsier 1902. 16 SS. 8°.

Der Verf. veröffentlicht da eine morphologisch-anatomische Abhandlung über Adventiv-Wurzeln bei der Kreuzblütler-Art *Roripa amphibia*, bei der solche Bildungen regelmäßiger vorkommen, als bei irgend einer anderen Art unserer Sumpfpflanzen. Nach einer kurzen Einleitung gibt der Verf. eine Charakteristik der Wurzel überhaupt, dann die Charakteristik der Adventiv-Wurzeln und sonstiger Adventiv-Bildungen, wie sie in der einschlägigen, hier zitierten Literatur stilisiert zu sein pflegt. Nach Hansen sind solche Glieder des Pflanzenkörpers endogene Bildungen; nur wenn sie im Blattwinkel entstehen, zählt sie Hansen zu exogenen Bildungen. Die dann folgende eingehende, insbesondere anatomische Analyse der Adventiv-Wurzeln bei der genannten Art führt den Verf. zu drei Resultaten: erstens sind diese Organe echte Wurzeln, zweitens sind es wirklich Adventiv-Wurzeln und drittens echte exogene Bildungen. Dann folgt noch die Erwähnung über verwachsene Wurzeln dieser Art; eine kurze vergleichende Studie über endogene Adventiv-Wurzeln bei Veronica beccabunga und Glyceria plicata beschließt die sorgfältig gearbeitete Abhandlung. Im Texte befinden sich 19 größtenteils nach mikroskopischen Schnitten gezeichnete Abbildungen. Hier und da haben sich in diesen Text einige sprachliche Unkorrektheiten eingeschlichen („rozdíl spočívá v . . .“ u. A.).

34. **Wurm Fr.**, Botanické příspěvky z okolí rakovnického (Botanische Beiträge aus der Umgebung von Rakonitz). Progr. der k. k Ober-Realschule in Rakonitz 1902. 11 SS. 8°.

Der Verf. gibt da nach einer kurzgefaßten Charakteristik der Umgegend von Rakonitz bloß ein Verzeichnis der dortselbst wachsenden Gefäßkryptogamen, Gymnospermen und Monokotyledonen; dem lateinischen folgt der böhmische Name und die Angabe der Lokalität. Es werden da 19 Arten der Gefäßkryptogamen, 14 Spezies der Gymnospermen und 160 Arten der monokotyledonen Pflanzen angeführt. Solche Verzeichnisse haben — wie wir schon an dieser Stelle betont — für die Schüler den Vorteil, daß sie auf diesem (nicht ungewöhnlichen) Wege erfahren, wo die oder jene seltenere Pflanzenart zu finden wäre; ebenso ist es aber gewiß, daß solche Lokalitätenangaben auch allzu eifrige jugendliche Sammler zur allmählichen Ausplünderung bestimmter botanisch interessanter Lokalitäten direkt verführen können, falls ihnen der Lehrer nicht oft und warm ans Herz legt, wie sie die Flora ihrer Umgegend schonen sollen.

35. **Bukovský A.**, Kutnohorské nerosty manganaté (Manganhältige Minerale von Kuttenberg). Progr. der k. k. Ober-Realschule in Kuttenberg 1902. 12 SS. 8°.

Die Abhandlung enthält Beschreibungen und chemische Analysen einiger interessanten Minerale, die auf alten Halden in der Umgebung der einst so berühmten Erzlager von Kuttenberg, dann in einigen aus Stein aufgeführten Mauern in dieser altehrwürdigen Stadt gefunden worden sind. Es sind dies: 1. Braunspat, 2. Ankerit, 3. Mangankalzit (Spartaït), 4. zwei Mangandolomite, 5. und 6. Dialogit mit Alabandin. Die letztgenannten drei Minerale werden da aus Böhmen zum erstenmale angeführt.

Der Beschreibung dieser Minerale folgen analytische Bemerkungen, d. i. Angaben, wie die sorgfältigen Analysen vollgeführt wurden. Der Verf. gibt dann noch eine kurze Beschreibung und Analyse von zweierlei manganhältigen verwitterten Gesteinen, die ebenfalls auf Halden und in den Mauern der Stadt gefunden worden sind. Sie bestehen größtenteils aus Quarz und Mangankarbonat. Die Abhandlung beschließt eine Erörterung über die Entstehung derartiger Mineralien.

Prag. Dr. Franz Bayer.

---

36. Wiesbaur J. B., **Der Schulgarten.** Systematische Aufzählung der im Schulgarten des Duppauer Obergymnasiums kultivierten Pflanzen. Progr. des Privatgymn. in Duppau 1902. 6 SS.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Nützlichkeit eines Schulgartens beginnt (unter Zugrundelegung von Garckes Flora von Deutschland) das systematische Pflanzenverzeichnis, das bis zu den Rutaceen reicht und im nächsten Jahresberichte fortgesetzt wird. Auffallend ist, daß z. B. von Cruciferen nur acht Arten, von Viola aber 51! Arten, Varietäten und Hybriden kultiviert werden; wahrscheinlich nicht für Schulzwecke, sondern für Veilchenstudien des Verf.s, mit denen sich derselbe seit Jahren beschäftigt.

37. Essl Wenzel, **Beitrag zu einer Kryptogamenflora um Krumau.** Nach mehrjährigen Beobachtungen zusammengestellt usw. Progr. der k. k. III. deutschen Staatsrealschule in Prag-Neustadt 1902. 18 SS.

Als Fortsetzung und Schluß aus den drei früheren Programmen enthält die vorliegende Originalarbeit die Pottiaceen, Distichiaceen, Leucobryaceen, Fissidentaceen, Orthotrichaceen, Dicranaceen, Weisiaceen, Tetraphideen, sowie die Lebermoose. — Die nun vollendete Abhandlung bildet einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis der bryologischen Flora Südböhmens; im ganzen werden 87 Gattungen angeführt.

38. Blumrich Josef, **Bestimmungstabellen der um Bregenz häufigeren Laub- und Lebermoose.** Progr. des Komm.-Obergymn. in Bregenz 1902. 30 SS.

Diese Tabellen sind in erster Linie für Schüler der Oberklassen der dortigen Anstalt berechnet und sollen diesen das selbständige, sichere Bestimmen der gewöhnlichen Moosarten erleichtern. Zweckmäßig wurden deshalb leicht zugängliche Merkmale, also solche, die mit freiem Auge oder mit einer Lupe deutlich erkennbar sind, herangezogen. Die Moose werden in drei Gruppen: *a*) pleurokarpe, *b*) akrokarpe Laubmoose und *c*) Lebermoose gebracht und in jeder dieser Gruppen nach ihrem gewöhnlichen Standorte (auf Baumstämmen, Waldboden, Lehmboden, Wiesen, Mauern, Felsen usw.) eingeteilt. Zur endgiltigen Charakteristik jeder der 125 aufgenommenen Arten sind möglichst viele Merkmale angeführt. Die Abhandlung enthält auch praktische Winke über Sammeln und Konservieren der Moose.

Wien. Dr. Alfred Burgerstein.

Zur Jahrhundertfeier

der Geburt

Johann Gabriel Seidls.

Die Redaktion hält es für eine Pietätspflicht, am heutigen Tage das Andenken an J. G. Seidls Verdienste um die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ zu erneuern.

Der Dichter war es ja, der im Verein mit H. Bonitz, J. Mozart und A. Stifter sie ins Leben gerufen und durch mehr als fünfundzwanzig Jahre, vom 20. Februar 1850 bis zu seinem Hingange am 18. Juli 1875, in der hingebungsvollsten und förderlichsten Weise mitgeleitet hat. Was der wackere, vielseitige Mann unserer Zeitschrift gewesen ist, was er als treuer, fortschrittsfreundlicher Schulmann, als gelehrter Forscher auf archäologisch-epigraphischem und numismatischem Gebiete geleistet und als gemütvoller österreichischer Lyriker geschaffen hat, beleuchtete unmittelbar nach seinem Tode sein gewesener Redaktionskollege, der damalige Universitätsprofessor Wilhelm Hartel, in feinsinniger und trefflicher Weise. Wir wollen aus dem gehaltvollen Nachrufe (in dieser Zeitschrift XXVI 554 ff.) nur einige Seidls Redaktionstätigkeit kennzeichnende Worte herausheben: „Hier hatte er ein Feld, wo er die reichen Schätze seiner pädagogischen Erfahrung zu Nutz und Frommen der österreichischen Lehrerwelt mitzuteilen nicht müde wurde, wo sein wohlwollendes und anregendes Wesen unbehindert zum Ausdruck kam . . . Seine spezielle Tätigkeit in der Redaktion der Zeitschrift nahmen die letzten Abteilungen der Hefte, welche eine Chronik der Gymnasien und die gesamte Bewegung auf administrativem Gebiete ver-

anschaulichen sollen, in Anspruch, indem er diese, selbst als die vorgesetzten Behörden das Material dafür zu verabfolgen nicht mehr in der Lage waren, mit lückenloser Genauigkeit und gleicher Reichhaltigkeit herzustellen sich mühte. Mit zitternder Hand besorgte er auf seinem Schmerzenslager am 9. Juli noch die letzten Korrekturen des Heftes, in dem er seinen Nekrolog finden sollte".

Derselben berufenen Persönlichkeit verdanken wir die neuerliche Würdigung J. G. Seidls bei der vielbesuchten, glänzenden Festfeier, die am 11. Mai d. J. im Wiener großen Musikvereinssaale stattfand.

Die folgenden Blätter sollen zunächst die Erinnerung an dieses schöne Fest, das sich zu einer großartigen Huldigung für die Manen des Dahingegangenen gestaltete, festzuhalten suchen, ferner aus dessen reichem, noch immer nicht erschöpftem Nachlasse neue oder wenig bekannte Beiträge zu seiner Biographie, Charakteristik und seinen literarischen Leistungen, endlich eine Würdigung seines Wirkens als Historiker und Schulmann bringen.

Über die erwähnte Feier haben zwar die Wiener Tagesblätter meist ausführlich und anerkennend berichtet, es dürfte aber besonders den auswärtigen Lesern unserer Zeitschrift willkommen und für die Folgezeit nicht wertlos sein, aus der Festordnung selbst zu ersehen, welch auserlesene Genüsse das Komitee der Versammlung zu bieten, welch sinnige Auswahl aus Seidls Dichtungen und Liedertexten es zu treffen verstanden hat. Wir müssen uns bescheiden, außer dem Wortlaute des Programmes nur die Ansprache Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. W. Ritter v. Hartel, den Prolog von St. Milow und die Festrede des Herrn Dr. R. Kralik v. Meyrswalden vollinhaltlich abzudrucken. Darauf folgen die drei Originalbeiträge, die den Freunden des Dichters, Forschers und Lehrers gewiß einiges Interessante und Neue bieten werden.

Schließlich fühlen wir uns verpflichtet, der Verlagsbuchhandlung für das freundliche Entgegenkommen zu danken, das sie uns durch die Erweiterung dieses Festheftes bewiesen hat.

Wien. Die Redaktion.

Fest-Ordnung.

Die Dichtungen zu sämtlichen Gesangsvorträgen von J. G. Seidl.

1. *„Segne mein Vaterland!“* Festchor von Adolf Kirchl: Der „Schubertbund“ unter Leitung seines Chormeisters Herrn Adolf Kirchl.

2. *Ansprache* Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel.

3. *Prolog* von Stefan Milow. Gesprochen von Herrn F. Gregori, Mitglied des k. k. Hof-Burgtheaters.

4. *„Die Nachthelle“*, Chor mit Tenorsolo und Klavierbegleitung von F. Schubert: Der „Schubertbund“. Solist: Herr Ferdinand Soeser (Vereinsmitglied). Am Klavier: Herr Theodor Zechner (Vereinsmitglied).

5. *Festrede:* Herr Dr. Richard Kralik v. Meyrswalden.

6. *a) „Blondels Lied“* von Robert Schumann;
   b) „Taubenpost“ von Franz Schubert. Liedervortrag des Herrn Ferdinand Soeser. Am Klavier: Herr Hermann Zechner (Vereinsmitglied).

7. *Dichtungen in hochdeutscher Sprache von J. G. Seidl:*
   a) An Wien; *b)* Nord oder Süd; *c)* Meine Uhr; *d)* Vogelweide; *e)* Fried und Lied. Frau Maja Kralik v. Meyrswalden.

8. *„Widerspruch“*, Chor mit Klavierbegleitung von F. Schubert: Der „Schubertbund“.

9. *Dichtungen in niederösterreichischer Mundart von J. G. Seidl:*
   a) Schlaflied für an alt'n Tatl; *b)* Da Dickschedl; *c)* Menschen und Uhrn; *d)* Dö Tausendkünstler.
   Fräulein Amalie Schönchen, Mitglied des k. k. Hof-Burgtheaters.

10. *„Nachtgesang im Walde“*, Chor von F. Schubert: Der „Schubertbund“ und das Hornquartett der k. k. Hofoper, die Herren K. Stiegler, R. Vargits, K. Romagnoli, K. Wesecky.

11. *„Die Volkshymne“* von Josef Haydn, vierstimmiger Chor unter Leitung des Herrn Prof. Eduard Mirus: Mittelschüler, verstärkt durch Mitglieder des „Schubertbundes“.

Ansprache

Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel.

Ich komme dem Wunsche des Komitees, das diese Gedenkfeier an den 100jährigen Geburtstag Johann Gabriel Seidls veranstaltet, gerne nach, in seinem Namen einige Worte der Begrüßung zu sprechen.

So seien Sie denn alle, die in so großer Zahl hier vereinigt sind, herzlich willkommen! Wollen sie ja in pietätvoller Stimmung die Erinnerung an einen Mann in sich aufleben lassen, der bescheidenen Sinnes sich eine solche Ehrung der dankbaren Nachwelt nie erträumt, ja wohl gar abgewehrt hätte. So lange er schuf und wirkte, mied er den lauten Markt des Lebens, mied das stürmische Drängen der nach Anerkennung Verlangenden, mied die Aufregungen des Ruhmes und seines Trabanten, des Neides.

So gelang es ihm, in dem verborgenen Winkel einer Provinzstadt, wohin er als Lehrer des Gymnasiums aus seinem Geburtsorte, dem lieben Wien, verschlagen worden war, ruhig auszureifen und fast unbemerkt in seiner Art groß zu werden. Es gelang ihm so vollständig, daß erst im Jahre 1840 die falsche Nachricht von seinem Tode und die dadurch veranlaßten rühmenden Nekrologe die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und der Behörden auf ihn lenkten und seine Berufung als Kustos des Münz- und Antiken-Kabinettes in Wien zur Folge hatten.

Während des 10jährigen Aufenthaltes in Cilli begründete Seidl seinen Ruf als Dichter, Forscher und Lehrer. In der Wiener Epoche widmete er seine Kraft nicht so sehr der Dichtkunst als der Wissenschaft, ohne daß dabei sein lebhaftes Interesse für die Schule zurücktrat. Die große Menge kennt und liebt ihn als Dichter, die gelehrte Welt schätzt ihn als epigraphischen und numismatischen Forscher, die Schulwelt verehrt ihn als Förderer des Unterrichtes.

Die vielseitige Tätigkeit dieses altösterreichischen Polyhistors wurde aber durch eine Grundstimmung beseelt, durch die Liebe zum heimatlichen Boden, zu Land und Leuten, unter denen er lebte, und war auf ein Ziel gerichtet: das Wohl und die Ehre des Vaterlandes.

Mit den Besten seiner Zeit beklagte er die unzulänglichen Einrichtungen des Schulwesens, in welchen er den Grund für die Rückständigkeit Österreichs auf allen Gebieten des geistigen und wissenschaftlichen Lebens erkannte. Darum schloß er sich, als das Ministerium des Grafen Leo Thun das befreiende Wort sprach und das Gymnasium nach deutschem Vorbilde reformierte, mit Begeisterung den Urhebern und Förderern dieser Reform Exner, Bonitz, Mozart u. a. an und gründete mit ihnen die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, die er als Redakteur

leitete, ein Organ, das ihn bis zum Ende seines Lebens, nachdem er seit langem aufgehört hatte, sich dichterisch und wissenschaftlich zu betätigen, mit der Schule in Verbindung erhielt. In der geistig und sittlich gehobenen Jugend erblickte er die feste Stütze seines heißgeliebten Österreich, das er groß und glücklich sehen wollte.

In gleichem Geiste betrieb Seidl seine wissenschaftliche Arbeit. Seine topographischen und historischen Landschaftsbilder, seine epigraphischen und numismatischen Studien empfingen Anstoß und Richtung durch sein warmes Interesse für alles, was irgendwie mit dem heimischen Boden zusammenhing. So wurden unter seiner verständigen Behandlung geringfügig scheinende Dinge, wie Inschriftsteine, Münzen, Urkunden, Ruinen, Sitten und Gebräuche, zu beredten Zeugen, die ihm von den Menschen erzählen mußten, welche seit vorrömischer Zeit den österreichischen Boden besiedelt und bebaut, von ihren Schicksalen, ihren Leiden und Freuden, ihrem Sinnen und Trachten. Das rein Menschliche in diesem Kleinleben war es, das ihn anzog, dafür hatte ihm die Liebe zum Volke scharfen Sinn und feines Verständnis verliehen.

Als der hellste Born aber, in welchem sich die Volksseele am reinsten spiegelt, erschien ihm das Volkslied, das schlicht und treu das Fühlen und Denken, die Leiden und Freuden des Volkes wiedergibt. Diesen unerschöpften Born deutscher Lyrik seit Bürger und Goethe hat Seidl in seinen österreichischen Adern erschlossen und in den großen Strom deutscher Lyrik zu leiten versucht, indem er Volkslieder sammelte, sie in ihrem kleidsamen dialektischen Gewande treu kopierte oder in feiner Nachahmung wiedergab. Ein guter Kenner fremder Literaturen, namentlich der antiken Dichter, nahm er auch daher mannigfache Anregungen für die Ausgestaltung der Form und des Gehaltes seiner eigenen Dichtungen, die er in richtiger Abschätzung seiner Kraft wesentlich auf die Pflege des kleinen Genres, des Liedes und der Ballade, beschränkte.

Was er aber immer dichtete und schuf, alles erhielt das eigentümliche Gepräge seiner Persönlichkeit. Von Mutter Natur mit jenen Vorzügen ausgestattet, welche Grillparzer seinen Landsleuten nachrühmt, mit dem schlichten Sinn, dem richtigen Empfinden und einer gesunden Natürlichkeit, wurde er zum Sänger des still zufriedenen Glückes und der häuslichen Tugenden, ein echter Typus des gemütlichen Stillebens, der patriarchalischen Franziszeischen Zeit, der Biedermaierzeit, für welche uns in diesen Tagen des Sturmes und Dranges in Literatur und Kunst Sinn und Verständnis fast verloren ging, vielleicht aber wieder zu erwachen beginnt, wenn die teilweise Rückkehr der Kunst zu dem Stile, der diesen Namen trägt, einen weiteren Wandel des Geschmackes verkündet.

Wenn aber Seidl trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht ganz in Vergessenheit geriet, so ist das der Musik zu danken;

denn gerne griff diese nach seinen Liedern, welche Träumerisches und Ahnungsvolles, Weiches und Gemütliches, Lust und Scherz oft nur mit einem Worte anklingen lassen und so der Komposition weiten Spielraum gewähren, diese leisen Anklänge zu vollerem Austönen zu bringen. So lebt denn Seidl in den herrlichen Kompositionen eines Schubert, Lachner, Schumann, Loewe und anderer bis auf unsere Tage fort. Das Lied aber, das man seinen Schwanengesang nennen könnte, in das er seine ganze lautere Seele überströmen ließ, das er mit dem Feuer seines patriotischen Herzens durchwärmte, wird unvergänglich dauern wie die Weise des unsterblichen Komponisten, für die er es gedichtet, das Lied: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!"

Prolog

von Stephan Milow.

Wie viel die Zeit im ems'gen Schaffen bringt,
Was, weiter eilend, wieder sie verschlingt!
Doch ist nicht alles ohne Spur dahin,
Gar manches hegt der Spätern treuer Sinn,
Was, schien es oft auch völlig schon verweht,
Mit einemmale herrlich neu ersteht,
Daß wir's erkennen: nannt' es auch kein Wort,
Es wirkte stillgeheim doch immer fort.
So ist's mit ihm, den laut wir feiern heut,
Dem Wien den Zoll noch der Erinn'rung beut,
Sein Wien, wo er geboren ward und ruht,
Das Wiege ihm und seine letzte Hut.
Und wie es seinen Schatten ehrt und preist,
Ehrt's mit die Kunst, die er geübt, und weist
Auf sie als auf ein Höhres, uns geschenkt,
Daß aus dem Alltag es empor uns lenkt. —
Vor hundert Jahren schlug das Aug' er auf,
Vor dreißig fast beschloß er seinen Lauf
Nach einem Leben, das er allezeit
Dem Schönen und dem Guten nur geweiht.
Da wir zurückschaun, steht er vor uns klar,
Wie, immer strebend, er geworden war.
Ob sich sein Geist im Wissen auch bewährt,
Das er durch seinen Forscherfleiß gemehrt,
Früh hat's die Poesie ihm angetan
Und wuchs zu seinem Lebenswerk heran.
Eins ist's vor allem, was uns ihm gewinnt,

Was nicht veraltet, wie die Zeit auch rinnt:
Er war es, der die Kaiserhymne sang,
Das Herz des Volks gelegt in ihren Klang,
Des Volks, ihm so vertraut, und dessen Art
Und Sprache er uns noch geoffenbart
Gar mannigfach in Liedern und im Schwank,
Ob so, ob so, uns jedesmal zu Dank;
Da fand er und erschloß er einen Quell,
Der unerschöpflich sprudelt, frisch und hell.
Auch was er schaffend sonst beschert der Welt,
Von schönem, reichem Leben ist's geschwellt,
Ob sein Gefühl, wie es im Augenblick
Bewegt das ewig wechselnde Geschick,
Er uns ergießt mit rührend sanfter Macht,
Ob wieder ihm die Sangeslust entfacht
Das wundersame Walten der Natur,
Wenn sinnend er durchwandelt Wald und Flur.
Und wie er trefflich zu erzählen weiß!
Gebührt in der Ballade ihm ein Preis,
Die streng gefügt und mit dem Reim geschmückt,
Ist ihm gar manch Geschichtchen auch geglückt
In ungebundner Rede, leicht geschürzt,
Das uns willkommen trübe Stunden kürzt.
Sieghafter Frohsinn ist's, der aus ihm spricht,
Verschließt er sich dem Ernst und Schmerz auch nicht,
Und, sinnig, deutsam, bannt er und erfreut,
Was immer er im Geben um sich streut.
Doch das erst macht die volle Harmonie,
Daß keinem Laut er je den Atem lieh,
Der, wie die Lauscher er gefangen nahm,
Nicht ihm auch aus dem Grund der Seele kam;
Wie er gedichtet, war er selber auch,
Durchtränkt von einem milden, warmen Hauch;
Das Auge klar, ein Lächeln um den Mund,
In seinem tiefsten Wesenskern gesund;
Kein Fleck entstellt, was träumend er gewebt,
Und rein und makellos hat er gelebt.
Voll Liebe für sein eng'res Vaterland,
Bot jedes Stammes Sohn er gern die Hand,
Tat jedem, der ihn suchte, er Bescheid,
Stets hilfreich, bieder, ohne Falsch und Neid,
Erkennend allezeit den höchsten Ruhm
Im schöngeübten, edlen Menschentum,
Das, wo die irre Leidenschaft entzweit,
Versöhnend schlichten möchte jeden Streit,
Und stets bemüht, zu säen und zu bau'n,
Muß es die Ernte auch dem Herrn vertrau'n

So ist er durch das Dasein still gewallt,
Recht eine herzerquickende Gestalt,
Der, wie wir forschen, wenige nur gleich:
Ein Stück des alten guten Österreich!

Festrede

des Herrn Dr. Richard Kralik v. Meyrswalden.

Man liebt es heutzutage immer mehr, einige stolze Künstlernamen mit besonderer Auszeichnung zu erheben und dafür die anderen in den Hintergrund zu rücken. Es liegt darin ein Zug von ästhetischem Imperialismus, der unserer Zeit eigen ist. Dies Vorgehen ist echt menschlich, es ist ja auch schon das der Sage; aber es ist nicht historisch, es ist nicht gerecht und nicht künstlerisch. Der Kunst steht ein großer Dichterwald von hundertstimmigem Echo zu Gebote. Gewiß muß in diesem Musenhain ein Baum der höchste, eine Blume die schönste, eine Nachtigall die süßeste sein; aber die Schönheit des Hains beruht doch auf seiner Fülle, auf seiner Mannigfaltigkeit. Wir würden unseren Dichterhain zerstören, wenn wir alle Bäume mit Ausnahme des höchsten niederhauen, alle Blumen mit Ausnahme der schönsten ausraufen, alle Nachtigallen außer der hellsten verbannen wollten.

Im ästhetischen Bewußtsein der Gegenwart nimmt jene Stellung des alle überragenden Heros für die deutsche Literatur Goethe, für die österreichische im besonderen Grillparzer ein. Das hat gewiß seine Berechtigung. Aber trotz seiner überragenden Größe ist doch Goethe gewiß nicht der allein repräsentative Dichter der ganzen deutschen Literatur, nicht einmal der seiner Zeit, der er oft ratlos gegenüberstand. Auch Grillparzer kann nicht als der allein repräsentative Dichter des deutschen Schrifttums in Österreich gelten, wenn wir uns nicht selber verarmen lassen wollen. Die klassischen Epochen der österreichischen Poesie liegen ja bekanntlich schon in jenen Zeiten, da sich hier das nationale Epos, die Nibelungensage entfaltete, da die Lyrik der Minnesinger, eines Walther von der Vogelweide blühte, da sich hier endlich ein volkstümliches Drama entwickelte.

Unsere Literatur beginnt also nicht erst mit Grillparzer, sondern schon mit der Völkerwanderungszeit, wo hier auf ostgotischem Gebiet durch ungenannte epische Sänger die deutsche Heldensage gedichtet wurde. Ja wir mögen uns auch zu eigenem Vorteil erinnern, daß der erste bekannte und berühmte Wiener Schriftsteller noch älter ist, nämlich Kaiser Marcus Aurelius, der gerade hier zwischen Vindobona und Carnuntum seine Selbst-

betrachtungen verfaßt hat, eine Diätetik der Seele lange vor unserem Feuchtersleben. Ihm als unserem ältesten und vornehmsten Kollegen sind wir eigentlich schon längst ein Ehrendenkmal und ein Ehrengrab zugleich in Wien schuldig; denn er ist hier gestorben — abgesehen davon, daß er zuerst in würdevollster Weise unser Wien zur Kaiserstadt gemacht hat.

Und doch haben wir dessen vergessen. Wir sind eben so reich, daß wir philosophischer Kaiser, ganzer Legionen von Schriftstellern und ganzer Reihen von klassischen Epochen unserer Heimat vergessen können.

Einer aus der Fülle dieses Reichtums ist Johann Gabriel Seidl. Aber er wird uns eben jetzt nach 100 Jahren neu geboren als Typus eines echten Poeten und seines Poetenschicksals, als Typus echten Österreichertums, als Typus seiner Zeit und ihrer Probleme.

Er ist der Typus des Dichters. Leicht und mühelos singt er im Lenze seines Lebens seine Lieder, schwärmt, wandert, liebt, heiratet, wird ernsthaft, fleißig, ein Mann des Amtes und der Pflicht, der nun auch dem vollen Ernst des Lebens seinen Zoll zu zahlen weiß. Das ist der Dichter, wie er sein soll, der Schmücker des Lebens. Er macht die Poesie, die man fürs Leben braucht, nicht mehr, nicht das verzweifelte „*Oeuvre*“, nicht jenes Riesenwerk, das über den Dichter hinauswächst. Er ist kein Virtuose, der aus der Poesie ein wenn auch noch so hohes Handwerk macht. Ihm ist Poesie Trost und Zierde des Lebens. Er will sie nicht „kommandieren“. Sie ist ihm „Lebenskunst“ mit allen Vorteilen und Schwächen dieser Art.

Aber Seidl ist auch der Typus des Poetenschicksals. Im Kreise gleichstrebender Freunde erfüllt er seine Umgebung mit harmloser Schönheit, Freude, Lust am Gesang, ohne Ruhm zu fordern, ohne Ruhm zu erlangen. Nach dem Lose des Künstlers hätte er noch bis in sein Alter oder bis an seinen Tod warten müssen, um den Preis zu erlangen, mit dem die Mitwelt aus grundsätzlichem Gerechtigkeitsgefühl das Verdienst zu kränzen unerbittlich vermeidet. Aber siehe da, er wird in voller Manneskraft fälschlich totgesagt und die getäuschte Fama stößt in die Posaune des Ruhmes. Der Glückliche darf noch bei lebendigem Leib Zeuge seiner Apotheose sein. Der Glückliche? Nein. Die strenge Weltgerechtigkeit gleicht alles wieder aus. Sie büßt jenen Blick, den er vorschnell hinter den Vorhang des Ruhmestempels tun durfte, nach kurzem Glückstaumel mit melancholischer Strafe. Sie legt die Hand auf seine Lippen und gönnt ihm nur spärliche Töne mehr. Er stirbt zum zweitenmal, nun scheinbar ganz vergessen, ganz überlebt. Fama hat nun andere Lieblinge an seine Stelle hervorgezogen. Und er muß Jahrzehnte in einem Purgatorium der Mißachtung schmachten, bis wieder alle Gerechtigkeit der harten Kritikerin erfüllt ist.

Erst wir entdecken ihn wieder. Das typisch Österreichische zieht uns bei ihm an. Wir erfreuen uns bei ihm an einer Klangfarbe, die uns von einer Reinheit, einer Echtheit, einer Liebenswürdigkeit erscheint wie sonst bei keinem. Es sind primitive, ursprüngliche Qualitäten darin, die wir jetzt erst nach einer jahrzehntelangen Schulung wieder mehr schätzen gelernt haben.

Unser Dichter ist aber auch ein Typus für die Arbeit, die einem modernen Poeten überhaupt zukommt, nach alledem, was uns die Literatur schon geboten hat. Damit kommen wir auf seine Werke, seine wirklichen Leistungen, und wollen diese im Zusammenhang mit der Geschichte, mit dem Streben seiner Zeitgenossen betrachten.

Beginnen wir mit dem Gebiet des Epischen. Das deutsche Nationalepos ist bereits gedichtet. Man kann nur etwa wie Anastasius Grün in der Weise des alten Epos neuere Gegenstände behandeln, man kann die anmutigen Nebenwege der Novelle, der Ballade gehen. Gerade auf die Form der Ballade sind wir seit den „Klassikern" hingewiesen worden, und wir haben da eine reiche Ernte aufzuweisen, die einmal im Zusammenhang gewürdigt und vorgestellt werden sollte. Collin, Karoline Pichler, all die Dichter, die Hormayr um sein Taschenbuch scharte, haben hier Vortreffliches geleistet. Joh. Nep. Vogl ist fast ganz darin aufgegangen. Und auch Seidl hat die beiden Hauptquellen dieser Dichtungsart, die Sage und die Geschichte aller Zeiten und Völker reichlich ausgenützt. Bedeutender aber erscheint er fast noch auf dem Gebiet der Novelle. Er wandelt hier in den Spuren Tiecks und der Romantiker. Die beiden Novellen „Cornelia Fieramonte" und „Sie ist versorgt" sind Meisterwerke dieser Art. Erstere groß in der Kunst des Verschweigens und Ahnenlassens, dabei so packend und ergreifend wie nur möglich; die zweite von einer Feinheit der psychologischen Führung und der kunstvollen Schlingung des Knotens, dabei von einer Reinheit und Anmut der Zeichnung, wie ich sie nur einzig noch bei unserem lebenden Meister Ferdinand v. Saar bewundere. Eine dritte Novelle Seidls „Juana" ist mehr durch ihre Tendenz bedeutsam. Sie schildert in echt österreichischem Sinn das Gefährliche des Überschreitens seiner Sphäre, des Strebens aus den Schranken der zufriedenen Bescheidung, sowie es Raimund im „Bauer als Millionär", Grillparzer in „Traum ein Leben" getan hat. Seidl aber wendet diese Lehre geradezu auf die Kunst an. Er zeigt an einem tragischen Fall, daß die Kunst nur der Schmuck, die Begleiterin des Lebens sein soll; sie erfreue und beglücke den harmlosen Künstler und seine Umgebung. Dann ist sie auch echt im ästhetischen Sinne. Sie diene aber nicht der Ehrsucht, der Selbstsucht, der Leidenschaft, sonst schafft sie Unheil, Wahnsinn, Untergang, Verbrechen. All das ist sehr bezeichnend für Seidls ästhetische Überzeugungen.

Wenn wir nun weiters die Stellung unseres Dichters zum dramatischen Problem seiner Zeit betrachten, so erscheint der Ertrag wohl sehr bescheiden, aber doch bedeutsam genug. Ich muß dazu etwas weiter ausholen. Die deutsche Literatur hat eine der griechischen ebenbürtige Epik im Heldenbuch der Nibelungen, sie hat eine der griechischen ebenbürtige Lyrik im Minnesang und Volkslied. Aber sie hat kein der griechischen Bühne ganz gleichwertiges Theaterrepertoire aufzuweisen. Wohl gipfelt die einheimische, bodenständige Entwicklung in Raimund, unserem größten und selbständigsten Bühnenklassiker. Aber die übrige dramatische Arbeit hat allzu stark unter fremden Einflüssen gelitten, sie ist den Engländern, Franzosen, Spaniern nachgeahmt. Das haben Goethe, Schiller, Grillparzer selber ganz wohl gefühlt, gewußt und auch ausgesprochen. Das Problem des nationalen deutschen Dramas ist noch nicht gelöst. Ich möchte nur zeigen, daß Seidl in seiner bescheidenen Weise wenigstens die Sache bei einem richtigen Ende angefaßt hat. Ich meine seine beiden kleinen Singspiele „Das letzte Fensterln“ und „Drei Jahre nach dem letzten Fensterln“. Sie sind nichts anders als eine Redaktion des volkstümlichen dialektischen Materials, das ihm reichlich zu Gebote stand. Die Schnadahüpfeln gehören unwidersprechlich zum Lebendigsten unserer Poesie. Seidl hat nicht nur ihre Bedeutung erkannt, sie gesammelt, redigiert, nachgeahmt, weiter entwickelt, er hat auch die Entdeckung gemacht, daß in ihnen ein dramatischer Keim ist, daß sie alle eigentlich Fragmente von Dialogen, von Szenen sind. Er hat ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihren Vers genommen und zu jenen Szenen zusammengedichtet, die zum Echtesten gehören, was wir an volkstümlicher Dramatik haben. Er hat auch einen richtigen Kunstverstand bewiesen, indem er erkannt hat, daß jenes Bauernleben doch nur die ästhetische Grundlage zum Idyll, nicht zur Tragödie geben kann. Das ist sein klassisches und unvergängliches Verdienst.

Damit kommen wir zur Lyrik Seidls. Aus der volkstümlichen Lyrik ist ja seine Dramatik organisch erwachsen. Er hat mit lebendigem Kunstbewußtsein das österreichisch-bayrische Distichon, das Schnadahüpfel als die Grundform bodenständiger Lyrik behandelt. Auch darin ist er zu loben, daß er nicht wie andere berühmtere Dialektdichter sein „Landlerisch“ in die Formen der hochdeutschen Lyrik oder gar des griechischen Hexameters gegossen hat. Form und Stoff gehören ja zusammen, sie sind nur verschiedene Seiten derselben Sache. Das ist ein ästhetisches Naturgesetz, und gilt von Äpfeln und Nüssen ebenso gut wie von Gedichten. Jede Sprache, jeder Dialekt schafft sich seine ihm einzig gemäße Form.

Aber Seidl hat auch alle Formen hochdeutscher Kunstpoesie beherrscht.

In der Lyrik gibt sich der ganze Mensch nach seinem ganzen Wesen. Vergleichen wir da unseren Dichter mit seinen

Zeitgenossen, so finden wir bei ihm als das Eigentümliche den positiven Grundzug seiner Anschauung ausgebildet, im Gegensatz etwa zu Lenau, Grillparzer, Grün. Es ist die volle Hingabe an die Dinge, an das Seiende um ihn, was ihn auszeichnet. In diesem Sinn gelobt er sich (I 161):

Mich laut zu freun, mich still zu freun
Und Gottes dankbar Kind zu sein.

Wohl sucht auch ihn die Melancholie heim; nie gibt er sich aber der Verdrossenheit, der Verdrießlichkeit hin. Nein, er will als Rekrut auf dem Posten ausharren (I 93):

Doch Mann bin ich und bleibe Mann,
Und das erhebt mich eben.
Den Tod zur Seit' und in der Hand
Hab ich den Mut — zu leben.

Er läßt sich durch die Mißachtung, in die er später gefallen, nicht beugen (II 202):

Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Wird einmal wieder eine für sich haben.

Wenn andere Dichter (wie Grillparzer) den Zwiespalt zwischen Poesie und Wirklichkeit als einen Fluch fühlen, wenn wieder andere als Vertreter des Realismus die „Poesie der Wirklichkeit" fordern, verkündet er als seine Devise „die Wirklichkeit der Poesie" (II 336). So besingt er (II 285)

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt, —:
Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht und Sitten ernst vertrat —
Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht' als Botin einer schönern Flur —
Die wahre Muse mit der Herzenssprache —
Die fromme Muse mit dem Kinderglauben.

Auch Seidl hatte wie manche andere vaterländische Dichter Grund zu Mißmut; aber er überwindet ihn, er weiht sich ganz seiner lieben Heimat (II 65):

Denn was ich in der Fremde
Gesehn, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

Von J. G. Seidls Eigen und Gut ist mehr in das Bewußtsein der Welt übergegangen als man glaubt. Seine Schnadahüpfel sind zum Teil Volkslieder geworden, seine Lieder und Balladen füllen die Anthologien von ganz Deutschland, besonders in den fünfziger Jahren. Man staunt, darin so viel Wohlbekanntes zu finden wie:

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert —

Ich trage, wo ich stehe,
Stets eine Uhr bei mir —

Ein Kirchlein steht am Berge,
Vergessen steht es da usw.

Nur einem so veranlagten und vorbereiteten Geiste konnte es denn auch gelingen, was unserem Seidl gelang, ich meine jene unübertreffliche Formel für österreichisches Fühlen, wie sie im neuen Text der Volkshymne niedergelegt ist. Wie schwierig eine solche Aufgabe war, ersieht man an den Versuchen anderer, ersieht man auch an Grillparzers wiederholtem Versuch. Wir wollen nicht den einen Dichter auf Kosten des anderen loben, sondern nur jedem das Seine zuweisen. Unserem Seidl entströmten wie von selbst jene vier Strophen, die den Inbegriff österreichischen Wesens wiedergeben. Geben sie doch auch zugleich den Kern von Seidls Wesen wieder. Aber wie mächtig und frei hat er den alten gemütlichen, familiären Text künstlerisch gesteigert, erhoben, erweitert, jenes einfache:

Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Welche Fülle von hohen Anschauungen, von erhabenen Ideenassoziationen werden hier neu geweckt und in die kernigsten Worte gefaßt! Welche Fülle von Objektivem, von Sachlichem: Gott, der Kaiser, das Land, der Glaube, die Krone der Väter, der historische Thron Habsburgs. Nun wieder alle mannhafte Subjektivität der Singenden: Frömmigkeit, Wahrheit, Offenheit, Rechts- und Pflichtbewußtsein. Kein Winseln um Frieden, nein, die mutvolle Überzeugung, daß die höchsten Güter auch tapfer verteidigt werden müssen, die Erinnerung an Drang und Sieg. Neben dem Wehrstand kommt auch der Nährstand und der Lehrstand nicht zu kurz: Kunst und Wissen. Welch schönes Bild eines wohlgeordneten Staates voll von Segen, von Gottes Sonne bestrahlt! Die Mahnung zur Eintracht ist nie stärker, einfacher, unmittelbarer ausgesprochen worden.

Und endlich die Aussicht in die Zukunft, auf ein Ziel, ein Ideal hin, das dem Staatsleben gesteckt ist, in Erinnerung an jenes Vokalsymbol Friedrichs III.: *A E I O U = Austria erit in orbe ultima.* Ein Hinweis auf das schwierigste der politischen Probleme, das gerade Österreich als völkerverbindender Staat zu lösen hat. In diesen Schwierigkeiten liegt sein Adel. Je höher sie wachsen, um so größere Kräfte müssen ausgelöst werden. Nie war denn auch der Patriotismus größer als in Zeiten der höchsten Schwierigkeiten, in Zeiten, die den Zerfall zu drohen schienen. Aber wir erfahren immer wieder, daß Österreich der zukunftreichste Staat ist; denn er bereitet eben durch seine Schwierigkeiten die Lösung der Probleme zukünftiger europäischer Staatenordnung vor. Und wir sind überzeugt, daß Österreich einst noch in höherem Sinn als eigentlichster Kaiserstaat gelten wird!

Wir können vielleicht keine billigen Gründe dafür angeben, aber wir haben die kategorische Forderung dafür in unserer Aufgabe, so wie sie einst in noch viel schwereren Zeiten Friedrich III., wie es Haydn fühlte, als er sich selber zum Trost unser Kaiserlied sang und zu singen nicht aufhören konnte, wie es Seidl mächtig fühlte, als er in unübertrefflicher Weise dieser Überzeugung neuen Ausdruck gab. Laßt uns sehen, was diesen unbedingten Glauben zu überwältigen vermag, wenn wir es unerschütterlich festhalten und bekräftigen:

Heil dem Kaiser, Heil dem Lande!
Österreich wird ewig stehn.

Zu Johann Gabriel Seidls Dichtungen, Briefen und Biographie.

Der volkstümliche Zweck, für den ich mein Buch über J. G. Seidl [1]) abfaßte, bedingte, daß dessen Ausführungen sich im bescheidensten Umfange bewegen mußten und so manches Charakteristische, was mir während meiner Forschungen über den so außerordentlich fruchtbaren, wie Uffo Horn ihn nennt, 'fixfingerigen' Dichter vor Augen kam, nicht verwendet werden konnte. Seidl hat in der Zeit seiner größten Arbeitsfreudigkeit so viel geschrieben, daß er in seine Sammelbände nur einen Teil seiner Arbeiten aufnehmen konnte. Selbsterkenntnis ist nun sicherlich eine der schwierigsten menschlichen Aufgaben, die wohl niemals gänzlich gelingt, und so hat er bei der Selbstkritik, welche die Auswahl der Dichtungen durch ihn selbst bedeutete, manches wertvolle Stück unterschätzt und manches weniger gehaltvolle zu hoch veranschlagt. Sein eigenes, zur Reflexion und zur Belehrung neigendes Naturell, die nicht auf der Höhe ästhetischen Kunstbegriffes stehende Anschauung seiner Zeit und mannigfache andere Verhältnisse waren hieran Schuld. Wenn irgendwo, so hat hier die Nachwelt das Recht und die Pflicht, eine Korrektur seiner Selbstschätzung vorzunehmen und insbesondere einige seiner Jugenddichtungen, die gänzlich ungedruckt oder in alten Zeitschriften und Almanachen bis nun vergraben blieben, ans Tageslicht zu fördern. Wenn schon 1822 Theodor Hell in die 'Abendzeitung' (Dresden) und Gubitz in seinen 'Gesellschafter' (Berlin) lyrische Gedichte des damaligen Studenten Seidl in regelmäßiger Folge aufnahmen, so ist das allein schon ein klarer Beweis, daß seine

---

[1]) 'J. G. Seidl', Karl Fromme, Wien 1904. — Die Monographie erschien als Gedenkschrift zu Ehren des 100. Geburtstages des Dichters.

Leistungen hoch bewertet wurden. In Deutschland hatte die Literatur damals bereits den Zenith klassischer Höhe hinter sich, und wenn da in so vornehme Zeitschriften die Lyrik eines damals achtzehnjährigen Wiener Poeten gastlichen Eingang fand, so bürgt dieser Umstand dafür, daß sie auch nach dem gereiften ausländischen Urteile als vollwertig galt. Seidl selbst, befangen im engeren Bannkreise des sich erst klärenden Schrifttums Wiens und Österreichs, und gezwungen, dem Geschmack seiner literarischen Kreise zu huldigen, hat eine Reihe prächtiger Gedichte, die durch frisches, jugendliches Kolorit ausgezeichnet sind, weder in seine erste Sollinger-Ausgabe (1826), noch in spätere Sammlungen aufgenommen[1]; auch Gedichte, die in der Folge in österreichischen Almanachen gedruckt und vergessen wurden, teilten dasselbe Schicksal. Einige derselben werden hier als Typen im ersten Abschnitte mitgeteilt.

Mit dramatischen Arbeiten hatte der Dichter keinen nachhaltigen Erfolg; die Verstimmung hierüber mag der Grund gewesen sein, daß Seidl sie in seinen eigenen Ausgaben und Hans Max in den 'Gesammelten Werken' (Wien, Braumüller 1876—1878, 6 Bände) mit Ausnahme der mundartlichen Idyllen ''s letzti Fensterln' und 'Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterl'n' ganz beiseite gesetzt hat. Und doch ist in der Fülle seiner Bühnenwerke[2]) manches Goldkorn zu finden und verdiente, einer etwa zustande kommenden Jubiläums-Ausgabe eingefügt zu werden, damit das Bild des unermüdlichen Dichters in allen Zügen ein vollgerundetes werde. Daß hier im zweiten Abschnitte der Ausführungen nur eine kleine Auslese solcher wertvoller, wenig bekannter oder unbekannter Dichtungen und auch Originelles über seine dramatischen Absichten beigebracht wird, soll eben nur ein Fingerzeig zu weiterer erschöpfender Bewertung seines Schaffens sein.

Auch die Anführung von bisher unbekannten biographischen Einzelheiten im dritten Teile des vorliegenden Aufsatzes, die beweisen, welche führende Rolle Seidl lange spielte, und gerade in der Zeit, da das österreichische Schrifttum sich zur Höhe des alldeutschen aufzuschwingen im Begriffe stand, wird beitragen, den Wert des Wirkens und Schaffens unseres Dichters objektiv einzuschätzen. Daß Seidl später, da er für neuere Richtungen, zu deren Vorbereitung er unbewußt in kräftiger Weise mithalf, das Verständnis verlor, schon bei Lebzeiten ein 'Halbvergessener' wurde, soll nicht hindern, seine Verdienste um die Erhebung des

---

[1]) Im Nachlasse des Dichters (Wiener Stadtbibliothek) ist eine gebundene Handschrift unter dem Titel 'Balladen, Romanzen, Lieder usw.', sicher die seiner Ausgabe der 'Dichtungen' (1826), in der sich eine Reihe von schönen, überhaupt nie mehr gedruckten Gedichten findet, so 'Seladon und Amelia', 'Bürgermeister Seidel' (ein Stoff aus der eigenen Familiengeschichte), 'Der Verbrecher' und andere.

[2]) Fuchs, Seidl S. 87 ff.

geistigen Lebens in Österreich, zumal er ja wirklich längere Zeit, mindestens von 1822 bis 1840 einen Brennpunkt dieser Bestrebungen bildete, in das richtige Licht zu stellen. Die Beurteilung Seidls im Lichte seiner Zeitgenossen wird auch unsern Maßstab für den Dichter richtigstellen, was umso wichtiger ist, als er selbst keine nennenswerten autobiographischen Aufzeichnungen hinterlassen hat, die uns über diesen Punkt aufklären könnten.

I.

J. G. Seidl hat in zartester Jugend zu dichten begonnen; soweit erweislich, ist die Ode 'An die Sonne' sein erstes gedrucktes Poëm[1]). Im Besitze der Tochter Seidls, Frau Wilhelmine Funke, befinden sich Handschriften von noch älteren Gedichten, des ältesten aus dem Jahre 1818; Seidl zählte damals 13 1/2 Jahre und war Schüler der 5. Gymnasialklasse, als er folgendes Neujahrsgedicht an seinen Vater richtete, das hier nicht wegen seines poetischen Wertes, sondern aus Pietät wiedergegeben sei:

Meinem Vater
gewidmet
zum neuen Jahre 1818 von Ihrem Sohne J. G. Seidl, Poët.

Bleicher werden schon die Sterne,
Eilig flieht hinweg die Nacht,
Nebel ziehen in die Ferne,
Wenn die Morgensonne lacht.

Freudig wallen alle Herzen
Auf zu Dir, o güt'ger Gott,
Nun vergeußend alle Schmerzen,
Die oft dar das Schicksal both.

Denn es schwingt auf Zephyrsflügeln
Sich das alte Jahr dahin
Und es kehrt auf jene Hügeln *(sic!)*
Segenvoll ein neues hin.

Fröhlich eilt das Jünglingsalter
Im Gefühle seiner Lust,
Wie der Greis, am Stab mit kalter
Hand gestützt, in seiner Brust

Dank nur stets und Wonne hegend
Für das neu erlebte Jahr,
Wirft sich, dies Geschenk erwägend,
Hin vor Gottes heiligen Altar.

Jeglicher bekränzet diese Stunde,
Jeder stimmet dem sein Lied,
Welchem, alles Guten Grunde,
Diese Wohlthat ihm zu Danke zieht.

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 59.

Doch das bloße Preisen kaltet
Gleich der Rose, welche prangt
Und nach langer Zeit sich faltet,
Welket, sich entblättert ganz.

Flüchtig wie im buntem Tanze *(sic!)*
Schweben Menschenfreuden hin,
Denn es duftet in dem Blumenkranze
Nur ein Sträußchen Rosmarin.

Doch der wahre Dank, die Liebe, Freundschaft
Welket und veraltet nie,
Macht uns süßen Trostes habhaft,
Jedes Gut verschafft nur sie.

Und an jenen allgemeinen Freuden,
Die die Sterblichen empfah'n,
Sollt' ich danklos meine Blicke weiden
Und mich nicht zu Ihnen, Vater, nah'n?

Nein, mit edlem Dankgefühle
Und dem Vorsatz trett' ich auf,
Daß ich Ihren Willen nur erfülle
Stets durch Ihren ganzen Lebenslauf.

Der, wie sehnlichst ich zu Gott auffiehe,
Jenes Nestors Alter gleich,
Freudenvoll ohn' alles Wehe
Wie ein Silberquell dem Thal entfleuch!

Wie die Raup' als falber Falter
Keine Spur des frühern Zustands führt,
Fliehend itzt das vor'ge träge Alter,
Unschuldsvoll nun unter Blumen irrt:

Also werd' auch ich die alten Fehler fliehen,
Ihnen stets Ihr Leben lang
Zu versüßen mich bemühen,
Theils durch Wissenschaft und theils durch Dank.

Die linkische Art, in welcher der junge Gymnasiast hier seiner kindlichen Gesinnung Ausdruck verleiht, war bald abgestreift. Der Eifer, mit welchem er antike und französische, englische, italienische und selbst neugriechische Dichtungen schon während seiner Studienzeit, besonders 'in der Philosophie' (1819—1821) übersetzte, übte auf ihn hinsichtlich des Gebrauchs der Muttersprache in kürzester Zeit eine läuternde Wirkung aus[1]); wie geschmeidig fließen beispielsweise die Verse in dem Gedichte 'Die Erinnerung' (nach Thomas Moore; im 'Gesellschafter' 1822, Nr. 237, 30. Nov.), das in keiner seiner Gedichtsammlungen steht!

O, athme seinen Namen nicht;
Laß ruhen sein Gebein,
Gekannt von Keinem, ungeehrt,
Im kalten Schattenschrein.

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 7 und 138 ff.

Es rinne still und düster nur
Die Thrän' um ihn herab,
Dem stillen Nachttau gleich, der ihm
Zu Häupten netzt das Grab.

Wie schweigend auch der Nachttau weint,
Er macht des Grabes Grün,
Wo jener schlummert, lange doch
In schön'rem Flore blüh'n.
Und uns're Thräne, wie geheim
Sie niederrollt um ihn,
Erhält doch lang in uns'rer Brust
Sein Angedenken grün.

Von 1822 an treten seine Beiträge im 'Gesellschafter' und in der 'Abendzeitung' regelmäßig auf. Von den im 'Gesellschafter' im J. 1823 veröffentlichten Liedern seien hier als Perlen reinster und tiefer Empfindung 'Die Nachtigall' und 'Der nächtliche Sänger' genannt. Beide Gedichte hat Seidl in die älteste Ausgabe seiner 'Dichtungen' aufgenommen; in die 'Gesamm. Werke' sind sie nicht übergegangen und daher trotz ihres hohen Wertes fast unbekannt geblieben.

Die Nachtigall[1]).

So hast Du keinen treuen Mund,
Du Nacht, in Deinem Sold,
Der mir das Fenster täte kund
Vom Liebchen, sanft und hold?
Doch horch: Was tönt, ich weiß nicht wie,
Was tönt, ich weiß nicht was?
Was lispelt nur bald: Komm', bald: Flieh'
In süßem Wechselmaß?

Ja, ja, das ist die Nachtigall,
Durch die Du sprichst, o Nacht;
Sie hat mir kund durch ihren Schall,
Was ich ersehnt, gemacht.
Da find' ich an dem Fensterrand
Mein Liebchen oder nie;
Denn solchen schönen Herold fand
Nur Schönheit, schön wie — Sie.

Einen reichen Aufwand von Klangschönheiten weist das Lied 'Der nächtliche Sänger' auf![2]) Es knüpft mit den Worten: 'Gute Nacht! Unser Tagwerk ist vollbracht . . .' an das von Meister Mozart vertonte Lied Dan. Schubarts an:

---

[1]) Unter dem Titel 'Vermutung' in den 'Frühlingsnächten' (vgl. Fuchs, Seidl S. 62, Anm.) im 'Gesellschafter' 1823 (22. Blatt) abgedruckt. In 'Dichtungen' II, S. 23 bezeichnet Seidl das Gedicht mit dem Titel 'Die Nachtigall'.

[2]) Im 'Gesellschafter' (ebenfalls 22. Blatt, 1823) unter 'Aus den Herbstnächten' abgedruckt (aufgenommen in 'Dichtungen' II, S. 42).

Der nächtliche Sänger.

Alles schweigt:
Keines Klanges Schwinge steigt
Zu den blauen Sternenzinnen;
Alles ruht in düstern Sinnen
Und, was loben, — beten will,
Lobt und betet still.

Lautenklang
Schallet jetzt die Straß' entlang,
Weckt mit Äolsharfentönen
Reiner Herzen banges Sehnen,
Klingt in manches Fensterlein
Sanft und süß hinein!

Alles lauscht,
Wie die Laute näher rauscht;
Liebchen, die schon schlummernd lagen,
Horchen auf des Sängers Klagen,
An das Fenster hingebückt,
Selig und entzückt.

„Gute Nacht!
Unser Tagwerk ist vollbracht" —
Singt der Sänger still und leise
Nach des hohen Meisters Weise
Und des Liedes reiche Lust
Dringt zur Brust!

Mild und traut
Horchen Bräutigam und Braut.
Nach der Stunden langer Reihe
Naht der Augenblick der Weihe
Und das Lied klingt seelenvoll.
Sie versteh'n es wohl.

Bräutchen lacht.
„Eheliche gute Nacht etc. etc."
Spielet g'rad der Sänger drunten;
Und um Bräutchens Arm gewunden,
Ruft der Traut, wie süß erwacht:
„Gute — gute — Nacht!!"

Ein Muster balladenartiger Dichtung, das Seidl merkwürdigerweise nicht in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat, ist 'Der Schmetterling' (nach einer Schweizer Sage[1]); dieses Gedicht wurde, sowie 'Der Alpenjäger' (in den Ges. Werken 'Der Älpler' genannt, II, S. 30), für den Altwiener Maler Petter zum Vorwurf eines bekannten Bildes; wo die beiden Gemälde, die nachweislich im J. 1834 bei St. Anna ausgestellt waren, sich derzeit befinden, konnte trotz eifriger Nachforschungen nicht festgestellt werden; der Text lautet:

[1]) Die Handschrift besaß die Tochter des ehemaligen k. k. Hofburgschauspielers Sievers, sie wurde von mir der Wiener Stadtbibliothek übermittelt.

1.

Wenn rosig der erste Frühlingsstrahl
Herüberdämmert ins Alpental,
Da wird ein alter Glaube laut,
Auf den dort jedes Mädchen baut.
„Stellt Euch", so raunen die Mädchen sich zu —
„In des ersten Maitags Morgenruh',
Hinaus auf die Wiese vorm Dorf und späht,
Ob ihr keinen Schmetterling flattern seht;
Den ersten aber, den ihr erblickt,
Den nehmt für ein Zeichen, vom Himmel geschickt!
Dem folg't mit dem Aug' im neckenden Flug
Zur Staude, zur Quelle, zum Felsenbug,
Und ruhet nicht eher, wie bunt er's auch treibt,
Bis Ihr erspäht, wo er haften bleibt;
Denn dort, wo er bleibt, — — da gilt keine Wahl! —
Haust Euer von Gott Euch bestimmter Gemahl!"

2.

Und Mai ist wieder; — und Gritli sinnt:
„Was soll denn ich suchen, — ich armes Kind?
Was soll denn ich fragen den Schmetterlingsflug?
Ich kenne ja meinen Erkor'nen genug!
Mein kühner Kuoni —, was Schmetterlingsflug?
Dich kenn' ich ja längst schon, Dich kenn ich genug!
Doch ach! Was nützte mich Zeichen und Wahl?
Du willst mich nicht hören, Du bringst mir Qual!
Und setzte der Schmetterling sich auf Dein Herz,
Du lachtest darüber und nähmst es für Scherz.
Hinaus auf die Alpen drängt Dich die Brust;
Der Sturm ist dein Bruder, die Jagd deine Lust;
Dort blickst du von Alphöh'n spottend und keck
Über brechende Herzen im Tal hinweg!"

3.

So klagt arm Gritli und tritt aus dem Haus
Bewußtlos ins dämmernde Tal hinaus.
Die Nacht war stürmisch, der Morgen ist mild,
Sein leidenlindernder Balsam quillt
In Purpurströmen herab ins Tal;
Die Gletscher glüh'n im Frühlingsstrahl;
Die Glocken klingen, der Nachhall ruft,
Die Sonne spinnt in heit'rer Luft,
Indes, vom Waldberg her, vergnügt,
Der erste Schmetterling sich wiegt.

4.

Und Gritli sieht ihn, — und wieder erwacht
Der Kinderglaub' in ihr mit Macht;
Und wie man oft nachgibt, wo man nicht will
So folgt sie nach, — beklommen, — still, —
Und läßt sich nieder, verliert ihn fast,
Erblickt ihn wieder und hat nicht Rast,
Bis, wo der Gletscher aufs Tal sich stützt,
Am Fliederbusche der Flatterer sitzt.
Hin eilt sie, erreicht den Busch mit Not,
Auf den ein Berghang niederdroht,

Beugt mit Begier zu seh'n, wer da ruht,
Den Strauch auseinander. — Bei Gott! — Das ist Blut!
Das ist ein Haupt, von Wunden entstellt,
Das ist ein Jäger, vom Sturze entseelt;
Vom Sturz, in stürmischer Nacht getan; —
Sie faßt ihn schreiend, sie starrt ihn an.
Er ist's, ihr Kuoni, — der Spröde liegt
Nun still zu Füßen ihr hingeschmiegt;
Der stets gesandt in die Wolken den Blick,
Er kam denn nun doch ins Tal zurück!

5.

Da rafft sie sich auf in entsetzlicher Qual,
Und jammert empor zum Frühlingsstrahl:
„O Himmel, so war dein Zeichen nur Spott?
So dient Dir ein Falter zum Rächergott?
Wo find' ich den Lieben? — Wo haust er? — Wohin
Lenkt nun mir Dein täuschendes Zeichen den Sinn?“
Und wie sie schaut mit bitt'rem Hohn,
Da spielt der kleine Falter schon
Vor ihrem Blick in Sonnenruh',
Und steigt und fliegt den Wolken zu,
Und steigt und fliegt empor, — empor, —
Als ging's hinein zum Himmelstor;
Und Gritli sieht's, — und es dünkt sie schier,
Als rief der Falter: „Nicht log ich Dir!
Hier, wo mich Dein Aug' sieht staunend zieh'n,
Hier haust Dein Gemahl, hier findest Du ihn!“

Folgende Bemerkung der Zensur steht am Schlusse der Handschrift: „Kann bei dem Concerte des Herrn Lewy declamirt werden“.

Von der k. k. Polizey-Hof-Stelle
ad mandat. Excelle'mi
Wien am 11. April 1829
Mährenthal.“

Von zahlreichen, wahrscheinlich, soweit kontrolliert werden konnte, überhaupt ungedruckten oder fast unbekannten Gedichten, die nach Schrift und Papier der älteren Zeit Seidlschen Dichtens angehören und verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, seien an dieser Stelle noch folgende angeführt[1]):

Blaues Auge.

Du hast ein schwarzes Auge,
So sprechend und so klar,
Und, wer's nicht schlimmer erfahren,
Der meint, es sprech' auch wahr.

Wie wohl und weh Du mir aber
Mit schwarzen Augen getan,
So mein' ich doch immer, blaue,
Die stünden Dir besser an.

---

[1]) Die Handschriften befinden sich in dem in der Stadtbibliothek erliegenden Nachlasse des Dichters.

Denn blau ist die Farbe der Treue.
Welch eine willkommene Zier!
So hättest Du von der Treue
Doch wenigstens etwas an Dir.

Harfnerlied.

Ich hab' ein Liebchen, schlank und fein,
Das halt' ich fest in meinen Armen;
Kein Mädchen könnte treuer sein,
Es ist voll Teilnahm' und Erbarmen;
Ich greif' ihm wohlgemut ins Herz
Und es erwidert Lust und Schmerz.

Ist es verstimmt, so brauch' ich schnell
Nur and're Saiten aufzuziehen.
Gleich grüßt es wieder rein und hell
Mich mit erwünschten Melodien;
Ich kann es zausen, wie ich will,
Denn ungezaust nur bleibt es still.

Es stimmt mir ein in jeden Ton,
Den ich ihm spielend angegeben;
Wenn ich ihm schmeichle, kann's, zum Lohn
Mein Wort zum Wohllaut mir erheben;
Sanft oder rauschend, mild und wild,
Ist's meines Innern treues Bild.

Das Liebchen ist die Harfe da,
Kein bess'res gibt es hier auf Erden;
Es bleibt zu jeder Zeit mir nah',
Es denkt gar nicht ans Untreuwerden,
Von mir zurückgesetzt zu sein
Nur das nimmt ihm die Sprach' allein.

D'rum, liebe Harfe, bleib' bei mir
Bis ich hiernieden ausgesungen;
Mein letzter Seufzer sei von Dir
Noch einmal freundlich angeklungen;
Dann reiße schnell auf meinem Grab
Ein Lufthauch Deine Saiten ab!

Eines der gefühlvollsten Gedichte J. G. Seidls ist in der Mannheimer 'Charis' (Nr. 147, 8. Dezember 1823) abgedruckt. Es findet sich in keiner der Seidlschen Gedichtsammlungen:

Wünsche.

1.

Könnt' ich eine Lerche sein!
Über Täler, über Hügel
Hübe mich der Schwung der Flügel
Mit des Morgens erstem Schein.
Durch die Luft wollt' ich mich schwingen,
Jubelnd meine Liebe singen;
Alles blickte froh hinan
Nach der Lerche freier Bahn.

2.

Wär' ich eine Nachtigall!
Meiner Liebe heiße Klagen
Wollt' ich in die Haine tragen,
Säuseln in des Laubes Fall,
Wollte meine Lieder weinen
In den Büschen, in den Hainen;
Sehnend zög' es jeden Sinn
Zu der stillen Sängerin!

3.

Könnt' ich eine Schwalbe sein!
Mit dem Sommer wollt' ich fliehen,
Nach dem schönen Süden ziehen,
Still vergessen meine Pein.
Meine Lust nur wollt' ich künden
Dort den ewig heitern Gründen,
Und aus manchem trauten Dach
Folgte mir ein Seufzer nach!

4.

Ach, wär' ich ein Adler doch!
Müßt' ich auch in Lüften wohnen,
Trüg' ich wohl in jenen Zonen
Meiner Liebe Himmel noch.
Laut den Höhen wollt' ich's nennen,
Gerne droben es bekennen,
Wie der Liebe Zauberklang
Meinen Adlersinn bezwang.

Als Flugblatt gedruckt erschien das prächtige Festgedicht anläßlich der Enthüllung des Erzherzog Karl-Denkmals (22. Mai 1860)[1]); in Musik gesetzt von Herbeck, wurde es damals vom Akademischen Gesangsvereine und dem Wiener Männergesangsvereine gesungen; die erhebenden Worte dieses Liedes, welches das schönste der zahlreichen Seidlschen Gelegenheitsgedichte ist, verdienen, hier einen Platz zu finden:

Sei gegrüßt am Jahr'stag Deiner Ehre
Held von Aspern, Karl von Österreich,
Groß in Taten, groß in Rat und Lehre,
Groß und wahrhaft, streng und mild zugleich!
Der Du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
Der Du Österreichs Heere treu geführt,
Ehern steh' nun in der Deinen Mitten
Hier, wie dort, vom Sturmdrang unberührt!

Der den Unbesiegbaren Du besieget[2]),
Bleib' fortan uns Vorbild, Trost und Hort!
Wo der Doppelaar zum Kampfe flieget,
Flieg' ihm stets Dein Geist voran, wie dort!

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 51.
[2]) Bezieht sich auf eine Stelle in H. v. Kleists Gedicht 'An Erzherzog Karl'.

Wie die Väter einst Dich selbst gesehen,
Soll mit Stolz Dein Bild der Enkel seh'n;
Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, Dein Ruhm wird unversehrt besteh'n[1]).

Drohten je uns neu des Krieges Blitze,
Trübt' uns Feindestrotz den Friedenssinn,
Zeig' uns wieder Deiner Fahne Spitze
Auf den Pfad des Sieg's, wie damals, hin!
Was hier schallt, es wird sein Echo haben
Alle Gaue deutschen Land's entlang:
Karl und Aspern ist ins Herz geschrieben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang[2]).

Ein Gedicht möge besonders als Markstein der Pflege des deutschen Liedes in Wien, zugleich der Freundschaft Seidls für den größten Liederdichter Österreichs, Schubert, der fünfzehn Seidlsche Liedertexte vertont hat, wiedergegeben sein[3]):

Meinem Freunde

Franz Schubert

am Vortage seines Begräbnisses
(den 20. November 1828).

Verklungen war der milde Klang,
Der Flügel ruhte wieder;
Nur in der Seele wehte lang
Noch sehnsuchtsbang
Der Nachhall süßer Lieder.
Vom Traum erwacht, nun jauchzt die Brust,
Des neuen Reichtums froh bewußt.
„Der uns erquickt im Liede,
Mit dem sei Gottes Friede!“

Und weil ich ihnen schien ein Mann,
Der, oft erträglich eben,
Was ihn und andere gewann,
Aussprechen kann,
Und offen wiedergeben,
So schütteten sie Lust und Schmerz
Zusammen gleichsam in mein Herz,
Damit ich ihr Empfinden
Alljedem möchte künden.

---

[1]) Bezieht sich auf eine Stelle in des Königs Ludwig von Bayern Gedicht 'An Erzherzog Karl'.

[2]) Die Worte der zwei letzten Zeilen nach dem 1812 von Theodor Körner verfaßten Gedichte 'Die Schlacht von Aspern'.

[3]) Näheres hierüber in Fuchs, Seidl S. 151, Anm. — Die Handschrift wurde mir von Frau Schlinck (Wien, I., Seilergasse) zur Verfügung gestellt; der Inhalt des ungedruckten Gedichtes erweist das im Laufe der Zeit gänzlich in Vergessenheit geratene Freundschaftsverhältnis zwischen Schubert und Seidl. In welche Zeitschrift (ein gedruckter Ausschnitt befindet sich im Nachlasse in der Wiener Stadtbibliothek) das schöne Gedicht aufgenommen ward, konnte nicht festgestellt werden.

„Dir“, sprachen sie, „gehorcht das Wort,
Du kannst es besser nennen!
Geh, sprich für uns, daß sie hinfort,
So hier als dort,
Nach Würd' und Wert ihn kennen!
Nicht unser Schubert soll er sein.
Ein Lied, wie sein's, ist allgemein!
Soll jetzt ihr was behagen,
Muß man's der Welt erst sagen.

Sonst fand sie wohl ein Veilchen auch
Am duft'gen Heckenzaune!
Jetzt lockt sie nur im bunten Strauch
Ein Bisamhauch
Und ihr Gesetz — ist Laune!
Sie hat wohl Augen noch wie sonst,
Doch, wenn Du sie zu öffnen schonst,
So wird sie vor Erblinden
Das Wahre doch nicht finden.

D'rum singe kühn! Hier ist's am Platz!
Erheb' ihn preisbeflissen!
Entfalte seinen Künstlerschatz!
Sag' stolz: Er hat's,
Was tausend Jünger missen,
Des Jünglings Glut, des Mannes Kraft,
Die Sehnsucht und die Leidenschaft,
Das Lispeln und den Schauer,
Den Jubel und die Trauer!

Den Dichter dichtet er zurück;
Als heil'ge Doppelgänger
Steh'n Wort und Sang, ein Leib, ein Stück
Vor unserm Blick
Und Dichter wird der Sänger!
Da ist kein Gang im Flug' erhascht,
Kein Honig lüstern weggenascht,
Die Noten seines Spieles
Sind Tropfen des Gefühles.

Wenn in dem Dome, gottgeweiht,
Die Orgeln brausend dröhnen,
Dann weiß er im Choral mit Zeit
Und Ewigkeit
Die Herzen auszusöhnen!
Der Flügel ist ihm nicht ein Feld,
Wo nur die Hand sich müde quält.
Er läßt durch seine Saiten
Die eig'ne Seele gleiten.

Kaum nur sechs Lustren reichten hin,
Um, blühend, das zu geben!
Dem Tücht'gen ist der Tag Gewinn:
Was wird der Sinn
Des Reifen erst erstreben?
Und wär's auch nicht, — das deutsche Lied
Bleibt unbestritten sein Gebiet,
Und wer genügt in Einem,
Der weicht der Besten keinem.“

So weckten sie in mir die Glut,
Der Brust bescheid'ne Funken!
Mir in die Wangen stieg das Blut;
Von frohem Mut
Fühlt' ich die Seele trunken.
Heim stürzt' ich, ging voll Ungestüm
Ans Werk; gestehen wollt ich's ihm,
Mein schönstes Lied ihm singen,
Mein bestes Opfer bringen.

Da seh' ich auf dem Pult vor mir
Ein Blatt von Freundeshänden.
Ich nehm' es, — lies —, erblinde schier;
So muß denn hier
Das Best' am früh'sten enden?
Doch nein, — es ist nicht, — kann nicht sein!
Mein Schubert lebt! — Er starb nicht! — nein!
Er lebt! — Dies Blatt ist Lüge, —
Lebt noch für schön're Siege!

Er lebt! — Und doch! — Er ist nicht mehr! —
Ich lies es nun und wieder.
Ein Sturm fuhr über ihn daher,
Er ist nicht mehr! —
Entblättert sank er nieder.
Fort eil' ich, nochmals ihn zu seh'n. —
Er liegt im Sarg — und Freunde steh'n
Mit schauerndem Gemüte
Um die geknickte Blüte!

Und, selbst es sehend, glaub' ich's kaum;
Klopf' an die Brust, die junge;
Der Ruf: „Was ist das Leben? Traum?[1]
Und hohler Schaum!"
Entzittert meiner Zunge.
Und was ich erst, so fromm und heiß
Erdacht dem L e b e n d e n zum Preis,
Leg' ich in heil'ger Ruhe
Dem Toten in die Truhe.

Ein herrlicher Ausdruck echter, mitfühlender Freundschaft liegt auch in dem Gedichte „Dichterleiden", das er seinem unglücklichen Freunde Nik. Lenau widmet; hatte doch dieser sein Jugendgenosse auf ihn selbst so mächtig zurückgewirkt (vgl. Fuchs, Seidl S. 68). Das Gedicht lautet:

Im Irrenhaus', am Fenster
Lehnt oft ein blasser Mann
Und starrt durchs Eisengitter
Zum Himmel still hinan.

Erloschen ist sein Auge,
Das einst voll Seele war,
Ein leeres Blatt die Stirne
Und welkes Laub sein Haar.

---

[1]) Damals beschäftigte sich Seidl viel mit Calderon. Vgl. S. 515. Der Vers bezieht sich offenbar auf Calderon, 'Das Leben ein Traum'. Fuchs, Seidls Stück S. 75, Anm. Seidl hat Calderon, 'Der lebendige Schatten' vollständig übersetzt (die Handschrift im Nachlasse der Wiener Stadtbibliothek).

Das Herz, dem einst entlodert
Manch' Lied, der Welt zur Lust,
Als ausgebrannte Kohle
Liegt's nun in kalter Brust.

Wo bist du, lohe Flamme,
Die hell zum Äther schlug?
Wo bist du, Stolz der Seele,
Verachtend Lug und Trug?

Wo bist du, Macht des Sanges,
Sein heilig Eigentum,
Womit er sich erobert
Das höchste: Lieb und Ruhm?

Wo bist du, frisches Leben,
Das Blüt' um Blüte trieb?
Der Falter ist entflohen,
Die dürre Puppe blieb.

Noch leben seine Lieder
Und freuen sich des Lichts:
Doch er ist tot, umnachtet,
Er weiß von ihnen nichts.

Sie rücken ihm vor's Auge
Die Sträuße, die er band,
Er läßt sie achtlos gleiten
Aus seiner schlaffen Hand.

Die Lettern, die's verkünden,
Was er gefühlt, gedacht,
Er zählt sie mit den Fingern,
Ein töricht Kind, — und lacht.

Sie scheinen ihm zu rufen:
‚O sieh, wir sind's, ja, wir!
Du bist's, der uns geschaffen,
Wir sind ein Stück von dir.'

Er schaut, — es schaut so reglos
Kein Baum im tiefsten Tann
Die abgehau'nen Äste
Zu seinen Füßen an.

„Das tat die Hand des Wahnsinns!"
So klagt es um ihn her;
„Was er so schön gesungen,
Er weiß, er kennt's nicht mehr".

Das tat die Hand des Wahnsinns?!
Das tut auch die der Zeit.
Wer sagt, ob nicht den Dichter
Zu größ'rer Qual sie weiht?!

Wenn abgeblüht die Jugend,
Die Liebesglut versprüht,
Wenn kalte Spätherbstschauer
Durchfrösteln sein Gemüt;

Wenn er im weiten Walde,
Den einst sein Lied durchweht,
Von all den ältern Bäumen
Schon bald als letzter steht;

Wie seh'n, wenngleich kein Wahnsinn
Die Seel' ihm noch umspann,
Die Lieder seiner Jugend
Den altgeword'nen an?

Was jetzt noch frisch und innig
Zu aller Herzen spricht,
Er weiß, das er's gesungen,
Doch er begreift es nicht.

Welche sinnige, dichterische Erfindung zeichnet die Parallele aus, wie einfach sind die Vergleichungspunkte nebeneinandergestellt!

Ein ungedrucktes Sprüchlein kerniger Lebensweisheit, das sich auf einem vergilbten vor mir liegenden Blatte befindet, bilde den Schluß! Es ist mit 'J. Siegl' gezeichnet, einem Pseudonym, dessen sich der Dichter um das Jahr 1830 mehrfach bediente:

Die Seele rein, den Blick gekehrt nach oben,
So schifft man sicher durch des Lebens Flut.
Mag dann der Sturm auch unsern Kahn umtoben,
Wir steh'n in eines Engels treuer Hut!
Im tiefsten Herzen muß es Wurzel fassen,
Soll nie und nirgends uns das Glück verlassen.

Ein ganzes Päckchen ungedruckter Epigramme befindet sich in dem Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

II.

Manche Angaben über J. G. Seidl in den großen biographischen Nachschlagewerken ('Wurzbach, Allgemeine deutsche Biographie usw.') und in den kleinen monographischen Studien über den Dichter, die bei wenig bekannten Punkten aus jenen schöpften, bedürfen einer Klarstellung. Seidl hat massenhaft Bühnenstücke geschrieben; manche derselben wurden nicht gedruckt, auch nicht aufgeführt und sind gänzlich vergessen[1]). Hinsichtlich einiger Arbeiten, mit welchen der Dichter sich an Musikstücken durch die Abfassung des Textes beteiligt hat, herrscht nicht selten in der Feststellung des Umfanges seiner Tätigkeit völlige Unklarheit. So konnte ich nirgends eine präzise Feststellung des Anteils Seidls an J. Meyerbeers 'Struensee' und an L. v. Beethovens Musik zum Ballett 'Die Geschöpfe des Prometheus' finden. Mit den allgemeinen Worten: 'Er schrieb den Text zu ...' ward die Sache abgetan. Nach mannigfaltiger Suche konnte ich diesbezüglich folgendes ausforschen[2]):

Jakob Meyerbeer schrieb die Musik zum Trauerspiele 'Struensee' seines 22. März 1833 in München verstorbenen Bruders Michael Beer. Das Stück wurde nach Wlassacks Chronik im Burgtheater von 30. September 1849 bis 28. März 1867 im ganzen 31mal aufgeführt. Am 2. April 1881 wurde es am k. k. Hofoperntheater von Mitgliedern des Burgtheaters zur Darstellung gebracht[3]). Seidl hat zu dem Stücke den Text der Ouverture und mehrerer melodramatischen Einlagen, eines Marsches und Chores und einiger Entre-Akte verfaßt[4]), um es durch solche Verbindung des Stoffes bühnenfähig zu machen. Als Probe folge hier Nr. 9 seiner Textstücke, der Entre-Akt 'Die Dorfschenke':

Hei, wie das lustig durcheinanderlärmt!
Die Gläser klingen und die Mäuler schwatzen
Und in den Köpfen gährt der Rebensaft.
Da habt Ihr's in der Dorfschenk' engem Rahmen,
Das Bild des Volks, für das der Struensee
Sein Leben eingesetzt! Ein bunt Gemengsel
Von gut und schlimm, von klug und unverständig,
Selbstsüchtig jeder, jeder Gottes Welt
Nach seiner Krämerelle messend,
In altem Wuste sich behaglich fühlend,
Des Kleinen spottend und am Großen mäkelnd,
Dummweis und feig und schadenfroh und hart.
Ein weißer Rabe, wer von bess'rer Art!
Wie sperren sie die Mäuler gaffend auf,

---

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 100.

[2]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 95 und 100.

[3]) Letztere Mitteilung verdanke ich Herrn Adjunkten Ferd. Graf vom k. k. Hofoperntheater, der jedoch bemerkt: 'Von einer Bearbeitung durch Joh. Gabr. Seidl ist hier nichts bekannt'. Auch im Archiv der k. k. Hoftheater-Intendanz konnte nichts gefunden werden.

[4]) Frau Funke besitzt die vollständige Abschrift; das Originale erliegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

Wie starren sie das Blatt verwundert an,
Worin zu lesen steht, daß Struensee,
Für den sie mit den Zungen erst gefochten,
Im Kerker sitzt und seine Königin
Im jähen Sturz mit sich hinabgerissen.
Doch seht! Wer ist der Mann, der, Solches lesend,
Zusammenbricht wie ein geknicktes Rohr?
Ein greiser Pfarrer scheint's, der Obdach sucht.
Wir aber kennen Dich, Du alter Mann!
Du bist's, der jüngst noch seinem teuren Sohne
Gebracht der Mutter letzten Scheidegruß,
Der ihn gewarnt in väterlichem Tone
Vor einem Glück, das Unglück zeugen muß.
Du wolltest einst zur Heimkehr ihn bewegen,
Jetzt bring ihm, Greis, zur Heimkehr Deinen Segen! —
Und des bedarf der Arme, denn der Fluch
Des Unglücks lastet schwerer jetzt auf ihm,
Als leicht ihn je des Glückes Hauch erhoben.
Nicht g'nügt es mehr, daß, die als Feind' des Land's
Ihn haßten, seinen Sturz erlebt, — schon mischt
Auch Selbst- und Herrschsucht sich ins blut'ge Spiel,
Der Richter darf die Königin nicht schlagen,
Da Englands Macht zu ihrem Schutz bereit;
Doch kann sie fürder nicht die Krone tragen,
Die eines Hochverräters Lieb' entweiht.
D'rum, daß sie falle, muß er früher fallen
Als Hochverräter, — nur der Vorwand fehlt.
Und List ersinnt auch den. Man log ein Blatt
Mathilden vor, laut dessen sie gestehe:
„Daß Struensee in frevelhaftem Bündnis
Mit ihr sich zu des Königs Sturz verschworen;
Daß er, in sünd'ger Glut für sie entbrannt,
Die Flammen seines Herzens ihr bekannt;
Daß sie, um nicht dem Beil zu weih'n sein Leben,
Den Hochverrat verschwiegen und — vergeben".
Dies Blatt soll sie mit ihrer Unterschrift
Besiegeln; schaudernd stößt sie's weg, — da rät
Man gleisnerisch: „O, rettet Euren Liebling,
Ihr könnt ihn retten, teilet seine Schuld;
Kauft Euch das Vorrecht, kauft die Gnad' ihn los!"
Sie zagt, sie schwankt —; ohnmächtig Widerstreben! —
Jetzt muß sie's nennen, denn sie will's vergeben;
O eitler Selbstbetrug der Leidenschaft! —
Der zweite Sturm zersplittert ihre Kraft.

In Hinsicht des Anteils an 'Orpheus in der Unterwelt' und des originellen Zweckes, den er dabei verfolgte, äußert sich Seidl selbst in einem Briefe, den er 1859 an einen Freund nach München schrieb, nachdem ihn dieser von dem großen Erfolge, mit dem das Stück daselbst gegeben worden war, benachrichtigt hatte. Er schreibt[1]): 'Daß Beethovens Prometheus-Musik in München so angesprochen hat, freut mich um der Sache willen sehr; ein bischen auch um meinetwillen, weil ich an der Wiederaufnahme dieses

[1]) Der Brief ist abgedruckt in der 'Ostdeutschen Post' (Wiener polit. Blatt, 1856, Nr. 56).

klassischen Tonwerkes doch auch einen kleinen Anteil gehabt habe. Die Genesis dieser Musik ist folgende: Im Jahre 1841 teilte mir der seither verstorbene Kapellmeister Ed. Freih. v. Lannoy seine Idee mit, Beethovens Musik zu dem Ballette 'Die Geschöpfe des Prometheus' in der Art zur Aufführung zu bringen, wie dessen Egmont-Musik gegeben wurde, nämlich mit erklärendem und verbindendem Text[1]). Ich lieferte dies und im März 1841 kam die Musik, von ihm arrangiert, im ständischen Saale nebst anderen Beethoven'schen Stücken zur Aufführung. Mad. Rettich sprach meine Worte. Der Effekt war ein geringer, weil das Konzert mit Nummern überfüllt und das Publikum nicht mehr frisch genug war, um nach dem früher Genossenen diese Symphonien als Schluß hinzunehmen. Im Jahre 1858 brachte in den Konzerten des Musikvereins Hellmesberger Musik und Text abermals im Redoutensaale zur Produktion. Die Worte sprach Mad. Weißbach, also wieder eine Dame als Repräsentantin des Prometheus. Prof. O. Jahn war damals in Wien, hörte von der Musik, von meinem Texte, ging begierig auf die Sache ein, ließ sich von meinem poetischen Kommentar (der im J. 1841 in J. Schickh's Wiener 'Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode', Nr. 52 und 53 gedruckt ist) eine Kopiatur geben und fragte, wo er die der Angabe in meinem Text analog angeordnete Partitur finden könne, weil sich ihm vielleicht Gelegenheit ergeben dürfte, die Aufführung dieser herrlichen, wenig gekannten Reliquien in München oder anderwärts zu veranlassen. Ich wies ihn an den Wiener Musikverein, der die Partitur haben müsse; dieselbe, aus der mir Lannoy zur Orientierung für meinen Text die Musik vorspielte, dieselbe, aus der die hiesige Aufführung stattfand. Ob er sie erhalten hat, weiß ich nicht. Auch bekümmerte er sich um das alte Ballettprogramm, fand aber in der Theaterbibliothek so wenig, als ich gefunden hatte. Die Produktion konnte er, glaube ich, in Wien nicht mehr erwarten. Sie ging abermals spurlos im Publikum vorüber, von der Kritik wurde sie sogar als eine Versündigung an Beethoven, als ein Mißgriff gerügt, durch den eine Jugendarbeit des Meisters auf einen ungeeigneten Schauplatz verschleppt wurde. Sie können daher denken, wie sehr es mich freut, daß München meiner Empfindung entsprechender geurteilt hat. Es ist eine der reizendsten Musiken, die ich kenne'.

Seidls Struensee-Dichtung und sein Text zur Musik Beethovens zum Ballett 'Die Geschöpfe des Prometheus' sind also 'poetische Kommentare'. Daß Seidl ein geradezu gesuchter Textdichter zu musikalischen Werken (auch als übersetzender) war, erhellt aus folgendem Briefe G. Hellmesbergers (ohne Datum, wahrscheinlich um

---

[1]) Die gleiche Idee liegt hier also vor, wie bei Seidls Text zu 'Struensee'.

1845 abgefaßt[1]): 'Verzeihen Sie, daß ich so frei bin, unbekannter Weise diese Zeilen an Sie zu adressieren, um zu bitten, ob Euer Wohlgeb. wohl geneigt wären, die Übersetzung meiner neuen komischen Oper: '*La Rose de Péronne*' aus dem Französischen ins Deutsche zu übernehmen. Im Archiv des Hoftheaters ersah ich, daß E. W. bereits mehrere der Auber'schen mit ungeheurer Gewandtheit und Witz übersetzten. Daher bin auch ich so frei, mit der Bitte zu belästigen, in der Überzeugung, daß nur durch eine solche gelungene Bearbeitung der Oper ein glücklicher Erfolg zu prophezeien sey. ...'—[2])

Zur Höhe eigenen Schaffens in der Bühnendichtung raffte sich Seidl allerdings nur vorübergehend auf (vgl. Fuchs, Seidl S. 92 und 96). Es dürfte von lokalgeschichtlichem Interesse sein, die beiden Theaterzettel seiner Stücke hier wiederzugeben, welche am k. k. Hofburgtheater zur Darstellung gelangt sind[3]):

Montag den 7. März 1831.

K. k. Hofburgtheater:

Von den k. k. Hofschauspielern.

Bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes.

Zum 1. Mahle

Das erste Veilchen.

Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Johann Gabriel Seidl.

Personen:

Leopold, der Glorreiche, Herzog von Österreich und Steier .... Herr Anschütz.
Kuno, Förster in der Au .... „ Heurteur.
Jetta, seine Tochter .... Mad. Fichtner.
Der Gast (Minnesänger aus Steier) .... Herr Loewe.

Hofleute, Volk.

Ort der Handlung: Die Au nächst Wien. Zeit 1205.

Nachher zum ersten Mahle:

Die Pflegetochter.

Lustspiel in einem Aufzuge von F. A. von Kurländer.

---

[1]) Im Nachlasse (Stadtbibliothek). Die genannte Oper: '*La Rose de Peronne*' ist, wie Herr Adjunkt Graf mir mitteilte, in der k. k. Hofoper nicht zur Aufführung gelangt. Auch ist unbekannt, ob Seidl der Bitte des Tondichters willfahrt hat.

[2]) Den in meinem Buche genannten Musikdichtungen Seidls (S. 88 ff.) füge ich noch hinzu das Oratorium in zwei Abteilungen 'Die thebanische Legion' (Stoff aus der Geschichte der Märtyrer). Die Handschrift liegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

[3]) Ich verdanke die Einsicht in dieselben den fleißigen Nachforschungen Alb. Weltners, Archivars der k. u. k. General-Intendanz der Hoftheater.

Zum Beschluß

Der verwundete Liebhaber.

Lustspiel in einem Aufzuge, nach Dupaty von F. A. von Kurländer. Zwischen dem ersten und zweyten Stücke werden die Herren Alois Khayll, erster Flötist des k. k. Hofburgtheater-Orchesters, und Ernst Krähmer, Mitglied der k. k. Hofkapelle und erster Oboist am nähmlichen Hoftheater, die Ehre haben, ein Adagio und Rondo für Flöte und Oboë, componirt von J. Moscheles, vorzutragen.

Wiederholung des ersten Veilchens:

8. März 1831: Das erste Veilchen. Nachher: Der junge Ehemann, Lustspiel in 3 Aufzügen aus dem Französischen des Mazères, übersetzt von Johann Grafen Mailáth.

11. März 1831: Das erste Veilchen. Nachher: Der Blitzstrahl, Lustspiel in Versen und einem Aufzuge von Dr. Müllner (Neu in die Scene gesetzt.) Zum Beschluß zum ersten Mahle: Das Mahlers Meisterstück, Lustspiel in 2 Aufzügen von Johanna Frannl von Weißenthurn.

Samstag den 30. März 1844.

K. k. Hofburgtheater:

Von den k. k. Hofschauspielern.

Zum ersten Male:

Lucretia.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach W. Ponsard von Johann Gabriel Seidl.

Personen:

Sextus Tarquinius, des Königs Tarquinius Superbus Sohn	Herr	Lucas.
Iunius, mit dem Spottnamen Brutus (Der Blöde)	„	Loewe.
Tullia, dessen Gattin	Mad.	Rettich.
Valerius, später Publicola genannt	Herr	Weber (Korner).
Lucretius	„	Hörtel (Ed. Anschütz).
Lucretia, dessen Tochter	Dlle.	Enghaus.
Collatinus, deren Gatte	Herr	Rettich.
Titus } Brüder des Sextus	„	Werner.
Aruns } Brüder des Sextus	„	Gysi (Kierchner, Schmidt).
Sulpitius	„	Volkomm.
Die Sibylle von Cumae	Mad.	Wintersteiner (Kronser).
Die Amme Lucretias	Dlle.	Zeiner.
Laodicee	„	Wildauer.
Eine Sklavin Tullia's	„	Matras (Aigner).
Erster } Bürger	Herr	J. La Roche.
Zweiter } Bürger	„	Mittell (Zwerenz).
Dritter } Bürger	„	Hemirg (Ichly).

Sklaven und Sklavinnen, Bürger.

Ort der Handlung:

Im ersten, vierten und fünften Aufzuge: Collatia; im zweiten und dritten: Rom.

Freier Eintritt und Freibillets, mit Ausnahme der k. k. Hofbillets, sind heute ungültig.

Mad. Kronser-Fournier ist unpäßlich.

Anfang 7 Uhr.

Wie schön sind die Worte, die der Dichter im Stücke 'Das erste Veilchen' Herzog Leopold zum Preise des Maifestes und als Gebet für sein Österreich in den Mund legt!

Hier also, wo der Wiese Saum zuerst
Sich von der Straße staub'gem Bande trennt,
Hier, wo der Lenz die ersten Blumen streut,
Hier wollen wir, wie ich es anzuordnen
Für gut und förmlich fand, das Maifest feiern.
Es soll der Mensch doch einmal sich im Jahre
Mit frohem Danke der Natur erinnern,
Der liebevollen Mutter, die ihm freundlich
Von seiner Wiege bis zu seinem Grabe
Den unerschöpflichen Kelch der Freude reicht;
Die noch den Hügel, wo er schlummert, ihm
Mit Moose — noch das Moos mit Blumen schmückt!
Sie, die Erzieherin, die treue Freundin,
Die Muse seines Geists, die Richterin,
Die ihre Stirn ihm runzelt, wenn er sündigt,
Sie ruf' er einmal wenigstens im Jahre,
An ihrem Wiegenfest, am ersten Mai,
Ruf' er sie an und preise sie,
Frohlock' ihr, jauchz' ihr mit erlaubtem Jubel
Und nehm' ihr erstes Veilchen, wie einst Noah
Den Regenbogen, als ein Unterpfand,
Daß sie ihm bleibe, was sie ihm gewesen!

Nachdem der Herzog das erste Veilchen in seinen Herzogshut genommen, spricht er:

Hab' Dank, Natur, für dieses zarte Veilchen,
Das für dein erstes gilt in meiner Hand!
Und nun, Natur, nimm für Dein Unterpfand
Mein ganzes schönes Österreicherland
Mit seinen Tälern, Wiesen, Au'n und Höhen,
Mit Städten und Gehöften hin als Lehen
Und schalte, wie ein treuer Kronvasall!
Beschirm' es mir und segn' es überall!
Gib seinen Wäldern Laub, Gras seinen Auen,
Laß reichen Segen auf sein Fruchtfeld tauen!
Gib seinen Reben klaren Feuersaft
Und seinen Strömen wohlgezähmte Kraft!
Erweiche der Bewohner Herz und Sinne,
Daß Deine Schwester auch, die Kunst, gewinne!
Mir aber gib Gesundheit, Herz und Mut,
Was gut, zu wollen, und zu tun, was gut!

III.

Gutes und Wertloses ist in der fast unübersehbaren Massenliteratur von Almanachen und Zeitschriften eines schreibseligen und vorwärtsstrebenden Zeitalters, wie es der Vormärz war, aufgespeichert; selbst Goedekes umfassende Einzelkenntnis bietet hier nur eine Aufzählung der wichtigsten Bruchstücken. In Wien, wo man im richtigen Gefühle eines gewissen Maßes der

Rückständigkeit im Vergleich zu Deutschland sich befand, ergriff man mit Feuereifer die Idee der Romantik, daß man den Schatz heimischen Schrifttums durch Erwerbung und Aneignung der Schönheiten fremder Völker mehren und dadurch das eigene Schrifttum verjüngen müsse, und so werden dann von den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts an die Zeitschriften und Almanache mit Übersetzungen und Umformungen fremder Produkte, obenan englischer und französischer zum großen Teile angefüllt. Aug. W. Schlegel hatte 1808 in Wien seine Vorlesungen 'Über dramatische Kunst und Literatur' gehalten und mächtige Anregung durch den Aufblick auf die Weltliteratur, den er eröffnete, gegeben. Seidl war einer der gelehrigsten Schüler dieser Richtung. Er hat schon in früher Zeit die Schönheiten des antiken und modernen Schrifttums fremder Völker zu erfassen sich bemüht und er ist zeitlebens unter dem Einflusse solcher von außen auf ihn wirkender Kräfte geblieben[1]), als ob er eben das bescheidene Maß seines Ideenkreises durch Fremdes hätte erweitern wollen. Ein im Besitze der Frau Funke befindliches, von ihm abgefaßtes handschriftliches Verzeichnis, das hier wörtlich mitgeteilt sei, nennt eine stattliche Reihe von Übersetzungen fremder Werke. Er zählt *de dato* Cilli 11. Oktober 1834 seine „vorzüglichsten" Übersetzungen aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen und Altfranzösischen auf: „I. Aus dem Französischen: 1. Proben aus *Méditations poëtiques* des Alph. de la Martine (im 2. Teile der Dichtungen. Wien, bei J. P. Sollinger, 1826, S. 95—136); 2. *Le Maçon,* par Scribe & G. Delavigne, übersetzt im 3. Teile der Dichtungen. Wien, bei J. P. Sollinger, 1827; 3. *Olivier*, Roman von der Verfasserin der Ourika, unter dem Titel 'Weibertücke' bearbeitet (im Taschenbuch 'Aurora' für 1830). 4. *L'épervier du château de Tornac.* Novelle aus: *Les héros comiques,* par Mlle. de Sénancour. Übersetzt unter dem Titel 'Die feindlichen Nachbarn' im Taschenbuche 'Der Freund des schönen Geschlechts' f. 1833, bei H. Buchholz. 5. *La Nature.* Novelle aus *Les héros comiques,* übersetzt unter dem Titel 'Die Kinder der Natur' im Taschenbuche 'Das Veilchen' f. 1834, S. 5. 6. Proben aus dem Trauerspiele *Le Paria* von C. Delavigne, im Taschenbuche 'Der Freund des schönen Geschlechts' für 1835 (Wien, bei H. Buchholz), S. 101. 7. *Iñnez de Castro.* Trauerspiel in 5 Aufzügen. Metrisch bearbeitet nach Arnault (liegt der Direktion des k. k. Hofburgtheaters seit Jahren vor). 8. Nachbildungen einiger *Vaudevilles,* als '*Le Timide*' ('Der blöde Ritter' im Taschenbuche 'Das Veilchen' für 1830, S. 11); '*Le double arlequin*' (Der doppelte Liebhaber' in K. Meisls Taschenbuch für die Leopoldstädter Bühne) u. a. m. — II. Aus dem Italienischen: 1. Graf *Carmagnola.* Trauerspiel von Alessandro Manzoni (5 Akte). Im Taschenbuche 'Das Veilchen', bei H. Buch-

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 138 ff. und 'Nachträge' daselbst S. 154.

holz, S. 47. 2. Gedichte nach Gasparo Martola (in Zschokkes 'Erheiterungen' für 1822). 3. Gedicht nach Ugo Foscolo (in den 'Erholungen' für 1830). 4. *La biondina in gondoletta,* Barkarole, in der Novelle 'Das Dreifaltigkeitsblümchen', S. 166). — III. Aus dem Spanischen: 1. Gedicht nach Tirso de Molina (im Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, Jahrgang 1827, I. Quartal). 2. Expositions-Szene aus dem Trauerspiele '*El Alcayde de su mismo*' von D. P. Calderon de la Barca (im 'Illyrischen Blatte', Jahrgang 1830, Monat Juli). 3. Teilnahme an der Ausgabe der Schauspiele des Calderon bei J. P. Sollinger in Wien [1]). — IV. Aus dem Englischen und Altfranzösischen: Gedichte nach Th. Moore, Sheridan, Southey, Campbell u. a. in M. J. Saphirs 'Berliner Schnellpost', in der 'Wiener Theaterzeitung', in der 'Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode' (Jahrgang 1827, Nr. 62, 63, 101, 102 ff.). Gedicht nach dem Altfranzösischen des ermordeten Bussy d'Amboise im 'Archiv f. G., St., L. und Kunst', Jahrgang 1827."

Die Ausgabe Calderons nach den damals besten Übersetzungen von W. A. Schlegel, Gries, Malsburg u. a. (Wien, J. P. Sollinger, 1826) leitete J. G. Seidl, der an der Redaktion den meisten Anteil hatte, durch Sonette ein, und zwar stellte er fast jedem der einzelnen Stücke ein solches voran, das den Inhalt charakterisiert, z. B.:

Der standhafte Prinz.

Erst Sieger noch, besiegt nun und gefangen,
Könnt' er zerbrechen seines Kerkers Riegel;
Doch damit bräch' er auch des Glaubens Siegel,
Und also trägt er gern, was ihm verhangen.

Nicht drücken ihn der Knechtschaft eh'rne Spangen,
Nicht trübt ihm Hohn des Glaubens Demantspiegel,
Nicht lähmt ihm Siechtum seiner Seele Flügel,
Im Tod ist ihm sein Leben aufgegangen!

O heil'ger Glaube, Panzer in Bedrängnis,
Schwert in der Schlacht, Kreuz in der Todesstunde,
Umschleuß uns fest mit deinen Epheu-Reben.

Du hältst uns aufrecht unter dem Verhängnis.
Und trifft der Feind uns mit der Todeswunde,
So bringt sie ihm den Tod, — doch uns das Leben!

Das Leben ein Traum.

I.

Kein blindes Schicksal herrscht mit dunklen Mächten
Und setzt auf unser Haupt die eh'rnen Sohlen,
Dem eignen Willen ist der Mensch empfohlen
Und um sein Tun hat er mit sich zu rechten! [2])

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 75, Anm. und S. 506, Anm. 1 der vorl. Abh.
[2]) Ist ein bezeichnendes Urteil des Dichters über die Schicksalstragödie.

Nur finst'rer Wahn und Aberglaube flechten
Ein knechtisch Band und fesseln uns verstohlen
Und sammeln in der Brust uns glühe Kohlen
Und reißen hin zum Unvernünft'gen, Schlechten.

Drum wehe, wer in einer schwarzen Stunde
Sich diesen Geistern blindlings überlassen:
Verfallen ist er ihrem Strafgerichte!

Er bebt und zagt, erleidet Wund' auf Wunde,
Schrickt gleich zurück vor Lieben und vor Hassen
Und kommt erst spät durch all die Nacht zum Lichte!

II.

Das Leben aber ist ein Traum zu nennen:
Ein Traum ist's, was wir oft so heiß begehren,
Der Schönheit Reiz, der Erdenhoheit Ehren,
Des Zornes Blitz, der Ruhmbegier Entbrennen.

Wonach sie jagen und wonach sie rennen,
Um was sie sich im bittrem Gram verzehren,
Um was sie weinen, dulden und entbehren,
Es ist ein Traum, von dem sie bald sich trennen.

Nur was sich uns, von außen nicht geboren,
Im Herzen festsetzt und in seinem Raume
Lebt, schafft und ringt mit ewig neuem Triebe,

Das bleibt zurück und geht uns nicht verloren;
So bleibt uns denn aus dieses Lebens Traume, —
Flieht alles beim Erwachen auf, — die Liebe.

Der lebendige Schatten.

Vor welchem Schrecken könnte Liebe beben,
Wenn's gilt, den finstern Argwohn zu bestreiten?
Ob tausend Schwerter auch dem Leben dräuten,
Man kauft Gewißheit freudig mit dem Leben.

Und mag der Stolz sich noch so kühn erheben
Und seiner Hoheit Mantel um sich breiten,
Sie achtet nicht auf alle Fährlichkeiten
Und die Gefahr begeistert nur ihr Streben.

So liegt auch hier die Lieb' im Kampf begriffen
Mit Stolz und Eifersucht, mit Pflicht und Ehre,
Mit tausend Klippen, die man nicht umschiffen

Und nicht vermeiden kann trotz allem Bangen!
Allein, wie alles auch die Bahn ihr wehre,
Sie muß — und wär's durchs Grab — ans Ziel gelangen.

Die Mannigfaltigkeit der Versformen, die er fremder Dichtung entnahm und nachahmte, veranlaßte denn auch die Ludlamiten, ihn den 'Zweipfiff, den Sizilianer' zu nennen; er dichtete eben zur Zeit seiner Aufnahme in diese Gesellschaft Sizilianen, von denen in den 'Ges. Werken' sich mehrere Proben befinden (I, S. 284 bis

287; Seidl selbst hat 29 solcher Gedichte in die 'Liedertafel, 1840 auf S. 262—273 aufgenommen).

Für die Bedeutung, die Seidl in der Wiener Almanachliteratur der Jahre 1830—1850 hatte, zeugt die Menge von Namen der bedeutenden Schriftsteller, die in der 'Aurora' zu jener Zeit zu finden sind; er hat jüngeren strebsamen Geistern vielfach den Weg geebnet. In literarischen Dingen stand er so manchen mit Rat und Tat zur Seite, wie der im Stadtarchiv befindliche Briefwechsel mit Gelehrten und Schriftstellern seiner Zeit, so Castelli, Bauernfeld, Bonitz, Stelzhammer, Otto Prechtler, Told, Kaltenbrunner, Witthauer, Feuchtersleben, L. A. Frankl, Freih. v. Hammer-Purgstall, Saphir, Stifter [1]), Märzroth, Anast. Grün u. a. erkennen läßt; einige derselben sind Denkmale wahrer und inniger Freundschaft; auch für Verhältnisse materieller Art, selbst für die Zensur in seiner Eigenschaft als Zensor galt er als eine Art nie versagender, stets hilfsbereiter Mentor. Hier seien einige charakteristische Schreiben den bereits in meiner Monographie enthaltenen angefügt, wörtlich nach den Originalen:

Thurn am Hart, d. 2ten Aug. 1831.

Lieber theurer Freund!

.. Zugleich könnten Sie mir einen Tag bestimmen, wann ich Sie von Cilli könnte abholen lassen. Ich werde Ihnen ein leichtes Wägelchen mit flinken Pferden entgegenschicken, welche Sie dann schnell in die Arme meiner Sehnsucht bringen müßten ...

Herzlichen Gruß und Kuß

von Ihrem

aufrichtigen Freunde

Auersperg.

„Wenn ich Ihnen vor allem Anderen aufrichtig gestehe, daß eine Art Verdruß sich meiner bemeisterte, als ich vergebens in Ihrer Aurora meine Erzählung suchte und selbe zu meinem unangenehmen Erstaunen in der Iduna fand, — so sollen Sie, Hochverehrter, daraus erfahren, welchen Werth ich darein legte und legen werde, unter der berühmten Fahne J. G. Seidls als Mitkämpfer zu erscheinen. Ich hoffe, mich noch dieser Auszeichnung würdig zu machen, und werde es an einem eifrigen Erstreben dieses schönen Zieles gewiß nicht ermangeln lassen.“...

(Brief Jakob Märzroths vom 19. Sept. 1842 [2]).

„Durch ewig sich drängende Bureaugeschäfte an einem persönlichen Besuche verhindert, muß ich Ihnen für den schönen, für mich und ganz Oberösterreich höchst ehrenvollen Aufsatz in der Wiener

---

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl Vorrede, S. XII.

[2]) Jakob Märzroth war Herausgeber des 'Jahrbuchs für Humor und Satyre'. Er sieht also die von Seidl am dauerndsten redigierte 'Aurora' für einen höher stehenden Almanach an als die 'Iduna', deren Redaktion Seidl nur vorübergehend leitete.

Zeitung meinen verbindlichsten, wärmsten Dank schriftlich sagen. Die Freude, welche Sie allen meinen braven Landsleuten damit gemacht haben, möge Sie für diese Zeilen voll aufmunternder Liebe lohnen. — Ein armer Poet kann mit nichts anderem als mit Versen danken. Wenn Sie das beiliegende neue Gedicht für den nächsten Jahrgang der Aurora geeignet finden, so wird es mich sehr freuen..".

(Brief Kaltenbrunners am 3. Jänner 1844.)

„Lieber Bruder! Du hast mir durch Deine freundliche und freundschaftliche Anzeige meiner Werke in der Wiener Zeitung eine große Freude gemacht und gewiß auch zum Absatze derselben bedeutend beigetragen. Ich danke Dir verbindlichst dafür, um so mehr, als Du neben dem Verfasser auch den Menschen beachtetest und beide in Einklang zu bringen suchtest. Gib mir Gelegenheit, Dir irgend einen Gegendienst zu erweisen, und Du wirst mich jeder Zeit bereit finden. Wie geht es Dir mit Deiner Gesundheit? Will die entsetzliche Madame Gicht Dich noch nicht verlassen?[1] Ich bitte Dich, nehme Deine Zuflucht zur Homöopathie; wenn Du nicht anders dabei gewinnst, so ist's doch das, daß Du nicht Bett- und Arzeneykrank wirst. Oder noch besser, komm' auf einige Tage zu mir herauf[2]), die herrliche Natur, welche jetzt in ihrer Blüthe prangt, und die reine Gebirgsluft werden Dich schnell heilen...".

(Brief Castellis vom 20. Mai 1844.)

„Da ich Ihre Schnelligkeit und zugleich Ihr Wohlwollen gegen mich kenne, so habe ich das Revisionsamt ersucht, die beifolgenden 5 Hefte Ihnen zuzuweisen, die ich mit der Bitte begleite, sie, so bald es Ihnen nur möglich, zu erledigen...".

(Brief Witthauers vom 2. Juni 1844.)

„Mit großem Vergnügen habe ich Ihre vortreffliche Bearbeitung des Lustspiels: Der Friseur von Paris[3]) gelesen, aber mit noch größerem Bedauern aus der Hand gelegt, da ich es nicht wage, die Aufführung zu veranlassen. Der Leser kann, wenn er will, voraussetzen, daß das Äußerste nicht geschehen ist, die Masse der Zuschauer gibt sich aber nur zu leicht frivolen Vermuthungen hin und die Tadelsucht der Kritik setzt alles voraus, was die Direction eines Fehlgriffs beschuldigt. Glauben Sie, ich habe Unrecht, so belehren Sie mich und, wenn Sie mich überzeugen, werde ich mich sehr darüber freuen; denn ich bin so arm an Lustspielen, daß ich jede Ablehnung eines solchen als einen großen Verlust und als eine neue Verlegenheit betrachte. Mit Freundesgruß und Hochachtung

Am 15. Dez. 1848.

der Ihre

Holbein."

---

[1]) Seidls hartnäckiges Leiden seit seiner Rückkehr aus Cilli. Vgl. das Gedicht 'Nach der Krankheit' ('Natur und Herz', S. 386), datiert vom 21. April 1844.

[2]) Castelli schreibt von seiner Sommerfrische in Lilienfeld aus.

[3]) Vgl. Fuchs, Seidl, S. 99. — Das Lustspiel (nach französischem Original) hat einen ans Laszive streifenden Inhalt. Die Handschrift liegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

„Schon lange war es mein Wunsch, in Ihrem geschätzten Taschenbuche 'Aurora' auftreten zu dürfen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir diesen Wunsch zu erfüllen, wenn Sie in dem Jahrgang 1848 dieses Taschenbuches noch ein Plätzchen für das anliegende kleine Gedicht frei behalten sollten. Es würde mich dies außerordentlich freuen und Ihnen zu Dank verpflichten. Als schwaches Zeichen meiner Verehrung lege ich Ihnen ein Exemplar meiner Schrift über das hiesige Kunstkabinet bei. Darf ich wohl um eine kleine Erwähnung in der Wiener Theaterzeitung bitten?"

(Brief Ad. Bubes aus Gotha vom 12. Nov. 1846.[1])

„Euer Wohlgeboren freundliche Zeilen verpflichten mich ebenso sehr, als sie mich in Verlegenheit setzen. Mein Bruder, dem ich Ihren Beschluß mittheilte, hat nichts dagegen zu erinnern. Er wünscht nur diese schuldlosen Produkte früherer Jahre nicht im Schreibpulte vermodern zu lassen, indem er hofft, daß sie doch vielleicht manchem Leser Vergnügen machen dürften. Die vorerwähnte Verlegenheit aber betrifft mich. Sie mögen überzeugt sein, daß mein Beschäftigt-thun kein bloßes Thun — oder eigentlicher ein wirkliches Thun, nämlich keine Ausflucht ist. Ich finde weder Zeit noch Stimmung zur Produktion. Hiemit ist meine Situation, einer so achtenswerten Einladung gegenüber, als die Ihre erklärt. Um meine Bereitwilligkeit zu zeigen, lege ich hier ein paar Kleinigkeiten aus älterer Zeit vor..."

(Brief E. Feuchterslebens vom 30. März 1847.)

„Hochgeehrter, lieber Freund! Tausend Dank für die schönen Zeilen. Meine Gattin ist hocherfreut und läßt Ihnen danken; könnte sie nur auch etwas entgegen thun. Mir ist Ihr Briefchen, das Sie dem Albumblatte mitgaben, ein werthes Angedenken und ich lege es zu meinen Kleinodien, die nicht in Gold und Steinen, sondern in geschriebenen Zeilen bestehen. Ich habe Sie im Umgange ganz so gefunden, wie ich Sie dachte, und in diesen Zeilen einen klaren, reinen Menschen gefunden zu haben, ist schon ein Fund, geschweige, daß es wohlthätig ist, in dem liebgewordenen Dichter auch den lieben Menschen zu sehen. Nehmen Sie diese Worte aus meinem offenen Herzen freundlich auf.

Ich arbeite für Materiale zu unserem Zeitungsunternehmen sehr thätig, hoffe, bald einen Pack zu fördern, die Mitarbeiter, die ich vorgeschlagen, zu spannen und zusammen zu halten und so in dieser Richtung zu verbessern, was ich in einer andern durch meine Abreise an meinen Collegen gesündigt. Lasset euren Zorn versöhnt sein und halset mir recht große und viele Lasten auf. Litterarisch kann ich viel vertragen, das Technische ist mein Ungeschick, es kömmt mir unter die Füße und ich falle darüber."

(Brief Adalb. Stifters aus Linz vom 21. Dez. 1849.)

Seidl streckte, um Mitarbeiter für seinen Almanach zu gewinnen, die Fühler selbst bis nach Lemberg, allerdings mit Mißerfolg, aus. Ein mit 'Adolf' gezeichneter, undatierter Brief (im „Nachlasse" der Wiener Stadtbibliothek befindlich) spricht davon, daß der Schreiber nur auf der Durchreise in Lemberg ist, enthält aber

[1]) Der Brief zeigt, wie große Stücke man in Deutschland auf Seidl und die von ihm beeinflußten Zeitschriften hielt.

folgende bezeichnende, kulturhistorisch interessante Stellen: „So habe ich Dich mir gedacht, mein Gabriel! und so schlage ich denn ein in die Hand, die Du mir reichst zu allem Schönen und Guten und kenne keinen schöneren Wunsch, als daß mich das Schicksal beim Worte nimmt. Dein Brief hat unbeschreiblich wohlthuend auf mich gewirkt, mit Dir gewann ich zugleich hundert andere Menschen, nämlich den Glauben an sie... Und so hab' ich denn endlich eine Seele gefunden, die mich versteht, mir liebendes Gehör gibt, gegen die ich mich aussprechen kann!... Du willst, ich solle Dir Erzähler in Lemberg anwerben. Wenn es je für Dienstfertigkeit ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können gab, so ist es hierin. Um das Gesagte zu rechtfertigen, mußt Du Dir schon einige Weitläufigkeit gefallen lassen. Lemberg ist eine kuriose Stadt; sie hat alle Fehler einer großen und kleinen Stadt, die Vorzüge aber nur einer kleinen. Daher der Luxus, die Frivolität und das gehaltlose Umhertreiben einerseits, daher die Steifheit, Selbstsucht und Ohrenbläserei anderseits, daher auch der Mangel an Gemeingeist und echtem Kunstsinn. Unsere Literatur gleicht dem träge fortschleichenden Peltew, der sich mitten durch die Stadt neben wenigen grünen Kräutern, Schlamm und Unrath fortwälzt. Dem allgemeinen Umsichgreifen ästhetischer Kultur steht am meisten die schroffe Scheidewand entgegen, welche die Polen von den Deutschen trennt..."

In den besten Mannesjahren war Seidl ein ausgezeichneter Gesellschaftsmensch. In Cilli war er der Löwe des Tages (vgl. Fuchs, Seidl S. XV ff. der Vorrede, S. 30 ff. und a. a. O.). Sein Kollege im Lehramte daselbst, Prof. Dorfmann, der auch, nachdem Seidl Cilli verlassen hatte, in eifriger Korrespondenz mit ihm blieb (Briefe im Nachlasse, Stadtarchiv) gab in einem schwungvollen lateinischen Gedichte, das beim Abschiede Seidls gedruckt wurde, der Verehrung aller Ausdruck. Da in Cilli selbst, soweit meine Nachforschungen feststellen konnten, kein einziges Exemplar dieses sentimentalen Freundschaftspoems sich erhalten hat, so folge hier der ganze Text[1]):

IoannI GabrIeLI SeIDL,
InsIgnI professorI VatIqVe InLVstrI,
CeLeIa VIennaM
abeVntI (Chronogramm).

Musa vale! vatem nostrum nova regna reposcunt,
Atque orbos linquit meque domumque tuam.
Proh dolor! ipsa fugis, vatem comitans fugientem,
Ad desolatam non reditura sedem.
Hic quis te teneat, quum, qui faciat sacra, desit?
Aut quis te, vates quam tenet, huc revocet?

[1]) Im Wiener Stadtarchiv (Nachlaß) und im Besitze der Frau Funke vorgefunden.

Nos inter vates (sumus hoc si nomine digni)
Illo privati credimur esse nihil.
Turba adflicta, dolens remanebimus; orba chorago,
Nitemur balba reddere voce sonos.
Unum est, quod durum valeat lenire dolorem:
Qui procul est spacio, non fore mente procul,
Quum rapiant illum nobis non taedia nostri,
Sed, quam est promeritus, gratia Caesarea.
Credidimus nostrum, totus quem vindicat orbis;
Ultro at qui longo tempore noster erat,
Caesaris arbitrio poscenti redditur orbi
Conspicuusque alta sistitur arce modo.
Musa vale, propera Seideli tempora lauro
Cingere! jam dudum dignus honore fuit.
Vade igitur Seidele! licet; Tua gloria semper,
Quam mihi Tu gratus, tam mihi cara fuit,
Atque novo si videro Te splendore coruscum,
Laetabor lacrymans, immemor ipse mei.

Celejae prid. Non. Aug. MDCCCXL.

H. Dorfmann,
Gymn.-Prof.

Von den massenhaften Gedichten der Verehrer Seidls seien hier zwei wiedergegeben:

An J. G. Seidl.

(Nach der ersten Aufführung seines dramatischen Gedichtes: 'Das erste Veilchen' auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg.)

Als Mittler steht der Sänger da,
Die Zunge längst verklungner Tage;
Und was in Fernen er ersah,
Im unbestimmten Lauf der Sage,
Bringt liebend er dem Leben nah.

Vom Herzen weiß er viel zu sagen,
Nach jenseits kann den Flug er wagen,
Die Schwingen in die Nacht sich tauchen,
Um Menschen schreckend anzuwehen,
Die bange vor dem Richter stehen.
Auch kann er sie zum Jubel brauchen,
Die Freude jauchzend hinzuhauchen;
Wie alles Tote aufersteht,
Ein Liebesherz in Lust zergeht,
Wie auch der Mensch zum Cherub wird,
Die Lust die Höllenflamme schürt:

Der Sänger weiß es anzukünden;
Er kann es singend nachempfinden;
Ein Byron sang der Hölle Lieder
Und Klopstock schwang sein Lichtgefieder.

Dir ist ein heitres Loos beschieden!
Denn Liebe nur und Seelenfrieden,
Ein klarer Sinn und Bürgertreue
Entflammen Dich zur Dichterweihe.
Was Menschenherz zu Gott bewegt,

Der Wille, reif zur Tat gehegt,
Was groß gedacht und groß gehandelt,
Wird lieblich Dir zum Lied verwandelt.
Doch heute einst Du alle Strahlen,
Die klar in Deinem Lied sich malen,
Wie es in weiter Welt bekannt:
Des Bürgers Glück im Vaterland.

Max Letteris.

Abgedruckt im 'Sammler' 1831, Nr. 32, S. 128.

Unter den Dichtern, die zur Klientel Seidls gehörten, begegnen wir auch dem feuchtfröhlichen Sauter. Er bewillkommnet den Wien von Cilli aus besuchenden Dichter als Dolmetsch des Freundeskreises:

An Johann Gabriel Seidl.

(Als Bewillkommnung in einem heiteren Zirkel.)

So bist Du hier, so hast Du nicht betrogen
Der allgemeinen Sehnsucht froh Gefühl!
Von fernen Gauen kommst Du hergezogen,
Das Herz der Lieben ist Dein schönstes Ziel!
Das Land, wo erste Nahrung eingesogen
Des Dichters rosiger Flamingokiel!
O sei uns allen tausendfach willkommen!
Und liebst Du uns, sei's Dir und uns zum Frommen.

Frischatmend hast Du Deine Bahn begonnen,
Als noch der Heimat Himmel Dich beglückt,
Goldfäden hast Du nächtlich ausgesponnen,
Die jedes Aug' durch ihren Schmelz entzückt,
Und 'Flinserln' flimmerten im Glanz der Sonnen,
Von kunstgewandter Hand auf Sammt gestickt,
Drauf stand, gar köstlich Zug für Zug geschrieben,
Des Volkes Wort, sein tiefstes Sein und Lieben.

Das Schicksal trieb von Vindobonas Zinnen
Dich in ein Land, wo fremde Sitte gilt,
Da fühltest Du die herbe Wahrheit immer:
Daß in der Heimat nur die Freude quillt,
Und schwer getröstet war Dein einzig Sinnen,
Wiewohl die tiefe Sehnsucht sei gestillt;
Denn stand auf fremdem Boden auch Dein Speicher,
Du bliebst doch stets ein treuer Österreicher.

Doch sollten nicht der Schwermut gift'ge Schlangen
Umstricken dieses edle Dichterherz,
Die Muse kam, Dich liebend zu umfangen,
Und milderte den allzu grellen Schmerz.
Da färbten neue Gluten Deine Wangen,
Da hobst Du Deine Blicke himmelwärts,
Und sahst, wie jedes Morgenrotes Schwingen
Dem Dichterhaupte frische Ströme bringen.

Und sieh, aus Deinem blumenreichen Garten
Entsproßte der 'Bifolie' Doppelblatt,
Es dufteten wohl Blumen aller Arten,
Es schwelgte jeder Sinn und ward nicht satt,

Der Lilie Stiel, der Rose Kelch, der zarten,
Umschwärmt' ein Schmetterling, zum Taumel matt,
Und jedem steht des Gartens Türe offen,
Jed' strebend Herz mag süße Labung hoffen.

Genug, Du bist der liederreiche Dichter,
Denn Dir entflattert weithin Lied auf Lied,
Drum sei auch heut' kein strenger Splitterrichter,
Schau nicht den Holpervers, schau aufs Gemüt;
Denn niemand ist, Du weißt es ja, erpichter,
Als wenn's Poetenhirn wie Reim umzieht,
Und laß mir meine Ahnung unverloren:
Auch ich bin in Arkadien geboren.

Wie Seidl selbst sein Leben lang an allen wichtigen und erhebenden Ereignissen, insbesondere in seinem lieben Wien, Anteil nahm, bezeugen seine vielen Gelegenheitsgedichte, deren Reihe (vgl. Fuchs, Seidl S. 27, 39 und 50) hier noch beigefügt sei das Flugblatt (gedruckt bei C. Überreiter und im Nachlasse befindlich): 'Prolog bei der musikalisch-deklamatorischen Akademie am 24. März 1856 um die Mittagszeit im Saale des Musikvereins zur Förderung des Ausbaues der Türme der Kirche der hochw. Piaristen zu Maria Treu in der Josefstadt'.

Auch im Alter war der Dichter, wenngleich er der Jugend seiner Zeit fernestand, ein teilnehmender und warmer Genosse der Freuden und Leiden seiner alten Freunde. Er schreibt z. B. an Bauernfeld zu dessen 70. Geburtstage am 12. Jänner 1872 (Konzept im Nachlasse, Wiener Stadtbibliothek):

„Lieber alter Freund!

Wo alles spricht, kann Gabriel nicht schweigen; aber nicht bloß nicht schweigen, sondern laut aussprechen möchte ich, was ich für Sie, ältester meiner Strebegenossen, fühle, ja in herzlichen Versen es aussprechen, allein

Jugend spricht in warmen Versen,
Denn die Muse steht ihr bei,
Aber an des Alters Fersen
Hängt die Prosa sich wie Blei.

Und so will ich auch nicht gegen den Stachel lecken, sondern in einfacher Prosa Ihnen sagen, wie sehr es mich freut, den Tag erlebt zu haben, an dem Ihnen von der ganzen Mitwelt gebührende Rechnung getragen wird. Lieber wär's mir jedenfalls, wenn ich Sie zu ihrem 40jährigen, statt zu Ihrem 70jährigen Jubiläum beglückwünschen könnte, allein, wer so viel Geistesfrische, so viel Schaffenslust und Schaffenskraft besitzt, wie Sie, würde bei dem Gedanken, daß ich Ihnen nur um ein paar Jahre nachhinke, fast meinen Neid erregen können, wenn das Wort 'Neid' überhaupt in meinem Wörterbuche stände usw."

Daß Seidl tatsächlich in der vormärzlichen Zeit eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen österreichischer und deutscher Literatur war (vgl. Fuchs, Seidl S. 152), beweist nichts so sehr,

als das, was über ihn in vornehmen deutschen Blättern anläßlich des falschen Gerüchts von seinem Tode (1840)[1]) geschrieben ward, so von R. Heller, der in seinem Nachrufe in der 'Altenburger Zeitung' einen Besuch bei dem Dichter in Cilli schildert: „...dann kamen wir auf die Literatur zu sprechen. Seidl kannte die norddeutschen Journale und Schriftsteller recht wohl. Er freute sich, auch von ihnen geachtet und gekannt zu sein. Allein, er wollte auf das norddeutsche Publikum wirken, wünschte, daß seine Gedichte und Novellen bei uns, wie in Österreich, dem Volke, der größeren Lesewelt zugänglich werden möchten. Ich riet ihm vor allem, sich an die Redaktionen belletristischer Journale zu wenden, die man in Österreich 'ausländische' nennt. Gäbe er dorthin Gedichte, Erzählungen, so zweifelte ich nicht, daß die Arbeiten die Aufmerksamkeit des norddeutschen Publikums auch auf diejenigen seiner Werke lenken würden, die die Grenze des Kaiserstaates bis dahin noch selten überschritten hatten. Seidl glaubte, sich die Zensurerlaubnis für diesen Zweck verschaffen zu können, und wie eifrig er meinen Rath benützt hat, beweisen die verschiedenen Gedichte, die er einige Monate später in den 'Rosen', der 'Eleganten Welt' usw. abdrucken ließ.. (ich) beutete die kurze Frist aus, die mir gegeben war, einem der anspruchslosesten und zugleich begabtesten Schriftsteller unserer Zeit persönlich näher zu treten. Der Postillon stieß in sein Horn.. Seidl umarmte mich und ich küßte ihm die Wangen.. „„War das nicht der Professor Seidl?"" So fragten ein paar Herren aus Wien, welche die Tour nach Triest mit mir zurücklegten. „„Ein Dichter, der von uns allen geliebt und hoch verehrt wird...""" — Ein Brief Wilh. Krizers *de dato* Frankfurt a. M., 8. März 1848 schildert Seidl die Wirkung der Todesnachricht in Frankfurt a. M. und die Freude, als die Sache sich als Irrung erwies. Er teilt Seidl auch den Text seines eigenen poetischen Nekrologs, des Gedichtes in der 'Abendzeitung' Nr. 42 vom 18. Februar 1840 mit:

Nachruf an J. Gabriel Seidl.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer schaurig und trüb:
Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb[2]).

So las ich in Deinem Gedichte
Am Abend, ich war allein,
Und dachte an Dich, den Entfernten,
Der Mond nur gab kärglichen Schein.

Da ward mir die bittere Kunde:
Der Sänger ist leider nicht mehr!
Und weinend schwebten die Geister
Von Deinen Liedern umher.

---

[1]) Die Nachricht war zuerst in der 'Augsburger Allgem. Zeitung'.
[2]) Bezieht sich auf Seidls bekanntes Gedicht 'Die Bestellung'.

Ich sah die holden Gestalten,
Ich fühlte ihr grüßendes Weh'n;
Und zu mir klang es: Wir wollen
Die Feier des Toten begeh'n . . . .

Sonst warst Du auf Erden mir ferne,
Nun scheinst Du mir näher verwandt,
Und doch warst Du gewandert,
Weit, weit in fernes Land . . .

Da war mir, als kläng' es wieder
Ins Herz mir schaurig und trüb':
Wir bleiben doch ewig verbunden
Und haben einander so lieb[1]).

Haben wir nun Seidl im Lichte der Kritik seiner Zeitgenossen betrachtet, so möge hier auch noch das prächtige Gedicht einen Ehrenplatz finden, mit dem L. v. Hörmann, ein Dichter unserer Tage, der berufene Nachfolger des Sängers der Mundart, jüngst in Lechners 'Mitteilungen' (Mainummer) anläßlich des Gedenkfestes des 100. Geburtstages den Dichter sinnig feiert; es bringt die Verehrung, welche der Gefeierte auch, nachdem eine Zeit lang sich der Schleier der Vergessenheit über manche seiner Schöpfungen gelagert hatte, noch in einer großen Gemeinde genießt und wohl allezeit genießen wird, in tief empfundener, gemütvoller Weise zum Ausdruck:

Zu Johann Gabriel Seidls hundertstem Geburtstag.

(Oberösterreichische Mundart.)

San netta hundert Jahr schon her,
Daß in der Weanerstadt
Dei' guate, brave Muatter Di'
Zur Ehr' auf d' Welt bracht hat.

Mit'n Geldern warst D' belei' nöt g'segn't,
's hat g'hoaß'n sorg'n und spar'n
Und 's Glück host D' long umsunst'n g'sucht
Bis hoch in Mannesjahr'n.

A Dichter, mein, wer fragt da viel!
Erst bis s' Di' totg'sagt ham
Schon vor der Zeit — da hat si' g'hob'n
Auf oanmal a Dein Nam'.

Do', was Dir a Dein Schicksal 'bracht,
Du warst Dir selber treu!
Und deine G'sang'ln san dei' Herz,
Wia's weltfroh g'schlag'n im Mai.

---

[1]) Die beiden letzten Verse knüpfen wieder an den Wortlaut des Gedichtes 'Die Bestellung' an. Hellers Nekrolog (gedruckter Ausschnitt aus der 'Altenburger Zeitung') und Kilzers Brief erliegen im Nachlasse des Dichters (Wiener Stadtbibliothek). Daselbst sind auch eine Reihe von Adressen, Gedichten und Briefen an Seidl von allen Seiten anläßlich seines 70. Geburtstages aufbewahrt.

Im blumig'n Feld, auf grüner Au
Hast D' Deine Liad'ln dicht;
Dein Denken und Dein Trachten war
Auf 's Best' vom Volk nur g'richt.

Beim 'Fensterln' hast Dein Ath'n g'halt'n,
Für Di' war 's d' schönste Beicht;
Der Ärmste war Dir niamals z'g'ring,
Gern hast D' die Hand eahm g'reicht.

D'rum is Dei' G'sang a echte Münz',
Die geht und klingt und rollt:
Als 'Flinserln' hast Du 's ausgeb'n nur —
Do' is 's dös lauterst' Gold.

D'rum wirst D' a nia vergessen wer'n,
Da guate Will'n is blieb'n:
So wias D' vom Herzen g'sunga hast,
Bist D' a in's Volksherz g'schrieb'n!

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Ungedruckte Briefe und Gedichte J. G. Seidls.

Selten war es einem Manne gegönnt, einer Neuschöpfung durch eine so stattliche Reihe von Jahren seine Kräfte zu widmen, wie J. G. Seidl, dessen Namen seit der Begründung der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. ein Vierteljahrhundert lang auf dem Titelblatt der von ihm mit peinlicher Sorgfalt redigierten Hefte stand. Von den Männern, welche sich mit ihm an die Spitze des jungen Unternehmens stellten, blieb Mozart 18 und Bonitz 17 Jahre an seiner Seite, bis ihnen Hochegger und Vahlen, bezw. Tomaschek und Hartel als Mitarbeiter Seidls folgten.

Als einer von ihnen, kein Geringerer als Wilhelm v. Hartel, vor fast dreißig Jahren dem sozusagen mitten in der Ausübung seines Redaktionsberufes von einer qualvollen Krankheit Niedergerungenen einen ebenso ehrenvollen als warm empfundenen Nachruf in diesen Blättern widmete [1]), durfte er mit Recht von Seidl sagen: „Er zählte unter jene nicht zahlreichen Schulmänner alten Schlages, welche die Vorzüge deutscher Gymnasialbildung und die daraus sich ergebenden Fortschritte der Wissenschaft erkannten und die von einer Reorganisation der Gymnasien nach deutschem Muster eine gründliche Reform und nachhaltige Förderung der gelehrten Bildung in Österreich sich versprachen".

Und in der Tat, überblickt man die große Menge von Rezensionen, welche Seidl hauptsächlich in der ersten Hälfte seiner Wirksamkeit der Zeitschrift lieferte (später stellte er sich bescheiden

---

[1]) XXVI 554 ff.

in den Hintergrund und beschränkte sich auf jene still verborgene rastlose Tätigkeit des verantwortlichen Herausgebers, für welche die bibliographische Nachwelt meistens keine Kränze flicht), so staunt man über seine Vielseitigkeit und seinen Fleiß. Er verfolgt nicht nur alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik sowie der deutschen Literatur, soweit sie für die Schullektüre in Betracht kommt[1]), er beurteilt auch mehr als 20 Lesebücher, daneben Bücher für Schülerbibliotheken, über Deklamationskunst und Stilistik[2]), archäologisch-epigraphische Werke[3]), selbst französische und italienische Abhandlungen[4]). Auch liefert er selbst für den ersten Jahrgang der Zeitschrift zwei Aufsätze[5]).

Die vielfachen Verdienste, welche sich Seidl dadurch um die Begründung, die Ausgestaltung und die Hebung des Ansehens dieser für das Schulwesen unseres Vaterlandes bedeutungsvollen Zeitschrift erworben hat, sichern ihm einen achtunggebietenden Platz in der österreichischen Schulgeschichte des XIX. Jahrhunderts.

Die im folgenden mitgeteilten ungedruckten Briefe und Gedichte Seidls, teils Beiträge zur Charakteristik seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, teils Aufschlüsse über einzelne Abschnitte seines Lebens enthaltend, wollen nichts anderes sein als ein bescheidenes Gedenkblatt. *Δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε.*

---

[1]) So Neumanns Zeitschr. f. Bildung usw. der Jugend (II 959 ff.), Burkhard, Grundzüge einer Gymnasialreform in Bayern, München 1849 (I 717 ff.), Schwetz, Einfluß des Romans auf die studierende Jugend, Wien 1851 (III 262 ff.), verschiedene Aufsätze von L. R. v. Heufler (IV 219 ff., 409 ff., 747 ff.), Holzer, Winke für angehende Dichter und Lehrer, Krems 1853 (V 416 ff.), Deutsche Jugendzeitung, herausg. von Fabricius, Hamburg 1856 (X 94 ff.), J. Schenckels „Deutsche Dichterhalle" (III 551 ff.), Vonbank, Lessings Laokoon und seine Bedeutung für die Ästhetik, Feldkirch 1856 (VIII 292), Schlechtel, Klopstock und Platen als Lyriker, Lemberg 1855 (VIII 293), Pohl, Über Herders „Stimmen der Völker", Prag 1856 (IX 606), Bacmeisters Bearbeitung des Nibelungenliedes und Helbig, Schillers Wallenstein, Schulausgaben bei Cotta 1856 und 1858 (IX 683 ff.), aber auch Adolf Pichlers Hymnen (VIII 413), Julian Schmidts Literaturgeschichte (VIII 415 ff.) und Heyses Fremdwörterbuch (X 95) u. a.

[2]) Vgl. Ebersberg, Feiertagsbuch (VII 171 ff.), Alphen, Holländische Kinderlieder (VIII 413 ff.), Ebersberg, Vater Radetzky (V 169 ff.), Eckardt, Sokrates, ein Trauerspiel (V 174 ff.), Eichrodt, Deutsches Knabenbuch (XV 634); ebenso Rieder, Lehrbuch der Redekunst (I 51 ff.), Falkmann, Stilistisches Elementarbuch (I 844 ff.), Pablasek, Deutsche Prosodie und Metrik (VIII 293 ff.), Neumann, Dichterstimmen, ein Deklamationsbuch (VIII 411 ff.), Rudolph, Handbuch für Stilübungen (XIII 881 ff.) u. a.

[3]) Zell, Handbuch der römischen Epigraphik, Heidelberg 1852 (IV 307 ff.).

[4]) Schnabel, *L'histoire sainte* 1849 (II 485 ff.), Schnabel, *L'histoire du Nouveau Testament* 1850 (II 845 ff.), L'Educatore, *Giornale della pubblica e privata istruzione*, Milano 1850 (II 405 ff.), Minola, *Dell' uso della Numismatica*, Monza 1856 (VIII 287 ff.).

[5]) Zur Erklärung deutscher Lesestücke (I 81 ff., 241 ff., 414 ff.), Bemerkungen über Klopstocks Wingolf (I 416 ff.).

I.

In der reichhaltigen Sammlung des bekannten Lexikographen Wurzbach (gegenwärtig im Besitze seines Enkels, des Herrn Dr. Wolfgang R. v. Wurzbach) befinden sich zwei Briefe Seidls.

Der erste wurde zu Ende Juli des stürmischen Jahres 1848 aus Baden an einen Bittsteller gerichtet und ist wegen der Streiflichter interessant, die er auf die Beziehungen unseres Dichters zu Feuchtersleben wirft. Jeder Hinweis auf die politischen Zustände, denen der in der vormärzlichen Zeit fußende Seidl ohne Sympathie gegenüberstand, ist durchaus vermieden.

Verehrtester Freund!

Nur um meine Antwort nicht zu verzögern, erwiedere ich Ihr liebes, vertrauensvolles Schreiben vom 27. d. M., welches ich eben jetzt erhielt, kürzer, als es in jeder Beziehung es verdiente. Mit der Versicherung meiner innigsten Theilnahme u[nd] meines sehnlichsten Wunsches, Ihnen in irgend einer Hinsicht gefällig seyn zu können, kann ich jedoch nicht umhin, Ihnen zu gesteh'n, daß meine Bekanntschaft mit dem jetzig[en] Herrn Unterstaatssecretär v. Feuchtersleben[1]) zu oberflächlich und locker ist, um als Anhaltspunkt zu einer Empfehlung zu dienen. Ich habe nie in meinem ganzen Leben ein Wort mit ihm gewechselt, kenne wohl ihn vom Sehen aus, bin aber selbst ihm persönlich nicht bekannt; der Zufall wollte es, d[aß] ich einmahl unter poëtischen Beiträgen (für meine Aurora[2]), die ich einem literarischen Almosensammler mit Zustim[m]ung seiner Wohlthäter abkaufte, auch einige Gedichte von Feuchtersleben mitbekam, was mir Anlaß gab, ihm zu schreiben und ihn auch für den nächsten Jahrgang um etwas zu ersuchen, worauf er mir in einigen artigen Zeilen antwortete. Ich weiß daher nur, d[aß] er meinen Namen kennt, ob und wie sehr er mich aber werthschätzt und ob ich ihm der Mann sei, dessen Fürsprache für Jemand auf ihn wirken könnte, vermag ich aus diesen haltlosen Prämissen, wie Sie selbst einsehen werden, nicht zu beurtheilen[3]). Ich kann daher, beim besten Willen, Ihrem

---

[1]) Diese Berufung Feuchterslebens ins Ministerium des Unterrichts war kurz vorher erfolgt. Er verblieb in dieser Stellung bis zum Dezember desselben Jahres.

[2]) Ernst Freih. v. Feuchtersleben (zu unterscheiden von Eduard Freih. v. Feuchtersleben, welchem der Herausgeber Gräffer den ersten Jahrgang der „Aurora" für 1824 gewidmet hatte und der in den ersten Jahren Einakter im Taschenbuch veröffentlichte) erscheint zweimal in der „Aurora", 1846 (S. 213) mit den Gedichten „Rath für uns", „*Vanitas*", „In ein Album", 1848 (S. 202) wieder mit drei Gedichten „Abendlich", „Im Gebirge", „Rath". Bei dieser Gelegenheit sei gegenüber den drei (von einander abweichenden) Angaben bei Hartel (Nekrolog, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1875), Goedeke (III 256) und K. Fuchs (J. G. Seidl, Wien 1904 p. 13 und 36) festgestellt, daß Franz Gräffer die ersten vier Jahrgänge (1824—27) herausgab, Seidl alle folgenden bis 1858. Im Jahre 1832 erschien das Taschenbuch nicht (Verleger war zuerst Riedl, dann Buchholz, bezw. Riedls Witwe, zuletzt Lienhart seit 1858).

[3]) Es ist leicht begreiflich, daß der Dichter dem schwerblütigen Feuchtersleben ferner stand als etwa dem lebhaft empfindenden Anastius Grün, dem Vertrauten seines Herzens.

diesfälligen Ansinnen nicht entsprechen, indem ich befürchten müßte, daß ein anmaßender Vorgriff meinerseits selbst für Sie das beabsichtigte Resultat nicht hervorrufen dürfte. — Inniger mit Feuchtersleben liirt war, meines Wissens, Dr. L. A. Frankl, mit dem Sie ja gut sind; gewiß könnte er für Sie etwas thun[1]); ich glaube, seine Gefälligkeit wird mit seiner Energie und seinem Einfluße gleichen Schritt halten. Auch Dr. A. Schmidl[2]) hat gewiß Wege, um auf Feuchtersleben einzuwirken, und mit Schmidl scheinen Sie ja Ihrer jetzigen Stellung nach in öftere Beziehung gesetzt. Ich kann Ihnen offen sagen, d[aß] es mir unendlich Leid thut, eine Voraussetzung, die ich, um einem so langjährigen Bekannten einen Dienst zu erweisen, so gerne gegründet wüßte, desavouiren zu müßen, — aber weiß Gott! es ist nicht anders, und — *ultra posse nemo tenetur!*

Mit nochmaligem herzlichem Bedauern meiner Ohnmacht in dieser Beziehung und mit dem aufrichtigsten Wunsche, d[aß] die Hoffnung, die Sie auf mich setzten, nicht Ihre größte war, verbleibe ich mit dem Ausdrucke wahrer Hochacht[ung]

Ihr

bereitwilligster
Johann Gabriel Seidl.

Baden, am 29. Juli 1848.

Über die Person des Adressaten gibt der Brief nicht viele Aufschlüsse. Aus der Bemerkung, daß der Empfänger des Briefes ein langjähriger Bekannter Seidls und mit L. A. Frankl „gut" ist, läßt sich kein sicherer Anhaltspunkt gewinnen. Wichtiger ist der Hinweis, daß der Adressat „seiner jetzigen Stellung nach mit Schmidl in öftere Beziehung gesetzt erscheint". Denn da der letztere, welcher in jener kritischen Zeit im Ordnungskomitee mitwirkte, gerade am 1. Juli dieses Jahres (seine Tätigkeit währte allerdings nur $2^1/_2$ Monate) die Redaktion der amtlichen „Wiener Zeitung" übernommen hatte, so darf man in dem Bittsteller einen Gesinnungsgenossen Schmidls, vielleicht einen Mitarbeiter der „Wiener Zeitung" vermuten, der durch Feuchterslebens Verwendung eine Anstellung im Ministerium zu erhalten wünschte.

Der zweite Brief, ungefähr 7 Jahre später geschrieben, leuchtet in die Erregung hinein, welche der tragische Tod des

---

[1]) Seidl durfte den Bittsteller an Frankl weisen, der ja sein Studiengenosse war und einer der ältesten und fleißigsten Mitarbeiter der „Aurora" gewesen ist.

[2]) Aus Königswart in Böhmen, erlangte, nachdem er die verschiedensten Stellungen bekleidet hatte, 1857 eine Professur für Geographie am Polytechnikum in Ofen, wo er 1863 im Alter von 66 Jahren starb. Nach Fuchs Schulgenosse Seidls am akademischen Gymnasium.

Grafen Majláth[1]) hervorrief. Er ist an den Herausgeber der „Theaterzeitung“[2]) gerichtet.

Die etwas knappe Fassung erklärt sich wohl aus der Gemütsstimmung des Dichters, welcher wenige Wochen vorher seine geliebte Gattin nach kurzer Krankheit sterben sehen mußte[3]).

Lieber Freund!

Frau Julie v. Großmann[4]) geb. Menzel, ehedem in Breslau[5]), jetzt in Dresden (Äußere Rampische Gasse Nr. 19), hat mir den mitfolgenden Nachruf an unseren unglücklichen Grafen Mailáth eingesendet mit der Bitte, denselben in einem dazu geeigneten Wiener Blatte veröffentlichen zu wollen. Ich weiß zu diesem Zwecke kein beßeres Blatt zu finden, als Eure Theaterzeitung (Conversationsblatt).

Ist es Euch daher möglich, diese paar Zeilen abzudrucken, so bitte ich mir, seiner Zeit, einen Abdruck für die Vfsserin zukommen zu laßen, im entgegengesetzten Falle aber das Gedicht mir zurückzuschicken.

Mit herzlichstem Gruße

Euer

Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 25. Januar 1855.

Bäuerle beeilte sich, dem Wunsche des Dichters zu willfahren. Obgleich es ihm an gereimten Einsendungen nicht mangelte, so daß ihm die Sache manchmal zu bunt wurde[6]), und obgleich die „Theaterzeitung“ über den unglücklichen Grafen, dessen

---

[1]) Johann Graf Majláth von Székhély, ein Sohn des bekannten, von Josef II. in den deutschen Grafenstand erhobenen Staatsmannes und späteren Ministers, hatte früher in Wien gelebt und war dann nach München übersiedelt; von bitterster Not bedrängt, endete er, fast 70 Jahre alt, durch Selbstmord, indem er sich samt seiner treuen, 1811 geb. Tochter Henriette am 3. Jänner 1855 im Starnbergersee ertränkte. Er hat zahlreiche geschichtliche Arbeiten verfaßt.

[2]) Für welche er einst als Student vor 30 Jahren mit Halirsch und Saphier Rezensionen geschrieben hatte.

[3]) Dieser Abschluß des Jahres 1854 war umso schmerzlicher, als kaum ein anderes ihm soviel Ehre und Zufriedenheit (Text der Volkshymne, silberne Hochzeit, Besuch in Cilli mit seiner Tochter, 50. Geburtstag) gebracht hatte.

[4]) Julie Florentine v. G., geb. 1790, seit 1812 verheiratet, starb zu Dresden 1860; schrieb lyrische Gedichte, Romane und Novellen, Mitarbeiterin der „Aurora“ (1838, 1841, 1843, 1852).

[5]) seit 1816 bis zum Tode ihres Gatten.

[6]) wie denn auch die Nummern vom 16., 17. und 18. Februar dieses Jahres an ihrer Spitze eine „Bitte an die Herren Einsender lyrischer Beiträge“ bringen, in welcher die Redaktion in ziemlich energischer Weise der weiteren „schockweisen“ Zusendung von Gedichten Einhalt gebietet, worauf dann eine „mitleidige Seele“ in der Nummer vom 20. Februar dem Redakteur Bäuerle einen versifizierten Rat gibt, wie man das gesammelte Papier verworten könnte.

Tod sie am 11. Jänner meldete, schon drei Essays veröffentlicht hatte [1]), erscheint bereits in der Nummer 26 vom 1. Februar 1855 das folgende Gedicht.

Nachruf.

An Johann Graf Mailath.

Unglaublich scheint es, was in dunkler Kunde
Entsetzensvoll mir Ohr und Herz berührt:
Du habest in verzweiflungsvoller Stunde
Die That des Todes selbst an Dir vollführt.

Was konnte Dir so nächtlich schwarz verhüllen
Des Daseins reichen, schöpferischen Tag? —
So übervoll den Kelch mit Wermuth füllen,
Daß Deine Kraft, Dein Geistesmuth erlag? —

Was losch den Stern, der sonst in dunklen Nächten
An Deinem Glaubenshimmel leuchtend stand,
Daß jetzt im Kampfe mit den finstern Mächten
Dein Sinn verwirrt, Dein Auge ihn nicht fand?

Was es auch sei! werth bleibst Du mir der Thränen;
Ich werde sie Dir ohne Rückhalt weih'n,
Und glauben fest — nicht hoffen blos und wähnen,
Du werd'st versöhnt mit Deinem Gotte sein!

Und so — Dein frommer Wunsch, für Dich zu beten
Ein Vater unser still nach Deinem Tod [2]),
Mit Seelengruß leis' an Dein Grab zu treten,
— Sei mir ein heilig, schmerzenreich Gebot.

II.

Zwei andere Briefe Seidls bieten weniger literarisches als biographisches Interesse. Der erste, welcher sich mit der Frage nach dem Stammbaum der Familie beschäftigt, ist an des Dichters Vetter Franz [3]) gerichtet, der zweite an dessen Sohn [4]). Beide Briefe sind im Besitze der Witwe des letzteren, Frau Karoline Seidl, geb. Friedrich, in Döbling.

---

[1]) am 16. Jänner über den gemeinsamen Tod der beiden Menschen unter dem ungeschickten Titel „Geschichte eines Geschichtsschreibers", am 20. d. M. über seinen entbehrungsreichen Aufenthalt in München, am nächsten Tage über seine fabelhafte Gedächtniskunst.

[2]) Dazu bemerkt die Redaktion der Theaterzeitung, daß der Verstorbene in einem Briefe an die Verfasserin vom 30. November 1854 den Wunsch aussprach: „Behalten Sie mich lieb, und beten Sie zuweilen ein Vaterunser für mich, besonders wenn ich gestorben sein werde."

[3]) Franz Seidl, um 3 oder 4 Jahre jünger als der Dichter, hatte in Prag studiert und sich dem Finanzdienst gewidmet. Er starb am 10. Jänner 1871 als Oberamtsdirektor in Tetschen. Über die Art der Verwandtschaft vgl. die mitgeteilte Familienchronik.

[4]) Johann Gabriel Seidl, zu Eger 1844 geboren, kam mit 17 Jahren nach Genf, später nach Wien, wo er seit 1865 Beamter der Wiener Tramway-Gesellschaft war und am 28. November 1903 starb. Er hinterließ drei Söhne, Johann, Oskar und Friedrich, und eine Tochter Marie.

Verehrtester Herr Cousin!

Da ich weiß, daß Sie sich um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten unserer Familie lebhaft interessieren, so halte ich mich verpflichtet, Ihnen Nachstehendes mitzutheilen. Mir ist dieser Tage von Seite einer Buchhandlung in Nürnberg (Bauer & Raspe; Besitzer: Julius Merz) eine Aufforderung zugekommen, ihr für die neue Auflage von Siebmacher's großem und allgemeinem Wappenbuche, das im 5. Bde. Wappen der bürgl. Familien Deutschlands gibt, auch mein Familienwappen, also das der Seidl, mitzutheilen, wobei folgende Puncte zu berücksichtigen kommen:

1) Welcher ist der früheste Vorfahre, der dieses Wappen führte?
2) Wo war dessen Wohnsitz und in welcher Gegend (Provinz) wohnten dessen Nachkommen?
3) Sind unter diesen hervorragende Persönlichkeiten?
4) Ist ein Wappenbrief oder eine Urkunde derart vorhanden?
5) Vollständ. Angabe des Namens und Charakters.

Die Kenntnis der Genealogie meines Stammes, falls wir nicht mit den aus der Schweiz im 14. Jhdte. nach Brandenburg, Kärnten, Schlesien und Sachsen eingewanderten Seidl eins sind, reicht nicht weit zurück. Nicht einmahl von meinem Großvater, noch von meinen Oheimen, deren einer eine geistliche Notabilität war, weiß ich bestimmtes. Später hinauf verläßt mich jede Kenntnis. Auf einem Leichenhofe zu Leipzig liegen mehrere Seidl, die dort städtische Würden bekleidet haben, mit ihren Frauen begraben; diese habe ich ermittelt. Weiter hin fehlt mir die Verbindung. Stammen wir aus Schlesien, oder aus Sachsen? Der Seidl in Schlesien, eigentlich Seidel, haben ein eigenes Wappen, das von dem des anderen Zweiges verschieden ist. Abermahl ein anderes ist das der Seidl, wie wir uns schreiben; dasselbe kommt vor im 4. Thle. (Geadelte) S. 174 des „Neuen Teutschen Wappenbuches" zu finden bei Paulus Fürsten, Kunsthändler, Nürnberg, gedruckt bei Christoff Gerhard im J. 1656, 5 Thle sammt Anhang. — Ich lege Ihnen eine treu colorierte Copie dieses Wappens bei, mit der Bitte, es gelegentlich mir wieder zurückstellen zu wollen. Kennen Sie vielleicht ein anderes?

Wenn Sie glauben, daß es der Mühe werth ist, uns eine Stelle, die uns vielleicht einmahl gebührt hat, im genannten Wappenbuche wieder zu sichern, so wollen Sie die Güte haben, mir möglichst bald ein Resumé dessen, was Sie über unsere Familie wißen, in kurzen, aber numerisch genauen Daten mitzutheilen. Die Fragepuncte, an die sich zu halten ist, stehen oben.

Es freut mich, diesen Anlaß benützen zu können, um Ihnen versichern zu können, daß ich stets lebhaft Ihrer gedenke und, wenn ich in die Lage kommen sollte, Ihre mir wohlbekannten Wünsche zu fördern, gewiß nichts verabsäumen werde, um Ihnen meine Theilnahme thatsächlich zu erweisen.

Ich sehe Ihrer Antwort noch vor Ablauf des Jahres entgegen, zu dessen Schluße ich Ihnen in der hoffnungsvollen Voraussicht Glück wünsche, daß das neue Ihnen und uns recht viel angenehmes bringen wolle.

Mit innigstem Gruße und brüderlichem Handschlage

Ihr

treuer Cousin

Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 20. Dec. 1853.

Auf diesen Brief antwortete Franz Seidl unter dem 28. Dezember 1853 aus Pilsen in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er die Abstammung der Familie aus Sachsen, die Einwanderung nach Bleistadt und Karlsbad und die Laufbahn seines Großvaters schildert und dessen Nachkommen aufzählt. Zum Schlusse bittet er um des Dichters Fürsprache bei zwei befreundeten Personen im Finanzministerium [1]) und erwidert die Neujahrswünsche.

Auf Grund dieses Berichtes sowie der eigenen intensiven Nachforschungen verfaßte dann Seidl die nachfolgende Familienchronik, deren Manuskript [2]) nebst der in dem obigen Briefe erwähnten und in der Familienchronik selbst beschriebenen Wappenzeichnung [3]) gleichfalls im Besitze der Frau Karoline Seidl ist:

„Das Geschlecht der Geadelten „Seidl" war ursprünglich ein Zweig des Hochadeligen Geschlechtes der von „Seidel (Seidell)", dem entfremdet es im Laufe der Zeit seiner Vorrechte sich begab, bis ein Theil der Nachkommen wieder ein Wappen zu erhalten suchte, während ein anderer darauf verzichtete.

Das Adelsgeschlecht der von „Seidel (Seidell) nimmt seinen Ursprung in der Schweiz, allwo es schon lange vor dem Tell'schen Aufstande geblüht hatte und eines der vornehmsten adeligen Häuser gewesen war. Als aber die v. S. nachgehends bei entstandenen Unruhen an Österreich festhielten und von dem damaligen Kaiser Friedrich III. dem Schönen nicht ablassen wollten, verließen sie nebst anderen Vornehmen von Adel im J. 1815 ihre Güter und machten sich in Kärnten, Sachsen, Schlesien und endlich in der Mark Brandenburg sesshaft.

1440 befand sich Nikolaus S., ein Sohn Hansens und Enkel Hassonis, am Dresdener Hofe.

1484 war ein Caspar v. S. über das Münzwesen in Sachsen bestellt.

1580 bekleidete Dominicus v. S., ein Sohn des obigen Nikolaus, bei Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, die Stelle eines Kammerjunkers.

1540 diente Jacob v. S. dem Kaiser Karl V. als Rittmeister.

---

[1]) Sektionsrat Schilder und Ministerialsekretär v. Angermayer.

[2]) Der auf der ersten Seite desselben freigelassene Raum verrät die (später unausgeführt gebliebene) Absicht Seidls, dieser Darstellung eine Einleitung vorauszuschicken.

[3]) Unter einigen Konzepten mit Notizen für die Chronik, welche auch aus dieser Zeit stammen [wie ein Vermerk auf der Rückseite: „Zum 7. Dezember 1853. Katharina heißt die Krine" beweist] ist noch eine andere Wappenzeichnung in zwei Exemplaren erhalten. Auch sie bezieht sich auf das Geschlecht der Seidl. Der Schild ist schräglinks gespalten und trägt in Gold eine weiße, einen silbernen Berg ansteigende Gemse. Auf dem Helm, zwischen zwei rechts von Silber und Schwarz, links von Gold und Rot übereck geteilten Hörnern, die springende weiße Gemse. Helmdecken rechts Gold-Schwarz, links Silber-Rot. Die Perlen am Helme beweisen, daß das Wappen nicht alt ist.

1563 wurde Erasmus v. S., ein Enkel des obigen Caspar, von Joachim II., Churfürsten v. Brandenburg, aus Sachsen nach Berlin zu seinem Rathe berufen.

1576 lebte Caspar S. zu Wartenberg (in der schlesischen Standesherrschaft); seine Frau war Katharina Mutschelnitz; beider Sohn Wolfgang heiratete eine von Schlieben und fieng auf seinem Gute Gugelwitz im Militschischen die Wolfgangsche Linie an, nachdem er seine Tochter Katharina mit einem Wreschowitz, Commandanten der Festung Pleiße, vermählt hatte.

Näheres über dieses Adelsgeschlecht s. in Sinapius, Schlesische Curiositäten, 1. Vorstellung, Leipzig 1720. S. 879.

Die v. S. werden im „Neuen Teutschen Wappenbuche" (zu finden bei Paulus Fürsten, Kunsthändler in Nürnberg, gedruckt bei Christoff Gerhard im J. 1656) V. Thl. S. 142 zu den Meißnischen Geschlechtern gezählt. Sie führen einen gespaltenen Schild, dessen Vordertheil roth, das Hintertheil weiß, dadurch ein hellblauer Mond, mit den Hörnern in die Höhe gekehrt; auf dem Helme einen Bund mit einem zu beiden Seiten hervorfliegenden Bande, darüber 2 Adlersflügel und zwischen den Flügeln der Mond wie im Schilde. Die Helmdecken roth und weiß.

Ohne Zweifel war es ein Zweig dieses Geschlechtes, der in Sachsen, seines Adels sich nicht prävalierend, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts blühete.

Die „*Inscriptiones Lipsienses. Auctore M. Salomone Stepnero*" (Leipzig 1678) führen unter den Inschriften in der Nikolai-Kirche zu Leipzig folgende, auf die S. bezügliche an.

1578 am Sonntag Quasimodogeniti starb Wolff Seidel, von St. Annaberg, churf. Sächs. gewesener Ober-Land- und Hofgerichtsschreiber (S. 135. N. 496); am Mittwoch Abend Petri Pauli 1564 dessen Frau Apollonia Steinpachin, für deren Vater Hans Steinbach (gest. am 23. April 1552) Wolff ebendort auf dem Studentenchor ein Denkmal hatte setzen laßen.

1604. Am 16. August starb Johann Seydel, des churfürstl. sächs. Schöppenstuhles Assessor und Bürgermeister von Leipzig, 56 Jahre alt. Auf [der] im Rathhause befindlichen Bibel, auf welche die Bürgermeister schwören mußten, kommt auch Johannes Seidelius als *non ita pridem defunctus* vor (1605); ebenso in der Rathstube Johannes Seidel.

1636 war Erasmus II. v. Seidel, ein Enkel des früher erwähnten Erasmus I., bei den Churfürsten Georg und Friedrich Wilhelm von Brandenburg wirkl. geheimer Staats- und Kriegsrath und wurde bis zu seinem Tode in Gesandtschaften und zu anderen wichtigen Diensten vielfach verwendet.

1662 erhielt Joachim Ernst v. Seidel, Erasmus II. jüngerer Sohn, die Stelle eines Churbrandenburgischen Rathes.

1708 wurde Gottfried Ludwig v. Seidel, des Vorigen Sohn, der des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg Adjutant vor Casal gewesen, sächsischer Kammerjunker zu Altenburg.

1714 war ein Seidel Bürgermeister des sächsischen Städtchens Rachberg, und entdeckte als solcher die warmen Quellen des nachher berühmter gewordenen Curortes Augustusbad.

Um dieselbe Zeit wanderten Seidel aus Sachsen nach Bleistadt im Egerer Kreise Böhmens ein.

Einer derselben, ein Johann Gabriel Seidl (Seidel) übersiedelte von Bleistadt nach Karlsbad, dessen Sohn, gleichfalls Johann Gabriel, Bürgermeister in seiner Vaterstadt wurde, als welcher er derselben im J. 1788 ein nettes Schauspielhaus begründen half. Dieser J. G. S. hinterließ bei seinem Tode (8. Juli 1811) drei Söhne: Caspar, Johann Gabriel und Matthias, und 2 Töchter[1]). Caspar war lange Zeit hindurch Dechant des ritterl. Kreuz[herrn]-ordens mit dem rothen Stern[2]), wurde 1813 zum Probst zu Ofen ernannt und starb auf der Reise dahin zu Prag. Der jüngste Matthias hinterließ nebst zwei Töchtern[3]) ebenfalls drei Söhne, Karl[4]), Heinrich[4]) und Franz[5]), welch letzterer, k. k. Cameral-Bezirkskommissar zu Pilsen, ebenfalls zwei Söhne, einen Johann Gabriel[6]) und einen Karl und 3 Mädchen zählt. Der zweitgeborene Sohn des obigen Johann Gabriel S., ebenfalls Johann Gabriel (geb am 26. Jänner 1771), lebte zu Wien als k. k. Hof- und Gerichtsadvocat und bekleidete in seinen späteren Jahren die akademische Würde eines Procurators der sächsischen Nation. Er starb am 16. October 1823 und hinterließ einen einzigen Sohn, Johann Gabriel Seidl, geb. zu Wien am 21. Juni 1804".

In dem anderen Briefe tritt uns die ernste Resignation eines alten Mannes, aber auch die menschenfreundliche Anteilnahme eines guten Menschen mit ungekünstelter Treuherzigkeit entgegen. Ein merkwürdiger Zufall fügt es, daß dieser Brief an Grillparzers 80. Geburtstag geschrieben ist[7]).

Lieber Herr Cousin!

Empfangen Sie den Ausdruck meines innigsten Beileides und meines tiefsten Bedauerns wegen des schmerzlichen Verlustes, den Ihnen und den Ihrigen das unerwartet plötzliche Hinscheiden Ihres edlen, trefflichen Herrn Vaters[8]) gebracht hat. Sonderbarer Weise fällt der

---

[1]) Katharina (heiratete den k. k. Salzbeamten Gautsch) und Theresia (vermählt dem gräfl. Nostiz'schen Direktor Ritschl).

[2]) in Karlsbad.

[3]) Katharina und Anna, beide in Karlsbad (oder Prag?) verheiratet.

[4]) Beide Brüder lebten als Bürger in Karlsbad.

[5]) vgl. oben S. 531, Anm. 3.

[6]) vgl. oben S. 531, Anm. 4.

[7]) Vgl. damit den Brief (an den Kustos Faust v. Pachler) vom 21. Jänner desselben Jahres (Wiener Zeitung 1902, Nr. 164).

[8]) Franz Seidl, gestorben 10. Jänner 1871. Vgl. oben.

Sterbetag dieses vielverdienten Mannes mit demselben Tage zusammen, dessen für mich sonst freudigen Eindruck ich durch diese Trauerkunde auf's schmerzlichste getrübt fühle, nämlich mit dem Tage meiner, unter den günstigsten Auspizien [1]) eingeleiteten und erwirkten Versetzung in den bleibenden Ruhestand nach 42jähriger amtlicher Thätigkeit.

Ich habe Vater [2]), Mutter [3]), Tante, eine innigstgeliebte Gattin [4]) und einen talentvollen Sohn [5]) begraben und weiß den Schmerz über solche unvermeidliche Einbußen in seinem ganzen Umfange zu ermessen.

Bleiben nun Sie der tröstliche Träger des Namens, den Sie mit mir theilen, versichern Sie Ihre verehrte Frau Mutter meiner aufrichtigsten Theilnahme und nehmen Sie diese Zeilen als Beweis der herzlichsten Theilnahme Ihres, in freundschaftlicher Hochachtung, Ihnen

ergebenen Cousins
Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 15. Jänner 1871.

III.

Im Besitze der Tochter des Dichters (Frau Wilhelmine Funke, Oberbauratswitwe in Hietzing) befinden sich noch einige nachträglich gefundene Manuskripte, welche daher nicht zusammen mit dem übrigen Nachlaß Seidls in die Stadtbibliothek gelangten.

Einige derselben sind noch unbekannt, zu einigen mögen ein paar kleine Bemerkungen mitgeteilt werden.

1) Nach der vermutlichen Entstehungszeit kommt zunächst eine fünfstrophige Jugenddichtung in Betracht, welche das Entschwinden des Glückes beklagt, das einst dem Dichter hold war und ihn auf allen Wegen begleitete, jetzt aber ohne Gruß an ihm vorübergeht; nur bisweilen stellt es ihm ein Blümchen an den Weg und so hofft der Dichter auf eine völlige Wiederversöhnung.

Es ist ein flüchtiger Entwurf, an welchen keine verbessernde Hand gelegt wurde [6]). Die erste Strophe lautet:

Das Glück und ich, wir war[en] einst
Zusammen du und du:
Mit offnen Armen kam es oft
Vom Weiten auf mich zu!

---

[1]) unter Verleihung des Ordens der Eisernen Krone.

[2]) vgl. oben. Der frühe Tod desselben brachte bekanntlich den Dichter in eine ähnliche schwierige Lage wie Grillparzer.

[3]) Am 15. Jänner 1849 in St. Pölten. Sie war eine geb. Lettner.

[4]) Therese, geb. Schlesinger, gestorben 2. Dezember 1854.

[5]) Karl, geb. 1830, gest. 1861, mit Hinterlassung eines Töchterchens Wilhelmine.

[6]) Wie sorgfältig der Dichter vor der Veröffentlichung seine Verse feilte, ist bekannt. U. a. lehrt dies ein Vergleich zwischen dem (ebenfalls nachträglich gefundenen und im Besitz der Frau Wilhelmine Funke befindlichen) ersten Manuskript-Entwurfe eines Festgedichtes und dem Drucktext („Gedenke mein“ für den 25. Jahrgang dieses Taschenbuches 1856).

Und schloß mich an sein hüpfend Herz
Und küsste den geringsten Schmerz
Oft ohne mein Verlangen
Von Stirne mir u[nd] Wangen!

Der Dichter des „Glücksglöckleins“ hat freilich später von einem viel erhabeneren Standpunkt aus über die Frage des menschlichen Glückes geurteilt.

2) Veränderung.

O Baum, bewahrst du noch die Züge,
Und prahlst du immer noch damit?
Wie lang schon ist es, daß die Liebe
Dir schwärmend in die Rinde schnitt!

Lösch' aus das Denkmal jener Stunden,
Um deren Flucht mein Auge weint:
Das Leben trennte längst die Namen,
Die deine Rinde noch vereint.

Dieses Gedicht steht mit kleinen Änderungen in Z. 3, 7 und 8 unter der Überschrift „Zwei Namen“ in der „Aurora“ für 1856 (p. 227).

Es trägt die Unterschrift „*Meta Communis*“. Dieses Decknamens bediente sich der Dichter seit 1834 immer wieder in der „Aurora“, bisweilen Jahr für Jahr, wobei meistens im selben Heft auch Dichtungen von „J. G. Seidl“ enthalten waren.

Wie indes sowohl Inhalt als auch Schrift und Papier zeigen, ist das Gedicht zweifellos viel früher als 1855 entstanden.

Der Stimmung nach entsprechen die Verse dem, was Julius von der Traun über unseren Dichter gesagt hat[1]). Doch notiert bereits Seidl selbst auf dem Manuskript: „Nach Parny“[2]). Es handelt sich, wie ein Vergleich beweist, um dessen dritte Elegie[3]).

Élegie III.

Bel artore, je viens effacer
Ces noms gravés sur ton écorce,
Qui par un amoureux divorce
Se reprennent pour se laisser.

Ne parle plus d'Éléonore;
Rejette ces chiffres menteurs;
Le temps a désuni les coeurs,
Que ton écorce unit encore.

---

[1]) „Natur und Herz, das war sein Reich“ (Einleitung zur Gesamtausgabe durch Hans Max, Wien 1877—1881, in 6 Bänden,)

[2]) Evariste Desiré (Vicomte de) Parny, erotischer Dichter der Revolutionszeit (1753—1814).

[3]) *Oeuvres de Parny,* Septième édition, Avignon (1798) I 65. Ebenso in anderen Ausgaben älteren Datums, z. B. Paris 1802.

Seidl scheint aber die spätere Umarbeitung[1]) der ersten Strophe gekannt zu haben, in welcher Z. 1—4 folgendermaßen lauten:

Bel arbre, pourquoi conserver
Ces deux noms q'une main trop chère
Sur ton écorce solitaire
Voulut elle-même graver?

Nicht uninteressant ist es, daß in einem anderen Gedicht Seidls jede der drei Strophen mit dem Refrain beginnt „Armer Baum, warum verdorben" [2]).

Wie im vorliegenden Falle eine Dichtung älteren Datums später unter einem anderen Titel der Öffentlichkeit übergeben wurde, so besitzt auch Dr. Wolfgang v. Wurzbach das Manuskript eines Gedichtes „Die Schlange am Halse", welches in der „Aurora" für 1847 (p. 244) mit verschiedenen stilistischen Änderungen[3]) unter der Überschrift „Das Schlangenhalsband" abgedruckt wurde.

Das Manuskript bezeichnet das Gedicht als „Deutsche Volkssage". Offenbar liegt eine Umgestaltung einer Grimmschen Märchenerzählung[4]) vor. Dort versteckt der Mann das Huhn vor seinem alten Vater; aus dem Huhn wird dann eine Kröte; „die sprang ihm ins Gesicht und saß da, und ging nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegtun wollte, so sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Gesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesieht; und also ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her".

3) Ein anderes Gedicht führt den Titel „Habsburgs Kaiserhaus" [5]). In sechs der Form nach mit der Volkshymne übereinstimmenden Strophen wird die Liebe zwischen Volk und Herrscher besungen und dann ein Gruppenbild der kaiserl. Familie beschreibend geschildert.

---

[1]) jetzt bequem zugänglich in der Ausgabe von Charles Sainte-Beuve, Paris 1862, p. 99.

[2]) „Unzeit" (Aurora für 1842, p. 253).

[3]) Die wichtigsten Lesarten des Manuskriptes gegenüber dem späteren Text sind: II 2 „hab' ich ja auch davon", V 1 „So saß er einst gehäbig breit am Tisch", VI 1 „an der Stubenthür", VIII 4 „Und was sie stöhnt, es ist kein — Segenswort", IX 4 „Da schreit er laut", XIII 3 „auf die Schultern", XIV 4 „Wenn er ihr Trank und Speise wehren will", XV 1 „Und will man sie", XVI 1 „Und so, wie der gezeichnet geht durch's Land", 2 „Trägt jeder Sohn ein gleiches Band", 3 „Den Schlangenreif des Aelternfluch's, der fest", 4 „Ihm unsichtbar den Hals zusammenpreßt".

[4]) Kinder- und Hausmärchen, Nr. 145 „Der undankbare Sohn".

[5]) Trotz aller Nachforschungen bleibt allerdings noch die Frage offen, ob das Gedicht nicht doch bereits irgendwo veröffentlicht wurde. Zwar erklärte mir auch Dr. Karl Fuchs (der Verf. der Seidl-Monographie und des obigen Aufsatzes), das Gedicht sei ihm unbekannt; aber da mir nicht alle dabei in Betracht kommenden, oft sehr entlegenen Druckschriften zugänglich waren, konnte ich mich zu einem Abdruck nicht entschließen,

Da nicht nur der Kaiser mit seinen Eltern und Brüdern vorgeführt wird, sondern auch die Kaiserin mit einem Kind („Sieh — und Habsburgs jüngste Blüte Ruhet sanft auf Ihrem Schoos!"), so läßt sich die Abfassungszeit mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen. Der „kleine Engel", dessen „Los Gottes Vateraug' behüten" soll, ist jedenfalls Erzherzogin Sophie[1]), so daß das Gedicht in der zweiten Hälfte des Jahres 1855 für irgend eine illustrierte Zeitschrift verfaßt zu sein scheint. Zwar trat später noch einmal der Fall ein, daß das Kaiserpaar nur ein Kind besaß (Erzherzogin Gisela[2]), nämlich nach dem Tode der erstgeborenen Prinzessin Sophie[3]), bis zur Geburt des Kronprinzen Rudolf[4]). Das Gedicht könnte also möglicherweise auch aus dieser Zeit stammen, was indes aus anderen Gründen nicht recht wahrscheinlich ist.

Daß das Versmaß der Volkshymne verwendet wird, kann nicht sonderlich überraschen. Seidl vermochte, wie es scheint, von dieser Strophenform nicht loszukommen. Er verfaßte (wohl um dieselbe Zeit) auch eine zweistrophige Variation des „Gott erhalte" auf die Kaiserin[5]), welche mit dem Segenswunsche schließt: „Heil Franz Josef, Heil Elisen, Habsburgs jüngster Blüte[6]) Heil!" Und noch zwei Dezennien später schrieb er bekanntlich „Zum 20. April 1873"[7]):

Neue Bande knüpfen wieder
Bayerns Land an Östreichs Aar,
Sende Deinen Segen nieder,
Herr, aufs junge Fürstenpaar:
Was den Eltern Du beschieden,
Ström' auf ihre Kinder aus,
So gedeih' in süßem Frieden
Habsburgs hohes Kaiserhaus!

Aber nicht nur die Form wiederholt sich und nicht bloß einzelne Reime und Wendungen kehren wieder, sondern auch ganze Verse. So ist in dem in Rede stehenden Gedichte „Habsburgs Kaiserhaus" Z. 1—4 der fünften Strophe identisch mit den ent-

zumal der Dichter auf dem Manuskript die Worte vermerkte „Ersuche um die Korrektur", während eine fremde Hand mit Bleistift dazu schrieb „Für den Illustrierten Kalender (Erklärung des Titelbildes? oder: zum zum Titelbild? oder: zur Bilderbeilage?)". Natürlich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Manuskript in Ermangelung eines geeigneten Bildes zurückgezogen wurde.

[1]) geb. 5. März 1855.

[2]) geb. 12. Juli 1856.

[3]) am 29. Mai 1857.

[4]) 21. August 1858.

[5]) mitgeteilt in der Einleitung zum 5. Bande der von Hans Max besorgten Ausgabe der Werke Seidls.

[6]) also ganz dieselben Worte wie in unserem Gedichte!

[7]) Vermählung der Erzherzogin Gisela mit dem Prinzen Leopold von Bayern.

sprechenden Zeilen der Zusatzstrophe[1]) und der Schluß der sechsten Strophe lautet wieder: „Heil Franz Josef, Heil Elisen, Habsburgs ganzem Hause Heil!".

4) Aus einer späteren Zeit, da Seidl fast nicht mehr dichtete, sondern bloß in der Art des alten Grillparzer seinen Stimmungen in Distichen Luft machte, stammt ein Epigramm, welches an Ludwig Scheyrer[2]) gerichtet ist.

Für ein Sträußlein Bifolien[3]).

Wer von Erinnerung lebt, wie ich, weiß doppelt zu schätzen,
Was ihm, in sinniger Form, freundlich Erinnerung beut.

Wien, am 7. April 1863.

Wenn er darunter die Worte setzt: „Dem stets getreuen Bifolien-Spender mit herzlichstem Danke J. G. S.", so paßt dies durchaus zu einer Briefstelle vom 17. März 1872 (an Julius v. d. Traun) „Was mich betrifft, so bin ich des Wanderns müde und freue mich, wenn ich Beweise erhalte, daß mein einstiges Streben nicht allseitig vergessen ist", wie er überhaupt in seiner Bescheidenheit immer glaubte, daß er schon vergessen sei.

IV.

Im Anhang zu diesen Mitteilungen eine kleine Nachricht über einige Zeugnisse des Dichters.

Zwei stammen aus der Knabenzeit und sind von Johann Wilhelm Bauer, „Direktor der k. k. Normal-Hauptschule bey St. Anna", ausgestellt. Sie tragen das Datum vom 8. April 1812 und 4. September 1813. Beide weisen als Erfolg die erste Klasse „mit Vorzug" auf, die Leistungen des ersten (über den ersten Kurs des ersten Jahrganges) sind durchwegs „sehr gut", (8 Gegenstände) im zweiten Zeugnis (über den zweiten Jahrgang) stehen 6 „gut"

---

[1]) mit Beziehung auf die Vermählung S. M. („An des Kaisers Seite waltet"). Da diese Strophe bereits der ersten offiziellen Verlautbarung des authentischen Textes der Volkshymne in der „Wiener Zeitung" (9. April 1854) beigefügt ist, bleibt die Wiederverwendung ziemlich auffällig. Zur Literatur über die Volkshymne vgl. übrigens Zeidlers Zusammenstellung in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte (II 333, 7. Heft) und Fuchs p. 78.

[2]) Um weniges jünger als Seidl (geb. 1811) verdankt Scheyrer, welcher sich auch in Gedichten versuchte, seine literarische Stellung dem 1856 veröffentlichten Sammelwerk „Die Schriftsteller Österreichs usf. bis auf die neueste Zeit" (von Seidl in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VIII, p. 411 besprochen). Er schied 1867 aus seinem Amte in der Staatsbuchhaltung und starb 1874 in Wien.

[3]) Bifolien (*Maianthemum bifolium*, zweiblättrige Schattenblume) hatte Seidl selbst seine dem Erzherzog Johann gewidmeten Balladen genannt, welche er in sechs, teilweise erneuerten Auflagen 1836—1866 gesammelt hatte.

und 18 „sehr gut" eingetragen. Als Vertreter der Aufsichtsbehörde unterzeichnete beide Zeugnisse der bekannte Pädagog und Schulreformator Joseph Spendou[1]).

Die beiden anderen Zeugnisse gehören in die Universitätsjahre. Sie sind in lateinischer Sprache abgefaßt und tragen die typische Überschrift „*Lecturis Salutem*". Beide betreffen Prüfungen aus der Religion und bescheinigen, daß Seidl „*praelectiones in Religionis scientiam diligenter* (bezw. *diligentissime*) *excepisse atque in secundo semestrali examine publico in classem primam relatum esse*".

Hier interessieren vor allem die Personen der Lehrer. Als „*C*[*aes*] *R*[*eg*] *Studii philos. Vice-Director*" erscheint Franciscus Wilde[2]), als Examinator und *Professor publ.* das erstemal (2. September 1820, erstes Schuljahr) Dr. Gregorius Ziegler, das zweitemal (12. August 1822, drittes Schuljahr) Coel. Keppler[3]).

Wien. Dr. A. Petak.

Johann Gabriel Seidl als Historiker und Schulmann.

„Wer wie Seidl so warm für seinen Stamm und sein Vaterland empfunden, wer wie er seine Aufgaben als Dichter, Forscher, Schulmann so wacker und nie ohne die wärmste Beteiligung seines patriotischen Herzens durchgeführt, der hat auch ohne die bleibenden Leistungen seiner dichterischen und wissenschaftlichen Kraft die pietätsvolle Erinnerung und Liebe verdient, die wir ihm weihen". So tönt der Nekrolog des am 18. Juli 1875 Dahingegangenen aus der Feder des damaligen k. k. Universitätsprofessors Dr. Wilhelm Hartel im Juliheft der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" aus.

Den altösterreichischen Patrioten hat die Nachwelt vergessen, der warmfühlende Dichter lebt jedoch im Volke fort; dem unermüdlichen Forscher, dem aufgeklärten Schulmanne seien diese Blätter zum hundertsten Wiegenfeste geweiht.

Am 21. Juni 1804 erblickte Johann Gabriel Seidl in Wien, wo sein Vater Advokat war, das Licht der Welt. Schon am Akademischen Gymnasium erschloß ihm Apoll der Lieder süßen Mund;

---

[1]) geb. zu Möschnach in Kärnten 1757, später Katechet an der Normal-Hauptschule und Oberaufseher der deutschen Schulen.

[2]) Wahrscheinlich der bei Wurzbach (Biogr. Lexikon d. Kais. Österr.) erwähnte Jesuit Franz Wilde aus Böhm.-Leipa.

[3]) Ziegler war ein Benediktiner (geb. zu Kirchheim in Schwaben 1770) und wirkte seit 1815 als Professor der Dogmatik in Wien. Als er 1822 Bischof von Tarnow wurde (er starb 1852 als Bischof von Linz), wurde Keppler sein Nachfolger.

seine Ode: 'An die Sonne' erschien in der Zeitschrift 'Die Cicade'. „Nachhaltigen Einfluß auf seine ästhetische und philologische Bildung gewannen während des sog. philosophischen Kurses der freisinnige Rembold und der tüchtige Stein, auf seine poetische wohl zumeist der Umgang mit hochbegabten Kollegen, wie Niembsch von Strehlenau, Münch-Bellinghausen, Herloßsohn, Tschabuschnigg u. a.“ [1]). Er selbst führt noch in seinen verschiedenen Schriften als liebe Freunde und Kameraden aus der goldenen Jugendzeit A. Grün, Ludwig Halirsch, Castelli an und es ist nicht zu zweifeln, daß auch Grillparzer und Bauernfeld auf ihn einwirkten.

Der 21jährige Jurist sandte einen der ersten Beiträge zum Denkmale, das auf „teutonischem Boden“ in Stuttgart dem Dichtergenius Schiller errichtet werden sollte, in den Liederzyklus: „Schillers Manen“. Die damals so beliebten Almanache und Tagebücher brachten aus der Zeit der philosophischen Studien, denen sich Seidl nach dem Tode seines Vaters (1824) eifrig hingab, lyrisch-epische Gedichte, die dann in den Sammlungen: „Lieder der Nacht“, „Dichtungen“, „Liedertafel“ erschienen. Schon zeigt sich des Dichters Wesen, das Wilhelm Hartel treffend kennzeichnet: „Erfüllt von den Vorzügen, welche Grillparzer seinen Landsleuten nachrühmt, dem schlichten Sinn, dem richtigen Empfinden und der gesunden Natürlichkeit, wurde er zum Sänger des stillzufriedenen Glückes der patriarchalischen, franziszeischen Zeit“ [2]) — ein echt österreichisches Dichterbild aus vormärzlicher Zeit.

Der größte Teil des Kontinentes und besonders Österreich war nach der elementaren Erschütterung in der Napoleonischen Zeit im Zustande physischer und geistiger Ermattung, völliger Resignation. Wie aus einer Todeskrankheit genesen, suchte man ängstlich die Ruhe unter der starken Hand des Gewaltigen der Zeit, unter dem Deckmantel der heiligen Allianz, jede Arznei geduldsam gebrauchend, nur keine Operation. Je mehr man sich jedoch erholte, desto mehr vergaß man Ursachen und Folgen der „bösen Zeit“ und lebte wieder in einer gewissen Behaglichkeit und Gemütlichkeit — in den Tag hinein. Wehe dem Ruhestörer! Klein blieben, klein wurden die Geister; der Zusammenhang mit der Außenwelt ward gelöst, die Innenwelt erstarrte.

Und als im Westen wieder schwere Gewitterwolken aufzogen, das ferne Wetterleuchten der neueren Zeit aufblitzte, da begann es auch an der Donau sich zu regen, zunächst auf literarischem Gebiete. Eine junge Sängerschar ließ ihre munteren Lieder von Lenz und Liebe, von seliger, gold'ner Zeit des guten Kaisers Franz I. und Ferdinand des Gütigen erschallen, Lieder voll stolzen Vaterlandsgefühls zu Ehren der scheinbar glücklichen Heimat. Vereinzelt fielen Wehmutstränen des Unbefriedigten in den übersprudelnden

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 554.
[2]) a. a. O. S. 557.

Freudenbecher und die dem fernen Schritte des Freigeistes zuhorchende Muse ließ schrille Töne in den frommen Vaterlandsgesang schallen. Der immer stärkere Weststurm warf bereits manches Kraftwort von Freiheit und Menschenrecht heimlich und nächtlicherweile in das alte Österreich und die Torwächter des Absolutismus hatten vollauf zu tun.

Seidl blieb wie viele Tausende davon unberührt. Er lebte ganz und gar seinen Studien, dem Unterrichte; denn „die *angusta paupertas* geleitete ihn eine lange Strecke seines Lebens“ [1]).

Nach dreijähriger Vorbereitung für das Lehramt erhielt er laut Dekrets der k. k. Hof- und Studien-Kommission vom 7. April 1829 die Stelle eines Grammatikallehrers am Gymnasium in Cilli [2]). Sofort heiratete er seine „teure Therese“ (Schlesinger), die er als Hauslehrer bei einem Großhändler in Wien kennen gelernt hatte. Der Hochzeitstag war zugleich der Abschied von der lieben Vaterstadt, von den Jugendfreunden, besonders A. Grün, „dem teilnehmenden Vertrauten seiner Liebe“ [3]). Als er mit seinen Lieben (Mutter und Tante begleiteten das Paar) am Semmering der neuen Heimat entgegenfuhr, las und deklamierte er, neben dem Wagen einherschreitend, seinen Liebling Hölty. In Graz machte er die Bekanntschaft Gottfried Ritter v. Leitners, der sein Mitbewerber um die Cillier Stelle gewesen, und auf den ihn A. Grün aufmerksam gemacht hatte. Am 29. April kam er endlich in Cilli an.

Groß und entscheidend war der Sprung aus der Residenz in die kleine Provinzialstadt, die damals 2500 Einwohner zählte. Doch rasch fand er sich in die Verhältnisse an der Seite des „schwarzaugat'n Derndals mi'm nußbraunen Haar“ [4]), in der herrlichen Umgebung und Natur der Stadt und in der freundlichen, heiteren Bevölkerung, deren „*spiritus rector*“ der frohmütige Poet alsbald wurde, die ihn mit Stolz den Ihrigen nannte. „Das freundliche Entgegenkommen der Menschen“, sagt er selbst in der Vorrede zu den 'Flinserln', „das gemütliche Wohlwollen und die zutrauliche Geselligkeit, die süße Aufdringlichkeit der ländlichen Umgebung ließen kein eigentliches Heimweh in mir aufkommen. Und wenn die acht schönsten Jahre meines Lebens manchmal getrübt wurden von der dunklen Ahnung, als ob mein Aufenthalt in diesem Landstädtchen am Ende doch nichts als ein freundliches Exil wäre und die Großstadt meinem Geiste zuträglichere Nahrung böte, so flüchtete ich mich in Gedanken nach der Heimat und schlug 'Flinserln', sandte ich in den 'Flinserln' Grüße allen jenen, die mich verstehen, grüßte ich den Boden, dem sie entsproßten, grüßte ich mein liebes Wien und vor allem den lieben Stefansturm recht

---

1) a. a. O. S. 555.
2) Cillier Gymnasialakten.
3) Vorrede zu den 'Flinserln'.
4) 'Flinserln' I 5.

herzlich". So sehr hing er an seiner ersten und zweiten Heimat! Und in „Wanderungen durch Tirol und Steiermark" finden wir Ähnliches[1]). „Ich lebte einmal in einer großen Stadt und es kam eine Zeit, wo ich in einer kleinen Stadt leben mußte — und dann gerne lebte — und zuletzt beinahe vergaß, wie man in einer großen Stadt leben könne. Der Übergang war so plötzlich, so unvermutet, als ob Fausts Mantel mich fortgetragen hätte. Und als ich aufsah und die Blicke umherschicken wollte, um Kundschaft einzuziehen über meine Umgebung, da standen Weib und Kind um mich her und teuere Angehörige, die den Zauberflug mir zu Liebe mitgemacht, und neue Gesichter drängten sich, Liebe fordernd, um mich her — ich konnte den Horizont mit der Hand umspannen und fragte nicht viel, was darüber hinauslâge. Und eines Abends da pochte es an meiner Tür und auf mein freudiges: Herein! erschien ein hohes Weib mit jugendlichem Antlitze voll wehmütig feierlichem Lächeln, ein Weib, das ich von Wien aus kannte, wo ich ihr — ich weiß es recht wohl — im Paradeisgärtchen zuerst begegnete, ein Weib, das mich bei der Leiche meines Vaters tröstend in die Arme schloß, ein Weib, das die einzige Vertraute meiner ersten Liebe war — die Frau Muse. Sie setzte sich zu mir und plauderte mir von meiner Heimat und von meinen Lieben; sie führte mich hinaus auf die Berge meiner neuen Umgebung und befreundete mich mit ihrer liebsten Freundin, der Natur, und besuchte mich, wo nicht täglich, so gewiß wöchentlich. Sie lehrte mich ein neues Element kennen: die häusliche Ruhe, die süße Heimlichkeit des Zuhauseseins — mit einem Worte: die Lichtseite des Kleinstadtlebens. So kam es, daß ich in meinem lieblichen Exile zufrieden lebte."

Dem süßen Wahne der Poesie gab sich Seidl in seinem neuen Berufe so recht mit Herzenslust hin. „Dort", sagt sein erster Biograph, „erweiterte und vertiefte er seine literarhistorischen Studien, indem er neben den alten Autoren, die im Mittelpunkte seiner Interessen standen, die Dichtungen der Franzosen, Spanier, Engländer las und studierte". Und „nachhaltige Anregung verdankte er den Lyrikern der Alten, deren Wert er durch wiederholte Übersetzungen immer mehr erkannte, so daß er den Plan faßte, das, was große Sänger der Vorwelt sangen, mit seiner ewig bleibenden Wahrheit und Trefflichkeit, dem Volksmunde der Jetztzeit geläufig zu machen, und Horazische und Anakreontische Lieder in seinem geliebten Niederösterreich frei reproduzierte"[2]). So entstanden auf steierischem Boden die innerösterreichischen Volksweisen 'Almer' über Anregung des Erzherzogs Johann und ein Großteil der in niederösterreichischer Mundart geschriebenen 'Flinserln' im Wetteifer mit seinem Freunde Castelli. „Ich habe", sagt Seidl[3]), „mit

[1]) I, S. 6 f.
[2]) a. a. O. S. 558.
[3]) Vorrede zu den 'Flinserln'.

meinen Dialektliedern erreicht, was ich zu erreichen beabsichtiget, wenngleich nicht gehofft hatte: sie befriedigten die Gebildeten — und gingen ins Volk über.“ Damit hängt innig die Pflege des Volksliedes zusammen, „dieses unerschöpflichen Bornes deutscher Lyrik seit Bürger und Goethe“. Und „im Volkstümlichen liegt Seidls Eigentümlichkeit und Stärke“ [1]). Viele seiner Lieder leben in reizenden Kompositionen der Künstler, wie Schubert, Lachner, Schumann, Küken, Esser, Löwe u. a. fort, der sicherste Beweis ihres lyrischen Wertes.

So danken wir die meisten und schönsten lyrisch-epischen Dichtungen Seidls dem Cillier Aufenthalte. Wer hätte sich nicht an so manchem Gedichte der Sammlung „Lieder der Nacht“ ergötzt, wer nicht Balladen aus dem herrlichen Strauße „Bifolien“ — nach der in der Umgebung von Cilli so schön blühenden Lieblingsblume des Sängers, *bifolia pratensis,* benannt — vorgetragen! An den einfachen, seelenvollen Erzählungen des Altösterreichers ‘Georginen’ (1836), ‘Episoden aus dem Romane des Lebens’ (1839), „lauter Proben eines gebildeten Geschmackes“ [2]), erlabt sich noch heute manch zartes Gemüt. In diese Zeit fallen ferner die Übersetzungen der lateinischen Fabeln des Gabriel Faërnus (1831) — philologisch merkwürdig — endlich eine Fülle von Fest- und Gelegenheitsgedichten, dramatische Prologe und Versuche, Sprüche u. a. So grüßt noch jetzt den Wanderer, der aus Cillis schönem Stadtparke am rechten Sannufer aufwärts zieht, bei der labenden „Seidl-Quelle“ der Spruch:

> Nahst Du dem Quell auf freundlichen Wegen,
> Rausch er erquickungsvoll, ström er Dir Segen! (1838.)

Seidl setzte damit seinem Freunde Rauscher ein Denkmal und auch sich — leider das einzige!

So reiches dichterisches Schaffen auf steirischem Boden danken wir auch dem Umstande, daß Seidl als Schulmann sich glücklich fühlte.

Nach „mit voller Zufriedenheit zurückgelegten Diensttriennium“ wurde er im Jahre 1832 als „Gymnasialprofessor“ bestätigt und fünf Jahre darnach ließ ihn „die k. k. Hof- und Studienkommission laut Dekretes vom 19. Januar l. J., Z. 8375“, „rücksichtlich seiner eifrigen Verwendung“ die Anerkennung aussprechen. Im folgenden Jahre wurde er zum Humanitätslehrer mit einem Gehalte von 600 fl. ernannt und erhielt im Jahre 1839 die erste Dezennalzulage im Betrage von 200 fl. [3]). Vollständig wurde allhier sein Glück, als ihm seine geliebte Therese einen Sohn, Karl, und eine Tochter, Wilhelmine, schenkte [4]).

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 557.
[2]) a. a. O.
[3]) Cillier Gymnasialakten.
[4]) Ersterer starb als Techniker, letztere führte nach dem Tode der Mutter (1854) den Hausstand.

Lebhaft blieben Seidls Beziehungen zu den Wiener Freunden, besonders zu A. Grün, der in einer heitern Epistel aus Thurn am Hart seinen „geliebten trefflichen Hans Gabriel" zu einem Besuche einlud. In einem Briefe aus Wien: „An den lieben unvergeßlichen Erzengel" sagt Grün am Schlusse: „Unerschöpflich bleibt gewiß meine innerste Anhänglichkeit und freundschaftliche Erinnerung an Sie, selbst in Foliobänden würde ich sie nicht ganz ausschreiben können". Beider Freund, der junge Dichter Ludwig Halirsch, dessen Tagebuch und Gedichte Seidl später herausgab, besuchte unseren Dichter in Cilli auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1831. Und sieben Jahre darnach besuchte dieser seine Freunde in Wien, um bald wieder ganz bei ihnen zu sein. Denn im Jahre 1840 verlieh ihm Kaiser Ferdinand I. auf Empfehlung des Grafen Moritz Dietrichstein die Stelle eines dritten Kustos am k. k. Münzen- und Antiken-Kabinette[1]). Freilich mußte er früher sterben. Aus bisher unbekannter Veranlassung lief nämlich das Gerücht durch die Zeitungen: „Er starb — er ist tot!"[2]) Und die Redaktionen vieler in- und ausländischer Blätter, voran die Augsburger 'Allgemeine Zeitung', deren Mitarbeiter er war, brachten Todesanzeigen und Nekrologe und bald darauf Widerrufe mit herzlichen Worten der ehrenvollsten Anerkennung. Er sollte die neue Stelle sofort antreten, aber über Ansuchen der Gymnasialdirektion verblieb er bis zu Ende des Schuljahres in Cilli und wurde am 6. August seines Amtes enthoben[3]).

Ja, der Dichter starb — die Zeit seines „glücklichen Exils, wo er die zwölf schönsten Jahre seines Lebens verlebt, mitten in Steiermarks Eden"[4]), sie war dahin und es kam die Zeit ernsterer Arbeit, die Zeit des ihm unsympathischen Umsturzes. Als ob er im prophetischen Geiste solches geahnt, fühlte er den Abschied von Cilli so schwer:

Begreifen konnt' ich kaum die Liebe,
Mit der man mir entgegen kam,
Und schmeichelnd mich, damit ich bliebe,
Umschloß und in die Mitte nahm.
O könnt' ich, was in Traumesweben
In einer fremden Stadt ich fand,
Bei meiner Rückkehr ich erleben
In mein geliebtes Heimatland!

Und in den 'Flinserln':

Ja, d'selbn war ich glückla,
Denn d'selbn war ich jung,
A Waldbam ohni Holzwurm,
A Glock'n ohni Sprung.

---

[1]) K. k. Hof- und Studien-Kommission vom 7. Mai, Z. 2943.
[2]) Gedicht: 'Die Bestellung'.
[3]) Cillier Gymnasialakten.
[4]) Hermann Graf v. Cilli ('Der Aufmerksame', 1842, Nr. 13.

Der Altösterreicher überhörte den immer stärkeren Schritt und Ruf des Zeitgeistes; er ließ sich von seinem Glauben an die Rechte des Herzens, an die Treue der Menschen gegen sich selbst und gegen andere, an den Patriotismus der Völker Österreichs nicht abbringen. Der Gedanke, daß die Einheit des Vaterlandes gelöst werden könnte, daß die Vaterlandsfeinde in der Preisgebung der Autoritäten, in der Lockerung des Länder und Völker umschlingenden dynastischen Bandes die Bürgschaft des neuen Staatsbestandes und des freiheitlichen Fortschrittes suchen werden, erschien ihm unfaßbar. Aber der Freiheitsgeist mit und ohne Maske erfaßte wild die Massen, der Weststurm fachte die Lohe an — und Altösterreich sank in Trümmer. An Stelle des Absolutismus und Militarismus trat der liberale Konstitutionalismus, der zersetzende Föderalismus, endlich eine merkwürdige Verquickung beider, der Dualismus.

Seidl fehlte der Glaube an Werden und Bestand des Neuen, er blieb diesem gegenüber kühl bis ans Herz hinan:

Ha, Funken vor dem Fenster hier
Und Funken in dem Ofen dort,
Trotz allem Sprühen scheuchet ihr
Den innern Frost mir doch nicht fort [1]).

Und:

Oft glaubt' unter hundert närrischen Leuten
Ich — der Gescheite ganz allein,
Oder unter hundert Gescheiten
Ich — der alleinige Narr zu sein [2]).

Altösterreich sank, der Altösterreicher blieb. Seidls sanfte, gefühlvolle Dichtung wich dem „Trutzgesang der Jungen“ wie der milde Lenz dem heißen, stürmischen Sommer. Die Begeisterung schwand, der Liedermund verstummte.

Was ich fühlt' im jungen Busen,
Hüllt' ich lebhaft einst in Verse;
Treulos zeigen, ach, die Musen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferse! —

Auf meiner Fahrt durchs Leben
Hatt' ich so manches aufzugeben —
Doch einen Verlust verschmerz' ich nie,
Abhanden kam mir — die Poesie! —

Die wahre Herzenspoesie,
Sie ist erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,
Der ist mit ihr gestorben [3]).

„Am Abende seines Lebens hatte jedoch Seidl die Genugtuung zu erfahren, wie man ruhiger die Vergangenheit und ihre

[1]) 'Winternacht'.
[2]) Spruch.
[3]) Sprüche.

in seinen Liedern so treu sich spiegelnden Ideale aufzufassen und eine Zeit zu würdigen begann, welche mächtiger denn je auf diesem Boden die Liebe zum Vaterlande und die Begeisterung für die Ideale des Lebens zu entflammen vermochte" [1]).

Die wissenschaftliche Forschung und Arbeit begann nun vollends und der Schulmann verwertete seine Erfahrung, sein Wissen für die Entwicklung der österreichischen Mittelschule, besonders der Gymnasien.

Als Historiker wurzelte Seidl im Boden Cillis. Schon Freiherr von Hormayr hatte den jungen Philosophen angeregt und ihm die Spalten seines 'Archivs' geöffnet. Auf dem antiken Boden Cillis, wo jeder Schritt auf Ruinen des Römertums, wie Architektonisches, Gedenktafeln mit Inschriften, von denen schon die Schriftsteller des XII. Jahrhunderts mit Staunen erzählten, auf Waffen, Schmuck und Gerätschaften, auf Münzen stößt; in der Heimat des mächtigsten innerösterreichischen Dynastengeschlechtes, das in die Geschichte der Habsburger und der östlichen und südöstlichen Nachbarländer gewaltig eingriff, der gefürsteten Grafen von Cilli, deren Burg „mit hohlen Augen so düster in den Strom hinabstarrt" [2]); im Lande, wo durch die Arbeiten Adalbert Muchars ein neues geschichtliches Leben begann: da mußte sich auch in Joh. Gabriel Seidl der Historiker immer stärker regen und betätigen.

In der Einleitung zu den 'Epigraphischen Exkursen' aus dem Jahre 1848 sagt er, daß er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in dieser Stadt besser als irgend jemand Gelegenheit gehabt hatte, sich durch Autopsie mit den Monumenten aus der Römerzeit zu befreunden, sich für dieselben zu interessieren. Leider waren schon damals mehr denn hundert Römersteine verschleppt worden, was er in 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' beklagte und in der historischen Skizze 'Hermann Graf von Cilli' mit Humor feststellte: „Das Restchen (Römersteine) schmilzt von Jahr zu Jahr ein und bei meinem vorjährigen Ausfluge (1841) nach dem freundlichen Örtchen ging es mir wie jenem Schulmeisterlein in der Schule: Ich sah viele, die nicht da waren."

Als Kustos des k. k. Münzen- und Antiken-Kabinetts „schöpfte er aus den reichen, seiner Obhut anvertrauten Schätzen Anregung und Stoff für antiquarische Studien, die ihn uns in rüstigem, unermüdlichem Schaffen auf den weiten Gebieten der Numismatik, Epigraphik, Archäologie zeigen" [3]). Großen Einfluß nahm auch der treffliche Ekhel.

Seidl beklagte in den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst' im Jahre 1840, daß wir zwei wichtige Behelfe zur Herstellung einer festeren Basis für die Geschichte unseres Vater-

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 559.
[2]) 'Burgruine'.
[3]) Nekrolog a. a. O. S. 555.

landes, „die ja nicht erst im XIII. Jahrhundert beginnt, sondern mehr denn ein Jahrtausend dauert“, nicht besitzen, nämlich eine Sammlung der innerhalb der Umfangslinie der österreichischen Monarchie gefundenen Inschriften und eine archäologische Karte Österreichs. „Denn der österreichische Boden ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Altertümer der verschiedensten Völker und Zeiten“ [1]). Sein Streben und Mühen ging fortan dahin, ein *corpus inscriptionum Imperi Austriaci* zu begründen.

Die römische Altertumsforschung in den österreichischen Ländern ist verhältnismäßig alt. Schon die fahrenden Italiker des XV. Jahrhunderts regten sie an und die Renaissance begünstigte sie. Eine Fülle von Leistungen bot zunächst der *antiquus Austriacus,* dem Peutinger, Choler, Baissardus, Augustinus Tyffernus, Apianus, Aventinus, Lazius und der *codex Dati* im XVI. Jahrhundert, dann A. Manutius, P. Lambecius im XVII. Jahrhundert folgten. Das waren die Grundlagen der Forschungen eines Jordan, Erasmus Fröhlich und Muratori im XVIII. Jahrhundert. Durch Josef Ekhel drang die Absicht, ein allgemeines österreichisches Inschriftenwerk zu begründen, in weitere Kreise und Maria Theresia bestimmte das k. k. Münzen- und Antiken-Kabinett als großen archäologischen Sammelplatz; doch wurde erst im Jahre 1812 die erste Sammlung veröffentlicht. Es folgten nun Veröffentlichungen in den ‘Wiener Jahrbüchern’ seit 1829 [2]), in Schmidts ‘Österreichischen Blättern’ (1841—1848), in Arneths ‘Musealbüchern’ (1855—1866), in den ‘Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst’ (1883) und in den Schriften der Kais. Akademie der Wissenschaften; zu einer allgemeinen Sammlung archäologischer Funde innerhalb der Monarchie kam es nicht; ein schwacher Versuch war Steiners ‘*Index inscriptionum romanarum Danubii et Rheni*’ [3]).

Seidl unterzog sich bereitwilligst der Aufgabe, die epigraphischen und numismatischen Funde Österreichs zu sammeln und zu veröffentlichen. Dabei stieß er bald auf große Schwierigkeiten. Dem k. k. Münzen- und Antiken-Kabinette wurde häufig nur eine mindere Auswahl der Funde teils geschenkt, teils zum Kaufe angeboten und über ihre Herkunft konnte man öfters entweder gar keine oder nur mangelhafte Auskunft geben; dann wurden die Funde nur in kleinen, wenig bekannten und schwer aufzutreibenden Lokalblättern veröffentlicht. „So blieb“, wie Seidl klagt, „was Gemeingut aller Fachgenossen und durch sie der ganzen gebildeten Welt werden sollte, großenteils das Sondergut einzelner Körperschaften und Vereine, denen der Rapport untereinander abgeschnitten oder doch erschwert war“ [4]). Er trat deshalb mit der

---

[1]) Sitzungsber. d. K. Akad., phil.-hist. Kl. VIII, S. 217.
[2]) Band 45; Cilli war am stärksten vertreten.
[3]) Mitteil. d. hist. Ver. f. Steierm. XXIII, S. 31 f.
[4]) Archiv f. Kunde österr. Geschfg. VI, S. 208.

Bitte an die Öffentlichkeit, man möge mit Bezug auf die bestehenden Fundgesetze — ein Drittel jedes Fundes war an das Ärar (Münzen- und Antiken-Kabinett) abzuliefern, zwei Drittel fielen dem Finder und dem Eigentümer des Grundes zu gleichen Teilen zu — wenigstens alle Funde ihm oder dem Kabinette gewissenhaft mitteilen; die Provinzialblätter sollen jedesmal eine genaue Beschreibung der Gegenstände dem Kabinette zukommen lassen und alle Nummern, deren Rubrik: Archäologische Funde, besetzt ist, einsenden; denn nur so könne der Zweck, ein *corpus inscriptionum Austriacarum* zu gründen, erreicht werden. Betreffs der Gelehrten meinte er: Besser für die Wissenschaft, sie zanken sich um eine Entdeckung, wenn auch nicht immer in den passendsten Ausdrücken, als daß sie, abgestumpft durch die Indolenz ihrer Umgebung, die Hände müßig in den Schoß legen [1]).

Mit solcher Begeisterung, die den Umständen nicht proportional war, ging Seidl sofort ans Werk. Im Jahre 1843 erschienen in den 'Wiener Jahrbüchern der Literatur' [2]) die 'Epigraphischen Exkurse', und zwar die '*Monumenta Celeiana*', eine Zusammenstellung römischer Inschriften und Denkmäler, die er teils selbst in Cilli gesehen und kennen gelernt, teils von auswärts aus Mitteilungen älterer Gewährsmänner zusammentrug und bis 1845 fortsetzte, im ganzen 152 Nummern.

Wurde durch das alte Fundgesetz der Fundverheimlichung und Verschleppung Vorschub geleistet, so brachte das neue vom 31. März 1846, nach welchem der Staat auf seinen Anteil zugunsten des Finders und Eigentümers verzichtete, dafür den politischen Behörden auftrug, wissenschaftlich bedeutsame Funde den Landesstellen anzuzeigen, die dann die für solche Gegenstände bestehenden Anstalten und Vereine zu verständigen hatten, keinen Vorteil. Im Jahre 1851 sprach es Seidl offen aus, daß das neue Fundgesetz der Sache den empfindlichsten Schlag versetzt habe; denn von diesem Augenblicke an war dem Zentral-Museum die Zufuhr von Altertumsgegenständen merklich abgeschnitten, die Provinzial-Museen hatten wie von rechtswegen freie Hand. Er wandte sich deshalb direkt an Private mit der Bitte, ihre Funde und Veröffentlichungen in den Provinzialblättern sofort dem Kabinette mitzuteilen [3]).

Zu solchen Schwierigkeiten kam auch noch der Vandalismus, den Seidl öffentlich beklagte: „Es wäre für solche Fälle der Indolenz heilsam, wenn man neben einer Chronik archäologischer Funde zugleich eine die hierbei vorkommenden Unfälle kontrolierende Rubrik führte, wie Didron in seinen *Annales archeologiques*

[1]) a. a. O.
[2]) Band CII, CIV, CVIII, CXI, CXV, CXVI (Anzeigeblatt).
[3]) Archiv VI, S. 210 f.

solche Frevel an der Wissenschaft fortwährend unter der Aufschrift 'Actes des Vandalisme' der Öffentlichkeit preisgibt"[1]).

Nicht minder klagte er über die Gleichgiltigkeit der Zeit. „Je höher die Wogen der Zeit gehen, je ungestümer die Anforderungen des öffentlichen Lebens von allen Seiten sich geltend machen, je lauter und unabweisbarer die Gegenwart ihre Rechte verlangt, desto berührungsscheuer zieht der Mann der Wissenschaft sich in sich selbst zurück, desto geheimer tut er mit den Errungenschaften, mit denen die Fragen des Tages nichts gemein haben. Und in der Tat ist wahres Interesse für archäologische Forschungen nur ausnahmsweise vorhanden"[2]). Der provinzielle Separatismus, durch das zum Durchbruche gelangte Streben nach allseitiger Entwicklung der Nationalitäten genährt, trat der Gründung eines archäologischen Zentral-Museums der österreichischen Monarchie mehr denn je entgegen. Es kam nur zur Gründung eines solchen für das Kronland Österreich unter der Enns, „das aber mit dem vorlieb nehmen mußte, was auf dem klassischen Boden Carnuntums ungarische, jenseits des großen Donaulimes mährische und böhmische Händler ihm zukommen ließen".

Trotz allem arbeitete der Patriot und Forscher weiter. In den Jahren 1846 und 1847 erschien in den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst'[3]) unter der Aufschrift 'Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie' eine reiche Sammlung der ihm bekannt gewordenen Funde, die er nach den einzelnen Provinzen der Monarchie ohne Rücksicht auf das Zeitalter zusammenstellte und mit erläuternden Anmerkungen versah. Von der Kais. Akademie der Wissenschaften, die „leider ihre Wurzel nicht beim Sonnenschein des Friedens schlagen konnte", hoffte er für seine Sache sehr viel und begrüßte mit Freuden das 'Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen', das den Zweck hat, Historisch-Archäologisches zu sammeln. Darin setzte er die 'Beiträge zu einer Chronik archäologischer Funde in der österreichischen Monarchie' in den Jahren 1849 und 1851 fort[4]), ebenso in dem 'Sitzungsberichte der kais. Akademie' vom Jahre 1852[5]).

Nachdem „die gewaltigen Stürme über die Monarchie dahingebraust", erwartete Seidl mit Zuversicht, sie werde wie auf anderen so auch auf dem speziellen Gebiete der Archäologie und Geschichte in neue Bahnen eintreten. Er wandte sich mit der Bitte an die Akademie, alle Vereinspublikationen, Monatsschriften und Journale

---

[1]) Österr. Bl. f. Lit. u. Kunst 1846, S. 963.

[2]) Archiv a. a. O.

[3]) 1846: Nr. 18, 19, 20, S. 137—160; Nr. 45, S. 345—348; Nr. 135, 136, 137, S. 1049—1069; 1847: Nr. 242, 243, 244, S. 961—970; Nr. 278, 280, S. 1101—1112; Nr. 294, 295, S. 1165—1172.

[4]) 1849: Bd. II, S. 159 ff.; 1851: Bd. VI, S. 205 ff.; 1853: Bd. IX, S. 81 ff.

[5]) 1852: III, S. 81 ff.; VIII, S. 216 ff.

zu pränumerieren, ferner auch dahin zu wirken, daß die Privaten und Tagesblätter seinen Wünschen nachkommen. Das gesamte Einlaufsmaterial möge von einem oder von einer Kommission geprüft, geordnet, erläutert und in eine übersichtliche Darstellung gebracht werden, der mit Recht der Titel: 'Archäologische Fundchronik des österreichischen Kaiserstaates' gebührte. Für die Bearbeitung des Riesenstoffes entwarf er folgenden Plan: 1. Aus den Bearbeitungen und Sammlungen der Väter Apian, Laz, Gruter, Muratori, Donati u. a. bis auf Schönwiesner, Katanczich, Orelli und Steiner soll das den einzelnen Ländern Gehörige herausgesucht und zusammengestellt werden. 2. Ebenso sollen alle selbständigen Werke und Nachweisungen, die als Ergebnisse neuerer Zeit die erwähnten Sammlungen fortsetzen, ergänzen, aufhellen und berichten, gesammelt und redigiert werden. 3. Alles, was von Monat zu Monat, von Semester zu Semester sich in diesen Sachen bemerkbar mache, soll einen Sammelpunkt haben. Die Münzen mit gemeinsamen Angaben und Abbildungen sollen geographisch-chronologisch geordnet werden. Hierbei hebt er die großen Verdienste des Direktors des Münzen- und Antiken-Kabinetts Arneth und seines Freundes und Kollegen Bergmann, der auch „drei glückliche Jahre als Professor am Gymnasium in Cilli zugebracht hatte", gebührend hervor. Großen Wert legte ferner Seidl darauf, daß dem Publikum Interesse an antiken Denkmälern beigebracht werde, auch den Bauern und Taglöhnern, die bei ihren Arbeiten öfters auf solche Gegenstände stoßen und die ein gewisses natürliches Interesse an solchen Dingen haben. Zu diesem Ende sollen Aufklärungsschriften im volkstümlichen Tone verbreitet werden. Die Schüler der Volks- und Mittelschulen seien aufmerksam zu machen und für die Sache zu gewinnen; „eine Grundlage dafür ist ja die jugendliche Phantasie und Wißbegier. Die Folgewirkung wird aber die Liebe zum Vaterlande aus der gründlichen Kenntnis der Vergangenheit desselben sein" [1]).

Seidls Anregungen, Bestrebungen und Arbeiten wurden je länger desto mehr anerkannt und vom richtigen Standpunkte aus beurteilt. Im Jahre 1851 äußerte sich M. Raoul Rochette, Sekretär der Pariser Akademie, dahin, daß die Idee, die Fundorte der Denkmäler genau zu kennen und diese in eine Chronik zu sammeln und zu veröffentlichen, für die Kenntnis der Antike und für die Kritik sehr förderlich sei und er sah in Seidls Vorgang ein sehr gutes Beispiel. Archäologen und Kapazitäten forderten ihn auf, seine Beiträge fortzusetzen; Gelehrte vom Fache zitierten ihn und benützten seine Arbeiten als Repertorium, so Muchar, Knabl, de Wal, Hefner, Gaisberger, Arneth, Zell u. a. Er genoß die große Freude, von Mommsen im *corpus inscriptionum latinarum* betreffs Norikums nicht bloß zitiert und benützt worden zu sein, sondern

---

[1]) Sitzungsber. VIII, 3, S. 216 ff.

in diesem Werke seine Wünsche teilweise verwirklicht zu sehen. Das war der „König der Wissenschaften", für den er unermüdlich „Kärnerdienste verrichtete, für den er nach Maßgabe seiner Kräfte auch einiges Material zu dem Baue herbeischaffte, bei dem noch mancher zu tun haben wird" [1]). Denn „nur aus einzelnen Steinen besteht der größte Bau, daher ist auch der einzelne Stein nicht unwichtig und jeder mögliche Zuwachs eine Gewissenssache für denjenigen, der ihn zu liefern vermag und das zu tun verabsäumt" [2]). „Es zeugt", sagt Wilhelm Hartel, „für den richtigen wissenschaftlichen Blick Seidls, eine so bedeutende und zeitgemäße Aufgabe sich gestellt zu haben; es zeugt für seine wissenschaftliche Ehrlichkeit, als er sich bei der Lösung derselben von keiner Seite unterstützt sah, sie nicht aufzugeben und was an ihm lag, geleistet zu haben" [3]). Daß er nicht selbst ein König der Wissenschaften war, wer wollte ihm dies zum Vorwurfe machen? Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man Seidl auch ein Verdienst an der Gründung der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale zuschreibt, der er lautes Interesse, volle Sympathie entgegenbrachte [4]); sie redigiert ja das *corpus inscriptionum Imperii Austriaci.* Wegen der archäologischen Arbeiten wurde Seidl bereits im Jahre 1848 von der Kais. Akademie zum korrespondierenden und drei Jahre später zum wirklichen Mitgliede ernannt.

Was das Einzelne anlangt, so bezieht sich ein Großteil der von Seidl veröffentlichten Denkmäler auf Innerösterreich, Steiermark, Cilli. Welches Interesse er zunächst an diesen hatte, sagt ein Aufsatz in der 'Augsburger Zeitung' [5]) vom Jahre 1845, worin er bedauert, daß sich in Innerösterreich seit dem Laibacher Kongresse nichts ereignet habe, was in der Welt Aufsehen erregen würde. Als ein besonderes Ereignis begrüßte er daher das Erscheinen des ersten Bandes von Muchars 'Geschichte des Herzogtums Steiermark', welches Werk „sorgfältiger Sammelfleiß, unverdrossenes Quellenstudium, lebhafte Liebe zum Vaterlande und genaue Kenntnis seiner Denkmäler durch Autopsie auszeichnen". Als besonders fördersam für die geistige Entwicklung dieser Länder erschien ihm die Gründung des historischen Vereines für Innerösterreich durch den Erzherzog Johann; aus demselben ging bald der historische Verein für Steiermark hervor, in dessen 'Mitteilungen' Richard Knabl die 'Epigraphischen Exkurse' Seidls fortsetzte.

Die rege historische Tätigkeit Kärntens hob er hervor durch den Hinweis auf die Zeitschriften 'Carniola' und 'Kärntnische Zeitschrift', auf Wagners 'Beiträge zur Geschichte und Topographie

---

[1]) Archiv IX, S. 86.
[2]) Sitzungsber. XIII, S. 235.
[3]) a. a. O. S. 561.
[4]) Archiv IX, S. 100.
[5]) Nr. 123.

Kärntens' und des Freiherrn v. Ankershofen 'Geschichte Kärntens'. Krain wünschte er einen zweiten Valvasser und Linhart[1]).

Die grüne Mark lag Seidl sehr am Herzen, er nannte sie seine zweite Heimat und vor allem Cilli. In den '*Monumenta Celeiana*' „wollte er einen Teil des unauslöschlichen Dankes für einen langjährigen beglückten Aufenthalt alldort abtragen“[2]).

„Für die Altertümer Cillis“, sagt Arneth, „hat Johann Gabriel Seidl in seinen Aufsätzen, welche er unter dem Namen 'Epigraphische Exkurse' mit viel Geschmack und großer Gelehrsamkeit veröffentlichte, ungemein Ersprießliches geleistet.“ Er bedauerte, daß der feinsinnige und emsige Epigraphist durch anderweitige Geschäfte und durch Gesundheitsrücksichten abgehalten wurde, die weitere Bearbeitung dieses Materials vorzunehmen[3]).

Was die archäologische Methode betrifft, die damals noch kein Gemeingut der Forschung war, so muß insbesondere die Genauigkeit und Sicherheit, philologisch gebildet und erstarkt, hervorgehoben werden. Seidl bringt zuerst die Legenden mit Textkritik, Varianten, dann philologisch-antiquarische Erklärungen, endlich die geschichtliche Bedeutung der Inschrift; er versäumt nicht, andere Lesarten und Ansichten anzuführen und zu kritisieren, auf die Literatur einzugehen.

Die Gediegenheit der Arbeit ergibt der Umstand, daß Mommsen im Teile Norikum des *corpus inscriptionum* Seidl nur in einer Legende (Nr. 5290) korrigierte, dafür bei der Restituierung von Nr. 5205 besonders hervorhob. Sehr wichtig für die Geschichte des Ortes ist die genaue Angabe und Beschreibung des Fundortes, bezw. die Geschichte des Steines. Bei solchen Inschriften, die er selbst nicht sah, vergleicht er die Legenden seiner Quellen und wählt dann. Wenn er nicht immer das Richtige trifft, wer wollte es ihm verargen?

In 'Chronik archäologischer Funde' und in den 'Beiträgen' sammelte Seidl nicht nur Inschriften, sondern auch Baudenkmäler, Waffen, Schmucksachen und Gerätschaften, Münzen u. a. Am reichsten ist auch hier Steiermark vertreten. Öfters sind dem Texte Abbildungen beigegeben. Die Beiträge wurden von Dr. Friedrich Kenner im Sinne Seidls im 'Archiv' fortgesetzt.

Von den gelehrten Abhandlungen archäologischen Inhaltes verdient vor allem hervorgehoben zu werden: 'Beiträge zu einem Namensverzeichnisse der römischen Prokuratoren im Norikum' (1851,[4]) Seidl behandelte darin die Prokuratur und ihre Vertreter in Celeia nach den aufgefundenen Inschriften und auf Grund der vorhandenen

[1]) Versuch einer Geschichte Krains und der übrigen Slaven Österreichs 1796.

[2]) Steiermärk. Ztschr. VIII, 2, S. 5.

[3]) Sitzungsber. XXXII, S. 571 f.

[4]) Sitzungsber. XIII, S. 62—89.

Literatur im Zusammenhange. Die Bedeutung Celeias wird recht klar gemacht. Abgesehen von einzelnen schiefen Anschauungen über die Zeit der Errichtung der Prokuratur und ihrer Entwicklung, über die Zeit der Prokuratoren selbst, über die Errichtung der legio II. Italica ist die Arbeit für die Prokuratur im II. Jahrhunderte n. Chr. in Norikum grundlegend und Richard Knabl, einer der bedeutendsten Kenner des Römertums in Steiermark, begrüßte sie als einen sehr willkommenen Beitrag zur älteren Geschichte seines Heimatlandes. Er konnte nicht umhin, seine Bewunderung auszudrücken über den Scharfsinn, womit der Verfasser die jüngst entdeckten Altarsteine in Cilli für die Zeitgeschichte der Antonier zu benützen verstand. „Möge sein Genius", schließt er, „bald wieder toten Steinen Leben und durch sie neue Aufschlüsse geben!"[1])

Nicht minder gründlich und von bleibendem Werte war die Arbeit: 'Über den Dolichenus-Kult'[2]). Das Heidentum hatte sich in Rom überlebt; Indifferentismus, Spottsucht traten an die Stelle der religio und Un- und Aberglaube begünstigten die Einbürgerung fremder, abenteuerlicher, überschwenglicher Formen des Götzendienstes. Solche bot der Osten mit seiner mystischen Symbolik. So fanden der Mithras- und der ihm verwandte Dienst des Juppiter Dolichenus Eingang.

Der Gott mit dem Kopfe des olympischen Zeus, darauf die phrygische Mütze, steht mit einem Mantel um die Schulter oder in römischer Rüstung, in der Rechten eine Doppelaxt, in der Linken ein Bündel Blitze haltend, auf dem Rücken eines üppigen Stieres, der zwischen den Hörnern den Juppitervogel mit ausgebreiteten Flügeln trägt und dessen Vorderfuß auf einen Widderkopf tritt, während der Schweif nach rückwärts gebogen ist. Seidl entschied sich nach eingehenden ethymologischen und geographischen Untersuchungen für Dolichene (Doliche) in der kleinasiatischen Landschaft Komagene als Heimat des Kultes, allwo mehrere Straßen zum oberen Euphrat kreuzten, also auch orientalische Einflüsse zusammentrafen, vor allem der syrische Baal- und Molochdienst mit dem Juppiterkulte, u. zw. zur Zeit der Seleuziden. Er sah in Juppiter auf dem Stier den Sieg des Römertums über den Orient. Nahe liegt auch die andere Erklärung, daß man so nach babylonischer Art überhaupt die Macht und Stärke des Gottes ausdrücken wollte. Durch die Chetiter wurde der Kult in Syrien verbreitet, durch Soldaten und Sklaven kam er nach Rom und in die Provinzen, wo er sich von der Mitte des II. Jahrhunderts n. Chr. bis zu Ende des dritten nachweisen läßt. Vom neuen Gotte, der mit solchem Pompe auftrat, erwartete man in der trostlosen Zeit des Verfalles Hilfe und Rettung wie von dem verwandten Mithras.

---

[1]) Mitteil. d. histor. Ver. f. Steierm. V, S. 203 ff.
[2]) Sitzungsber. XII 4—90 mit 6 Tafeln.

Von einem zu Szlankamen aufgefundenen, dem Kabinette eingelieferten Denkmale des Juppiter Dolichenus ausgehend, teilte Seidl alle ihm bekannten Inschriften dieses Kultes in Norikum, Pannonien, Rhätien, Gallien und Britanien in der Weise, wie er's in den 'Epigraphischen Exkursen' und 'Beiträgen' machte, mit und fügte auch gelungene Abbildungen bei. Die Identifizierung des Gottes mit dem slawischen Perun weist er, als „aus einseitiger Vorliebe für das Heimische entsprungen", ab.

Diese beiden „tüchtigen Untersuchungen" bezeugen schon, daß unser Autor es verstand, „die monumentalen Urkunden zu historischen Zwecken auszubeuten"[1]), daß er ein Historiker war.

Bei einem Ausfluge von Tüffer nach Römerbad (Töplitz) im J. 1834 fand Seidl auf einem Plateau oberhalb des Ortes St. Margareten zwei Römersteine, von denen der eine einem decurio Cl. Celeiae, der andere nach des Autors scharfsinniger Erklärung einem Verwalter (vilicus) vielleicht desselben decurio, der an Ort und Stelle einen Besitz hatte, gewidmet war. Hiebei hatte er Gelegenheit zu bemerken, „daß der gemeine Mann nicht so ganz gleichgiltig ist gegen solche Reste einer längst entschwundenen Vergangenheit". Der Bauer sorgte nämlich dafür, daß die Steine an der Kirchenmauer zu St. Christof eingemauert wurden[2]).

Als Kustos des k. k. Münzen- und Antiken-Kabinetts befaßte sich Seidl eingehend mit Numismatik in Theorie und Praxis, hiebei wurde er vom Direktor Arneth auf das freundlichste gefördert. Wie er in der Epigraphik auf ein *corpus inscriptionum Austriacarum* hinarbeitete, so bemühte er sich hier um die Katalogisierung und Beschreibung der Schätze des Museums. Er wies auf das „Cabinet des medailles antiques et pierres gravées" in Paris hin und hob hervor, daß die Münzen und Medaillen des Wiener Kabinettes in der antiken Abteilung die reichsten der Welt seien, daß es in der Sammlung von Bronzen und Vasen, was Merkwürdigkeit, Seltenheit und gute Erhaltung der Exemplare betreffe, den ausgezeichnetsten würdig zur Seite stehe, und daß die Abteilung der Gold- und Silberdenkmale wie auch anderer Pretiosen, ungemein reichhaltig sei[3]).

Es erschien zunächst ein Wegweiser für die Münzensammlung von Arneth, an dem Seidl eifrigst mitgearbeitet hatte, und im J. 1843 desselben '*Synopsis nummorum graecorum et romanorum*', das Seidl als grundlegendes Werk für die alte Numismatik hinstellte[4]). Im Anschlusse daran besprach er Arneths Ausgabe von 12 römischen Militärdiplomen, welche Arbeit dem Könige Christian VIII. von Dänemark, dem besonderen Gönner solcher Studien, gewidmet war.

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 561 f.
[2]) Steierm. Zeitschr. I., 2. Heft, S. 62 ff.
[3]) Allg. Zeitung 1846, Nr. VII. Beil. S. 53 f.
[4]) Jahrb. d. Lit. u. Kunst C, S. 121 ff.

Die bedeutendste Arbeit unseres Gelehrten auf numismatischem Gebiete war die Abhandlung über 'Das altitalische Schwergeld'[1]) (1854). Er ordnete, bestimmte, wog und beschrieb die im Kabinette vorhandenen 250 Stück (173 griechische, 77 römische) und kam mit Mommsen[2]) zu dem Ergebnisse, daß das erste italische Schwergeld, aes grave, von Rom ausging; dann begannen die lateinischen Städte und Kolonien zu münzen.

In Etrurien ging der Periode der schweren Asse eine Periode der Silberprägung voraus und neben dem Schwergelde hielten sich hier noch Kupferbarren. Seit 269 v. Chr. wurde Silber ausschließlich kurant und seit 89 v. Chr. hörte das Münzrecht sämtlicher Prägestätten außer der römischen auf. Im transapenninischen Italien wurde das italienische Unzialsystem dem griechischen Drachmensystem akkomodiert, und zwar auf Grund des Duodezimalsystems.

Seidl teilte das Schwergeld nach den altitalischen Landschaften ein. Besonders genau bestimmte er das Gewicht und darnach den Wert. Die einschlägige Literatur kam in Betracht.

Der Vollständigkeit halber sei auch die Besprechung der 'Likkarer Münzfunde' im J. 1845[3]) und der Aufsatz 'Zur Numismatik und Archäologie' im folgenden Jahre angeführt[4]); beide zeigen Seidls lebhaftes Interesse für diese historische Hilfswissenschaft.

Wie in der Epigraphik, so arbeitete er auch in der Numismatik Mommsen in die Hand. Und Otto Jahn würdigte seinen Standpunkt; „er sieht darin, daß dieser durch vorurteilsfreie, zuverlässige Feststellung des objektiven Tatbestandes für die endliche Lösung schwieriger Fragen die Grundlage zu sichern suchte, ein wissenschaftliches Verdienst, das auf dankbare Anerkennung gerechteren Anspruch hat als auf vorschnelles Absprechen.“[5])

Poet und Historiker vereinigten sich zu einer gemeinsamen Arbeit: 'Über Titus Calpurnius Delos'[6]), einen Versuch, wie Seidl selbst sagt, einen Gegenstand der klassischen Philologie mit Hilfe der Numismatik auf eine feste Basis zu stellen, und umgekehrt, Objekte der Numismatik durch ein Produkt altrömischer Poesie zu beleben“ und so „die objektive Wahrheit der Poesie durch die Wissenschaft darzutun und die Bedeutsamkeit dieser im Reflexe der Poesie zu zeigen.“[7])

Er übersetzte die elf Eklogen des Bukolikers Titus Calpurnius Siculus, eines Nachahmers Vergils und Theokrits aus dem letzten Viertel des III. Jahrhunderts n. Chr. metrisch und fügte numis-

---

[1]) Sitzungsber. XI, S. 403—439 u. 810—870.
[2]) Über das röm. Münzwesen 1850.
[3]) Wiener Bazar, Beiblatt zum „Humorist“, Nr. 13, S. 148 f.
[4]) Augsb. Allg. Zeitung, Beis. Nr. 7.
[5]) Nekrolog a. a. O., S. 561.
[6]) Denkschriften der k. Akad., phil.-histor. Kl. I, S. 207 ff.
[7]) Sitzungsber. III, S. 3 ff.

matische und epigraphische Erläuterungen bei. Im Kabinette fand er nämlich Münzen, deren Typus und Umschrift dasselbe besagt, wie einzelne Verse des Gedichtes.

Der Gegenstand, der dem Gedichte mit dem seltsamen Namen 'Delos' zugrunde liegt, ist ein geschichtlicher. Im Spätsommer des Jahres 282 n. Chr. wurde der Kaiser Aurelius Probus in seiner Vaterstadt Sirmium von den Soldaten erschlagen, weil sie sich durch seine Äußerung: „Bald werden wir keine Soldaten mehr brauchen", in ihren kriegerischen Gelüsten getäuscht fühlten. Und wirklich schien eine lange Friedenszeit bevorzustehen, da er in Europa und Asien, zu Land und zu Wasser Ruhe hergestellt hatte — ein goldenes Zeitalter nach langen Kriegswirren. Diese Stimmung, diese Hoffnung in der Einleitung der Idylle drücken auch die Münzen des Probus aus: Gloria orbis, felicia tempora, felicitas temporum et saeculi, securitas perpetua etc. Die plötzliche Ermordung des Kaisers ließ eine neue gewaltige Erschütterung befürchten; glücklicherweise trat jedoch Aurelius Carus in dessen Fußstapfen. Das spiegelt die Idylle selbst. Einzelne bildliche Ausdrücke derselben finden sich auf den gleichzeitigen Münzen, so der Friede, den der Dichter für die nächste Zeit in Aussicht stellt, auf der Reversseite von sechs Bronzemünzen: Pax Augusti, pax exercitui; ferner klingt fides militum an concordia militum an und die *Clementia Cari* wird als *clementia temporum* gekennzeichnet; auf einem Stein in Taracon wird er als *clementissimus imperator* hervorgehoben. Calpurnius spricht den Carus als „deus" an und drei Münzen desselben weisen die Inschrift „deo et domino Caro" auf, Attribute, die allerdings schon länger üblich waren, u. a. Wenn auch die Erläuterungen und Vergleichungen mitunter den Eindruck des Gesuchten und Erzwungenen machen, so kann doch Seidls Interesse für die Sache wie auch die Bedeutung derselben im allgemeinen nicht in Abrede gestellt werden.

Schon Arneth[1]) hielt Johann Gabriel Seidl und Richard Knabl vorzüglich geeignet, eine Monographie über die Römerstadt Celeia zu verfassen; „denn beide haben Proben seltener Befähigung hiezu gegeben". Jener scheint sich mit dem Gedanken befreundet zu haben, da er im J. 1846 einen längeren Aufsatz: 'Zur Geschichte der Stadt Cilli' veröffentlichte.[2])

Er beginnt mit der keltischen Vorzeit. In der keltischen Worterklärung mag, wie er selbst sagt, „der Sprachforscher dem quieszierenden Poeten verzeihen"; doch hat manches etwas für sich, vor allem die Ethymologie des Ortsnamens aus dem keltischen cel (kel), soviel als Versteck, Winkel, Zufluchtsort mit bezug auf die Lage. Umso sicherer sind die Angaben über das municipium Celeia nach den Inschriften, Itinerarien und Quellen, über dessen

---

[1]) Sitzungsber. XXXII, S. 572 ff.
[2]) Steiermärk. Zeitschr. VII. 2, S. 5–25.

Bedeutung an der wichtigtsen Alpen-Heeresstraße von Süden nach Norden und als Sitz der Prokuratoren Norikums. Er wies es nach älteren Angaben der *tribus Volsinia* zu, nach Mommsen gehört es zur *t. Claudia.*

Die schönsten Tage sah Celeia im zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts; die erste große Verheerung erfuhr es im J. 238 n. Chr., als Cäsar Maximinius von Sirmium nach dem aufständischen Italien zog, die zweite und stärkste, als Odovakar mit seinen germanischen Scharen nach Italien wanderte. Die Zerstörung durch Attila hält er auch für eine Sage, hält aber an dem Martyrium des *Maximilianus episcopus Laureacensis* (284) auf Grund der Legende fest, ebenso an dem nicht sicher gestellten schismatischen Bischof Johannes de Celeia, den das Konzil zu Grado nennt. Was Seidl von dem Bestande eines kleinen slawischen Staates Zeleia um 600, von der Herrschaft des flüchtigen Mährerfürsten Pribinia im Sanntale erzählt, entspricht den geschichtlichen Tatsachen nicht; sicherer ist die Ansiedlung der Slawen auf den Trümmern Celeias. Neues geschichtliches Leben setzt der Autor für Cilli mit Recht um die Mitte des XIV. Jahrhunderts an, wann die Freien von Sounegg (Sanneck) im mittleren Sanntal in den Besitz des offenen Ortes Cilli kamen; Friedrich von Sounegg war der Ahnherr der Grafen von Cilli. Hier brach Seidl die zusammenhängende historische Darstellung ab und gab im folgenden nach der Cillier Chronik, von der ihm zwei Handschriften bekannt waren, chronologisch die wichtigsten Ereignisse bis 1798, ein Gerippe für die Geschichte der Stadt Cilli im Mittelalter und in der Neuzeit.

Sein Interesse für die Geschichte dieses ihm so teuren und gewiß merkwürdigen Ortes zeigt er am Schlusse in dem Wunsche, es soll im neuen Rathause ein Antiquitäten-Album hinterlegt werden, „bestehend aus Kopien sämtlicher Denkmäler, namentlich aus der Römerzeit, damit man den Fremden wie den Einheimischen doch wenigstens auf den Schatten dessen hinzeigen könne, quod superest opibus e tentis!“ Ferner soll man eine Chronik, begonnen vom Einweihungstage der neuen Kurie, kurz aber getreu fortführen, nichts übergehend, was die Stadt unmittelbar betreffe, ohne Schmuck der Rede, „woraus vielleicht schon für die älteren Bürger eine interessante Übersicht des Erlebten, für die einheimischen Geschichtsforscher in ferner Enkelzeit eine Fundgrube geschaffen würde, wie sie nur selten eine Stadt aufzuweisen hätte“. Der historische Verein für Steiermark setzte später diese Anregung durch die Ortschroniken allgemein ins Werk.

Der Geschichte der Stadt Cilli diente auch der Aufsatz: 'Hermann Graf von Cilli'[1]). Seidl fand in der Pfarrkirche daselbst das Denkmal des Bischofs Hermann von Cilli, eines natürlichen Sohnes des Grafen Hermann II., des Begründers der Macht des

[1]) 'Der Aufmerksame' 1842, Nr. 13 und 14.

Cillier Geschlechtes, das unseren Dichter und Geschichtsschreiber gleichmäßig fesselte, das auf weitausschauender Höhe des Glückes jählings stürzte.

Seidl entwarf zunächst ein lebhaftes Bild von der Entwicklung des Geschlechtes bis auf Hermann II. und dann behandelte er dessen gleichnamigen Sohn, der später legitimiert wurde. Weil er kränklich, jedoch von ausgezeichneten Anlagen war, wurde er für den geistlichen Stand bestimmt. Noch vor dem 30. Lebensjahre wurde er auf Verwendung seines Vaters bei Kaiser Sigismund vom Papste Johann XXIII. zum Bischofe von Freisingen erhoben und Martin V. begünstigte das Stift um des Bischofs willen besonders. Bischof Hermann machte eine Romfahrt, zu der ihm der Vater „10.000 guldein Dukaten" lieh und wohnte der Synode, die Erzbischof Eberhard III. von Salzburg im J. 1418 berief, bei, auf der unter anderem auch über Wikleffs Lehren verhandelt wurde.

Nachdem Hermann das Bistum Freisingen neun Jahre verwaltet hatte, wurde er am 29. März 1421 nach Trient versetzt. Allein er trat diese Stelle nicht mehr an, weil er zufolge einer Operation am 13. September 1421 zu Cilli starb. Mit kritischer Schärfe weist Seidl einen Irrtum der Steininschrift betreffs des Datums des Begräbnisses nach. Die Anführung der Suffraganen Salzburgs jener Zeit wie auch der Nachfolger des Bischofs Hermann in Freisingen und Trient ist interessant. Am Schlusse dieser historischen Skizze sagt der Verfasser: „Leute, welche gegen derlei Denkmäler gleichgiltig sind, mögen aus diesen wenigen Zeilen lernen, wie unrecht sie tun, indem sich oft an das unbedeutendste Monument die wichtigsten historischen Erinnerungen knüpfen."

Ein anderer Grabstein fiel Seidl in dieser Kirche auf, nämlich der des Ritters Andrä von Tschernembl, Hohenwart, Auersperg und Ungnad, dessen Lebensgeschichte nun auch zum erstenmal in den Hauptzügen entrollt wird[1]). Er starb am 19. November 1504 als Hauptmann auf Ober-Cilli.

Daran schloß Seidl ein Verzeichnis von Steiermärkern, die in den Akten der Wiener Universität von 1365—1725 angeführt werden. Es sind ihrer 18, die als Philosophen, Mathematiker, Mediziner, Theologen Hervorragendes leisteten und die akademischen Ämter und Würden wiederholt bekleideten, auch in entscheidenden Augenblicken der Universität eine Rolle spielten.

Besonderes Interesse erregt der Lebensabriß eines berühmten Cilliers, des Thomas Prekokar (Perlower, Ferlower), schlechtweg „Thomas von Cilli" genannt[2]). Er war um die Mitte des XV. Jahrhunderts „in der Stadt Cilli, in Ungarn gelegen, von ehelichen

---

[1]) Steierm. Zeitschr. VIII 2, S. 106 ff.

[2]) Jahrbuch f. Lit. u. Kunst LXVIII Anzeigebl. S. 17 ff. u. Steierm. Zeitschr. VIII 2.

Eltern geboren"[1]), war Doktor der beiden Rechte, „in den Künsten wohlerfahren und ein solcher Wohlredner, daß ihm kaum einer verglichen werden möchte". Er war Lehrer des Erzherzogs Maximilian und Seidl meint, daß er diesen im „Windischen" unterrichtete, das der Kaiser Maximilian I. neben Böhmisch und Ungarisch verstand. Kaiser Friedrich III. schickte Perlower, der sein Orator und geheimer Rat war, als Vertrauensmann in Sachen der Kanonisierung des Markgrafen Leopold III. zum Papste Paul III. nach Rom. Nachdem Thomas Dompropst bei St. Stefan und in Konstanz gewesen, wurde er allhier durch die Gunst des Kaisers im J. 1491 Bischof und „hat das Bisthumb mit fürsichtigkeit und nützlich regieret"[2]), starb jedoch schon 1496.

Als Bischof änderte er seinen Namen in Perlower, Ferlower; Seidl hält es für eine Verdeutschung des Slowenischen[3]) und meint, daß er als Bischof von Konstanz seine slawischen Herkunft wegen der noch in frischer Erinnerung stehenden Angelegenheit des Johann Hus verleugnen zu müssen glaubte, was dem sonst achtenswerten Charakter übel anstünde; eher dürfte diese Änderung dem Schreiber der Chronik zur Last gelegt werden, der dem örtlichen Sprachgebrauche folgte.

Ein anderer hervorragender Steiermärker in diesem Verzeichnisse ist Christoph Kolber (Kölber, Chilber) aus Graz, der erste „Rector magnificus" der Universität Wien. Unter seinem zweiten Rektorate bestätigte Kaiser Maximilian I. im J. 1503 zu Augsburg die Rechte und Privilegien der Universität. Er begrüßte, zum viertenmal Rektor, die Notabilitäten, die 1515 anläßlich der Verlobung des Erzherzogs Ferdinand mit Anna von Ungarn nach Wien kamen. Später war er Mitglied der Inquisitions-Kommission gegen die Ausbreitung der Lehren Luthers.

In derselben Zeit tat sich der Rektor Sebastian Frankh aus Frohnleiten hervor, der den sog. „lateinischen Krieg", arge Krawalle zwischen Studenten einer-, Handwerkern und Weißgärbern anderseits, zugunsten der ersteren ausfocht.

In der steiermärkischen Geschichte wird noch ein anderer Name dieses Verzeichnisses an maßgebender Stelle genannt, nämlich Peter Muchitsch, der im letzten Dezennium der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Cilli geboren, Doktor der Theologie und Philosophie, öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache an der Universität war, endlich als Stadtpfarrer in Graz und Erzpriester im Viertel Vorau dem Bischofe Brenner, „dem Ketzerhammer", eifrigst zur Seite stand[4]).

[1]) Merk, Chronik v. Konstanz.
[2]) a. a. O.
[3]) Prekokar = Der Fernlaurer.
[4]) Steierm. Zeitschr. VIII 1., S. 110 ff.

Ebenda[1]) setzte Seidl einem anderen Cillier, dem Med. Dr. Jakob Neuner, ein Denkmal. Als Professor an der k. k. Josefs-Akademie wurde er im J. 1838 vom Sultan Mahmud II. nach Konstantinopel berufen, allhier eine Quarantaine-Anstalt zur Hintanhaltung der orientalischen Pest zu errichten. Er wurde auch Leibarzt des Sultans. Nach zweijährigem Aufenthalte kehrte er wieder auf seinen Posten nach Wien zurück. Interessant ist das Bild, das Seidl nach Neuners Briefen von der Reise und dem Aufenthalt in Konstantinopel entwirft.

Die innige Liebe zur Heimat bewog Seidl auch, und zwar in der sehr kritischen Zeit des Jahres 1848, zur Herausgabe der Reiseeindrücke des französischen Arztes Charles Patin nach dessen Werke: 'Quatre relations historiques' in dem Aufsatze: 'Ein Tourist des XVII. Jahrhunderts'[2]).

Patin war Professor der Anatomie in Paris, verließ aber im J. 1668 Frankreich wegen Verbreitung anzüglicher Schriften gegen Ludwig XIV. und Colbert und machte eine Reise durch Europa. Seidl hebt besonders die zutreffende Charakteristik der Deutschen überhaupt und dann der Österreicher hervor. Ersteren spricht Patin Billigkeitssinn, Offenheit, Redlichkeit und Ehrgefühl zu. „Ihre Politik ist nicht die kunstreichste, allein sie ist ehrlich und konsequent; ihre Richter sind Menschen, nicht Halbgötter wie die unsrigen.“ An den Österreichern hebt er den religiösen Eifer hervor. „Die Religion ist das Band, das hier die Völker an ihren Fürsten am stärksten knüpft.“ Groß ist sein Enthusiasmus für die Habsburger. Wien, das ihm wegen seiner Sammlungen, Bauten und Anlagen, wegen seines Lebens und Treibens sehr gefiel, nennt er „eine Stadt des Vergnügens“. Schließlich ruft Patin aus: „Wenn ich kein Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein, und wenn ich nicht in Paris leben könnte, wollte ich in Wien leben!“

Seidls Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern spricht auch aus den zahlreichen topographischen Arbeiten.

Als Freund der Natur machte er stets gerne Ausflüge und Reisen, dabei alles und jedes mit Verständnis und feinem Gefühl beobachtend, was merkwürdig und anregend war.

Der Einfluß der natürlichen Verhältnisse auf die Entwicklung eines Volkes wurde von ihm stets gewürdigt; in diesem Sinne betonte er: „Ohne Geographie kann die Geschichte eines Landes nicht bestehen“[3]). Diesen innigen Zusammenhang zeigen seine historischen Landschaftsbilder, „die er mit den lebendigen Farben eines poetischen Apparates, stets mit pietätvoller Hingabe entwarf, um für jene Erscheinungen allgemeines Interesse zu gewinnen, die er schätzen und lieben gelernt“[4]).

---

[1]) S. 26 ff.
[2]) Austria, Universal-Kalender für 1848, S. 107—131.
[3]) 'Ausland' 1846, S. 87.
[4]) Nekrolog a. a. O., S. 559.

Wie er von Wien aus 'Wiens Umgebungen' kennen lernte und malte, so von Cilli aus Nahes und Fernes. Vor allem zogen ihn die im Westen mächtig aufragenden, vielzackigen Sanntaler Alpen an, die er im Juli 1832 und August 1834 besuchte. Der Aufsatz 'Die untersteirische Schweiz'[1]), in dem er Geographisches, Naturgeschichtliches, Geschichtliches und Sagenhaftes aus alter und neuer Zeit mit den Sitten und der Lebensweise der Bewohner zu einem schönen Ganzen vereinigt, gewährt Freude und Nutzen und ist mustergiltig. Ein prächtiges Idyll ist die Schilderung der alten Gastwirtschaft in Leutsch. Neugierselig folgt man den sagenhaften Erzählungen von der Gründung der Annenkapelle in Sulzbach, dem äußersten Pfarrdorfe, und der Rettung des Schatzes des Grafen Friedrich II. von Cilli in der Fehde mit Kaiser Friedrich III. im J. 1442 hieher. Mit romantischem Schauer erfüllen die Beschreibungen und Erzählungen von den karstartigen Höhlen in den Sulzbacher Alpen, den sog. Rekrutenlöchern, die der militärpflichtigen Jugend seinerzeit als Versteck dienten. Reizend ist das Bild von dem Alpendorfe Sulzbach, der Raducha[2]), „die geisterweiß im faltigen Silbertalare dasteht wie ein Riesenpriester, der im Schweigen der Einsamkeit dem Herrn der Welt ein stilles Opfer bringt" (S. 53). Touristisch interessant ist die Besteigung der Oistritza[3]) vom zweiten Sannursprunge aus und der Abstieg nach Leutsch, eine Partie, die damals noch nicht oft von Bergsteigern gemacht worden ist. Den Schluß bildet die Flora der Sanntaler.

Den Ausflug von Cilli durch das enge, üppiggrüne Sanntal nach Tüffer, Römerbad und Steinbrück schilderte Seidl zweimal[4]). Aufgefundene Römersteine gaben ihm zuerst Zeugnis, daß daselbst bereits in alter Zeit Ansiedlungen und Verkehr waren. Im Schlosse Tüffer, das im XVII. Jahrhunderte den Ahnen des Geschichtsschreibers Valvassor gehörte, verbrachte er in der Familie des Pächters Ignaz Uhl frohe Stunden. Dem Bade sagte er bessere Tage vorher. Im Bade Römerbad (Töplitz) sowohl als auch in der Umgebung fand er Römersteine mit Inschriften zu Ehren der Nymphen des Ortes, und zwar von einem decurio Celeiensis. Der schwierige Straßenbau nach Steinbrück, schon 1778 geplant, wurde erst 1816 fertig und die Brücke über die Save, zuerst unter Herzog Leopold VI. erbaut, unter Kaiser Friedrich III. abgebrochen, „um die unruhigen Grafen von Cilli von ihren Burgen und Lehensleuten in Krain abzuschneiden", wurde 1826 durch Vermittlung des Erzherzogs Johann wieder hergestellt und so Steiermark mit Krain und Kroatien vorteilhaft verbunden.

---

[1]) Steierm. Zeitschr. III, S. 36—66.
[2]) 2065 *m.*
[3]) 2350 *m.*
[4]) Steierm. Zeitschr. I 2, S. 62 ff. u. III 2, S. 51 ff.

An der Kartäuserruine Seitz, die durch Efeuranken, von den Tränen der Mönche betaut, des Lebens kargen Rest fristet[1]), vorbei führt uns Seidl (1835) über das altertümliche, sagenumwobene Kirchlein St. Heinrich auf dem Bachern nach Maria-Rast am Nordabhange des Gebirges, im Drautale. Diesem Orte widmete Seidl eine eigene Monographie[2]).

In der betrachtenden Einleitung kommt hier wie öfters der Poet dem Historiker und Topographen zu Hilfe. Seidl geht von Goethes Wort: „Die Stelle, die ein edler Mensch betrat — Ist eingeweiht für alle Zeiten“, aus. Ihm ist die Stube heilig, die er vor seiner Übersiedlung nach Cilli im Gäßchen, dem Stefansdome gegenüber, bewohnte, weil da früher der unsterbliche Beethoven gewohnt, „nachsinnend jenen Schöpfungen, welche“ — wie Grillparzer in Beethovens Leichenrede sagt — „dort enden, wo die Kunst endet“. Ihm ist vor dem Stefansdom jenes Plätzchen heilig, wo er vor elf Jahren in einer hellen Novembernacht „ein kleines, schmächtiges hinkendes Männchen in Betrachtungen lehnen und ernst und sinnig emporschauen fand; es war der wackere Tondichter der Körnerschen Kriegslieder, des 'Freischütz'“. Solch heiliger Ort erscheint ihm auch Maria-Rast. Der Historiker bringt nun Auszüge aus einer handschriftlichen lateinischen Chronik des Ortes aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, betreffend die Gründung des Gotteshauses durch Edmund Weißegger und dessen fromme Gemahlin Irmgarde im J. 900 zu Ehren der auf ihrer Reise von Nazareth nach Bethlehem rastenden Gottesmutter; danach folgen die Türkeneinfälle und die Raster Festspiele, die unter dem energischen Pfarrer Lukas Jamnigg am 14. September (Fest Mariä-Namen, der sog. „Raster Sonntag“) im J. 1650 von einheimischen Spielern nachmittags auf dem Kirchhofe zum erstenmal aufgeführt und dann alljährlich an diesem Sonntage oder am Vorabende bis 1722 gegeben wurden. Wie in allen Jesuitenkomödien so war auch hier der Stoff der Stücke größtenteils den Legenden entnommen, z. B. '*Maria sollicita pupillorum tutrix*', '*de Disma latrone poenitente*' machte 1699 solchen Eindruck, daß beinahe kein Auge trocken blieb, '*de Joviano Imperatore mire correcto*' mit Prolog, Zwischenspiel und Epilog vom Pater Siegfried aus St. Paul. Die Sprache der Stücke war die lateinische, obgleich das überaus zahlreiche Publikum nur der deutschen oder slowenischen Sprache mächtig war. Die Bedeutung Maria-Rasts lag darin, daß es zwei Jahrhunderte durch seine „Präparanda“ die Schule für die hervorragendsten Söhne des Landes war. Im Jahre 1795 zählte diese 135 Zöglinge. Durch die Gründung des Marburger Gymnasiums im J. 1757 nahm die Anstalt rasch ab. Schließlich kommt Seidl auf die prähistorischen Funde und fügt einige Verse bei.

---

[1]) Steierm. Zeitschr. II 1, S. 1 f.
[2]) a. a. O. S. 23—46.

Im Jahre 1838 machte Seidl einen mehrtägigen Ausflug ostwärts von Cilli, nach St. Marein bei Erlachstein. Eindrücke und Erlebnisse schildert er in dem Aufsatze: 'Das St. Mareiner Tal'[1]. Im Vogleinatale, das ihm als eine Fortsetzung des Sanntales erscheint, berichtet er bei dem Dorfe Tüchern über die von den Grafen von Cilli gefreiten Bauern, „die Edlinge". An den spärlichen Resten der Anderburg (andere Burg), die von dem Feldhauptmanne der Cillier, dem Husiten Jan Witowetz, zerstört worden ist, an der den Cilliern gehörigen Ruine Reicheneck bei St. Georgen vorbei führt er uns in den alten Süßenheimer Bezirk. „Mir war", sagt er, „diese Strecke immer die widerlichste der ganzen Straße". Umso heiterer stimmt ihn die Wasserscheide zwischen Sann und Solta, „wo sich die Gegend auftut". Er entwirft ein herrliches Panorama voll dichterischen Schmuckes. Der Anblick des Schlosses Erlachstein legt ihm ethymologische und historische Bemerkungen nahe. Beim Dorfe St. Marein (jetzt Marktflecken) macht er eine Wallfahrt auf den Kalvarienberg zur Pestkapelle des hl. Rochus mit. Bezeichnend für den Wanderer ist der Schluß: „Das Bewußtsein, daß solche isolierte Punkte so selten von anderen Menschen besucht werden als von Umwohnenden, die nur dem Triebe ihrer Andacht folgen, ohne sich um irgend eine historische Merkwürdigkeit zu kümmern, gerade das macht sie mir merkwürdig und ich verabsäume es fast nie, alle Plätzchen dieser Art, welche mir eben im Wege liegen, in Augenschein zu nehmen. Einen Gewinn habe ich immer davon: das Bewußtsein, es um leichten Preis versucht zu haben, ob ich nicht etwas Nennenswertes auffände, und die Eindrücke, welche mir die ländliche Umgebung in reichlicher Fülle darbot".

In den „Topographischen Streifzügen"[2] war Seidl darauf aus, Irrtümer, die sich durch bloßes Nachschreiben der Vorlagen und Quellen in verschiedenen Werken, die über Steiermark handeln, eingeschlichen haben, auszumerzen. Er wünschte, daß jede Provinz wenigstens in einem seiner literarischen Blätter eine eigene Rubrik zur fortlaufenden Berichtigung solcher Irrtümer besäße, wie die „Steiermärkische Zeitschrift". Das wäre eine reiche Fundgrube für die Topographen, Statistiker, Reisebeschreiber und Historiker. Es spricht für seine humane Gesinnung, wenn er „Spott, Persiflage, Ironie und maliziöses Vergnügen, aus einem in vieler Hinsicht brauchbaren Buche ein Paar Fehlgriffe auf eine ergötzliche Weise herauszustechen", als durchaus verwerflich hinstellt.

Solcher Art sind auch die übrigen topographischen Skizzen Seidls: 'Aus dem Bregenzer Wald'[3], 'Zur Kunde von Innerösterreich"[4] und „Zur Kunde Dalmatiens'[5].

---

[1]) Steierm. Zeitschr. V 1, S. 79—99.
[2]) Steierm. Zeitschr. I 2, S. 135—144 und VI 1, S. 154 ff.
[3]) Augsburger Zeitschr. 1843, Nr. 229, S. 1789 f.
[4]) a. a. O. 1845, Nr. 123, S. 977 ff.
[5]) Ausland 1846, Nr. 22 u. 23.

Die größte topographisch-historische Arbeit Seidls ist: 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' (1840—1847). Das Werk knüpft auch an den Cillier Aufenthalt an, allwo er an einem heiteren Julimorgen auf dem Josefiberge mit seinem Freunde L. Mayer aus Stuttgart zusammentraf.

Sie entwarfen sofort unter Gottes blauem Himmel den Plan zur Bilderreise: 'Wanderungen durch Steiermark'. Seidls Aufgabe war, „das, was rechts und links vom Wege liegt, mit empfänglichem Auge zu betrachten und darzustellen, alles Malerische und Romantische sorgsam anzuführen und mit Geschichtlichem zu beleben". Dabei kamen ihm seine Ausflüge und Landschaftsbilder sehr zustatten. Mayer hatte die Abbildungen zu liefern.

In die Schilderung des Unterlandes flicht Seidl zum erstenmal eine ausführliche Charakteristik der Slowenen ein: „Die Wenden sprechen das sog. Windische. Dem Ohre des Fremden tönt es als eine rohe, in den einzelnen Wörtern übel klingende Sprache, jedoch vorgetragen als eine feine, an die besseren italienischen Dialekte und Akzente erinnernde Mundart, die von jenen, die deutsch sprechen, auch auf das Deutsche übertragen wird und diesem dann eine Modulation verleiht, wie sie der Süddeutsche nur von dem Norddeutschen zu vernehmen gewohnt ist. Die Männer sind schlanker und größer als die Obersteirer, aber weicher und von minderer Ausdauer. Unter den Mädchen und jungen Weibern trifft man nicht selten geregelte, wahrhaft schöne Gesichter. Mit dem Charakter der Wenden kann sich der Deutsche nicht leicht befreunden, woran wohl die Verschiedenheit der Sprache und die Schwierigkeit, einer fremden Nationalität sich zu assimilieren oder sie in sich aufzunehmen, die meiste Schuld tragen mag. Im allgemeinen ist der Wende talentiert wie alle Slawen. An Gesprächigkeit fehlt es ihm nicht. Je weiter zu den mittleren und gemeinen Klassen, desto größer die Indolenz. Unmittelbar neben dieser Gleichgiltigkeit findet man herzlichste Höflichkeit. Gegen die Deutschen ist der Wende mißtrauisch. Er ehrt seine Vorgesetzten mehr äußerlich, weil er muß, als aus innerem Vertrauen. Überhaupt mag es schwer sein, einen Wenden zu überzeugen; ein gewisser Sinn der Verneinung scheint ihm angeboren. Unreinlichkeit, die leider häufig vorkommt, ist größtenteils eine Folge der Armut und diese oft der Besitzzerstückelung. Der Wende ist nicht arbeitsscheu, allein er tut nicht gerne mehr als er muß, am wenigsten für andere, greift vieles verkehrt an und läßt nur schwer von alten Gewohnheiten. Seine Kost ist schlecht. Beim Wein sieht er mehr auf die Quantität als auf die Qualität" [1]).

Der erste Teil umfaßt die Wanderungen im Cillier Kreise, der zweite die von Marburg bis Judenburg, der dritte führt durch Obersteier, der vierte von Leoben nach Graz und ins Rabtal, der

---

[1]) S. 20 f.

fünfte endlich ist hauptsächlich dem Mürztale und der nordöstlichen Steiermark gewidmet. Geographisches wechselt mit Naturgeschichtlichem und Volkswirtschaftlichem, Geschichtliches mit Sagenhaftem, Poetisches mit Prosaischem in immer fesselnder Weise.

Treffend und merkwürdig sind manche Einschaltungen. So hebt er in Graz besonders die Pflege der Künste und Wissenschaften hervor. „Die vaterländische Poesie hat an Karl Gottfried Ritter von Leitner ein lyrisches Talent der edelsten Art, ein echt süddeutsches Gemüt, welches frei von Selbstpersiflage, Übersäftigkeit, Zerfahrenheit und all jenen Miasmen, die aus der Politik in die Poesie hinüberschlagen, sich mit wehmütigem Wohlbehagen in die Betrachtung der Natur auflöst und unangefochten von falschen und mißverstandenen Anforderungen der Zeit, die Wahrheit der Empfindung und des Ausdruckes als höchstes Gesetz anerkennt“ [1]). Seidl begrüßt damit einen Freund und Gesinnungsgenossen aus Altösterreich. Der Gruß, den er vom Semmering aus seinem Heimatlande sendet, tönt bezeichnend in den Worten aus: „Könnt' eines Österreich mir ersetzen, so wär's das liebe Steirerland“ [2]).

Die 'Wanderungen durch Tirol' sind größtenteils Bilderreisen in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Seidl erhielt von Mayer 80 gelungene Skizzen und Zeichnungen von Landschaften und Orten Tirols, die er allmählich zu einem Ganzen vereinigte, die Lücken mit seiner Phantasie ausfüllend. „Aus dem Hinübergleiten von einer Skizze zur anderen ward ein planmäßiges Hinüberpilgern, eine geistige Reise“. Er gab der Schilderung dramatisches Leben dadurch, daß er einen Kollegen, „einen vielgereisten Professor“, und seinen Freund, „einen tüchtigen Forstmann aus Tirol“, in dessen Hause in Cilli er freundliche Aufnahme fand, an der Wanderung teilnehmen ließ. Die Dichtung hat hier einen größeren Anteil als in 'Wanderungen durch Steiermark'.

Dieses Werk hat leider nicht jene Aufmerksamkeit gefunden, die es verdiente; so manchem konnte es als Muster dienen. Das zeigt August Mandls 'Die Staatsbahn von Wien bis Triest' (1856), wozu Seidl die Einleitung schrieb. „Noch einmal bestieg ich“, sagt er, „trotz meiner Zurückgezogenheit und Öffentlichkeitsscheu den Reisewagen, um da und dort als Poet und Historiker dazwischen zu treten und dies und jenes aus dem früher gesammelten Vorrate zum ersten- oder andermal preiszugeben“. Je weiter wir vom Semmering südwärts fahren, desto lauter vernehmen wir seine Stimme.

Außer diesen Arbeiten im Dienste der historisch-geographischen Wissenschaft lieferte Seidl mannigfache Rezensionen und Anzeigen solcher Werke.

Mit lebhafter Freude begrüßte er, wie bereits angedeutet, den ersten Band von Adalbert Muchars 'Geschichte des Herzogtums

---

[1]) S. 186.
[2]) S. 255.

Steiermark'[1]). Er anerkannte das Verdienst des Verfassers, die Geschichte des Landes in der Römerzeit auf Inschriften aufzubauen, die Steine gleichsam selbst sprechen zu lassen, und wünschte nur, daß der Verfasser auch abhanden gekommene Monumente der Vorzeit, insoweit sie aus bewährten Sammlungen nachweisbar sind, nachträglich zitierte, als Beiträge zu einem *corpus inscriptionum,* das ihm fortwährend am Herzen lag. Wenn er einzelnes erläuterte, ergänzte, verbesserte, so entschuldigte er zunächst den Verfasser, der als Erster eine solche Masse bemeistern mußte, dann sich selbst, der nicht den Autor belehren, sondern ihm beweisen wollte, wie genau er dessen Werk durchgelesen hatte. Der Auffassung Muchars, daß die Urbewohner Steiermarks Kelto-Germanen gewesen, stimmte er bei und setzte hinzu, daß eine Menge Ortsnamen, welche die Slowenen für sich vindizieren, weil sie jetzt dort heimisch sind, in der Sprache der Kelten ihre einfachste und eigentlichste Erklärung finden. Doch protestierte er vergebens gegen die Bezeichnung „*regnum Noricum*" zugunsten „*provincia Noricum*"; denn tatsächlich überwiegt erstere bis auf Marc Aurel sowohl inschriftlich als auch bei Autoren und die '*procuratores Augusti*' kamen wie die '*praefecti Aegypti*' den '*reges*' (Vizekönige) gleich; später deckte sich allerdings '*regnum*' mit '*provincia*'. Nach Marc Aurel wurden die *legati* der *legio II. Italica* auch die Statthalter der Provinz Norikum wie in Rhätien und Numidien. Nach der Teilung Norikums unter Diokletian und nicht in die Zeit zwischen Hadrian und Diokletian, wie Muchar, oder in die Zeit Konstantins, wie Seidl annimmt, hatten *Noricum ripense* und *Noricum mediterraneum* eigene '*praesides*'[2]). Über die Zeit Konstantins geht Muchar nach Seidl zu rasch hinüber, erinnert doch ein Stein bei Cilli an den Kampf Konstantins II. mit Magnentius[3]) und einer zu Pettau an die Katastrophe des Caesars Gallus.

Den Wert der Geschichte als Wissenschaft und ihre Bedeutung für die Bildung des Volkes hob Seidl gelegentlich der Besprechung eines volkstümlichen Vortrages, den Dr. E. Burkhard im J. 1846 zu München über „Agrippina, des Augustus Enkelin", gehalten hat, hervor: Er spricht hiebei die Geschichtskundigen folgendermaßen an: „Ihr pflückt solange die goldenen Hesperidenäpfel der Gelehrsamkeit, ihr spürt solange dem labenden Quell des Wissens nach. Allein behaltet nicht alles für euch, gebt auch der Gegenwart davon zu kosten, doch so, wie es dem Gaumen zusagt, damit man sich daran erquicke und die Frucht eurer Bemühungen durch teilnehmenden Genuß loben könne". Mit Berufung auf Horaz': '*Nullus argento color est avaris abdito terris*', forderte er die Gelehrten auf, „ihre Werkstätte zu keinem unnahbaren Heiligtume

[1]) Österr. Bl. f. Lit. u. Kunst 1845, Nr. 34—36.
[2]) Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, S. 136 f.
[3]) Jahrb. d. Lit. u. Kunst CV, S. 70 ff.

zu machen; sie sollen mit ihren Errungenschaften kein wucherisches Monopol treiben und es nicht für eine Profanation halten, ihre Gelehrsamkeit bisweilen Regionen, die unter ihnen liegen, zuzuführen" — Anregungen und Wünsche, die in den volkstümlichen Vorträgen der Universitäts-Professoren vollends ihre Verwirklichung gefunden haben.

In der Anzeige von Arneths 'Niello-Antipendium zu Klosterneuburg'[1]), einer herrlichen bildlichen Darstellung aus dem XII. Jahrhunderte *(lavoro di niello [niger, nigellus])*, sprach Seidl seine Freude aus, daß an vielen Orten Österreichs das Interesse für Denkmäler aus der vaterländischen Vorzeit Anregung und Nahrung finde.

Dasselbe Interesse für die Wissenschaft, derselbe Patriotismus spricht aus der Rezension von K. Zells 'Handbuch der römischen Epigraphik' (1852)[2]). „Die Liebe zum Vaterlande findet Nahrung in der Kenntnis seiner Vergangenheit. Wer aber sein Vaterland genau kennen lernen will, muß vor allem den Boden, auf dem er steht, genau kennen, d. h. darüber Aufschluß erhalten, was dieser Boden trägt, wie er im Laufe der Jahre sich geändert hat, was über denselben von den Tagen der Vorzeit an bis heute dahingegangen ist. Wenn nun irgend ein Land zu denjenigen gerechnet werden kann, für dessen Urgeschichte epigraphische Denkmäler aus der Römerzeit als Quellenschriften gelten können, so ist es die österreichische Monarchie. Auf diesem ungeheuren Raume war römische Sprache, römisches Gesetz, römischer Kultus, römisches Leben eingebürgert". Aber nicht bloß für die Vaterlandskunde, sondern für die Wissenschaft überhaupt reden die Steine und mit dieser monumentalen Sprache macht das Handbuch bestens vertraut. Seidl empfahl es daher nicht bloß den Lehrern, sondern auch den Schülern; da er mit dem Archäologen K. B. Hase in Paris[3]) der Ansicht war, daß die Schüler neben der Anschauung von solchen Denkmälern des Altertums, „die ihnen durch die Werke der Dichter, also auf dem blumenreichen Pfade der Phantasie zugeführt und liebgemacht worden sind", auch eine lebendige Anschauung von Dingen erhalten sollen, „zu denen sie bisher fast ausschließlich auf dem reizlosen Pfade des Gedächtnisses gelangen konnten — und die Epigraphik ist gewissermaßen eine archäologische Anschauungslehre oder bereitet wenigstens sie vor"[4]).

Der Archäolog Seidl sprach auch in der Anzeige von Dr. Johann Oberbecks 'Gallerie heroischer Bilderwerke der alten Kunst'[5])

---

[1]) Jahrb. f. Lit. u. Kunst, Nr. 9.
[2]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VI, 307—315.
[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. IV, S. 510 f.
[4]) a. a. O. S. 312.
[5]) a. a. O. II, S. 452 ff.

offen den Wunsch aus, „daß der Archäologie als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsfächer des klassischen Studiums in unseren Gymnasien mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden möge. Denn wie leicht und schnell kann man sich durch Anschauung der Originale oder getreuer Kopien von Gegenständen, die sich auf die Kultur, bürgerliches und häusliches Leben, Kriegswesen, Sitten und Gewohnheiten der Alten beziehen, eine entsprechende Vorstellung und Kenntnis verschaffen! Überdies werden ja auch im gewöhnlichen Leben Fragen archäologischen Inhaltes gestellt. Deswegen sind „archäologische Vorkenntnisse für jeden Gymnasialschüler ein Bedürfnis“ [1]).

Obiger Wunsch und dieser Satz erscheinen für den philologisch-historischen Gymnasialunterricht noch immer sehr beherzigenswert.

So machen wir Bekanntschaft mit Johann Gabriel Seidl als Schulmann.

Besonders in Cilli bildete er durch Beschäftigung mit den altklassischen Studien, mit französischen, spanischen und englischen Dichtern durch archäologische und historische Forschungen und Arbeiten, an sich jenen polyhistorischen Zug aus, welcher dem gelehrten Altösterreicher sein eigentümliches Gepräge verleiht [2]) und der seinem Berufe als Lehrer ebenso zustatten kam wie die dichterische Begabung. Darüber und über seine Wirksamkeit in der Schule spricht er sich selbst im allgemeinen in der Abhandlung: 'Zur Erklärung deutscher Lesestücke' [3]) folgendermaßen aus: „Ich habe während meiner mehr als zwölfjährigen Tätigkeit im öffentlichen und meiner mehr als 25 jährigen im Privatlehrfache stets strenge über mich gewacht und es mir zur Aufgabe gestellt, genau zu beobachten, wie viel ich von dem Stück Poet, das an mir ist, auf dem Katheder und am Lehrtische brauchen könne. Mit gewissenhafter Zurückhaltung habe ich demselben nie und nirgends erlaubt, sich geltend zu machen als eben nur dort, wo es sich darum handelte, zu wecken und anzuregen, um jugendlichen Gemütern so viel Interesse für einen Gegenstand einzuflößen, daß sie an demselben, weil er ihnen Herz und Phantasie erwärmte, auch ihren Verstand willig beteiligten. Auf diese Weise wußte ich manche für die Lektüre der alten Klassiker zu begeistern; auf diese Weise gelang es mir, viele, die da wähnen, sie hätten, weil sie deutsch geboren, die Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur mit der Muttermilch eingesogen, davon zu überzeugen, wie viel dazu gehöre, ein klassisches deutsches Lesestück ganz in sich aufzunehmen und zu verstehen, und wie man es erst lieb gewinne,

---

[1]) a. a. O. S. 457.
[2]) Nekrolog a. a. O. S. 555.
[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 81 ff.

wenn man es ganz verstehe, und sie dahin zu bringen, daß sie die Meisterwerke verstehen wollten, um sie lieb zu gewinnen"[1]).

Was Johann Gabriel Seidl als Grammatikal- und Humanitätslehrer in Cilli, als Professor der deutschen Sprache am Josefstädter Gymnasium in Wien erprobt, erfahren, erkannt, das enthält vielfach der „Entwurf für die Organisation der Gymnasien und Realschulen" vom Jahre 1849, „der eine sichere Grundlage vorgezeichnet hat, nach welcher unter den gegebenen Verhältnissen vorzugehen ist, um in jedem Unterrichtszweige das vorgestreckte Ziel zu erreichen"[2]).

Schon in der monographischen Skizze: 'Maria-Rast' hatte er sich über das Gymnasium folgendermaßen ausgesprochen: „Der Gymnasialunterricht — so sehr man ihn auch verkennen mag — ist gewiß der wichtigste Bildungszweig für jeden, dem es nicht bloß um den äußeren Firnis, sondern um wirkliche Selbstvervollkommnung, nicht bloß um Reichtum im Leben und Aussicht, „sondern auch um Lebensreichtum und Einsicht zu tun ist"[3]). Und „das Gymnasium als die gelehrte Mittelschule hat mit allgemeiner höherer Menschenbildung die Vorbildung auf das selbständige Studium der Wissenschaften auf der Hochschule zu gewähren"[4]). „Seidl zählte eben unter jene nicht zahlreichen Schulmänner alten Schlages, welche die Vorzüge deutscher Gymnasialbildung und die daraus sich ergebenden Fortschritte deutscher Wissenschaft erkannten und die von einer Reorganisation der Gymnasien nach deutschem Muster eine gründliche Reform und nachhaltige Förderung der gelehrten Bildung in Österreich sich versprachen. Rückhaltslos und mit der Begeisterung eines Jünglings schloß er sich daher den von ihm verehrten Trägern der Reform, Bonitz, Exner, Mozart, an und unterstützte ihre Bestrebungen"[5]).

Mit Professor Hermann Bonitz, dem Ministerialrate Josef Mozart und dem Schulrate Adalbert Stifter begründete er die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", deren Mitredakteur er vom 20. Februar 1850 bis zu seinem Tode war. Die Anregung ging von dem Ministerialrate im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, Franz Exner, aus. Seidl wurde von ihm, seinem alten, unvergeßlichen Schulfreunde, „gleichsam als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, mit der Abfassung eines Programmes betraut, das, beifällig aufgenommen, von dem zunächst beigezogenen Begründer des neuen Organisations-Entwurfes, dem energischen, fachkundigen und stilgewandten Prof. Herm. Bonitz, umgeschmolzen, zur Basis für unsere neue Zeitschrift diente"[6]). Hier hatte unser

---

[1]) a. a. O. S. 85.
[2]) a. a. O. VII, S. 466.
[3]) Steierm. Zeitschr. II, S. 35 f.
[4]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 718.
[5]) Nekrolog a. a. O. S. 555 f.
[6]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XIX, S. 749.

Schulmann ein Feld, „wo er die reichen Schätze seiner pädagogischen Erfahrung zu Nutz und Frommen der österreichischen Lehrerwelt mitzuteilen nicht müde wurde, wo sein wohlwollendes und anregendes Wesen ungehindert zum Ausdrucke kam. Mit dem Scharfblicke der Liebe durchmusterte er weite Gebiete der Literatur, um, was der österreichischen Schule nützlich schien, ihr zuzuführen"[1]). Er bedauerte lebhaft, daß „der Riß, der in politischer und konfessioneller Beziehung durch Deutschland ging, selbst herab in die Schulliteratur sich erstreckte, daher gute Schulbücher in Österreich nicht verwendet wurden, weil sie aus dem protestantischen Deutschland kamen". „Hat doch die deutsche Literatur soviel Schönes und Erhabenes, das deutsch und nur deutsch, das edel und nur edel, das fromm und nur fromm ist ohne allen Zusatz von Feindseligkeit in Politik und Glauben. Warum nicht aus allen Quellen schöpfen, deren klare Flut belebendes Labsal für jeden Gaumen ist, der nach Bildung lechzt?"[2]) Im Jahre 1862 begrüßte er mit Freude, daß seit der Neugestaltung Österreichs in konfessioneller, politischer und nationaler Beziehung die Grenzen für Lehrbücher weiter hinausgerückt worden sind; ausgeschlossen blieb mit Recht alles Provozierende, Unangemessene, die Gesetze der Duldung und Gegenseitigkeit Verletzende[3]).

Von den zahlreichen literarischen Anzeigen neuer Schulbücher und Werke, von den Besprechungen mannigfacher Programmaufsätze, in denen Seidl mit freudiger Anerkennung trefflichen Leistungen einheimischer und auswärtiger Schulmänner und Gelehrter gerecht ward und selbst an Mittelmäßigen die besten Seiten hervorsuchte, „um das Streben zu wecken und aus dem guten Willen bessere Früchte zu ziehen"[4]), kommen nur solche in Betracht, die nach methodischen Winken und pädagogisch-didaktischen Grundsätzen entweder dem Organisations-Entwurfe und den „Instruktionen" entsprechen oder überdies beachtenswert erscheinen.

Bei der Besprechung deutscher Lesebücher, Literaturgeschichten, Metriken u. a. hatte Seidl Gelegenheit, sich über den Deutsch-Unterricht im allgemeinen und besonderen zu äußern. Er drückte zunächst seine Befriedigung aus, daß der deutsche Sprachunterricht endlich unter die obligaten Fächer des Gymnasiums aufgenommen wurde[5]). Der Hauptzweck desselben ist ihm nicht bloß die Einführung der Jugend in die geistige Welt ihres Volkes, sondern auch „die Herbeischaffung einer reichen Fülle geist- und charakterbildenden Stoffes in klassischer oder mindestens tadelloser Form und dadurch eine belebende, verknüpfende und teilweise ergänzende Wirkung auf den Unterricht in sämtlichen anderen Lehr-

[1]) Nekrolog a. a. O.
[2]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VII, S. 463.
[3]) a. a. O. XIII, S. 881.
[4]) Nekrolog a. a. O. S. 556.
[5]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 772.

gegenständen" [1]). Er vermittelt somit eigentlich die humanistische Bildung und darin liegt die universale Aufgabe, die zentrale Stellung dieses Unterrichtes [2]).

Die Grundlage desselben ist das Lesebuch. „Dem praktischen Lehrer soll es eine Quelle sein, aus der er für sein Wirken in der Schule immer neue Nahrung schöpft; eine Richtschnur, an der er die Kunst des Unterrichtes studiert und sich als Methodiker bewährt; Saft und Blut, mit dem er die grammatischen Formen und Gesetze der Sprache belebt und durchwärmt; eine Kette, deren Glieder verschiedene Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst sind und deren Zusammenhang hier nachgewiesen wird; ein Räderwerk, mittels dessen der eine Lehrstoff dem anderen zugeführt wird und ein Lehrer in der Schule dem anderen in die Hand arbeitet" [3]).

Der Schüler soll sein Lesebuch mit der Überzeugung zur Hand nehmen, daß es das Beste und für ihn Zweckmäßigste enthält, Schätze, die ein anderes Schulbuch ihm nicht bieten kann; es soll ihm eine Quelle sein, aus der er mannigfache Übung für Phantasie, Gewinn für Geist und Gemüht zieht. Das Lesebuch sei eine Art weltlicher Bibel [4]), es sei ein Erziehungsbuch [5]).

Der verschiedenen Organisation halber forderte Seidl verschiedene Lehrbücher für Gymnasien und Realschulen [6]); jene lagen ihm besonders am Herzen. Er warnt vor der sog. Lesebücher-Fabrikation; denn der Organisations-Entwurf brachte eine Flut von inländischen Erzeugnissen, die miteinander und mit ausländischen wetteiferten. Er verwarf mit Recht, aus minimalen methodischen Rücksichten sofort ein neues Lehrbuch herauszugeben und einzuführen; „es ist vielmehr praktischer, einem anerkannt guten Lesebuche seine ursprüngliche Gestalt und Fassung, solange es ohne merkliche Einbuße geschehen kann, unangetastet zu bewahren. Denn es kommt auf den Geist des Ganzen an, nicht so sehr auf einzelne Lesestücke, am allerwenigsten auf solche, die dem jeweiligen Modegeschmacke Rechnung tragen" [7]). Es ist ja keine Kunst, „den Goldsand aus dem Strome der deutschen Literatur, der durch so viele Seelen gegangen ist, zu sammeln; aber darin liegt die Schwierigkeit, denselben mit homogenen Bildungsstoffen so zu legieren und ihn so zu verschmelzen, daß er nicht bloß glitzernde Flitterchen abwirft, sondern zu vollgiltiger Münze für die Jugend ausgeprägt wird, mit der sie durch alle Lande dereinst anstandslos wandern kann". Er rät aus langjähriger Praxis, daß

---

[1]) a. a. O. S. 775.
[2]) a. a. O. VII, S. 466 f.
[3]) a. a. O. S. 461.
[4]) a. a. O. XIII, S. 883.
[5]) a. a. O. VIII, S. 408 u. VI, S. 431.
[6]) a. a. O. S. 49.
[7]) a. a. O. XIII, S. 883.

der Lehrer dieses Faches sich selbst ein Lehrbuch zusammenstelle, d. h. jedes fremde, das ihm geboten wird, zum eigenen methodisch gestalte[1]).

Was soll nun ein diesen Anforderungen entsprechendes deutsches Lesebuch für Gymnasien im besonderen enthalten?

Dem Kinde soll zur Lektüre nur Gutes geboten werden, eine lebendig anschauliche Fabel, ein kleines gemütliches Lied, eine frisch ansprechende Erzählung; Reales so wenig als möglich, das trete mit den aufsteigenden Stufen mehr und mehr ein, aber niemals überwiegend. Ideales und Reales in Lesestücken zu mischen, ist unstatthaft; denn „dadurch entsteht leicht eine Buntlappigkeit, Farb- und Charakterlosigkeit, eine Unentschiedenheit in der Anordnung. Ein Lesebuch soll aber kein buntscheckiges Sammelsurium sein, *ex omnibus aliquid, ex toto nihil*“[2]).

Die Lesestücke seien als vorzüglicher Behelf zur Förderung der humanen Bildung geistig anregend, allgemein bildend durch die Vermittlung des sprachlichen Ausdruckes und seiner Klassizität; sie sollen auf die Gefühlswelt des Schülers wirken, indem sie die Licht- und Schattenseiten des Herzens, Großtaten und Schwächen darlegen, Winke fürs praktische Leben geben, für Religion und Humanität begeistern[3]). „An das Leben selbst sich anschmiegende Lesestücke“, sagt Seidl, „habe ich mich stets mit Glück bemächtigt. Die Schüler nehmen das Gelesene wieder ins Leben mit hinüber; sie fühlen sich angeregt, eigene Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen mit jenen zu vergleichen[4]).

Betreffs der Form verlangt er unbedingt, daß die Lesestücke stilistische Muster seien[5]).

Demgemäß hat die Auswahl zu geschehen aus durchaus bewährten Schriftstellern, und zwar zumeist aus den deutschen Klassikern. „Es ist immer nützlicher, aus wenigen mustergiltigen Autoren im Gebiete der Kunst und des Wissens viel Treffliches als aus zahlreichen minder Verläßliches, *multa* aber nicht *multum* zu geben.“ Denn das Lesen deutscher Klassiker in der Schule hat nicht bloß den Zweck, richtig und gut zu lesen, sprechen und schreiben zu lernen, sondern es hat auch als Hauptbildungsmittel des Herzens und Geistes zu dienen[6]). Ferner empfahl er sehr warm die Lektüre „unserer Illiade“, des Nibelungenliedes, in den oberen Klassen. Im Untergymnasium sollen die Schüler nach dem Lesebuche mit dem Stoffe desselben bekannt, ihnen Interesse für unser großes Nationalepos beigebracht und sie so für die Lektüre des

---

[1]) a. a. O. XIII, S. 77 f.
[2]) a. a. O. VI, S. 49 ff. u. VIII, S. 408 ff.
[3]) a. a. O. VIII, S. 405.
[4]) a. a. O. I, S. 87.
[5]) a. a. O. VI, S. 49 f.
[6]) a. a. O. VII, S. 462.

Liedes selbst vorbereitet werden [1]). Überdies wünschte er die Aufnahme geschichtlicher Lesestücke, besonders vaterländischen Inhaltes. Ein frommer Wunsch des Altösterreichers war auch, daß die Schullektüre ihren Stoff aus der Dialektdichtung und aus der Literatur aller Nationen unseres großen Vaterlandes schöpfe [2]).

Vom pädagogischen Standpunkte aus forderte er mit Recht, daß die Namen der Autoren den Lesestücken beigesetzt werden. „Es soll der Jugend Pietät für diejenigen eingeflößt werden, denen sie einen gewichtigen Teil ihrer Bildung zu verdanken hat [3])“.

Betreffs der Behandlung der Lesestücke gab Seidl recht praktische methodische Winke. Er empfahl dem Organisations-Entwurfe gemäß den analytischen Weg.

Der Lehrer schließe seinen Vortrag an ein Lesestück an, und zwar an ein solches, das an den Schülern Bekanntes anknüpft von wegen des harmonischen Ineinandergreifens der einzelnen Disziplinen. Das poetische Stück schicke er dem prosaischen zur Anregung der jugendlichen Phantasie voraus. Das werde vom Lehrer richtig, verständlich und schön gelesen. Die Erläuterung muß so geschehen, daß sie vom Schüler vollends verstanden werde; denn „nur das, was er ganz verstanden, was er vollkommen in sich aufgenommen, kann er sein Eigentum, seine geistige Errungenschaft nennen“. Hiebei ist auf die ästhetische Exegese das Hauptaugenmerk zu legen. Die Idee, der Gedankengang, die Übergänge, der Zusammenhang aller Teile zum harmonischen Ganzen ist aufzuzeigen. „Es muß dem Schüler klar werden, wie aus dem Samenkorne der Idee die Pflanze der Dichtung erwuchs“ [4]). Auszuschließen sind längere ästhetische Ausführungen und Entwicklungen; diesbezüglich empfahl er wie für Prosodie, Metrik und Stilistik den Schülern gelegentlich bei der Lektüre so viel zu entwickeln und so viel Kenntnis von den üblichsten Dichtungsformen beizubringen, als für die Mittelschule eben nötig ist [5]).

Heute schicken wir die Synthesis der Analysis voraus.

Die sprachliche Erklärung geschehe nach Seidl durch Befragung der Schüler; doch ist die Grammatik dabei nur auf das Allernotwendigste zu beschränken. Er verwahrt sich gegen ein solches „Sezieren und Analysieren; man darf „nicht dem untergeordneten Zwecke der Grammatik den höheren der Anregung, Belebung und Befruchtung des kindlichen Geistes aufopfern“ [6]). Mit Recht forderte er in der Grammatik die lateinische Nomen-

---

[1]) a. a. O. IX, S. 683.
[2]) a. a. O. VI, S. 480 u. VIII, S. 407 f.
[3]) a. a. O. VII, S. 465.
[4]) a. a. O. I, S. 85 ff. u. 844 ff.
[5]) a. a. O. VII, S. 560 u. VIII, S. 414.
[6]) a. a. O. VIII, S. 409.

klatur, „damit der deutsche Sprachunterricht gewissermaßen nicht isoliert werde“ [1]).

Schließlich soll ein Schüler oder der Lehrer das so behandelte Gedicht noch einmal mit Verständnis und Ausdruck lesen. Seidl beruft sich da auf den Organisations-Entwurf [2]) und auf Rudolf von Raumers Wort: „Man legt mit Recht ein großes Gewicht darauf, daß die Schüler zu gutem und richtigem Lesen angehalten werden“, und hebt auf Grund seiner langjährigen, teils in der Schule, teils im Privatunterrichte gemachten Erfahrung Zweck und Bedeutung dieser Übung hervor [3]).

Ist das poetische Lesestück solchermaßen abgetan, so soll ein dem Inhalte nach verwandtes prosaisches ähnlicherweise behandelt werden. Hierbei ist vor allem Rücksicht zu nehmen auf die Verschiedenheit in der Darstellung der Idee, der Haupt- und Nebengedanken. Anlehnung an die übrigen Lehrfächer soll möglichst stattfinden. Die Selbsttätigkeit der Schüler ist stets anzuregen und herauszufordern [4]). Seidl empfahl damit eifrige Mitbeschäftigung der Schüler nicht allein für diesen Gegenstand, sondern überhaupt als ein Hauptmittel des pädagogisch-didaktischen Erfolges.

Nach diesem Vorgange behandelte er mustergiltig zuerst das Lesestück: ‘Neujahr’ von J. H. Voß [5]) und dann: ‘Neujahrsnacht eines Unglücklichen’ von Jean Paul [6]).

Was die Literaturgeschichte betrifft, so steht Seidl auf dem richtigen Standpunkte, daß sie nämlich dem Schüler an der Hand der Lektüre beigebracht werde. Das Gedächtnis soll nicht mit Namen und Werken angefüllt werden, man soll ihm höchstens nur mit einer chronologischen Zusammenstellung derjenigen Namen und Werke zuhilfe kommen, deren Geist und Sinn die Schüler bis zu einem gewissen Zeitpunkte aus den gelesenen Stücken selbst kennen gelernt und erfaßt haben [7]). Die Jugend soll nicht mit hohlen Phrasen absprechen lernen über Zustände und Produkte, von denen sie keine hinreichende Kenntnis gewonnen hat; dagegen ist nichts einzuwenden, daß der Schüler gelegentlich sein ästhetisches Urteil durch Parallelen zwischen den inhalt- und formverwandten Geistesprodukten der verschiedenen Nationen und aus allen Zeitperioden läutere und schärfe [8]). Er empfahl der obersten Klasse, den aus der Lektüre aufgenommenen und geistig verarbeiteten Stoff in literarhistorische Tabellen einzureihen [9]). Bei solcher

---

[1]) a. a. O. XV, S. 631.
[2]) S. 127 ff.
[3]) a. a. O. XIV, S. 401.
[4]) a. a. O. I, S. 91 ff. u. VIII, S. 408.
[5]) a. a. O. I, S. 241 ff.
[6]) a. a. O. I, S. 414 ff.
[7]) a. a. O. I, S. 779 u. S. 464.
[8]) a. a. O. VIII, S. 415 u. VI, S. 694.
[9]) a. a. O. XIII, S. 76 f.

Behandlung ist allerdings der historische Teil der Literaturgeschichte, der literarische Werke, Persönlichkeiten, Richtungen in ihren historischen Zusammenhängen nach Ort und Zeit beschreibt und als Ergänzung zur Staatengeschichte dient, außer acht gelassen.

An die Schullektüre schließe sich die häusliche an. Sie wirkt am ersprießlichsten, „wenn sie an den Lehrstoff der Schule erweiternd, erklärend und ergänzend sich anlehnt; sie stehe auf sittlichem und religiösem Boden und führe Charaktere vor, die für die Jugend faßlich und ansprechend sind“[1]).

Schul- und Hauslektüre dienen dem Vortrage. Seidl zog Episches vor. „Im Epischen liegt ja die Jugendperiode des Einzelnen wie eines ganzen Volkes; deshalb hört und liest die Jugend epische Gedichte am liebsten und eignet sich dieselben am besten an.“ Patriotisches soll in erster Linie gewählt werden. Hierbei fürchte der Lehrer nicht, in der Wahl hie und da zu tief herabgestiegen zu sein; den „Schülern der unteren Klassen wird es gewiß nie schaden, einen Ton anzuschlagen, der doch einmal der ihrige gewesen, sollten sie der Zeit auch schon entwachsen sein; von entschiedenem Nachteile ist es jedoch, einen Ton anschlagen zu wollen, dem Herz und Kehle erst entgegenreifen muß. Das Gedicht ist Hauptsache, nicht die Selbstgefälligkeit des Sprechers“. Je höher die Stufe, desto mehr sehe der Lehrer auf guten, richtigen, den Geist des Gedichtes klar erfassenden Vortrag[2]).

Auf der durchgenommenen Lektüre beruhen die schriftlichen Arbeiten der Schüler, sind also Reproduktionen. Bei der Auffindung und Gliederung der Gedanken eines Lesestückes sollen die Schüler nach vorgelegtem Muster zur Disposition der schriftlichen Arbeiten angeleitet werden. Die beschreibenden und erzählenden Darstellungen sind den abhandelnden (reflektierenden) vorauszuschicken; letztere sind „als sehr häkelige mit größter Vorsicht zu behandeln“[3]).

Überdies empfahl Seidl gute Kommentare zu den Schulausgaben deutscher Klassiker und entwarf gewissermaßen ein Schema dafür[4]). Bei der Besprechung von Programmaufsätzen[5]) hob er die Bedeutung von Lessings 'Laokoon' für das ästhetische Studium, der 'Volkslieder' Herders, Klopstocks und Platens als Lyriker hervor und gab zu 'Wingolf' (II. 4) eine zutreffende Erklärung[6]).

Als klassischer Philologe trat Seidl schon in der Übersetzung der Fabeln des Gabriel Faërnus und der Idylle 'Delos' von T. Calpurnius Siculus hervor. Als solchen lernen wir ihn noch kennen

---

[1]) a. a. O. VII, S. 171 f.
[2]) a. a. O. VI, S. 430, VII, S. 466 und VIII, S. 411.
[3]) a. a. O. I, S. 424 f. und S. 845, VIII, S. 408.
[4]) a. a. O. IX, S. 683 f.
[5]) a. a. O. IV, S. 416 ff.
[6]) a. a. O. I, S. 820 f.

gelegentlich der Besprechungen von Programmaufsätzen, so über Horaz' Satiren und Briefe[1]), über griechische Tragödien[2]), Anakreontisches[3]) u. a. Dabei versäumte er nicht, Methodisches einzuflechten. Er stellte als Übersetzungsgrundsatz auf, den Geist der Dichtung im allgemeinen, den Sinn der Worte im einzelnen wiederzugeben, den Gedanken möglichst klar darzulegen. Die Worttreue ist soweit festzuhalten als es angeht, ohne den Ton des Ganzen zu ändern oder dem Deutschen Zwang anzutun[4]). Die Übersetzungen hat die Schule sich selbst zu machen, „gegen alle fremden hat sie um so energischere Einsprache zu tun, je mehr Gefahr droht, daß sie zu Faulkissen werden, welche das wirksamste Mittel zur Förderung gründlicher Sprachkenntnis paralysieren. Wo jedoch diese Gefahr glücklich beseitigt ist, können, namentlich metrische Übersetzungen als Behelfe zur Sprachvergleichung, zur rekapitulierenden Rückübersetzung, zur innigen Assimilierung des im Urtexte Gelesenen sogar von Nutzen sein"[5]). Er hatte da vor allem Voß' Homer-Übersetzung im Auge. Er beklagte ferner, daß in den lateinischen und griechischen Stunden gerade auf ein ausdruckvolles, von Verständnis zeugendes Lesen in den meisten Schulen zu wenig gesehen werde; im besonderen werde auf den deklamatorischen Akzent kaum Rücksicht genommen[6]). Die Teilnahme für Bruchstücke altklassischer Schriftsteller in der Schule zu wecken, hält Seidl für ein verdienstvolles Unternehmen[7]). Die Privatlektüre hat Gelegenheit, sich damit zu befassen. Und noch etwas. Bei der Besprechung von Binders *Flores aenigmatum latinorum*[8]) wünscht unser Schulmann, „es möge auch dem Scherze in der Schule Rechnung getragen werden. Gegen das *nec lusisse pudet* wird auch der kälteste Ernst nichts einzuwenden haben, wenn es mit pädagogischem Ernste geschieht". Gewiß! Denn „Heiterkeit, sagt Goethe, ist für die Jugend der Himmel, unter dem alles gedeiht."

Von den neuen Sprachen interessierte Seidl auch Französisch. Da empfahl er solche Grammatiken und Lesebücher, die auf die deutsche Jugend Rücksicht nahmen und sich durch geschmackvolle Auswahl mustergiltiger Lesestücke aus den vorzüglichsten alten, neuen und neuesten Schriftstellern hervortaten[9]).

Auf den innigen Zusammenhang zwischen Geographie und Geschichte überhaupt wies Seidl bereits oben hin; das gilt auch

---

[1]) a. a. O. X, S. 170.
[2]) a. a. O. S. 171.
[3]) a. a. O. XI, S. 83 f.
[4]) a. a. O. X, S. 171.
[5]) a. a. O. VI, S. 752 ff.
[6]) a. a. O. XIV, S. 402.
[7]) a. a. O. XI, S. 84.
[8]) a. a. O. X, S. 170.
[9]) a. a. O. I, S. 904; II, S. 484; VII, S. 83 f.

für den Unterricht. Zudem forderte er Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Hiefür sind zunächst geographische Charakterbilder zu verwenden, die dem Schüler die eigene Anschauung so weit als möglich ersetzen. „Sie soll ihm aber dafür nicht eine fremde geben, nicht eine blaue, grüne, rote oder wie immer gefärbte Brille, durch die er die Gegenstände nicht so sieht, wie sie sind, nicht sieht, wie er sie sehen würde, sondern wie irgend ein vielleicht geistreicher Tourist sie gesehen hat" [1]). Besonders empfahl er illustrierte Charakterbilder aus der österreichischen Monarchie [2]). In seinem Werke: 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' finden wir für beides Muster.

Soll die Geschichte „die Schule der Beispiele und die Meisterin der Schule sein, so muß sie lebenswarm und beweglich aus dem Leben herausgegriffen, echt und unverfälscht hingestellt, nicht aber in den starren Rahmen eines Systems hineingezwängt und so, dem einseitigen Urteile der Jünger und Nachbeter derselben preisgegeben, a priori konstruiert werden" [3]). Damit schloß Seidl die streng wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, die Kritik der Systeme mit Fug und Recht aus. Sie bilde vielmehr aus der Vergangenheit für die Gegenwart, durch die fremde Welt für die vaterländische, sie wecke und nähre Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit. Der Lebendigkeit des geschichtlichen Unterrichtes dienen auch Charakterbilder und Biographien [4]). Jene gewähren Eindrücke, die für das ganze Leben dauern. Die Abbildungen dazu sollen entweder nach Originalen (Münzen, Medaillen, Büsten) oder nach Kopien bedeutender Kunstwerke geschehen [5]). Gute Biographien sind überhaupt bildend, in der Geschichte umsomehr, je näher die Person der Zeit steht, in der wir selbst leben [6]). Die Persönlichkeit muß aus dem Strome der Zeit immer mehr auftauchen, denselben immer sicherer in befruchtende Bahnen lenken und fortleiten. Dem Schüler kommt dann Goethes Wort so recht zum Bewußtsein: „Höchstes Glück der Erdenkinder — Ist nur die Persönlichkeit". Beide Hilfsmittel des historischen Unterrichtes sollen sich streng objektiv an die Tatsachen halten und in gefälliger Form abgefaßt sein [7]).

Seidl hätte der Archäologie so gerne einen Platz unter den Gegenständen des Gymnasiums eingeräumt; bei der Besprechung keltischer und römischer Antiken in Steiermark [8]) erschien es ihm

---

[1]) a. a. O. X, S. 168.
[2]) a. a. O.
[3]) a. a. O. VII, S. 323.
[4]) a. a. O. II, S. 452 ff., III, S. 102 ff.
[5]) a. a. O. XV, S. 634.
[6]) a. a. O. X, S. 169.
[7]) a. a. O. XIII, S. 883.
[8]) a. a. O. VII, S. 743.

besonders empfehlenswert, daß wenigstens der Unterricht in der Vaterlandskunde darauf Rücksicht nehme.

Außer diesen Arbeiten, die eine Menge pädagogisch-didaktischer Anregungen und Anleitungen enthalten, nahmen des Schulmannes Tätigkeit trotz Kränklichkeit und zunehmende Augenschwäche die letzten Abteilungen der Gymnasial-Zeitschrift, nämlich die Chronik der Gymnasien, die Bewegung auf administrativem Gebiete und die Register in Anspruch bis zu seinem Tode; denn noch neun Tage vor seinem Hingange besorgte er auf dem Krankenlager die letzte Korrektur des Juliheftes, das den Nekrolog enthalten sollte.

Und so war er unermüdlich tätig für die idealen Güter der Menschheit, für die Bildung des Herzens und Geistes, und die Triebfeder war das treue Vaterlandsgefühl, das in der im Jahre 1853 verfaßten Volkshymne gipfelt.

Der des Wanderns müde Dichter freute sich in seinen alten Tagen, daß sein einstiges Streben doch nicht vergessen ist[1]). Ja, es ward nicht vergessen und soll nicht vergessen werden. Der k. k. Schatzmeister (1856) und Regierungsrat (1867) Seidl wurde im Jahre 1871 in Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Leistungen als Lehrer und Schriftsteller in den Ruhestand versetzt und zum 70. Geburtstage wurden ihm von allen Seiten Ehrungen zuteil; Se. Majestät verlieh ihm ob des verdienstlichen Wirkens sowohl im Hof- und Staatsdienste, als auch auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur den Titel und Charakter eines Hofrates taxfrei. Und diese Tage rufen in den weiten Gauen des Vaterlandes und darüber hinaus die fromme Erinnerung an den Sänger, Forscher und Schulmann besonders wach. Sie werde zur Tat!

Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

---

[1]) Brief an Julius von der Traun am 17. März 1872.

Pettau. A. Gubo.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Ferdinand **Noack**, Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 104 SS. mit 2 Tafeln und 14 Abbildungen im Text.

Der Verf. vergleicht zunächst den Grundriß der Paläste von Knossus und Phästus mit den Burgen von Troia, Mykene, Tiryns und Arne. Während sich diese aus einer größeren oder kleineren Zahl von Einzelgebäuden zusammensetzen, bildet der kretische Palast ein Ganzes. Statt der in Griechenland üblichen Lehmwand mit Steinsockel finden wir in Kreta hohe Bruchsteinwände und Quaderwerk. Die griechischen Megara haben ihren Eingang an der Schmalseite, eine Tür und davor zwei Säulen; in Kreta liegt der Eingang an der doppelt oder vierfach durchbrochenen Breitseite, zwischen den Anten steht eine Säule (bezw. drei). Noack will darin einen „fundamentalen Unterschied" erkennen (S. 18) und sucht das Urbild des breitstirnigen Hauses in Syrien, Mesopotamien oder Ägypten; der doppelte Eingang sei vielleicht aus Lykien herzuleiten. Dagegen sei „die klassische Form der Propyläen und der Tempelcella, das templum in antis, mit dreigeteilter Front, wirklich in Griechenland selbst ausgebildet worden" (S. 27).

Den Beobachtungen des Verf.s wird man wohl im allgemeinen beipflichten, nicht aber den Folgerungen, die er daraus ziehen zu müssen glaubt. Noack lehnt jeden inneren Zusammenhang zwischen dem griechischen und kretischen Haus ab. Die Vorfahren der späteren Bevölkerung Kretas seien zwar von Griechenland hergekommen, hätten aber erst auf Kreta selbst die kretische Kultur und Kunst entwickelt. „Und als nun diese kretische Kultur ... in Griechenland einsetzte, fand sie die feste Tradition einer alten Bauweise vor, in der das Einzelhaus alles bestimmte" (S. 25); daher konnte für die erhöhten Ansprüche der glänzenderen mykenischen Zeit der Plan des Hauses nicht nach kretischem Muster umgestaltet werden; man begnügte sich das Megaron oder (in

Arne) das ganze Haus zu verdoppeln; „weiter aber reicht der kretische Einfluß nicht". Wie Noack diese Sätze mit den neuesten Funden in Phästus (s. unten) in Einklang bringen will, ist mir unverständlich. Wir wissen jetzt, daß die achäischen Eroberer mit der Kamareskultur gründlich aufgeräumt und auf den Trümmern der „karischen" Paläste ihre technisch und im Grundriß verschiedenen Bauten errichtet haben. Diese neuen Bauten können sie doch wohl bloß aus ihrer alten Heimat mitgebracht haben. Zur Herstellung des Zusammenhanges genügt m. E. die von N. (S. 34) selbst hervorgehobene Tatsache, daß das kretische Haus mehr Luft und Licht verlangte; dieses Ziel wurde am einfachsten dadurch erreicht, daß zwei Türen ausgebrochen wurden, die dann nur an der Breitseite liegen konnten; die Zahl der Säulen mußte sich nach der Zahl der Zwischenpfeiler richten, denn eine Säule vor der Türöffnung wäre nicht nur in technischer Hinsicht wenig empfehlenswert (Noack S. 17), sondern auch an sich ein Unding gewesen.

Im II. Abschnitt (S. 39—73) versucht N. das homerische Haus aus dem Epos zu erklären. Sein zweifellos richtiger Grundgedanke lautet etwa: der in Wahrheit sehr einfache Grundriß des homerischen Hauses ist von Nachdichtern teils durch Wiederholung formelhafter Verse an ungehöriger Stelle, teils durch Hineintragung späterer Zustände erweitert worden. So ist vor allem die Vorstellung von einem besonderen ehelichen Thalamos aufzugeben; das Ehebett des Hausherrn steht vielmehr im *μυχὸς δόμου*, im Hintergrund des Megarons; jene falsche Vorstellung ist aus gedankenloser Verallgemeinerung des Odysseusthalamos erwachsen. Doch brauchen wir diesen selbst durchaus nicht mit dem Verf. als Ausnahme zu betrachten: bei der Heirat des Odysseus sitzt noch Laertes auf dem Hof, also muß sich das junge Ehepaar einen „Thalamos" (d. h. ein kleines Megaron) bauen; das entspricht durchaus dem sonstigen homerischen Brauch (vgl. S. 49). Auch der „Thalamos" des Hephäst widerspricht nur scheinbar der Auffassung N.s. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß Hephäst unmöglich in der rußigen Werkstatt schlafen kann; anderseits wird schon in der *ὁπλοποιΐα* eine von der Schmiede abgesonderte Wohnung vorausgesetzt (*Σ* 388 —391, 410—422, 468); Hephäst hat also außer seinem *χαλκεών* als Schlaf- und Wohnstube ein zweites Megaron, das wir uns bedeutend kleiner vorstellen dürfen, weil er ja als schlichter Handwerker tagsüber in der Werkstatt arbeitet; und ein solches kleines Megaron durfte der Dichter mit Fug als „Thalamos" bezeichnen.

Daß Homer ein „Frauenmegaron" nicht kennt, wird jetzt wohl allgemein und mit Recht angenommen; trotzdem will N. in dem kleinen Megaron von Tiryns nach dem Beispiel der kretischen Paläste die Wohnstube (*γυναικωνῖτις*), in dem größeren den Thronsaal sehen; die Absonderung des ersteren könnte zwar m. E. auch an den Thalamos eines verheirateten Hauskindes denken

lassen; und daß in Tiryns das Ehebett des Fürsten im großen Megaron gestanden habe, scheint mir so undenkbar (S. 70) nicht; doch wüßte ich gegen die Auffassung Noacks nichts Wesentliches einzuwenden. Unter *δῶμα* versteht N. sehr ansprechend die Gesamtheit der Nebenräume. Das Hyperoon ist „nur in der uns vorliegenden Bearbeitung von *φχψ* fest und ursprünglich" (S. 66), und erst für diese Zeit „läßt sich folglich die Existenz des Hyperoons im griechischen Hause behaupten" (S. 68); daß es der älteren Zeit fremd war, ist wohl möglich, aber den Beweis hat N. nicht zu erbringen vermocht; vielleicht könnte man als solchen das Nebeneinander von Flach- und Giebeldach in Betracht ziehen. Für die räumliche Beschränktheit des homerischen Hauses zeugt nach N. der Mangel an Fremdenzimmern; der Gast schläft *ἐν προδόμῳ δόμου* oder *ὑπ' αἰθούσῃ ἐριδούπῳ*; daß damit das offene Vorhaus des Megarons gemeint sei, halte ich für recht unwahrscheinlich. Betreffs der vielumstrittenen *ὀρσοθύρη* verweist N. auf seinen Aufsatz in der „Strena Helbigiana", den ich wie alle dieser Frage in neuerer Zeit gewidmeten Untersuchungen für verfehlt halte. Die scheinbar authentischen Angaben des Dichters (*ὀρσοθύρη δέ τις ἔσκεν κτλ.*) und die Worte des Melanthios (*ἄγχι γὰρ αἰνῶς κτλ.*) sind schon längst mit Recht als unverständlich bezeichnet worden (Kammer 685); auszugehen ist von *φ* 145 cf. *χ* 332—341, wonach neben der *ὀρσοθύρη* der Mischkrug im Hintergrund des Saales steht. Daß der Verf. noch an die nur durch *κ* 366 f. (= 314 f.) schwach genug gestützte homerische Badestube glaubt, hat mich bei seinem radikalen Standpunkt gewundert.

Aus seinen Erörterungen zieht N. für Homer folgende Schlüsse: „Weder die kretischen noch die griechischen Paläste entsprechen der Voraussetzung, unter der wir das homerische Haus allein verstehen, — sie enthalten zu viele und zu vielerlei Räume" (S. 69); nur „einzelne Elemente" sind der Dichtung und den griechischen (nicht aber den kretischen) Ruinen gemeinsam: „das Propylaeon des Hofes" (ein solches haben wir aber auch in Knossus!) „dieser selbst mit der Opferstätte, das Großgemach mit der Vorhalle, die Kammern an den Korridoren, die sie, unabhängig von jenem, mit dem Hofe verbinden"; das sind aber „gerade auch die Bestandteile des älteren einfachen Hauses gewesen, die ... jene Kultur in Griechenland bereits vorgefunden hatte" (S. 71). „Sonach bleibt nur der Schluß übrig, daß jene alte Hausanlage... die 'mykenische' Zeit überdauert habe." Im wesentlichen gelangt also N. zu dem Ergebnis, daß das homerische Haus nur in seinen Hauptteilen den uns bekannten griechischen Burgen entspricht. Nichts scheint mir natürlicher. Die „Paläste" des Odysseus und des Alkinoos sind eben weder Paläste noch Burgen, sondern behäbige Bauernhöfe inmitten dicht bevölkerter Dörfer (*ζ* 297 ff., *ϱ* 260 ff., *ψ* 135 ff.), nur hat in ihrer märchenhaften Ausstattung ein bäurischer Sänger seiner Einbildung die Zügel schießen lassen,

ohne sich jedoch vom Boden der Wirklichkeit völlig losreißen zu können.

In den „Exkursen" spricht N. zunächst über die Verteilung der Räume in den kretischen Palästen, dann über die goldenen „Tauben" tempelchen aus Mykene und ein diesen engverwandtes Wandbild von Knossus, ohne aber zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Zum Schluß verirrt er sich leider in ein Labyrinth mythologischer Vermutungen, denen er allerdings selbst nur „hypothetischen Wert" zuerkennt. Endlich berichtet ein Nachwort über die neuesten Entdeckungen in und bei Phästus (besonders Kuppelgräber und unter dem Thronsaal des Palastes verschüttete Magazine), die uns zwei Besiedelungsschichten erkennen lassen; Dörpfeld vermutet in einem Brief an den Verf., daß ein genaueres Studium auch in Knossus zur Scheidung einer karischen und einer minoischen Periode führen werde. Dadurch wird für die Behandlung der Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis zu den griechischen Burgen eine völlig neue Grundlage geschaffen.

Wien. R. Münsterberg.

Prof. Dr. Kottmann, De elocutione L. Iunii Moderati Columellae. Separatabdruck aus dem Progr. des kgl. Gymnasiums in Rottweil 1902—3. III und 71 SS. 4°.

Daß Columellas Sprachgebrauch bisher keine nennenswerte Untersuchung erfahren hat, erklärt sich Ref. aus dem Mangel einer Gesamtausgabe des Schriftstellers, die einen nach modernen Begriffen verläßlichen Text böte. Unter solchen Umständen würde man eine Arbeit wie vorliegende als verfrüht bezeichnen müssen, wenn sich nicht aus den Proben der von W. Lundström in Angriff genommenen Ausgabe ergäbe, daß die Textkritik künftighin keinen Anlaß zu tiefgreifenden Änderungen der Vulgata nehmen wird. — Kottmann schließt sich in der Anordnung des Stoffes und in der Ausdehnung der einzelnen Abschnitte an Draegers 'Syntax und Stil des Tacitus' an. Was man auch gegen die Mängel der Disposition dieses Buches einwenden mag, soviel steht fest, daß bei K.s Vorgang die Benutzung seiner Schrift wesentlich erleichtert und nebenbei ein rascher Überblick über das Verhältnis der Sprache Columellas zu der des zeitlich nahestehenden Historikers erreicht wird. Im ganzen bekommt man den Eindruck, daß Columella die Grenzen der silbernen Latinität nirgend überschreitet, anderseits aber auch, daß er mit Tacitus in Punkten übereinstimmt, die man bisher mehr oder weniger als Eigentümlichkeit des Historikers betrachtet hat. Es sei insbesondere auf das mit reichen Belegen ausgestattete Kapitel der *Variatio* verwiesen, welches die ungleichartige Einkleidung gleichartiger Satzteile behandelt, S. 48—54. —

Was K.s Behandlung der einzelnen Partien anlangt, so vermißt man mitunter ausreichende Angaben. So S. 15, wo für den Gen. qualitatis das eine Beispiel III 8, 3 *taurus eminentis staturae* angeführt wird mit der Bemerkung: '*In genetivi qualitatis usu C. non recedit ab eleganti latinitate*'. Unter dem Ablativ findet sich weder ein Beispiel noch eine Andeutung, wie es mit dem Abl. qualitatis steht. Columella dürfte hier, wie überhaupt die silberne Latinität, das Gebiet des Genetivs auf Kosten des Ablativs erweitert haben: Ref. verweist auf seine Ausführungen im 'Gymn.' 1888, Sp. 7. Auch die Belege für den Gebrauch des Plusquamperfekts p. 12 '*ubi exspectamus perfectum*' lassen sich aus H. Blases 'Gesch. des Plusqu.' S. 16 und 48 vermehren — was bei dem Umstande, daß K. nicht Vollständigkeit der Belege anstrebt, wenig zu sagen hat —, vor allem aber nach ihrer Eigenart sondern und richtig deuten, was H. nicht versucht hat. — Auch die Hinweise auf den entsprechenden Sprachgebrauch von Vorgängern und Zeitgenossen sind bisweilen mangelhaft oder unterbleiben ganz. So findet sich S. 16 nach K. *prudens* c. gen. vor Columella nur bei Nepos und Livius. Allein Haustein '*De genetivi adiectivis accommodati in l. L. usu*' Halle 1882, p. 49 sq. bringt eine reiche Zahl von Belegen von Cicero angefangen bis zu den Juristen der Kaiserzeit. — S. 22 findet K. im Gebrauch des Ablativs zur Angabe der zeitlichen Ausdehnung *(diebus quadraginta florent)* einen Provinzialismus, der auf die Heimat des Schriftstellers (Gades) hinweise: der Gebrauch finde sich besonders auf spanischen Grabinschriften. Allein eine Reihe solcher Beispiele in Verbindung mit *vivere* hat auch Hofmann '*Index gram. ad Africae provinciarum titulos Latinos*' Straßburg 1878, p. 127 gesammelt. — Ebd. sind dem Verf. Zeitablative wie *vaporibus, siccitatibus, frigoribus* auffällig. Sie sind es weniger, wenn man sie als Umschreibung von Tages- und Jahreszeiten betrachtet. Vorangegangen ist Vergils Aen. III 154 *mediis fervoribus* (um Mittag), Aen. X 65 *frigoribus mediis*, Georg. I 300 *frigoribus parto fruuntur*. — S. 57 scheint K. die abundante Verbindung *mox deinde, tum deinde, post deinde* für eine Eigentümlichkeit Columellas zu halten. Aber derlei ist Gemeingut der silbernen Latinität: vgl. Preuß '*De bimembris dissoluti apud script. Rom. usu solemni*' Edenkoben 1881, p. 64 sq. — Diese kleinen Mängel hindern den Ref. nicht, K.s Schrift als einen brauchbaren Beitrag zur historischen Grammatik zu empfehlen.

Wien. J. Golling.

Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Keller und J. Häußner. 3. Auflage. Wien 1903, Verlag von F. Tempsky. XXXXV und 317 SS. Preis geb. 2 K 40 h.

Die neueste Auflage der Keller-Häußnerschen Horazausgabe zerfällt in drei Hauptteile: Deutsche Einleitung, latein. Text, Index nebst zwei Abbildungen und drei Kärtchen, alles in schöner Ausstattung und sorgfältigem Drucke. Der eingehende Bericht über den Text, den die frühere Auflage enthielt, ist weggefallen, dafür eine für die Zwecke des Gymnasiums erschöpfende Biographie des Dichters aufgenommen worden, aus der wir die Ausführungen über sein Verhältnis zu Augustus, die Winke für die richtige Auffassung der Vergötterung des Kaisers durch den Dichter besonders hervorheben. Im Anschlusse an die Biographie wird die Anordnung der Gedichte besprochen, zugleich ein Überblick über die Entwicklung der Satire und die drei Hauptrichtungen der griechischen Lyrik nebst einigen Mustern geboten, später (S. XXXVIII ff.) werden auch griechische Vorbilder für einzelne Gedichte des Horaz vorgeführt, wobei sich die Verff. mit Recht beschränkt und nur solche Stellen beigebracht haben, die auch wirklich in Horazens Gedichten wiederklingen. Die in der zweiten Auflage festgehaltene Durchführung der griechischen metrischen Schemata mit *μακρὰ τρίσημος* und *τετράσημος* ist dem begründeten Wunsche des früheren Ref. gemäß (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1892, S. 1082) aufgegeben, die verschiedenen metrischen Reihen, Glieder und Strophen sind in übersichtlicher Weise dargestellt. Der Index, der um etwa 15 SS. kürzer geworden ist, bietet nicht nur ein Namenverzeichnis, sondern auch ein Sachverzeichnis, das die Schüler, die freilich immer daran erinnert werden müssen, den Index ja nicht unbenützt zu lassen, über manches aufklären kann; denn wir finden in ihm Worte verzeichnet, die in den Gedichten in schwierigerer übertragener Bedeutung gebraucht sind, öfter auch die Begründung für diesen Gebrauch angegeben, wie bei *adorea* (Sieg), *aerugo* (Verleumdungssucht), *sal niger* (scharfer Witz), *caprina lana* (Bagatelle), besonders häufig aber Worte mit beigefügter knapper Realerklärung wie *ampulla, apex, cantharus, ciborium* u. a. Jedoch ist die Anführung bloßer Stellenziffern ohne jede weitere Erklärung wie bei *Iuppiter, Musa, Roma* u. a. für den Schüler zwecklos. An Stelle der nach den alphabetisch gereihten Versanfängen aufgezählten Gedichte (S. 253 f.) und der Suetonschen Biographie des Horaz (S. 251 f.), die mir neben der in der Einleitung gebotenen, weitaus ausführlicheren entbehrlich erscheint und in der Schule kaum gelesen werden dürfte, wäre eine Aufnahme der denkwürdigsten Sentenzen des Horaz, von denen die Schüler manche ins Leben mitnehmen sollen, von größerem Werte gewesen. — Die vorgenommenen Änderungen erhöhen ohne Zweifel die Brauchbarkeit der bewährten Schulausgabe.

Wien. Franz Kunz.

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Dr. Th. Vogel. 3. Auflage. Mit Buchschmuck von Erich Kuithan. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 362 SS. Preis geb. Mk. 3·20.

Nach kurzer Zeit ist von dem Büchlein eine neue Auflage notwendig geworden, wir nehmen dies als ein Anzeichen von dem tieferen Interesse, das es gefunden hat. Ja wenn die Anzeichen nicht trügen, so ist dies Interesse im Steigen begriffen. „Eine starke, immer mehr anschwellende Bewegung zur Religion ist heute unverkennbar. Sie gibt den Kirchen eine größere Macht, und sie wirkt außer den Kirchen, ja gegen die Kirchen; sie erscheint in den verschiedensten Ländern und Umgebungen; sie kleidet sich in mannigfache, oft recht wunderliche Formen, aber sie bezeugt auch in dem Wunderlichen ihre Macht; sie versteckt sich nicht in dunkle Winkeln, sondern sie erscheint auf den hellbeleuchteten Gipfeln des Kulturlebens; sie stößt auf harten Widerstand, aber sie weiß sich dagegen zu behaupten und zwingt auch den Gegner, sich ernstlich mit ihr zu befassen. Eine solche Bewegung kann nicht unbeachtet bleiben; die Tatsache in solchem Umfange anzuerkennen, d. h. zugleich Deutungen niedriger Art auszuschließen. Was die Menschheit so sehr beschäftigt und aufregt, das kann nicht künstlich gemacht sein, das ist mehr als ein Werk der Parteien oder eine Laune der Mode." Daß Goethe in dieser Bewegung eine besondere Stellung und Bedeutung einnimmt, haben wir schon bei der Besprechung der 2. Auflage der „Selbstzeugnisse" bemerkt (diese Zeitschr. LI [1900], S. 1099 ff.). Es liegt in der hervorleuchtenden Persönlichkeit des Dichters und des strebenden Menschen. Goethes Weltanschauung — und dies ist ein wesentliches Moment seiner religiösen Gedanken und Überzeugungen — ist keine wissenschaftlich-philosophische; sie ist durchaus künstlerisch angelegt. In ihr sammeln sich wie in einem Brennpunkte die mannigfachen Lichtstrahlen philosophischer Lichtquellen, in ihrer Vereinigung durchaus bestimmt durch ihren Sammelpunkt, die Persönlichkeit des Dichters. In dem Einklange seines Wesens finden alle Gegensätze ihre Versöhnung, in ihm verstehen sich ein Aristoteles und ein Bruno, verbinden sich ein Spinoza und ein Kant. Und wie sein oberstes Prinzip alles Seins Wirksamkeit und Tat ist, ebenso ist durch und durch Tat und Wirksamkeit auch seine Persönlichkeit.

Die Zusammenstellung der „Selbstzeugnisse", die uns das Büchlein bietet, läßt den Dichter mit seinen Worten über Religion und religiöse Angelegenheiten reden in den verschiedensten Perioden seines Lebens, in gehobenen wie in gedrückten Stimmungen, in feierlichen Kunstformen wie in der zwanglosen Sprache des Verkehres mit Engvertrauten. Von den Abschnitten, in die Th. Vogel den Stoff teilt, enthalten „Des Dichters Christentum für den Privatgebrauch" und „Dulden und Entsagen. Des Herzens Unruhe"

mehr Persönliches, die übrigen Abschnitte erheben sich zur Allgemeinheit. Sie bringen die Gedanken des Dichters von des Menschen Zug nach der Höhe, von Gott und Gottesverehrung, vom Kämpfen und Wirken, von der Einkehr und Buße und von der Fortdauer nach dem Tode; sie handeln von der heiligen Schrift und der Offenbarung, von den Wundern, von Christus und dem Urchristentum, von der Kirche und dem Kultus. Die neue Auflage hat den einzelnen Abschnitten durch sinnig ausgedachte und ausgeführte Randzeichnungen eine künstlerische Beigabe verliehen.

Th. Vogels Behandlung des Gegenstandes kann wohl weniger Geschlossenheit und Abrundung beanspruchen, sie hat aber den höheren Vorzug der Treue. Dieser Umstand empfiehlt das Büchlein als einen trefflichen Behelf zur Lektüre des Dichters in der Schule. Dem Lehrer ist es eine Fundgrube von Gedanken, die er zu seinem besonderen Zwecke leicht auffindet, dem reiferen Schüler kann es ein Geleiter ins Leben werden, den er während der Lehrjahre in der Schule gefunden und schätzen gelernt hat. Th. Vogels Büchlein über Goethes Selbstzeugnisse zur Religion möge in der dritten Auflage noch mehr Leser finden.

Prag. Dr. Anton Frank.

Heimatskarte der deutschen Literatur. **Für Schulzwecke entworfen und gezeichnet von Prof. Karl Ludwig. Druck und Verlag von G. Freytag & Berndt in Wien. Mit Erlaß des hohen Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 10. Oktober 1903, Z. 25627, zum Unterrichtsgebrauch an Mittelschulen zulässig erklärt. — Breite der Karte 190 *cm*, Höhe 142 *cm*. Preis 30 K.**

Die Karte, die ein gutes Stück Wandfläche beansprucht, ist uns schon von der Lehrmittel-Ausstellung 1903 bekannt und empfiehlt sich ohne weiteres sehr als Hilfsmittel sowohl für die zeitliche als örtliche Orientierung über unsere Schriftsteller und so zugleich für die Auffrischung und Erweiterung des geographischen Wissens überhaupt, was bekanntlich durchaus nicht zu unterschätzen ist. Auf einem Streifen links von 37 *cm* Breite und der Höhe der Karte finden wir die Namen von 644 Dichtern, Schriftstellern und einiger Gelehrten — selbst Bismarck und Moltke fehlen nicht —, dazu wichtige Handschriften und Werke der alten Literatur, deren Verfasser unbekannt sind, alle versehen mit der Angabe der Gradfelder, und auf der Karte selbst die Orte mit den Namen der Schriftsteller mit Geburts- und Todesjahr. Die Dichtigkeit der Namen in den einen Landschaften neben der Öde in anderen zeigt mit einem Blick den Anteil, den sie an unserer Literatur genommen. Die Arbeit erforderte keine Gelehrsamkeit, nur die Mühe des Nachschlagens und Eintragens, und dieser Mühe hat sich der Verf. mit peinlicher Sorgfalt unterzogen.

Zahlenfehler sind mir bei den Stichproben nicht aufgefallen. Da aber auch eine Menge anderer Orte, die für die Literaturgeschichte keine Bedeutung erlangt haben, eingezeichnet sind, so hätten statt solcher verschiedene, denen eine derartige Bedeutung anhaftet, wohl Aufnahme finden können. Ich nenne nur Wetzlar, Wandsbeck, Alsfeld (Passionsspiel), Weinsberg, Biberach, Ilmenau, Bauerbach, Rudolstadt mit Volkstädt. Und ebenso hätten, da schon die noch wirkenden „Größen" des jüngsten Deutschland berücksichtigt werden, verschiedene österreichische Dichter wie H. Rollett, F. Keim, B. v. Suttner ihren Platz finden können. Für die Wertbemessung, die da entscheidet, ist allerdings eine scharfe Grenze zu ziehen unmöglich.

Wien. A. Lichtenheld.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustaf Andresen. Neunte, neu durchgesehene Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1903. VIII und 458 SS. 8°. Preis 6 Mk.

Vor nicht langer Zeit hat einer unserer hervorragendsten Syntaktiker, Otto Behaghel, von Andresens Buch gesagt, daß es die wertvollsten Beiträge zur nhd. Syntax enthalte. Daß ein solches Werk nicht vom Büchermarkt verschwindet, ist mit Freude zu begrüßen. Die neue Auflage ist von dem bekannten Sprachforscher Prof. H. Hirt in Leipzig bearbeitet worden. Dem Wunsche Prof. Hugo Andresens, des Sohnes des im Jahre 1891 verstorbenen Verfassers, entsprechend, hat der Bearbeiter die Anordnung und den wesentlichen Inhalt des Buches unverändert gelassen und nur im einzelnen verbessert.

Aus den Veränderungen hebe ich die Einleitung hervor[1]). K. G. Andresen war es vollkommen Ernst mit der Hypostasierung der Sprache. Für ihn gab es eine Sprachrichtigkeit, die vollkommen unabhängig ist vom Gebrauch. Die Sprache hat nach seiner Meinung objektive Gesetze, denen die Subjektivität des Gebrauchs schroff gegenübersteht. Man könnte von einer platonischen Idee der Sprache sprechen, wenn dem Schüler Jakob Grimms die Sprache nicht etwas Veränderliches wäre, die Sprachgesetze nicht zum großen Teil historische Vorgänge formulierten. Wie nun freilich der Sprachgelehrte ohne den Gebrauch zur Erkenntnis der *γλῶττα ὄντως οὖσα* gelangt, und mit welchem Recht sie beansprucht dem Gebrauch als Richtschnur zu dienen, das hat Andresen nicht gezeigt, wohl auch nicht zeigen können.

---

[1]) Ich nehme dabei an, daß die mir nicht zugängliche, zwischen der letzten von K. G. Andresen für den Druck vorbereiteten und der von Hirt besorgten liegende achte Auflage hier an dem Text der siebenten nichts geändert hat.

In der Einleitung der neunten Auflage finden wir ganz andere Gedanken. Da wird ausdrücklich erklärt, daß für die Sprachrichtigkeit der Sprachgebrauch von ausschlaggebender Bedeutung sei, und der alte Adelung, gegen den Andresen polemisierte, wird wieder zu Ehren gebracht. Nur wo der Sprachgebrauch schwankt, müssen andere Kriterien herangezogen werden. Solche Kriterien stellt Hirt auf; ich habe den Eindruck, daß es ihm nicht ganz behaglich dabei war; man vergleiche den Schluß der Einleitung: 'Wer dem Sprachleben verständnisvoll gegenübersteht, wird freilich manches milder beurteilen als der, der alles nur vor den Richterstuhl seines Sprachgefühls zieht, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß auch die Sprachfehler und Sprachschäden nur ein Zeichen des Lebens sind'.

Mit der veränderten Grundanschauung treten nun freilich jetzt manche Urteile im Innern des Buches in Widerspruch. Aber ich mache Hirt keinen großen Vorwurf daraus. Ich sehe vollkommen ein, daß ihm die Hände gebunden waren. Und dann liegt ja der Wert des Buches gar nicht auf der Seite der Sprachrichtigkeit, sondern auf der Seite des Sprachgebrauchs, in den reichen Sammlungen aus der Sprache des XIX. Jahrhunderts. Nur das Kapitel von der Orthographie sollte in den künftigen Auflagen weggelassen werden. Hirt ist mit Recht der Ansicht, daß jeder die neue amtliche Orthographie von 1902 trotz ihrer Mängel befolgen sollte. Das ist alles, was über diesen Punkt zu sagen ist; was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Andresens Angaben über unrichtigen Schreibgebrauch veralteten mit jeder Auflage seines Werkes; daß z. B. dem von Phonetikern und Historikern geforderten *Geisel* 'obses' ein *Geißel* des gewöhnlichen Gebrauches gegenüberstehe, war schon im Jahre 1892 nicht mehr richtig und ist es heute natürlich ebensowenig.

Wien. M. H. Jellinek.

Choix de Lectures expliquées à l'usage de l'enseignement secondaire. Par W. Duschinsky. Vienne, F. Tempsky 1903. 372 und VIII SS. Preis geb. 4 K 50 h.

Dieses Lesebuch für die oberen Klassen bildet den Schlußstein des Lehrganges der französischen Sprache von Weitzenböck-Duschinsky. Es ist ein reichhaltiges, mit Sorgfalt gearbeitetes und auf der Höhe der neueren Methodik stehendes Lehrmittel. Mit der Auswahl des Lesestoffes ist Ref. allerdings nicht ganz einverstanden. Vor allem hat er den Eindruck, als ob der Herausgeber sich von zu vielen verschiedenen Gesichtspunkten hätte leiten lassen, und dabei des Sprichwortes vergaß: *Qui trop embrasse, mal étreint.* Für fremdsprachliche Lesebücher gilt jetzt, das gibt ja der Heraus-

geber in seinem Vorworte selbst zu, in erster Linie die Forderung, die Geschichte und Kultur des fremden Volkes vorzuführen. Damit läßt sich die zweite Hauptforderung nach ethischem Gehalt des Lesestoffes, die übrigens für jegliche Lektüre in den oberen Klassen einer Mittelschule aufgestellt werden muß, meistens recht wohl vereinen. Das vorliegende Buch selbst bietet dafür sehr hübsche Beispiele in Nr. 4, 5, 19, 78, 84 u. a. Solcher Stücke hätte Ref. mehr gewünscht und dafür auf andere, wie Nr. 1, 9, 24, 25 gerne verzichtet. Daß der Herausgeber den Wert der Konzentration des Unterrichtes nicht verkennt und daher die Stücke Nr. 8 und 18 aufnahm, die mit Werken Grillparzers in Verbindung stehen, ist zwar sehr erfreulich, doch ist das Gebotene zu wenig, um als Konzentrationsstoff besonders wirksam zu sein. Allerdings ist für viel mehr in einem französischen Lesebuch kein Raum vorhanden. Ref. ist der Meinung, daß solche Konzentrationsstoffe in das deutsche Lesebuch gehören, wozu die deutsche Literatur bei ihrer Universalität reichlich Gelegenheit bietet.

Die Anmerkungen entsprechen im ganzen ihrem Zwecke; der Gebrauch im Unterricht dürfte noch auf manche notwendige Ergänzungen führen.

Daß dem Buche Illustrationen beigegeben sind, ist schon wegen der damit bekundeten Überzeugung von dem Werte der Anschauung mit Freude zu begrüßen. Daß ihre Anzahl den Ansprüchen nicht genügen wird, fällt weniger ins Gewicht, da man sich nach der Lehrmittel-Ausstellung zu Ostern 1903 wohl der Hoffnung hingeben darf, daß die Fachlehrer an den österreichischen Realschulen bestrebt sein werden, eine ausreichende Sammlung von Anschauungsmitteln für die modernen Sprachen, wozu in erster Linie Karten, Pläne und Abbildungen bedeutender Männer und Baudenkmäler des fremden Landes wenigstens aus seinen wichtigsten Kulturepochen gehören, zum Unterrichtsgebrauche anzulegen.

Ref. spricht schließlich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß das vorliegende Lehrbuch, dem unter den neueren französischen Lehrbüchern ohne Zweifel ein hervorragender Platz gebührt, sich viele Freunde erwerben und zur Förderung des französischen Unterrichtes an unseren Realschulen beitragen werde.

Wien. Dr. A. Würzner.

O. Schulz, Beiträge zur Kritik unserer literarischen Überlieferung für die Zeit von Commodus' Sturz bis auf den Tod des M. Aurelius Antoninus (Caracalla). Leipzig 1903. 130 SS. 8°.

Die Arbeiten, welche den Wert der *Scriptores Historiae Augustae* als geschichtlicher Quelle einer eingehenden und mit

anderen Quellen vergleichenden Prüfung unterziehen, mehren sich neuerdings wieder. Zu der gründlichen und tüchtigen, unter den Auspizien v. Domaszewskis entstandenen Untersuchung von J. M. Heer über die *vita Commodi* im IX. Supplementband des Philologus bildet die Arbeit von Schulz, einem Schüler Kurt Wachsmuths, gleichsam eine Fortsetzung.

Der Verf. lehnt es ab, die Echtheitsfrage der Scriptores nochmals aufzuwerfen, sondern geht von dem Standpunkt Wachsmuths (Einleitung in das Studium der alten Geschichte) aus, daß es wichtiger sei, die glaubwürdigen, gutbezeugten Nachrichten von den gefälschten Zusätzen und frei erfundenen Einlagen zu unterscheiden. Indem nun auch die übrigen Quellen herangezogen und ihr Bericht mit denen der Viten verglichen und abgewogen wird, führt die ganze Untersuchung ebensosehr zu einer Feststellung des historischen Tatbestandes wie zu einer Würdigung und Kritik der Quellen. In diesem Sinne hat der Verf. das gegenseitige Verhältnis der Quellen für die Geschichte der einzelnen Kaiser geprüft, und zwar der Reihe nach Pertinax, Didius Iulianus, Septimius Severus und seine Kämpfe gegen die Thronprätendenten Pescennius Niger und Clodius Albinus, die Zeit von *Severus'* Alleinherrschaft und die Regierung Caracallas; zuletzt die Nebenviten, *v. Nigri, v. Albini* und *v. Getae.*

Der Verf. kommt bei diesen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß sich in den Viten ein guter sachlich-historischer Grundstock erkennen und von den wertlosen Zusätzen scheiden lasse. Der sachliche Bestand sei eine aus der diokletianisch-konstantinischen Epoche stammende Epitome, als deren Verfasser einer der in der Überlieferung der *Historia Augusta* genannten Autoren gelten könne; sie gehe auf eine wertvolle zeitgenössische Quelle zurück. Desgleichen tritt er auch (S. 81) für die Echtheit der Kaiseranreden ein. Was sich aber sonst noch in der *Historia Augusta* vorfinde, seien biographische Einzelheiten, teils aus trüben Quellen stammend, teils geradezu Fälschungen aus theodosianischer Zeit; denn Schulz schließt sich an Mommsen (Herm. XXV 228—292) darin an, daß er für die ganze Sammlung einen gemeinsamen Schlußredaktor in theodosianischer Zeit annimmt.

Das Resultat ist, wie man sieht, nicht neu; daß den verschiedenen Epitomatoren eine und dieselbe gute Quelle vorgelegen habe, ist seit Erman, der von einer Kaiserchronik spricht, des öfteren angenommen worden. Allerdings schließt der Verf. im Gegensatz z. B. zu Peter, Hirschfeld und Tropea den *Marius Maximus* als diese gute historische Quelle aus; er meint vielmehr (S. 73), daß es ein sehr verständiger Historiker und Zeitgenosse des Severus sei. Einwand muß man nur gegen die Argumente erheben, die Schulz ins Treffen führt, um bis ins einzelne ganz genau und mit größter Sicherheit die verschiedenen Bestandteile

in den Viten fein säuberlich voneinander zu scheiden. Die Methode, die er dabei anwendet, sieht sich zunächst ganz gut an, aber wenn man die Beweisgründe näher prüft, kann man dem Verf. nicht immer folgen. Geradezu grotesk nimmt sich z. B. seine Jagd auf das Wörtchen '*sane*' aus: wo er diese unschuldige Partikel in einer Vita entdeckt, da ist für ihn der untrügliche Beweis gegeben, daß man den ersten Kompilator vor sich habe, der zu dem guten Bestand der Vita irgend einen nicht hieher gehörigen Einschub gemacht habe! Ebenso äußerlich und schematisch ist seine Ausscheidung des guten chronologischen Grundstockes der Viten auf Grund der Einleitungswörter *postea, statim, praeterea, primo, tunc, interim* usw. (S. 44, 88, 96). Allgemeine Charakteristiken mit *fuit* weist er auf Grund dieser Einkleidung dem Schlußredaktor zu (S. 116). Sonderbar nimmt es sich z. B. auch aus, daß der Verf. aus einer ganz unbedeutenden Bemerkung über Ägypten (*Hist. Aug. Sever.* 17, 2) auf einen vorzüglich unterrichteten Gewährsmann schließt, der vielleicht gar ein Alexandriner gewesen sein soll (S. 50); ebenso beweist ihm *v. Nigr.* 5, 5 der harmlose Satz *difficili licet itinere ac navigatione* Ortskunde (S. 71) oder *v. Carac.* 6, 3 der Hinweis auf Ptolemaeus VIII. Euergetes „eine genaue Kenntnis der Verhältnisse Alexandrias zur Diadochenzeit" (S. 97), und da er für diese Stellen eine spätere Hinzufügung nicht annehmen kann, so baut er darauf eine entschieden zu weit gehende Charakteristik des Autors auf, der dem sachlich-historischen Bestande der Viten zugrunde liege. Der S. 63 genannte, bei Dio erwähnte *Aspax* heißt richtig *Pollenius Auspex*.

Als verdienstlich anzuerkennen ist die geschickte und übersichtliche Zusammenfassung der Ergebnisse am Schlusse der Arbeit; sie war um so wünschenswerter, als die Ausdrucksweise in den Ausführungen nicht immer leicht verständlich ist. Auch finden wir hier wiederholt den bei Anfängern so häufigen Fehler, Dinge, die in den Text gehören, den Anmerkungen zuzuweisen (z. B. S. 115, 142) und umgekehrt. Die Schlußübersicht wie überhaupt die Arbeit kann gewiß demjenigen, der die Geschichte der Zeit durchforscht, nützlich werden; die Sicherheit aber, welche der Verf. für die hier zusammengestellten Resultate seiner Arbeit in Anspruch nimmt, kann man ihnen durchaus nicht zusprechen. Daß wir von jetzt an genau wissen, welche Teile der Viten wir als historische Quelle verwerten, von welchen wir ohneweiters absehen können, darf bezweifelt werden.

Prag. Dr. A. Stein.

M. Klar, Die Erdkunde, eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes. — 1. VI. Teil: W. Schmidt, Astronomische Erdkunde; 2. XVIII. Teil: J. Nagl, Geographische Namenkunde; 3. XXVI. Teil: A. Vital, Die Kartenentwurfslehre. Leipzig u. Wien, F. Deuticke 1903.

Die Sammlung, welcher die genannten Bücher angehören, will dem vorgedruckten Prospekte zufolge zwei Zwecken dienen. In erster Linie soll durch sie der Mittelschullehrer Handbücher erhalten, die „bei aller Knappheit und Kürze ihm einen raschen, sicheren und gleichwohl tiefen Blick in das ganze (Wissens-) Gebiet gestatten, auf die Literatur der bezüglichen Disziplin verweisen und ihm die Quellen erschließen"; in zweiter Linie soll auch der gebildete Laie in ihnen „allseitige Förderung für seine Privatstudien" finden. Wie man sieht, ist das Ziel, welches sich die Sammlung steckt, ein sehr weites, der Umfang des zu erledigenden Stoffes ein sehr großer. Wir wollen nicht darüber rechten, ob sowohl in rein wissenschaftlicher wie auch in methodischer Hinsicht wirklich auf all den Gebieten, die das auf 30 Bände veranschlagte Werk zu umfassen gedenkt, ein so dringendes Bedürfnis nach neuen Handbüchern bestand und ob es denn für den Lehrer bislang gar so schwer war, sich aus den vorhandenen Büchern so viel Rat zu holen, als er für die Zwecke des Unterrichtes benötigt, zumal wir glauben, daß, nach den vorliegenden Bänden zu schließen, das geplante Werk trotz der eben erwähnten hohen Ziele gar nicht die Absicht haben dürfte, mit den ausgezeichneten wirklichen Handbüchern unserer Wissenschaft, die nach wie vor zum ersten Rüstzeug des Lehrers gehören, in Wettbewerb zu treten. Sie wollen nur jenes Wissen in etwas erweiterter und vertiefter Form behandeln, über das der Lehrer bei Erteilung des Unterrichtes an der Mittelschule verfügen muß. Von den genannten drei Bänden entspricht nur die astronomische Geographie, weit weniger die Kartenentwurfslehre diesem Zwecke. Schmidt stellt sich in ersterem Buche die Aufgabe, „eine deutliche, möglichst plastische Vorstellung" von dem Gegenstande zu erwecken. Verzichtet er zwar auf die „unanschaulichen Formeln der sphärischen Trigonometrie" und scheidet er dadurch schon manches aus dem Gebiete der Wissenschaft aus, das der Lehrer doch auch kennen soll, da ja sogar Leitfäden für die oberen Klassen höherer Lehranstalten (wie beispielsweise Hoffmanns Mathematische Geographie) sich mit derartigen Stoffen befassen, so muß doch die Eigenart der Behandlung des Themas, sowie die zumeist klare und anschauliche Darstellung als ein besonderer Vorzug vor anderen ähnlichen Werken, Picks „Elementare Grundlagen der astronomischen Geographie" ausgenommen, anerkannt werden. Dadurch, daß der Verf. beim Leser gar keine Vorkenntnisse voraussetzt, bietet sich ihm schon in den beiden ersten Abschnitten, welche die „Bewegungserscheinungen über unserem und anderen Horizonten" und den

„Gang der Bewegungen im Raume, die Gravitation und Abänderung der Erdgestalt“ zum Gegenstande haben, Gelegenheit zu zeigen, wie notwendig es ist, bei der Darbietung des Stoffes in methodisch wohlerwogener Weise vorzugehen. Gerade deswegen wird der dritte Abschnitt, der sich unmittelbar mit dem „Unterrichte der astronomischen Erdkunde an Mittelschulen“ befaßt, für den Lehrer von besonderem Werte sein. Hat doch Schmidt in ihm seine eigenen reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Unterrichtes niedergelegt und in dem Buche einen Wegweiser auf einem der schwierigsten Teile des erdkundlichen Unterrichtes geboten, für den ihm jeder Lehrer gewiß dankbar sein wird.

Vital liefert in seiner Kartenentwurfslehre ein Buch, das geeignet ist, den Lehrer der Erdkunde vor dem erst jüngst wieder erhobenen Vorwurfe zu bewahren, daß ihm diese Wissenschaft in der Regel unbekannt ist oder doch wenigstens von ihm zu wenig beachtet wird. Vital erschöpft den Gegenstand, indem er alle geographisch wichtigen Projektionen erörtert. Nach einer Einleitung über allgemeine Theorie der Entwürfe gliedert er diese in die geometrisch einfach definierten und die konventionellen Projektionen. Das Buch ist aber keineswegs von geographischem Geiste getragen. Aus ihm spricht der darstellende Geometer. Wenn der Verf. auch in der Vorrede ein „übersichtliches, leicht verständliches“ Werk zu liefern verspricht, das die Mitte hält zwischen dem Standpunkte der rein mathematisch entwickelnden und dem der elementaren Kartenentwurfslehren, so zeigen doch schon die ersten Seiten, daß der Verf. dieses Ziel nicht erreicht hat. Er nähert sich den ersteren, ohne sie zu erreichen oder gar zu ersetzen und trägt auf der anderen Seite durch Einführung der höheren Analysis, der er naturgemäß bei rein mathematischer Behandlung des Stoffes nicht entgehen kann, den Forderungen des Lehrers der Erdkunde so wenig Rechnung, daß seine Arbeit zum mindesten von diesem als eine Bereicherung der Literatur nicht erklärt werden kann. Wir hätten wenigstens gewünscht, daß der Verf., der in dem Vorworte auch der Durchnahme der Projektionslehre auf der unteren Stufe des geographischen Unterrichtes das Wort redet, in einem methodischen Abschnitte ähnlich wie Schmidt Ratschläge für die Behandlung dieses Stoffes gegeben hätte, um an ihnen die Durchführbarkeit seines auch von Bludau bereits geäußerten Wunsches prüfen zu können.

Wenig Wert für den Lehrer besitzt die „Geographische Namenkunde“ von J. W. Nagl. Schon im Titel wird der Umfang dieses Begriffes auf „methodische Anwendung der namenkundlichen Grundsätze auf das allgemeiner zugängliche topographische Namenmaterial“ eingeschränkt. Der Lehrer erhält somit in dem Buche keine Namenkunde im eigentlichen Sinne des Wortes, obwohl der Verf. trotz des Untertitels seiner Arbeit auch diese Bedeutung zumißt. Er teilt die geographischen Namen in solche uns ferner-

stehender Völker, in solche stamm- und kulturverwandter Völker und in Namen der Deutschen und Skandinavier. Von Methodik ist in dem Buche oft wenig zu spüren. Es verdient höchstens die Bezeichnung einer linguistischen Studie über geographische Namen. Für Freunde einer solchen bietet sie manche interessante Zusammenstellung; der Lehrer der Erdkunde dürfte mit den bereits vorhandenen „Namenkunden" auch ohne sie sein Auskommen finden.

Wien. J. Müllner.

Thermodynamik und Kinetik der Körper. Von Professor Dr. B. Weinstein. II. Band. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903. Preis geh. 16 Mk.

In dem zweiten Bande des Buches von Prof. Weinstein, der nach denselben Prinzipien wie der erste bearbeitet wurde, ist besonderes Augenmerk auf das Erfahrungsmaterial gerichtet worden, welches zum Teil auch der physikalischen Chemie angehört. In dem zweiten Bande wurde die Thermodynamik bis zu der Theorie der nicht verdünnten Lösungen behandelt. Die Theorie der verdünnten Lösungen sowie die Theorie der Elektrolyse und verwandte Gebiete werden in einem dritten Bande zur Behandlung gelangen.

Die Theorie der Zustandsgleichungen der Körper ist in dem vorliegenden Buche so ausführlich erörtert worden, wie wir sie in keinem der neueren deutschen Werke über diesen Gegenstand antreffen. Zu diesem Zwecke mußte die Kinetik der Körper herangezogen werden. Anerkennend hervorzuheben ist, daß auch in diesem Bande die Ergebnisse der Theorie fortwährend mit jenen des Versuches verglichen wurden.

Im zweiten Bande ist zunächst die Theorie der absoluten Temperatur sowohl nach der thermodynamischen als auch nach der thermokinetischen Definition gegeben worden; ferner wurde die Vergleichung der absoluten Temperaturskala mit der konventionellen vorgenommen. — In der nun folgenden Theorie der Flüssigkeiten wird die Zustandsgleichung derselben aufgestellt, dann die Theorie der Kapillarität, der Reibung und Wärmeleitung, der Diffusion und Osmose der Flüssigkeiten gegeben. Weitere theoretische Erörterungen beziehen sich auf die spezifische Wärme und die innere Arbeit der Flüssigkeiten, auf die Verdampfung und Erstarrung derselben. Es wird der Leser finden, daß keine bedeutendere Abhandlung der älteren und neueren Zeit vom Verfasser übergangen wurde. Die Theorie der festen Körper umfaßt die Betrachtung der Zustandsgleichung derselben, deren spezifische Wärme, das Schmelzen, Verflüchtigen und Umwandeln derselben, die Betrachtung der Koexistenz und Stabilität der Aggregatzustände, wobei auf die epochalen Arbeiten von Gibbs und Planck über diesen Gegen-

stand des Näheren eingegangen wurde, die Theorie des Gleichgewichtes und der Deformation der festen Körper.

Im folgenden finden wir die Theorie des thermodynamischen Gleichgewichtes und der thermodynamischen Änderungen vorgeführt, wobei auf die nicht umkehrbaren Vorgänge Bezug genommen wurde.

In dem Abschnitte, der vom Entropieprinzipe und den nicht umkehrbaren Vorgängen handelt, wird in ziemlich eingehender Weise die Theorie der letzteren von Duhem besprochen.

Im letzten Abschnitte wird die Theorie der nicht verdünnten Lösungen gegeben, wobei alle für diese belangreichen Fragen diskutiert werden: Mischungs- und Lösungsverhältnisse, Zustandsgleichung und Konzentration, Kapillarität und Reibung der Mischungen und Lösungen, spezifische Wärme derselben, Lösungs-, Verdünnungs- und Umwandlungswärme, Dampfspannung der Mischungen und Lösungen flüchtiger Stoffe, Dampfspannung über Lösungen nicht flüchtiger Stoffe, Erniedrigung der Dampfspannung, Gefrieren von Mischungen und Lösungen.

Auch auf die Literatur der betreffenden Gegenstände ist in dem Buche sorgfältig Bedacht genommen worden. Begreiflicherweise konnte aus den verschiedenen Abhandlungen, welche zur Berücksichtigung kamen, nur das Wesentliche genommen werden und es setzt daher — wie der Verf. in seinem Vorworte selbst bemerkt — das Studium des Werkes Leser voraus, welche sehr erhebliche Kenntnisse mathematischen und physikalischen Inhaltes besitzen und auch eigene Beurteilung der Aufstellungen ausführen können. Man kann wohl behaupten, daß es dem Verf. gelungen ist, die enorm zahlreichen Arbeiten anderer Forscher in seinem Werke in übersichtlicher Weise zu berücksichtigen und zu verbinden und eigene Betrachtungen an geeigneter Stelle einzuflechten und dadurch manche Schwierigkeiten zu beseitigen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Das Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht. Seine Anzucht und die an demselben anzustellenden Beobachtungen in biologischer, anatomischer und physiologischer Hinsicht. Von Dr. P. Esser, Vorsteher des botanischen Gartens der Stadt Köln. Erster Teil: Die Anzucht, Vermehrung und Kultur der Pflanzen. 2. Auflage. Köln, J. P. Bachem (ohne Jahreszahl). IV und 143 SS. 8°. Preis 3 Mk. 20 Pf.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien im Jahre 1892; es erschiene erstaunlich, daß ein so vortreffliches Buch mehr als 10 Jahre zu einer zweiten Auflage benötigt, wenn man nicht wüßte, daß die Anlage von Schulgärten, denen das Buch vor allem dienen soll, erst in den letzten Jahren einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen hat. Nicht immer ist es die Platzfrage,

welche einer solchen Anlage die größten Hindernisse entgegenstellt. Nur zu häufig spielt die Personenfrage die größere Rolle, denn wenn auch der Lehrer der Naturgeschichte, der hier zunächst in Betracht kommt, Lust und Befähigung, einen Schulgarten anzulegen und zu verwalten, hätte, woher soll er bei 20 Schulstunden wöchentlich, Instandhaltung der naturwissenschaftlichen Sammlungen, Vorbereitung für die physikalischen Experimente usw. das sehr bedeutende Ausmaß von freier Zeit hernehmen, das die Pflege des Gartens oder selbst nur die gedeihliche Verwaltung und Beaufsichtigung erfordert? So lange der Naturhistoriker 9—12 Stunden in Mathematik und Physik Unterricht erteilen muß, bleibt ihm nur wenig Zeit für sein eigentliches Lehrfach und für das, was damit zusammenhängt.

Für Schulgärten nun ist das vorliegende Buch ein höchst nützlicher, ja man kann sagen, unentbehrlicher Behelf. Es gibt über die Anzucht, Vermehrung und Erhaltung jeder Pflanze, die im Unterricht der Unterstufe, im systematischen, physiologischen und biologischen, ja selbst im Zeichenunterricht Verwendung finden kann, vorzügliche Auskunft, denn ein Botaniker, der zugleich ein sehr erfahrener Gärtner ist, hat es geschrieben. Der tüchtige Botaniker verrät sich in der sorgfältigen und zutreffenden Auswahl des brauchbaren Materiales, das außer den autochthonen auch zahlreiche leicht zu ziehende auswärtige Pflanzen umfaßt; die große praktische Erfahrung des Gärtners zeigen die zahlreichen Winke, die das Gelingen der Zucht verbürgen; Drosera z. B. gedeiht nur bei Verwendung von kalkfreiem Wasser; immergrüne Gehölze dürfen nie vor April gepflanzt, Cypripedilum-Arten nicht häufig verpflanzt werden u. a. m. Am Schlusse des ersten Teiles findet sich eine sehr reichhaltige Zusammenstellung der Pflanzen für die einzelnen biologischen Gruppen des Gartens und für biologisch-botanische Versuche.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Das Weltall. Illustrierte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. Herausgegeben von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte. Verlag von C. A. Schwetschko in Berlin 1904. Abonnementspreis jährlich 12 Mk., Ausland 16 Mk.

Die Treptow-Sternwarte ist ein Institut, welches nach dem Muster der Urania in Berlin von einer Vereinigung von Freunden der Astronomie in Treptow bei Berlin zum Zwecke der Popularisierung der Forschungsergebnisse der Astronomie gegründet worden ist. Zweimal im Monate finden da Vortrags- und Beobachtungsabende statt.

Der Leiter des Institutes, F. S. Archenhold, ist auch Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift „Das Weltall“, welche gleiche

Zwecke verfolgt wie das Institut selbst. Die von ihm gewonnenen Mitarbeiter, wie Prof. Förster, Ginzel, Leman, Berberich in Berlin, Günther in München, Bohlin in Stockholm sind genügende Bürgen dafür, daß der Inhalt der in der Zeitschrift gebotenen Artikel jedenfalls ein gediegener ist. Von solchen aus dem letzten Jahrgang 1903 seien erwähnt: „Neue Untersuchungen über Gasnebel" von Bohlin in Stockholm, „Ptolemäus und Keppler" von Geh.-Rat Prof. Förster in Berlin, „Babylonische Grenzsteine als astronomische Urkunden" von Ginzel, „Die astronomische Theorie des Alters der Eiszeit" von Berberich, „Zur Bestimmung der Temperatur der Sterne" von Prof. Kayser in Bonn. Doch nicht bloß auf rein astronomische Fragen beschränkt sich der Inhalt der Hefte, auch aus anderen Gebieten der exakten Naturwissenschaften werden interessante Artikel geboten, z. B. „Faltungs- und Plateaugebirge in ihrem Verhalten zur Verteilung der Schwerkraft" von Prof. Günther in München, „Über Eiszeiten und das Klima der geologischen Vergangenheit" von Pof. Frech in Breslau u. a.

Mit dem Novemberhefte des Jahrganges 1903 ist in der Zeitschrift eine neue Rubrik unter dem Titel „Der gestirnte Himmel" eingeführt, welche allmonatlich erscheinen soll, um den Leser in den Stand zu setzen, das wechselnde Bild des Sternenhimmels von Monat zu Monat zu verfolgen. Diese Rubrik enthält zwei Karten, eine, den Anblick des Sternenhimmels für den ersten Tag des Monates, 10 Uhr abends, darstellend, und eine zweite, welche den Lauf von Sonne, Mond und den Planeten für denselben Monat erläutert. An der Hand dieser Karten ist es leicht, die Planeten sowie etwa neu entdeckte Kometen am Himmel aufzufinden.

Allen jenen, welche sich speziell für Astronomie lebhaft interessieren, wird diese Zeitschrift bald ein unentbehrlicher Ratgeber werden.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 12. Dezember 1903, Z. 10519, betreffend den Übertritt von Absolventinnen eines öffentlichen Mädchen-Lyzeums an eine Lehrerinnenbildungsanstalt. — Absolventinnen eines öffentlichen Mädchen-Lyzeums, die sich der Reifeprüfung nach dem Statute vom 3. Oktober 1901, Z. 27915 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 39), mit Erfolg unterzogen haben, können, wenn sie die physische Tüchtigkeit und das vorgeschriebene Alter nachweisen, auf Grund einer ergänzenden Aufnahmsprüfung in den III. oder IV. Jahrgang einer Lehrerinnenbildungsanstalt aufgenommen werden. Diese Ergänzungsprüfung hat sich für die Aufnahme in den III. Jahrgang auf allgemeine Erziehungslehre, für die Aufnahme in den IV. Jahrgang auf allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre zu erstrecken, ist aber auch auf Gesang (allgemeine Musiklehre), Turnen und weibliche Handarbeiten auszudehnen, wenn das Reifezeugnis der Kandidatin nicht mindestens die Note „befriedigend" aus diesen Fächern enthält. Im übrigen hat für solche Zöglinge rücksichtlich der eventuellen Altersdispens § 14, Absatz 2, der Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886, Z. 6031 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 50), rücksichtlich ihrer sonstigen Behandlung der Ministerial-Erlaß vom 9. November 1881, Z. 15497 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 44), sinngemäße Anwendung zu finden.

Stück II, Nr. 15 enthält den Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 21. Dezember 1903, Z. 2447/K. U. M., an sämtliche Landeschefs, betreffend die nach Außerkrafttreten des Normales vom Dezember 1891 giltigen Vorschriften über die Gewährung von Fahrbegünstigungen an k. k., bezw. k. und k. Staats- und Hofbedienstete.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 24. Februar 1904, Z. 6404, an sämtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend die körperlichen Übungen an den Mittelschulen. — Aus den Berichten der Landesschulbehörden, aus den Mitteilungen in den Jahresprogrammen der einzelnen Mittelschulen sowie aus Erörterungen in Fachzeitschriften und Versammlungen von Mittelschullehrern konnte ich entnehmen, daß die Wirkungen, welche von dem hierortigen Erlasse vom 15. September 1890, Z. 19097 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 58), betreffend die Förderung der körperlichen Ausbildung der Jugend an den staatlichen und an den mit dem Öffentlichkeitsrechte beliehenen Mittelschulen,

erwartet wurden, in erfreulicher Weise vielfach eingetreten sind. Der Turnunterricht hat an Extensität und Intensität seither zugenommen, an letzterer insbesondere durch die im Jahre 1897 erfolgte Revision des Lehrplanes für Turnen und durch die Hinausgabe von Instruktionen für diesen Unterricht. Die Zahl der Schwimmer und Schlittschuhläufer wuchs an den Mittelschulen in dem Maße, als durch das dankenswerte Entgegenkommen von Gemeinden, Vereinen und Privaten der Besuch von Bade- und Schwimmanstalten sowie von Eislaufplätzen erleichtert wurde. Auch die Übungen im Rudern, Radfahren und Skilaufen, ferner das Exkursionswesen haben nach lokalen Verhältnissen mannigfache Förderung erfahren. Die stärkste Wirkung wurde aber in der Pflege der Jugendspiele erzielt. Während früher seitens der Schule die Bewegungsspiele nur im Rahmen des Turnunterrichtes Würdigung fanden, sind nun die Landesschulbehörden und Lehrkörper im Sinne des bezeichneten Erlasses vielfach bestrebt, der allgemeinen Einführung von Schulspielen Vorschub zu leisten und deren planmäßige Einfügung in den Erziehungsplan der Mittelschulen durchzuführen. Schon stehen einzelnen Schulen eigene, entsprechend hergestellte Spielplätze zur Verfügung; wo solche fehlen, haben die Militär- oder Kommunalbehörden Plätze zur Verfügung gestellt oder sind Spiel- und Sportvereine oder schulfreundliche Private bemüht, den Bedürfnissen der Schulen entgegenzukommen. An manchen Schulen ist die Beteiligung bereits so rege, daß die Zahl der an den Jugendspielen teilnehmenden Schüler 50—60% der Gesamtzahl beträgt und daß eine größere Zahl von Spieltagen erreicht wird, als nach den anfänglichen Versuchen erwartet werden konnte. Dem gegenüber muß nun allerdings konstatiert werden, daß es noch immer Mittelschulen gibt, an denen Jugendspiele entweder überhaupt nicht gepflegt werden, oder an denen die Teilnahme der Schüler so gering ist, daß sie unter 20% der Schüler sinkt und daß an manchen Anstalten kaum 10 Spieltage im Jahre ausgewiesen werden. Als Gründe davon werden lokale Verhältnisse, insbesondere die Schwierigkeiten bei der Beschaffung geeigneter Spielplätze, das mangelhafte Interesse an dieser Einrichtung seitens der Lehrkörper im allgemeinen oder einzelner Lehrer, die Unerfahrenheit der Spielleiter und anderes angeführt. Durch solches Verhalten der Lehrkörper werde das natürliche Interesse der Schüler an den Bewegungsspielen und volkstümlichen Übungen abgeschwächt und abgestumpft. Vielfach sei auch die Verteilung der obligaten und unobligaten Unterrichtsfächer auf die Nachmittagsstunden der Entwicklung der Jugendspiele hinderlich. Diese Verhältnisse veranlassen mich, um der glücklich begonnenen Förderung der körperlichen Übungen an den Mittelschulen neue Impulse zu geben, Nachstehendes zu verfügen: 1. Die Lehrkörper solcher Anstalten, an denen der Betrieb der körperlichen Übungen, insbesondere der Jugendspiele zu wünschen übrig läßt, sind neuerdings aufzufordern, wegen Förderung dieser Übungen das Erforderliche mit allem Eifer zu veranlassen, bezw. wegen Erwerbung oder Überlassung geeigneter Spielplätze mit den maßgebenden Behörden oder Persönlichkeiten in Fühlung zu treten. 2. In den Jahreshaupt- und Inspektionsberichten wolle die Landesschulbehörde jener Mitglieder der Lehrkörper, welche sich um die Hebung der genannten Übungen und der Gesundheitspflege überhaupt besondere Verdienste erworben haben, spezielle Erwähnung tun, eventuell wegen Zuerkennung von Remunerationen die geeigneten Anträge stellen. 3. Zur besseren Ausbildung von Spielleitern werden Reisestipendien behufs Teilnahme an Spielleiterkursen und zu Informationsreisen im Auslande nach Maßgabe der vorhandenen Mittel bewilligt. Die betreffenden Gesuche sind mit den Anträgen der Landesschulbehörde bis spätestens Mai jedes Jahres anher vorzulegen. 4. Es ist in Erinnerung zu bringen, daß bei Verfassung der Stundenverteilung für die obligaten und freien Lehrfächer die Direktionen auf den Betrieb der Jugendspiele die weitgehendste Rücksicht zu nehmen haben.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 5. März 1904, Z. 41947 ex 1903, mit welchem ein neues Verzeichnis der für die österreichischen Mittelschulen (einschließlich der Mädchen-Lyzeen) allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel veröffentlicht wird. — Mit Beziehung auf den Erlaß vom 3. März 1900, Z. 61[1]), finde ich im folgenden ein neues Verzeichnis der zum Lehrgebrauche an österreichischen Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel zu veröffentlichen. In diesem Verzeichnisse erscheinen auch jene Lehrbücher aufgenommen, deren Verwendung auf motiviertes Einschreiten der Lehrkörper vom Landesschulrate gestattet werden kann. Sie sind durch ein beigefügtes Zeichen (†) als solche gekennzeichnet. Veraltete, wenig oder gar nicht mehr verwendete Lehrbücher wurden in dieses Verzeichnis nicht mehr aufgenommen. Den Verlegern solcher Bücher bleibt es unbenommen, um Erneuerung der Approbation beim Ministerium für Kultus und Unterricht einzukommen. Jene vollständigen Texte klassischer Autoren, welche gemäß Ministerial-Erlaß vom 31. März 1880, Z. 5025 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 14) einer besonderen Approbation nicht bedürfen, sind in das neue Verzeichnis nicht aufgenommen worden. Zum ersten Male wird diesem Verzeichnisse auch ein Verzeichnis der zum Unterrichtsgebrauche an Mädchen-Lyzeen allgemein zulässigen Lehrtexte beigeschlossen. Es wird hiedurch der Lehrerschaft die Möglichkeit geboten, sich über die bisherige Produktion auf diesem Gebiete und die noch nötigen Ergänzungen Klarheit zu verschaffen. Von dem pflichteifrigen, auf Förderung und Verbesserung der Schulbücherliteratur gerichteten Streben der Direktoren und Lehrer muß wie bisher, so auch in Zukunft erwartet werden, daß sie im Sinne des Ministerial-Erlasses vom 12. April 1855, Z. 127 (Marenzeller, I., Nr. 87), die beim Unterrichte in einzelnen Lehrbüchern und Lehrmitteln wahrgenommenen Mängel anher bekanntgeben oder in Fachzeitschriften veröffentlichen, damit wegen ihrer Beseitigung, bezw. Berichtigung das Erforderliche rechtzeitig verfügt werde. Insbesondere werden auch die bestehenden Normen, betreffend die äußere Ausstattung der zur Verwendung gelangenden Lehrtexte, in Erinnerung gebracht. In Ergänzung derselben ergeht gleichzeitig an die Verleger die Aufforderung, dafür Sorge zu tragen, daß Lehrbücher, welche in gebundenem Zustande zur Ausgabe gelangen, mit einem dauerhaften Einbande ausgestattet werden. Die behufs Einleitung des Approbationsverfahrens dem Ministerium für Kultus und Unterricht vorgelegten Musterexemplare solcher Lehrbücher haben stets denselben Einband aufzuweisen, in welchem das betreffende Lehrbuch später in den Schulen verwendet werden soll. Desgleichen ist seitens der Verleger in Hinkunft durch strengere Überwachung mit aller Umsicht zu verhüten, daß verschieden textierte Ausgabe derselben Auflage eines Buches in die Hände der Schüler gelangen. Aus diesem Grunde sind die approbierten Exemplare jeder Auflage durch Angabe des Datums und der Zahl des Approbations-Erlasses auf dem Titelblatte kenntlich zu machen. Ferner wird bemerkt, daß es gemäß Punkt 1 der Ministerial-Verordnung vom 16. April 1850, Z. 2232 (Marenzeller, I., Nr. 83), den Verlegern nicht zusteht, mit Rücksicht auf etwaigen noch hinreichenden Vorrat an zulässigen älteren Auflagen den Verkauf neuer, bereits approbierter Auflagen vorzuenthalten. Die Verleger sind auch im Sinne des Ministerial-Erlasses vom 25. Dezember 1885, Z. 23377 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1886, Nr. 5), nach wie vor verpflichtet, im Falle eines geringen, das Bedürfnis am Anfange des Schuljahres nicht deckenden Vorrates, falls nicht etwa die Auflassung des betreffenden Buches beabsichtigt wird, durch Besorgung des Nachdruckes von unveränderten Auflagen rechtzeitig Vorsorge zu treffen. Im übrigen wird auf die hierortigen Erlässe vom 12. März 1902, Z. 3330 (Minist.-

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1900, S. 157.

Vdgs.-Bl. Nr. 21) und vom 20. März 1903, Z. 9098 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 13), betreffend die Stabilität der Lehrtexte und Lehrmittel, ferner den Gebrauch verschiedener Auflagen derselben neuerdings aufmerksam gemacht. Rücksichtlich der Verwendung von Hilfsbüchern und anderen Lernbehelfen behält der Punkt 3 des Ministerial-Erlasses vom 16. Dezember 1885, Z. 23823 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1886, Nr. 3), seine Giltigkeit.

Verordnung der Ministerien des Innern sowie für Kultus und Unterricht vom 7. April 1904, betreffend die Zulassung von Abiturientinnen öffentlicher Mädchen-Lyzeen zum pharmazeutischen Berufe (Apothekergewerbe). — Auf Grund Allerhöchster Genehmigung vom 22. März 1904 wird von den Ministerien des Innern und für Kultus und Unterricht in Ergänzung des § 3 der Verordnung vom 3. September 1900, R.-G.-Bl. Nr. 150, betreffend die Zulassung von Frauen zum pharmazeutischen Berufe angeordnet, daß Frauen unter Erfüllung der in den übrigen Paragraphen dieser Verordnung angegebenen Bedingungen zur Ausübung des pharmazeutischen Berufes zugelassen werden, wenn sie sich der mit der Ministerial-Verordnung vom 8. Oktober 1901, Z. 27915, normierten Reifeprüfung an einem öffentlichen Mädchen-Lyzeum mit Erfolg unterzogen haben und sich über eine an einem öffentlichen Gymnasium mit Erfolg abgelegte Prüfung aus der lateinischen Sprache im Umfange der Anforderungen für die ersten sechs Gymnasialklassen ausweisen können.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat angeordnet, daß der in der Prüfungsvorschrift vom 14. Mai 1860, Z. 6044, für die Zulassung zur Lehramtsprüfung aus Stenographie geforderte Nachweis der allgemeinen Bildung auch durch das Reifezeugnis eines öffentlichen Mädchen-Lyzeums erbracht werden kann.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: 1. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, rücksichtlich der öffentlichen Schüler Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, dem Stifts-Gymn. in St. Paul. 2. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der Komm.-Realsch. in Adlerkostelets, dem Komm.-Gymn. in Gmunden, dem Landes-Real- und Obergymn. in Mödling, der Komm.-Realsch. in Nachod, dem Komm.-Gymn. in Mährisch-Ostrau. 3. Für die Schuljahre 1903/1904 bis 1905/1906 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen: dem Privat-Gymn. in Duppau, dem Privat-Gymn. des Franz Scholz in Graz, dem Privat-Gymn. in Hohenstadt. 4. Für das Schuljahr 1903/1904: der I. und II. Klasse der Privat-Realsch. des Marien-Institutes in Graz, der I. und II. Klasse der Privat-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, der I., II., III., V., VI. und VII. Klasse des Privat-Gymn. und der Privat-Realsch. (letzterer mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen), ferner der IV. Klasse des Privat-Real-Gymn. in Mährisch-Ostrau, der II. und IV. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Minerva" in Prag, der I., V. und VI. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, der I. und II. Klasse der Privat-Realsch. im XIII. Gemeindebezirke in Wien, der I.—III. Klasse des Privat-Untergymn. in Wilhering. 5. Für das Schuljahr 1903/1904 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitäts-Verhält-

nisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der I.—VI. Klasse der Komm.-Realsch. in Eger, der I.—VI. Klasse des Komm.-Real- und Obergymn. in Gablonz a. N., der I.—VI. Klasse des Komm.-Gymn. in Gaya, der I.—III. Klasse der Komm.-Realsch. in Idria, der I.—III. Klasse des Landes-Realgymn. in Klosterneuburg, der I.—III. Klasse der Komm.-Realsch. in Littau, der I.—V. Klasse des Komm.-Gymn. in Lundenburg, der I. Klasse der Komm.-Realsch. in Nimburg, der I.—VI. Klasse des Komm.-Gymn. in Rokitzan, der I.—IV. Klasse des Komm.-Realgymn. und der I. Klasse der gymnasialen Abteilung des vierklassigen Komm.-Oberrealgymn. in Tetschen a. E., der I.—III. Klasse des Komm.-Gymn. in Wels.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das dem Privat-Gymn. in Wischau für die I. bis IV. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die V. Klasse für das Schuljahr 1903/1904 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. bis V. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums der Viktoria Niedziałkowska in Lemberg für das Schuljahr 1903/1904 das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I., II., IV. und V. Klasse des städtischen Mädchen-Lyzeums in Brünn verliehene Recht der Öffentlichkeit für die Dauer der Erfüllung der verordnungsmäßigen Bedingungen auf die III. und VI. Klasse ausgedehnt, ferner dieser Lehranstalt für die Schuljahre 1903/1904, 1904/1905 und 1905/1906 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der bezeichneten Anstalt und den Staats-Mittelschulen im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Gymnasien oder Realschulen besitzen, auf die Dauer des Öffentlichkeitsrechtes anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. Klasse der höheren deutschen Mädchenschule in Pilsen verliehene Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1903/1904 auf die II. Klasse ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Maturitätszeugnissen, welche von der Maturitäts-Prüfungskommission des Gymnasiums zu Sarajevo über die von ihr an dem erzbischöflichen Gymnasium zu Travnik (Bosnien) mit den Abiturienten dieses Gymnasiums abgehaltenen Maturitätsprüfungen ausgestellt werden, auf die Dauer von weiteren zehn Jahren, d. i. bis inklusive Schuljahr 1909/1910, die Giltigkeit für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., II. und IV. Klasse des Mädchen-Lyzeums in Mährisch-Ostrau für das Schuljahr 1903/1904 das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem fürstbischöflichen Privat-Gymnasium am Collegio convitto in Trient für die Schuljahre 1903/1904 und 1904/1905 das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. und IV. Klasse des Mädchen-Lyzeums mit böhmischer Unterrichtssprache in Budweis das Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer des Schuljahres 1903/1904 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem öffentlichen Mädchen-Lyzeum in Linz für die Studienjahre 1903/1904, 1904/1905 und 1905/1906 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Zum Landesschulinspektor in Mähren der Direktor der Staats-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Regierungsrat Vinzenz Jarolímek.

Zum Landesschulinspektor in Böhmen der Prof. am Gymn. in Neuhaus und Bezirksschulinspektor für die böhm. Volks- und Bürgerschulen im Prager Schulbezirk Dr. Johann Kaňka.

Zum Direktor des Gymn. in Salzburg der Prof. am Gymn. daselbst und Bezirksschulinspektor Johann Schmidt.

Zum Direktor des Gymn. in Kaaden der Prof. am Gymn. in Brüx und Bezirksschulinspektor daselbst Schulrat Ludwig Appel.

Zum Direktor des Gymn. in Złoczów der Prof. am Gymn. in Brzezany Dr. Thomas Garlicki.

Zum Direktor der Realsch. in Neustadtl der Direktor der ehemaligen Landes-Realsch. daselbst Leander Čech.

Zum Direktor des Gymn. in Trient der Prof. am Gymn. in Pola Artur Tilgner.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat eine Lehrstelle am Gymn. in Salzburg dem Prof. am Gymn. in Ried Dr. Kamillo Huemer verliehen.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke der Bürgerschullehrer und Supplent in Wien Alfred Schuberth.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Dębica der prov. Lehrer an dieser Anstalt Leopold Schirnböck v. Reuthstetten.

Zum wirkl. Lehrer am Kronprinz Rudolf-Gymn. in Friedek der Supplent an dieser Anstalt Josef Tiebl, am Gymn. in Brüx der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Karl Haller, am Gymn. in Neu-Sandez der prov. Lehrer an dieser Anstalt August Lambor, an der Realsch. in Sniatyn der Supplent am Gymn. in Stryj Vinzenz Podlacha.

Zum defin. Turnlehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Karl Dobrowolny.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Neustadtl der Turnlehrer an der ehemaligen Landes-Realsch. dortselbst Josef Pokora.

Zum defin. Turnlehrer an der Franz Joseph-Realsch. in Wien der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Emil Kern.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Triest der Supplent an dieser Anstalt Dr. Josef Vidossich.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der Realsch. in Laibach Georg Höbart.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Freistadt der Lehramtskandidat Franz Tumler, am Gymn. in Prerau der Supplent am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Franz Blaha, am Untergymn. in Gottschee der Supplent an dieser Anstalt Augustin Kofler.

Zu wirkl. israel. Religionslehrern die israel. Religionslehrer Phil. Dr. Leopold Goldhammer und Aron Kollek ad personam, und zwar der erstgenannte an der Realsch. im XV. Gemeindebezirke in Wien, der zweitgenannte an der Realsch. im I. Gemeindebezirke in Wien.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer ad personam am Gymn. in Stanislau der an den Staats-Mittelschulen in Stanislau in Verwendung stehende israel. Religionslehrer Meier Weißberg, an der Realsch. in Tarnopol der Bürgerschullehrer in Tarnopol Samuel Aron Taubeles.

Zum griech.-kathol. Religionslehrer am Franz Joseph-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Thomas Borodajkiewicz.

Zum prov. Religionslehrer an der Realsch. in Triest der Katechet an der Handels- und nautischen Akademie in Triest Dr. Hugo Mioni.

Zum Lehrer an der Vorbereitungsklasse des II. Gymn. in Czernowitz der defin. Unterlehrer daselbst Georg Kawulia.

Zum Prof. in der IX. Rangsklasse an der Staats-Gewerbeschule in Reichenberg der Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Franz Tafatscher.

Der gegenseitige Dienspostentausch wurde gestattet dem griech.-kathol. Religionsprof. am Gymn. in Brody Johann Turkiewicz und dem griech.-kathol. Religionslehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Zaleszczyki Sophron Hlibowicki.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien und zum Examinator für die deutsche Unterrichtssprache und allgemeine didaktisch-pädagogische Kenntnisse für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Jakob Zeidler.

Zum Konservator der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Prof. am Gymn. in Gottschee Josef Obergföll.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz und zum Fachexaminator für Mathematik für das Studienjahr 1903/1904 der außerord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Robert Daublebsky von Sterneck.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit böhm. Unterrichtssprache in Prag und zum II. Fachexaminator für Mathematik auf die Dauer des Studienjahres 1903/1904 der außerordentl. Prof. an der böhm. Universität in Prag Dr. Karl Petr.

Zum Fachexaminator für Kunstgeschichte und Stillehre bei der deutschen Sektion der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag der Privatdozent für Kunstgeschichte an der deutschen techn. Hochschule in Prag Ph. Dr. Hugo Schmerber.

Zum Vorsitzenden-Stellvertreter und Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Lemberg für die Studienjahre 1903/1904 bis 1905/1906 der Turnlehrer am IV. Gymn. in Lemberg Med.-Dr. Eugen Piasecki.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für Philosophie und Pädagogik für die Dauer des Studienjahres 1903/1904 der ord. öff. Prof. an der deutschen Universität in Prag Dr. Alois Höfler.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien der ord. Prof. der Mathematik an der Universität in Wien Dr. Wilhelm Wirtinger.

Zu Mitgliedern des niederösterreichischen Landesschulrates den Weihbischof Dr. Godfried Marschall, den Pfarrer der evangel. Kirchengemeinde A. B. in Wien, Senior Rudolf Marolly, den Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Gustav Kohn, ferner den Landes-Schulinspektor a. D. Dr. Leopold Konwalina, den Direktor des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau August Plundrich und den Direktor der niederösterreichischen Landes-Blindenanstalt in Purkersdorf Friedrich Entlicher.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien in der Eigenschaft als Fachexaminatoren für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode, und zwar für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung

der historischen Entwicklung des Ornamentes der Prof. an der Kunstgewerbeschule des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Oskar Beyer, dann für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung der modernen Entwicklung des Ornamentes der Prof. der genannten Kunstgewerbeschule Koloman Moser.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und zum Fachexaminator für österreichische Geschichte der ord. öff. Prof. an der Universität in Graz Dr. Karl Uhlirz.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Graz und zum Fachexaminator für österreichische Geschichte auf die Dauer des Studienjahres 1903/1904 der Universitätsprof. Dr. Karl Uhlirz.

Zum Examinator für die Unterrichtssprache und allgemeine didaktisch-pädagogische Kenntnisse der Examinanden das Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag Emil Bezecny.

Zum Vorsitzenden der in Lemberg zu aktivierenden Prüfungskommission für das Lehramt des Gesanges an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, ferner des Violin-, Orgel- und Klavierspieles an Lehrerbildungsanstalten der Musiklehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt und prov. Direktor des galizischen Musikvereines in Lemberg Mieczysław Sołtys.

Zum Mitgliede des Landesschulrates von Istrien der Direktor des Gymn. in Capodistria Stefan Steffani.

Zum Mitgliede des Landesschulrates von Istrien der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Viktor Bežek.

Zum Bezirksschulinspektor für die deutschen Schulen des Schulbezirkes Iglau (Land) der Direktor des Gymn. in Iglau Karl Ritter v. Reichenbach.

Zum Bezirksschulinspektor für den Schulbezirk Brüx der Prof. am Gymn. in Saaz Dr. Ernst Raffelsberger.

Zum außerord. Prof. der Philosophie und Pädagogik an der Universität in Graz der mit dem Titel eines außerord. Universitätsprofessors bekleidete Privatdozent und Gymnasialdirektor Dr. Eduard Martinak.

Zum außerord. Prof. der engl. Philologie an der Universität in Czernowitz der Privatdozent an der Universität in Wien und Prof. an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Leon Kellner.

Auf Zulassung des Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Johann Müllner als Privatdozenten für Geographie und des Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Dr. Josef Janko als Privatdozenten für vergleichende Grammatik der german. Sprachen an der philosoph. Fakultät der böhm. Universität in Prag, des prov. Lehrers am Gymn. in Podgórze Dr. Thaddäus Sinko als Privatdozenten für klass. Philologie an der philosoph. Fakultät der Universität Krakau.

Auf Zulassung des Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Richard C. Kukula als Privatdozenten für klass. Philologie und des wirkl. Lehrers an der Franz Joseph-Realsch. in Wien Dr. Norbert Herz als Privatdozenten für Astronomie und Geodäsie an der philosoph. Fakultät der Universität in Wien.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 22. November 1903 a. g. in die VI. Rangsklasse zu befördern geruht die Direktoren an Staats-Mittelschulen: Ferdinand Blumentritt an der Realsch. in Leitmeritz, Schulrat Dr. Franz Detela am Gymn. in Rudolfswert, Hermann Gärtner am Gymn. in Teplitz-Schönau, Dr. Josef Gerstendörfer am Gymn. in Krumau, Wenzel

[illegible] in Prag Neustadt [illegible] in Rovereto, Anton Pas. am [illegible] Anton Pandrowski am IV. Gymn. in Krakau [illegible] in Cilli, Augustin Kitschel an der [illegible] in Plan, Dr. Rupert Schreiner am Gymn. [illegible] in Troppau, Emanuel Seifert am [illegible] Anton [illegible] an der Realsch. mit böhm. Unter[illegible] Adolf [illegible] am II. deutsches Gymn. in [illegible] am Gymn. in Deutsch-Brod, Anton Stitz am [illegible] in Wien, Anton Truhlar am akadem. Gymn. in Prag [illegible] am Franz Joseph Gymn. in Wien.

[illegible] für Kultus und Unterricht hat folgende [illegible] in die VII. Rangsklasse bef[illegible] an der Realsch. in Salzburg, Johann Appl am K[illegible] Battelli am Gymn. in Rovereto, Jo[illegible] in Salzburg, Dr. Franz Bayer am akad[illegible] am Gymn. im XVII. Wiener Gemeind[illegible] Realsch. in Rovereto, Vinzenz B[illegible] Kraniš an der Realsch. mi[illegible] Josef Braun am Gymn. im XVII. [illegible] am Real- und Obergymn. in Koli[illegible] Josef Deubler am G[illegible] Ladislav Dolansky [illegible] Karolinenthal, Eduard [illegible] Johann Dunovsky [illegible] am Gymn. in Hohen[illegible] an der III. deut[illegible] Gymn. in Laibach. [illegible] in Prag. Ferdinand [illegible]

ıkas an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenal, Dr. Johann Máchal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in ·ag (Korngasse), Wenzel Machoň an der Realsch. in Pardubitz, Stefan argetić am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Johann aschek an der Realsch. in Leitmeritz, Franz Meindl am Gymn. mit ·utscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Maximilian Mencl am ymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Heinrich Metelka ı der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Dr. Karl oser am Gymn. in Triest, August Mroczkowski am Gymn. in Sanok, ranz Eduard Müller am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in rag-Kleinseite, Karl Müller am Gymn. in Teplitz-Schönau, Schulrat .r. Franz Nábělek am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in remsier, Julian Nasalski am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in olomea, Karl Nebuška am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in remsier, Karl Orszulik am Albrecht-Gymn. in Teschen, Hugo Osterıann am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, duard Ott am Gymn. in Böhmisch-Leipa, Roman Palmstein am V. Gymn. in Lemberg, Franz Paulexel am Gymn. in Freistadt, Franz 'avlásek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Karl Petr am Gymn. in Jičin, Franz Pich am Gymn. in Pisek, Franz Pilný am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Johann Pochop am Gymn. in Trebitsch, Emil Riedl an der II. deutschen Realsch. in Prag, Robert Rischka an der I. Realsch. in Lemberg, Dr. Thomas Řehoř am Real- und Obergymn. in Chrudim, Johann Sanocki am Gymn. in Złoczów, Gebhard Schatzmann an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Ernst Schieschnek an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Matthias Schuster am Gymn. in Wiener-Neustadt, Julius Seifert an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Jakob Siriščević an der Realsch. in Spalato, Viktor Slop v. Cadenberg an der Realsch. in Klagenfurt, Anton Soświński am III. Gymn. in Krakau, Gustav Spengler am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Franz Steffanides an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, Dr. Alois Steiner an der Realsch. in Görz, Josef Steinitz an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Eduard Sykora am Gymn. in Wiener-Neustadt, Eusebius Szajdzicki am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Franz Syllaba am Real- und Obergymn. in Kolin, Arnulf Thoř an der Realsch. mit böm. Unterrichtssprache in Brünn, Alexander Tragl am Gymn. in Böhmisch-Leipa, Josef Trávníček am I. deutschen Gymn. in Brünn, Franz Urban am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Dr. Jaroslav Vlček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Alois Vlk am I. böhm. Gymn. in Brünn, Johann Vyhnánek am Gymn. in Pilgram, Franz Vyskočil am Real- und Obergymn. in Příbram, Arthur Wieser am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Felix Wiesner an der Realsch. in Leitmeritz, Josef Wiethe am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Dr. Karl Winkler am I. Gymn. in Graz, Gottfried Wöckl am I. deutschen Gymn. in Brünn, Ferdinand Zahrádka am Real- und Obergymn. in Příbram, Thomas Zatloukal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Wenzel Závorka an der II. deutschen Realsch. in Prag, Josef Zehenter am Gymn. in Mährisch-Trübau, Josef Zeidler an der Realsch. in Leitmeritz und Matthäus Zglav am Gymn. in Ragusa.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel und Charakter eines Regierungsrates: der in zeitweiliger Dienstverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht stehende Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Anton Primožič, der Direktor des Gymn. in Bielitz Dr. Friedrich Wrzal, der Direktor des Gymn. in Klagenfurt Schulrat Dr. Robert Latzel, der Direktor des Gymn. in Villach Schulrat Andreas Zeehe; aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Direktor des Gymn. in Schlan Johann Říha, der Direktor des Real- und Obergymn. in Smichow Karl Doucha.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse der Direktor des deutschen Gymn. in Budweis Dr. Matthias Koch.

Das Ritterkreuz des Franz Josephs-Ordens der Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirk Schulrat Dr. Franz Willomitzer, der Gymnasialprof. in Prerau Josef Šikola, der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Schulrat Dr. Anton v. Leclair.

Den Titel eines Schulrates der Prof. an der Realsch. in Stanislau Eduard Baczalski, der Prof. an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke Karl Hoch, der Direktor der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Franz Slavik.

Den Titel Professor der israel. Religionslehrer an der Realsch. in Teschen Dr. Adolf Leimdörfer und der Turnlehrer an der Realsch. in Laibach Franz Brunet.

Aus Anlaß des von ihm erbetenen Übertrittes in den bleibenden Ruhestand wurde der Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit bekanntgegeben dem Direktor der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrat Dr. Franz Wallentin.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Vratislav Votrubec, Realschulprof. (Ng mnl) in Kgl. Weinberge, 50 J. alt; Vinzenz Koziol, Gymnasialdirektor in Lemberg, 66 J. alt; Anton Havranek, Gymnasialprof. (BD) in Prag, 42 J. alt; Simon Cetnarski, Gymnasialprof. (R) in Drohobycz, 66 J. alt; Karl Neubauer, Realschulprof. (Hd) in Graz, 57 J. alt; Johann Batta, Gymnasialprof. (M Nl) in Wien, 64 J. alt; Josef Steinbrenner, Realschulprof. (MG) in Bielitz, 48 J. alt; Ladislaus Myslewicz, Supplent am I. Gymn. in Przemyśl, 45 J. alt; Johann Kublinski, Prof. am St. Anna-Gymn. in Krakau, 48 J. alt; Karl Pánek, Prof. am akadem. Gymn. (M Nl) in Prag, 55 J. alt; Lorenz Winkler, Gymnasialprof. (D lg) in Mährisch-Weißkirchen, 52 J. alt; Stefan Steffani, Gymnasialdirektor in Capodistria, 53 J. alt; Josef Meixner, Direktor der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, 62 J. alt; Thaddeus Kukurudza, Realschulprof. (Gl m) in Stanislau, 67 J. alt; Johann Maly, Prof. (LG) in Pilsen, 51 J. alt; Hans Pepöck, Realschulprof. (D lg) in Steyr, 48 J. alt; P. Stefan Fellner, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Wien, 55 J. alt; Dr. Bernhardi Visintainer, Gymnasialprof. i. R. in Rovereto, 59 J. alt; Schulrat Johann Schwarz, Gymnasialprof. (H) in Wien, 63 J. alt; Dr. Alois Ritter Egger v. Möllwald, Gymnasialdirektor i. R. in Wien, 75 J. alt; Wilhelm Wollanek, Realschuldirektor i. R. in Wien, 77 J. alt; Dr. Gottfried Frieß, Gymnasialprof. (H) in Seitenstetten, 68 J. alt.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Eingesendet.

Jahresversammlung des Vereines „Ferienhort für bedürftige Gymnasial- und Realschüler in Wien".

Der Verein „Ferienhort für bedürftige Gymnasial- und Realschüler in Wien" hielt am 25. April unter dem Vorsitze seines Präsidenten, Sr. Exzellenz des Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel die diesjährige (17.) Vollversammlung ab, die überaus gut besucht war.

Der Vorsitzende begrüßte zunächst die Vertreterinnen des Damenkomitees, dem er für seine aufopfernde Tätigkeit dankte, und widmete den Bemühungen der Lehrkörper der Wiener Mittelschulen, das Interesse für den Verein in die weitesten Kreise zu tragen, Worte wärmster Anerkennung, woran er die Hoffnung knüpfte, es werde durch das innige Zusammenwirken des Vereines und der Mittelschulen möglich werden, dem hohen Ziele, das sich beide Teile gesteckt haben, immer näher zu kommen.

Sodann gedachte er des Verlustes, den der Verein durch den Tod des Schulrates Josef Meixner, Direktors der k. k. Staatsrealschule im XVIII. Bez., erlitt, eines Mannes, der dem Vereine durch 10 Jahre als eines der tätigsten Mitglieder angehört hatte und dessen eifrigen Bestrebungen es zu verdanken sei, daß der Verein seine Fürsorge auch auf bedürftige Realschüler ausdehnen konnte. Die Versammlung gab ihrer Trauer durch Erheben von den Sitzen Ausdruck und ermächtigte den Vorsitzenden, diese Kundgebung im Protokoll verzeichnen zu lassen.

Die Vereinstätigkeit gestaltete sich nach dem Berichte des Schulrates Karl Hoch überaus segensreich; es wurden im Ferienhort zu Steg am Hallstättersee 100 Mittelschüler über die Ferien beherbergt und nach der demnächst zum Abschluß gelangenden Erweiterung werden fortan daselbst alljährlich 150 Schüler Aufnahme finden können. Zu bedauern sei es, daß die k. k. Staatsbahnverwaltung dem Vereine für die Beförderung seiner Schützlinge nach Steg keine besondere Fahrpreisermäßigung gewähren wolle.

Nach dem Antrage der Vereinsleitung wurde sodann Hofrat Dr. Leopold Schrötter Ritter v. Kristelli, der bisherige hochverdiente Vizepräsident, der sich zum Leidweisen des Vereines zur Demission bestimmt gefühlt hatte, zum Ehrenmitgliede erwählt.

Der Bericht des Kasseverwalters Prof. W. Kriesche, der eine Erhöhung der Einnahmen um 11.205 *K* 59 *h* aufwies, wurde mit großem Beifall zur Kenntnis genommen und der Verwaltung das Absolutorium erteilt.

Den wichtigsten Punkt der Tagesordnung bildete der Antrag des Vorstandes auf eine Änderung der Statuten, zu dem er durch eine von den Vereinen „Mittelschule" und „Die Realschule" über Anregung des Hofrates Dr. Huemer eingeleitete Aktion veranlaßt worden war. Die beiden Vereine traten nämlich mit einer eingehend motivierten Eingabe mit Rücksicht auf den Umstand, daß erwiesenermaßen nach Schluß des letzten Schuljahres infolge der Unzulänglichkeit der dem Vereine „Ferienhort" zu Gebote stehenden Mittel mehr als 2000 bedürftige Mittelschüler Wiens eines kräftigenden Ferienaufenthaltes nicht teilhaftig werden konnten, für die Bildung von Bezirksgruppen ein, um dem Vereine neue Quellen zu erschließen; und da die Anstalt zu Steg so weitgehenden Anforderungen nicht Genüge leisten könnte, sollten nötigenfalls die in den Ferien leerstehenden Studentenkonvikte, wie solche in mehreren sehr günstig gelegenen Provinzstätten bestehen, herangezogen, eventuell Tageserholungsstätten in der Nähe Wiens geschaffen werden. Der Vorstand beantragte zunächst nur die Erweiterung der im § 10 der Statuten festgestellten Vereinsleitung von 24 auf 30

Mitglieder; der neue Vorstand möge dann über die weiteren Schritte beraten. Nach der einstimmig erfolgten Annahme dieses Antrages wurden die Wahlen vorgenommen, welche folgendes Ergebnis hatten: *Präsident:* Sr. Exzellenz Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, k. k. Minister für Kultus und Unterricht, wirkl. Geh. Rat. — *Vizepräsidenten*: Dr. Richard Freiherr v. Bienerth, Vizepräsident des k. k. n.-ö. Landesschulrates; Hofrat Dr. Franz Toula, Professor an der k. k. technischen Hochschule; Dr. Johann Huemer, k. k. Hofrat im Ministerium für Kultus und Unterricht. — *Schriftführer:* Dr. Kamillo Korab Ritter v. Mühlström, Hof- und Gerichtsadvokat; Gymn.-Prof. Stanislaus Schüller. — *Vereinskassiere:* Prof. W. Kriesche; Heinrich Hammer, Prokurist. — *Vorstandsmitglieder:* Prof. Dr. Leo Burgerstein; Friedrich Ehrbar jr., k. und k. Hof- und Kammer-Klavierfabrikant; Gymn.-Dir. Leopold Eysert; Karl Faber, Großindustrieller; Karl Feder, Kaufmann (Revisor); Dr. Josef Finger, Prof. an der k. k. technischen Hochschule; Dr. Karl Ritter v. Hartel, k. k. Ministerial-Vizesekretär; Prof. Karl Hoch, k. k. Schulrat; Realschul-Dir. Hans Januschke; Stefan Kapp, k. k. Landesschulinspektor; kais. Rat Ludwig Koch, Regierungsrat, Generalsekretär der Gesellschaft der Musikfreunde; Gymn.-Dir. Dr. Isidor Kukutsch; Dr. Josef Roman Lorenz Ritter v. Liburnau, k. k. Sektionschef a. D.; Dr. Alois Monti, Univ.-Prof.; Vinzenz Edler v. Morawitz; Dr. Philipp Neumann, Hof- und Gerichtsadvokat (Revisor); Gustav Pawikowski, Prokurist; Josef Prokop, Architekt und Stadtbaumeister; Otto Schlumberger Edler v. Goldek, Generalrat der Österr.-Ungar. Bank; Gustav Singer, Bankbeamter; Regierungsrat Friedrich Slameczka, k. k. Gymn.-Dir.; Regierungsrat Dr. Rudolf Sonndorfer, Direktor der k. k. Handelsakademie; Ministerialrat Ferdinand Titze.

Mit dem Danke an die Herren des neuen Vorstandes für die Annahme der Wahl und dem Wunsche, den Verein weiterem Gedeihen entgegenführen zu können, schloß sodann der Vorsitzende die Versammlung.

An der Universität Greifswald findet auch in diesem Jahre vom 11. bis 30. Juli ein Ferienkursus (XI. Jahrgang) statt. Die Fächer sind folgende: Sprachphysiologie, Phonetik (Prof. Heuckenkamp), Deutsche Sprache und Literatur (Prof. Dr. Heller, E. F. Frey), Französisch (M. Reynaud), Englisch (Mr. Campbell, Prof. Konrath), Religion (Prof. Lic. Kropatschek), Philosophie (Prof. Rehmke), Geschichte (Prof. Seeck und Bernheim), Geographie und Geologie (Prof. Credner und Deecke), Chemie (Privatdozent Dr. Strecker), Physik (Prof. Mie), Zoologie (Privatdozent Dr. Stempell), Botanik (Prof. Schütt), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler), Kunstgeschichte (Prof. Seeck). Den Vorlesungen zur Seite gehen zoologische, botanische, physikalische Übungen, geographisch-geologische Exkursionen, französische, englische, deutsche Sprachübungen. Gleichzeitig findet ein unentgeltlicher Spielkursus zur Ausbildung von Lehrern zu Leitern im Volks- und Jugendspiel statt. Ausführliche Programme sind gratis unter der Adresse „Ferienkurse, Greifswald" zu erhalten.

Berichtigung.

Auf S. 388, Z. 3 und 2 v. u. soll es heißen: Sall. Hist. II 92 Maurenbr(echer). Die Redaktion.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Troja.

(Vortrag, gehalten am 1. März 1904 in der Aula der Innsbrucker Universität.)

In der Nordwestecke Kleinasiens, die westlich vom ägäischen Meer, nördlich von den Fluten des Hellespont bespült wird, erhebt sich als äußerster Ausläufer eines höhenreichen Binnengebirges ein unansehnlicher Felshügel bis zu einer Höhe von kaum vierzig Metern über den Meeresspiegel; die Türken gaben ihm den Namen Hissarlik, d. h. Festungsgemäuer, Burgruine; denn es bedecken ihn Trümmer und Schuttmassen, die beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß er in der Vergangenheit stark besiedelt war, während er heute verödet daliegt. In der Tat war der Platz für eine Ansiedlung glücklich gewählt, weil der Hügel nicht bloß die Strandebene, in die er hineinragt, und den Zugang zu den in sie mündenden Gebirgstälern beherrscht, sondern auch freien Ausblick nach allen Richtungen gewährt, namentlich nach Nordwesten über die weite Meeresfläche hin auf die Insel Imbros und selbst das ferne Samothrake.

Jene von Südosten nach Norden verlaufende Strandebene ist in einer Breite von drei, einer Länge von zwölf Kilometern zwischen Gebirgsketten, die im Westen und Nordosten bis an die Küste heranreichen, eingebettet und zweifellos in jenen Urzeiten, die nur dem Spürsinn des Geologen zugänglich sind, von dem sie jetzt durchschneidenden Flusse, dessen antiker Name 'Skamander' heute zu 'Mendere' verkürzt ist, erst angeschwemmt worden. Er tritt südlich beim Dorfe Bunarbaschi in sie heraus; und wie erlöst von den beengenden Schranken der Schlucht, durch die er sich hat Bahn brechen müssen, wechselte er in der nun gewonnenen Freiheit mehrmals seinen Lauf. Gegenwärtig fließt er mitten durch die Ebene hindurch in einem Bett, das er sich schon um Christi Geburt herum

geschaffen hat. Im frühen Altertum schlängelte er sich knapp am Fuße der östlichen Berge hin. Infolgedessen mußte sich damals der seichte Bach Simoeis, der in ost-westlicher Richtung drei Kilometer südlich vom Meeresufer die Ebene betritt, vor seiner Mündung in den Hellespont mit ihm vereinigen, während heute die Mündungen beider Wasserläufe getrennt sind. In dem Winkel, den ehedem beide durch ihren Zusammenfluß bildeten, liegt Hissarlik; am Fuße der Burg stießen somit zwei Flußtäler fast senkrecht aufeinander.

Von geringerer Bedeutung für die Burg war ein zweiter Nebenfluß des Skamander am rechten Ufer, der sich wenig nördlich von Bunarbaschi in ihn ergießt, der Thymbrios, heute Kemar-su, Torbogen-Bach genannt, weil sich hart an seinem Rande sechs Kilometer östlich von seiner Mündung ein Bogen der römischen Wasserleitung Trojas erhalten hat.

Daß in dieser Landschaft das Homerische Troja gelegen hatte, jene Stadt, die nach der griechischen Sage zehn Jahre lang von den Heerscharen Agamemnons, Achills und anderer Griechenhelden belagert und schließlich durch List erobert wurde, aber auch schon geraume Zeit vorher ein ähnliches Schicksal erlitten hatte, darüber bestand nie ernstlicher Zweifel. Strittig war nur die Frage, an welchem Punkte der Landschaft das Troja der Sage zu suchen sei. Im Altertum herrschte die Meinung vor, daß Troja oder Ilios zu allen Zeiten dort gelegen hatte, wo die griechisch-römische Stadt gleichen Namens lag, auf dem Felsenhügel Hissarlik. Moderne Forscher jedoch und sogar ein strategisches Genie wie Moltke vertraten die Ansicht, daß die Feste des Priamos auf einen steilen Berg beim Dorfe Bunarbaschi zu verlegen sei, neben dem der Skamander in die Ebene herausbricht. Das Verdienst, diese Streitfrage endgiltig entschieden und zugleich im Zusammenhange damit von der griechischen und vorgriechischen Kultur des zweiten vorchristlichen Jahrtausends den Schleier, der sie dicht verhüllte, hinweggezogen zu haben, gebührt einem deutschen Kaufmann, Heinrich Schliemann.

In einem Städtchen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, ganz nahe dem Ufer der Ostsee, am 6. Januar 1822 geboren, wurde er schon im empfänglichsten Kindesalter von seinem Vater Ernst, einem protestantischen Prediger, in die Wunderwelt der griechischen Sage eingeführt; und wenn wir ihm glauben dürfen, hielten diese frühen Eindrücke sein ganzes Leben hindurch an. Nachdem er kurze Zeit zuerst ein Gymnasium, dann eine Realschule besucht hatte, trat er im vierzehnten Lebensjahre als Lehrling in einen kleinen Krämerladen seiner Heimat ein, wo er über fünf Jahre verblieb. Durch einen schweren Unfall gezwungen, den Dienst aufzugeben, wanderte er nach Hamburg und verdang sich dort als Schiffsjunge auf einen Segler, der am 28. November 1841 den Hafen verließ, um nach Venezuela zu fahren, aber schon

vierzehn Tage später an der holländischen Küste scheiterte. Mit diesem Augenblicke, da der zwanzigjährige Schliemann, bar aller Mittel, kaum das nackte Leben rettete, ging sein Glücksstern auf. Er erhielt in Amsterdam eine feste Anstellung, erholte sich rasch und verwendete jede freie Minute auf die Erlernung fremder Sprachen, vor allen der englischen, französischen und russischen. Diese Sprachkenntnisse waren ihm in seinem Berufe ungemein förderlich; nach fünf Jahren konnte er sich selbständig machen und erwarb sich hauptsächlich durch Handel mit Indigo namhafte Reichtümer. Schon Ende 1863, also in einem Alter von 42 Jahren, hielt er sich für reich genug, um sich vom Geschäfte ganz zurückzuziehen und seinen Liebhabereien zu leben. Nach einer zweijährigen Weltreise ging er daran, den Traum seiner Kindheit in Wirklichkeit umzusetzen, und faßte den Plan, die Stätten, an denen die Homerischen Dichtungen spielen, durch Ausgrabungen bloßzulegen. Zu diesem Zweck begab er sich 1868 auf die Insel des Odysseus, Ithaka, dann nach Mykenai und Tiryns, Homerischen Königssitzen in der peloponnesischen Landschaft Argolis, erzielte aber nirgends befriedigende Erfolge. Erst als er die Skamander-Ebene betrat und dort nach einer unergiebigen Versuchsgrabung auf dem Burghügel bei Bunarbaschi sich den unergründlichen Schuttmassen von Hissarlik zugewandt hatte, die tief in prähistorische Zeiten hineinreichen mußten, sah er sich ein greifbares Ziel vorgezeichnet, die Ausgrabung des Homerischen Troja; denn er war sofort von der Überzeugung durchdrungen, daß nur hier sich einstens Homers *Ἴλιος ἱρή* erhoben haben könne. Schon 1873 stieß er in einer Tiefe von zehn Metern auf einen schweren Klumpen von Goldgeschmeide und Silbergerät, das er in seiner Naivetät und Entdeckerfreude für den Schatz des Königs Priamos erklärte. Unermeßlich wertvoll und für unsere Kenntnis der Urzeit Griechenlands geradezu epochemachend waren die Funde, die er hier und an einigen Punkten des griechischen Festlandes, besonders in Mykenai und Tiryns zutage förderte; aber der wissenschaftliche Gewinn wurde erst ein voller, als er sich 1882 der sachkundigen Unterstützung des Architekten Wilhelm Dörpfeld versichern konnte, der sich an ähnlichen Aufgaben gebildet hatte und nun im Verein mit Schliemann, ja auch nach dessen zu Weihnachten 1890 erfolgtem Tode dem Hügel von Hissarlik die sorgfältigsten Studien widmete, als deren Frucht vor Jahresfrist das Buch 'Troja und Ilion' erschien.

Soviel stand bald fest, daß unter dem Trümmerfelde der griechisch-römischen Stadt Ilion nicht bloß eine, sondern mehrere Ansiedlungen nacheinander bestanden hatten; nur so war es auch begreiflich, daß die Schuttmassen, die sich auf der Felskuppe im Laufe der Jahrtausende aufgetürmt hatten, an einzelnen Stellen gegen 20 Meter hoch sind. Aber erst Dörpfelds Scharfblick, durch jahrelange Beobachtungen geschult, erkannte, daß der Hügel nicht

weniger als neun verschiedene Ansiedlungen nacheinander getragen habe, und unterschied bei einigen von ihnen sogar noch mehrere Bauperioden. Die Unterscheidung war dadurch erschwert, daß die einzelnen Schichten keineswegs immer scharf voneinander getrennt sind, vielmehr gewöhnlich ineinander übergreifen und bisweilen die Fundamente jüngerer Gebäude tief in weit ältere Schichten hinabgreifen. Nur peinlich genaue Untersuchungen der Bautechnik vermochten solch weitgehende Scheidung zu ermöglichen.

Ist es an sich ungemein lehrreich und fesselnd, die Entwicklung der Kultur an einer und derselben Stelle von den einfachsten Anfängen in der Steinzeit bis hinauf zur glänzenden Höhe der griechisch-römischen Blütezeit zu verfolgen, so mußte doch die Forschung trachten, festere Anhaltspunkte für eine zeitliche Einreihung der neuen Funde in die Gesamtentwicklung der antiken Welt ausfindig zu machen. Von selbst ergab sich diese Einreihung für die zwei obersten der neun Schichten, das griechische und das römische Ilion, die nach den in ihnen gefundenen Inschriften und Münzen, nach dem Stil ihrer Bildwerke und gewerblichen Erzeugnisse sowie nach den einschlägigen Nachrichten der antiken Literatur das Jahrtausend von rund 600 v. Chr. bis 400 n. Chr. überdauert haben. Demnach muß die siebente Schicht von unten, die mindestens drei Jahrhunderte lang bewohnt war, da zwei oder gar drei verschiedene Nationen nacheinander von ihr Besitz ergriffen und jede diesen Besitz mehrere Generationen hindurch behauptet zu haben scheint, bereits in die ersten Jahrhunderte des ersten vorchristlichen Jahrtausends fallen. Hiedurch wird die sechste Schicht von unten, die augenscheinlich von einer ungewöhnlich stattlichen und ungewöhnlich lange benutzten Burganlage herrührt, bereits ins zweite Jahrtausend v. Chr. hinaufgerückt. Dieser Zeitansatz der sechsten Schicht findet seine Bestätigung in anderen Erwägungen, die sich auf ebenso unscheinbare wie unschätzbare Überbleibsel jener Zeit stützen, auf Scherben bemalter Tongefäße. Scherben von Tongefäßen ganz gleicher Zubereitung und Verzierung wie in dieser sechsten Schicht von Hissarlik fanden sich zahlreich in vielen Gegenden Griechenlands, namentlich in den peloponnesischen Städten Mykenai und Tiryns, vereinzelt auch in ägyptischen Nekropolen, die durch die königliche Dynastie, für die sie bestimmt waren, annäherungsweise datiert sind. Hieraus und aus übereinstimmenden Funden erwuchs die Erkenntnis, daß die Kulturperiode, in der jene Tongefäße entstanden, in die zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends fiel. In dieser Zeit also erhob sich auf dem Hügel von Hissarlik eine gewaltige Burg, und derselben Zeit müssen wir aus denselben Gründen die Königspaläste von Mykenai und Tiryns zuschreiben, deren Reste gleichfalls Schliemann aufgedeckt hat. Die Gleichzeitigkeit der Königreiche von Troja, Mykenai und Tiryns ist aber auch eine dichterische Voraussetzung der Homerischen Epen, die um das Jahr 1000 v. Chr. sich zu bilden

begannen und sich auf Ereignisse der unmittelbar vorangegangenen Jahrhunderte beziehen, also derselben Jahrhunderte, in welche die sechste Stadt von Hissarlik fällt. Es darf darum mit Zuversicht ausgesprochen werden, daß es das in den Homerischen Dichtungen besungene Troja ist, dessen Überreste die sechste Schicht Hissarliks birgt. Im Einklange damit stehen die Berechnungen des Altertums, von denen die meisten, auf unsere Zeitrechnung reduziert, die Zerstörung Trojas ins zwölfte Jahrhundert v. Chr. verlegten. So bekräftigt die Wissenschaft mit dem Gewicht ihrer Gründe wenigstens teilweise, was die ungeduldig vorauseilende Phantasie Schliemanns längst als Gewißheit angesehen hatte. Aber sie schenkte uns mehr, als Schliemann je ahnen konnte; denn unter der sechsten Schicht liegt noch eine stellenweise zehn Meter tiefe Schuttmasse über dem Felsboden des Hügels, die einen Ausblick ins dritte Jahrtausend eröffnet.

Von der ältesten Ansiedlung unmittelbar auf dem Felsboden, die ums Jahr 3000 v. Chr. entstanden sein mag, ist nur wenig ausgegraben, da man sich, wie begreiflich, nicht leicht entschließen konnte, die darüber lagernden Reste aller acht jüngeren Schichten zu zerstören, um zu dieser tiefsten hinabzudringen. Das Wenige genügte aber dem Kennerauge Dörpfelds zur Unterscheidung zwei verschiedener Bauperioden innerhalb dieser ersten Ansiedlung. Beide gehörten noch ganz der Steinzeit an; denn kein einziges der vielen auf dem Hügel gefundenen Metallstücke läßt sich mit einiger Sicherheit dieser Schicht zuweisen. Dafür fanden sich in ihr mehr oder minder plumpe Steinbeile, Steinhämmer, wohl auch Nadeln und Pfriemen aus Knochen, endlich ganz roh gearbeitete Tongefäße, die nur mit der Hand geformt und an offenem Feuer unregelmäßig gebrannt sind. Viele von diesen Töpfen sind am Rande durchlocht, um an den Löchern mittels Schnüren über einer Flamme aufgehängt zu werden. Die Verzierungen, die sich fast ausschließlich auf parallele und Zickzack-Linien beschränken, wurden mit einem Griffel eingeritzt, seltener mit weißer Farbe aufgemalt. Die Reste dieser Niederlassung sind völlig begraben unter einer durchschnittlich 25 *cm* dicken Erddecke, welche beweist, daß nach ihrem Untergange der Platz längere Zeit, vielleicht Jahrhunderte lang, unbewohnt blieb.

Durch Großartigkeit der Anlage und überraschenden Aufschwung der Kultur zeichnet sich die zweite Stadt von unten aus, die langen Bestand gehabt haben muß, weil ihre Umfassungsmauer zweimal umgebaut und dabei zugleich erweitert wurde; es werden also drei Bauperioden dieser zweiten Stadt unterschieden, die vielleicht alle noch ins dritte vorchristliche Jahrtausend fallen. Trotz der zweimaligen Erweiterung erreichte der Umfang dieser Festungsmauer nie viel über dreihundert Meter. Danach läßt sich ausmalen, wie klein die umschlossene Burgfläche, wie klein die Zahl der Verteidiger war, welche damals für ein Bollwerk an so

exponierter Stelle genügen mußte. Welch packende Lebenswahrheit gewinnt damit die Prahlerei des Tlepolemos in der Ilias, daß sein Vater Herakles eine Generation vor dem großen trojanischen Kriege mit der geringen Bemannung von bloß sechs Schiffen die Stadt bezwungen habe. Die Burgmauern aller drei Bauperioden stimmen ferner darin überein, daß sie lediglich aus Lehmziegeln zusammengesetzt sind und auf einem geböschten Unterbau aus kleinen, unbehauenen, mit Erdmörtel gebundenen Steinen sich lotrecht erheben. Die Ziegel sind hier von ungewöhnlicher Größe, über einen halben Meter lang, gegen einen halben Meter breit und durchschnittlich 10 *cm* dick. Da sie ausnahmslos ungebrannt, nur an der Luft getrocknet sind und deshalb durch Feuchtigkeit doppelt leicht angegriffen werden konnten, war der steinerne Unterbau, der die Ziegelmauer vor der Erdnässe schützte, eine unerläßliche Notwendigkeit. Die Befestigung der Ringmauern durch Türme wechselte mit den Bauperioden; doch läßt sich eine gewisse Stetigkeit der Abmessungen beobachten, indem die meisten Türme dieser zweiten Stadt annäherungsweise bei einer Breite von drei Metern um zwei Meter vor die Mauer vorsprangen. Naturgemäß verstärkten sie vorzugsweise die gefährdeten Stellen, Mauerknicke und Tore. An den Toren, deren diese Stadt nie mehr als drei oder höchstens vier gehabt zu haben scheint, tritt die Verschiedenheit ihrer drei Bauperioden am deutlichsten hervor. In der ersten erscheint der südliche Haupteingang als ansteigender Torweg von 3 *m* Breite und 40 *m* Länge, ja über diese lange Strecke hinaus noch weiter zwischen zwei mehrere Meter starken Mauern in stumpfem Winkel nach rechts fortgeführt, wenn er auch hier nur mehr ein ungedeckter Hohlweg war. In einem derartigen Bau mußte der andringende Feind, nachdem er schon das Tor selbst erstürmt hatte, einen verzweifelten Widerstand innerhalb der Tormauern überwinden, an dem unter Umständen seine Kraft scheiterte. Um jedoch den Insassen der Burg mehr Bewegungsfreiheit bei Benutzung dieses langen Torweges zu verschaffen, waren in ihm Seitenpforten eröffnet, die freilich nur für den Eingeweihten auffindbar waren. Trotz dieser ausgeklügelten Befestigung scheint die Burg einem feindlichen Vorstoße erlegen zu sein, da sie, wie die Brandspuren verraten, ganz in Flammen aufging. Bei der Erneuerung der Burgmauern verzichtete man daher auf dieses unbequeme und doch nicht unbedingt verläßliche Verteidigungssystem und zog es vor, die beiden Tormauern bis auf 7—8 *m* Dicke zu verstärken, wodurch ein riesiger Turm von 18 *m* Breite und Tiefe entstand. Einen viel größeren Fortschritt bekundet die Toranlage der dritten Periode der zweiten Stadt: nichts mehr von ungewöhnlicher Sicherung dieser Mauerstelle; die Torbauten sind zu Propylaien geworden, wie sie auch das spätere Altertum kannte, eine Halle vor und eine hinter der eigentlichen Torwand. Da die erhaltenen Festungstore dieser dritten Periode doppelten Verschluß, also zwei Torwände hatten, bestanden sie

aus drei Teilen, dem Torgemach zwischen den beiden Torwänden, einem ungedeckten Vorraum und einer vermutlich überdachten Hinterhalle. Vor einem dieser Propylaien ist noch jetzt eine steil ansteigende, über 20 *m* lange und $7^1/_2$ *m* breite Rampe mit polygonalen Steinplatten gepflastert.

Innerhalb dieser Ringmauer war eine ebene Burgfläche hergestellt worden, sodaß die verschiedenen Baureste der zweiten Schicht schon nach ihrer gleichen Bodenhöhe als zusammengehörig erkannt werden können. Von den Häusern dieser Burg sind vorläufig nur die der dritten Periode aufgedeckt. Ihre Normalanlage umfaßte einen Vorraum und einen einzigen Wohnraum. Die Hausmauern, deren Unterbau natürlich ebenfalls aus Bruchsteinen hergestellt, aber meist nur etwa $^1/_4$ *m* tief ist, enthielten ein rechtwinkliges Fachwerk von Holzbalken und Holzpfosten, dessen Zwischenräume durch Lehmziegel und groben, mit Stroh vermengten Mörtel ausgefüllt waren, eine praktische, wenn auch nicht sehr solide Bauart, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Äußerlich war kein Unterschied zwischen dem Ziegellehm und dem Holzgerüst zu bemerken, da beide in gleicher Weise mit Wandverputz verkleidet waren, der aus gewöhnlichem Lehm und einem Tonüberzug bestand. Gegen die zerstörende Gewalt der südlichen Regen konnten die Ziegel-Holzwände nur dadurch geschützt werden, daß die Dachbalken, die ein flaches Erddach trugen, an allen Seiten weit über sie hinausragten; und an der Rückseite der Gebäude wurden zu demselben Zweck die Seitenmauern über die Abschlußwand fortgesetzt, sodaß dort eine gedeckte Halle entstand, aus der sich ungezwungen die Hinterhalle des griechischen Hauses und Tempels erklärt. Ein unterscheidendes Kennzeichen der Bauten dieser Periode bieten die hölzernen Wandpfeiler, welche, auf vorspringende Steinbasen gestellt, die freien Enden der Seitenwände verschalten; hier liegt die Wurzel der dorischen Ante. Im größten Hause, vermutlich dem Palaste des Königs, scheint der Wohnraum die beträchtliche Ausdehnung von 10 *m* Breite und 20 *m* Länge bei einer Mauerdicke von $1^1/_2$ *m* gehabt zu haben. Nicht genau in der Mitte dieses königlichen Gemaches, dessen Fußboden Lehmestrich bildet, ist eine kreisrunde Erhöhung von 4 *m* im Durchmesser angebracht, auf der sich der Herd des Hauses erhob. Neben diesem Palastbau standen mehrere ähnliche, nur kleinere Gebäude, zweifellos für die Familie und das Gesinde des Königs bestimmt. Sie öffnen sich alle mit ihren Vorhallen gegen einen mit Kies bedeckten Hof, der durch ein Propylaion zugänglich ist. Von der Umfassungsmauer des Hofes springen gemauerte Strebepfeiler nach innen vor, die wahrscheinlich ein Dach zu tragen hatten, um auch diese Lehmziegelmauer gegen den Anprall des Regens halbwegs zu sichern; dadurch entstand, den Hof umsäumend, eine Flucht gedeckter Nischen, eine Art Halle, der Vor-

läufer der späteren Säulenhallen, wie sie noch heute in italienischen Palazzi den Hof umgeben.

Den bewundernswerten Leistungen der Baukunst in dieser Stadt des dritten Jahrtausends sind die Werke der Kunstindustrie ebenbürtig. Fast gleichzeitig wurden damals Tonbrennofen und Töpferscheibe erfunden, wodurch einerseits ein gleichmäßiger Brand und damit einheitliche Färbung des Tons, anderseits eine vollkommene Rundung der Gefäße erzielt wurde. Unter den Vasenformen dieser Stadt fallen am meisten die sogenannten Gesichtsvasen auf, die nicht bloß Mund und Nase, vorquellende Augäpfel samt Augenbrauen und wenigstens andeutend die Ohren, sondern vielfach auch Armstumpfe und am Bauch des Gefäßes sogar Brüste und Nabel nachbilden. Diese Nachbildung war anfangs, wenn auch noch so unbeholfen, doch entschieden naturalistisch, während sie allmählich verflachte und stilisiert wurde. Den Gesichtsvasen treten zur Seite die minder häufigen Tiervasen; ferner seien der Seltsamkeit wegen erwähnt die Ringgefäße, auf deren Hohlring trichterförmig mehrere Näpfe aufsitzen, die charakteristischen Becher mit zwei weit ausladenden Henkeln und die Kannen mit langem, sich zurückbiegendem Hals. Vor allem aber lenkt unter den Erzeugnissen dieser uralten Kunstindustrie der berühmte 'Schatz des Priamos' die Aufmerksamkeit auf sich, dem noch mehr als zehn ähnliche Schatzfunde folgten. Sie umfaßten goldene Stirnbänder, Halsketten und Armreifen, gegen zehntausend Goldringe aller Art, goldene und silberne Gefäße, Nadeln aus Bronze, Silber, Gold und Elektron, einer Mischung von Gold und Silber, Perlen aus Gold, Fayence und Karneol, Waffen und Werkzeuge aus Bronze u. v. a.; Münzen fehlen, aber Silberzungen und gekerbte Elektronbarren sind wohl bereits als Tauschmittel festen Wertes zu deuten. Eisen war dem Anschein nach unbekannt; die zweite Stadt gehörte vollständig der Bronzezeit an, ohne daß wie sonst eine Periode reinen Kupfergebrauches vorausgegangen wäre. Der Kupfergehalt der analysierten Bronzen beträgt durchschnittlich 90% auf weniger als 10% Zinn. Gold und Silber wurden beinahe ungemischt verarbeitet; während wir an vierzehnkarätiges Gold gewöhnt sind, das nicht einmal 60% reines Gold enthält, besteht der Goldschmuck der zweiten Stadt aus 96% reinen Goldes. Selbstverständlich ist, daß neben der Metallware die seit alters herkömmlichen Steingeräte noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen waren. Ein Wort verdienen auch trotz ihrer Unansehnlichkeit die zu Tausenden aufgetauchten Spinnwirtel dieser Stadt, von deren Verzierungen diejenigen am beachtenswertesten sind, in denen man schon längst Buchstaben vermutet hatte; diese Vermutung darf jetzt als gesichert gelten, seit die Ausgrabungen in prähistorischen Palästen der Insel Kreta eine große Menge mit ähnlichen Zeichen beschriebener Tontafeln zutage gefördert haben. Nicht geringeren Wert mißt die Kulturgeschichte den unförmlichen Idolplättchen aus Blei, Stein, Knochen

und Ton bei, die wenn auch noch so mangelhafte Versuche, menschliche Züge wiederzugeben, verraten. Schon damals hatte man also angefangen, sich Gottheiten unter dem Bilde des Menschen vorzustellen.

Alle Ruinen der zweiten Stadt sind beinahe 2 *m* hoch mit gelbem, rotem und schwarzem Brandschutt bedeckt. Kein Zweifel, die Festung, der Vorposten der ganzen Landschaft gegen Nordwesten hin, ist einer entsetzlichen, alles verheerenden Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Es war die Schlußszene einer langwierigen Belagerung und hartnäckigen Verteidigung, deren Kunde sich gewiß Jahrhunderte lang in der Gegend erhielt und vielleicht ihren Niederschlag in der griechischen Sage von einer ersten, hinter den Tagen des Achilleus und Hektor weit zurückliegenden Zerstörung Trojas gefunden hat. Läßt sich dieses Ereignis, das zu seiner Zeit von unermeßlicher Bedeutung gewesen sein muß, geschichtlich nicht mehr verwerten? Ich glaube, ja. Ganz ähnliche Tonware wie die der zweiten Stadt von Hissarlik fand sich in Grabhügeln Thrakiens und Phrygiens, die somit etwa derselben Zeit wie jene Stadt angehören. Da nun die Sitte, den vornehmen Toten Grabhügel aufzuschütten, wie wir aus Herodot wissen, eine nationale Eigentümlichkeit der indogermanischen Thraker war, in deren Gebiet noch heute solche Tumuli zu Hunderten dem Reisenden in die Augen fallen, wurde sie offenbar erst von den Thrakern, als sie ins nordwestliche Kleinasien eindrangen, nach der Troas und nach Phrygien übertragen. Diese Übertragung, diese indogermanische Einwanderung muß nach jenem stummen Zeugnis der Keramik spätestens in einer Zeit erfolgt sein, da die Tonware der zweiten Stadt von Hissarlik noch im täglichen Gebrauche stand. Es drängt sich mithin die Vermutung auf, daß die außerordentlich starke Befestigung dieser Stadt, ihre wiederholte Erneuerung, die zweimalige Zerstörung der Burg durch Feindeshand mit dem elementaren, unaufhaltsamen Ansturm indogermanischer Scharen zusammenhängen, die gerade in jenen Zeiten auf der Suche nach neuen Wohnsitzen waren.

Dieser zweiten Stadt von Hissarlik ist an Bedeutung erst wieder die sechste vergleichbar. Was dazwischen liegt, waren drei dorfartige Ansiedlungen, die weder durch eigenartige Kultur noch in historischer Beziehung Anspruch auf eingehende Betrachtung erheben können. Die Bewohner der dritten Schicht von unten richteten sich innerhalb der dürftigen Überreste der zerstörten Burgmauer häuslich ein und nahmen an ihr die unerläßlichen Ausbesserungen vor. Nichts deutet auf gewaltsamen Untergang dieses Dorfes, sondern allmählich scheint es verlassen worden und verfallen zu sein. Noch ärmlicher war die folgende Ansiedlung, die nicht einmal mehr ummauert gewesen zu sein scheint und überhaupt in jeder Hinsicht den Tiefpunkt unter den neun Schichten des Hügels bezeichnet. Eine bessere Zeit kündigt sich in der

fünften Schicht an, deren Insassen ihre Ansiedlung wieder mit einer Mauer umschlossen, sonst freilich nicht viel höher standen als ihre Vorgänger, sondern sich mit gleich dünnen Hausmauern, mit gleich unregelmäßigen Wohnräumen begnügten. Auch die Einzelfunde innerhalb dieser drei Schichten beleben und erhellen nur wenig dies eintönig trübe Bild: dieselben Werkzeuge, dieselben Gefäße wie in der zweiten Stadt kehren hier in einfachen Exemplaren wieder. Es wäre voreilig, hieraus zu schließen, daß die Bevölkerung dieser drei Dörfer desselben Stammes war wie die der zweiten Stadt; denn auch die indogermanischen Eroberer konnten sich, zumal wenn sie damals noch auf einer tieferen Kulturstufe standen, die Industrieprodukte der früheren Herren des Landes unverändert aneignen; und daß die Bewohner der sechsten Stadt Indogermanen waren, ist kaum zu bezweifeln.

Mit dieser sechsten Schicht tritt eine zweite Glanzperiode des Platzes ein: sie übertrifft an Ausdehnung wie an Vollendung der Bautechnik alle früheren und bezeichnet, da in ihr das Homerische Troja zu erblicken ist, den Zenith dieser historischen Stätte. Schon die Burgmauer der fünften Schicht konnte, weil damals die der zweiten Stadt längst verschüttet war, sich nicht mehr nach dieser richten und ist weiter nach Süden vorgeschoben worden. Auch die der sechsten Stadt umschließt eine viel größere Fläche als die der zweiten, rund 2 *ha*, und läßt sich auf 540 *m* Länge berechnen. Allerdings konnte selbst ein Raum von 2 *ha* nur eine eng begrenzte Zahl von Verteidigern, nur wenige Hilfstruppen aufnehmen; jedoch ist tatsächlich solch eine beschränkte Anzahl in den älteren Partien der trojanischen Belagerungsepopöe vorausgesetzt. Kaum in Betracht kommt hiefür die Frage, ob außerhalb des Mauerringes sowie früher nur vereinzelte Hütten standen oder vielmehr eine ganze Unterstadt an den südlichen Abhängen des Burghügels sich anschloß; denn ummauert war diese keinesfalls; das darf man, obwohl die Ausgrabungen hierüber noch nicht entschieden haben, getrost behaupten, da das Epos, das sich von der Örtlichkeit wohl unterrichtet zeigt, nur eine Stadtmauer, eben die Burgmauer kennt und insbesondere der Verzweiflungslauf Hektors fast viermal um die Mauer herum sich mit der Annahme einer mehrere Kilometer langen Stadtmauer nicht verträgt. Der grellste Gegensatz der sechsten Stadt zu den älteren läßt sich in die Worte kleiden, daß sie eine Steinburg war, die zweite eine Ziegelburg oder Lehmburg. Indes bestand dieser Gegensatz nicht von Anfang an; denn die Burgmauer der sechsten Stadt, die großenteils aus der der fünften durch allmählichen Ersatz der schadhaft gewordenen Partien hervorgewachsen zu sein scheint, trug anfangs gleichfalls einen Oberbau aus ungebrannten Lehmziegeln, und erst verhältnismäßig spät wurde dieser durch reinen Kalksteinbau ersetzt, dessen einzelne Steine unverkennbar Form und Maße der Ziegel beibehielten. Dieser steinerne Oberbau

ist nur gegen 2 *m* dick, während der auch hier geböschte Unterbau bis zu 5 *m* stark ist, so stark, wie die Ziegelmauer war, die er anfangs zu tragen hatte. Der hohe Stand der damaligen Baukunst zeigt sich gerade in diesen unteren Mauerteilen, welche nicht mehr wie ehemals aus kleinen, unbehauenen Steinen bestehen, sondern aus Kalksteinquadern, die teilweise so schön behauen sind und unter Verzicht auf Mörtel so vollkommenen, lückenlosen Fugenschluß aufweisen, daß man lange Bedenken trug, derart kunstvollen Quaderbau ins zweite Jahrtausend v. Chr. zu verlegen. Deutlich läßt sich erkennen, daß die Steinblöcke mit noch rauher Außenseite versetzt wurden und erst im Mauerverband die ungemein sorgfältige Glättung an den über den Boden emporragenden Steinlagen vorgenommen wurde. Drei gewaltige Türme, die durch die Verschiedenheit ihrer Bauart die Verschiedenheit ihrer Entstehungszeit bezeugen, ferner vier Stadttore und eine Mauerpforte sind nachgewiesen. In der Mitte des südlichen Haupteinganges verläuft unter dem Steinplattenpflaster ein gemauerter Kanal zur Ableitung des Regenwassers. Dieses Tor ist wahrscheinlich das dardanische der Ilias, während das viel öfters genannte skaiische, das linke Tor wohl an der Nordwestseite der Burg zu suchen ist, wo wiederholte Grabungen bisher kein Ergebnis zu erzielen vermochten, weil die Mauer der sechsten Stadt dort schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. abgebrochen wurde, um Baumaterial für die Stadt Sigeion zu liefern.

Der Innenraum dieser Stadt bildete nicht wie in der zweiten Schicht eine Ebene, sondern die Gebäude erhoben sich auf konzentrischen, gegen die Mitte des Burghügels ansteigenden Terrassen, die durch ebenso feste wie stattliche Quadermauern gestützt wurden. Deshalb hat sich leider nicht viel von jenen Gebäuden erhalten; denn tausend Jahre später hat man bei Anlage der römischen Stadt zur Erzielung eines ebenen Bauplatzes allen Schutt namentlich über der mittleren Erhebung des Hügels bis auf die fünfte Schicht herab abgetragen. Was an den Abhängen erhalten blieb, zeigt wesentlich noch die alttrojanische Hausanlage, einen Wohnraum mit Vorhalle. Allerdings fehlt hier mitunter die Vorhalle, und dem architektonischen Hochstand der Zeit entsprechend prangen auch die Hausmauern in stolzem Quadergefüge. Man darf sich das Bild nach den gleichzeitigen Burgbauten von Tiryns ausgestalten. In der Mitte des Saales erhob sich der häusliche Herd, über dem die Dachmitte auf Säulen erhöht war, um dem Rauch durch seitliche Öffnungen den Abzug zu ermöglichen; früher, als dies Auskunftsmittel noch nicht erfunden war, schwärzte der Qualm Decke und Wände, wie noch heute in den fensterlosen Hütten des Orientes. Das Dach war, wie regelmäßig noch in historischer Zeit, ja bis auf den heutigen Tag, ein flaches Erddach: über den starken Deckbalken eine Schilflage und darüber festgestampfte Erde, an den Rändern natürlich niedriger als in der Mitte, damit der Regen

wenigstens teilweise abfloß. An der Vorderseite der Vorhalle war die Decke durch Holzsäulen gestützt, die auf steinernen Untersätzen standen, um nicht mit der Erdfeuchtigkeit in Berührung zu kommen; befremdlich ist uns die nach unten verjüngte Gestalt dieser Holzsäulen, die sich damit erklärt, daß sie aus zugespitzten, einfach in die Erde eingetriebenen Stämmen hervorgegangen waren.

Nicht die gleiche Bewunderung wie die Baukunst dieser Stadt erweckt ihre Industrie. Spärlich und geringfügig sind die Metallgeräte, neben denen sich nur mehr vereinzelt gut polierte Beile und Hämmer aus Stein finden. Bedeutsam und für die Beurteilung des Epos wichtig ist die Tatsache, daß auch in dieser Schicht Eisen noch nicht vorkommt. Unvergleichlich zahlreicher als Metallwaren sind Tongefäße. Zwar erreicht die einheimische Töpferei jetzt ihren Höhepunkt und bekundet auch vorgeschrittenen Geschmack, indem sie an Gesichtsvasen kein Gefallen mehr findet; aber sie steht völlig im Banne derjenigen Vasentechnik, welche nach einem Fundorte des griechischen Festlandes die mykenische genannt zu werden pflegt. Schwunghaft wird die Einfuhr mykenischer Vasen betrieben, wie die große Menge solcher Scherben beweist, und die Vorliebe für sie hat eine ausgebreitete Nachahmung in Form und Bemalung zur Folge. Wenn mithin auch das künstlerische Eigenverdienst der Keramik der sechsten Stadt ein geringes ist, so kann doch die Hilfe, die sie mit ihren Scherben für den Zeitansatz dieser Stadt leistet, gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Sie ist es, die den Beweis liefert, daß diese sechste Niederlassung Hissarliks gleichzeitig mit den Burgen von Mykenai und Tiryns in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends blühte und demgemäß jenes Troja ist, dessen Belagerung und Zerstörung den Hintergrund der Homerischen Epen abgibt. Tatsächlich hat der Ausgrabungsbefund eine gründliche Zerstörung auch dieser Stadt ergeben. Anderseits nötigt die starke Verwitterung ihrer Mauern, die äußerst lange den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt gewesen sein müssen, und die allmähliche Erhöhung des Fußbodens der Stadt um mehr als einen Meter zum Schlusse, daß diese Stadt länger bestand als der älteren eine.

Sie erlag der Sage nach erst, als sie des Palladion und damit des Schutzes der Stadtgöttin, der ilischen Athene, beraubt worden war. Wirklich scheint dieser Athene-Kult, der selbst nach Christi Geburt noch in hohem Ansehen stand, bis in die Zeit dieser sechsten Stadt zurückzureichen und von dort frühzeitig auf das griechische Festland übertragen worden zu sein; wie lebhaft der Verkehr zwischen Troja und Griechenland schon damals war, zeigt ja unwiderleglich der massenhafte Import mykenischer Tonware. In einem unbedeutenden Städtchen der mittelgriechischen Landschaft Lokris wurde geradezu eine Athana Ilias verehrt. Dazu stimmt bestens die unzweifelhafte Überlieferung, daß die Lokrer

seit alters bis ins vierte vorchristliche Jahrhundert herab alljährlich Töchter ihrer vornehmsten Familien als Tempelsklavinnen nach Ilion entsendeten, wobei uralte Gebräuche strenge festgehalten wurden. Eine aitiologische Sage versuchte, diese heilige Pflicht mit dem Frevel des Lokrers Aias zu begründen, der Kassandra vom Palladion fortgerissen habe. Auch die ständige Opfersitte Trojas, wonach die Rinder an einem Pfeiler oder Baume emporgezogen und in dieser Stellung grausam geschächtet wurden, muß noch ins zweite Jahrtausend zurückreichen und bezeugt somit gleichfalls, daß jener Athene-Kult, mit dem allein sie sich erhalten haben kann, schon der sechsten Stadt eignete; denn der unbedeutenden Niederlassung, welche ihr folgte, kann man sich, mag sie auch noch so alt sein, nicht leicht entschließen, eine derartige religiöse Stiftung zuzumuten, die solche Bedeutung, solches Ansehen, solche Verbreitung gewann und alle Wechselfälle der Örtlichkeit überdauerte.

Viel Rühmliches läßt sich nämlich den ersten Inwohnern der siebenten Schicht nicht nachsagen. Sowie die mächtige Burgmauer der zweiten Stadt auch nach ihrer Zerstörung stellenweise hoch genug über die Erde emporragte, um nach oberflächlicher Ausbesserung den folgenden Geschlechtern als Schutzwehr und als Stützpunkt für Zubauten zu dienen, so auch die der sechsten Stadt, deren Oberbau noch jetzt unter dem Schutte bis zwei Meter hoch aufrecht gefunden wurde. Die ersten Bewohner der siebenten Schicht lehnten ihre Häuser soviel als möglich unmittelbar an sie an. Es waren vermutlich Indogermanen desselben thrakisch-phrygischen Stammes wie die Bewohner des Homerischen Troja; jedesfalls waren nicht bloß ihre Gebrauchsgegenstände, sondern auch ihre Bauweise genau dieselbe wie in der sechsten Schicht. Nur waren es keine Herrenfamilien mehr, die dort hausten, sondern arme Bauern, die wohl eben wegen ihrer anspruchslosen Dürftigkeit nicht mehr die einzelnen Wohnräume als selbständige Häuser nebeneinander hinstellen, sondern auf den Gebrauch gemeinsamer Zwischenmauern verfielen. Diese Bevölkerung wurde noch in derselben Schicht von einer anderen abgelöst, welche teils die Häuser ihrer unmittelbaren Vorgänger bewohnte, teils zur Grundlegung neuer Bauten sich hochkantig gestellter Steinplatten, sogenannter Orthostaten bediente, wie sie in Griechenland seit langem üblich waren. Um dieselbe Zeit ungefähr tritt in den Kleingeräten Trojas eine durchaus neue Gattung ganz ohne jede Vorstufe auf, die bald wieder spurlos verschwindet, ohne irgend Einfluß auf die weitere Entwicklung zu nehmen. Die Tongefäße, neben denen natürlich die ortsübliche Tonware im Gebrauche blieb, sind dickwandig, roh mit der Hand hergestellt und wieder nur wie vorlängst am offenen Feuer gebrannt; kurz, sie stellen einen so unbeholfenen, in Troja längst überholten Typus dar, daß nicht an Import gedacht werden kann. Charakteristisch sind an ihnen

hornartige Ansätze, die teilweise auch als Handhaben dienten, und zur Verzierung aufgelegte Tonstreifen. Daneben erscheinen, durch aufgefundene Gußformen als bodenständig erwiesen, Doppelbeile, Axthämmer, Mohnkopfnadeln aus Bronze, die gleich jener Buckelkeramik ihre nächste Verwandtschaft in ungarischen Funden haben. Scharfsinnig ist daher vermutet worden, daß die Träger dieser fremdartigen Kultur in Troja das räuberische Reitervolk der Kimmerier oder verwandte Stämme waren, die gegen das Ende des achten vorchristlichen Jahrhunderts von den Ufern der Donau her in Kleinasien einfielen und über ein Jahrhundert die Landplage Vorderasiens blieben, bis sie wieder verschwanden. Wo sie plötzlich auftauchten, ergriff die seßhafte Bevölkerung, von Schrecken erfaßt, meist widerstandslos die Flucht; und so haben sie sich's auch in Trojas hastig verlassenen Wohnungen bequem gemacht. Bestimmte Nachrichten aus dem Altertum belehren uns, daß die Stadt Antandros an der Südküste der Landschaft Troas hundert Jahre lang von Kimmeriern besetzt war und daß sie erst um 600 aus dieser Gegend endgiltig vertrieben wurden. Man darf danach glauben, daß sie auch in Troja sich während des ganzen siebenten Jahrhunderts hielten, zumal da die Metallindustrie, die auf sie hinzuweisen scheint, sich in Troja sichtlich unter dem Einflusse der Mittelmeerkultur weiter entwickelte, was eine längere Seßhaftigkeit zur Voraussetzung hat. Mit der niedrigen Kultur dieser Barbaren ist die griechische Bautechnik, die sich im Gebrauch von Orthostaten verrät, schwer vereinbar. Es empfiehlt sich daher anzunehmen, daß den ersten Bewohnern der siebenten Schicht, die noch dem mykenischen Kulturkreise der sechsten Schicht angehörten, eine griechische Bevölkerung folgte, die den Orthostatenbau auf Hissarlik einführte, vielleicht aiolische Kolonisten, die sich friedlich mit den bisherigen Insassen in das Hügelplateau teilten und ihre eigenen Vasen mit geometrischer Bemalung mitbrachten, während der danach erfolgte Einbruch der Kimmerier, vor denen alles Volk entwich, nur in den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens Spuren hinterließ, da sie die Häuser ihrer Vorgänger unverändert weiter benutzten. Es leuchtet ein, daß die für die siebente Schicht angenommene Dauer von drei Jahrhunderten nur knapp für all diese Wandlungen ausreicht.

Als ob die Barbareninvasion die Schwungkraft des Ortes gelähmt hätte, konnte die griechische Ansiedlung, die sich zeitlich anschloß, nicht recht gedeihen; ja nicht einmal die ruhmvolle Vergangenheit der eigenen Stadt vermochte man Zweiflern gegenüber jederzeit siegreich zu behaupten. Allerdings wuchs zusehends der Ruf der altberühmten Athene Ilias, zu der Xerxes, Alexander der Große und andere Heerführer wallfahrteten, der zudem König Lysimachos am Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. einen neuen Tempel errichtete, deren Heiligtum um dieselbe Zeit Mittelpunkt eines Städtebundes wurde. Aber die Ortschaft selbst

mit ihren armseligen Hütten blieb eine bescheidene κώμη, die sich kaum vor dem vierten Jahrhundert eine Ringmauer an die der Homerischen Stadt anflickte. Ihre Eroberung und Zerstörung im Jahre 85 v. Chr. war daher wahrlich kein Heldenstück Fimbrias.

Neuerdings begann dem Orte die Gunst des Schicksals zu lächeln, als er in die Gewalt der Römer kam, die in Troja die Mutterstadt verehrten, und besonders seit C. Iulius Caesar sich an die Spitze des römischen Weltreiches stellte; denn Caesar führte seinen Stammbaum auf den trojanischen Helden Aeneas zurück, und es war eine Ehrenpflicht des julischen Kaiserhauses, für die Vaterstadt des Ahnherrn zu sorgen. So soll Caesar, der ihr nicht bloß platonische Liebe entgegenbrachte, sondern auch das sehr materielle Geschenk der Abgabenfreiheit von neuem verlieh, sich eine Zeit lang mit dem Plan getragen haben, die Reichshauptstadt nach Troja zu verlegen. Sein Adoptivsohn und Nachfolger, Kaiser Augustus, der Erbe seiner Pläne, ließ es sich wenigstens angelegen sein, die Stadt, die er um das Jahr 20 v. Chr. besuchte, auf den Glanz herzurichten. Die östliche Hälfte des sorgfältig geebneten Hügelplateaus wurde der Stadtgöttin Athene als Tempelbezirk geweiht, innerhalb dessen ein glanzvoller Marmortempel und davor eine mächtige Altaranlage für Brandopfer entstand. An die Umfriedung des heiligen Bezirks lehnten sich rings Säulenhallen an und ein zierliches Propylaion öffnete den Zutritt. Südlich davon wurden ein Theater und ein Rathaus mit einem Halbrund ansteigender Sitzreihen erbaut; die bürgerliche Stadt aber erstreckte sich über die südlichen Abhänge des Hügels und wurde nebst der Burghöhe von einer $3^1/_2$ *km* langen Ringmauer eingeschlossen. Eine kostspielige Wasserleitung, von der noch ein Bogen am Thymbrios erhalten ist, versorgte sie mit Hochquellwasser.

Trotz alledem spielte die Stadt als solche nur eine bescheidene Rolle, die sich nicht vergleichen läßt mit dem erstaunlichen Aufschwung, den andere Küstenstädte Kleinasiens unter dem segenspendenden Szepter der römischen Kaiser genommen haben. Selber ein Denkmal längst entschwundener Größe, war sie voll von Sehenswürdigkeiten, welche die Fremdenführer nicht müde wurden, den Reisenden mit ruhmredigem Wortschwall zu erklären. An der Küste ragten die Grabhügel Achills, seines Freundes Patroklos, seines Vetters Aias empor; in Galerien drängten sich die Bildsäulen der berühmten Heldengestalten der trojanischen Sage; die Weihgeschenke für die ilische Athene konnten ein Museum füllen. Hier wurde aus scheuer Entfernung der Wunderfels gezeigt, an dem einstens, wie überliefert ist, Kassandra, richtiger doch wohl Hesione gefesselt schmachtete: berührte man ihn vorne, so tröpfelte Milch heraus; rieb man ihn rückwärts, schoß Blut aus seinen Poren. Dort lagen die Ambosse, die Zeus seiner widerspenstigen Gattin Here angehängt hatte, um sie zu zähmen. Kurz, Troja war zu einem Kuriositätenkabinett herabgesunken. Zwar

dachte noch Kaiser Konstantin I. daran, sein Neu-Rom, die *Κωνσταντίνου πόλις*, hier zu gründen; zwar fristete die Stadt als Bischofsitz noch ein Jahrtausend lang bis zur türkischen Eroberung im Jahre 1806 ein kärgliches Dasein; aber es war nur mehr ein langsames Sterben, sie hatte sich überlebt. Zu einer Zeit, da auf ganz Europa noch die tiefste Nacht völliger Unkultur lastete, dämmerte es bereits über Trojas Höhen und entbrannten auf seinem Boden die ersten Kämpfe, welche Indogermanen um ihre historischen Wohnsitze auszufechten hatten; ihre höchste und zugleich letzte Blüte erlebte die Stadt schon, als Griechenland eben erst anfing, in den Gesichtskreis der Geschichte einzutreten. So hatte sie bereits vor dem Beginn geschichtlicher Aufzeichnungen ihre Rolle im Leben der Völker ausgespielt. Kein Geschichtsbuch weiß darum viel Denkwürdiges von ihr zu vermelden; dafür lebt sie, von poetischem Schimmer verklärt, fort in der griechischen Sage, im Homerischen Liede.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Nicolai Calliclis carmina edidit Leo Sternbach. Cracoviae 1903 (Seorsum impressum e tomo XXXVI Dissertationum philologicae Classis Academiae Litterarum Cracoviensis). 80 SS. (313—392).

In rascher Aufeinanderfolge beschert uns St. Publikationen unedierter byzantinischer Texte. Diesmal liegt ein Heftchen von stattlichem Äußeren vor, das die Gedichte des Nikolaos Kallikles bringt, eines byzantinischen Hofdichters aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts. Von seinem Nachlaß war bisher nicht viel bekannt. Trotzdem hat bereits Krumbacher (BL² S. 744 f.) das literarische Porträt des Mannes wenigstens in den Umrissen gezeichnet. Ebendaselbst sind auch die Hauptfundstätten für die damals noch unedierten Gedichte namhaft gemacht. Ref. selbst war seit einiger Zeit mit der Vorbereitung einer Gesamtausgabe der Epigramme des Kallikles beschäftigt, als ihm St. mit seiner Ausgabe zuvorkam. Derlei Überraschungen sind zwar sehr unliebsam, doch muß man bei Publikationen byzantinischer Inedita immer mit diesem Übelstande rechnen. Dafür ergab sich die Möglichkeit, die Sorgfalt der Sternbachschen Publikationen in einem besonderen Falle an der Hand des eigenen Materials eingehend zu prüfen. Ref. glaubt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu haben, von dem Ergebnis dieser Prüfung Rechenschaft zu geben.

Es ist von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß zwei Herausgeber ihre Aufgabe in derselben Weise auffassen und lösen werden. Ref. sieht daher bei der folgenden Besprechung von allem anderen ab, obgleich er mit vielem nicht einverstanden ist, und beschränkt sich auf die Prüfung der diplomatischen Genauigkeit, die ja übrigens das weitaus wichtigste Erfordernis einer *editio princeps* ist. Es ist überflüssig zu bemerken, daß es sehr unbillig wäre, absolute Fehlerlosigkeit zu verlangen. Wer unedierte Texte, zumal aus griechischen Minuskelhandschriften, herausgegeben hat, weiß, daß dies Ziel auch bei der peinlichsten

Sorgfalt kaum je zu erreichen ist. Es genügt, wenn Art und Zahl der Fehler über ein gewisses Maß nicht hinausgehen.

Die von St. veröffentlichte Sammlung umfaßt 33 Nummern. Der Grund, warum das letzte Gedicht (XXXIII, Monatsverse) aufgenommen wurde, ist nicht klar. Daß es Kallikles sicher nicht angehört, hebt St. selbst hervor. Außerdem ist es bereits von Br. Keil in einer vortrefflichen Ausgabe an einem gewiß nicht unzugänglichen Orte (Wiener Studien XI 110—115) ediert. Von den übrigen Gedichten waren I bis X bereits früher unter dem Namen des Kallikles veröffentlicht, XIII unter dem des Prodromos. Endlich ist in jüngster Zeit das XXVIII. Gedicht von W. Regel nach einer recht flüchtigen Abschrift publiziert worden, offenbar ein Verlegenheitsbeitrag für eine Festschrift *(Commentationes Nikitinianae)*. Auf diese Stücke soll hier nicht weiter eingegangen werden, obgleich es an Anlaß zu Richtigstellungen und Ergänzungen nicht fehlt. Es bleiben also noch 20 bisher unbekannte Epigramme mit nahezu 700 Versen. Alle diese Gedichte stehen in zwei schon von Krumbacher notierten *Marciani* (524 = *M* und 498 = *V*). Doch sind diese Handschriften von St. nicht vollständig verwertet worden; er hat nicht einmal bemerkt, daß von ihm edierte Gedichte in eben diesen Handschriften noch an einer zweiten Stelle vorkommen. Bezüglich der Haupthandschrift *M*, welche für die meisten Gedichte allein in Betracht kommt, bemerkt St. S. 317, Anm. 4: *Codicis lectiones propter scripturam evanidam, quod praecipue de f. 97ʳ valet, haud raro dubias esse semel moneo.* Ein derartiger Pauschalvorbehalt widerspricht der philologischen Gepflogenheit. Es ist doch unbedingt nötig, daß der Herausgeber die Buchstaben und Wörter, für deren Lesung er nicht einstehen kann, irgendwie bezeichnet. Wie sollen auf solchem Fundament weitere textkritische, grammatikalische oder metrische Arbeiten möglich sein? Übrigens fand Ref. die Schrift fast durchweg klar und deutlich. Nur die Mitte von fol. 97ʳ, welche den Anfang von Nr. XII enthält, ist tatsächlich stark abgerieben. Sonst bietet die Lesung nirgend ernstliche Schwierigkeiten.

Ref. bespricht nun in der Reihenfolge der Gedichte jene Stellen, wo seine Lesung von der St.s in wichtigen Punkten abweicht.

XI 7 *δόξης ἔρον παρέσχες, ἄφθονον κλέος.* Dazu in der *adnotatio: ἔρον potius ex coniectura, quam secundum litterarum vestigia reposui; malui autem ἔρον scribere quam ἔρων, quoniam illa forma poetae eiusdem fere aetatis uti malunt* etc. *M* hat richtig *δόξης ἐρῶ· παρέσχες ἄφθονον κλέος*, genau entsprechend dem folgenden V. 8 *κήδους χρόνος· συνῆψας ὀλβίῳ γένει.* XI 12 *λυπεῖ δέ ⟨τις⟩· σύντριψον αὐτοῦ τὰς μύλας.* *M* richtig: *λυπεῖ δόλος*, genau entsprechend dem vorangehenden V. 11 *δάκνει φθόνος τίς· θλάσον αὐτοῦ τὰς γνάθους.* XI 20 *πιστός, δέσποινα, σὸς λάτρης Ἰωάννης* mit zwei metrischen Fehlern in

δέσποινα; denn außerdem, daß die Position in der ersten Silbe vernachlässigt ist, vermeidet Kallikles ein Proparoxytonon vor der Penthemimeres. Allerdings will uns St. (S. 318, Anm. 1) mit der Versicherung beruhigen: '*δέσποινα vocabuli sollemnis vim habet*'. Ja, warum soll denn gerade *δέσποινα* eine *vox sollemnis* sein? Bloß, weil es metrisch falsch ist? In der Handschrift steht ganz richtig *σεβαστός*, der Hoftitel des Dedikanten.

Der Anfang des folgenden Gedichtes (XII) erscheint bei St. sehr lückenhaft. Eine vollständige Lesung ist in *M* wirklich unmöglich. Aber dem Herausgeber ist es ganz entgangen, daß dasselbe Gedicht auch in *V* steht, u. zw. auf einer Seite, die von ihm selber für andere *Calliclea* benutzt wurde. Die ersten Verse mögen hier, so wie sie in *V* stehen, Platz finden:

Ὁ Μωϋσῆς ἐκεῖνος εἰσδὺς τὸν γνόφον,
τὰς τῶν νόμων ἐκεῖθεν εὕρατο πλάκας·
ἐγὼ δ' ἐπ' ἄλλον μάχιμον φθάσας γνόφον,
ἐντεῦθεν ἔσχον τὴν ὑπὲρ δόσιν δόσιν.
5 *εὗρον γὰρ ἄλλον (sic) δῶρον, οὐ νόμου πλάκας,*
μορφὴν δὲ τοῦ γράψαντος αὐτὴν τὰς πλάκας κτλ.

μορφὴν (V. 6) hat auch *M*, nicht *γραφὴν*, was bei St. steht. Auch V. 10 kann aus *V* ergänzt werden: *ὃν εἶδε λεπτῆς ἔνδον αὔρας Ἠλίας*. V. 12 und 16 finden sich die richtigen Lesarten *τὴν* und *λίθον* bereits in *M*, nicht *τὸν* und *λίθοιν*, wie St. in der *adn.* angibt. V. 17 *ὡς ἔμπορος κτῶμαί σε κόσμον μαργάροις*. Ref. glaubte in *M κοσμῶν* zu lesen, doch ist die Endung undeutlich; jedenfalls steht es in *V* und es ist wohl das Richtige. Bei dieser Gelegenheit soll mit Hilfe von *V* auch noch V. 20 richtiggestellt werden, bei St. nach *M*: *τὸ πᾶν ἐφεῦρον εἰς εὐκληρίαν*, | *χρίσμα, χρόνους καὶ σκῆπτρα καὶ κλεινὸν στέφος*. *Χρόνους* gibt keinen Sinn; es könnte nur Lebensjahre heißen, was nicht in den Zusammenhang paßt. *V* hat richtig *θρόνου*. — XIV. Im Lemma hat *M χρυσῶν* (gut), im V. 16 *σῶτερ*, nicht *σωτήρ*, wie die *adn.* anführt. — XV steht nochmals in *M* auf fol. 110 v., was dem Herausgeber wieder entgangen ist. Dort steht auch V. 8 das richtige *διαγράφει*. — XVI 15 hat *M πικρόν δε* und diese Betonung wird beizubehalten sein, da Oxytona von der Hephthemimeres ausgeschlossen sind. V. 20 in *M κάν* (gut), nicht *κὰν*; der Gravis ist von erster Hand getilgt. — XVIII 2 *καὶ καπυρόν τε τάχα καγχάζειν ἔχει*, *M* richtig *τι* für *τε*. V. 5 hat *M* richtig *ἡδονῆς* statt *⟨ἡ⟩δονῶν*. — XXII 13 *καὶ μᾶλλόν ἐξ δρπηκος ἐκκρεμὲς νέον* | ... *κατεῖδον*, unverständlich. *M* richtig: *μῆλον*. V. 39 *φλέγεις δὲ τὴν ἀκτῖνα τὴν τοῦ φωσφόρου*, gleichfalls nicht verständlich. *M* richtig: *φεύγεις*. — XXIII 12 *Κομνηνοδούκα κλάδον ἐκ Δουκῶν γένους*; zum Anfang die Bemerkung: *dubitanter scripsi*. Die unzweifelhafte und richtige Lesung ist *Κομνηνοκανσέβαστον ἐκ Δουκῶν γένους*. Das erste Wort ist von

erster Hand aus *κομνηνοδούκαν* korrigiert. — XXIV 13 *ἀριστερά με τάξις καὶ φλὸξ ἐσθίει*. Der Herausgeber hat gar nicht bemerkt, daß der Vers durch einen argen metrischen Schnitzer entstellt ist. Statt *καὶ* hat *M* richtig *ὡς*. — XXVI 24 *καὶ θραῦε πειρασμούς τε καὶ ζάλην βίου*. In *M* steht statt des ersten *καὶ*: *ναί* (wie auch sonst häufig, mit zwei Accenten). Dann folgen noch zwei Verse, die bei St. fehlen:

25 *ὄλβου πλατυσμόν, ἀλλὰ καὶ δόξης νέμοις*
καὶ τὴν Ἐδὲμ σχοίνισμα καὶ θεῖον λάχος.

XXVII 1 *Τιμῶμεν ὡς νυμφῶνα ⟨καινὸν⟩ τὸν τάφον*. Dazu die *adn.*: *καινὸν* (*sive potius καὶ σοὶ*) *litterarum vestigia videntur significare, quae nisi obstarent, equidem τόνδε rescriberem*. Die sichere Lesung der Handschrift ist *σεπτὸν*. — XXIX 8 *χροιάν τε κιρνᾷ καὶ καλῶς διαγράφει*. In *M* richtig *χροιάς τε* (oder eigentlich *χροιὰς τὲ*). — XXX 35 *τί σοι θανόντι βασιλεῖ συνθαπτέον*; *M* gut *βασιλεῦ*. 44 *τῆς πορφύρας τὰ δένδρα κύκλῳ τοῦ λίθου*. *M* richtig *τῆς λίθου* (vgl. V. 46 und 49). 68 *πενθοῦμεν ἤδη πάντες ἐκλελοιπότα*. *M* zutreffend *πενθῶμεν*; denn *πενθεῖτε* im folgenden Vers (69) ist Imperativ, wie man aus *θρήνει* (V. 72) sieht. 117 hat *M* richtig *πάθους*, nicht, wie die *adn.* angibt, *βάθους*.

Wenn man die eben angeführten Berichtigungen der St.schen Lesungen in Betracht zieht, ergibt sich, daß die Überlieferung des Kallikles, besonders in *M*, ganz vorzüglich ist. Die *recensio* ist also keine sonderlich schwierige Arbeit. Man braucht nur einige Interpunktionen zu setzen, leicht genug bei dem einfachen Satzbau der Epigramme, und einige wenige Fehler zu verbessern, was fast überall leicht und sicher geschehen kann. Leider hat sich der Herausgeber diese Aufgabe m. E. gar zu leicht gemacht. So lesen wir in dem Gedicht über das jüngste Gericht (XXIV 9 f.):

τίνες κατηγοροῦσιν αἱ πράξεις μόναι,
10 *τίνων κατηγοροῦσι τῶν ἐπταικότων*.

Es ist doch selbstverständlich, daß zu interpungieren ist: *τίνες κατηγοροῦσιν; αἱ πράξεις μόναι*. Man würde keinen Augenblick zweifeln, daß lediglich ein Druckversehen vorliegt, wenn nicht auch der folgende Vers in derselben Form erschiene (richtig *τίνων κατηγοροῦσι; τῶν ἐπταικότων*). XXXII lesen wir zu Anfang:

Νῖκαι, μάχαι καὶ κόμπος ἐξ ἱππασμάτων,
κράδανσις ἔγχους καὶ κίνησις ἀσπίδος
τόλμῃ φρονοῦσα, λῆμμα δυσμενοκτόνον,
μετῆλθεν ὧδε πάντα πρὸς λεπτὴν κόνιν.

Was soll denn *λῆμμα* heißen? 'Gewinn, Vorteil?' Das ist doch hier unmöglich. Es muß *λῆμα* (= 'Mut, Trotz') heißen. Auch dürfte in V. 3 *τόλμη* zu schreiben sein. Ebenso druckt der Herausgeber den Anfang des XXX. Gedichtes ruhig der Handschrift nach:

Ἡ πανευτυχὴς καὶ πανολβία πόλις,
τὸ μὲν πρὸ σοῦ, τὸ δ' ἄλλο τῶν σῶν ἐκ πόνων.

Allein *πανευτυχῆς* ist metrisch falsch und, wie der 2. Vers zeigt, sinnlos. Es müssen zwei Adjektiva von gegensätzlicher Bedeutung im 1. Vers stehen. Die Emendation *πανατυχῆς* ist ebenso leicht wie sicher. Im selben Gedichte lesen wir V. 42: *τίς σε συνέσχε τὸν ποταμὸν ἐν λίθῳ* mit der Bemerkung *propter mensuram σε̄ nescio an σὲ reponendum sit.* Wo findet sich bei Kallikles ein Beispiel, daß der Accent ohneweiters ein *ε* zu längen vermag? Die Emendation *ξυνέσχε* ist ganz zweifellos. *ξ atticum* wird von den Iambographen jener Zeit zur Positionsbildung gebraucht, während die Verwendung von paragogischem *ν* zu diesem Zwecke bei ihnen ausgeschlossen ist. Es ist daher auch nicht richtig, wenn St. zu XVIII 4 *τοῖς χείλεσί σου δειλιῶν προσεγγίσαι* bemerkt: *legendum videtur χείλεσίν.* Der Vers ist ganz untadelig. Wohl vermeidet Kallikles den Gebrauch von kurzem *ι* im Wortausgange als Länge; aber hier steht es gar nicht am Ende, da noch die Enklitika hinzutritt.

Doch mit diesen letzten Bemerkungen sind wir bereits über jene Grenzen hinausgegangen, die dieser Besprechung gesteckt waren. Es sollte hauptsächlich die Zuverlässigkeit der diplomatischen Grundlage geprüft werden. Da das von St. verwendete Material von Vollständigkeit noch ziemlich weit entfernt ist, hofft Ref., daß er doch noch früher oder später Gelegenheit haben werde, sich in einer eigenen Ausgabe mit diesen Gedichten zu befassen. Nur ein Punkt sei zum Schlusse noch kurz berührt. Es kann doch von Editionen byzantinischer Schriftsteller mit Recht verlangt werden, daß die Zitate, besonders aus der heiligen Schrift, möglichst vollständig beigebracht werden. Der Herausgeber hat das an den meisten Stellen unterlassen, so mögen hier wenigstens einige nachgetragen werden: V 3 Ps. 132, 3; XI 9 Athen. 539 *d* und Dio Chrys. II *p.* 300; XII 15 Petri I 2, 7; XII 17 Matth. 13, 45; XVI 23 Jes. 40, 4; XIX 4 Matth. 20, 1; XIX 8 Matth. 25, 6; XX 4 Iud. 9, 15; XXII 49 Ps. 83, 7 (bei St. ist auf Iud. II 1, 5 verwiesen; damit ist wohl Reg. II 5, 28 gemeint); XXII 59 Matth. 25, 6; XXIV 12 Ps. 7, 10; XXIV 15 Jes. 66, 24 und Sir. 19, 3.

Rom. Konstantin Horna.

Homers Ilias für den Schulgebrauch erläutert von K. Fr. Ameis. I. Band, 1. Heft, Ges. I–III. 6., berichtigte Auflage, besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1903. X u. 140 SS.

Seit dem Erscheinen der fünften Auflage der allbekannten und geschätzten erklärenden Ausgabe der vielgelesenen Gesänge I—III sind fast zehn Jahre verstrichen; der Wettbewerb und die geänderten Unterrichtsverhältnisse haben ihre Wirkung auf den Bedarf geltend gemacht. Da jedoch der Verf. den neuen Verhält-

nissen Rechnung trägt, so wird sein Kommentar samt Anhang immer noch der wertvollste Führer bleiben für Jünger der Philologie und Gymnasiallehrer. Ref., dem es vergönnt war, die 5. Auflage in dieser Zeitschrift 1896, S. 12—14 anzuzeigen, hat neuerlich die einleitenden Gesänge der Ilias an der Hand dieses Führers mit geistigem Genusse gelesen und zu Ausstellungen fast gar keinen Anlaß gefunden. Der Text ist nach A. Ludwichs Ausgabe berichtigt, zeigt aber gegenüber der 5. Auflage kaum nennenswerte Änderungen; die bedeutendste ist *Γ* 100 ἄτης, wo die 5. Aufl. ἀρχῆς hatte. Erwähnung von Varianten in den Fußnoten ist außer zu *Α* 327 unterblieben. Die Fußnoten sind an vielen Stellen anders als in der 5. Aufl. gefaßt, vielfach erweitert zum Zwecke des Verständnisses, hie und da gekürzt. Ein Druckfehler hat sich neu eingeschlichen *Α* 357 πύτνια. Bei zweifelhaften Etymologien ist Zurückhaltung beobachtet worden, z. B. *Γ* 36 bei ἀγερώχων. An κηώεντι neben εὐώδει ist in dieser einmaligen Zusammenstellung kein Anstoß zu nehmen; jenes kann ganz wohl „durchräuchert" heißen, wofür die Etymologie mehr spricht als für den Zusammenhang mit *cavus*. Es seien nun noch einige Bemerkungen erlaubt, die sich dem Ref. bei der neuerlichen Lesung der drei Gesänge aufdrängten.

In der vielbehandelten Stelle *Α* 611, *Β* 1 stellt Hentze nur den Widerspruch fest. Draheim hat in der Wochenschrift f. klass. Phil. 1901, Nr. 44 ein Seitenstück dazu beigebracht aus Goethes Reineke Fuchs, VII. Gesang, v. 242; νήδυμος wird von Hentze nach G. Curtius offenbar an die W. *nand-* angeknüpft und mit „erquickend" wiedergegeben. Jüngst ist eine neue Etymologie aufgetaucht, die das Wort an νηδύς anknüpft und „umhüllend", „umfangend" deutet (vgl. *Ξ* 253). Das υ würde dadurch begreiflich gemacht, während sonst die mit -μος gebildeten Adjektive ι vor dem Suffixe zeigen, mit Ausnahme von ἔτυ·(ἐτήτυ)·μος. Bei *Γ* 206 ἀγγελίης ließe sich verwerten, was über ὁμηλικίη 175 bemerkt worden war, daß nämlich das Abstractum in kollektiver Bedeutung steht; denn es war gewöhnlich, daß mehr als ein Mann als Gesandter ging; ἀγγελίης ist dann unserem B o t s c h a f t - e r an die Seite zu stellen.

Von neuen wertvollen E r w e i t e r u n g e n in den Noten, die wir der im Vorworte zu dieser Auflage erwähnten Literatur verdanken, seien hervorgehoben diejenigen zu *Α* 361, 384, 530, 611; *Β* 83; *Γ* 29, 122, 166, 207.

Wenn zu *Α* 39 die Note so lautet: Σμινθεύς, Kosename, abgekürzt aus σμινθοφθόρος (σμινθοφόρος?), so ist das? Zeichen der Verlegenheit, die ausgeblieben wäre, bedächte man, daß die Gottheit sowohl die Mäuse bringt als auch vertreibt, je nachdem sie gesinnt ist. Ebenso verhält sich Apollon zum Wolfe: er wehrt ihn ab, sendet aber auch die Wolfplage. Die Verweisungen auf Krügers Grammatik sind nunmehr ganz weggefallen.

V i l l a c h. G. V o g r i n z.

M. Tulli Ciceronis orationes. Vol. VI. Pro Milone, pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro, Philippicae I—XIV. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit Albertus Curtis Clark, collegii Reg. socius. Oxonii e typogr. Clarendoniana.

Die Ausgabe, von der wir hier zu berichten haben, ist für die Cicero-Kritik von hervorragender Bedeutung und repräsentiert für die weitaus überwiegende Mehrzahl der in diesem Bande vereinigten Reden unstreitig einen wesentlichen Fortschritt unserer Erkenntnis seit der im Jahre 1886 erschienenen kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers. Insbesondere gilt dies für die Kritik der drei sogenannten *oratt. Caesarianae: pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro,* deren Text durch Clark auf eine neue und wissenschaftlich wohlbegründete Basis gestellt wird. Der englische Gelehrte hat nämlich für seine Ausgabe eine Reihe neuer, u. zw. sehr wichtiger Handschr. herangezogen, so den trefflichen *H(arl.* 2682), einen *V(ossian.)*, einen *Oxoniensis: D* und andere und hat hiedurch ein richtigeres und von dem bisherigen wesentlich verschiedenes Urteil über die handschr. Überlieferung dieser Reden gewonnen. Die bisherige irrige Auffassung nämlich, daß die handschr. Grundlage des Textes der *Marcellina* und *Ligariana* einerseits und der *Deiotariana* anderseits eine ganz verschiedene sei, hatte ihren Ursprung darin, daß in der Züricher Cicero-Ausgabe Baiter die Reden *pro Marcello* und *Ligario* ediert und sich hiebei, worüber schon C. F. W. Müller klagte, eines ganz unzureichenden kritischen Apparates bedient hatte, die Ausgabe der Rede *pro Deiotaro* hingegen von Halm besorgt worden war, der für die Textgestaltung eine größere Anzahl von Handschriften heranzog. Clark hat nun den zwingenden Nachweis erbracht, daß die handschr. Grundlage des Textes der genannten drei Reden durchaus gleich ist. Von den drei Handschriftenklassen, die er unterscheidet, bezeichnet er mit Recht als die vorzüglichste die Klasse α, bestehend aus *A(mbros.)*, *H(arl.)* und *V(ossianus)*, während noch C. F. W. Müller bei der Konstituierung seines Textes einer minder guten Handschr.-Klasse den Vorzug eingeräumt hatte. An einer großen Zahl von Stellen bietet α die zweifellos richtige Lesart. Ich hebe nur ein paar besonders interessante Beispiele heraus: Lig. 3 *ad privatum deferebatur* (V. *privato d.*), § 4 *qui fugeret* (V. *qui cuperet effugere*). Deiot. § 5 *intra parietes* (V. *i. domesticos p.*), § 8 *adfectum incommodis* (V. *adflictum i.*), § 21 *quae transire non possent* (V. *q. transferri non possent*), eine besonders schlagende Stelle für die Trefflichkeit von α (vgl. Ref. in d. Berl. phil. Wochenschr. 1903, Nr. 20, S. 622), ebd. § 34 *ducimus* (V. *ducem vidimus*). Über die Güte dieser La. in α vgl. Ref. in 'Textkrit. Bemerk. zu Ciceros Reden'. Progr. Nikolsburg 1891, S. 17 f.

Auch zu den Philippischen Reden bietet Clark eine erweiterte und gesichertere kritische Grundlage. Diese beruht vor allem auf

einer erneuten Kollation der weitaus wichtigsten Handschr., des *V(at.)*, die ergab, daß sich Halm in seiner Kollation vielfach durch offenkundige Schreibversehen in dieser Handschr. allzusehr habe beirren lassen, insbesondere bezüglich der Wortauslassungen in *V*[1]. Doch ließ sich C. die Mühe nicht verdrießen, auch bisher unbekannte Handschr. heranzuziehen, und es glückte ihm, darunter einige Codd. ausfindig zu machen, die eine wertvolle Bereicherung des Apparates dieser Reden darstellen. Hieher gehört ein *Vossianus*, der '*uni Vaticano antiquitate cedit*', und eine gleichfalls sehr alte Handschr. des Britischen Museums. Für den letzten Teil der Philippischen Reden (13 Schluß und 14), für die wir nur wenige Handschr. besitzen, verglich Clark eine neue Handschr., den *Oxoniensis*, der ein *apographum* darstellt *Vossiani nondum mutilati* und den *H(arl.)* 2682, über den sich jedoch Clark hier zu dem Geständnis genötigt sieht: '*qui in his orationibus a praestantia sua aliquantum deflectit*'. Aus dem Gesagten erhellt, welch bedeutende Förderung auch die Kritik dieser Reden durch Clarks neue Ausgabe erfährt.

Ich wende mich nun — u. zw. geflissentlich erst jetzt — zur Besprechung der *Miloniana*, wiewohl gerade diese in der Ausgabe die erste Stelle einnimmt. Hier ist die Sache, wie mir scheint, doch noch nicht genügend geklärt. Es ist bekannt, welche Überraschung Clark seinerzeit der philologischen Welt bereitete, als er in dem *H(arl.)* den einst als *Coloniensis* vielgerühmten Codex wiederfand. Die Lesarten dieser Handschr. hatte er seiner Ausgabe der Rede *pro Milone* zugrunde gelegt (Oxford 1895). In Deutschland hatte Clarks Urteil anfangs begeisterte Zustimmung gefunden. Später jedoch wies man immer mehr auf gewisse Schäden der Überlieferung in *H.* hin und zuletzt gingen einzelne — so Laubmann — in ihrem ablehnenden Urteil soweit, daß sie *H.* den *dett.* beizählten.

Clark jedoch hält auch jetzt noch unentwegt an seinem früheren Urteil fest und legt auch in dieser neuen Ausgabe die Handschr. *H.* seinem Text der *Miloniana* zugrunde. Ich habe mich nun wohl in meinem Berichte in der Berl. phil. Wochenschr. a. a. O. in längerer Ausführung dagegen ausgesprochen, während ich, wie hier, die Trefflichkeit derselben Handschr. rücksichtlich der anderen Reden — insbesondere der *oratt. Caesarianae* — rückhaltlsos anerkannte. Mittlerweile erfuhr ich durch eine briefliche Mitteilung Clarks, daß er für die Lesarten von *H.* zur *Miloniana* eine neue, sehr wertvolle handschriftliche Gewähr gefunden habe, die er demnächst zu veröffentlichen gedenke. Mit Rücksicht auf diesem Umstand müssen wir mit einem abschließenden Urteil über den Wert von *H.* für die Kritik der Rede *pro Milone* zurückhalten, bis Clark seine neuen Beweise vorlegen wird. Aber wenn auch diese Frage noch einer neuerlichen Prüfung bedarf, so ist doch die Cicerokritik dem verdienten englischen Gelehrten für die reiche Förderung, die er in dieser Ausgabe bietet, zu großem Danke verpflichtet.

Wien. Alois Kornitzer.

Chicco-Ferrari, Dizionario Cesariano. Aus Collezione di vocabolari speciali per i classici Greci e Latini. Torino, Loescher 1903. VII u. 284 SS. 8°. Preis 3 L.

Dieses Wörterbuch gehört zu der in demselben Verlage erschienenen Cäsar-Ausgabe von Ramorino, die mir aber nicht vorliegt. Die Verff. versichern in der Vorrede, sie hätten alle Vokabeln, Phrasen und Konstruktionen, die in den beiden Kommentaren vorkommen, übersetzt; demnach dürfte das Fehlen von Wörtern, wie z. B. *impius* oder *uter* (*-ris*) u. a., in der Ausgabe selbst seine Begründung haben. In einem *Indice bibliografico* sind die benützten Bücher, darunter auch deutsche, diese zumeist mit verstümmeltem Titeltext und in einer nicht einwandfreien Auswahl aufgeführt. Von Teuffels römischer Literaturgeschichte z. B. wird die 2. Ausgabe zitiert.

Wie die eigentliche Sache angepackt wurde, dafür das eine oder das andere Beispiel:

'absens' absente imperatore 7, 1 *durante l'assenza del generale.*

'abundo' omnium rerum abundare copia 1, 49 *avere grande abbondanza d'ogni cosa*; equitatu 7, 14 *avere una numerosa cavalleria* usw.

'*diu*', *lungamente*, *lungo tempo.*

Man sieht, diese Art widerspricht vollständig unseren Begriffen von einem Speziallexikon. Bei längeren Artikeln werden Gruppierungen versucht, um die Bedeutungsentwicklung anzudeuten. Hierin liegt die Hauptarbeit der Verff. Freilich hätte sich noch eine strengere Durchführung empfohlen, insoferne als die Anknüpfungspunkte an die lateinische Muttersprache im Italienischen ungleich zahlreicher vorhanden sind als in irgend einer anderen Tochtersprache. Es wäre also z. B. im Artikel *initium* in der Gruppierung *prinzipio, inizio, fondamento* das zweite Vokabel als das adäquate an die Spitze zu stellen gewesen und so anderwärts.

Für den grammatischen Standpunkt der Verff. sind charakteristisch Bemerkungen wie s. v. *volo; ellitic(amente): cum vellet, congrederetur* 1, 36. Aber diese Ellipse kommt auch in der beigegebenen Übersetzung nicht zum Vorschein, weil sie eben in Wirklichkeit nicht vorhanden ist: *quando volesse, si facesse avanti.* — S. v. *adversus* liest man die nähere Bestimmung: '*adject.*' und '*adv.*'; daß es aber ursprünglich Partizip ist und diese Bedeutung noch vielfach durchbricht, ist nicht angegeben. Dieses Beispiel stehe für andere.

Wenn aber die Verff. bei anderen Wörtern zwischen subst. und adj. Gebrauch unterschieden, so unterblieb dieser Unterschied ab und zu wieder, so z. B. bei *alarius* 1, 51; *aeger* 5, 40; *vulneratus* ibid. u. a. Sonderbar nimmt sich das accentlose *αδυτον* aus, das unter der erklecklichen Anzahl von Errata (S. 284) wie auch noch andere Druckfehler nicht angeführt erscheint.

S. v. *amitto* steht: *Siciliam et Sardiniam duasque Hispanias perdere*, die dazu gehörige Stelle, die anderweitig sonst regelmäßig ausgeschrieben wird, fehlt hier, vermutlich, weil falsch zitiert ist. Es heißt nicht *perdere*, sondern *amittere*, und gemeint ist 3, 10, 5.

Für unsere österreichischen Anstalten mit italienischer Unterrichtssprache könnte das Buch in dieser Form wohl nur als Behelf für die Privatlektüre empfohlen werden; denn für die Schullektüre ist es zu wenig tief angelegt. Wir wollen doch aus dem Lexikon nicht erst auf Umwegen durch den Satz, sondern sofort bei der ersten Angabe erfahren, wie ein Wort dekliniert, wie es konjugiert wird, wie seine Quantität ist, wie die Grundbedeutung lautet und wie es mit der Etymologie steht usw. Von den meisten dieser wichtigen Dinge erfährt der Schüler aber in diesem Buche nichts oder nicht viel.

Der Druck und die Ausstattung sind nicht übel, wiewohl die Typen nach unseren schulhygienischen Anschauungen zu klein geraten wären.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

Des Titus Livius römische Geschichte im Auszuge herausgegeben von Prof. Dr. Fügner, Oberlehrer am kgl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium zu Hannover. Auswahl aus der 1. und 3. Dekade. Text. Mit sechs Karten. Leipzig und Berlin, Teubner 1902. VIII und 277 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk.

— — II. Teil. Auswahl aus der 1. Dekade. Text. Mit zwei Karten. Ebd. 1902. IV und 167 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf. (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller).

Da sich für Livius l. I—X allmählich ein gewisser einheitlicher Kanon der in der Schule meist gelesenen Partien herausgebildet hat, so unterscheiden sich die neueren Chrestomathien aus Livius bezüglich des aufgenommenen Lesestoffes wenig voneinander. So enthält Fügners vorliegende Auswahl in ihrem ersten Teile ungefähr, was die Ausgabe des Ref. bietet, nämlich das I. Buch, aus Buch III—V die Partien, welche die Verfassungskämpfe sowie die Kriege mit Veji und den Galliern behandeln, endlich aus VII—X T. Manlius Torquatus, den Opfertod des Decius und die Schlacht bei Sentinum; das 2. Buch, aus dem Ref. nur weniges entlehnt hat, ist hier nur um ein Drittel gekürzt. Aus der 3. Dekade bietet F. die in den Schulen Deutschlands gelesenen Partien: Buch XXI und XXII, aus XXIII—XXX 'Kapuas Abfall', 'Abfall, Belagerung und Eroberung von Syrakus', 'Scipio wird Befehlshaber in Spanien', 'Schlacht am Metaurus' und 'Hasdrubals Tod', 'Masinissa und Sophonisba', 'Syphax als Gefangener', 'Sophonisbas Ende', 'Hannibals Landung

in Afrika', 'Tod des Fabius Maximus', 'die Schlacht bei Zama', 'Abschluß des Friedens', 'Scipios Heimkehr'. Mit 'Hannibals Tod' (XXXIX 51) schließt die Auswahl. Niemand wird gegen diese Auswahl, die allerdings von unserem Lesestoff aus Livius abweicht oder besser gesagt, denselben erweitert, Wesentliches einzuwenden haben. Hingegen glaubt Ref., gegen eine allerdings ziemlich allgemein in Aufnahme gekommene Manier, der Fügner folgt, Einspruch erheben zu müssen. Was hat es denn, von Stellen abgesehen, die aus Sittlichkeitsrücksichten nicht für die Schule gehören, für einen Zweck, namentlich aus dem I. Buche einzelne Sätze, Satzteile oder Kapitel (letztere in der Regel ersetzt durch deutsche Inhaltsangaben) zu streichen? Soll etwa der Umfang des Buches um ein paar Seiten gekürzt werden? Oder will man damit das für den Fortgang der Erzählung Entbehrliche beseitigen? Das überlasse man hübsch dem Lehrer, dessen Ansichten von der des Herausgebers im einzelnen vielfach abweichen werden. So pflegt Ref. die Erzählung von Herkules und Cacus, die bei F. fehlt, regelmäßig in der Schule zu lesen, schon wegen ihrer Wiederkehr bei Ovid, da die poetische Darstellung in ihrem Gegensatze zur prosaischen für den Schüler manches Interesse bietet. Auch I 5 f. (Sturz des Amulius und Einsetzung des Numitor zum König) würde mancher Lehrer trotz aller Schwierigkeit gerne lesen. — Im übrigen trifft man die gewohnte Sorgfalt des Herausgebers, die dessen Schulausgaben seit jeher auszeichnen, hier in allen Einzelheiten wieder. Die Abschnitte werden durch entsprechende Überschriften in Haupt- und Nebenteile geschieden, Sperrschrift wird für inhaltlich wichtige Stellen angewandt, prosodische Zeichen gesetzt, wo die Schüler die Quantität zu verfehlen pflegen oder die Wortform verkennen könnten; so *tegūmen* S. 15, *excītus* S. 27, *eĭcit* S. 29, *operīs* S. 41 (Abl. plur. von *opera*). Zu weit gegangen scheint S. 31 *galĕa, clipĕum, ocrĕae*. I 38, 6 ist *cloăcis* jedenfalls Druckfehler. Ref. schlägt vor, auch den Gen. plur. der 2. Deklination auf *-um* in Hinkunft zu kennzeichnen, so I 54 und 56 *deûm* = *deorum*. — An sonstigen Äußerlichkeiten ist noch der sinnstörende Druckfehler *partem* st. *patrem* I 4, 2 und die wissenschaftlich zwar berechtigte, aber in unsere Schulbücher sonst nicht aufgenommene Form *(per-)oportunus* (mit einem *p*) I 42, 2 und 54, 8 erwähnenswert. — Endlich ist das Buch mit reichlichen Zugaben versehen. Es enthält eine Einleitung über Livius und seine Schriften, zwei Anhänge (Zeittafel und Namenverzeichnis) und folgende Kartenskizzen, bezw. Pläne: I A Rom bis za. 300 v. Chr., I B Rom zur Zeit der punischen Kriege, II, III und IV: Italien, Rom mit seiner weitesten Umgebung und Kampanien, V Mittelitalien nebst Plan von Syrakus und Bucht von Karthago, VI die Besitzungen der Römer und Karthager im zweiten punischen Krieg, VII die Schlachten an der Trebia, am Trasimenus, bei Cannä, am Metaurus; Karthago und Numidien.

Das zweite Büchlein ist ein etwas erweiterter Abdruck von S. 1—100 des ersten, enthaltend die Auswahl aus der 1. Dekade. II. Teil ist es betitelt mit Rücksicht auf die auch als I. Teil aus der Gesamtauswahl edierten 2. Hälfte, welche der 3. Dekade entnommen ist.

Wien. J. Golling.

Cybulski Stephanus, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. XV a, b: Urbs Roma antiqua. Leipzig, Köhler 1902. Preis 10 Mk. Erläuternder Text dazu:

Rostowzew M., Das alte Rom. 26 SS. mit 23 Abbildungen. Leipzig, Köhler 1902. Preis 1 Mk.

Die beiden Tafeln XVa und XVb reihen sich den früher erschienenen würdig an und bilden ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Unterricht. Genauigkeit, Klarheit und Übersichtlichkeit zeichnen sie aus. Das für Rom so charakteristische Terrain ist in Sepiamanier dargestellt; durch verschiedene Farben sind die Gärten und Haine, die Täler, die Straßen und Stadtviertel unterschieden. Tafel XV a stellt auf dem Hauptblatte die Entwicklung Roms von der ältesten Zeit bis auf Cäsar dar; dabei werden durch verschiedene Farben die vier Stadien der Entwicklung begrenzt: das Septimontium, die 4 Regionenstadt, das Rom des Servius Tullius und das Rom der Republik. Als Nebenkarten erscheinen: das Forum Romanum mit den Bauten in der Republik und während der Kaiserzeit; der mons Palatinus mit der Roma quadrata und mit den Bauten der Kaiserzeit; der mons Capitolinus. Taf. XV b stellt Rom während der Kaiserzeit dar von Augustus bis zum IV. Jahr. n. Chr. — Überall sind die Monumente, von denen Reste noch erhalten sind, durch Farbe hervorgehoben.

Der erklärende Text zeichnet sich ebenfalls durch Genauigkeit und Übersichtlichkeit aus: Rostowzew folgt darin den Erklärungen Hülsens, des Meisters der römischen Topographie, und bringt in Fig. 10, 15, 18, 19 und 20 Rekonstruktionen Hülsens, die sonst nicht veröffentlicht sind und daher freudig begrüßt werden. Eine kurze Einleitung behandelt die Lage der Stadt auf mehreren vulkanischen Plateaus, deren Zentrum der Palatin bildet: Rom ist günstig gelegen als ein Verkehrszentrum, geschützt nach allen Seiten gegen Angriffe. Übersichtlich wird die Geschichte der Stadtentwicklung in vier Perioden gegliedert: die 1. reicht bis zur Erbauung der sog. Servianischen Mauer und entspricht der Entwicklung Roms innerhalb Latiums, die 2. endet mit dem Tode Cäsars und entspricht der Ausbreitung der römischen Herrschaft über ganz Italien und über die Länder des Mittelmeeres, die 3.,

die Periode der Befestigung des Weltstaates, umfaßt die Zeit der Kaiser bis Septimius Severus, die 4., die Zeit des Verfalles, dauert bis in das V. nachchristliche Jahrhundert. — Übersichtlich ist dann die Darstellung der Entwicklungsphasen von der Palatinischen Stadt bis zur Servianischen gegeben; eingehend besprochen S. 7—13 das republikanische Rom mit seinen Plätzen und Straßen, dem Forum und Comitium, den Tempeln und Profanbauten. Die Kaiserzeit ist zunächst durch die Bautätigkeit des Augustus charakterisiert; dabei ist der Ausdruck: „Außer mehreren Restaurationen erbaute er" usw. S. 15 minder verständlich, besser wäre: „Außer der Wiederherstellung mehrerer Bauten ließ er aufführen". Gelungen ist S. 19 die Übersicht über die Kaiserform. Die spätere Kaiserzeit zeigt neue Typen: die Basiliken, große Villen und Paläste und besonders die Thermen.

Recht erwünscht ist Fig. 23: Rom aus der Vogelschau. — Die ganze Darstellung ist kurz, übersichtlich und verständlich, so daß auch die Schüler des Obergymnasiums die Schrift lesen können.

Wien. Dr. J. Oehler.

Jantzen, Dr. Hermann, Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert. Leipzig 1903. Sammlung Göschen Nr. 181.

Die Arbeit Jantzens gibt über die Entwicklung der Literatur in jener Übergangszeit eine treffliche Übersicht, die auch vom wissenschaftlichen Standpunkte anerkennenswert ist. Wertvoll ist schon der einleitende Überblick, dessen Wert eben in der klaren Darstellung der sozialen, politischen und geistigen Momente besteht, welche im 14. und 15. Jahrhundert in der Kultur und Literatur Deutschlands wirksam werden. Daran schließt sich eine wohlgegliederte Besprechung der literarischen Erscheinungen dieses Zeitraumes nach den verschiedenen Gattungen. Die Auswahl der Proben aus der Lyrik, dem Meistergesange, der Reimrede, der Fabel und moralischen Erzählung, dem Schwanke, dem Drama und der Prosa ist eine gute und durchaus kennzeichnende. Der Umfang der Proben ist allerdings für das inhaltsreiche Gebiet in Hinsicht auf den mäßigen Umfang des Bändchens ziemlich spärlich zugemessen. Auch den einzelnen Proben geht eine literargeschichtliche Einleitung voraus. Das Volkslied ist mit Rücksicht auf ein anderes Bändchen der Sammlung (25) nicht in Betracht gezogen worden.

Was ich unter den Proben mit Bedauern vermisse, ist eine Besprechung und ein Textabschnitt aus dem „Ackermann aus Böhmen", dessen Prosa zu den besten Stücken jenes Zeitalters gehört, ja vielleicht, was Treffsicherheit, Stärke und Wirkung des Ausdrucks anlangt, überhaupt den ersten Platz unter der zeit-

genössischen Prosa einnimmt. Hätte nicht auch die wirkungsvolle Reimerzählung von Metzen Hochzeit als Beispiel der roheren Gattung wenigstens in ihrem ersten Teile aufgenommen werden können? Auch ein kleineres Stück aus der Bibelübersetzung des 14. Jahrhunderts sowie ein Stück aus der Prosa des Weichbildrechtes derselben Zeit verdienten wegen des allgemeinen Interesses, das sie beanspruchen, ein Plätzchen in dem Bändchen. Für Oswald von Wolkenstein wäre nunmehr die Ausgabe von J. Schatz 1902 heranzuziehen.

Wenn S. 111 von „einer herrlichen handschriftlichen Übersetzung der ganzen Heiligen Schrift, der sogenannten Wenzelbibel" gesprochen wird, so dürfte das „herrlich" doch nur auf die äußere Ausstattung der Hs. zu beziehen sein. Der Ausdruck „Oswald von Wolkenstein brennt seinen Eltern durch" (S. 35) hält sich nicht auf der Höhe der Darstellung.

Das Bändchen ist eine durchaus gediegene Arbeit, die dem volkstümlichen Zwecke der Sammlung sehr dienlich ist, aber darüber hinausgehend auch den Leser mit tiefergehendem Interesse zufriedenstellen wird.

Ranisch, Dr. Wilhelm, Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Leipzig 1903, Sammlung Göschen Nr. 171.

Ranisch, einer der Kenner der Edda-Literatur, hat uns zu Dank verpflichtet, daß er dem lebhaften Interesse für die ältere Edda mit einer Einführung in die Bedeutung des Denkmals, in Sprache und Text der Lieder in einer sorgfältigen Arbeit entgegenkam. Bezeichnend für seine Arbeit ist die Methode der Einführung. Die voraussetzungslose Art der Besprechung aller literarischen Momente sowie die gleichsam schulmäßige Behandlung der Textproben bewirken, daß auch der dem Gegenstande Fernerstehende ohne Vorarbeit einen guten Einblick gewinnen kann.

Die weitgehende Darstellung der Flexionslehre des Nomens und Verbums sowie die ausführliche Präparation des Wortschatzes der Textproben geben dem Büchlein mehr das Gepräge einer Einführung in die altnordische Sprache. Mit dem von Ranisch gebotenen grammatischen Material und einem Wörterbuche könnte man mit Erfolg an altnordische Texte herantreten. Nur die schwierige Gestaltung des Mediopassivs und die beliebte Anhängung des Pronomens überhaupt, die ohnehin eine Sache der Einübung ist, hat der Verf. kürzer berührt. Die Einleitung zu den Proben kennzeichnen Stellung, Alter und Wert der betreffenden Lieder. Die Auswahl aus den Liedern ist mit Rücksicht auf die ganze Art der Behandlung nur auf sechs Lieder mit im ganzen 130 Strophen und einiger Überleitungsprosa beschränkt, gewiß eine kleine Zahl in Hinsicht auf den Titel des Buches; und doch kann Ref. die ganze Anlage des Bändchens nur loben, denn Ranisch ist nach

anderer Seite weit über die Erwartung hinausgegangen — man möchte es mit Zupitzas bekannter „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen" vergleichen — und manchem wird das Büchlein eine dankenswerte Anregung sein.

Da der Verf. schwerlich in der einmal begonnenen Weise weitere Textproben hinzufügen kann, so müßte der Leser wohl auf Übersetzungen der Eddalieder verwiesen werden und ich vermisse in der reichlichen Literaturangabe mit Befremden die Anführung von Gerings Übertragung der Edda, wenn sie auch den Text in Kleinigkeiten freier behandelt — Ranisch' Proben sind wörtlich übersetzt. Die Neuausgabe der Edda von Detter-Heinzel lag dem Verf. beim Abschlusse der Arbeit wohl noch nicht vor.

Statt „die Taktfüllung ist durch ein Pronomen beschwert" (S. 48) stünde besser: „der Takt ist beschwert". — (S. 58) „stehen dem Wege nach" ist Druckfehler für 'nahe'.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Dr. Friedrich Vogt und Dr. Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2., neu bearbeitete u. vermehrte Auflage. I. Band mit 58 Abbildungen im Texte, 18 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 15 Faksimile-Beilagen: von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert von Dr. Fr. Vogt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904. 855 SS. Preis 10 Mk.

Bereits nach sechs Jahren ist es nötig geworden, die große illustrierte Literaturgeschichte von Vogt und Koch neu aufzulegen. Bei dem Umfange und dem diesem entsprechenden Preise des Werkes fürwahr ein sehr gutes Zeichen! In der Tat ist es seinerzeit von der gesamten Kritik außerordentlich freundlich aufgenommen worden und die hie und da nicht ohne Grund geäußerten Ausstellungen bezogen sich fast ausschließlich auf den zweiten, das jüngere Schrifttum behandelnden Teil. Die Beurteiler des Werkes — und es waren auch ziemlich strenge unter ihnen — lobten am ersten Teile übereinstimmend sowohl Anlage wie Darstellung. Die einzige Ausstellung, die nicht ohne Berechtigung ist und natürlich auch die zweite Auflage trifft, ist die, daß der Ton des Vortrages ziemlich einförmig und wenig lebendig ist, der Inhalt aber ist bei der vollständigen Beherrschung des Stoffes von Seite des Verf.s tadellos. Es gibt infolge dessen keine unserer großen Literaturgeschichten, die sich mit dieser messen kann. Die Darstellung der deutschen Sage und ihrer Entwicklung, die Kennzeichnung der ältesten und die der ritterlichen Dichtung ist ganz ausgezeichnet und die Auswahl der Abbildungen die beste, die wir haben. — Die neue Auflage unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin zunächst durch die praktisch sehr vorteilhafte Zerlegung des unhandlichen Bandes

von fast achthundert Seiten in zwei Bände, ferner durch eine namentlich für Germanisten wertvolle Beigabe der wichtigsten Literaturnachweise (für den ersten Band 18 Seiten stark) und die eines Faksimiles einer Seite der Gudrunhandschrift; außerdem enthält sie folgende Abbildungen mehr als jene: das Grabmal Theodorichs, die Titelblätter des 'edlen Moringers', der 'Translationen' des Niclas von Wyl, eines Schwankdruckes von Hans Sachs, von 'Gabriotto und Reinhard' Jörg Wickrams, ferner Bilder des Geiler von Kaisersberg und Hans Sachs. Am Texte war, wie leicht einzusehen, wenig zu ändern, da ja schon die erste Auflage die gesamte Literatur bis 1897 berücksichtigt und verwertet hatte; acht Seiten zählt der neue Text mehr denn der alte. — Der Berichterstatter zweifelt nicht, daß die vorliegende neue Auflage ebenso rasch wie die erste ihren Weg in die gebildeten deutschen Kreise finden wird, und kann nur den Wunsch ausdrücken, daß Vogts und Kochs Literaturgeschichte in der neuen handlicheren Gestalt auch in jede deutsche Mittelschulbücherei Eingang fände. Kein Lehrer des Deutschen kann und darf sie ungelesen lassen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Grillparzers Sappho. Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch bearb. von Dr. Heinrich Vockeradt, Direktor des Gymnasiums in Recklinghausen. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1903. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 29. Band.)

Eine gediegene Arbeit, das höchst erfreuliche Ergebnis liebevollen Bemühens: der erste eingehende Kommentar zu Grillparzers „Sappho“. Der Entwicklungsgang der Handlung wird von Szene zu Szene verfolgt, der Inhalt einer jeden Szene knapp gefaßt, ihre Bedeutung für das Ganze auseinandergesetzt; nach jedem Akt folgt noch ein Rückblick auf denselben. Der gleichen Absicht will der Herausgeber dienen, indem er die für die Handlung wesentlichsten Stellen des Textes durch gesperrten Druck hervorhebt und diese Art von Disposition mittelst Ziffern und Buchstaben am Rande nach ihren einzelnen Teilen noch mehr in die Augen springen läßt. Der Stoff des Dramas wird uns vorgeführt und die dichterische Behandlung des Stoffes ausführlich erörtert. Diese sehr erwünschten Behelfe zum Verständnis des Werkes und zur ästhetischen Würdigung des Dichters werden aufs sorgfältigste vervollständigt durch die überaus reiche Fülle von Fußnoten, die außer all dem, was solche sonst zu enthalten pflegen, insbesondere noch die Anleitung des Lesers zum Verständnis aller Stadien der Bühnenhandlung im Auge haben. Bekanntlich hat Grillparzer, wenn er schuf, seine Gestalten und alle mit denselben vorgehenden Übergänge und Wandlungen geschaut und dies muß dem unerfah-

renen Leser deutlich gemacht werden, soll er das Werk ganz genießen. In dieser Beziehung ist die Ausgabe nicht genug zu loben, denn Vockeradt hat sich die lebendige Veranschaulichung der Handlung sehr angelegen sein lassen. Nur gar weniges, Unbedeutendes ließe sich bemängeln: so die Anmerkungen zu Akt I, Sz. I, v. 5, Sz. II, v. 41; das falsche Datum des Todestages Grillparzers in der die Ausgabe eröffnenden kurzen Biographie; ebenda die überflüssigen Anführungszeichen bei den Inhaltsangaben der einzelnen Werke; Druckfehler im griechischen Text der Ode Sapphos. Das beigegebene Bildnis des Dichters ist nicht besonders geraten.

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts von Dr. Friedrich Glauning, Professor und Schulrat in Nürnberg. Zweite, umgearb. Aufl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck 1903. 110 SS. gr.-8°. Preis: geh. 2 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 3 Mk. 50 Pf.

Diese Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: I. Einleitung, II. Aussprache, III. Lesen, IV. Wortschatz, V. Grammatik, VI. Übersetzen, VII. Sprechen, VIII. Schreiben, IX. Schlußwort, X. Hilfsmittel für den englischen Unterricht. Die Einleitung teilt uns, was den Beginn und die Ausdehnung des englischen Unterrichts in den verschiedenen Schulen Deutschlands betrifft, mit, daß mit Ausnahme des Realgymnasiums zu Osnabrück, wo das Englische schon im ersten, und des Reform-Realgymnasiums zu Altona, wo das Englische im dritten Schuljahre beginnt, an allen höheren Schulen der Unterricht im Englischen erst im 4., 5. oder 6. Jahre einsetze, ferner daß die dem Englischen zugemessene Zahl der Wochenstunden zwischen 25 (preußische Oberrealschulen) und 6 (humanistische Gymnasien) schwanke. Über die Stellung des Englischen zu den übrigen Gegenständen, besonders zu der Muttersprache, sagt Verf. p. 7: „Und da man die praktische Handhabung einer Sprache nur an ihr selbst sich aneignen kann, so ist es sehr wünschenswert, daß die den fremden Sprachen gewidmete Zeit für die erforderliche Übung in denselben möglichst ausgenützt werde und die deutsche Sprache nur insoweit zur Anwendung komme, als es zum Verständnis der fremden notwendig ist“.

Schon diese letztere Bemerkung beweist, daß der Verf. seit dem Erscheinen der I. Auflage seiner „Didaktik“ (1895), worin er noch zwischen der „grammatisierenden“ und der „analytisch-direkten“ Methode schwankte, seine Ansichten bedeutend zugunsten der letzteren geändert hat. Noch mehr zeigt sich dies in den beiden Abschnitten über die Aussprache und das Lesen. Während der Verf. in der I. Aufl. ein Gegner der Lautschrift war,

bespricht er jetzt genau die verschiedenen Umschriften von Sweet, Wagner, Vietor und Schröer und hat auch gegen die Verwendung der Lautschrift im Anfangsunterricht nichts einzuwenden; nur läßt er es unentschieden, ob es besser sei, mit Walter erst nach drei Monaten zur gewöhnlichen Orthographie überzugehen oder mit Wagner von allem Anfang an Lautschrift und gewöhnliche Orthographie nebeneinander zu pflegen. Was das Lesen betrifft, so schlägt Verf. jetzt vor, sofort nach Erledigung der Lautlehre mit dem Lesen zusammenhängender Texte zu beginnen, während er früher sagte, daß die Lektüre im zweiten, dritten und vierten Semester neben der Grammatik einhergehen und erst mit Beginn des dritten Jahres in den Vordergrund treten solle. Des Verf.s Bemerkungen über den Umfang der Lektüre sowie über die Art und Weise, wie diese zu betreiben sei, sind wohldurchdacht und, weil sie auf eigener Erfahrung fußen, unanfechtbar. Zur Einübung der englischen Umgangssprache wird Crump, *English as it is spoken* empfohlen; warum nicht auch Kron, *Little Londoner;* F. Rentsch, *Talks about English Life;* M. G. Edward, *Colloquial English?* Der Forderung der bekannten Wendtschen These, welche das Übersetzen des fremden Textes in die Muttersprache ausschließt, kommt Verf. ziemlich nahe, indem er p. 39 sagt: „Wenn Form und Inhalt keine Schwierigkeiten bieten, mag man es ohne Übersetzung versuchen". Freilich fügt er dann hinzu: „Erweist sich der zu behandelnde Text von vornherein als schwierig, so ist die Vermittlung der deutschen Sprache nicht zu entbehren". Infolge dieser Wandlung, die sich in des Verf.s Ansichten über das Übersetzen vollzogen hat, steht er auch der Methode Gouin, die er zu wiederholtenmalen (p. 10, 26, 61, 75) bespricht, und sogar der Methode Berlitz (p. 59) nicht unsympathisch gegenüber.

In Bezug auf den Betrieb der Grammatik, die neben der Lektüre als Begleiterin einhergehen solle, wünscht Verf. mit Recht, daß besondere Grammatikstunden eingeführt werden mögen, ferner daß der grammatische Stoff systematisch geordnet und die Grammatik von dem Lese- und Übungsstoff getrennt werde. Die Mustersätze, die zur Einübung der syntaktischen Regeln dienen, brauchen nicht aus der Lektüre genommen zu werden, „da die Lektüre wechselt, während die Grammatik mit ihren Beispielen den Schüler während der ganzen Zeit seines Englischlernens in der Schule begleitet". Das Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische ist aus folgenden Gründen nicht zu empfehlen: 1. Form und Inhalt einer fremden Sprache wird man sich am besten aneignen, indem man diese selbst zum Gegenstand unausgesetzter, sorgfältiger Beobachtung macht; 2. die zum Erlernen des Englischen bestimmte Zeit ist meist viel zu knapp bemessen; 3. das Übersetzen in die Fremdsprache ist eine Übung, die nur für die Schule eine gewisse Bedeutung hat, im praktischen Leben aber

nur geringe Verwertung findet (p. 66 f.). Daher möchte Verf. diese Übersetzung nur als Probe des jeweils erworbenen Wissens und Könnens gelten lassen (p. 68).

Zu Beginn des VII. Abschnittes wendet sich der Verf. gegen Richard Bärwald, der in seiner Schrift „Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule?" den Nutzen der Sprechübungen bestreitet, mit folgenden Worten: „Allein eine lebende Sprache lernen heißt doch vor allem sie sprechen lernen. Dieser Erwägung darf sich die Schule nicht verschließen. Und daher hat sie die Pflicht, das Sprechen in der Fremdsprache, zugleich als Ziel und als Mittel des Unterrichts, von Anfang an sorgsam zu pflegen" (p. 71). Den Stoff zum Sprechen bieten die Vorkommnisse des Schullebens, Bilder, Karten und besonders der durchgenommene Lesestoff. Die *Questions*, die sich in vielen Lehrbüchern an die Texte anschließen, sind nicht als Stütze des Lehrers zu betrachten, sondern sollen vielmehr den Schülern bei den ersten Übungen im Schreiben dienen und sind noch insofern nützlich, als sie dem Schüler auch bei seinen häuslichen Arbeiten die Frageform aufs neue zur Anschauung bringen (p. 81).

Zu den Literaturangaben im X. Abschnitt mögen hier einige wenige Berichtigungen und Ergänzungen Platz finden. Zu den „Zeitschriften": Das „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" wird jetzt von Tobler und Brandl, die „Englischen Studien" von Johannes Hoops herausgegeben. Es fehlt noch immer das „Beiblatt zur Anglia", herausgegeben von Max Mann. Zu den „Wörterbüchern": Thieme, „Neues und vollständiges Handwörterbuch der engl. und deutschen Sprache" ist nicht von Keller, sondern L. Kellner neu bearbeitet.

Die überaus gediegene und praktisch angelegte Schrift wird jedem Lehrer des Englischen auf das wärmste empfohlen; ganz besonders aber sollte sich der Anfänger im Lehramte mit dem Inhalte derselben auf das genaueste vertraut machen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Guerre de la succession d'Espagne. Edition précédée d'une notice biographique et suivie d'un commentaire et d'un répétiteur et d'une carte par J. Ellinger. Vienne et Leipsic, Karl Gräser et B. G. Teubner 1903. 142 u. 42 SS.

Die vorliegende Auswahl aus Voltaires Siècle de Louis XIV. ist ein weiteres Bändchen der in Gräsers Verlag herausgegebenen „Bibliothèque française", die wir im 54. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 1024, angezeigt haben. Die Einrichtung ist also dieselbe wie im ersten Bändchen, dem von Kukula herausgegebenen „Mémoires d'un collégien". Die Auswahl des Textes, Kap. XVII

bis XVIII des Siècle de Louis XIV., die von dem spanischen Erbfolgekrieg handeln, das Wörterverzeichnis, die Erläuterungen, endlich der Répétiteur, der die Fragen für die Konversation und die stilistischen Aufgaben enthält, sind alle mit der den Herausgeber auszeichnenden Sorgfalt und Sachkenntnis gearbeitet worden.

Dem Ref. sind nur wenige, nicht sehr störende Druckfehler aufgefallen. Die Verwendung des Buches im Unterrichte wird wohl auf die Notwendigkeit noch einiger weiterer sachlicher Anmerkungen führen. Von Wörtern wie *égout* (S. 27) würde ich einfach die deutsche Übersetzung (Kanal) angeben; längere Umschreibungen in der fremden Sprache wie die in den Anmerkungen (S. 8): „conduit pour l'écoulement des eaux sales, des immondices d'une ville“ setzen dem Schüler statt eines unbekannten Wortes ein anderes oder einige andere vor und bringen ihn nicht weiter. Will der Lehrer den Text in der fremden Sprache erläutern, so wird er sich nur einfacher, den Schülern voraussichtlich bekannter Ausdrücke bedienen dürfen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Theodor Mommsen von C. Bardt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903.

Wer von einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie sie uns in Theodor Mommsen beschieden war, auf wenigen Seiten ein annähernd treues Bild zu geben unternimmt, der steht dem göttlichen Dulder Odysseus gleich vor der schwierigen Frage: „Was nun soll ich zuerst und was als letztes erzählen?“ Denn schier unendlich ist die Fülle des Stoffes und weise Auswahl tut besonders not.

Das vorliegende Büchlein gibt, soweit es in engem Rahmen möglich ist, eine Vorstellung von der Bedeutung des *doctor doctorum* für die Altertumswissenschaft. Es war bereits im Jahre 1875 geschrieben, zu einer Zeit, „als Mommsen, an der Schwelle des Alters, aber noch kein Greis, auf der Höhe eines reichen Lebens stand“. Mommsens Tod bot dem Verf. Veranlassung, sein Manuskript dem Drucke zu übergeben. Was sich vielleicht beanständen ließe, ist der Umstand, daß die Zeit von 1875 bis zum Tode des Meisters anhangsweise auf kaum drei Seiten denn doch zu kurz abgetan wird.

Immerhin wird das warm geschriebene Büchlein nicht verfehlen, bei der Jugend Begeisterung für den großen Mann zu erwecken, und den Wunsch erregen, einzudringen in die Werkstätte seines Geistes.

Wien. Dr. Hesky.

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. VIII. Band. zweite Hälfte. Leipzig u. Wien 1903. Verlag des Bibliographischen Instituts. S. 249—646. gr. 8°.

Mit dem vorliegenden Halbbande liegt die Geschichte Westeuropas, deren ersten Teil der VII. Band enthält, abgeschlossen vor. Wir stehen nicht an, die vorliegenden Partien der Helmoltschen Weltgeschichte zu den besten des ganzen Unternehmens zu zählen. Tüchtige Kräfte haben sich in die Arbeit geteilt: Friedjung, den die letzten Jahre als trefflichen Spezialisten für die neueste Geschichte Deutschlands und Österreichs kennen gelernt haben, gibt hier einen guten Überblick über die Geschichte der Einigung Italiens und Deutschlands in den Jahren 1859—1866. Nach einer knappen Einleitung werden in sieben Kapiteln die Einigung Italiens, die Mißerfolge Napoleons, die Heeresreform und der Verfassungsstreit in Preußen, die ersten Kämpfe Bismarcks, der Krieg um Schleswig-Holstein, der Entscheidungskampf von 1866 und die Friedensschlüsse behandelt. Ist die Darstellung im ganzen eine sachgemäße, so fehlt es im einzelnen nicht an treffenden Erörterungen und feinen Bemerkungen. Man wird es z. B. anerkennen, daß der Charakter und die Politik Napoleons III., dessen Willenskraft mit seinen Bestrebungen nicht im gleichen Verhältnis stand, eine gerechtere Beurteilung gefunden hat, als dies noch in manchen französischen und deutschen Büchern der Fall ist. Dem Krieg von 1866 und der Geschichte Preußens seit 1815 sind gute Kartenbilder beigegeben.

Der nächste Teil: 'Westeuropa in den Jahren 1866—1902' weist ähnliche Vorzüge auf. Hier schildert Prof. G. Egelhaaf in zwei Abschnitten die neueste Geschichte Westeuropas bis auf unsere Tage. Zunächst die bis 1871; in diesem Teile liegt das Schwergewicht in der Geschichte des Norddeutschen Bundes, dessen Entstehung und Ausbau bündig und zutreffend dargestellt wird; dann wird die Begründung und Befestigung des Dualismus in Österreich und dessen liberale Umgestaltung, in den nächsten Abschnitten die Geschichte Großbritanniens, die römische Frage und die Septemberkonvention, die französische Heeresreform und der deutsch-französische Krieg behandelt. Bilder und Kartenwerke sind auch dieser Abteilung beigegeben. Die weitere Darstellung ist der Befestigung des neuen Deutschen Reiches, dem Kulturkampfe, den auswärtigen Ereignissen und der Geschichte der deutschen Einzelstaaten gewidmet. Hieran schließt sich die Darstellung der neuesten Geschichte Großbritanniens (mit Einschluß des Burenkrieges), Frankreichs, Spaniens, Italiens, der Schweiz, Belgiens und der Niederlande. Es ist begreiflich, daß auch hier, wie in dem ersten Halbbande, bei der straffen und knappen Zusammenfassung des Stoffes manches nur angedeutet werden konnte.

Von besonderem Werte ist die dritte Abteilung dieses Halbbandes, in welcher Prof. R. Mayr Westeuropas Wissenschaft,

Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart vorführt. Was für einen so bedeutenden Gegenstand auf knappem Raume geleistet werden konnte, ist hier geschehen, und zwar nicht bloß inhaltlich, denn auch die Gliederung des Stoffes ist eine ansprechende. Den guten Überblick über die Entwicklung der Erdkunde und der Geschichtswissenschaft hat großenteils der Herausgeber selbst beigesteuert. Einzelnes, wie die geschichtliche Entwicklung der Philologie, Staats- und Rechtswissenschaft u. a. ist dem Ergänzungsbande vorbehalten.

Der Schluß des Halbbandes bietet eine sachgemäße Arbeit S. K. Weules, in der die geschichtliche Bedeutung des atlantischen Ozeans, seine Gestalt und Lage besprochen, die vor- und nachkolumbische Zeit behandelt und mit einem Rückblick auf das Ganze geschlossen wird. Auch diesem Teile sind gute Karten zur Erläuterung beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Krebs Norbert, Die nördlichen Alpen zwischen Enns, Traisen und Mürz. Pencks Geogr. Abhandlungen VIII. 2. Leipzig, B. G. Teubner 1903.

Der Titel gibt bereits die Grenzen an, innerhalb deren der Verf. den Nachweis liefern will, „wie die Formen des Landes geworden sind, wo die Natur dem Menschen fördernd, wo sie ihm hemmend entgegentrat und wie er es verstand, sie zu bezähmen". Bescheiden nennt er seine Arbeit einen kleinen Beitrag zur Heimatkunde. Wer weiß, welch bedeutende Literatur über die Geologie des behandelten Gebietes vorhanden ist und welche Schwierigkeiten es kostet, aus ihr gerade das herauszuheben, was einen Einblick in die Morphologie des Landes zu geben vermag, wird die Arbeit zu würdigen verstehen, die in dem wohlgelungenen Abschnitte über die Bodengestaltung steckt. Der Verf. kennt das Land aus eigener Anschauung und war daher in der Lage, auch eigene Beobachtungen verwerten zu können. Temperatur, Wind, Wolken, Niederschlag und Abfluß erfahren im folgenden Abschnitte eingehende Behandlung. Beide bilden die Grundlage für die Erörterung volkswirtschaftlicher Fragen. Nachdem sich der Verf. in einem eigenen Kapitel über die Geschichte der Besiedlung verbreitet hat, widmet er den Schluß dem gegenwärtigen Stande der Besiedlung und damit der kulturgeographischen Seite des Landes. Ein reiches Tabellenmaterial ist im Anhange vereinigt. Die Arbeit ist eine ebenbürtige Fortsetzung der Grundschen über die Veränderung der Topographie im Wienerwalde und bedeutet wie diese eine äußerst schätzenswerte Bereicherung der landeskundlichen Literatur von Niederösterreich.

Rusch G., Lehrbuch der Erdkunde für österr. Mädchenlyzeen. 3. Teil für die III. bis V. Klasse. Wien 1903, A. Pichlers Witwe & Sohn.

Anordnung und Auswahl des Stoffes entsprechen dem Lehrplane des Jahres 1900. Der Verf. hat sich sichtlich bemüht, der Darstellung geographische Einheiten zugrundezulegen und in das physische auch das anthropogeographische Bild zu verweben. Wenn nichtsdestoweniger das Gebotene mehrfach Übersichtlichkeit, logische Aufeinanderfolge und Präzision des Ausdrucks vermissen läßt, so dürfte dies wohl darin gelegen sein, daß der Verf. das in den benützten Quellen liegende Material nicht zu einem einheitlichen Ganzen vereinte, sondern sich vielfach bloß referierend verhielt. So wird, um nur einige Beispiele anzuführen, auf S. 13 zunächst über die Gebiete Griechenlands und seine Bewohner gesprochen. Hierauf hören wir vom Schmirgel und Marmor, sodann von dem Drucke der türkischen Herrschaft und der Landwirtschaft und Viehzucht. Ähnlich berichtet S. 39 über die Farbe der Häuser, den Mistral, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Denkmale der Römerzeit, S. 109 über das russische Tiefland, dessen Beschreibung ohne Übergang eine Besprechung des Kaspischen Meeres und dieser eine Gliederung der Ebene folgt. Beispiele von stilistischen Unebenheiten und Härten des Ausdrucks liefert S. 27, Anm. (Von dem Brunnen, den ein Esel umgeht, laufen Kanäle..), S. 29 (Die Pyrenäische Halbinsel befindet sich an der äußersten südwestlichen Spitze Europas), S. 50 (Das Meer trägt Spuren einer gewaltigen vulkanischen Tätigkeit), S. 52 (Alle nationalen Spiele werden mit dem Gesamtnamen Sport bezeichnet. Die Hälfte wohnt in Städten), S. 63, 2. Abs. v. u., S. 70 (Der Mainlauf bildet ein Dreieck, ...und zuletzt ein Viereck), S. 97 (Das nördliche Eismeer trennt die Halbinsel Kola), S. 101 (Das Wasser besteht aus Fischen), S. 108 (Der Fisch- und Trangeruch verleidet den Aufenthalt; aber das lebhafte Treiben steht in starkem Gegensatze zu der Stille der langen Polarnacht), S. 179 (Marokko liegt am Fuße des Atlas, der noch zwei Tagereisen entfernt ist).

Daß das topographische Bild mehrmals noch inniger mit dem landschaftlichen hätte verbunden werden können und daß sich manche Wiederholungen im sogenannten staatlichen Teile hätten vermeiden lassen, sei nur nebenbei erwähnt. Die allgemeinen Überblicke am Schlusse der Einzelbetrachtung sind überflüssig, da sie weder Neues bringen noch erschöpfend sind. Statt ihrer wären einleitende, die Grundzüge zusammenfassende Abschnitte vor dem Eingehen in die Detailarbeit eher am Platze gewesen. Als weiterer Fehler des Buches muß die Aufnahme zahlreicher Bemerkungen bezeichnet werden, die mit dem Unterrichte in der Erdkunde doch nur wenig oder gar nichts zu tun haben. Mag man es allenfalls noch hingehen lassen, daß die Schülerin S. 32 erfährt, jeder dritte Mensch leide in Madrid an Bronchitis, oder S. 17 die Pellagra,

deren Natur übrigens noch gar nicht geklärt ist, hänge mit dem Genusse von Polenta zusammen, so gehören die zahlreichen historischen Daten ebenso wie das auf S. 139, 140 und 141 über Religions- und Kastenwesen Gesagte oder Angaben wie die Höhe eines Fabriksschlotes zu Glasgow (S. 53) u. a. doch wohl kaum in ein Lehrbuch der Geographie. Einige Abbildungen sind minderwertig oder stehen zu dem Texte in zu loser Beziehung. Es sei in dieser Hinsicht auf Fig. 19 verwiesen, die doch keine Vorstellung von Berlin zu geben vermag, oder auf Fig. 46, die mit der Darlegung auf S. 173 und 174 in keinem Zusammenhange sich befindet. Die Fig. 51 charakterisiert wohl die Koralleninsel Sansibar, für die man infolge des Hinweises auf die genannte Abbildung eine Erläuterung und Veranschaulichung erwarten würde, nicht. Das Gleiche gilt von Fig. 58 und ihrem Verhältnisse zu S. 207. In Fig. 14 (S. 60) kommt weder der obere noch der untere Grindelwaldgletscher, dessen Bild der Text (2. Abs. v. u.) verlangt, sondern der Rosenlaui und obere Schwarzwaldgletscher zur Darstellung.

Anerkennung verdient die sachliche Richtigkeit des Textes. Das Zahlenmaterial entspricht dem Stande des Erscheinungsjahres. Ungenauigkeiten finden sich in nur geringer Zahl. Die Bahn von Bukarest nach Norden teilt sich in Ploesti. Der eine Zweig führt über den Tömöspaß nach Kronstadt, der andere den Sereth aufwärts nach Czernowitz. Im Tale des Pruth fährt keine Eisenbahn (S. 7). Die Bahn von Belgrad nach Nisch geht nicht über Kragujevac. Dieser Ort ist durch eine Flügelbahn, die in Lapovo abzweigt, mit der Hauptstrecke verbunden (S. 8). Der Flügel nach Dedeagatsch löst sich erst südlich von Adrianopel bei Kuleliburgas ab. Die kürzeste Verbindung zwischen Wien und Rom führt nicht über Siena, sondern von Florenz über Arezzo und Orvieto (S. 25). S. 12 ist der Flächeninhalt bloß auf Bulgarien, die Einwohnerzahl dagegen auch auf Ostrumelien bezogen. Daß Brindisi in der Länge von Ofen liegt (S. 14), ist unrichtig. Der Längenunterschied beträgt 1°. Der Tanaro entspringt nicht am Col di Tenda, ebenso kommt der Tessin nicht vom St. Gotthard, sondern vom Nufenenpasse. Die Quelle des Vorderrheins ist nicht der St. Gotthard, sondern der Tomasee am Nordostabhange des Badus oder Six Madun (S. 59). Die Adda entquillt nicht der Gegend des Wormserjoches, sondern dem Nordabhange des Mt. Pettini; aus ersterem Gebiete strömt ein Nebenfluß der Adda, der Braulio. Carrara liegt östlich, Massa südöstlich von Spezia (S. 22). Der Kolonialbesitz Italiens ist zu groß angegeben. Über die Somalilande übt Italien nur ein Protektorat aus (S. 29). Spanien hatte Ende 1900 schon 18·6 Millionen Einwohner, so daß seine Bevölkerungsziffer gegenwärtig wohl mit 19 Millionen angegeben werden kann. Die Größe seiner auswärtigen Besitzungen beträgt nur 216.000 km^2 mit einer Bewohnerzahl von 500.000. Die Presidios in Afrika und die

Kanarischen Inseln gehören offiziell zum Stammlande. Unter den portugiesischen Besitzungen fehlt Guinea. Die relative Bevölkerung Frankreichs beziffert sich nur auf 72, die Zahl der dortigen Protestanten (S. 44) ist zu groß. Die französischen Außenbesitzungen messen 6, nicht 10 Mill. *km*². Die Theorie der Entstehung der Alpen und des Zusammenhanges zwischen Karpathen und Balkan bedarf nach neuerer Auffassung einer Änderung (S. 55). Die Beschreibung der Bildung des Firns ist wenig gelungen (S. 57). Die schwarze Lütschine entsteht aus den Gletscherbächen beider Grindelwaldgletscher. Der Vierwaldstättersee lagert nicht am östlichen Ende des Dammastockes (S. 61). Die Gruppe der Glarneralpen ist zuweit ausgedehnt. S. 67 sollte erwähnt sein, daß das Ries vulkanischen Ursprungs ist. Worauf sich „es" 4. Z. v. u. bezieht, ist unklar. Die Bahn von Nürnberg nach Fürth war die erste des Kontinents, nicht die erste überhaupt (S. 71). S. 98 wird der Sulitelma irrig als höchster Berg Europas jenseits des Polarkreises bezeichnet, obwohl der Kebnekaisse 2140 *m* Höhe erreicht. Was mit der Bildung der Fjelde „durch große Ausbrüche aus dem Erdinnern" gemeint ist, ist unverständlich. Bau und Klima von Skandinavien sind überhaupt matt behandelt. Die Definition des Begriffes Fjord ist unzulänglich. Die eisfreie Küste reicht auch über den Varangerfjord hinaus (vgl. Alexandrowsk an der Murmanküste). Bis 86° 33' drang Cagni, nicht der Herzog der Abruzzen vor (S. 103). Der Himmelberg ist nicht die höchste Erhebung der Jütischen Halbinsel (S. 105). S. 128 wurde vergessen, daß die Bahreininseln britischer Besitz sind. S. 152, 1. Z. v. o. muß es „im vorigen Jahrhunderte" heißen. Nertschinsk liegt an der Schilka, nicht am Amur (S. 160). Die Tiefe des Baikalsees ist zu gering angegeben. Nach Drischenko liegt er 512 *m* hoch. Er ist vulkanischen Ursprungs, keineswegs der Rest eines nordsibirischen Meeres (S. 164). — Das Wasser der libyschen Oasen entstammt wahrscheinlich nicht dem Grundwasser des Nil (S. 172). Höhen von über 5000 *m* scheinen die Gipfel des abessinischen Hochlandes nicht zu erreichen. 72 *m* beträgt nur die Tiefe des südlichen Teiles des Tanasees, der nördliche soll tiefer sein. Die Abessinier sind Verwandte der arabischen Semiten, aber nicht Hamiten (S. 176). Daß in der Sahara oft jahrelang kein Regen fällt, ist unrichtig (S. 180). Da die Frage betreffs des Quellflusses des Kongo noch in Schwebe ist, sollten Lualaba und Luapula als Quelladern des Kongo bezeichnet sein (S. 187). Der Aconcagua wurde 1897 von Zurbriggen und Vines erstiegen (S. 199). Darüber, ob die Osterinsel noch gegenwärtig Strafkolonie ist, fehlen Nachrichten (S. 201). S. 204 sollte auch die Sierra Pacaraima genannt sein, in der sich der Roraima bis 2600 *m* erhebt. 5900 *m* mißt der Mt. Logan, nicht der Eliasberg (S. 217). Die Union zählt sechs Territorien (S. 224), da die Hawaiinseln (S. 229) ein Territorium bilden. In der Baßstraße wurden auch Tiefen von über

80 *m* gelotet (S. 233). Australalpen und Blaue Berge sollten geschieden sein. Bei der staatlichen Übersicht Australiens (S. 236) ist der Neueinteilung des Australischen Bundesstaates nicht Rechnung getragen, nach der Südaustralien mit dem Nordterritorium einen Staat bildet. Die Bewohner Neuseelands sind besser als Südpolynesier zu bezeichnen (S. 240)[1]).

Wien. J. Müllner.

Hermann Schultze, Geographische Repetitionen insonderheit im Anschluß an H. A. Daniels geographische Lehrbücher. 2., neu bearb. Aufl. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses 1903.

Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe, Lehrern und Schülern durch eine Fülle durchwegs sehr geschickt gewählter und methodisch geordneter Fragen und Antworten den gesamten erdkundlichen Unterricht in möglichst knapper Form darzubieten. Wie das Vorwort besagt, setzt eine fruchtbringende Verwendung des Werkchens stete Beiziehung der Karte, gelegentlich auch des Globus, voraus. So wären denn die „Geographischen Repetitionen", was Anlage und Tendenz anbelangt, recht wohl geeignet, eine oft empfundene Lücke in der Reihe unserer Lehrmittel glücklich auszufüllen. Leider wird diese durch zahlreiche, oft grobe Irrtümer und Ungenauigkeiten teils sehr erschwert, teils völlig unmöglich gemacht. Hier eine Übersicht der wichtigsten Verstöße, deren Richtigstellung dringend notwendig wäre: S. 7 hören wir von einem „entgegengesetzten (!) Himmelsgewölbe". Ebenda heißt es „Die Windrose ist die bildliche Darstellung der Himmelsgegenden". Kann man diese bildlich darstellen? S. 8 sind die Beweise für die Kugelgestalt der Erde sehr dürftig. Ebenda ist die Erdachse in einer Weise definiert, die nur geeignet ist, Verwirrung zu stiften. S. 10 heißt es beim letzten Viertel des Mondes, sein Zeichen sei ein halbes 𝔄 (groß Fraktur!), während doch nur ein kleines geschriebenes 𝔞 sinngemäß wäre. Auf derselben Seite liest man unten: „Ostern fällt am Sonntag." S. 11 ist der Ausdruck

---

[1]) Druckfehler finden sich mehrfach: S. 2 (ihn st. ihm), S. 17 (dem Lidi), S. 23 (Bentvent), S. 30 (Rocesvalles), S. 31 (Sanjago), S. 37 (Centa), S. 78 (Gedeien), S. 80 (Luftschlösser), S. 96 (Main st. Mainz), S. 99 (Umea Elf, Lofoten), S. 122 (die unverständliche Angabe „(Fig. 10)" 19. Z. v. o.), S. 125 (7 *km* südlich von Bethlehem...), S. 195 (1485 st. 1487), S. 218 (Im Becken); abweichende Zahlenangaben treten entgegen auf S. 12 (Prizrend), S. 12 (Skutari), S. 37 (Flächeninhalt Portugals), S. 48 (Snowdon), S. 58 (Mt. Cenis), S. 64 (Zahl der Italiener), S. 65 (Chaux de Fonds), S. 74 (Vogelsberg), S. 105 (Bevölkerung der Dänischen Nebenländer), S. 149 (Größe des Niederländischen Besitzes in Asien), S. 180 (Tarso-Tusidde), S. 182 (Meereshöhe des Tsadsees), S. 190 (Flächeninhalt des Tanganjikasees, Seehöhe des Njassasees), S. 202 (Flächeninhalt von Peru), S. 200 und 203 (Seehöhe von Quito).

„die Erde bewegt sich um sich selbst" sehr unglücklich, es muß heißen: dreht sich usw. Ebenda ein Druckfehler: „Ekleptik" und der Satz: „Ein Planiglob ist die Darstellung der Erdkugel auf einem ebenen Blatte in zwei Hälften". S. 12 wird von ober- und unterhalb des Äquators gesprochen. Ebenda heißen die „Streifen" zwischen den Meridianen Längengrade. S. 13 liest man auf die Frage: Bestimme nach der Karte die geographische Lage Berlins, Längen- und Breitenangaben auf Sekunden genau! S. 15 sind Definitionen der Begriffe: Ozean, Mittelmeer, Randmeer gegeben, die teils falsch, teils unvollständig sind. Der Kaspi-See wird hier als Binnenmeer, später als größter Landsee bezeichnet. Meerengen bezeichnet der Verf. als „schmale Meeresstreifen zwischen zwei Meeren". Fjorde sind „Einschnitte in felsige Küsten", S. 124 wird dies allerdings implicite richtiggestellt. S. 16 liest man: Der Große oder Stille Ozean auch die Südsee genannt. Vom Salzgehalte des Meeres heißt es ebenda: „Die Flüsse bringen es (das Salz) mit sich von dem Festlande, wo sie es auflösen". Man kann nicht leicht mehr stilistisch und sachlich Falsches in einem Satze zusammendrängen. Übrigens widerspricht dem hier Gesagten das S. 166, Punkt 7 über den geringen Salzgehalt der Ostsee Bemerkte. S. 17 berührt der Atlantische Ozean Asien; ebenso wird später das Mittelmeer als ein Teil dieses Ozeans bezeichnet, was doch aus morphologischen, tektonischen und geographischen Gründen unhaltbar ist. S. 18 ist von vulkanischen Inseln die Rede, ohne daß vorher das Wesen des Vulkanismus erklärt worden wäre. S. 18/19 heißt es ebenso ungenau wie unschön: „Quellflüsse sind zwei sich miteinander verbindende gleich große Flüsse zu einem Fluß oder Strom". Seitenstücke hiezu bieten Punkt 39 und 40 auf S. 19. Die Schreibung Karpathen (S. 20) statt Karpaten ist längst verlassen. S. 20 lesen wir den Satz: „Schneegrenze ist die untere Grenze oder Linie eines Hochgebirges, von wo ab der Schnee auch im Sommer nicht wegtaut". Wer soll das verstehen? „Ein Tal ist eine ausgedehnte Furche im Gebirge oder in der Ebene"! S. 23 wäre bei Punkt 81. *g*) notwendig, zwischen Rohr- und Rübenzucker zu unterscheiden. S. 24 wäre unter den Ausfuhrstaaten für Fleisch doch auch unsere Monarchie zu erwähnen gewesen. Ebenda Punkt 88 heißt es: „Ansäßige oder Kulturvölker", darnach wären Albanesen, Montenegriner, Aschanti, Feuerländer usw. Kulturvölker! S. 25 heißt es über die Religionen: „Man unterscheidet Christen, Juden, Mohammedaner und Heiden". Der Einteilungsgrund ist hier offenbar völlig verwischt. Noch schlimmer ist es, daß Punkt 4 behauptet wird: „Die christliche Kirche gliedert sich in die römisch-katholische, griechisch-katholische, evangelische oder protestantische". Der Verf. verwechselt also griechisch-katholisch und griechisch-orientalisch, evangelisch und protestantisch. Letzteres sind doch nur die Anhänger Luthers, nicht aber die Reformierten,

die gleichwohl auch evangelisch sind. Die erstgenannte Verwechslung führt dann natürlich dazu, daß später die Russen, Serben, Rumänen usw. als griechisch-katholisch bezeichnet werden. Die bisher genannten Irrtümer finden sich sämtlich auf den 19 Seiten des I. Teiles: „Allgemeine Geographie". Der II. Teil: „Länderkunde" weist bedeutend weniger Verstöße auf, ist aber auch keineswegs fehlerlos. Nur einige Beispiele: S. 27 ist noch vom Pamir-Hochlande die Rede; S. 45 heißt es Königreich Korea statt Kaiserreich; S. 54 werden die Berber in ungenauer Weise als Urbewohner der Nordküste Afrikas bezeichnet; S. 67 ist das Wort „Längenausdehnung" in nicht verständlicher Weise gebraucht; S. 68 wird der Name „Kordilleren" auf die südamerikanischen Kordilleren beschränkt und für identisch mit „Anden" erklärt; S. 88 lesen wir: Kuba bildet eine selbständige Republik unter Leitung der Union. S. 149 durchfließt die March nur Mähren; S. 151 findet man in Joachimstal noch Silber; von Prsohibram weiß Verf. nichts. S. 158 werden „Schwäbischer Jura" und „Rauhe Alb" als gleichbedeutend angesehen. Dies nur einige Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe.

Jedenfalls braucht das Buch noch sorgfältige Korrektur, ehe es mit Beruhigung in die Hand der Schüler gelegt werden kann.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Allgemeine Theorie der Raumkurven und Flächen. Von Prof. Dr. Viktor Kommerell in Reutlingen und Prof. Dr. Karl Kommerell in Heilbronn. 2 Bände mit 144 und VIII SS., bezw. 212 und VI SS. und je 18 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1903. Sammlung Schubert XXIX und XLIV.

Der erste Band des Werkes, der die Theorie der Raumkurven und Flächen in rechtwinkeligen Punkt-Koordinaten enthält und nach diesen beiden Materien in zwei Abschnitte geteilt ist, kann in gewissem Sinne als ein selbständiges Ganze betrachtet werden und wird manchem Leser, der sich bloß über die Elemente der Theorie orientieren will, als Hilfsbuch vorzügliche Dienste leisten. Es finden sich darin außer den fundamentalen Definitionen und Lehrsätzen über Raumkurven und Flächen hauptsächlich noch die Theorie des Schmiegungs-Paraboloids und der Dupinschen Indikatrix, ferner die Sätze von Euler und Meusnier, die sphärische Abbildung von Flächen, Eigenschaften der Krümmungslinien, Asymptotenlinien und geodätische Linien, Gaußsches Krümmungsmaß und Nabelpunkte, endlich Sätze über konfokale Flächen zweiter Ordnung und einiges über elliptische Koordinaten. Allein trotz des elementaren Charakters der Untersuchungen in

diesem ersten Bande ist hier schon das Bestreben der Verfasser ersichtlich, den Leser, wo dies nur immer möglich, mit den modernen Hilfsmitteln geometrischer Forschung bekannt zu machen. Demgemäß haben auch imaginäre Elemente, Minimalgeraden und Minimalkurven entsprechende Berücksichtigung gefunden.

Wer jedoch tiefer in den Gegenstand einzudringen wünscht, findet in dem zweiten Bande eine treffliche Zusammenstellung des wichtigsten Materiales in leichtfaßlicher, dabei wissenschaftlich strenger und gediegener Darstellung. Auch der zweite Band zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster die Gaußsche Flächentheorie zum Gegenstande hat, während im zweiten Abschnitte besondere Flächengattungen untersucht und die Grundzüge der Theorie der Strahlensysteme entwickelt werden. Solche besondere Flächengattungen sind: die allgemeinen Weingartenschen Flächen, dann ihre Spezialfälle, die Minimalflächen und die Flächen von konstantem Krümmungsmaß, endlich die Regelflächen.

In der allgemeinen Flächentheorie ist den Beltramischen Differentialparametern und ihren Anwendungen, namentlich auf die Deformation der Flächen, ein ziemlich breiter Raum gewidmet. Das Kapitel über Minimalflächen enthält nach einer historischen Einleitung die Entwicklung der Formeln von Monge und Weierstraß und hierauf die Betrachtung spezieller Minimalflächen. Der Abschnitt über Flächen von konstantem Krümmungsmaß behandelt hauptsächlich die Eigenschaften der Pseudosphäre. Daran schließt sich ein interessanter Exkurs über die Trigonometrie auf Flächen von konstantem Krümmungsmaß sowie über Parallelentheorie und nicht-euklidische Geometrie an. — Ein eigenes Kapitel ist der Untersuchung dreifach-orthogonaler Flächensysteme gewidmet, deren allgemeinste Formen mit Hilfe der Laméschen Gleichungen ermittelt werden. — Schließlich sind auch noch die elementarsten Sätze aus der Kummerschen Theorie der Strahlensysteme entwickelt, u. zw. namentlich diejenigen, welche für die geometrische Optik von Wichtigkeit sind.

Aus all dem ist zu ersehen, daß aus dem ungeheuren Material über diesen Gegenstand die schönsten und interessantesten Partien von den Verff. sorgsam herausgehoben und zu einem prächtigen Ganzen vereinigt worden sind. Wenn sie sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser auf dem bequemsten und kürzesten Wege in die Theorie der Raumkurven und Flächen einzuführen und ihm, soweit dies nur immer tunlich, einen tieferen Einblick in den gegenwärtigen Stand dieser Disziplin zu gewähren, so haben sie diese Aufgabe auf dem knapp bemessenen Raume zweier kleinen Bändchen in rühmenswerter Weise gelöst.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Dr. M. Wilh. Meyer, Die Naturkräfte. **Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. XVI u. 671 SS. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig u. Wien, Bibliographischer Verlag 1903.**

Wie der Verf. im Vorworte bemerkt, soll das Buch kein Lehrbuch der Physik und Chemie sein, sondern diese Erscheinungsgruppen unter dem Gesichtspunkte eines inneren Zusammenhanges aller Naturwirkungen betrachten. Unter dem gewaltigen Stoff wurde eine Auswahl getroffen, aber die ausgewählten Wahrnehmungen und Tatsachen werden nicht zusammenhangslos gegeben, sondern überall stellt sich der Verf. die Aufgabe, den einheitlichen Zügen des Naturgeschehens nachzuspüren. Der methodische Aufbau des Buches ist derart, daß zur Entwicklung der Anschauungen und Begriffe immer zuerst eine Reihe von Erscheinungen beschrieben, dann ein Erklärungsversuch gemacht und endlich diese Erklärung unter Anführung weiterer Tatsachen vervollständigt wird.

Das Buch gliedert sich in die Einleitung und drei Teile. In der Einleitung wird besprochen: 1. Überblick und Abgrenzung der zu beschreibenden Erscheinungen. 2. Festlegung der Grundbegriffe der Naturforschung. 3. Die Rolle der Sinneswerkzeuge für die Naturforschung. Der I. Teil handelt über die physikalischen Erscheinungen und ihre Gesetze, u. zw.: 1. Die Grundbewegungen im Weltraume. 2. Die Schwerkraft. 3. Die Bewegungsgesetze starrer Körper oder die Mechanik. 4. Die Mechanik der Atombewegungen. 5. Die Molekularkräfte und die Aggregatzustände. 6. Die Erscheinungen des Schalles. 7. Die Wärme. 8. Das Licht. 9. Magnetismus und Elektrizität. 10. Die neuen Strahlen (Kathoden-, Röntgen- und Becquerelstrahlen). — Der II. Teil behandelt die chemischen Erscheinungen, u. zw.: 1. Einleitende Betrachtungen. 2. Überblick der anorganischen Verbindungen. 3. Die organischen oder Kohlenstoffverbindungen. 4. Die Krystallsysteme. 5. Atomgewicht und molekularer Bau. 6. Chemischer Zustand und Temperatur. 7. Chemischer Zustand und Licht. 8. Chemischer Zustand und Elektrizität. — Der III. Teil behandelt die Stufenfolge der Naturvorgänge, u. zw.: 1. Die Welt der Atome. 2. Die Welt des Greifbaren. 3. Die Stufe der Weltkörper.

Der Inhalt ist ein sehr reichhaltiger. Für die Schilderung der physikalischen Eigenschaften im I. Teil ist die Experimentalphysik von Riecke, für die chemischen Untersuchungen im II. Teil die theoretische Chemie von Nernst leitend gewesen. Der III. Teil und die Darstellungsform des ganzen Werkes ist Eigentum des Verf.s. Die Darstellung ist ein Muster von Klarheit und Verständlichkeit und hierin liegt das Hauptverdienst des Verf.s, dessen Kunst, allgemein verständlich zu schreiben ja bekannt ist. Und da zudem auch die Ausstattung des Werkes in Bezug auf Druck und Abbildungen eine glänzende ist, kann das Buch wärmstens empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. (Nr. 20, 21, 134—139.)

In Nr. 20 ist die zweite Auflage der Arbeit von Christian Huygens über das Licht gegeben worden. Nach dem Tode von Prof. Lommel wurde diese Abhandlung von v. Oettingen durchgesehen und berichtigt. Bekanntlich wurden in dieser grundlegenden Arbeit die Ursachen der Vorgänge bei der Reflexion und Brechung des Lichtes, namentlich bei der eigentümlichen Brechung des Doppelspates dargelegt.

Ebenfalls in zweiter Auflage erscheint in Nr. 21, herausgegeben von Ostwald, die berühmte Abhandlung von W. Hittorf über die Wanderungen der Jonen während der Elektrolyse. Die Arbeiten von Hittorf werden mit vollstem Rechte von Prof. Ostwald sowohl in theoretischer als auch in experimenteller Hinsicht als klassische bezeichnet und es kann behauptet werden, daß diese Arbeiten für die heutigen Forschungen auf dem Gebiete der Elektrochemie grundlegend geworden sind.

Nr. 134 enthält die 16. und 17. Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elekrizität von Michael Faraday, herausgegeben von v. Oettingen. Über die „Quelle der Kraft in der Voltaschen Säule“ ist die in den beiden Reihen enthaltene Abhandlung betitelt. Es wird die Kontakttheorie des galvanischen Stromes bekämpft und der Nachweis geliefert, daß die chemische Theorie allein alle diesbezüglichen Erscheinungen verständlich erscheinen läßt.

In Nr. 135 begrüßen wir mit lebhafter Freude die Arbeit von Karl Friedrich Gauss: „Allgemeine Grundlagen einer Theorie der Gestalt von Flüssigkeiten im Zustande des Gleichgewichtes“. Die lateinisch geschriebene Abhandlung wurde in der genannten Nummer von Rudolf H. Weber ins Deutsche übersetzt und von H. Weber in Straßburg herausgegeben. Der berühmte Verf. ist bei seiner Aufstellung der Kapillaritätstheorie von dem Prinzipe der virtuellen Verschiebungen ausgegangen und entwickelt die Grundgleichungen dieser Theorie in der allgemeinsten Weise.

Die 18. und 19. Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elektrizität von Mich. Faraday, herausgegeben von v. Oettingen, finden wir in Nr. 136. Hier werden die beiden wichtigen Arbeiten veröffentlicht: über die Elektrizitäts-Erregung durch Reibung von Wasser und Dampf an anderen Körpern und über die Magnetisierung des Lichtes und die Belichtung der Magnetkraftlinien. Es wird die Wirkung der Magnete und elektrischen Ströme auf das Licht erörtert und der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes bei mehrfachen Reflexionen gedacht. Die Fassung des Ori-

ginales enthält einige sprachliche Schwierigkeiten, die auch sachliche im Gefolge haben.

In Nr. 137 sind von van 't Hoff die Abhandlungen zur Thermodynamik chemischer Vorgänge von August Horstmann herausgegeben worden, u. zw. die Abhandlung über „Dampfspannung und Verdampfungswärme des Salmiaks", ferner jene „über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie und dessen Anwendung auf einige Zersetzungserscheinungen", weiters die Abhandlung über die „Theorie der Dissoziation" und im Anschlusse daran die Arbeit „Über ein Dissoziationsproblem" und endlich jene „Über die Anwendung des zweiten Hauptsatzes der Wärmetheorie auf chemische Erscheinungen".

Die Abhandlung von Christian Huygens „Über die Bewegung der Körper durch den Stoß und über die Zentrifugalkraft" ist in Nr. 138 von Felix Hausdorff herausgegeben worden. Auf die Bedeutung dieser Arbeiten ist schon von Dühring in seiner „Kritischen Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik" und von Mach in seinem Werke „Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch und kritisch dargestellt" verwiesen worden. Der Inhalt der beiden Abhandlungen ist auch heutigen Tages im großen unangefochten dastehend. Was die Zentrifugalkraft im speziellen betrifft, so geht aus der Betrachtung von Huygens hervor, daß diese keine besondere Naturkraft ist, sondern eine Reaktion.

R. Abegg hat in Nr. 139 die „thermodynamischen Abhandlungen über Molekulartheorie und chemische Gleichgewichte" von C. M. Guldberg aus dem Norwegischen übersetzt und herausgegeben. Diese Aufsätze beziehen sich auf die Molekulartheorie der Stoffe (Versuch einer Aufstellung von Gesetzen für den idealen festen und den idealen flüssigen Zustand, ähnlich wie des Mariotte-Gaylussacschen Gesetzes für ideale Gase), auf die Theorie der unbestimmten chemischen Verbindungen (über das Verhalten der Stoffe im allgemeinen, die Gesetze für die chemischen Verbindungen im allgemeinen), die Theorie der Salzlösungen. Der letztgenannten Abhandlung, die im Originale norwegisch geschrieben war, ist ein Auszug in französischer Sprache beigegeben worden. In dem „Beitrage zur Theorie der Dissoziation" wird dargetan, daß die Erscheinung der Dissoziation nur ein spezieller Fall der Zersetzung der chemischen Verbindungen ist und daß sich die Theorie dieser Erscheinungen aus der allgemeinen Theorie leicht herleitet. Es werden in diesem Beitrage die Fälle untersucht, wenn die Verbindung fest, wann einer oder beide Bestandteile gasförmig sind, dann wenn die Verbindung und die Bestandteile sämtlich gasförmig sind. Guldberg ist es gelungen, alle thermodynamischen Gleichungen der Aggregatszustandsänderungen und Lösungen im Zusammenhange zu entwickeln.

Theorie der Elektrizität und des Magnetismus. Von Dr. J. Classen, Professor am physikalischen Staatslaboratorium in Hamburg. 1. Band: Elektrostatik und Elektrokinetik. Mit 21 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1903. Preis geb. 5 Mk.

Das vorliegende Buch bildet den 41. Band der bekannten und beliebten Sammlung Schubert. Die Elektrostatik wurde vorangestellt, weil in dieser die wahren Quellpunkte der Kraftlinien von den nur scheinbaren Ladungen freier Elektrizität an der Trennungsfläche zweier Dielektrika scharf unterschieden werden können, was in der Lehre vom Magnetismus nicht möglich ist, weil ferner die Unterscheidung der Begriffe Kraftlinien und Induktionslinien leichter als im Magnetismus ist. Es empfiehlt sich auch, wegen der Behandlung der Elektrokinetik die Elektrostatik in den Vordergrund zu stellen.

Im ersten Kapitel werden dem Studierenden die Grunderscheinungen der Elektrostatik vorgeführt. Es wird an dieser Stelle schon festgesetzt, daß sich experimentell bestimmte Niveauflächen und Induktionslinien ermitteln lassen; ferner wird schon in diesem Kapitel auf die Bedeutung des dielektrischen Mediums eingegangen und gezeigt, daß die Verschiebung der Elektrisierung senkrecht zu den Flächen gleicher Wirkung nicht nur an den Oberflächen der Metalle auftritt, sondern im ganzen Dielektrikum. Im zweiten Kapitel wird ein Vergleich aus der Hydrodynamik herangezogen und nur die eine mathematische Hypothese vorangestellt, daß der Querschnitt der Induktionsröhren stets umgekehrt der Induktion selbst proportional ist. Diese Hypothese ermöglicht es, zu zeigen, daß die ganze Verteilung im elektrischen Felde durch das Bild des Strömens einer inkompressiblen Flüssigkeit dargestellt werden kann. Das dritte Kapitel handelt von den mathematischen Prinzipien der Elektrostatik; es wird in diesem die Bestimmung des Potentiales aus der Verteilung der elektrischen Kraft vorgenommen und zum Schlusse desselben der Zwangszustand im Medium zwischen zwei elektrischen Körpern des Näheren betrachtet und auf diese Weise gezeigt, daß die mechanischen Kräfte zwischen zwei elektrischen Körpern sich sowohl aus den elektrischen Kräften als Fernkräften herleiten lassen, als auch aus denselben Kräften berechnen lassen, wenn sie in Gestalt eines Zuges und Druckes zwischen den Kraftlinien von Ort zu Ort weiter wirken. Im vierten Kapitel wird von dem elektrostatischen Maßsysteme gesprochen und namentlich auf die Energieverhältnisse im elektrischen Felde des Näheren eingegangen. Im folgenden werden die drei Grundannahmen, die bisher gemacht wurden, geprüft: nämlich erstens die Beziehung der Größe der Induktion im Verhältnis zum Querschnitt der Induktionsröhren; die zweite Grundannahme bezieht sich auf die Art, wie die Verschiedenheiten der Dielektrika in Rechnung gesetzt sind; die dritte bezieht sich auf die Vorstellung über die Verteilung der Energie des elektrischen Feldes auf die

einzelnen Gebiete. Es wird unter anderem auf theoretischem Wege gezeigt, daß aus den Versuchen von Faraday und Cavendish als einzig mögliches Fernwirkungsgesetz das von Coulomb folgt. Von weiteren experimentellen Ergebnissen, die zur Bestätigung der Theorie dienen, werden die Bestimmungen von Dielektrizitätskonstanten aus Kondensatorversuchen erwähnt, ferner die Versuche von Boltzmann und Bezold über denselben Gegenstand, endlich jene Experimente, welche zeigen, daß ein Zwang im Dielektrikum besteht, und die von Quincke herrühren.

In den beiden folgenden Kapiteln wird gezeigt, wie die Theorie der Elektrostatik weiter ausgebaut worden ist. — Unter anderem wird auch der Fall einer isolierenden Kugel im elektrischen Felde behandelt. Die Energieverhältnisse eines Systems von Leitern werden eingehend betrachtet und auf die Berechnung der elektrostatischen Kapazitäten verschieden gestalteter Körper bezuggenommen.

Im folgenden werden die wesentlichsten elektrostatischen Messungen skizziert; besonders ausführlich hat der Verf. das Eichen des Elektroskopes mit dem Kondensator und die Verwendung des Quadrantenelektrometers gezeigt.

Ganz analog wie in der Elektrostatik geht der Verf. in der Elektrokinetik vor; es werden zuerst einige Grundversuche beschrieben, dann wird das in der Elektrostatik gewonnene hydrodynamische Bild erweitert und darauf die Theorie der stationären elektrischen Ströme aufgebaut; dann abermals die Bestätigung der Theorie durch die Erfahrung vorgenommen und in den beiden letzten Abschnitten auf die Theorie der elektrochemischen Vorgänge und der thermoelektrischen Erscheinungen die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt.

Besonders ausführlich behandelt der Verf. die Anwendung des Problems der Stromverzweigung in verschiedenen Fällen (Wheatstonesche Brücke, Thomsons Doppelbrücke). Derartige Ausführungen gehören eher in ein Buch, das von allgemeiner oder technischer Elektrizitätslehre handelt, aber nicht in ein theoretisches Buch über diesen Gegenstand.

Eingehender hätte auf die Theorie des galvanischen Elementes Rücksicht genommen werden sollen. Speziell die Arbeitsleistung in umkehrbaren Elementen wird berücksichtigt und gezeigt, daß, wenn die Temperatur eines solchen Elementes die elektromotorische Kraft desselben derart beeinflußt, daß einer Erhöhung der ersteren auch eine Erhöhung der letzteren entspricht, das Element bei Stromentnahme sich abkühlen muß und daß umgekehrt im Elemente noch Wärme frei wird, wenn die elektromotorische Kraft mit der Temperatur abnimmt.

Im letzten Abschnitte behandelt der Verf. die Grundsätze der Theorie der thermoelektrischen Erscheinungen, und zwar auch die vollständige Theorie unter der Voraussetzung, daß der Peltiersche

und der Thomson-Effekt umkehrbare Erscheinungen sind und daß die auftretenden Ströme eine so geringe Intensität besitzen, daß die Joulesche Wärme unberücksicht bleiben kann. Es wird zum Schlusse noch auf die von Maxwell gegebene graphische Darstellung der Peltierschen Wärme und des Thomson-Effektes eingegangen und auf die Tabelle von Tait aufmerksam gemacht. Der Verf. berücksichtigt auch in seinen Erörterungen die Theorie der Thermoelektrizität von Kohlrausch, welche auf der Annahme beruht, daß jeder Wärmestrom proportional seiner Stärke eine elektromotorische Kraft hervorruft, und daß auch umgekehrt jeder elektrische Strom einen Wärmestrom mit sich führt. Diese von Kohlrausch eingeführte Hypothese ist zwar durch experimentelle Tatsachen noch wenig gestützt worden, sie ist aber von großem Interesse, da sie geeignet ist, neue Fragestellungen anzuregen. Aus dieser Hypothese ergibt sich in vollkommen ungezwungener Weise die von Avenarius auf experimentellem Wege gefundene Gleichung für die elektromotorische Kraft der Thermoelektrizität, ebenso der mathematische Ausdruck für den Peltierschen und Thomsonschen Effekt. Die Kohlrauschsche Hypothese führt auch auf das merkwürdige Ergebnis, daß in einem gleichtemperierten Leiter, der von einem Strome durchflossen wird, ein Wärmestrom besteht, d. h. der Strom erzeugt in dem Leiter eine Temperaturdifferenz, wenn ursprünglich in diesem eine solche nicht bestand. — In aller Kürze werden am Schlusse des Buches die jetzt herrschenden Ansichten über Kontaktelekrizität genannt, unter diesen auch jene, daß die Kontaktpotentiale keine Differenzen der Potentiale der Metalle selbst sind, sondern der anliegenden Luftschichten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Von Dr. Günther Beck von Mannagetta, o. ö. Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens der k. k. deutschen Universität in Prag. Mit 193 Originalabbildungen, davon 160 Pflanzenbilder in Farbendruck. Wien, Alfred Hölder 1903. VI u. 212 S. Lex. 8°. Preis geb. 3 K 60 h.

Durch mehr als vier Jahrzehnte bildete bekanntlich Pokornys 'Pflanzenreich' die Unterlage für den botanischen Unterricht an den unteren Klassen unserer Mittelschulen — von einigen ephemeren Erscheinungen abgesehen — und dieses Monopol, das wohl für die Brauchbarkeit des Schulbuches spricht, wurde erst durch die neuen Instruktionen gebrochen, indem diese die Ausgabe eines Pflanzenbuches veranlaßten, das ihnen in der vorzüglichsten Weise angepaßt ist. Dieses Buch von Prof. v. Beck ist eine in mehrfacher Beziehung merkwürdige und höchst bemerkenswerte

Erscheinung. Es gehört gewissermaßen der Mut der Entsagung dazu, daß ein Hochschullehrer von der Bedeutung v. Becks sich herbeiläßt, ein Schulbuch für die I. und II. Klasse der Mittelschulen zu schreiben. Prof. v. Wettstein hat ein Lehrbuch für Oberklassen geschrieben, als er noch Privatdozent war; für Oberklassen, das läßt sich noch leichter begreifen, aber für die Kleinen der Mittelschule sich hinzusetzen, um eine Originalarbeit — nicht ein aus neun vorhandenen Büchern „zusammengeschriebenes" zehntes Buch — mit farbigen Originalbildern zu schreiben, von der Akropolis der Wissenschaft herabzusteigen und auf der untersten Stufe zu lehren, das macht in der Tat einen gewaltigen Eindruck. Denn bei aller glänzenden Beherrschung des Stoffes, wie sich dies ja bei dem Verf., der mit v. Wettstein einer der ersten Systematiker, Morphologen und Phytogeographen ist, von selbst verstehen muß, ist es gar nicht so einfach und leicht, ein Buch für Kleine zu schreiben, weil mit einer ungeheuern Beschränkung des überquellenden Lehrstoffes eine ausgezeichnete, durch nichts zu erwerbende, also angeborne Lehrbefähigung und die Erfahrung Hand in Hand gehen muß. Für Große Bücher zu schreiben ist viel leichter als für Kleine. Und v. Becks Grundriß ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch gerade für die Kleinen.

Bevor ich nun auf die Besprechung des Buches selbst und seine Einzelheiten eingehe — denn dasselbe verdient eine sehr eingehende Würdigung — möchte ich vor allem darauf hinweisen, daß demselben etwas fehlt, was das Pokornysche Buch besitzt und was meines Erachtens von wesentlicher Bedeutung ist.

Es ist der Bestimmungsschlüssel, der im Pokornyschen Buch nach dem Linnéschen Systeme angelegt ist. Ich weiß sehr wohl, daß viele Lehrer diesen beim Unterrichte gar nicht benützten und sie daher sein Fehlen im Buche v. Becks nicht beachten werden. Um nun aber doch die Bedeutung des Schlüssels genügend zu kennzeichnen, möchte ich den Gang des Unterrichtes in einer Botanikstunde (früher) der II. oder (jetzt) der I. Klasse vorführen, wie ich ihn seit 27 Jahren als Lehrer eingehalten und wie ich den Schlüssel als — nach meiner Ansicht — etwas Unentbehrliches und überaus Nutzbringendes verwendet habe.

Die erste Stunde beginnt mit der Pflanze überhaupt:

Lehrer: Welche Farbe fällt uns bei den Pflanzen als die am häufigsten vorkommende am meisten auf? Schüler: Die grüne. L.: Richtig; die grüne (Beispiele: die grüne Wiese, der grün belaubte Baum). Kann mir einer von Euch ein Gewächs nennen, das niemals grün ist? Ein sehr bekanntes findet Ihr auf dem Markte und habt es wohl auch schon gegessen. Sch.: Den Pilsling, den Champignon. L.: Ja; also im allgemeinen die sogenannten Pilze. Es gibt also Pflanzen, die niemals grün sind und solche, deren sichtbare Teile ganz oder stellenweise grün sind. Nun wollen wir sehen, was es mit der grünen Farbe eigentlich auf sich hat. Wer

kann mir sagen, wie ein Stück Rasen (einer Wiese) aussieht, auf dem mehrere Tage hindurch ein Brett gelegen ist. Sch.: Es ist gelb. L.: Wie sieht das Innere eines Krauthäupels, das „Herz" eines Salathäupels aus? Sch.: Es ist auch gelb oder gelblich. L.: Was mag wohl die Ursache sein, daß diese Objekte nicht grün sind? Sch.: Weil die Sonne nicht darauf scheint. L.: Wann haben also die Pflanzen grüne Blätter..? Sch.: Wenn sie Licht haben.

So wird den Schülern ein Vorbegriff gegeben von der Wichtigkeit des Lichtes, von den Pflanzen, welche Schmarotzer sind. Nun nehme ich die blühende Tulpe, die zum ersten Unterricht mitgebracht wurde, vor und frage die Schüler nach den einzelnen, ihnen schon bekannten Teilen. Wir sprechen von den Wurzeln, von der Zwiebel, dem Stengel und den Blättern. Der Einfachheit halber erkläre ich den Schülern den äußeren Aufbau in der Weise, daß ich sage, diese Pflanze besitzt eine Achse, von welcher ein Teil — der sichtbare — Anhangsorgane trägt; die Anhangsorgane, mögen sie wie immer aussehen, nennen wir Blätter; es wird dann auf die Zwiebelschalen und auf die grünen Laubblätter hingewiesen.

In den nächsten Stunden gelangen wir zur Blüte; da die Schüler wissen, daß Anhangsorgane sich oft vom Stamme trennen, so wird ihnen bald klar sein, daß die Teile der Blüte ebenfalls Blätter sind. Nun nehme ich zum Vergleiche auch eine Primelblüte vor und lasse den Unterschied der einfachen (unvollständigen) Blütenhülle und der vollständigen feststellen. Die Schüler erfahren, daß man eine Blütenhülle, die aus Blättern einerlei Art besteht, ein Perigon nennt (die nähere Unterscheidung „gefärbte" Blütenhülle wird nicht gemacht); eine Blütenhülle aus Blättern zweierlei Art wird eine vollständige genannt und in Kelch und Krone unterschieden.

Die Betonung dieser Tatsachen ist deshalb notwendig, weil sie bei der Besprechung der Ranunculaceen, die in der Frühjahrsperiode des Unterrichtes eine große Rolle spielen, eine besondere Anwendung erfährt. Nun zeige ich den Schülern die Geometrie des Perigons und zeichne das Diagramm mit den drei äußeren und den drei inneren Kreisbögen, wodurch in der Regel großes Staunen und Interesse erweckt wird. Es geschieht dies alles selbstverständlich mit häufiger Wiederholung des Gesprochenen, so daß die Schüler nicht nur unterrichtet worden sind, sondern ihre Aufgabe auch schon „gelernt" haben. Die nächsten zwei Kreise des Androeceums bieten wieder viel Anlaß zu neuem Lehrstoff; an einer „gefüllten" Tulpe wird die Blattnatur dieser Teile demonstriert, die Lage der Staubblätter von den Schülern selbst in das Diagramm eingezeichnet, denn sie finden sich in der Regel überraschend schnell darein, die Bedeutung des Diagramms zu würdigen. Ich nehme hiebei gerne den Vergleich mit dem Hausbau und seinen Vorbedingungen hiezu: Was brauchen wir, um ein Haus bauen zu

können? Der eine Schüler bringt das Geld vor, der andere den Baugrund, der dritte die Baumaterialien und auf recht eindringliches Fragen bekommt man endlich den „Bauplan", den „Grundriß" zur Antwort.

Nun unterbreche ich den heuristischen Vorgang und erzähle den Schülern von Linné, von seinem Leben, von seiner Bedeutung für die Nomenklatur und schließlich von seinem System, dessen erste zehn Klassen den Schülern sofort geläufig sind; bei der IV. und VI. Klasse wird die Bemerkung bezüglich der Länge der Staubgefäße selbstverständlich nicht vergessen.

Nun wird noch rasch das Gynaeceum besprochen mit Ausschaltung der Einzelheiten, die auf eine andere Unterrichtsstunde verlegt werden, ferner darauf hingewiesen, daß bei der Tulpe die Narben unmittelbar auf dem Ovar aufsitzen und der eigentliche Griffel fehlt, und nun heißt es, die Pflanze zu „bestimmen". Jeder Schüler weiß schon, daß die Tulpe zur VI. Klasse gehört; wir schlagen im Schlüssel die VI. Klasse auf und nun wird das Bestimmen — wie bekannt — durchgeführt. Daß die Schüler auf den Namen der Pflanze kommen auf Grund ihrer erworbenen Kenntnisse, macht ihnen große Freude, und wenn das Bestimmen bei jeder durchgenommenen Pflanze geübt wird und schließlich die Schüler es allein versuchen, so wird ihnen diese Methode vertraut und das Lernen, das ihnen keine Beschwerde verursachte und jede Botanikstunde erfreulich!

Damit aber das Erworbene leichter festgehalten, die Pflanze mit ihren Charaktermerkmalen dem Gedächtnisse nicht so leicht entschwinden und später auch eine Übersicht (Systematik!) gewonnen werden kann, werden nebst dem Diagramm auch die Blütenformeln vorgenommen und die wichtigsten Angaben auf einen vorbereiteten Zettel geschrieben; nach der endgiltigen Bestimmung kommt erst der Name der Pflanze und die Klasse Linné, bei vorgeschrittenem Unterricht auch der Name der Familie auf den Zettel. Diese von mir (1885) entworfenen Zettel haben sich seither an verschiedenen Schulen eingebürgert.

Classe L.: VI.

Familie: *Liliaceae*, Liliengewächse. Ordn.: Lilienblütige Gewächse.

Name: *Tulipa Gesneriana*, Gartentulpe. P 3 + 3, A 3 + 3, G $\underline{(3)}$, N 3, S∞

Wurzel: Zahlreiche Nebenwurzeln.

Stamm: *a*) unterird.: Zwiebel; *b*) oberird.: Stengel. (Diagramm)

Blätter: sitzd., längl.-eirund, zugespitzt ganzrandig, streifennervig, meergrün.

Blüte: 1, u.[1]), v.[2]), P gefärbt, geruchlos, Griffel 0[3]).

Frucht: Kapsel. Blütezeit: Frühjahr. Fundort: (wird kultiviert).

---

[1]) u. = unvollständig.
[2]) v. = vollkommen (A und G).
[3]) Alles Übrige sagt die Blütenformel und das Diagramm.

Ich glaube, daß aus dem Mitgeteilten die Bedeutung des Bestimmungsschlüssels, die ich demselben beilege, genügend klar wird. Ich bemerke noch, daß nach durchgeführter Bestimmung und Ausfertigung des Zettels die Beschreibung der Pflanze im Lehrbuche gelesen wird; für das Gelesene haben nun die Schüler das volle und richtige Verständnis.

Für mich bedeutet also das Fehlen des Bestimmungsschlüssels in v. Becks Buche einen empfindlichen Mangel. Es ist mir sehr wohl bekannt, daß von vielen Lehrern das Linnésche System zum Bestimmen nicht geeignet erklärt wird, da die veralteten Anschauungen, die in demselben enthalten sind, nicht wieder aufgetischt werden sollen usw. Dagegen behaupte ich, daß bei rationeller Anleitung es noch immer am leichtesten ist, mit diesem System zu bestimmen und schließlich — es muß ja nicht gerade der Schlüssel darnach eingerichtet sein, wenn nur ein solcher vorhanden ist.

Ein zweites, womit ich mich nicht einverstanden erklären kann, ist die Bezeichnung „Blumenblätter" für die petaloiden Blütenhüllen der *Ranunculaceae.* Nun ist mir sehr wohl bekannt, daß z. B. Prantl[1]) die nektarientragenden Blätter von *Ranunculus,* sowie die Honigbecher von *Helleborus*, *Trollius, Isopyrum* u. a. als honigtragende Staminodien auffaßt, aber ich gebe zu bedenken, welche Zumutung man an den Schüler stellt, wenn man ihm das Blütenblatt von *Ranunculus acer* als verkümmertes Staubblatt bezeichnen würde, wo doch an dieser Pflanze so deutlich die beiden Blütenhüllkreise, Kelch und Krone sichtbar sind. Mein verehrter Freund v. Beck teilte mir auf meine dahin gerichteten Bedenken mit, daß seine Einführung des Ausdruckes „Blume" für ein blumenblattartiges Perigon von vielen Lehrern als ein glücklicher Griff gehalten wird.

Wie ich es nun versucht habe, den Schülern den Blütenbau der Ranunculaceae zurecht zu legen, soll im folgenden mitgeteilt werden.

Wir besprechen die *Pulsatilla.* Der Schüler findet nur eine einfache Blütenhülle; er bezeichnet sie nach dem, was er gelernt hat, als ein Perigon, wie das der Tulpe. Ich sage darauf: „Ganz richtig, das ist ein Perigon, weil es nur eine Blütenhülle einerlei Art ist; es hat aber mit diesem Perigon ein besonderes Bewandtnis, worauf ich Euch gelegentlich aufmerksam machen werde". Ich sage ihnen auch, daß die Pflanze zu den Hahnenfüßen gehört. Bei *Anemone* wiederholt sich genau dasselbe. Jetzt bestimmen wir *Helleborus*; hier finden die Schüler die Nektarien und wissen damit nichts zu machen; wir lassen die Frage *in*

[1]) Engler-Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien. III. Teil, 1. Hälfte, 2. Abteil. (*Ranunculaceae* von Prantl), S. 49 u. 50.

suspenso[1]). Aber *Ranunculus Ficaria,* der jetzt daran kommt, bringt die Aufklärung; es wird das Blumen-(Honig-)blatt mit dem Nektargrübchen gezeigt und den Schülern mitgeteilt, daß diese Blumenblätter verkümmern können, um nur mehr zur Honigerzeugung zu dienen und nicht mehr als „Schauapparat“ (ich mache hier auch den Vergleich mit einem farbigen Plakat), wofür der Kelch die Rolle der Krone übernimmt: *Helleborus, Trollius, Isopyrum*; endlich können auch diese gänzlich fehlen und es bleibt nur der petaloide Kelch, also jene Blütenhülle, die wir bei *Pulsatilla* als Perigon angesprochen haben. In dieser Stufenfolge vorgeführt werden diese Verhältnisse den Schülern vollkommen klar und ich habe stets die Freude konstatieren können, die die Schüler äußerten, wenn sie auf diese Weise eine ihnen zugängliche Erklärung gefunden haben. Nun kann man auch darauf hinweisen, daß bei *Hepatica* durch die Deckblätter ein Pseudokelch gebildet wird und die Deckblätter bei der angegebenen Familie eine interessante Rolle spielen. Diese Stellvertretung der Blütenteile bei den Ranunculaceen ist den Schülern viel verständlicher zu machen, als die Neueinführung eines Ausdruckes, wie Blume, mit dem sie eigentlich nichts anfangen können. Für Schüler niederer Kategorie ist noch immer ein Schema das Beste und die scharfe Sonderung in einfache Blütenhülle = Perigon und doppelte: Kelch und Krone ist für dieselben am leichtesten verständlich und bietet ihnen gewissermaßen einen festen Halt.

Sehe ich von den hier angeführten zwei Petita ab, die ich an das Schulbuch stelle, so muß ich in Bezug auf die Bearbeitung des Lehrstoffes, auf die Beschreibung der einzelnen Pflanzen, auf die Hervorhebung der unterscheidenden Merkmale dem Lehrbuche von v. Beck meine wärmste Anerkennung zollen. Es ist eine überaus sorgfältige und genaue Arbeit, die Methodik, die Ausdrucksweise und die Anordnung sind in vortrefflicher Weise dem jugendlichen Schülermateriale angepaßt. Es ist nicht der trockene Beschreibungsstil angewendet, sondern bei der weitgehenden Verwendung der sicher erwiesenen biologischen Tatsachen werden die einzelnen Darstellungen der Pflanzenarten zu fein abgerundeten, das Interesse lebhaft erweckenden Lebensbildern, die nur des entsprechenden Lehrers harren, um gewissermaßen lebend in den Gedankenkreis der Schüler zu treten.

Die ersten 17 Seiten des Buches füllt die „Gestaltslehre“ aus. Daß derselben nicht besondere Unterrichtsstunden gewidmet werden dürfen, ist selbstverständlich; über die Verwendung dieses Abschnittes bemerkt der Verf.: „An dieser Stelle (nämlich am Anfange des Buches) erleichtert sie die Erläuterung der in den Be-

[1]) Besonders findige Schüler kamen selbst darauf, daß auch die Nektarien Blätter und ihrer Stellung nach zwischen Kelch und Staubblätter die Blütenblätter sein müßten.

schreibungen vorkommenden unumgänglich notwendigen Begriffe, denn sie macht dieselben durch die in den Beschreibungen angebrachten Hinweise leicht auffindbar und erspart dem Lehrer manche Wiederholung. Erst nach der Besprechung einer größeren Anzahl von Pflanzen dürften sich einige Kapitel derselben ganz nach dem Ermessen des Lehrers zur zusammenfassenden Wiederholung eignen ..."

Im zweiten Abschnitte sind die Beschreibungen ausgewählter Pflanzen mit leicht erkennbaren Blüten (lilienblütige, blumenlose, freiblumige, verwachsenblumige Gewächse) enthalten.

In welcher geradezu mustergiltigen Weise es v. Beck verstanden hat, Biologie und Beschreibung zu einem Ganzen, Einheitlichen zu verschmelzen, dafür bietet fast jede Seite des Buches einen vollgiltigen Beweis. Ich greife auf das Geratewohl die Gartenhyazinthe heraus; die Zwiebel ist als Dauerorgan, das Blatt als Dachrinne, die Blüte als vortrefflich organisierter Apparat für Entomophilie beschrieben, bei aller Prägnanz des Ausdruckes ist alles Wesentliche angeführt, kurzum, es ist eine prächtige Arbeit. Oder die Beschreibung der Kornblume; wie klar sind die zu Zwecken der Wechselbestäubung eingerichteten Blüten behandelt!

Ein dritter Abschnitt behandelt Sporenpflanzen, die Gymnospermen, die Angiospermen mit einzelnen wichtigen Familien; im vierten bringt der Verf. verschiedene Mitteilungen aus dem Leben der Pflanzen; im fünften Winke zur Anlage eines Herbariums.

Eine besondere Besprechung verdienen die Abbildungen. Wir finden deren zweierlei: Schwarze Umrißfiguren in schematischer Ausführung, die zur Erläuterung morphologischer und biologischer Begriffe dienen — und farbige Pflanzenbilder. v. Beck ist nicht nur ein Meister des Wortes, sondern auch des Stiftes und des Pinsels. Mit wenigen Ausnahmen sind diese alle wahrlich prachtvoll ausgeführt, manche geradezu von künstlerischer Schönheit, und wenn mitunter die Farbe nicht vollkommen zutrifft, so mag das wohl in erster Linie der Reproduktion zuzuschreiben sein; z. B. erscheinen mir die Blüten von *Lamium maculatum* (S. 109) zu grell rot, die *Setae* und Kapseln von *Polytrichum* (S. 133) zu leuchtend gelb; die Blätter von *Nymphaea alba* (1 Ill.) zu wenig rund usw. Die farbigen Bilder sind nicht auf Tafeln hergestellt, sondern dem Text eingefügt, was didaktisch von großem Werte ist; sehr richtig bemerkt der Verf. hiezu: „Hiefür war aber vor allem die didaktische Erwägung maßgebend, daß Beschreibung und Bild zusammengehören, daß die Abbildungen nicht erst auf den am Schlusse des Textes vereinigten oder in den Text eingestreuten Tafeln aufgesucht werden sollen, wogegen auch die Erfahrung spricht, da alle Bücher mit eingeschalteten Tafeln bei stärkerem Gebrauche zerfallen." Die Pflanzenbilder erfahren durch reichliche Beigabe von Analysenfiguren der Blüten, Früchte und

Samen eine besondere Erhöhung ihres Wertes; auch diese sind farbig gehalten, wodurch sie sich recht eindringlich geltend machen und die Auffassung ungemein erleichtern.

Lehrer und Schüler sind dem Verf. zum Dank verpflichtet, daß er dieses Lehrbuch geschrieben, das so sehr geeignet ist, „dem Lehrer die schwierige Aufgabe, der Jugend durch denkende Betrachtung der Natur Freude an derselben zu erwecken und letztere dauernd zu befestigen, möglichst zu erleichtern". Das Buch bietet einen schönen Beitrag zur Begründung des Wortes von der „*scientia amabilis*", es macht dem Schüler Freude und schafft dem Studium der Pflanzenwelt Freunde. Es gehört nur noch der Lehrer dazu, der das Buch zu gebrauchen versteht oder sich die Mühe gibt, es richtig zu gebrauchen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. 2., verm. u. verb. Auflage. Gera, Reuß j. L., Verlag von Friedrich v. Zeschwitz 1903.

— — V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von Prof. Dr. Walter Migula. Gera, Verlag von Fried. v. Zeschwitz.

Ref. hatte schon Gelegenheit, auf das Erscheinen der 2. Auflage dieses hervorragenden botanischen Werkes aufmerksam zu machen. Nun liegen von demselben im ganzen 21 Lieferungen vor. Mit Lieferung 15 ist der erste Band abgeschlossen, in dem außer den Gefäßkryptogamen die Monokotylen zur Besprechung und bildlichen Darstellung gelangten. Der Preis desselben stellt sich broschiert auf Mk. 18·75, gebunden auf Mk. 21.

Heft 16 macht uns bereits mit der Familie der Weiden bekannt, von denen zehn Vertreter in künstlerischer Weise auf den Tafeln dargestellt sind. Es würde zu weit führen, auf die Einzelnheiten der Darstellung einzugehen; nur das eine sei hier wiederholt, daß wir es in Thomés Flora mit einem Werke zu tun haben, dessen Ausführung in jeder Hinsicht mustergiltig ist und das Fachmänner und Laien vollauf befriedigen kann.

Dem genannten Werke läßt sich die Kryptogamenflora, herausgegeben von Dr. W. Migula, würdig an die Seite stellen. Die Beschreibung der Pflanzen ist kurz, klar und vollständig zutreffend, die Bilder tadellos. Bis jetzt sind 16 Lieferungen erschienen, in denen die Naturgeschichte der Laubmoose behandelt wird. Freunden der Botanik sei auch die Kryptogamenflora wärmstens empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

A. Schmarsow, Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 160 SS. gr. 8°.

Die Lektüre dieser ebenso geistreichen, als auch von warmer Empfindung durchglühten Vorträge wird nicht nur den theoretischen Ästhetiker allein, sondern auch den praktischen Künstler lebhaft interessieren und vom ersten bis zum letzten Worte in beständiger geistiger Wechselbeziehung zum Verf. und dem von ihm besprochenen Problem erhalten. Alles ist aus dem Leben herausgeschöpft, aus dem großen modernen Kunstinteresse, das in Schmarsow seit jeher einen begeisterten und begeisternden Apostel gefunden hat. Seine Verdienste als Hochschullehrer sind bleibende. Und was er für die breitere Öffentlichkeit getan, lernen wir in einem kleinen Teil aus der vorliegenden Schrift kennen. Für den Leser gibt es nur eines zu beklagen, daß er nicht auch Hörer dieser Vorträge sein konnte. Und wie elegant ist das alles vorgetragen, ohne aber ängstlich akademisch zu werden. Davor schützt den Verf. sein frisches Temperament, das sehr kräftiger Impulse fähig ist. — Beachtenswert ist gleich im ersten Vortrage des Verf. Stellungnahme zum „Kunsterziehungstage“ von Dresden. Wie schön sagt er da: ... „Kunstsinn ist nicht nur passive Empfänglichkeit, sondern auch aktive Fruchtbarkeit. Wer empfangen will, muß auch gebären können.“ Erziehung zum Kunstgenuß ist ihm eine sehr beträchtliche Annäherung an Kunstschaffen, d. h. Erziehung zum künstlerischen Fühlen und Empfinden ist bis zu einem gewissen Grade ganz dasselbe wie Erziehung zur Kunst als schöpferischem Tun. Ist das Ziel ein Ganzes, so muß zur Erreichung desselben auch der ganze Mensch, d. h. der physisch und psychisch gesunde, mitwirken. Die Weisheit der Hellenen! Wie oft wurde sie als einzig richtig erkannt, wie oft wird ihre Betätigung unmöglich gemacht!

Es gebricht uns leider an Raum, auf die folgenden Vorträge so eingehen zu können, wie auf den ersten. Unser Rezensionsexemplar hat auf jeder Seite eine Reihe angestrichener Sätze, denen wir zustimmen und die uns beim Lesen das größte Vergnügen bereiteten. Besonders verweisen möchten wir aber auf den dritten Vortrag mit den Untertiteln: „Organische Schönheit, Freude am nackten Menschen, Gemeinschaft mit der Natur, Leibesübungen, Nacktheit.“ Wie gesund und kraftvoll, wie sittlich rein und hochstehend ist diese Freude am „Ebenbilde Gottes“! Es ist nicht notwendig, erst hinzuzufügen, daß dem Reinen alles rein ist — wie sollte ihm das erwähnte „Ebenbild Gottes“ nicht rein sein. Es brennt ein heiliger Zorn in den lapidaren Schlußworten: „Diese vom Gefühl durchdrungene Anschauung unserer selbst ist veruntreut worden durch die Unnatur unserer sogenannten Sittlichkeit, die immer noch eine Lüge auf die andere häuft.“ — Im folgenden begegnen wir verstärkt dem alten Ruf nach mehr Natur. Dabei spielt auch Max Klingers Kunst eine große Rolle, dem ja

auch der menschliche Körper Mittelpunkt alles künstlerischen Schaffens ist, wie allen Großen aller Zeiten. Die Wechselbeziehung zwischen Mimik und Plastik, Plastik und Architektur, Organisation und Kristallisation werden hier anschließend besprochen. — Der fünfte Vortrag beschäftigt sich eingehend mit dem ganzen Komplex der Malerei. S. 128, Z. 10 v. o. finden wir einen lapsus calami (Augenpunkt statt Augpunkt). Jede perspektivische Konstruktion bezieht sich als Zentralprojektion auf ein Auge — das macht den Unterschied zwischen perspektivischem, rein bildmäßigem, wir möchten sagen planimetrischem Sehen einerseits und dem stereometrischen, körperlich-plastischen Sehen mit zwei Augen anderseits aus, dem zweierlei Bilder die stereoskopische Wirkung geben. — Überrascht hat uns im sechsten Vortrag, daß Schmarsow statt des Grabmals für Canova bei den Frari in Venedig nicht lieber unser Christinendenkmal bei den Augustinern in Wien zur Besprechung herangezogen hat. Letzteres entstand noch unter des Meisters Leitung. So viel uns aus einem eingehenden Vergleich der beiden Schöpfungen bekannt ist, verdient es den Vorzug vor dem erstgenannten Werke, das noch dazu ursprünglich von dem Meister selbst für Tizian geplant war. Canova war hier sein eigener Plagiator. Das Christinendenkmal datiert von 1805, sein Schöpfer starb 1822, das Werk bei den Fraris, von Schülern des verstorbenen Künstlers ausgeführt, wurde 1827 errichtet. — Hochinteressant ist die Stellung, die der Verf. dem modernen Zeichnen gegenüber einnimmt. Wir schließen uns gern der Erkenntnis an, daß viel zu wenig modelliert wird. Es muß das Gleichgewicht zwischen malerischem und plastischem Sehen hergestellt werden: und das ist nur möglich, wenn die dem Kinde innewohnende Lust am Kneten und Formen mehr ausgebildet wird. Dieses und das damit verbundene Zeichnen, bezw. Malen wird glänzende Resultate zeitigen — namentlich auf den mittleren und oberen Unterrichtsstufen, Resultate, die auch die höchsten bisherigen Erfolge in den Schatten stellen werden. — Wir empfehlen die Schrift Schmarsows unseren Bibliothekaren für die Lehrerbibliotheken.

Wien. Rudolf Böck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der I. internationale Kongreß für Schulhygiene. (Nürnberg 4.—9. April 1904.)

I.

Einleitendes. — Die erste Festsitzung. — Das Schulhaus. — Licht; Hygiene des Auges. — Luft; Hygiene der Atmung; Gehör. — Körperliche Übungen. — Infektionskrankheiten; Pflege des Gebisses. — Ermüdung; Überbürdung; Stundenplan. — Mädchenerziehung; Koëdukation.

Einleitendes. Die erste Festsitzung. Als Ort für die heurige Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereines für Schulgesundheitspflege war Nürnberg in Aussicht genommen und sind die bezüglichen Verhandlungen bereits in Angriff genommen gewesen; der energische Vorsitzende des Vereines, der Histologe Prof. Griesbach, faßte den wohl etwas kühn erscheinenden Plan, statt dieser Zusammenkunft in derselben Stadt einen I. internationalen Kongreß einzuberufen. Es wurden ein internationales Organisationskomitee aus etwa 50 der Sache der Schulhygiene nahestehenden Männern, verschiedenen Teilen der Erde angehörig, ins Leben gerufen, sowie in verschiedenen Ländern besondere Landeskomitees geschaffen und waren bei der Vorbereitung 20 europäische und außereuropäische Staaten, die Provinzialausschüsse eingerechnet, durch im ganzen 56 Komitees vertreten, abgesehen vom Nürnberger Ortskomitee mit neun Unterausschüssen; dazu kam noch ein Damenkomitee, welches speziell die Bestimmung hatte, sich der Damen der fremden Kongreßmitglieder anzunehmen und ihnen die Denkwürdigkeiten der schönen alten Stadt zu zeigen usw. — Von den europäischen Staaten war außer der Türkei (bloß ein Kongreßmitglied) nur Italien (vier Mitglieder) bei der Organisation nicht beteiligt.

Die Komitees entfalteten eine rührige Tätigkeit, da die verfügliche Zeit — 10 Monate von Anbeginn der ganzen Aktion — zur Vorbereitung eines solchen groß angelegten Unternehmens überaus kurz war. Ein ganz außerordentliches Verdienst hat sich der durch seine wissenschaftlichen

Forschungen auf dem Gebiete der Schulhygiene in Fachkreisen allgemein rühmlichst bekannte, unermüdliche Hofrat Dr. Paul Schubert, Generalsekretär des Kongresses, erworben, dessen enormer stiller Arbeit ein gewaltiger Anteil an dem Gelingen des Kongresses zuzuschreiben ist, welcher letztere einen sehr schönen Verlauf genommen hat.

Es sei hiezu kurz erwähnt, daß die Zahl der Kongreßteilnehmer 1510 betrug, welche hauptsächlich aus Schulangehörigen, Ärzten, Architekten und Verwaltungsbeamten bestanden und sich aus einer langen Reihe europäischer und überseeischer Staaten rekrutierten, darunter 621 Mitglieder aus dem Deutschen Reich (Preußen 144, Bayern 356 usw.) und 322 aus Österreich: die reiche Beteiligung Österreichs wurde bei Verkündigung der Zahlen in der Schlußsitzung mit stürmischem Beifall aufgenommen; Ungarn hatte nur 19 Mitglieder aufzuweisen; relativ stark war Rußland (60), Holland (51), England (48) vertreten. Gesprochen wurde fast nur Deutsch, bloß wenige der zahlreichen fremden Vortragenden und Diskussionsredner bedienten sich einer anderen Sprache. — Von den 287 erbetenen, bezw. angemeldeten Referaten und Vorträgen wurden 161 gehalten.

Zahlreiche Regierungen sowie Verwaltungen großer Städte hatten den Kongreß lebhaft gefördert, gegen 20 Staaten, auch Österreich, hatten Delegierte der Regierungen, bezw. der zuständigen Ministerien entsendet. Die großen Verkehrsinstitute hatten leider nur in wenigen Ländern zu ausgiebigen Fahrpreißermäßigungen für die Kongreßmitglieder als solche sich entschließen können; hoffentlich wird bei künftigen Kongressen in dieser Hinsicht ein besseres Resultat erreicht werden. Sehr freundlich hat die Stadt Nürnberg den Kongreß aufgenommen: der Magistrat hatte die städtischen Verwaltungen angewiesen, den Kongreßmitgliedern überall Zutritt zu gestatten, um den Preis einer Mark war eine für alle Straßenbahnlinien giltige Legitimation zu haben. Mit großer Liebenswürdigkeit war der k. und k. österr.-ungar. Konsul in Nürnberg Herr J. L. Schrag uns Österreichern begegnet und mit freundlicher Zuvorkommenheit bemüht, unsere Wünsche zu erfüllen.

Ganz außerordentliche Schwierigkeiten erwuchsen dem Organisationskomitee daraus, daß etwa 14 Tage vor dem Kongreßbeginn erst 105 Mitgliedskarten genommen waren (während die Zahl der angemeldeten Vorträge bereits 210 betrug), d. h. über 1400 Mitglieder sich erst knapp vor Kongreßbeginn meldeten.

Die Vorträge wurden in drei allgemeinen Sitzungen und sieben Sektionen abgehalten; die letzteren enthielten: *A.* Hygiene der Schulgebäude; *B.* Hygiene der Internate, schulhygienische Untersuchungsmethoden, Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel; *C.* Hygienische Unterweisung der Lehrer und Schüler; *D.* Körperliche Erziehung der Schuljugend; *E.* Krankheiten und ärztlicher Dienst in der Schule; *F.* Sonderschulen; *G.* Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schule, Hygiene der Lehrerschaft.

Der Kongreß wurde in feierlicher Sitzung von dem Protektor Sr. kgl. Hoheit Dr. med. Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern eröffnet,

welcher u. a. sagte: „Sie, meine lieben Kollegen, die so zahlreich .... herbeigeeilt sind, heiße ich innig und herzlich willkommen. Es ist eine schöne Aufgabe, die uns gestellt ist, und die heranreifende Jugend, die kommenden Generationen werden die Frucht unserer Tätigkeit genießen... Es fällt der Hygiene in der Schule die große Aufgabe zu, von dem zarten kindlichen Organismus alle möglichen Schädlichkeiten abzuhalten und ihn zu stählen gegen äußere und innere Einflüsse. Das zu beherrschende Feld ist ein überaus großes und viel Gutes und Großes ist auf diesem Gebiete schon geleistet worden. An diesem Werke... weiter zu arbeiten ist die gestellte Aufgabe. Ich bin sicher, daß dieser Kongreß neue Gesichtspunkte, neue Forschungen bringen und nur anspornend wirken wird für die in den kommenden Jahren folgenden: Denn nimmermehr gibt es in der Wissenschaft ein Stillestehen."

Die schöne und herzliche Ansprache des auf dem Gebiete der Chirurgie als Gelehrten bekannten Prinzen wurde mit begeisterten Zurufen aufgenommen. Es folgten Begrüßungen seitens des Präsidenten Prof. Griesbach, des Regierungspräsidenten Exzellenz Freiherrn von Welser, des Bürgermeisters von Nürnberg v. Jäger, dann jene je eines der Delegierten der einzelnen Staaten; für Österreich sprach Hofrat Dr. Huemer, welcher, sehr beifällig akklamiert, die Grüße des befreundeten Österreich überbrachte und mitteilte, daß die österreichische Unterrichts- und Sanitätsverwaltung dem Kongreß ein lebhaftes Interesse und die Bevölkerung die vollste Teilnahme entgegenbringen. „Wir Österreicher", sagt Redner, „begrüßen es mit lebhafter Freude, daß Ärzte und Schulmänner hier zusammenarbeiten, da Schulgesundheitspflege auch Volksgesundheitspflege bedeute." Redner schloß, auf jenes Zusammenarbeiten bezugnehmend, mit den Worten: „*Viribus unitis!*"

Nach den Ansprachen der Delegierten der fremden Regierungen sprach der gleichfalls um den Kongreß hochverdiente Vorsitzende des Nürnberger Ortsausschusses, Hofrat Dr. Stich, welcher im Namen des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege dem Prinzen-Protektor die Festschrift „Schulen und Schulgesundheitspflege in Nürnberg", einen 187 Seiten starken Band in Klein-Folio, überreichte. In der von Dr. Goldschmidt redigierten Festschrift hat eine stattliche Zahl von Mitarbeitern die einzelnen Schulkategorien mit Beibringung historischer und statistischer Daten bearbeitet (bezw. einzelne Schulen), u. zw. umfaßt die Darstellung die Gruppen städtische, staatliche, private und Fabriksschulen. Ein Kapitel über die Gesundheitspflege in Nürnbergs Schulen, gegen 80 Seiten, bildet den Beschluß des vornehm ausgestatteten, schön illustrierten Werkes, welches nicht allen Mitgliedern beim Kongresse selbst zugemittelt werden konnte, weil die Auflage (1200) nicht reichte; es wird jedoch nachgedruckt — trotzdem ein Teil des Satzes bereits abgeworfen war — und den bisher nicht bedachten Mitgliedern zugesendet werden.

Nach einigen weiteren Ansprachen beschloß Generalsekretär Hofrat Dr. Schubert den Reigen derselben und die eigentliche Kongreßarbeit wurde in Angriff genommen.

Die drei feierlichen Plenarsitzungen fanden (am 5., 7., 9. April) in dem Saale des „Apollotheaters" mit festlich geschmückter Bühne statt und sprachen in diesen Sitzungen Cohn (Breslau), Johannessen (Kristiana), Le Gendie (Paris), Sickinger (Mannheim), Hueppe (Prag), Liebermann (Budapest), Kerr (London), Skvortzow (Charkow). Von diesen Vorträgen wird, soweit sie die Mittelschule tangieren, im nachfolgenden einiges berichtet werden. — Die Sektionssitzungen wurden in den geräumigen Hörsälen der eben erbauten, bis dahin nicht benutzten Neuen Industrieschule abgehalten, wo auch die Ausstellung sehr gut untergebracht war.

Die nachfolgenden Zeilen bringen einiges aus den wie gesagt im ganzen 161 Referaten und Vorträgen und der zugehörigen Diskussion u. zw. schon mit Rücksicht auf die Teilung in Plenar- und Sektionssitzungen oft ohne Rücksicht auf die zeitliche Andordnung der Reden auf dem Kongresse selbst. — Es ist aus verschiedenen Gründen untunlich, hier einen umfassenden Extrakt des Wissenswertesten aus dem Gesprochenen darzubieten: erstens war es naturgemäß unmöglich, in den sieben gleichzeitig tagenden Sektionen zu sein — wozu übrigens für den Ref. noch Sitzungen des internationalen Komitees und des Allgemeinen Deutschen Vereines für Schulgesundheitspflege kamen —, zweitens würde, falls das Material vorläge, der hier verfügliche Raum nicht entfernt langen, um über alles Wissenswerte kurz zu referieren, drittens kamen Themen zur Verhandlung, welche die niederen Schulen oder auch die Sonderschulen im besonderen betrafen, daher den Lesern dieser Zeitschrift schwerlich Interessantes böten. Gerne hätte Ref. speziell über das von den Angehörigen der österreichischen Mittelschulen vorgebrachte genauer referiert — aus dem ersten der oben angeführten Gründe wird dies nicht immer möglich sein: man wolle daher den guten Willen für die Tat nehmen, wo die Kräfte fehlen. Übrigens wird ein umfang- und inhaltsreicher offizieller Kongreßbericht erscheinen und allen Mitgliedern gratis zugehen. Andere Interessenten als die Mitglieder, z. B. Lehrerbibliotheken, werden den Bericht käuflich haben können; der Preis desselben läßt sich vielleicht heute noch nicht bestimmen, doch dürfte es sich empfehlen, eine Vormerkung beim Redaktionskomitee in Nürnberg zu nehmen.

Schulhaus. Über Hygiene des Schulgebäudes referierten Prof. Dr. med. Blasius und Stadtbaumeister Osterloh, beide aus Braunschweig, indem sie in eingehender Weise eine übersichtliche Darstellung jener Forderungen gaben, welche in jedem größeren Werk über Schulhygiene nachgelesen werden mag. Auf die Details kann hier nicht eingegangen werden, da der Abdruck der Thesen zu diesem umfangreichen Kapitel allein mehrere Druckseiten füllen möchte. Prof. Nußbaum der technischen Hochschule in Hannover trat für die Verwendung niedrig temperierter Heizkörper in Schulzimmern ein, sowohl wegen der Nachteile zu intensiver Wärmestrahlung als wegen der sonst leicht entstehenden Produkte der trockenen Destillation des Staubes — also große, mild erwärmte Heizflächen, und besprach die in Betracht kommenden besonderen Arten der Beheizung.

H. Th. M. Meyer, I. Vorsitzender der Hamburger Schulsynode, sprach über transportable Schulbaracken als Schulstätten der Zukunft. Allerdings hat die Baracke ganz besonders für die Volksschule Bedeutung, dennoch möge die Sache auch hier gestreift werden, denn es ist fraglos, daß sie gelegentlich für Mittelschulen ein wichtiger Notbehelf sein kann, um vorübergehend der Platznot im Handumdrehen abzuhelfen. Die geringen Kosten, die leichte Transportierbarkeit und rasche Aufstellbarkeit möchten es empfehlen, eine oder die andere Baracke vorrätig zu halten, um sie im Bedarfsfalle für ein oder ein paar Jahre zu verwenden. Die Industrie hat bereits eine ganze Anzahl Barackensysteme in Europa und Amerika auf den Markt gebracht und die lebhafte Konkurrenz hilft zur Vervollkommnung und Verwohlfeilung. Die Diskussion war dem Gedanken häufigerer Verwendung der transportablen Schulpavillons günstig. Vom hygienischen Standpunkte ist gegen die Verwendung schwerlich etwas Ernstes einzuwenden.

Ingenieur Hegedüs (Budapest) sprach über die dortigen Fortschritte und Leistungen im Schulbau, der Nürnberger städtische Oberbaurat C. Weber ließ seinen Vortrag über die Nürnberger Schulbauten fallen: er durfte es mit dem Hinweis auf die Festschrift und auf die Ausstellung der Stadt, d. h. deren eigene Schulhäuser tun!

Einzelne Versuche, kommerzielle Interessen besonderer Firmen zu propagieren, wurden von dem Vorsitzenden geschickt abgeschnitten.

Mit allgemeinem Bedauern wurde das tragische Schicksal des Volksschuldirektors F. Buchneder (Wien) zur Kenntnis genommen, welcher als Schriftführer des n.-ö. Landeskomitees fungiert und einen Vortrag angemeldet hatte: er war unmittelbar vor Kongreßbeginn nach einer plötzlich notwendig gewordenen Operation verschieden.

Über weitere, die Schulhausfrage betreffende Momente wird teils in den folgenden Kapiteln, teils bei Skizzierung der Ausstellung gesprochen werden.

Licht — Hygiene des Auges. Als erster Vortragender in der feierlichen Eröffnungssitzung trat, mit stürmischen Beifall begrüßt, Altmeister der Schulhygiene, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. L. Cohn (Breslau) auf den Plan, mit dem Vortrage: Was haben die Augenärzte für die Schulhygiene geleistet, was müssen sie noch leisten? Cohn hat mit seiner okulistischen Untersuchung von 10.000 Breslauer Schulkindern in den Jahren 1864—1866 die Augenhygiene in der Schule inauguriert und seither mit zähem Eifer unermüdet für dieselbe gekämpft. Die von ihm gefundenen Tatsachen sind seither durch die Untersuchungen hunderttausender Schüleraugen seitens verschiedener Forscher in einer Reihe von Ländern immer wieder bestätigt worden. Es wurde auch schon versucht, die ernste Bedeutung der Myopie herabzusetzen: sie ist leider durch witzelnde Bemerkungen nicht abzutun. Hiezu sei auch angedeutet, daß ein interessanter Vortrag, welchen der Züricher Augenarzt Dr. A. Steiger auf Grund spezialärztlicher Untersuchungen von 7736 bezüglich der Augen abnormer Schulkinder in einer Sektionssitzung hielt, recht belehrende Aufschlüsse in dieser Hinsicht darbot. Der Cohnsche Vortrag

basierte zum großen Teil auf Cohns 40jähriger eigener Arbeit und gab eine klare Übersicht über die einschlägigen Momente, ein Resumé der Augenhygiene in der Schule, betreffend Subellien und Geradhalter, Schriftfrage und Bücherdruck, Tagesbelichtung, Fenster, Vorhänge, künstliche Beleuchtung samt Vorführung einer Reihe wichtiger, jene Themen betreffender Untersuchungsapparate, wobei das reiche Demonstrationsmaterial der von Cohn in der Ausstellung zur Anschauung gebrachten Objektmasse entnommen war. Von besonderem Interesse waren die Resultate der Orbita-Untersuchungen von Hamburger (Berlin), welcher selbst in einer der Sektionssitzungen noch des genaueren hierüber berichtete. Schließlich bot Cohn eine Skizze seines jahrzehntelangen Kampfes um die augenärztliche Mitarbeit an der Schule, welche in der Forderung ausklang, es solle eine Vorprüfung der Schulbesucher im Freien (Turnplatz) stattfinden, worauf die abnormen Fälle dem Augenarzt zuzusenden wären. Das in der Sache so belangreiche Elternhaus sei durch die Schulärzte zu belehren. — Der Vortrag fand allgemeines Interesse.

Generalarzt Dr. Seggel (München) sprach über Schädigung des Lichtsinnes durch die Schule. Der auf dem Gebiete der Augenhygiene durch ausgezeichnete Arbeiten bekannte Forscher hat an zwei Mittelschul-Internaten, einem für Knaben und einem für Mädchen, Untersuchungen angestellt, welche zu dem bedeutungsvollen Resultate führten, daß durch die Kurzsichtigkeit auch der Lichtsinn leide, d. h. bei abnehmender Beleuchtung das Sehvermögen der Myopen gleichfalls unverhältnismäßig herabgesetzt ist. Seggel gelangte auf Grund seiner Untersuchungen zu folgenden Schlüssen: die weiblichen Zöglinge mit ihrem geringeren Myopenprozent und durchschnittlich geringeren Myopiegrad haben durchschnittlich besseren Lichtsinn als die männlichen. In Betreff der verschiedenen Refraktionszustände ist der Lichtsinn bei den Kurzsichtigen am schlechtesten bestellt, der Prozentsatz der Myopen mit normalem Lichtsinn ist gegenüber dem der Normalsichtigen überraschend gering. Der Lichtsinn nimmt ab mit Zunahme des Myopiegrades, auch mit längerer Dauer der Schulung, weil damit die Zahl der Kurzsichtigen und der Grad der Myopie wächst. Die Schädigung des Lichtsinnes tritt noch häufiger und anhaltender als die Herabsetzung der Sehschärfe schon mit der Entwicklung des myopischen Prozesses und bei den niedersten Myopiegraden auf und ist in den hohen Myopiegraden und der Mehrzahl der mittleren eine bleibende, bei den höheren Graden sinkt der zentrale Lichtsinn sogar bis auf $^1/_{12}$, ja $^1/_{28}$ herab.

Seggel berührte als sehr wahrscheinliche Ursache gewisse pathologische Veränderungen der inneren Augenhäute, welche Veränderungen mit der Myopie im Zusammenhang stehen dürften. — Jedenfalls hat Seggel mit seinen neuen Untersuchungen der Forderung nach einer energischen Augenhygiene in der Schule eine starke neue Stütze gegeben.

Augenarzt Dr. Neuburger (Nürnberg) referierte über Mindestforderungen bei der typographischen Ausstattung von Schulbüchern. Cohn hat bei der Untersuchung der Berliner Lehrbücher nur

16% hygienisch tadellos, 32% mehr oder weniger tadelnswert, 52% ganz ungenügend befunden, bei der Untersuchung der Breslauer Schulbücher 26, 32, 42%, Blasius in Braunschweig 15, 64, 21%, Roller in Darmstadt (Gymnasien und Realschulen) 10·5, 31·5, 58%. Schubert und der Redner haben 1882, 1893, 1898 und 1904 die Nürnberger Bücher geprüft und 1882 37, 46, 17%, 1904 25·5, 68, 7·5% konstatiert. Redner fordert, daß unter Zugrundelegung wesentlich der Cohnschen Mindestforderungen die vorhandenen Schulbücher auf ihre Zulässigkeit zu prüfen seien, da das von mancher Seite gewünschte allmähliche Vorgehen keine Remedur bringe. — Die besonders in Betracht kommenden Forderungen für Mittelschulen wären: Höhe des *n* mindestens 1·5 *mm*, Zeilendurchschuß 2·5 *mm*, Dicke der Grundstrichelemente 0·3 *mm*, nicht über 100 *mm* Zeilenlänge, ferner gewisse Bedingungen hinsichtlich Papier, Druckerschwärze und Druck. Der naturgemäß zu erwartenden Verteuerung der Bücher könnte größtenteils durch Kürzung des Inhaltes begegnet werden. — Eine interessante Illustration hiezu bildete in der Ausstellung die Sammlung von Schulbüchern, welche vom hygienischen Standpunkte als einwandfrei, als zwar noch angängig aber nicht einwandfrei und schließlich als auf den *Index prohibitorum* gesetzt figurierten.

Prof. Dr. M. Gruber (München), der leider aus Wien geschiedene Professor der Hygiene, sprach über Normen für Tageslichteinfall in Schulen und erörterte kritisch und präzis die bisher von der Forschung und Technik hiezu beigebrachten Materialien; die wesentlichen Details hier zu reproduzieren, dürfte die Leser dieser Zeitschrift wahrscheinlich nicht interessieren.

Prof. der Hygiene Dr. Praußnitz (Graz) sprach über die Indirekte (diffuse) Beleuchtung der Schulzimmer und referierte über seine eigenen genauen und kritischen Untersuchungen. Es sei hiezu nur kurz bemerkt, daß die indirekte künstliche Beleuchtung jedenfalls die beste für Schulzimmer ist. Hiebei wird von der rein weiß zu haltenden Decke das durch blank zu haltende Schirme nach oben geworfene Licht als zerstreutes den Schülerplätzen zugeführt, welche derart, analog wie bei Tageslicht, eine schattenlose Beleuchtung erhalten, deshalb sehr wichtig, weil an zahlreichen Stellen des Schulzimmers bei der direkten künstlichen Beleuchtung Kopf-, Körper- und Handschatten gerade dem Arbeitsobjekt, welches ja gut beleuchtet sein soll, das Licht benehmen.

Der ehemalige Direktor des Moskauer hygienischen Institutes, Prof. Erismann (Zürich), sowohl durch seine schulhygienischen Forschungen wie als Redakteur der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" rühmlichst bekannt, sprach über seine Tageslichtmessungen bei verschiedener Orientierung der Lehrzimmer und belegte die Tatsache der zwar absoluten Kleinheit aber relativ hochgradigen Gleichmäßigkeit der Belichtung von *N*, die ihm immer noch absolut ganz ausreichende Werte ergeben hatte, sowohl nach Tages- und Jahreszeit, wie auch hinsichtlich der Zimmertiefe durch exakte, lehrreiche Ziffern und übersichtliche Diagramme. Natürlich wurde die alte Meinungsdifferenz hinsichtlich der Orientierung nicht behoben: es handelt sich eben um einen ganzen

Komplex von Einflüssen und wenn das *N*-Licht durch seine Gleichmäßigkeit und die Entbehrlichkeit der Vorhänge mit ihren schlimmen Seiten Vorteile bietet, so hat doch wieder die direkte Insolation bedeutende gesundheitliche Werte in anderen Hinsichten. Selbstredend wurden alle diese Momente in der lebhaften Debatte, welche der anregende Vortrag Erismanns auslöste, zur Sprache gebracht. Interessant war die Bemerkung von Dr. Schneider, betreffend Ornamentglas mit dessen Anwendung bei Besonnung diffuse Belichtung zu erreichen sei, was freilich hinsichtlich der praktischen Anwendbarkeit dieser Glassorte für die Schulverhältnisse noch nicht genügend geklärt ist: vielleicht gelingt es doch noch durch eine vollkommen zweckmäßige Abblendungseinrichtung einmal eine allseitig befriedigende Lösung der strittigen Frage zu erreichen.

Eine ganze Reihe wertvoller Behelfe ist bereits für die Lichtmessung in Schulen erfunden worden; dahin gehört besonders das Photometer und der Raumwinkelmesser von Prof. Leonh. Weber (Kiel). Ziemlich aussichtslos scheinen die Versuche, mit Zugrundelegen der Farbenänderung lichtempfindlicher Substanzen zum Ziele zu kommen. Das Webersche Photometer hat nur einen Nachteil: den hohen Preis. Baurat Wingen (Bonn) sprach über sein neues, wohlfeiles Photometer für rohere Helligkeitsmessungen („Helligkeitsprüfer“, Preis 26—30 Mk., Fabrik Max Wiese, Charlottenburg), welches wohl nicht fehlerfrei ist, aber für praktische Schulzwecke genügen kann, da es für die Bestimmung der Grenzen von mehr als 50 Meterkerzen Helligkeit (gut beleuchteter Platz) 50 bis 10 *MK* (mittelmäßig) unter 10 *MK* (zur Arbeit nicht genügend beleuchteter Platz) ausreicht.

Luft. — Hygiene der Atmung. — Gehör. In der dritten Plenarsitzung sprach der Medical Officer of Health der Londoner School Board über das Notwendigste in Beziehung auf Ventilation der Schulräume. Kerr gab eine abgerundete Darstellung des Hiehergehörigen, ausgehend von den biologischen Tatsachen und Forschungsresultaten; die Rolle, welche die Heizung bei der Ventilation spielt, die Luftbewegung im geschlossenen Raume, wurden in Erörterung gezogen und die verschiedenen technischen und mechanischen Behelfe besprochen. Der ganze Vortrag wurde durch eine lange Reihe illustrativer Skioptikonbilder unterstützt.

Dipl. Ingenieur M. Sakuta (Moskau) sprach über Ventilation der Schulen mittels des Luftverteilungsfilters des Ingenieurs S. Timochowitsch, welcher die Außenluft durch Öffnungen in den Außenwänden über ein Filtertuch führt, das unter der Decke des Schulzimmers in geringem Abstand von derselben angebracht ist. Dadurch soll bewirkt werden, daß die Luft ununterbrochen und ohne Zugserscheinungen fein verteilt unmittelbar durch die Poren des Filtertuches eintritt und dabei Zeit hat, sich zu erwärmen, ferner den Staub verliert. Das Filtertuch kann leicht abgenommen und gereinigt werden. Die Vorrichtung würde natürlich entsprechendes Abströmen der Zimmerluft durch Kanäle voraussetzen, was allerdings durchführbar ist. Wie die Einrichtung sich bewährt, wenn viel Wärme liefernde Beleuchtungskörper im Zimmer angebracht

bezw. benutzt werden, ist dem Ref. nicht bekannt. Sie war in einem kleinen Modell in der Ausstellung zu sehen und im großen in einem der Arbeitszimmer des Kongreßhauses angebracht.

Über das Atmen der Schuljugend wurde in den Sektionssitzungen mehrfach gesprochen und debattiert. In der Tat ist diese so wichtige Aktion des Organismus bei der Schuljugend stark beeinträchtigt, nicht allein durch die Qualität der Schulluft und die dauernde körperliche Ruhe in noch dazu oft ganz verfehlter Sitzhaltung, sondern auch durch die bei angestrengter geistiger Tätigkeit an sich vorkommende Herabsetzung.

Realschul-Direktor W. Winkler (Wien) wies darauf hin, daß er in einer 30jährigen Schulpraxis immer wieder die Erfahrung gemacht habe, daß die Jugend bei der Lehr- und Lernarbeit viel zu schwach, bei der körperlichen Betätigung aber oft bedenklich lange viel zu heftig atme. Durch Aufnahme der Atemgymnastik in den Kreis der körperlichen Erziehungsmittel und Angliederung derselben an das Turnen, Jugendspiel u. dgl. könnte nach den langjährigen Erfahrungen Winklers diesem Übelstand begegnet und der hygienische Erfolg der Leibesübungen gesteigert werden. Diese Atemgymnastik bestünde wie unter der Voraussetzung hygienisch einwandfreier Begleitumstände: Freiluft, Freilicht — in sekundenlangem Einatmen, Anhalten, Ausatmen. Besondere Beachtung verdienten die Schüler mit behinderter Nasenatmung. Das plötzliche Übergehen eines normal durch die Nase atmenden Knaben zum Mundatmen bei körperlicher Überanstrengung sei eine Art Warnungssignal, auf welches hin der Lehrer den Schüler auffordern solle, die Hitze und Hast der körperlichen Leistung solange zu mäßigen, bis die normale Nasenatmung in ihre Rechte tritt.

Dr. med. W. F. Unia Steyn Parvé (Brummen, Holland) betonte die prophylaktische Bedeutung des Atmens gegen die Lungentuberkulose, die desinfizierende Wirkung derselben, und forderte aus diesem Grunde sorgfältige Atemgymnastik — eine Art Atmungsunterricht.

Turnlehrer Max Guttmann (Wien) berichtete über Die Vitalkapazität unserer studierenden Jugend. Er führte die Resultate seiner Messungen des Brustumfanges bei tiefster Inspiration und stärkster Exspiration an zusammen 246 Individuen des Lebensalters von 1—20 Jahren (außer den kleinen Kindern Privatschülern) vor, wobei er andere verwandte Untersuchungen und speziell jene, welche an Schulen in Österreich vorgenommen worden waren, in den Kreis der Betrachtung zog (Theresianum in Wien, Staatsrealschule Rakonitz) und seine eigenen tabellarisch zusammengestellten Resultate des Näheren erläuterte.

Der als Forscher auf dem speziellen Gebiete wohlbekannte Sanitätsrat Dr. M. Bresgen (Wiesbaden), welcher viel über behinderte Nasenatmung gearbeitet hat, besprach die hauptsächlichsten Erkrankungen der Nasenhöhle, Rachenhöhle und der Ohren bei Kindern, sowie die Bedeutung dieser Leiden für die Schule. Für diese Gruppe von Erkrankungen sind gewisse Leidenszustände der Nase, welche mit Verschwellungen in derselben verknüpft auftreten, von großer ursächlicher

Bedeutung. Der bei den Kindern so überaus häufige frische Schnupfen leitet verschiedene hierhergehörige Erkrankungen ein, die „Stockschnupfen" genannte Verschwellung der Nasenwege löst selbst bei geringen Graden häufig Stirndruck, Kopfschmerz usw. aus. Der steigende Kopfdruck macht die Kinder unfähig aufmerksam zu sein, die Gedanken anhaltend einem bestimmten Gegenstand zuzuwenden. Das Kind denkt eigentlich an nichts und macht den Eindruck der Schwerhörigkeit, die auch als natürlicher Folgezustand oft vorliegt. Die dann vorwiegende oder ausschließliche Mundatmung hat eine Reihe gesundheitlicher Nachteile zur Folge.

Prof. Dr. med. Denker (Erlangen) hat 4716 Schulkinder hinsichtlich der Hörfähigkeit und früher vorhandener Gehörleiden untersucht und bei za. 25% pathologische Zustände gefunden, während eigentlich nur 56% die als vollkommen normal geltende Hörweite aufweisen. Die Untersuchungen Denkers haben wieder gezeigt, was seine Vorarbeiter konstatiert hatten: das häufige Vorkommen von Defekten auch in dieser Richtung. Ist die ganze Frage, samt den Konsequenzen, welche Redner zog, in erster Linie für die Volksschule von Belang, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß diesbezügliche Untersuchungen der Mittelschüler gewiß auch wichtige Momente für die Rücksichtnahme auf einzelne zutage fördern möchten und in dieser und anderen Hinsichten wenigstens die Untersuchung der in die Mittelschule Eintretenden gewiß von Wert wäre.

Körperliche Übungen. Das Referat von Dr. F. A. Schmidt (Bonn), des durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über körperliche Erziehung rühmlichst bekannten Fachmannes, entwickelte die prinzipiellen Gesichtspunkte zur Frage „Turnen und Jugendspiele", unterstützt vom städtischen Turninspektor Möller (Altona) als Praktiker. Schmidt führte aus, daß zwischen den einzelnen Übungsarten, die im Schulturnen vorkommen, tiefgreifende Verschiedenheiten bezüglich des Einflusses auf Körper und Geist bestehen. Die Frei- und Gerätübungen des Turnens bilden der Hauptsache nach die Muskel- und Nervengymnastik, in den sogenannten volkstümlichen Übungen, dem Laufen, Springen, Werfen sowie den Spielen steht dieser die gleichwichtige Lungen- und Herzgymnastik gegenüber. Dem Spielbetrieb stehen allerdings nicht bloß mancherlei materielle Schwierigkeiten, sondern auch die in den altgewohnten Bahnen verbleibenden Anschauungen entgegen. Leider ist die Technik in den natürlichen und Spielübungen noch nicht so weit ausgebildet wie in den Kunstübungen; Schmidt tritt für die Ausbildung der feineren Spiele und für eine gründliche Pflege der Spiele bei der Turnlehrerausbildung ein; in der Tat scheint hier der Angelpunkt zu liegen. — Schmidt bekämpfte den weit verbreiteten Formalismus, der dazu führt, auf die Quantität der Übungsformen mehr zu achten als auf die Qualität der Ausführung. Bestimmt wendete sich der Redner gegen die Unterstellung, als ob die Kraft-Turnübungen mehr geeignet seien, die erziehliche Aufgabe der Schule erfüllen zu helfen, denn die natürlichen Freilicht- und Freiluftübungen. Den Lauf- und Sprungübungen wohnt kein geringerer Erziehungswert inne, als den Frei- und Gerät-

übungen. Redner besprach schließlich die Leibeserziehung des weiblichen Geschlechtes, für welche er mehr Berücksichtigung des gesundheitlichen und physiologisch begründeten Bedürfnisses wünscht.

Schularzt Dr. Samosch (Breslau) berichtete über den Einfluß der in Breslau üblichen Jugendspiele auf die Herztätigkeit und der Arzt der berühmten Rugby-Schule bei London, Dr. Clement Dukes, bekannt auch als Verfasser eines vortrefflichen Handbuches der Schulhygiene, besprach die Organisation der physischen Erziehung der Jugend überhaupt: es ist nicht ohne Interesse, daß in dem bezüglich der Spiele der Jugend so außerordentlich vorgeschrittenen England manche Klage ganz ähnlich klingt, wie jene, die bezüglich der Verhältnisse auf dem Kontinent vorgebracht werden.

Der Krakauer Professor der Hygiene Dr. O. Bujwid sprach über Physische Arbeit als Erziehungsagens und wies auf die abnehmende Muskelkraft der studierenden Jugend hin. Sexuelle Frühreife, verdorbene Zähne, Schwächungen des Augenlichtes, seien alltägliche Erscheinungen. Dagegen existiert nur ein wichtiges Erziehungsagens: physische Arbeit der Jugend, auch in Gewerbe und Landwirtschaft. Diesbezügliche Versuche seien bereits an mehreren Schulen unternommen und die angeratenen Mittel von ihm an seinen eigenen Kindern erprobt worden.

Von großem Interesse waren die Ausführungen des Erziehungssekretärs F. Zollinger (Zürich) über Die körperliche Erziehung der Jugend in der Schweiz. Während die einzelnen Kantone hinsichtlich der Einrichtung des Unterrichtswesens fast unabhängig sind, fordert bezüglich der körperlichen Erziehung die schweizerische Militärorganisation (1874, Art. 81): die Kantone haben dafür zu sorgen, daß die männliche Jugend vom 10. Altersjahre bis zum Austritt aus der Primarschule durch einen angemessenen Turnunterricht auf den Militärdienst vorbereitet werde. — Jährlich sind (seit 1883) mindestens 60 Stunden hiezu zu verwenden, wobei das Turnfach bezüglich der Schulordnung, Disziplin, Absenzen Prüfungen usw. den übrigen obligaten Fächern gleichzustellen ist und die Gemeinden für mindestens 8 m^2 Fläche auf jeden Schüler einer gleichzeitig zu unterrichtenden Turnabteilung zu sorgen haben, sowie analog für mindestens 3 m^2 Fläche eines entsprechenden geschlossenen Raumes. Allerdings ist dieser Forderung hinsichtlich der offenen Plätze speziell in bergigen Gegenden noch nicht überall entsprochen. Bezüglich der Dispens vom Turnunterricht ist seit 1878 eine Reihe von definierten Funktionsstörungen und Kränklichkeitszuständen als maßgebend spezifiziert. Eine eidgenössische Verordnung desselben Jahres fordert, daß das Turnen in den Lehrerpatenten für die Volksschule dieselbe Stelle einnehme wie jedes andere obligatorische Unterrichtsfach. Die eidgenössische Verordnung besagt ferner: „An Stelle der regelmäßigen Turnstunden und der Spiele ist bei entsprechender Witterung Baden und Schwimmen, Eislauf, Schneeballwerfen, Schlitteln usw. natürlich unter Beobachtung der notwendigen Vorsichtsmaßregeln nicht nur erlaubt, sondern empfohlen". Für die männliche und weibliche Jugend sind ferner vom vierten Schuljahre in verschiedenen Städten besondere Spielabende auf eigenen Plätzen

organisiert. Natürlich haben auch Wanderungen, Schulreisen, Ferienkolonien (diese sind ja von der Schweiz ausgegangen: Bion in Zürich) einen entsprechenden Platz. — Eine sich dauernd haltende Spezialität der Schweiz sind die militärischen Ausmärsche und Waffenübungen der Schuljugend bis zur Bildung von Kadettenkorps; über diese Dinge sind bekanntlich die Meinungen stark geteilt — auch in der Schweiz; immerhin bestanden dort 1903 52 Kadettenkorps unter den Schülern mit zusammen 6442 Kadetten, vom Bund mit über 15.000 Frcs. unterstützt.

In einer Reihe von Städten wird von Schulwegen Schwimmunterricht in den städtischen Badeanstalten erteilt und ist es den Lehrern erlaubt, eine der beiden Turnstunden zu Schwimmübungen zu verwenden und in die Badeanstalt zu verlegen. Schulbrausebäder sind sehr verbreitet. Schlitteln hat stark zugenommen, auch bei Erwachsenen, und der Skilauf ist recht entwickelt.

In die Zeit von 16—19 Jahren fällt die dritte Stufe des freiwilligen militärischen Vorunterrichtes (Turnen, Marsch- und Schießübungen) unter sachkundiger Leitung. Die freiwilligen Schützenvereine der Erwachsenen sind so entwickelt, daß 1903 auf je 15 Einwohner ein schießkundiger Bürger entfiel, die Turnvereine so, daß auf 71 Einwohner ein Turner kam (im Deutschen Reich auf 83, in Frankreich auf 385, in Italien auf 2390); auf 470 Einwohner entfällt ein Alpenklubist. — Praktischer Hauswirtschafts-(Koch-)Unterricht der Mädchen ist bereits in einer Reihe von Städten eingeführt.

Die 1889 gegründete Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege hat in der Tat ein dankbares Arbeitsfeld vorgefunden und wird dazu beitragen, die Härte der sozialen Gegensätze zu mildern.

Prof. Jaro Pawel (St. Pölten) sprach über die körperliche Erziehung der Jugend in Österreich, wobei die Stellung der physischen Erziehung im Unterrichtsorganismus, u. zw. sowohl Turnen als die freien körperlichen Übungen, sowie die körperliche Arbeit überhaupt innerhalb des Schulbetriebes Behandlung erfuhren. Hier können nur einige Bemerkungen über die Mittelschule Platz finden. Die Jugendspiele haben namentlich an dieser recht günstige Ergebnisse geliefert, ebenso wie die Wanderungen und Schulreisen, Baden, Schwimmen, Eislauf und andere Jugendsports. Redner forderte Beschleunigung der Einführung des obligatorischen Turnunterrichts an den Gymnasien sowie der Systemisierung von definitiven Turnlehrerstellen. Die Turnlehrerbildungsanstalten seien zu reorganisieren. Pawel besprach auch die bekannten Standesfragen der Turnlehrerschaft überhaupt.

Dr. Sigm. Merkel (Nürnberg) sprach über die Erteilung des Schwimmunterrichts an Schüler. Nach Erörterung der hygienischen Bedeutung des Schwimmens führte Vortragender aus, wie auf den fakultativen Unterricht vereinzelter Schüler nach und nach der fakultative Massenunterricht im Schwimmen folgte, dann die obligatorische, zunächst versuchsweise Einführung in einzelnen Städten. Große Verdienste haben sich in dieser Beziehung Vereine in Dresden und Elberfeld erworben. Auch in Hamburg, Magdeburg und Breslau ist energisch gearbeitet

werden. In sämtlichen genannten Städten wird jetzt mit dem sogenannten Trocken-Schwimmunterricht begonnen, d. h. die Schüler müssen zunächst auf kleinen Böcken liegend die Schwimmbewegungen erlernen, erst darauf kommen sie ins Schwimmbassin und werden nach durchschnittlich 10 Lektionen Freischwimmer. Am meisten ist bisher die Verwendung von Korkgürteln zu empfehlen, aus welchen allmählich mehr und mehr Korkteile herausgenommen werden. Merkel meint, die Schwimmlektionen sollten in der Turnstunde mit dem sogenannten Trockenschwimmen beginnen und vor dem Beginn des Schwimmunterrichtes die Schüler ärztlich untersucht werden, da ja gewisse somatische Zustände vom Schwimmen jedenfalls abraten.

Infektionskrankheiten. — Pflege des Gebisses. Prof. der Hygiene Dr. F. Hueppe (Prag) sprach in einer allgemeinen Sitzung über Verhütung der Infektionskrankheiten in der Schule. Hueppe unterscheidet zunächst die Schulhauskrankheiten (Cholera, Unterleibstyphus, Ruhr), dann die eigentlichen Schulinfektionskrankheiten, die er in drei Gruppen teilt· 1. Masern und Keuchhusten, die typischen Schulinfektionen; 2. Mumps und Windpocken, endlich 3. Scharlach und Diphtherie. — Die Blattern spielen je nach Ausübung des Impfzwanges eine sehr verschiedene Rolle und sind dort, wo er streng gehandhabt wird, bedeutungslos geworden. Masern und Keuchhusten haben, weil zu einer Zeit übertragbar, in welcher die Symptome noch gar nicht hervortreten, ein explosives Auftreten, fordern öfter Klassen- und Schulschluß und drängen auch dazu, die Schülerzahl nicht über 40, allerhöchstens 50 (es sind Volksschulen gemeint!) zu steigern. Mumps und Windpocken sind bei strenger Isolierung leicht zu bekämpfen. Bei Scharlach und Diphtherie ist die Ansteckungsmöglichkeit eine lang dauernde, bei Diphtherie können auch Gesunde den Erreger führen. — Hueppe meint, daß die Desinfektion gewaltig im Wert sinken möchte durch Erziehung zur Reinlichkeit. Hinsichtlich der Tuberkulose ist ein lungenkranker Lehrer eine große Gefahr für die Schule.

Auch Dr. Le Gendre (Paris), Präsident der Ligue des médecins et des familles, der über Die Gefahren, welche Krankheiten der Lehrer für die Schülerschaft im Gefolge haben sprach, hob in dieser Hinsicht namentlich die Verbreitung der Tuberkulose unter den Lehrern hervor. Er forderte — mit Recht — entsprechende Maßnahmen zur Verhütung der Infektion von Schulbesuchern durch kranke Lehrer. Zur Disposition trägt der Zustand vieler Schullokale mit ihrer schlechten Luft, Überanstrengung und schlechte Entlohnung der Lehrer oft bei. — Unter den Schülern ist das Wohnungselend und die erbliche Disposition (Abstammung von Tuberkulosen und Alkoholikern) ein schlimmer Faktor. Die Tuberkulose kann in der Schule verschiedenartig zwischen Lehrer und Schüler übertragen werden, zum Beispiel durch bazillenhaltigen Staub, aber auch durch gemeinsame Benützung von Gegenständen wie Bleistiften, die zum Munde geführt werden, Blättern in Büchern usw. Tuberkulose Lehrer sollen baldigst in Sanatorien gebracht werden, für

verdächtige Kinder sollen an der Seeküste Anstalten mit Unterricht bestehen.

Es ist kein Geheimnis, daß phthisische Lehrer, auch an Mittelschulen bei uns, sozusagen bis zu ihrem Ende unterrichtet haben; dem Ref. ist auch ein Fall bekannt, in welchem der Diener, welcher die Ventilationseinrichtungen einer Mittelschule zu bedienen hatte, dies als Phthisiker bis wenige Tage vor seinem Tode tat. — Auch den Kollegen gegenüber mögen Lehrer vorsichtig sein und z. B. in gemeinsamen Katalogen nie blättern, indem sie die Finger an die Lippen führen.

Obzwar mehr für die Volksschule gedacht, sei doch hier flüchtig die Frage der Zahnkrankheiten der Schulbesucher berührt. Privatdozent Dr. E. Jessen und Beigeordneter Dominicus (beide Straßburg i. E.) referierten über Die Einrichtung von Schul-Zahnkliniken; die erste städtische Schul-Zahnklinik im Deutschen Reich, welche 15. Oktober 1902 in Straßburg eröffnet wurde, hatte neben der zahnärztlichen Behandlung im ersten Jahre ihres Bestehens die Resultate der Untersuchung von 4000 Kindern statistisch genau bearbeitet. Es ist ein überaus trauriges Bild, welches Jessen auf Grund der Tatsachen zu entwerfen hatte: von den Knaben hatten nur 3·1%, von den Mädchen nur 2·1% ein gesundes Gebiß, im ganzen nur 104 Kinder von 4000. — Vom 1. Oktober 1903 bis 1. März 1904, d. h. in einem halben Jahre wurden 1911 Füllungen und 2066 Extraktionen in der Straßburger Schul-Zahnklinik vorgenommen. — Soweit übrigens Untersuchungen in einer Reihe verschiedener Länder reichen, hat man überall sehr traurige Ergebnisse erhalten. Die Ursachen liegen in mangelhafter Zahnpflege, unzweckmäßiger Ernährung, Rasse, Boden, verfeinerter Lebensweise. Der üblen gesundheitlichen Folgen sind eine ganze Reihe, auch viele Störungen des Allgemeinbefindens, allgemeine Ernährungsstörungen gehören hierher. Belehrung in der Schule, unentgeltliche Untersuchung und Behandlung der Kinder von Armen, bieten die einzige Möglichkeit, diese Volkskrankheit erfolgreich zu bekämpfen.

Stabsarzt Dr. A. Sickinger (Brünn) entwickelte einen eigenartigen vollständigen Plan der Durchführung und Finanzierung einer entsprechenden Aktion; der Raum verbietet, auf die Einzelheiten desselben, welcher naturgemäß in der Volksschule einsetzen müßte, einzugehen.

Ermüdung — Überbürdung — Stundenplan. Die Erörterung der Frage einer exakten Messung der Ermüdung wurde durch ein Referat des Sanitätsrates Dr. Altschul (Prag) eingeleitet, welcher eine übersichtliche Darstellung der bisherigen Bemühungen in dieser Richtung gab und die angewendeten Methoden kritisch beleuchtete. Ganz besonders war die ästhesiometrische Methode Gegenstand der folgenden Vorträge, auch jenes des Korreferenten Dr. med. Vannod (Bern), dessen neue ästhesiometrische Untersuchungen sowie seine längst publizierten früheren zu Gunsten dieser Methode sprechen, ebenso wie jene neuen Untersuchungen, welche der Entdecker der Methode, Prof. Dr. H. Griesbach, auf dem Kongreß zum ersten Male vorführte und welche mancherlei Individuengruppen als Versuchspersonen umfaßten, so z. B. die verschieden stark in Anspruch genommenen Amtsorgane bei einer Gerichts-

verhandlung, an welchen Griesbach seine Versuche mit allen Kautelen vorgenommen hatte. Desgleichen stützen die Methode jene Versuche, über welche deren Veranstalter Inspektor der schulhygienischen Abteilung des japanischen Unterrichtsministeriums Prof. Dr. Y. Sakaki (Tokio) berichtete, dessen Mitteilungen über Resultate von Ermüdungsmessungen in vier japanischen Schulen mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Zu den verschiedenen Einwänden, welche gegen die Verläßlichkeit der ästhesiometrischen Resultate vorgebracht worden sind, gehört auch der, daß verschiedene Temperaturverhältnisse die Empfindlichkeit beeinflussen können. Der verdiente Schularzt Prof. Dr. med. A. Hertel (Kopenhagen) berichtete nun über die Resultate neuer Versuche des Schularztes Dr. Adsersen (Kopenhagen), welche einen merkwürdig ausgesprochenen gegensätzlichen Gang der ästhesiometrisch gemessenen Hautempfindlichkeit und der täglichen Kurve der Temperatur ergeben haben.

Prof. Dr. M. C. Schuyten (Antwerpen) führte aus, daß die üblichen Methoden der pädologischen Forschung sehr leicht zu falschen Resultaten führen, da im allgemeinen das Interesse, welches die Kinder dem Untersuchen selbst zuwenden, unberücksichtigt bleibt. Redner brachte zum Beweis Beispiele aus seinen rein psychologischen und psycho-physiologischen (Muskelkraft) Versuchen vor. Nur die ästhesiometrischen Experimente hätten ihm — zu seinem Erstaunen — befriedigende Resultate ergeben. Redner wolle neue Versuche zur Sache machen. Schuyten meint schließen zu dürfen, daß noch weiter experimentell untersucht werden müsse, um zu einwandfreien Schlüssen zu kommen, trotz der überzeugenden Resultate, welche seine eigenen Versuche ergeben haben.

Mit dieser Bemerkung möge die kurze vorstehende Notiz über den äußerst schwierigen Gegenstand hier abgeschlossen werden.

Nervenarzt Dr. Benda (Berlin) und Prof. Dr. phil. Schwend (Stuttgart) referierten über Das Maß der Lehrpensa und Lehrziele an höheren Unterrichtsanstalten. Benda verlangt internationale Vereinbarungen über die Lehrziele und statistische Erhebungen über die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler in Bezug auf die Höhe der Forderungen, bezw. auf die Begabung. Redner fordert die Abschaffung der Maturitätsprüfung aus hygienischen, pädagogischen und psychologischen Gründen. Die körperliche Ausbildung müsse als gleichberechtigt mit der geistigen betrachtet werden. Eine freiere Lehrverfassung solle den Übergang vom Schulzwang zur akademischen Freiheit herstellen. Daher würde es sich empfehlen, den Schulkurs mit Untersekunda abzuschließen und in den höchsten Klassen den Schülern, die sich einem gelehrten Beruf widmen wollen, eine entsprechende Wahlfreiheit bezüglich der Lehrgegenstände zu gewähren, für welche sie Begabung und Interesse haben. Korreferent Schwend forderte ähnlich eine Entlastung durch Verminderung der Lehrpensa und Beschränkung der Prüfungen.

Sanitätsrat Dr. Wildermuth (Stuttgart) sprach über Schule und Nervenkrankheiten. Auf Grund der Beobachtung von 360 Nervenkranken beiderlei Geschlechts im Alter von 6—18 Jahren erörterte Redner besonders die Frage, ob und inwieweit geistige Anstrengung in der

Schule Nervenkrankheiten verursache. Die Patienten stammten meist aus dem städtischen Mittelstande. Die Neurasthenie der Kinder zeigte im wesentlichen dieselben Züge wie die der Erwachsenen, die Symptome reizbarer Schwäche. Häufiger als bei Erwachsenen ist die Störung der allgemeinen Ernährung; in mehr als 60% der Fälle waren die Patienten von früher Jugend auch schwächlich und nervös. In 12% waren dem Ausbruch der Neurasthenie akute Krankheiten vorangegangen. Ref. meint, es wäre den Eltern dringend zu raten, rekonvaleszente Kinder um jeden Preis, selbst den des Verlustes eines Schuljahres, zu schonen! — Häufig war Krankheitsursache regelmäßiger Alkoholgenuß. Überbürdung (s. a. obige 12%; Ref.) war als die Krankheit steigerndes Moment bei vier Kindern bis zu 14 Jahren und vier jungen Leuten über 14 Jahren anzusehen, bei zwei davon trat sie auf im Anschluß an die Maturitätsprüfung. Bei den Fällen von Hysterie war erbliche Belastung in 40% vorhanden, wovon bis in die frühe Kindheit zurückgehende Schwäche nur in 22%. Geistige Überanstrengung war nur bei einem Knaben als Ursache der Hysterie anzusehen. In zwei Fällen stellte sich bei gut lernenden Kindern hysterisches Zittern, eine Art Angst beim Schreiben ein. In vier Fällen war nicht Überbürdung, aber taktlose Behandlung in der Schule Ursache der Hysterie. Einige Male wurde bei gut lernenden Kindern ein hysterischer Angstzustand vor Beginn des Unterrichts wahrgenommen. Wildermuth ist der Ansicht, daß bei Entstehung der Nervenkrankheiten im Kindes- und Jugendalter die Schule und speziell die geistige Überbürdung nur eine ganz geringe Rolle spielt: die wesentlichen Ursachen sind erbliche Belastung und konstitutionelle Anlage.

Lehrer H. Graupner (Dresden) berichtete über Schulkindermessungen in Dresden. Er hat das Verdienst, diese Messungen zur Sache des Dresdner Lehrervereines gemacht zu haben und sind 57.000 Kinder gemessen worden. Hier sei aus dem interessanten Bericht nur ein Moment erwähnt: die Kinder sind um so kleiner, je öfter sie sitzengeblieben sind — eine neue Bestätigung der Resultate Sacks in Moskau, Porters in St. Louis und weiland Schmidt-Monnards in Halle hinsichtlich des Zusammenhanges von geistiger und körperlicher Anlage.

Gymnasialdirektor Dr. Hergel (Aussig) erörterte eingehend Die Schulüberbürdungsklage im Lichte der modernen Familien- und Schulverhältnisse. Er besprach die Klagen betreffend Überbürdung der Schuljugend, Klagen, welche sich ausschließlich auf den Zeitraum des Mittelschulstudiums erstrecken. Ausschlaggebend ist der Umstand, daß jene Zeit in drei Entwicklungsstadien fällt, in das Ende der Kindheit, die Periode der Pubertät und den Beginn des Jünglingsalters, welche typische Erscheinungen schaffen, die unter anderen Umständen als abnormal gelten könnten. In der Zeit des Mittelschulstudiums macht sich auch eine wesentliche Veränderung der maßgebenden Erziehungsfaktoren geltend. Die häusliche Erziehung tritt stark zurück, die Schule rückt in den Vordergrund, die Anforderungen des Lebens treten heran. Alle angeborenen und anerzogenen Mängel des Kindes, endlich auch solche, welche durch unbesonnenes Vorgehen der Eltern heraufbeschworen werden (Abspannung

und Ermüdung infolge von Privatunterricht, Nervosität usw.) werden mit dem Schlagworte „Schulkrankheit" abgetan und ebenso allgemein als unbegründet der Schule zur Last gelegt. Die Ursachen sind aber tatsächlich in den geänderten gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen, welche ihre düsteren Schatten bis in die Familienverhältnisse werfen. Die moderne Zeit steht unter dem Zeichen des Weltverkehres, eines nimmer rastenden Wettrennens nach materiellem Gewinne. In dieser Hast gibt es kein Besinnen, keine Ruhe, keine Vertiefung, keine ideale Lebensauffassung — alles drängt zum Realismus. Die Folgen sind Flüchtigkeit, Zerstreuung und Oberflächlichkeit; so geht es fort vom Laufstuhl des kleinen Kindes bis zu dem eifrig gehegten Amtsschimmel; Willensstärke und Tatkraft verkümmern, Originale werden immer seltener, in den Künsten herrscht der Dilettantismus, im öffentlichen Leben politische, nationale und konfessionelle Unduldsamkeit; die verschrobensten Ideen feiern ungeahnte, wenn auch kurze Triumphe. Aus diesen Erwägungen gelangt Redner zu folgenden Schlußsätzen: 1. Eine Überbürdung der Jugend ist bei weitem nicht in so hohem Maße vorhanden als vielfach behauptet wird. 2. Die Schuld der tatsächlichen Überbürdung trifft in weit geringerem Maße die Schule als die anderen Erziehungsfaktoren, Familie und Leben. — Zur Besserung der bestehenden Übelstände macht er folgende Vorschläge: 1. Besonnene und durchgreifende Reformen auf dem Gebiete des gesamten Schulwesens. 2. Weitgehendes Entgegenkommen der Familie gegenüber den von der Schule angeregten Bestrebungen und Neuerungen. 3. Liebevolles Eingehen der Familie auf die Ratschläge des Arztes. 4. Beeinflussung der Öffentlichkeit seitens der Ärzte zur Betätigung vernunftgemäßer Grundsätze hinsichtlich der Ernährung und Lebensweise.

Oberrealschul-Direktor Dr. Hintzmann (Elberfeld) referierte über Vorzüge des ungeteilten Unterrichts: Insolange man nicht durch eine Beschränkung der Unterrichtspensen, sei es der Fächer oder des Maßes der Unterrichtsstunden, bezw. der häuslichen Arbeit, abhilft, bleibt nur übrig, die Lektionsdauer auf 45′ zu kürzen und derart den Tagesunterricht in sechs Lektionen samt Pausen innerhalb $5^1/_2$ Uhrstunden zu erledigen. Redner zeigt an der Hand von im Laufe von vier Jahren an seiner Anstalt gemachten Erfahrungen, daß der ungeteilte Unterricht 1. die Möglichkeit gibt, die Hausaufgaben während der Tagesstunden zu absolvieren; 2. Zeit für körperliche Stählung und jene Beschäftigungen gibt, welche der Anlage und Neigung des einzelnen Schülers entsprechen; 3. größere Arbeitslust und Freude an Selbsttätigkeit zur Folge hat; 4. dem Unterricht selbst größere Frische und Lebendigkeit sichert; 5. wirkungsvollere Ruhepausen zur Erholung von Körper und Geist zuläßt. Der ungeteilte Unterricht verdient daher den Vorzug und wäre wenigstens einer probeweisen Einführung kein Hindernis in den Weg zu legen. — Stadtphysikus Dr. Semerád (Jungbunzlau) sowie andere Redner sprachen gleichfalls zu Gunsten des ungeteilten Unterrichtes.

Es ist wohl unnötig, diese Frage hier ausgiebig zu erörtern, da dies schon vielfach literarisch geschehen ist. Betonen möchte Ref. nur,

daß der psychische Einfluß des zu erwartenden Nachmittagsunterrichts, wenn es sich um Studienfächer handelt, ein schwer ins Gewicht fallender Faktor ist. Die in Österreich wie im Deutschen Reiche übliche bürgerliche Tageseinteilung (zeitliche Lage der Hauptmahlzeit usw.) ist allerdings eine Schwierigkeit mehr und — ohne Konzessionen überhaupt ist, wie auf anderen Gebieten, auch auf dem der Schulhygiene ein merkbarer Fortschritt schwerlich mehr zu erreichen.

Mädchen-Erziehung; Koedukation. Hinsichtlich der weiblichen Schuljugend und des Einflusses der Frau auf Schulangelegenheiten traten Frau Kukenberg (Kreuznach) und Lehrerin Sumper (München) ziemlich bestimmt auf. Sachliches brachte besonders letztere vor, welche verlangte, daß zur öffentlichen Mädchenerziehung neben dem Rate der Männer auch der der Frauen gehört werde. In die Hand der Frauen gehöre der hauswirtschaftliche Unterricht; Frauen sollen auch Sitz und Stimme in solchen Körperschaften erhalten, die über Schuleinrichtungen zu beschließen haben. — Dies würde, auf unsere Verhältnisse angewendet, z. B. weibliche Mitglieder der Landesschulräte bedeuten. Die Behauptung, daß der Hygiene-Unterricht am intensivsten in der weiblichen Fortbildungsschule zu betreiben sei, hat gewiß viel für sich — setzt aber natürlich das Vorhandensein solcher allgemeiner, der Bevölkerung zugänglicher Fortbildungsschulen über der Volksschule voraus, welche gewiß von großem Wert wären. — Rednerin brachte verschiedenes zu dem Detail der hygienischen Belehrungen vor.

Der als Forscher auf dem Gebiete der Schulhygiene rühmlichst bekannte dänische Arzt Prof. Hertel (Kopenhagen) sprach über Koedukation in den höheren Schulen, eine aktuelle Frage, welche ganz besonders in den Vereinigten Staaten, in Dänemark, Skandinavien und Finnland in großem Maßstabe zu lösen versucht worden ist, da in diesen Ländern schon zahlreiche Koedukations-Mittelschulen bestehen. Prof. Dr. med. Palmberg (Helsingfors), welcher neben Hertel über das obige Thema referieren sollte, war leider am Erscheinen verhindert.

Hertel stellte die Behauptung auf, es sei notwendig zu untersuchen, ob die gemischten Mittelschulen in hygienischer Beziehung gefahrlos seien. Die physiologische Entwicklung ist tatsächlich bei den Knaben und Mädchen verschieden. Namentlich vor und während der Pubertätsjahre entwickeln sich die Mädchen viel schneller in Länge und Gewicht als die Knaben, d. h. ihre Entwicklung ist weit intensiver, findet aber auch früher ihren Abschluß, Störungen des normalen, physiologischen Prozesses können leicht üble Folgen fürs Leben nach sich ziehen. Erwiesenermaßen ist während der ganzen Schulzeit, besonders während der Pubertätsentwicklung, die Verbreitung der Kränklichkeit unter den Mädchen weit größer als unter den Knaben. Im 13. Lebensjahre sind in Dänemark 31% der Knaben und 51% der Mädchen von Kränklichkeitszuständen heimgesucht; ganz ähnliche Verhältnisse wurden in anderen Ländern konstatiert, wo einschlägige Untersuchungen stattgefunden haben. Das Übergewicht der Mädchen wird besonders durch Anaemie und Nervosität bewirkt; die Widerstandsfähigkeit derselben gegen krankmachende

Einflüsse ist tatsächlich in jener Zeit weit geringer als bei den Knaben, die Mädchen können nicht ohne Schaden so schwere Arbeit auf sich nehmen als die Knaben. Bei der Ordnung einer gemischten Schule müßten diese Verhältnisse eben berücksichtigt werden. Hertel fordert daher für den Fall, als die Mädchen denselben Unterricht wie die Knaben erhalten sollen, entweder Zugabe eines Schuljahres oder Erleichterung wie Ausfall einer Fremdsprache, mit dem Recht, dem übrigen Unterricht zu folgen. Für diejenigen Mädchen, welche jenen der Knaben gleichwertige Examina ablegen wollen, läßt sich eine solche Erleichterung aber schwer durchführen, sie müßten dann zwei Jahre in einer Klasse bleiben. Jedenfalls müßte der Lehrplan mit Rücksicht auf die physiologischen Verhältnisse beider Geschlechter, d. h. nicht allein auf Knaben berechnet, ausgearbeitet werden. Tüchtige Schulärzte mit Sitz und Stimme im Schulrate seien nötig, ebenso hygienische Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen, sowie Verwendung von Lehrerinnen auch in den obersten Klassen.

Gegen die Ausführungen Hertels hatten zwei Vorkämpferinnen der Koedukation in Finnland, die vieljährige Lehrerin an einer Koedukations-Mittelschule Frl. Lucina Hagmann (Helsingfors), welche in ihrem Vaterlande für Koedukation auch literarisch seit lange tätig ist, sowie Baronesse Gripenberg eine Gegenschrift eingesendet, welche von Frau v. Forster (Nürnberg) auszugsweise verlesen wurde: die Eltern dürften in Finnland häufig Mittelschule samt Maturitätsprüfung von Töchtern absolvieren lassen, ohne die Absicht, sie auf die Hochschule zu senden, wie denn ähnliches ja auch für die Knaben stattfinde, da man mit dem Maturitätszeugnis eben leichter eine Stellung in praktischen Arbeitsgebieten fände. Die Vorsteherin einer finnländischen Koedukationsschule habe kürzlich einen Bericht publiziert, wonach von 624 weiblichen Absolventen der gemischten Schule 38 das Kandidatenexamen in der Philosophie abgelegt haben, während von 565 männlichen Absolventen dies 35 taten. Um die Gesundheitsfrage einwandfrei beantworten zu können, wäre es notwendig, eine Gesundheitsstatistik zu besitzen einerseits über die Kinder, die von Müttern geboren wurden, welche eine Koedukationsschule besucht haben, anderseits über die Kinder anderer Provenienz (dieser Einwand ist in Anbetracht der erwiesenen Tatsache der größeren Kränklichkeit bei der lernenden weiblichen Jugend denn doch zu gewaltsam herbeigezogen! Ref.). Was die zahlreichen verheirateten ehemaligen Koedukationsschülerinnen betrifft, so sei die Erwerbsfähigkeit dieser eine schwerwiegende Mitgift. Da es sich um Schulen sowohl mit finnischer als schwedischer Unterrichtssprache handle, so sei, zumal in kleinen Städten, die Errichtung von separaten Anstalten für Knaben und Mädchen untunlich. Übrigens seien die Erfahrungen in der Sache noch nicht genug ausreichend, um ein abschließendes Urteil zu erlauben.

Dr. Flachs (Dresden) besprach die Hygiene der Kleidung der Mädchen, wobei natürlich das Korsett energisch verworfen wurde, welches nach Aussage des Redners 60% der Bevölkerung der höheren Mädchenschulen benutzen. Redner charakterisiert die schädlichen Konsequenzen und kommt speziell auf den Turnunterricht zu sprechen, bei

welchem das Korsett ein Unding sei, welches leider durch den Unverstand der Mütter, aber auch das schlechte Beispiel der Lehrerinnen selbst gehalten werde. Ob für Schulmädchen das Tragen des Korsetts in den Unterrichtsstunden von amtswegen verboten werden könnte? Redner zeigte Modelle von Mädchenkleidern des Dresdner Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung: gleichmäßige Verteilung der Kleiderlast auf Schultern und Hüften, Vereinfachung der Kleidung und Verringerung ihres Gewichtes. Die Kleidung ist so gestaltet, daß nach Ablegung des Rockes ein gesundheitlich ganz einwandfreier Turnanzug gegeben ist.

(Schluß folgt.)

Wien. L. Burgerstein.

Die Aufgaben des Mittelschullehrers. Ein Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1903. 64 SS.

„Je klarer und je tiefer wir (Mittelschullehrer) unsere gemeinsamen Ziele erfassen, desto kraftvoller und rückhaltloser können wir für unsere Interessen eintreten. Die ernste Erwägung unserer hohen und schweren Aufgabe scheint mir ferner das wirksamste Mittel, unsere Selbstachtung zu heben und ein kräftiges Standesbewußtsein hervorzubringen, woran es bei uns noch vielfach fehlt.... Diese Hebung des Standesbewußtseins wird aber nur dann eine wirksame und dauernde sein können, wenn wir uns endlich davon überzeugen, daß die Lösung der uns gestellten hohen Aufgaben einzig und allein von der geistigen und sittlichen Kraft abhängt, die wir Lehrer in unseren Beruf mitbringen."

Von diesem Gedanken geleitet, hielt Dr. Jerusalem, der die philosophische, psychologische und pädagogische Literatur schon mit manchem wertvollen Beitrage bereichert hat, auf dem VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien einen Vortrag über „die wissenschaftlichen, die didaktischen und die sozialen Aufgaben des Mittelschullehrers", den er mit einigen Erweiterungen in der vorliegenden Schrift veröffentlicht.

Nach einer einleitenden Betrachtung, in der er darlegt, daß sich die Aufgaben des Mittelschullehrers aus der Stellung der Mittelschule zwischen der Volksschule auf der einen, der Hochschule auf der anderen Seite, aus der Beschaffenheit ihres Schülermaterials und aus ihren Zielen ergeben müssen, wendet er sich zunächst den wissenschaftlichen Aufgaben zu. Er zeigt, welche Vielseitigkeit des Wissens der Beruf des Mittelschullehrers verlange, dem doch zugleich Gründlichkeit der Kenntnisse nicht fehlen dürfe. So schwer es auch sei, beide Forderungen zu erfüllen, so dürfe doch nie und nimmer eine Herabsetzung der wissenschaftlichen Forderungen erstrebt werden; denn auf der wissenschaftlichen Bildung beruhe die Autorität des Lehrers und seine soziale Stellung, von ihr hänge auch in allererster Linie der Erfolg des Unterrichtes ab.

Die wissenschaftliche Arbeit wird dann in eine rezeptive und eine produktive geschieden und die Bedeutung beider für den Mittelschullehrer

besprochen. Dabei findet der Verf. Gelegenheit, sich darüber zu äußern, wie an der Hochschule unbeschadet des streng wissenschaftlichen Charakters der Vorlesungen den Bedürfnissen der künftigen Lehrer mehr Rechnung getragen werden könnte. Er erörtert die verschiedenen Mittel und Wege wissenschaftlicher Fortbildung, die selbst zu besorgen den Mittelschullehrer seine mit der akademischen Bildung verbundene wissenschaftliche Autonomie berechtige. Er betont ferner die Wichtigkeit einer auf der Höhe der Zeit stehenden allgemeinen Bildung, des Verständnisses für die geistigen Strömungen der Gegenwart, der Kenntnis der wichtigsten psychologischen Gesetze und einer gewissen Vertrautheit mit der Geschichte der Philosophie. Als gemeinsame Aufgabe produktiver wissenschaftlicher Arbeit hebt er den Aufbau einer empirischen Erziehungs- und Unterrichtslehre hervor, zu dem beizutragen jeder Lehrer reichliche Gelegenheit habe.

Die einzelnen didaktischen Aufgaben werden aus der Gesamtaufgabe der Mittelschule abgeleitet, ihre Zöglinge, die sie als autoritätsgläubige Kinder von der Volksschule übernimmt, zu selbständiger geistiger Arbeit zu erziehen. Dies sei maßgebend sowohl für den Lehrplan als für den Unterrichtsbetrieb. Der Verf. würdigt den Wert der einzelnen Lehrgegenstände für die Erreichung dieses Zieles, gedenkt der Schwierigkeiten, mit denen der Geschichtsunterricht zu kämpfen hat, und tritt mit Wärme für eine größere Wertschätzung der philosophischen Propädeutik ein. Dann zeigt er, wie der Betrieb des Unterrichts auf zunehmende Selbständigkeit des Schülers hinarbeiten, den Schüler an regelmäßige Arbeit gewöhnen und in ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Leistung wecken müsse. Bei diesen Ausführungen berührt der Verf. viele pädagogische Probleme, so die Bemessung der an die Leistungsfähigkeit der Schüler zu stellenden Forderungen; die Vermeidung der Überbürdung, die das Fachlehrersystem leicht mit sich bringt; die Weckung von Selbstvertrauen und Arbeitsfreudigkeit; die Forderung, daß der Lehrer auch auf den obersten Stufen unterrichte, nicht doziere. Die Gefahr eines Unterrichts, der zu — interessant wird, veranschaulicht der Verf. in launiger Weise an einem eigenen Erlebnis. Das in jüngster Zeit viel erörterte Prüfen und Klassifizieren gibt Gelegenheit zu einer besonnenen Erwägung. Es folgen Ausführungen über die Grundlagen und Bedingungen der Autorität des Lehrers, über Technik und Methodik des Unterrichts, über die praktische Ausbildung der Lehramtskandidaten. Als gemeinsame pädagogische Aufgabe wird endlich den Lehrern die Sorge für die körperliche Entwicklung der Schüler, die Beachtung der Schulhygiene und die Förderung aller jener Veranstaltungen ans Herz gelegt, die darauf abzielen, den Körper zu kräftigen, damit er der geistigen Selbständigkeit und Regsamkeit als feste Grundlage diene und die Jugend in den Stand setze, die in der Schule gewonnenen Kräfte zum Wohle der Gesellschaft zu verwerten.

Damit ist der Verf. zu den sozialen Aufgaben gelangt, die dem „ganzen Wirken" der Mittelschule „das eigentliche und zugleich das höchste Ziel zeigen". Eine soziale Aufgabe erfülle die Mittelschule schon insoferne, als sie eine Auslese derer vollziehe, denen der Zutritt zu höheren

Berufen gewährt werden soll. Dabei seien Begabung und Fleiß in gleicher Weise zu berücksichtigen; denn der Fleiß sei eine sozial sehr wertvolle Eigenschaft. Eine soziale Arbeit liege ferner in der Aufklärung der Eltern über die Ziele der Mittelschule und über die Notwendigkeit, untaugliche Elemente von ihr fernzuhalten. Auch die Gewöhnung der Schüler an regelmäßige, selbständige Arbeit habe große soziale Bedeutung. Aber die Mittelschule müsse ihre Zöglinge auch unmittelbar mit sozialem Geiste erfüllen, also in ihnen das Bewußtsein wachrufen, „daß jeder Mensch dazu berufen ist, sein Leben dem Dienste der Gesamtheit, dem Vaterlande und der Menschheit zu weihen".

Als gemeinsamen Zug in allen Aufgaben des Mittelschullehrers findet der Verf. einen gesunden Positivismus. Wie für den Lehrer die positiven Ergebnisse der Wissenschaft wichtiger seien als verneinende Kritik, so gelte es in der Schule, das Positive in den Leistungen der Schüler, das wirklich Erlernte herauszufinden, weil sich darauf weiter bauen lasse, die Schüler in interessanter Weise positiv zu beschäftigen, ihrem intellektuellen Funktionsbedürfnis Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung zu geben, endlich durch Hinweis auf die großen positiven Ergebnisse der menschlichen Gesamtarbeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit in jedem Schüler zu wecken.

Eine zusammenfassende Schlußbetrachtung gipfelt in dem Gedanken, daß die in den vorangegangenen Ausführungen niedergelegte ideale Auffassung des Lehrberufes zugleich die wahrhaft praktische sei. „Nur wenn wir uns von innen heraus selbst unseren Wert schaffen, werden wir auch die äußere Wertschätzung erlangen, die unserem Stande gebührt. Mit dieser Wertschätzung muß sich aber auch unsere soziale Stellung heben und unsere ökonomische Lage bessern."

So behandelt denn Dr. Jerusalem in seinem wohlgegliederten Vortrage in großen Zügen die Kernfragen des Mittelschulwesens. Seine Beobachtungen wurzeln in dem festen Boden einer reichen, in vieljähriger Unterrichtsarbeit erworbenen Erfahrung und mit gutem Fuge darf er das „Recht der Wahrhaftigkeit", des freimütigen Hinweises auf bestehende Mängel für sich in Anspruch nehmen. Er darf es umsomehr, je ferner ihm jener Geist der Kritik liegt, die vor allem daraus ausgeht, fremde Fehler „mit viel Energie und noch mehr Behagen nachzuweisen", je mehr er selbst von jenem gesunden Positivismus und Optimismus erfüllt ist, der im Leben der Schule herrschen soll.

Deshalb sei das Buch, das auch durch Klarheit und Wärme der Sprache, durch manches wohlgeprägte Wort und durch launigen Humor erfreut, allen Lehrern, Direktoren und Inspektoren der Mittelschulen bestens empfohlen.

Graz. Leopold Lampel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Über das Wachstum der Schüler.

Seit dem Schuljahre 1894/5 sind am Kaiser Franz Joseph-Gymnasium in Mähr.-Schönberg die von der Firma Gebrüder Schlimp in Wien erzeugten Schulbänke in Verwendung; denselben wurde bei der Wiener Schulbank-Konkurrenz 1893 der zweite Preis verliehen. Der erste Preis wurde überhaupt nicht zuerkannt, d. h. es wurden die Schlimpschen Schulbänke, die immerhin nicht allen Anforderungen entsprachen, als die besten der vorhandenen Bänke bezeichnet. Diese haben neben einigen anderen auch den Vorzug, daß auf der Stirnseite einer jeden Bank angeschrieben ist, zwischen welchen Grenzen die Größe jener Schüler, welche sie benützen sollen, schwanken darf. Da dieses Intervall für jede Bankgröße bloß 10 *cm* beträgt, hat sich die Notwendigkeit ergeben, die Schüler zu Beginn eines jeden Semesters zu messen, um ihnen den Platz anweisen zu können. Überdies wurden sie, um für das kommende Schuljahr die Schulbänke rechtzeitig beschaffen zu können, auch am Schlusse eines jeden Schuljahres gemessen.

Durch diese Messungen gelangte die Anstalt zu einem reichhaltigen Ziffernmateriale, aus dem man sich ein Bild über das durchschnittliche Wachstum der Schüler der Anstalt machen kann. Da sich die Beobachtungen bereits auf einen Zeitraum von acht Jahren beziehen, kann der Durchschnitt als ein ziemlich verläßlicher angesehen werden, dies umsomehr als die Schülerzahl eine bedeutende ist; sie wuchs im Laufe der acht in die Betrachtung einbezogenen Jahre von 258 auf 278.

Die Rechnung ergab, daß das Wachstum der Schüler der Anstalt im Verlaufe ihrer achtjährigen Studienzeit am Gymnasium durch nachstehende Durchschnittszahlen, welche die Zunahme der Körperlänge in Centimetern ergeben, betrug:

	I. Semester	II. Semester	Ferien	Im ganzen Jahre
I. Klasse	1·8	1·9	1·4	5·1
II. "	2·2	2·4	1·8	6·4
III. "	2·5	2·6	1·8	6·9
IV. "	2·4	2·4	1·5	6 3
V. "	1·7	1·5	1·0	4·2
VI. "	0·8	0·6	0·9	2 5
VII. "	0·4	0·2	0·6	1·2
VIII. "	0·4	0·2	—	—

Demnach betrug das Wachstum in einem Monate [1]:

	I. Semester	II. Semester	Ferien	Im ganzen Jahre
I. Klasse	0·36	0·38	0·70	0·42
II. „	0·44	0·48	0·90	0·53
III. „	0·50	0·52	0·90	0·58
IV. „	0·48	0·48	0·75	0·52
V. „	0·34	0·30	0·50	0·35
VI. „	0·16	0·12	0·45	0·21
VII. „	0·08	0·04	0·30	0·10
VIII. „	0·08	0·04	—	[0·06]

Aus di:sen Tabellen geht hervor, daß das Wachstum der Schüler von der I. bis zur III. Klasse ansteigt und hier sein Maximum erreicht, daß es von der II. bis zur IV. Klasse nur eine geringe Schwankung durchmacht, von hier an jedoch stark abfällt.

Die Schüler der untersten drei Klassen wachsen im ersten Semester stärker als im zweiten. In der IV. Klasse ist zwischen dem ersten und zweiten Semester kein Unterschied zu verzeichnen. Die Schüler des Obergymnasiums hingegen wachsen im ersten Semester stärker als im zweiten. Bei den Schülern des Untergymnasiums sind also die günstigen Witterungsverhältnisse des Sommersemesters imstande, ein stärkeres Wachstum zu erzielen; bei den Schülern des Obergymnasiums hingegen gelingt dies nicht. Die Untergymnasiasten haben hinreichend Zeit, sich in der frischen Luft zu ergehen; die Obergymnasiasten hingegen sind durch die Vorbereitung für die Schule mehr an die Stube gebunden und überdies oft gezwungen, sich durch Stundengeben einen Teil ihres Lebensunterhaltes zu verdienen, so daß ihnen sehr wenig Zeit zum Spazierengehen übrig bleibt.

Die eben erörterte Tatsache zeigt völlige Übereinstimmung mit einer anderen, die ich in dem Programmaufsatze: „Die Gesundheitsverhältnisse der Schüler des Mähr.-Schönberger Gymnasiums" (Mähr.-Schönberg 1900) feststellte. Dort zeigte ich nämlich, daß die Kurve der Schülererkrankungen für die Obergymnasiasten im Monate Juni einen bedeutenden Höhepunkt zeigt, der in der Kurve für die Schüler der Unterklassen aber fehlt.

In den Ferien wachsen, wie obenstehende Übersicht zeigt, die Schüler aller Klassen viel stärker als in der Schulzeit. Nimmt man den Durchschnitt aus allen acht Klassen, so ergibt sich, daß ein Schüler in einem Schulmonate um 0·30 *cm*, in einem Ferienmonate hingegen um 0·64 *cm* wächst.

---

[1]) Nachstehende Tabelle war graphisch dargestellt auf der mit dem I. internationalen Kongresse für Schulhygiene in Nürnberg verbundenen Ausstellung zu sehen.

Mähr.-Schönberg. Dr. Karl Zirngast.

Literarische Miszellen.

Die Stellung der Frau bei den Griechen. Vortrag, gehalten den 22. November 1902 am ersten Elternabende des Schuljahres 1902/3, von Direktor Dr. Viktor Thumser, Sonderabdruck aus „Elternabende, Populäre Vorträge, gehalten an den Elternabenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien". Wien u. Leipzig, Franz Deuticke 1903. 20 SS.

Ἡ γυνὴ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ πολιτισμῷ. Α. Ἡ Ἑλληνὶς ἐν τῇ Ὁμηρικῇ ἐποχῇ, ὑπὸ Γ. Κ. Γαρδίκα, πρῴην γυμνασιάρχου. Μετατύπωσις ἐκ τοῦ ιδ' τόμου τῆς Ἀθηνᾶς. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τοῦ τυπογραφείου Π. Δ. Σακελλαρίου 1902. 107 SS.

Die erstgenannte Schrift gibt, dem Wesen eines populären Vortrages gemäß, ein allgemeines Bild von der Stellung der Frau im homerischen Zeitalter, in Sparta und in Athen, u. zw. zu dem ausgesprochenen Zwecke, aus den historischen Tatsachen für die Beurteilung der heutigen Frauenbewegung zu lernen. In einfacher, klarer und objektiver Darlegung kommt der Verf. zu dem Resultate: „Am sympathischesten wird das Bild von dem homerischen Familienleben berühren: hier steht die Frau dem Manne ebenbürtig zur Seite, verliert aber keineswegs den Sinn und das Interesse für das Hauswesen und das Familienglück; in Sparta machte man allerdings die Frau zur verständnisvollen Lebensgefährtin des Mannes, nahm ihr aber, was sie als Weib vor allem ziert, den echt weiblichen Sinn; in Athen ließ man die Frau bei der niedrigen Bildung, wie sie für die einfachen Zeiten der homerischen Epoche genügen mochte, und da der Abstand zwischen ihr und dem Manne nicht überbrückt wurde, verlor sie die Stellung als Lebensgefährtin des Mannes immer mehr und sank zur bevormundeten Haushälterin herab." Also „soll das Familienleben ein gesundes bleiben, so muß die Frau ebenbürtig dem Manne zur Seite stehen; will sie dies, so muß sie für das Leben und das Wirken des Mannes Verständnis und Interesse haben, ohne selbst darin ganz aufzugehen". „Gebt dem Manne, was des Mannes, dem Weibe, was des Weibes ist!"

Für die Mängel der homerischen Frau im besonderen — „Mängel" natürlich nur vom modernen Standpunkte aus — ist Thumser nicht blind, wenngleich er sie der Natur der Sache nach nur flüchtig berührt; was ihre Wertschätzung anbelangt, so weist er ausdrücklich darauf hin, daß „die Reinheit und Heiligkeit der monogamischen Ehe jener Zeit keineswegs so eigen war wie unseren Tagen". Umsomehr muß sein Satz befremden: „Die hohe Wertschätzung der Frau kam auch bei der Eheschließung zum Ausdruck, da sich der Mann ursprünglich seine Braut um einen hohen Preis von ihren Eltern oder ihren Vormündern erkaufen mußte." Denn da der Kaufschilling der Hauptsache nach den ursprünglichen Herren der Braut zugute kommt, so ist jene Wertschätzung eine sehr materielle. Die Braut wird gekauft, sie ist eben noch immer einigermaßen Ware, so wenig sie dies als Frau zu fühlen hat. So recht bezeichnend hiefür ist ϑ 318 f., wornach der Mann die ἔεδνα von den Eltern der Frau zurückfordern konnte, wenn diese beim Ehebruch ertappt wurde, also sozusagen nicht preiswürdig war.

Die zweite Schrift ist ein Panegyrikus auf die homerische Frau. In ausführlicher Darlegung wird im Anschlusse an ältere und neuere einschlägige Literatur ihre Stellung nach jeder Richtung hin behandelt: Die Frau als Mädchen, Braut, Gattin und Mutter; als Freie, Sklavin und Nebenweib; als Bürgerin und Priesterin; ihre körperliche und geistige Schönheit; Kleidung, Arbeit und Vergnügen; endlich ihre Namen. *Ἐν οὐδεμιᾷ περιόδῳ*, sagt der Verf. S. 394, *τῆς ἀνθρωπίνης ἱστορίας καὶ παρ' οὐδενὶ λαῷ μὴ χριστιανικῷ ἡ γυνὴ ἵσταται τόσον ὑψηλὰ καὶ εἶνε τόσον τετιμημένη ὅσον ἡ Ἑλληνὶς τῶν ὁμηρικῶν ποιημάτων* Was dem

wirklich oder möglicherweise entgegensteht, sucht der Verf. zu beseitigen. So heißt es beispielsweise von den *ἔεδνα* S. 396: *Ἡ λέξις ἕδνα ἐκ τοῦ θέματος ἐδ. (ἐξ οὗ καὶ τὸ ἐπιθ. ἡδὺς — ἥδομαι — ἡδύνω) σημαίνει οἱονεὶ ἑδανά, ἤτοι ἡδονικά, χρησιμεύοντα δηλαδὴ εἰς τὸ ἡδῦναι ἢ εὐαρεστῆσαι τῇ νύμφῃ ἢ μνηστῇ.* Helena wird entschuldigt: *Ἔσχε τὸ δυστύχημα νὰ ἀπαχθῇ ὑπὸ τοῦ Πάριδος* (S. 404); *ἡ Ἑλένη ἥμαρτε μέν, ἀλλ' αἰτία εἶνε ἡ θεὰ Ἀφροδίτη* (S. 433). Die ungetreuen Sklavinnen des Odysseus sind *θύματα ... μνηστήρων*. Bezeichnend für den Standpunkt des Verf.s sind auch seine Ausführungen über die *παλλακίδες* S. 420 ff., wo übrigens Agamemnons charakteristische Äußerung über Chryseis *Α* 113 ff. zu berücksichtigen war, über das *κρήδεμνον* S. 461 ff. und über die Tätigkeit der homerischen Frauen beim Männerbade S. 477 ff. Nicht selten wird mit Recht von Göttinnen und Heroinnen auf menschliche Verhältnisse geschlossen (es geht freilich zu weit, z. B. von Athene und den Amazonen auf die kriegerische Tätigkeit der homerischen Frau einen Schluß zu ziehen); über die Ehezwistigkeiten zwischen Zeus und Hera mußte aber dann auch ein Wort gesagt werden. Die Frau soll eben in jeder Beziehung dem Manne gleich stehen, trotz der Worte, mit denen Telemach *φ* 350 ff. (vgl. *Ζ* 490 ff.) seine Mutter in die dem Weibe gesetzten Schranken weist. Ausnahmen berechtigen nicht zur Aufstellung einer Regel.

Es liegt mir ferne, hiermit die homerische Frau irgendwie herabsetzen zu wollen; sie steht tatsächlich im Vergleiche zu ihren Genossinnen aus mancher späteren Zeit sehr hoch. Der Verf. ist mit Recht auf sie stolz und der warme Ton, der seine Schrift durchzieht, ist begründet. Aber für mich bleibt jedesmal, wenn ich mich an dieses Thema heranmache, mit Rücksicht auf die historische Entwicklung der Frauenrechte ein unklarer Rest. An der Tatsächlichkeit der Verhältnisse, wie sie ein Homer geschildert hat, ist nicht zu zweifeln; wohl aber daran, ob wir die richtigen Schlüsse ziehen. Auf eines möchte ich hier hinweisen: Der homerische Staat ist streng monarchisch-aristokratisch geordnet. Die Helden Homers sind Fürsten und deren Diener, die Gemeinfreien spielen eine untergeordnete Rolle und kommen mitunter recht schlecht weg. Die Heldinnen sind Fürstinnen und zwar, vielleicht nicht ohne Grund, sehr gering an Zahl. Darf man von diesen wenigen, sozial hochstehenden Frauen und von Verhältnissen, wie sie an Fürstenhöfen herrschen, ganz ohne weiters in jeder Beziehung auf die homerische Frau im allgemeinen schließen? Ich brauche wohl das Unstatthafte eines solchen Vorgehens nicht an Beispielen aus anderen Zeiten aufzuzeigen.

Wien. R. Weisshäupl.

Weiske G. A., Die griechischen anomalen Verba für den Zweck schriftlicher Übungen in der Schule. 12. verbesserte Auflage, besorgt von K. Weiske. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1901.

Der Umstand, daß das Büchlein bereits so viele Auflagen erlebt hat, ist allein schon ein Beweis für den Wert und die Brauchbarkeit desselben und ermöglicht es dem Ref., sich bei der Besprechung kurz zu fassen. Sowohl die Formen der Verba als auch die beigefügten syntaktischen Konstruktionen lassen, was Korrektheit und Verläßlichkeit betrifft, wenig zu wünschen übrig. Was kaum allgemein gebilligt werden wird, ist, daß bei *κεράννυμι* (Nr. 79) das Pf. *κέκρᾶκα* Aufnahme fand und daß die Formen *ζήσω* und *ἐβίωσα* (105), *θεύσομαι* und *θευσοῦμαι* (110) auf

die gleiche Stufe gestellt werden wie βιώσομαι, ἐβίων und δραμοῦμαι. Bei σκοπέω (98) sollte ferner in Klammern das den Formen σκέψομαι, ἐσκεψάμην usw. zugrunde liegende Präs. σκέπτομαι beigefügt werden, da dasselbe selbst in der Schullektüre, wenn auch vereinzelt, vorkommt. Die Gruppierung der Verba ist nicht immer besonders durchsichtig und einfach; es ist daher nur zu begrüßen, daß am Schlusse eine Tabelle beigegeben ist, in welcher die Verba in alphabetischer Reihenfolge stehen und zugleich angegeben ist, wo man jedes einzelne findet.

Von der sonstigen Korrektheit sticht die Unkorrektheit des Ausdruckes in den Überschriften zu einzelnen Gruppen und bei anderen, allerdings mehr nebensächlichen Dingen ab. Man vgl. z. B. die Überschrift zur ersten Gruppe S. 1 „Verba auf ω mit einem Nebenstamme auf έω, έομαι". Was soll man sich unter einem Stamme auf έω denken? Nicht besser ist es bestellt mit der Überschrift zur dritten Gruppe S. 6 „Verba auf νω usw. dem reinen Stamme angefügt", wo jeder Schüler entsprechend dem deutschen Sprachgebrauch „angefügt" auf „Verba" beziehen muß. Wenn ferner die Überschrift zur fünften Gruppe S. 10 lautet „Verba mit der Endung σκω, welche dem reinen Stamme angehängt wird", so stimmt das nicht bei Verben wie ἁλίσκομαι, ἀναλίσκω u. a. Bei der Anführung der Stämme wäre mehr Gleichförmigkeit erwünscht. So findet man bei den stammabstufenden Verben bald den starken, bald den schwachen Stamm an erster Stelle; man vgl. z. B. Nr. 44 ληβ, λαβ, dagegen Nr. 25 θακ, θηκ. Wenn ferner bei Verben wie γιγνώσκω (62) und πήγνυμι (75) beide Stammformen angegeben werden, warum geschieht dies nicht auch bei ἁλίσκομαι (49) und κατάγνυμι (67)? Was das letzte Verbum betrifft, so wäre die Hinzufügung der kurzen Stammform ἄγ umsomehr am Platze, als W. als Passivaorist κατεάγην angibt, was übrigens nicht ganz richtig ist, da im Attischen allerdings im Widerspruch mit der sonst für den starken Aorist geltenden Regel ἐάγην durchaus nicht selten ist. Noch einiges zur Formenerklärung. Bei der Stammform ῥωγ (76), die dem Pf. ἔρρωγα zugrunde liegt, sollte ausdrücklich angegeben werden, daß sie den Ablaut zu ῥηγ darstellt. Εἴωθα (134) läßt sich nicht aus ἔσϝοθα erklären, sondern geht auf die abgelautete Form der Wurzel ἠθ (urspr. σϝηθ) zurück (vgl. ἦθ-ος); dieses Pf. ist also wie ἔρρωγα gebildet, nur daß es unregelmäßig ει als Reduplikation hat. Bei ἕπομαι (137) ist der Stamm ϝεπ neben σεπ zu streichen. Betreffs ὀνίνημι (160) geht es nicht an zu sagen, die Form stehe für ὀνόνημι; das ι ist, da es sich um Präsensreduplikation handelt, ganz am Platze und eine Unregelmäßigkeit liegt nur darin, daß wegen des vokalischen Anlautes des Verbums die Reduplikationssilbe (νι) erst hinter dem ο der Wurzel ὀνη (ὀνα) erscheint. Zur Bedeutung der Wörter wäre zu bemerken, daß ἡβάω und ἡβάσκω (55) nicht dasselbe besagen und daß von κτάομαι (116) nicht bloß der Passivaorist passive Bedeutung hat, sondern bisweilen auch das Perfektum. Bei κελεύω endlich (112) zeigt sich insofern ein gewisser Widerspruch, als auch die passiven Formen angegeben werden, daneben aber bemerkt wird, daß das Passivum durch ἐπι-, προστάττομαι c. inf. ersetzt wird. In Wirklichkeit ist das Passivum κελεύομαι durchaus nicht ungewöhnlich.

Von Druckfehlern fielen auf 41 ὀσφήσομαι statt ὀσφρήσομαι und 134 σϝεδ statt σϝεθ; 98 fehlt der Accent auf σκοπέομαι.

Wien. Dr. Florian Weigel.

Einführung in die Phonetik und ihre Anwendung auf den ersten Sprachunterricht. Für Lehrer und Lehramtskandidaten. Von W. Trausel, Übungsschullehrer an der k. k. Lehrerbildungsanstalt zu Trautenau. Mit 2 Abbildungen und 1 Lauttafel. Wien 1902, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. VIII und 94 SS. 8°.

Ein höchst erfreuliches Buch, durchaus getragen von der Überzeugung, daß die Volksschule die Pflicht hat, den Kindern auch die gesprochene Schriftsprache zu vermitteln, die wirkliche, nicht eine Schulsprache, die im Leben keine Daseinsberechtigung hat. Knapp und klar lehrt der erste Teil die Bildung der Sprachlaute und ihre Verbindung. Der zweite Teil gibt Anleitungen für die Einführung des von der Mundart herkommenden Schülers in die nhd. Schriftsprache und für die Gestaltung des ersten Lese- und Schreibunterrichts. Inwieweit die Methode des Verfassers praktisch durchführbar ist, das zu beurteilen entzieht sich meiner Kompetenz; hoffen wir, daß es möglich ist.

Wien. M. H. Jellinek.

Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für den Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien von J. E. Mayer, Ingenieur. Heft II und Doppelheft XI/XII. Freiburg i. Br., Fr. Paul Lorenz. Leipzig.

Das erste Heft enthält die Lehre von den Kettenbrüchen, Teilbruchreihen, diophantischen Gleichungen und Einiges aus der Stereometrie. Das zweite — das Doppelheft — enthält die Kombinatorik, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, Versicherungsrechnung, das Rechnen mit den imaginären Zahlen und das Wichtigste über Maxima und Minima. Beide Büchlein sind sowohl für den Unterricht als auch zur Selbstbelehrung geeignet. Doch hätte in dem ersten der Abschnitt über die Teilbruchreihen ohneweiters weggelassen, dafür aber die Zahl der Beispiele über die Diophantischen Gleichungen um einige vermehrt werden können.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Einführung in die Elektrotechnik. Die Erzeugung starker elektrischer Ströme und ihre Anwendung zur Kraftübertragung. Von Dr. Theodor Erhard, Oberbergrat und Professor an der Bergakademie Freiberg. Mit 99 Figuren im Text. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. A. Barth 1903. Preis: Mk. 4·50.

Das vorliegende Buch, von dem Ref. gelegentlich dessen Besprechung (der ersten Auflage) sagte, daß es für die Einführung in die Elektrotechnik recht geeignet ist, hat durch die in der zweiten Auflage vorgenommenen Änderungen nur gewonnen. Diese sowie die Zusätze sind nur in geringer Anzahl vorhanden und beziehen sich auf die Ankerrückwirkung bei Gleichstrommaschinen, die sich bei Nebenschlußmaschinen anders als bei Hauptstrommaschinen gestaltet, weil bei den ersteren der Magnetisierungsstrom, der proportional der Klemmenspannung ist, bei steigender Belastung mit dieser etwas sinkt, während gleichzeitig ein Wachsen der Wirkung der Gegenwindungen eintritt; ferner sind Zusätze gemacht worden in dem von den Wechselströmen handelnden Abschnitte,

in dem z. B. die Erscheinungen der bei diesen Strömen auftretenden Resonanz aufgenommen wurden. Die Fröhlichsche Formel, welche den Zusammenhang zwischen Amperewindungen und Magnetismus angibt, ist beibehalten worden, da es dem Verf. in erster Linie darum zu tun war, die Eigenschaften der Dynamomaschinen aus der auf experimentellem Wege gefundenen Beziehung zwischen magnetisierenden Strom und Magnetismus herzuleiten und sich für diesen Zweck die bezeichnete Formel recht gut eignet. Auch andere, weniger wesentliche Änderungen und Ergänzungen sind in der neuen Auflage des Buches vollzogen worden, in dem die grundlegenden Theoreme der modernen Starkstromtechnik präzis und — soweit die elementaren Mitteln ausreichten — klar begründet erscheinen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Schülerübungen in der elementaren Astronomie. Von Dr. Paul Schlee, Oberlehrer an der Oberrealschule auf der Uhlenhorst in Hamburg. Aus der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von Otto Schmeil in Magdeburg und W. B. Schmidt in Leipzig. Heft 2. Mit zwei in den Text gedruckten Figuren. Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1903. 15 SS. 8°.

Jeder Mensch soll in Kurzem und in großen Zügen den Weg wieder zurücklegen, den die Menschheit in der Entwicklung ihrer Erkenntnis gegangen ist. Wenn für irgend ein Fach dieser Grundsatz Geltung hat, so ist es für die astronomische Geographie. Mit Berücksichtigung dieser Forderung hat sich der ganze Unterricht naturgemäß aufzubauen. Dabei soll er sich aber nicht mit Abbildungen, Tellurien, Planetarien, Armillarsphären und anderen Surrogaten der Veranschaulichung begnügen, sondern soll aus dem reinen Quell der Betrachtung und des Studiums des Sternenhimmels selbst schöpfen. Nicht an Drahtkreisen soll der Schüler den Wechsel der Jahreszeiten lernen, sondern die täglich wachsende Mittagshöhe der Sonne soll ihn vom schneeigen Winter zum grünen Mai führen. Wie anders wird das Gemüt des Knaben ergriffen, wenn er den ewigen Umschwung des glitzernden Firmamentes selbst betrachtet, als wenn sich im Schulzimmer Holzkugeln drehen.

Diesen leitenden Gedanken entsprechend macht der Verf. folgende Vorschläge, um seinem Zwecke gerecht zu werden. Man zeige den Schülern zuerst an einer halbkugelförmig gebauten Glocke aus Drahtgaze die tägliche Sonnenbahn, ihr Aufsteigen am Himmel, den Äquator, die Wendekreise, messe ferner mit einem Senklot, das der Verf. an Stelle eines frei stehenden Stabes oder Gnomons empfiehlt, ihre Mittagshöhe an verschiedenen Tagen, dadurch, daß man Lotlänge und Schattenlänge in einem beliebig angenommenen Maße in ein rechtwinkliges Dreieck zeichnet und die Winkel mit einem Transporteur abliest, und zeige ihnen schließlich, wie man mit einem solchen Lot auch schon ziemlich genau die Mittagslinie festlegen kann. Dies sind Versuche, die sich im Schulzimmer oder mindestens während der Schulzeit ausführen lassen. An diese reihe sich nun die direkte Betrachtung des Sternenhimmels, zu welcher der Lehrer die Schüler häufig des Abends zusammenkommen lassen möge. Die tägliche Bewegung derselben, bei welcher die gegenseitige Stellung der Sterne unverändert bleibt und nur der Anblick des ganzen Himmels von Woche zu Woche wechselt, zeigt die Bewegung der Sonne und den Unterschied zwischen Stern- und Sonnenzeit. Am Monde anzustellende Untersuchungen überlasse man dem Schüler selbst und erhöhe seinen Eifer

dadurch, daß man recht häufig nach den Beobachtungen fragt, sie in einem Tagebuch sammeln läßt und als Material zur Kenntnis des Laufes des Mondes am Himmel benutzt. An letzter Stelle kommen endlich die Planeten, deren Beobachtung ebenfalls durch die Schüler selbst durchzuführen und zu kontrollieren ist. Erst nachdem der Schüler ihre verschlungenen und komplizierten Bahnen am Himmel erkannt hat, komme man mit dem Kopernikanischen System. „Erst wenn der junge Mensch", zitiert der Verf. hier S. Günther, „geozentrisch zu denken gelernt hat, versteht er auch heliozentrisch zu denken".

Man kann nicht sagen, daß die hier vom Verf. erteilten Vorschläge alle neu sind, höchstens jener, der sich darauf bezieht, alle die künstlichen und fast immer sehr teueren und kostspieligen Hilfsmittel des astronomischen Unterrichtes aus diesem ganz auszumerzen und sie durch direkte Betrachtung der Sonne und des Sternenhimmels zu ersetzen. Ref. stimmt gerade diesem aus vollstem Herzen zu. Doch stellen sich seiner Durchführung große Schwierigkeiten entgegen und die zunächst zu beantwortende Frage wäre die, ob diese Schwierigkeiten nicht so groß sind, um überhaupt zum Verzicht auf diesen Unterrichtsgang zu nötigen. Jedenfalls ist hier der Lehrer in einer Kleinstadt im Vorteil gegenüber dem einer Großstadt, wenn auch der Verf. bemerkt, daß er in Hamburg seine Schüler öfters habe abends zusammenkommen lassen, dabei aber nie zu Bedenken Anlaß gefunden. In Prag z. B. wären derartige abendliche Schülerexkursionen unmöglich, sind ja doch da sogar die Maiausflüge der Schüler sistiert.

Im Interesse der Belebung des Unterrichtes in der elementaren Astronomie wäre der Abhandlung des Verf.s eine weite Verbreitung zu wünschen. Sie sei hiermit allen Kollegen aufs wärmste empfohlen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim

Zoologische Zeichentafeln von Dr. O. Vogel und Prof. O. Ohmann. Berlin, Verlag von Winckelmann & Söhne 1903.

Die vorliegenden zoologischen Zeichentafeln, die sich an den Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie von Dr. O. Vogel, Dr. K. Müllenhoff und Dr. J. Röseler anschließen, haben den Zweck, die Selbsttätigkeit der Schüler zu fördern. Dieses Ziel hoffen die Verfasser namentlich dadurch zu erreichen, daß sie den Bildern der einzelnen Tiere Fragen beidruckten, die sich dem Gange des Unterrichtes eng anschließen. Die Antwort auf diese Fragen wird durch gemeinschaftliche Tätigkeit der Schüler erarbeitet und schließlich nach dem Diktate eines einzelnen aufgeschrieben. Die Zeichnungen selbst sind entweder Habitusbilder mit punktierten Umgrenzungslinien, die von den Schülern während des Unterrichtes schrittweise, d. h. dem Gange des Unterrichtes entsprechend nachzuziehen sind oder Darstellungen verschiedener Organe, die passend zu kolorieren, den Schülern empfohlen wird. Heft 1 erschien in 9., Heft 2 in 7., Heft 3 in 5. Auflage. Heft 1 wurde überdies eine Erdkarte in Merkators-Projektion beigegeben.

Dieses Lehrmittel dient sicherlich zur Vertiefung des Unterrichtes und zwingt die Schüler, mit Aufmerksamkeit demselben zu folgen.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

39. Kindlman Thomas, Über die Betonung des griechischen adjektivischen und partizipialen Substantivs der 1. und 2. Deklination im Nominativ Singularis. Progr. des Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mähr.-Neustadt 1901.

Der Verf., von dem schon früher eine Abhandlung unter dem Titel „Über die Betonung des griechischen Nomens der konsonantischen Deklination im Nom. Sing." erschienen ist, hat sich die Aufgabe gestellt, die Substantiva der 1. und 2. Deklination nach der Stammbildung in Gruppen zu bringen, um feste Regeln für die Betonung derselben zu gewinnen. Wegen des großen Umfanges des einschlägigen Wortschatzes hat er die Arbeit geteilt und in der vorliegenden Abhandlung nur die partizipialen und adjektivischen, also die uneigentlichen Substantiva berücksichtigt. Er teilt den Stoff in drei Hauptgruppen, die nach der Beschaffenheit der Suffixe in verschiedene Unterabteilungen zerfallen, und faßt am Schlusse das Ergebnis der Untersuchung in vier Punkten zusammen. Wenn nun im zweiten dieser Punkte behauptet wird, daß die unechten Substantiva eine von der Akzentuierung der wirklichen meist abweichende Betonung haben, so ist das Urteil verfrüht, da die Untersuchung über die echten Substantiva noch aussteht. Und wenn ferner in Punkt 4 gesagt wird, daß unsere Lexika in der Betonung uneigentlicher Substantiva manche Ungenauigkeiten und Fehler enthalten, so ist dieser Vorwurf unbegründet, da die Lexika, wie wir sie haben, nur das Abbild der Überlieferung sind und anderseits es fraglich erscheint, ob man in den Dingen, die der Verf. vor Augen hat, überhaupt von Fehlern reden kann. Die Arbeit verrät Fleiß und guten Willen, hat aber keinen besonderen wissenschaftlichen Wert. Es ist eine Zusammenstellung aus lexikalischen Werken, bei der ein tieferes Eindringen in die Sache vermißt wird. Strittiges wird nicht zu entscheiden versucht und in den nicht seltenen Fällen, wo sich Abweichungen von der gewöhnlichen Betonung ergeben, wird über dieselben mit nichtssagenden Bemerkungen hinweggegangen. Man vgl. z. B. S. XI die Bemerkung: „Grammatiker, die ein und dasselbe Denominativum anders in aktiver, anders in passiver Bedeutung betonen wie *ὁ πεδητής* der Fesselnde und *ὁ πεδήτης* der Gefesselte, tun des Guten zu viel". Es ist doch gerade in solchen Fällen naheliegend, die Verschiedenheit der Betonung wegen Verschiedenheit der Bedeutung ebenso in Ordnung zu finden wie bei den Verbalkomposita auf *ος*, die bei aktiver Bedeutung die vorletzte, bei passiver die drittletzte Silbe betonen (*λιθοβόλος* — *λιθόβολος*; vgl. S. XV der Abhandlung). Wiederholt nennt er es befremdlich oder gar falsch, wenn substantivierte Adjektiva von den reinen Adjektiven in der Betonung abweichen, befremdlich aber S. XXVI auch die Übereinstimmung der Betonung in einem solchen Falle. S. VIII stimmt dem Verf. der Akzent von *εὑρετής* und *δμοτής* nicht mit der Regel, aber das letztere Wort ist ja gar nicht Oxytonon, sondern Paroxytonon. Versehen können jedermann passieren, aber ehe man ein Wort unter die Ausnahmen aufnimmt, sieht man es sich doch zweimal an. In der Annahme ursprünglicher Partizipia oder Adjektiva geht wohl der Verf. manchmal zu weit. Auch gegen die Einreihung einzelner Wörter in bestimmte Gruppen ließen sich Einwendungen erheben. Allerdings ist es da nicht immer leicht zu entscheiden, weil die Etymologie vieler Wörter nicht klar ist. Läßt man daher auch in dieser Hinsicht Nachsicht walten, so ist es doch nicht zu rechtfertigen, daß z. B. *αἰσχρόν* S. XXVI unter die mit dem Suffix *ρο-ν*, S. XXIX aber unter die mit dem Suffix *χρο-ν* gebildeten Wörter eingereiht wird, daß die Wurzel *αἰσχ* und nicht *αἰσ* (*αἰδ*) lautet, zeigen Wörter wie *αἰσχ-ύνω*, *αἴσχ-ιων*. Auch ist es rätselhaft, wie *αὐτοέχυστον* (S. XIII) unter die substantivierten Verbaladjektiva kommt. Unrichtig ist es auch,

wenn S. XXVII behauptet wird, ἀλιτρός sei durch Synkope aus αλιτητρός entstanden, u. zw. nicht bloß deswegen, weil ein Wort ἀλιτητρός gar nicht existiert — der Verf. wollte wohl ἀλιτηρός sagen — sondern auch deswegen, weil η (oder gar τη!) durch Synkope nicht schwinden kann, wenn es auch vielleicht in einer alten Auflage eines Lexikons zu lesen ist. Auf welche Stammform das mit dem Suffix ρο-ς gebildete Wort ἀλιτρός zurückgeht, zeigt der starke Aorist von ἀλιταίνω (ἀλιτ-εῖν), auf welche das mit dem gleichen Suffix gebildete ἀλιτηρός, zeigt der schwache Aorist ἀλιτῆ-σαι, der ein Präsens ἀλιτέω voraussetzt. Ähnliche Versehen finden sich noch mehr; doch es würde zu weit gehen, sie alle anzuführen. Desgleichen unterlasse ich es, die vielen Schreibfehler zu verzeichnen, die bei den griechischen Wörtern unterlaufen.

Wien. Dr. Florian Weigel.

---

40. **Herold, Dr. Franz, Ein Ausflug nach Ober-Ägypten.** Progr. des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien 1902. 68 SS.

Dem Verf. war es vergönnt, 1898 auf einer nicht ganz fünf Wochen dauernden Reise (Ende Februar und März) Ägypten bis Assuân kennen zu lernen. Wohlvorbereitet hatte er das eifrige Streben, Land und Leute und besonders die mannigfachen Kulturreste dieses merkwürdigen, so eigens gearteten ältesten Kulturlandes so viel als möglich kennen zu lernen. Was er sah und dachte und wie er das von anderen Übernommene verstand, teilt er in dem frisch und lebendig geschriebenen Aufsatze in sehr gelungener Weise mit, so daß er uns ganz zu fesseln versteht. Er vermeidet es durchaus, von den vielfältigen Beschwerden und Anstrengungen zu sprechen, die auf einer solchen Reise nicht ausbleiben; auch als Forscher, der Neues entdeckt und bringt, will er nicht auftreten, dafür verweilt er um so lieber und lehrreicher bei all dem, was aus ältester, alter und neuer Zeit für alle Zweige der Kultur und betreffs der Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner typisch oder wichtig ist. Da er seine Besprechungen und Gedanken über die Geschichte, Religion, Verwaltung, die wichtigsten Kulturzweige usw. nicht in zusammenhängender, lehrhafter Darstellung, sondern an eben in Trümmerstätten, Grabkammern und Sammlungen Gesehenes und Beschriebenes anknüpfend, in zwangloser, gleichsam vom Augenblicke erforderten Erörterung bringt, so folgen wir ihm auf allen seinen Wanderungen, Ritten und Fahrten als stille, dankbare Begleiter gerne nach Kairo, auf die Trümmerstätte von Memphis, auf das Totenfeld von Sakkâra, in die Gruft der Apisstiere, zur Pyramide des Unas, nach Heliopolis, zu den Gräbern von Beni-Hassan, nach Siut, Theben, Luksor, Karnak, Medinet-Habu bis Assuân und auf die Insel Elefantine. Gelegentlich eingestreute Beobachtungen über das Naturleben am Nil und an den alten Kulturstätten und kleine Erzählungen über Vorkommnisse auf der Nilfahrt, alte und moderne Zustände wirken auf den Leser außerordentlich anregend und erfrischend, sowie auch die reichen Gedanken, die uns auf der Rückfahrt von Assuân nach Kairo wie als selbstverständliche Ergebnisse der vorgenommenen Anschauungen und gewonnenen Eindrücke über die Erziehung des Ägyptervolkes durch seine Natur mitgeteilt werden. Der Aufsatz erzielte gewiß in hervorragender Weise den beabsichtigten Erfolg und nicht bloß Schüler des Verf.s werden sich durch ihn angeregt fühlen, in die benützte und empfohlene Literatur Einsicht zu nehmen, sondern an der Hand dieses kundigen Wegweisers vielleicht auch einst das Wunderland der Pyramiden zu besuchen.

Schlägl (Ob.-Öst.). Dr. Laurenz Pröll.

41. Prof. Fr. Nekola, Die Adelsgeschlechter in Klattau in den Jahren 1627—1747. Progr. des k. k. Realgymn. in Klattau 1902.

42. Steinmann H., Der böhmische Aufstand (1618—1620) in den Liedern und Satiren der Zeitgenossen. Progr. des böhm. Realgymnasiums in Mährisch-Ostrau 1902.

In der ersten Arbeit werden die Namen der Adeligen, wie sie in den Stadtbüchern bei den verschiedensten Gelegenheiten vorkommen, alphabetisch unter 127 Nummern geordnet, und da der Autor gefühlt hatte, daß dies keine anziehende Lektüre wäre, so hat er zur Belebung des eintönigen Materials eine Menge mit den angeführten Adelsnamen mehr oder weniger zusammenhängender Nachrichten eingefügt. Der Verf. sagt aufrichtig, seine Arbeit mache auf Vollständigkeit keinen Anspruch; er biete nur das, was er in den Stadtbüchern gelesen. Dies Bekenntnis ist auch seine Schutzwaffe gegen den Vorwurf, daß manches leicht hätte aus verschiedenen bekannten anderweitigen Quellen ergänzt werden können. Die Methode, zu den Geschlechternamen lose lokal- und kulturgeschichtliche Nachrichten beizufügen, hat selbstverständlich die Schwächen einer jeglichen Mischarbeit. Wenn wir uns nun mit der Quellenabgrenzung und mit der Methode versöhnen, dann kann beinahe alles an der vorliegenden Arbeit gelobt werden.

Die Auswahl der in der Abhandlung eingestreuten Nachrichten tangiert alle Verhältnisse des städtischen Lebens und ist wohl geeignet, das Interesse der Leser, besonders der Klattauer Studenten und ihrer Eltern, für die so ein Programm in erster Linie bestimmt ist, zu wecken In der Vorrede vermissen wir die Erklärung der rechtlichen Stellung des Adels in den mittelalterlichen Städten. Das hätte viel zum Verständnis der zitierten Vorkommnisse beigetragen. Überhaupt fehlen in der Arbeit jedwede wort- und sacherklärende Anmerkungen. Und das ist ein Fehler. Auch dem intelligenten Leser dürfte es unklar bleiben, wenn er z. B. liest, daß dieser oder jener Übertreter des Gesetzes „scharf kapitoliert“ wurde [1]).

Auf eine viel breitere Basis stellt sich die von Heinrich Steinmann veröffentlichte historische Arbeit. Der Autor will die historischen Quellen und Bearbeitungen, besonders das autoritative Werk von Gindely durch die zeitgenössische fliegende Literatur ergänzen; er will zeigen, wie die historischen Ereignisse auf die Gemüter eingewirkt haben und wie sich die Gefühle der Parteien literarisch Luft machten. Der Verfasser gibt eine knappe historische Einleitung, bietet einen zusammenhängenden Überblick der schweren Ereignisse. Diese teilt er sich in fünf Phasen ein — Defenestration, Anfang des Krieges, Die Wahl des Winterkönigs, Die Schlacht am Weißen Berge, Die Exekution. Jede Phase begleitet er mit charakteristischen literarischen Illustrationen, deren Auswahl gut getroffen. Das Ganze ist jugendlich warm dargestellt, ernst gehalten und wohl angetan, die historischen Kenntnisse der Leser zu vertiefen. Wohl darf niemand in den Liedern eine Bereicherung der Geschichte erwarten, es sind nur Reflexe der bekannten Tatsachen; auch wird wohl niemand in der literarischen Knittelversproduktion Poesie suchen. Leider arbeitet der Verf. auf Grund eines größtenteils bekannten, bereits edierten Materials. Er benützte 30 Stücke (3 lateinische, 9 böhmische und 18 deutsche); nur einige von den böhmischen und lateinischen Liedern sind dem Bücherschatze des Böhm. Landesmuseums in Prag entnommen, also gewissermaßen neu, alles übrige ist eine Reproduktion aus den Publikationen von Ditfurth, Weller, Scheible u. a. Welche Menge Lieder und Pamphlete besitzt nur das

[1]) D. h. es wurde ihm ein scharfes Kapitel gelesen.

Städtische Museum in Prag! Wir machen jedoch dem Autor keinen Vorwurf. Man muß einmal selbst erlebt haben, wie schwer es ist, wenn man auf dem Lande literarisch arbeiten will, aus der Hauptstadt Quellenmaterial zu erhalten. Kein Zweifel, der Autor hat aus dem vielen Alten und wenigen Neuen, was ihm zugebote stand, eine interessante Arbeit geschaffen. Eine Erklärung der zitierten Quelle ist ihm nicht gelungen. Der Autor meint, daß beim Einzug des Winterkönigs in Prag „eine Deputation der Handwerkerinnungen" als Taboritenheer fungierte. Die Sache verhält sich anders: Es wurden einige Hundert Leute mit Dreschflegeln bewaffnet und die hatten die Aufgabe, ehemalige Taboriten vorzustellen. Diesen theateralischen Massenauftritt hätte eine Deputation nicht zustande gebracht. Der Administrator des Prager Konsistoriums Dikastus war kein Mitrzcowinus.

Prag. Zikmund Winter.

43. Jovanovic V., Die Wasserstraßen unserer Monarchie. Progr. des Niederösterr. Landes-Real- und Obergymn. in Mödling 1903. 88 SS.

Die Arbeit ist keine Bereicherung der erdkundlichen Literatur. Sie bietet in keinem Punkte Neues. Nicht nur, daß wir das vom Verf. Gebotene in den von ihm benützten Quellen weit besser behandelt finden, wurde auch nicht immer das neueste Material herangezogen. So fanden die Veröffentlichungen des k. k. Hydrographischen Zentralbureaus in keinerlei Weise Beachtung. Die Folge davon ist, daß die vom Verf. mitgeteilten Zahlen der Verläßlichkeit entbehren. Einige Beispiele mögen hiefür genügen. Nach der genannten Quelle beträgt das Einzugsgebiet der Elbe innerhalb unserer Monarchie 51.400 km^2, nach dem Verf. aber 46.330 km^2. Für den Dnjestr sind die entsprechenden Zahlen 33.597 km^2 gegen 34.100 km^2, für die Etsch 10.723 km^2 gegen 18.896 km^2. Der Ausdruck läßt vielfach die nötige Klarheit vermissen. Die Einleitung ist umständlich, die Anordnung des Stoffes nicht immer durchsichtig. Der Inhalt steht mehrmals mit dem Titel in recht losem Zusammenhange. Auch Wiederholungen treten entgegen. Sachliche Irrtümer finden sich mehrfach. Im Flachlande ist die kürzeste Verbindung zweier Punkte keineswegs immer durch den Flußlauf gegeben, wie S. 4 behauptet, da der Fluß zur Schlingenbildung neigt. Die Länge der schiffbaren Wasserstraßen in Österreich betrug im Jahre 1901 bereits 6472 *km* (S. 5). Sätze wie die folgenden: „von den Donauquellen gelangen wir ganz leicht über den Zaberner Steig nach Frankreich" (S. 6); „die Loisach, die über den Fernpaß zum Inn bei Imst heruntergleitet" (S. 12); „jene Nagelfluh, die in das Tal eingeschnitten ist"; „der Granitzenbach führt nach Lavamünd" (S. 14); „das Gefälle der Etsch beträgt beim Quellsee 11 *m* auf 1 *km*" (S. 23) — sind Beweise von Flüchtigkeit. Wenn auch richtig gemeint, so doch geographisch tadelnswert sind auch die öfter wiederkehrenden Wendungen nach dem Muster des Satzes: „die Adler, die über die Mittelwalder Pforte mit der Glatzer Neisse in Verbindung steht" (S. 19). Das Gefälle der Flüsse wird bald in Metern, bald in Centimetern angegeben, wie es eben die benützte Quelle enthielt. Daß in letzterem Falle sogar die hundertsten Teile verzeichnet wurden, ist gewiß nicht zu billigen. Auf S. 9 wurden Zahlen, die Penck für das Jahrzehnt 1862/71 berechnete, ohneweiters verallgemeinert, auf S. 10 eine Tabelle diesem Autor entnommen ohne Rücksicht darauf, daß wir heute nach zwölf Jahren über besseres Material verfügen. Hiebei wurde das Jahresmittel einfach als normaler Pegelstand aufgefaßt, was nicht gerechtfertigt ist. Gerade an dieser Stelle hätte man eine Verwendung der Pegelbeobachtungen des

Hydrogr. Zentralbureaus erwartet. Die Sternchen in der Rubrik Passau sind unverständlich. Auf S. 10 und 11 war auch Swarowskys Arbeit über die Eisverhältnisse der Donau in gebührendem Maße heranzuziehen. Die Tabelle in der Anmerkung der letzteren Seite ist wertlos. Die Zahlen über die Wasserführung der Donau entstammen Pencks „Donau". Diese Arbeit gibt für Wien nur 1650 m^3 in der Sekunde an. Auch hier hätten die jüngsten Hydrographischen Beiträge des Zentralbureaus wertvolles Material geboten. Die Länge der Traun ist zu groß (S. 12), demnach auch das mittlere Gefälle unrichtig. Die Enns entspringt nicht am Nordfuße des Radstädter Tauern, sondern am Ostabhange des Kraxenkogels. St. Johann (S. 15) liegt nicht an der Enns, sondern an der Salzach. Der Katschbergpaß verbindet das Lieser- und Murtal. Erst der Taurachbach führt nach Tweng, von wo die Straße durch den Twengertalpaß zur Tauernhöhe emporsteigt. Durch die „Pforte von Nachod" gelangt man nicht von der Mettau zum Bober, sondern zur Glatzer Neiße (S. 19). Unrichtig ist auch, daß die Kalte Moldau „von dem Tafelberge" herabkommt. Die Warme Moldau entsteht aus dem Schwarzbache, der der Moldauquelle am Ostabhange des Schwarzberges entströmt, und der Kleinen Moldau, die nördlich von Buchwald auf den sogenannten Tafelbergen entspringt. Diese liegen nicht „jenseits der bayerischen Grenze", sondern in Böhmen (S. 19). Die Luschnitz entstammt dem Aichel- und Jägerhüttenberge, nicht der „tertiären Teichplatte" von Wittingau (S. 20). Der Fußacher Durchstich eröffnete sich selbst schon am 6. Mai 1900. Gegenwärtig ist der Diepoldsauer im Bau begriffen (S. 22). Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Bozen nicht an der Etsch liegt.

44. Schöberl Franz, Das österreichische Alpenvorland an seiner schmalsten Stelle. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1903. 23 SS.

In zwei Abschnitten, die der Natur des Landes und seinen Siedlungsverhältnissen gewidmet sind, entrollt der Verf., sichtlich durchwegs auf eigener Anschauung fußend, ein klares Bild des Alpenvorlandes zwischen Enns und Traisen. Mit großem Geschick ist aus der Fülle von Erscheinungen das für die richtige Erfassung des Landschaftsbildes Notwendige herausgehoben, so daß die vorliegende Arbeit als ein schätzenswerter Beitrag zur Landeskunde von Niederösterreich bezeichnet werden muß.

Wien. J. Müllner.

Berichtigung.

Die mir auf S. 817 des Jahrganges LIV in den Mund gelegten Worte und die hinzugefügten Bemerkungen sind teils unwahr, teils ungenau.

Wahr ist vielmehr: Weil mich der Herr Vorsitzende zu sich bitten ließ und mich — unter Hinweis auf den bedeutenden Verhandlungsstoff und die vorgeschrittene Zeit — ersuchte, mich kurz zu fassen, beschloß ich, meine Ansicht mit wenigen Worten nur anzudeuten, den vollen Wortlaut jedoch als „Reifeprüfung" zu veröffentlichen und den betreffenden Zeitschriften zur Aufnahme in die Berichte zuzusenden. Das ist auch geschehen.

Wien, im Juni 1904. Franz Dörfler.

Erwiderung.

Herr Prof. F. Dörfler beklagt sich darüber, daß seine unter dem Titel „Reifeprüfung“ nachträglich veröffentlichte Begründung in meinem Berichte nicht benützt worden ist. Prof. Dörfler ist ein nicht nur in seinem Fache, sondern auch im politischen Leben sehr erfahrener Mann. Sollte er nicht wissen, daß ein Bericht nur das enthalten darf, was in der Versammlung wirklich gesprochen und beschlossen worden ist? Glaubt er im Ernst, daß die Leitung der Zeitschrift seiner Bitte, eine in der Verhandlung nicht vorgetragene Begründung als gesprochen zu betrachten, Folge geben kann? Tatsächlich lag eine derartige Enunziation des Präsidenten nicht vor. Prüfen wir weiter, welche von mir Herrn Prof. Dörfler angeblich in den Mund gelegten Worte als teils unwahr, teils ungenau erwiesen worden sind. Daß ihm ein nicht freundlicher Empfang bereitet wurde, gibt er in der „Reifeprüfung“ selbst zu. Er schreibt: „Auf dem VIII. Mittelschultage konnte ich abermals (vgl. Abschaffung der Schulbücher. Referat von F. Dörfler, Wien XVIII., Lutherhof, 24 *h*) nicht so sprechen, wie ich wollte. Beim Aussprechen des Wortes ‘Naturgeschichte’ wurde ich bereits unterbrochen“. Die Worte in meinem Bericht S. 817: ‘Ich finde — Winkel hingestellt’ finden sich, wenn auch nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach, in seiner „Reifeprüfung“ S. 1. Auf das Begräbnis der Naturgeschichte wird S. 4 hingewiesen. Der zweite Absatz von mir steht fast wörtlich auf S. 1 und 2. So bleiben denn nur folgende Zeilen übrig: „Der Redner begründet seine Thesen unter lebhafter Unruhe der Versammlung und spricht sich für die Aufnahme der Naturwissenschaften als Prüfungsgegenstand bei der Maturitätsprüfung aus“. Selbst wenn diese Worte von mir herrührten, wäre Herr Prof. Dörfler nicht berechtigt, mir den Vorwurf der Unwahrheit und Ungenauigkeit zu machen. In Wahrheit ist in dem ganzen Herrn Prof. Dörfler angehenden Abschnitt nicht ein einziges Wort mein Eigentum. Zur Ausarbeitung des Berichtes über den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag wurden mir vom Geschäftsführer die von Stenographen aufgenommenen und von den gewählten Schriftführern redigierten Verhandlungen übergeben. Aus diesen übergab ich die Herrn Prof. Dörfler betreffende Partie ohne jede Änderung zum Druck. Sie stimmt mit der Österreichischen Mittelschule, XVII. Jahrgang, II. und III. Heft, S. 324 wörtlich überein.

Wien. J. Zycha.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zum Meier Helmbrecht.

Die Ergebnisse der bisherigen, ziemlich umfangreichen Literatur über das kulturgeschichtlich wie poetisch gehaltreiche Gedicht vom 'Meier Helmbrecht' hat zuletzt Panzer in seiner trefflichen Ausgabe [1]) zusammengefaßt, nicht ohne die Spreu sorgsam vom Weizen geschieden zu haben.

Trotzdem spuken noch immer, selbst in deutschösterreichischen Literaturgeschichten neuesten Datums [2]), die merkwürdigsten Ansichten und auch der wissenschaftlichen Vertretung der heute maßgebenden Anschauungen über Verfasser, Zeit und Ort der Abfassung dieses satirischen Epos merkt man es an, wie wenig sie sich eigentlich ihrer Sache sicher weiß. In der Tat will das Gedicht genau bei Licht besehen sein.

Seit Muffat im Morgenblatte der 'Bayrischen Zeitung' vom 8. Oktober 1863 auf einen Helmbrechtshof bei Gilgenberg, also unweit Wanghausen, im Urbar des Herzogtums Niederbayern hingewiesen hatte, war man geneigt, der Lokalisierung der Hs. *A* die Priorität zuzuerkennen.

Keinz und Schlickinger waren — allerdings nicht unangefochten — emsig bemüht, diesen Helmbrechtshof näher zu bestimmen. Schlickinger [3]) identifizierte kühn den Helmbrechtshof Muffats mit '*Helmbertis stat*' des beiläufig im J. 1240 entstandenen *Urbarium Ducatus Baiuwariae Antiquissimum* und weiterhin mit dem Helmbrechtshof im Burghausener Urbar vom J. 1581 und kam zu dem

---

[1]) Pauls Altdeutsche Textbibliothek. Nr. 11. Halle 1902.
[2]) Beispielsweise in der Deutschen Literaturkunde für österreichische Gymnasien (Wien, Hölder 1903) von J. Wiesner.
[3]) Der Helmbrechtshof und seine Umgebung. Jahresbericht des Museums in Linz, 1893.

Schlusse, der gesuchte Schauplatz des Gedichtes seien die Höfe Hartl und Bauer in der Gemeinde Gilgenberg bei Braunau[1]).

Panzer bemerkt dazu: Die Nachweisung eines Helmbrechtshofes kann noch nicht den Ausschlag geben: der Name Helmbrecht ist nicht selten und mag auch leicht im Traungau manchen Bauernfamilien und ihren Höfen geeignet haben[2]).

Das ist jedesfalls richtig, aber angesichts der Parallele mit den Vogelweidhöfen ist zu besorgen, daß lokalpatriotische Gemüter sich dabei kaum beruhigen werden.

Es ist vielmehr nötig, die Haltlosigkeit der Schlickingerschen Hypothese positiv zu zeigen. Erstlich liegt nicht der Schatten eines Beweises vor, daß die '*Helmbertis stat*' und der Helmbrechtshof der beiden Urbare in den *Monumenta Boica* identisch sind. Aber selbst wenn sie es wären, hätte Schlickinger nichts gewonnen. Die eigentliche Achillesferse liegt nämlich ganz anderswo.

Es handelt sich im Gedichte um einen Meier. Das ist aber in der urbarialen Sprache ein fester, eng umschriebener Begriff, wie jedes Handbuch der Wirtschaftsgeschichte lehrt.

Es kann also einerseits derjenige, der Wert darauf legt, einen Helmbrechtshof zu finden, nur einen Meierhof ins Auge fassen, anderseits spielt der Meier um 1250 im Wirtschaftsbetriebe eine solche Rolle, daß die Bezeichnung *villicus* niemals in den Urbaren dieser Zeit fehlt, was jeder Kundige weiß.

Es ist also vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkte ausgeschlossen, daß eines der in den genannten Quellen vorkommenden Güter, auf die Schlickinger sein Kartenhaus baut, mit dem Meierhof Helmbrechts identisch wäre.

Leichten Herzens setzt sich Schlickinger gerade über die entscheidenden Punkte hinweg: diese kleine Abgabe (die *Helmbertis stat* dient nämlich nur 30 Metzen Hafer) widerstreitet also[3]) durchaus nicht der Annahme, daß die *Helmbertis stat* der Helmbrechtshof ist. Und an anderer Stelle bemerkt er ebenso harmlos: An der Bedeutung des Wortes '*stat*' hat sich wohl bis zum heutigen Tage nichts geändert.

Beide Behauptungen sind unrichtig. Eben der kleine Dienst hätte Schlickinger darauf führen sollen, daß '*stat*' kein ganzer Hof, noch weniger eine *villicatio* sein kann.

---

[1]) Der weitere Versuch, auch die übrigen Ortsangaben der Hs. *A* näher zu bestimmen, führte Keinz und Schlickinger zu ganz unhaltbaren Etymologien und Vermutungen.

[2]) J. Strnadt verweist in seinem zu Gunsten der Hs. *B* geschriebenen Aufsatz 'Der Meier Helmbrecht und seine Heimat', Linzer Volksblatt vom 10. Jänner 1894, auf zwei Helmbrechtshöfe in der Nähe des in der Hs. *B* genannten Schauplatzes.

[3]) Schlickinger hatte sich nämlich im vorausgehenden sehr mit Unrecht gegen den Schluß von der Giebigkeit eines Gutes auf dessen Größe ausgesprochen. Das Beispiel, auf das er sich beruft, beweist nichts, weil die Urbarien sehr oft statt des Gehöftes die Ortschaft nennen, in der es liegt.

In der Tat ist '*stat*' *(area)* nach dem Sprachgebrauch mittelalterlicher Urbare ein kleineres Teilgut[1]). Und das Urbar, in dem es verzeichnet ist, erläutert ja selbst den Begriff, wenn es zum '*Helenbreht zu Timenstat*'[2]) bemerkt: '*Helenbreht von eim vierteil einer huobe...*' Also eine Teilhufe ist gemeint und dazu stimmt die geringe Dienstleistung von 1 Mutt Hafer, welche die *Helmbertis stat* gibt.

Von dem Helmbrechtshof im Burghausener Urbar des XVI. Jahrhunderts gilt im wesentlichen dasselbe, was von der *Helmbertis stat* gesagt worden ist: seine Giebigkeit entspricht nicht dem Begriffe eines Meierhofes. Vom Standpunkte der Wirtschaftsgeschichte ist demnach keiner der gefundenen Helmbrechtshöfe annehmbar. Man hat ferner vorgebracht:

Im Gedichte heißt es, der Meier gebe '*Keinem phaffen niht wan sin barez reht*'; er stand also wohl unter geistlicher Grundherrschaft und zwar nach der Sachlage unter dem Stifte Ranshofen.

Im Ranshofener Urbar aus dem XIII. Jahrhundert, das ich genau durchgesehen habe, kommt kein villicus Helmbrecht vor, wohl aber wird in dem darin eingetragenen Privilegium des Propstes Altmann (XII. Jahrh.) in der Zeugenreihe unter den ausdrücklich als zur *familia ecclesiae (Ranshofensis)* gehörig bezeichneten Männern an erster Stelle ein Helenpreht genannt, was Schlickinger entgangen ist. Trotz diesem Helenpreht ist aber an einen Meier Helmbrecht unter des Propstes von Ranshofen Krummstab nicht zu denken. Bei dem Konservativismus jener Tage müßte er im fast gleichzeitig mit der Dichtung abgefaßten Urbar aufscheinen, gerade weil es eben ein Meier war. Solche alte Sallandshöfe veräußerte man auch nicht leicht.

Unter welcher geistlichen Grundherrschaft nun unser Meier Helmbrecht gestanden hat, läßt sich nicht sagen.

Sicher ist nur, daß ein Identifizierungsversuch auf Grund der genannten bayrischen Urbare eitle Liebesmüh' ist, umsomehr, als wir, wie Panzer mit Recht bemerkt, gar nicht wissen, ob die Erzählung des Gedichtes wirklich auf einem historischen Geschehnis beruht. Damit komme ich zu einem anderen Punkte.

Schon C. Schröder[3]) hat in Helmbrechts Sohn nur einen fingierten Repräsentanten der ganz verderbten Jugend gesehen und ich gehe so weit, zu behaupten, daß die Bauernnamen Helmbrecht und Ruprecht, ebenso die Lemberslint, Chuefrezz, Slintzgaeuw usw., welche im Gedichte vorkommen, sämtlich als typische aufzufassen sind.

Ich verweise nur darauf, daß der Bauer Riepl (identisch mit Ruprecht) durch Jahrhunderte in den Intermedien der Jesuiten, auf

---

[1]) Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. I. Leipzig 1899, S. 211 ff.
[2]) *Timenstat* = *Tiemen* (Gen. von *Tiemo*) *stat.*
[3]) Heimat und Dichter des Helmbrecht. Germ. 10.

dem Aulatheater in Salzburg und in Wiener Volksstücken eine typische Bauernfigur gewesen ist[1]).

Es muß als ein müßiges Beginnen bezeichnet werden, nach urkundlich belegten Helmbrecht usw. zu forschen.

Was konnte einen Satiriker bestimmen, historische Namen einzuführen?

Die vergleichende Literaturgeschichte weist uns im Gegenteil auf Typen hin.

Es würde auch beispielsweise niemandem einfallen, den Loipperl und die Treinsch, den Jodl und das Grescherl in Lindemayrs Bauernstücken etwa aus Lambacher Grundbüchern nachweisen zu wollen.

Bestimmte Gestalten mögen und werden ja dem Dichter vorgeschwebt haben, aber genannt hat er sie sicherlich nicht, nur benannt.

Kommen wir also mit den Personennamen nicht einen Schritt weiter, so bleiben noch immer die im Gedichte genannten Ortsnamen und die kulturellen wie sprachlichen Momente als Anhaltspunkte für einen Lokalisierungsversuch bestehen.

Schlickinger glaubte, die Angaben des Gedichtes im Verein mit seinem Helmbrechtshof für das Innviertel in Anspruch nehmen zu können. Allein Panzer weist mit Recht darauf hin, daß die von Keinz und seinen Nachfolgern für die Lokalisierung der Hs. *A* vorgebrachten Argumente an sich nicht durchschlagend sind. 'Sollte die Lokalisierung der Berliner Hs. wirklich für abgetan gelten, so mußte bewiesen werden, daß die beiden Hss. gemeinsamen Angaben des Gedichtes sich nur mit der Lokalisierung von *A* vertrügen. Die von Keinz angeführten kulturellen und sprachlichen Momente erbringen diesen Nachweis nicht; denn sie erforschen nur die diesbezügliche Art des Innviertels.'

Sicher liegt in dieser Schwierigkeit der springende Punkt. Keinz und seine Pfadgenossen hätten beweisen müssen, daß die von ihnen angezogenen Ausdrücke und Angaben eben nur auf die besagte Innviertler Gegend passen.

Aber Panzer ist im Unrecht, wenn er meint, der wenig östlicher auf gleichem Sprach- und Stammesgebiet gelegene Schauplatz von *B* habe sich kulturell und sprachlich nicht durchgreifend vom Innviertel unterschieden.

Es ist nämlich zu bedenken, daß das Innviertel bis heute in der berührten Richtung deutliche Unterschiede vom Hausruck- und noch mehr vom Traunviertel aufweist. Dies ist in der Tatsache begründet, daß eben das Innviertel Jahrhunderte (bis 1779) zu Bayern gehörte und auch altbayrische Bevölkerung hat. Freilich, 'durchgreifend' sind die Unterschiede nicht, aber doch so

[1]) Vgl. über die Gestalt des Ruprecht im Volksschauspiel einen Aufsatz von M. A. Fels in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1879.

fühlbar, daß sie bis zum heutigen Tage dem Bewußtsein der Bevölkerung eingeprägt sind. Dies nebenbei.

Wichtig ist, daß nichts für *A* Entscheidendes vorgebracht werden kann.

Die Anhänger von *B* sind daher bemüht, das Gedicht für das Traunviertel zu retten. Sie können betonen, daß man die slavischen Ausdrücke *geislitz*[1]) und *glet*, die im Gedichte vorkommen, überzeugender dem Schauplatz der Berliner Hs. zuweise, da im Traunviertel sich die einstige Mischung germanischen und slavischen Elementes in den vielen windischen Orts-, Fluß- und Flurnamen und auch sonst im Wortschatze kundgibt[2]). Sie werden das umso lieber tun, als auch andere Momente zu Gunsten des Traunviertels sprechen.

Die ganze Satire vom Meier Helmbrecht atmet Neidharts Geist: es ist literarischer Kampf gegen die über den eigenen Stand hinausstrebende Meierherrlichkeit, die geistlichen und weltlichen Grundherrschaften immer fühlbarer entgegentrat. Und wo waren in unserem Lande die *geutôren*, auf die Freidanks Worte paßten:

Hôchvart twingt den kurzen man,
Daʒ er muoʒ ûf den zehen gân?

Nirgends im Lande ob der Enns gab es mehr einschildige Ritter als im Traunviertel[3]).

Und sollte es bloßer Zufall sein, daß Orte wie Reuental und Neidharting unweit dem Leubenbach der Hs. *B* an den großen Bauernverspotter erinnern?

Ferner ist L. Guppenbergers Behauptung, daß der Vers 445 *datʒ Oesterriche chlamirre* deutlich für österreichischen, nicht aber bayrischen Boden spreche[4]), noch nicht widerlegt.

Endlich ist der Boden, der einst zur steirischen Mark gehört hat, von jeher literarischen Einflüssen zugänglicher gewesen als andere Landesteile Oberösterreichs.

Der steirische Dichter Ottokar ist der erste, der aus Helmbrecht zitiert, hier im Traunviertel siegeln wiederholt die Dichtergeschlechter der Liechtenstein, Wildon und Griven Urkunden und

---

[1]) *Geislitz*, d. i. geschrotete Hafer- und Gerstenkörner, in Wasser gesotten oder in Milch breiartig gekocht, war im Traunviertel eine beliebte Speise bis ins XVI. Jahrhundert (Czerny, Zwei Aktenstücke zur Kulturgeschichte Oberösterreichs im XIV. Jahrh., Jahresbericht des Linzer Museums 1881, S. 17 und Czerny, Der erste oberösterreichische Bauernaufstand 1525. Linz 1882, S. 80).

[2]) Die slav. Bezeichnung *gortz* für ein Getreidemaß, die im Urbar von Kremsmünster aus dem J. 1299 vorkommt, ist beispielsweise nur im Traunviertel und der angrenzenden Steiermark nachzuweisen.

[3]) J. Strnadt, Die einschildigen Ritter im XIII. Jahrh. um Kremsmünster. Linzer Zeitung 1895, Nr. 154, 160, 166.

[4]) Gymnasialprogramm von Kremsmünster 1871.

das St. Pauler Neidhartspiel kann ganz wohl für Spital a. P. im Traunviertel in Anspruch genommen werden, da die Blasianer Mönche auch sonst manches aus dieser Bibliothek dieses einstigen Kollegiatstiftes nach St. Paul mitgenommen haben [1]).

Wird man also den 'verlorenen Winkel deutschen Landes', wie Panzer die Stätte nennt, auf der sich die Geschichte zugetragen, künftig im Traunviertel zu suchen haben? Die angeführten Kombinationen geben dazu noch keine einwandfreie Berechtigung. Die systematische Feststellung des Verhältnisses der beiden Hss. zum Original wird zwar für die Ursprünglichkeit des Textes von *A* sich aussprechen, es jedoch ablehnen, den Schluß auch auf die Ortsangaben auszudehnen. Und wenn die Lokalisierung der Hs. *B* ebenfalls ernsten Bedenken begegnet, so muß und kann man sich doch mit dem Ergebnis bescheiden: Sicher hat sich die Geschichte auf dem von Bayern besiedelten Fleck Erde zwischen Inn und Enns abgespielt. Die Frage aber, wo das genau war, wird sich nie beantworten lassen.

Auf dem Vorsetzblatte der Hs. *B* sind eine Reihe von Namen eingetragen, die J. Strnadt bis auf einen, den er mit Keinz in die Oberpfalz verweist, aus Traunviertler Urkunden nachgewiesen hat [2]).

Panzer bemerkt dazu: Aus ihren Kreisen muß die Hs. hervorgegangen sein und daß ihnen zu Ehr und Vergnügen die Ortsangaben geändert sind, darf man um so zuversichtlicher annehmen, als eine der hs. genannten Personen, Lienhart Mewrl, im XV. Jahrhundert Besitzer eben jenes Leubenbach gewesen ist, das *B* statt Wanghausen eingeführt hat.

Gegen eine solche Auffassung hat schon Strnadt mit Recht eingewendet: Wenn — wie Keinz glaubt — die Hautzendorfer in der Oberpfalz lebten, so liegt es ja auf der Hand, daß die Ortsbezeichnungen Wels, Traunberg und Leubenbach schon in der Vorlage standen, bevor diese in den Besitz der Meurl nach Leombach kam, und hatte der erste in der Oberpfalz wohnende Besitzer gewiß kein Interesse, solche Änderungen zu veranlassen.

Ob nun Keinz recht hat, das ist allerdings sehr fraglich. Das oberösterreichische Urkundenbuch ist erst bis za. 1380 gediehen und lückenhaft; wer kann da also sagen, die Hautzendorfer seien in den Urkunden des Landes nicht nachzuweisen? Keinesfalls aber läßt sich behaupten, die Ortsangaben in *B* seien gegenüber der Vorlage geändert. Können nicht in beiden Hss. die Namen der Vorlage geändert worden sein?

Gerade bei einer Satire war die Versuchung groß, eine Nutzanwendung in dieser Form zu machen. Und wenn auch, was

---

[1]) Nach Schönbach deutet der Dialekt des Denkmals auf das nördliche Steiermark.

[2]) AfdA. XX 262 ff. Die Gleichung Gassner = Kastner will mir allerdings nicht einleuchten.

Panzer betont, die Hs. *A* treulich kopiert, muß das auch von ihrer Vorlage gelten?

Als Verfasser unseres Gedichtes nennt sich im letzten Verse ein Wernher der Gartenære.

Über seine Persönlichkeit sind die seltsamsten Vermutungen aufgetaucht, von der Identifizierung mit dem Bruder Wernher angefangen bis zur Konstruktion eines 'Pater Gärtners' von Ranshofen.

Gegen die Annahme eines geistlichen Verfassers, also etwa des 'Pater Gärtners', spricht weder die im Gedichte vorkommende 'Zivilehe' noch die Kenntnis verschiedener höfischer Sagenkreise. Das ist gegen C. Schröder festzuhalten. Denn gerade in Ranshofen waren das Manns- und Frauenkloster im XIII. Jahrhundert stark mit Adel besetzt und daß der Adel auch bei uns mit höfischem Wesen und höfischer Literatur vertraut waren, lehrt ein Blick in den bekannten Bibliothekskatalog der Volkenstorferin (Traunviertel) und auf die vielen oberösterreichischen Hss. höfischer Literaturdenkmäler, die sonst bekannt sind.

Und was die Eheschließung ohne priesterliche Vermittlung betrifft, so ist darauf zu verweisen, daß derartiges damals öfter vorkam [1]) und gerade von einem geistlichen Satiriker als zum Milieu der sauberen Gesellschaft gehörig hervorgehoben werden konnte.

Was aber gegen einen 'Pater Gärtner' als Verfasser spricht, ist die Unvereinbarkeit gewisser Stellen mit dem damaligen Ordensgeiste, wie er in verschiedenen in oberösterreichischen Klöstern nachweislich in Verwendung gestandenen, mit dem Gedichte beiläufig gleichzeitigen Handschriften des *Ordo monasticus* [2]) sich offenbart.

Ideal und Praxis waren freilich zu allen Zeiten verschieden, aber man braucht nur in den Ordo Einblick zu nehmen, insbesondere das Kapitel '*De hortulano*' zu lesen, um die Verfasserschaft eines Klostergärtners zum alten Eisen zu werfen.

Vielmehr deutet alles auf einen Ministerialen [3]). Wie Ulrich v. Thürheim seine Quelle zum Rennewart von Otto dem Bogenære zu Augsburg bekommen hat, so denk ich mir auch Wernher den Gartenære in Beziehungen zu einem Lehnsherren.

Urkundlich war Wernher der Gartenære bisher nicht nachzuweisen.

Ich kann aber hier doch auf einige Zeugnisse aufmerksam machen, die nicht ohne Belang sein dürften.

---

[1]) Wenn ich nicht irre, bemerkt das auch Schönbach in seinem Buche über das Christentum in den Heldenepen.

[2]) Ich verweise auf die Handschriften Cc VI 1 und Cc IV 14 der *Bibliotheca publica* in Linz aus der Benediktinerabtei Garsten und die von Czerny, Die Bibliothek von St. Florian, S. 15 erwähnten Statuten der Augustiner Chorherrn aus dem Anfang des XIII. Jahrh.

[3]) Gegen einen Fahrenden spricht der Name und auch die Art der unten angeführten urkundlichen Belege.

Im oberösterreichischen Urkundenbuche Bd. 4 begegnet nämlich ein Eberhardus dictus Gartner als Stifter eines Jahrtages in der Zisterzienserabtei Baumgartenberg (Oberösterreich) in einer Urkunde vom J. 1293 und A. Socin verzeichnet in seinem Mhd. Namenbuch (nach oberrheinischen Quellen des XII. und XIII. Jahrhunderts. Basel 1903) unter *gartener, ortulanus* eine Reihe von Belegen von 1280—1300, darunter auch einen *Wernherus dictus Gartner sutor* und *Wernherus dictus uf Kůlehúsern ortulanus* (1300).

Freilich wird es schwer halten, Beziehungen dieser Namen zu Oberösterreich festzustellen, obgleich ich glaube, daß die Ausdehnung gesellschaftlicher und verwandtschaftlicher Verbindungen und ihr Einfluß auf Entstehung und Verbreitung literarischer Werke im Mittelalter leicht unterschätzt wird [1]).

Jedesfalls sind die Akten über die literargeschichtlichen Fragen des Gedichtes vom Meier Helmbrecht, wie man sieht, noch lange nicht geschlossen. Ich bin aber nicht so mutig, aus den angeführten Zeugnissen, die durch neue Urkundenpublikationen gewiß eine Ergänzung und Beleuchtung erfahren werden, jetzt schon Schlüsse zu ziehen.

Besonderes Augenmerk muß noch auf das Geschlecht der Herren von Rohr gelenkt werden, die einerseits zu Ranshofen in lange währenden nahen Beziehungen standen, anderseits im Traunviertel nicht weit vom Schauplatz der Berliner Hs. begütert waren, worauf schon Schlickinger hingewiesen hat. Ging das Gedicht aus dem Kreise dieses mächtigen Geschlechtes hervor, so wäre die verschiedene Lokalisierung der Hss. ohneweiters verständlich, ja wir könnten von diesem Standpunkt aus die Ortsnamen in *A* für die ursprünglichen halten, weil das Vorkommen geistlicher Grundherrn und kunstfertiger Nonnen nicht undeutlich auf ein Augustiner-Doppelkloster weist, zunächst auf Ranshofen [2]).

Auch unweit des Traunviertler Besitzes der Rohrer erhob sich ein solches Augustiner-Doppelkloster (St. Florian).

Und könnte nicht der Schreiber der Hs. *A* den Hohenstein [3]) eingeführt haben, um auf das Geschlecht der von Hohenstein-Rohr

---

[1]) Die Riedecker Hs. von Konrads Partonopier stammt beispielsweise aus Tirol.

[2]) Im Nekrologium des Stiftes Ranshofen begegnet bis zum Ende des XII. Jahrhunderts unter den fratres conversi ein Friedrich von Rohr, unter den sorores conversae eine Mathilde und Offemia de Ror. Pritz, Ranshofen, p. 54. Um 1150 trat Adelheid, die Tochter Raffolds von Plankenbach, eine Nichte Ottos von Rohr, in das Nonnenkloster zu Ranshofen. Pritz, Ranshofen, p. 20.

Und auch sonst waren die Chorfrauen daselbst von Anfang an durch ziemlich lange Zeit fast alle aus dem Adelstande, konnten also recht wohl etwas von Artus wissen und ihn auf Helmbrechts Haube verewigen.

[3]) An sich liegt allerdings die Auffassung nahe, daß die Bezeichnung zwischen Hohensteine und Haldenberg die äußersten Endpunkte

anzuspielen? Vielleicht könnten hier genealogische Erwägungen auf die Spur führen und auch den Haldenberg in eine andere Beleuchtung rücken.

Auch das auf der Rückseite des letzten Blattes und auf dem aufgeklebten Deckelschutzblatt der Hs. *B* gezeichnete Wappen — aus Dreifels aufwachsende Gemse, bei dem einen auch die Gemse als Helmzierde — wird noch Beachtung finden müssen.

Nach Mosel, Geschichte der Wiener Hofbibliothek, p. 14, hat Kaiser Max I. durch seinen vertrauten Freund und Hofbibliothekar Joh. Cuspinian die Klosterbibliotheken nach brauchbaren Hss. durchsuchen lassen und daß der Kaiser, der bekanntlich im J. 1519 zu Wels in seiner Burg gestorben ist, wiederholt das Land nach allen Richtungen abgestreift hat, ist aus dem Itinerar ersichtlich; ebenso geht daraus hervor, daß er sich zu verschiedenen Malen gerade in Klöstern des Traunviertels aufgehalten hat.

Vielleicht bringen Gottliebs Forschungen noch Licht in die Frage, ob der Kaiser dem Schreiber seines Heldenbuches [1]) etwa eine oberösterreichische Handschrift geschickt hat und welcher Provenienz sie war.

Angesichts der vielen Bücherschenkungen, die für das Mittelalter bezeugt sind, wird man allerdings auch dann noch die Möglichkeit offen halten müssen, daß der Archetypus anderswoher stammt.

Was in dieser Hinsicht beide Handschriften, besonders aber der Ambraser Codex, an philologischen Fragen noch bieten, hat eindringlich E. Schröder [2]) hervorgehoben: Mit der Zusammensetzung der Ambraser Hs. hat sich die Forschung noch sehr wenig beschäftigt, ganz und gar nicht mit der Anordnung der einzelnen Bestandteile, bezw. Vorlagen. Es kann nicht der Zufall sein, daß dem ersten größeren Werke, dem Iwein Hartmanns von Aue, zwei kleinere Dichtungen vorangehen, die eine allgemeinere Tendenz an der Spitze tragen: zunächst Bl. I, II^r das Frauenlob des Strickers (ed. Kummer, Zs. 25. Vgl. Lambel in den *Symbolae Pragenses* 1893, S. 82 ff.), dann Moriz von Craon, der durch eine skizzenhafte Geschichte des Rittertums eingeleitet wird. Und entspringt diese Voranstellung von 'Frauenlob und Ritterpreis' einer sinnvollen Absicht, so kann ihr Urheber wieder nicht Hans Ried gewesen sein, der eine flüchtige Episode aus der Einleitung des Moriz von Craon für den Inhalt des Ganzen ausgibt. Die Gruppierung des handschriftlichen Materials, bezw. der Vorlagen scheint

der Besitzperipherie ausdrückt. Die Stelle wird um so drastischer, je größer man sich den Radius vorstellt. Es war daher ganz verfehlt, wenn Schlickinger die beiden Punkte in einem engen Umkreise suchte.

[1]) Von Interesse ist der Umstand, daß gerade aus Oberösterreich solche Heldenbücher bekannt sind: zwei Windhager Hss. (Cod. 2779 und 2959 der Wiener Hofbibliothek) und die sogenannte Riedeck-Eferdinger, jetzt Berliner Hs., die auch den Neidhart enthält.

[2]) Zwei altdeutsche Rittermären. Berlin 1894, p. VI f.

also vom Kaiser selbst oder von einem literarischen Beirat herzurühren. Über die Zahl der benutzten Einzel-Manuskripte und Sammelhandschriften, über ihr Alter und ihre Herkunft würden uns unsere Wiener Kollegen durch eindringende Untersuchung der orthographischen Schwankungen wie der charakteristischen Lesefehler des Ambraser Codex gewiß Aufklärung verschaffen können. Mit schlechten Abdrücken und noch unergiebigeren einzelnen Lesarten läßt sich die Aufgabe nicht lösen: das hat wohl der gutgemeinte Aufsatz von O. Zingerle, Zs. 27, zur Genüge bewiesen, der auf solchen Krücken zu dem Schlusse kam, das Heldenbuch an der Etsch, das als eine Quelle oder Vorlage des Hans Ried bezeichnet wird, habe in der Hauptsache ebenso ausgesehen wie die Ambraser Hs. selbst. Von diesem Urteil will ich heute nur mit aller Bestimmtheit den Moriz von Craon ausnehmen.

Zu dem, was Schröder hier betont, möchte ich noch hinzufügen, daß das Meier Helmbrecht-Problem neben allgemeiner germanistischer Schulung auch eine eingehende Vertrautheit mit der lokalgeschichtlichen Literatur voraussetzt[1]).

Urfahr-Linz. Prof. Dr. K. Schiffmann.

Gedanken über die gegenwärtige Stellung und die Aufgaben des erdkundlichen Unterrichts an unseren Gymnasien.

Da sich gerade in dieser Zeitschrift erst vor kurzem F. Banholzer[2]) über „die heutige Geographie und ihre Stellung an Universität und Gymnasium in Österreich“ verbreitet hat, scheint es ein überflüssiges Beginnen zu sein, neuerdings eine Frage aufzurollen, die schon so oft in Wort und Schrift der Gegenstand eingehender Erörterung gewesen ist. Was mir den Mut dazu gibt, es dennoch zu tun, ist die Tatsache, daß es mit der Angelegenheit trotz der vielen Arbeit, die auf sie bereits verwendet wurde, nicht recht vorwärts gehen will und sogar dort, wo sich schon schwache Triebe neuen Lebens am Baume unseres Faches zeigen, unter dem Deckmantel liebevoller Sorgfalt der Versuch gemacht wird, zu stutzen und Reiser aufzupfropfen, die

---

[1]) Wenn z. B. E. Schröder darauf hinweist, daß die im Verse 728 verspottete Unsitte, čechische Wörter in die Rede zu mengen, auf die Zeit nach der Aufrichtung der Böhmenherrschaft in Österreich (1246) deute, so gewinnt dadurch die Tatsache, daß auf dem Schauplatz der Hs. *A* um 1257 wiederholt böhmische Truppen plünderten (Pritz, Ranshofen, S. 33—38) literarhistorisches Interesse.

[2]) 51. Jahrg. 1900, S. 444 ff.

den Saft unseres Baumes dem Gedeihen fremder Früchte nutzbar machen sollen. Diese Erscheinung spricht dafür, daß die von den Geographen beigebrachten Gründe immer noch nicht für ausreichend und die Forderungen der Lehrer dieses Faches als unbescheiden, ja als schädlich betrachtet werden. Gewöhnlich fußen die Klagen über die unerquickliche Lage des erdkundlichen Unterrichts und die geplanten Reformen auf der Stellung, die er gegenwärtig im Rahmen des Lehrplanes unserer Mittelschulen einnimmt. Diesen Ausgangspunkt finden wir auch in dem Aufsatze Banholzers wieder.

Wenn wir alles dargetan haben, was unserer Überzeugung nach verbesserungsbedürftig ist und die maßgebenden Kreise dennoch sich nicht entschließen können, unsere Wünsche zu erfüllen, liegt es nahe, einmal einen anderen Weg einzuschlagen und jenen Gründen nachzugehen, die diesen Stellen Zurückhaltung auferlegen. Es wird uns gewiß nicht gelingen, sie in ihrer Gänze aufzudecken, aber sie werden sich uns doch teilweise offenbaren, wenn wir die heutige Stellung nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas Gewordenes betrachten und die Frage zu beantworten suchen, wie die Erdkunde überhaupt jene Stufe im Organismus des Gymnasiums erreichte, auf der sie in unseren Tagen steht. Die hiefür nachweisbaren Gründe werden ohne Zweifel auch das Verhalten gegenüber den geforderten Reformen in klarerem Lichte erscheinen lassen. Diese Gründe mit den vom rein sachlichen Standpunkte ausgehenden in Beziehung zu bringen und zu prüfen, inwieweit sie sich miteinander vertragen, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein. Sie werden, der Natur der Sache entsprechend, mehrfach den Weg kreuzen, den Banholzers Ausführungen genommen haben. Freuen wir uns, in vielfacher Hinsicht eines Sinnes mit ihm zu sein, so werden wir doch zu einem etwas anderen Ergebnisse gelangen als er.

Seit dem Inkrafttreten des Organisationsentwurfes vom Jahre 1849 waren Stellung und Aufgabe unseres Faches mannigfachen Wandlungen unterworfen. Damals wurde die Aufgabe des Gymnasiums zum erstenmale dahin präzisiert, daß es „eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benützung der alten klassischen Sprachen und ihrer Literatur“ und dadurch wieder eine Vorbereitung für das Universitätsstudium zu vermitteln habe. Es soll, kurz gesagt, dem Leben einen gebildeten, edlen Charakter übergeben. War dieser leitende Gesichtspunkt schon maßgebend für die Auswahl der Gegenstände, die unterrichtet werden sollten, so mußte er innerhalb der neuen Lehrverfassung insoferne seine Geltung beweisen, als die Lehrfächer in eine bestimmte Rangordnung gebracht wurden, die sozusagen ihrer Fähigkeit entsprach, dem gedachten Zwecke des Gymnasiums zu dienen. Diese Wertung der einzelnen Disziplinen kam äußerlich in dem Ausmaße des darzubietenden Stoffes, in der Zahl der zugewiesenen wöchentlichen Stunden und in der Stufe zum Ausdrucke, auf der

dem Schüler das Wissen beigebracht werden muß. Ging zwar das Streben des Organisations-Entwurfes darauf hinaus, den Realien eine gleichwertige Behandlung gegenüber den humanistischen Fächern zu sichern, so dachte man doch hiebei in erster Linie an „die humanistischen Elemente, welche auch in diesen Gegenständen in reicher Fülle vorhanden“ seien. Die Erdkunde nimmt bereits zu diesem Zeitpunkte eine recht untergeordnete Rolle ein. Es wird ihr nur in der ersten und teilweise in der vierten Klasse gestattet, selbständig aufzutreten; im übrigen ist sie eine getreue Dienerin der Geschichte, der sie die Wege zu ebnen hat. Geht schon aus der Tatsache, daß im Org.-Entw. Erdkunde und Geschichte zu einem Fache vereint wurden, deutlich hervor, daß der ersteren die Befähigung aberkannt wurde, ein allgemein bildendes Fach zu sein, so beweist auch die ihr im einzelnen zugemessene Aufgabe, daß man sie als eine Art notwendiges Übel in den Lehrplan aufnahm, notwendig deshalb, weil nicht nur die Geschichte, sondern auch eine Reihe anderer Lehrfächer ein bestimmtes Maß erdkundlichen Wissens zu ihrem Betriebe benötigen. Es klingt fast wie eine Entschuldigung dafür, daß der Erdkunde in der ersten Klasse die Stellung eines selbständigen Unterrichtsfaches eingeräumt wurde, wenn der Org.-Entw. betont, daß die Elemente der Geographie dem Bildungsstande des Primaners eher entsprechen als die Geschichte, namentlich dann, wenn diese über den Kreis der vereinzelten Erzählung hinausgreife. Der Schüler soll daher zunächst „Umrisse, Gestalten, Richtungen, Richtungsverschiedenheiten u. dgl.“ kennen lernen, soll sie zuhause und mitunter auch in der Schule zeichnen und mit den Ergebnissen dieser rein morphographischen Übungen „das Wichtigste aus der Einteilung der Erde nach Völkern und Staaten“ verbinden. Damit aber auch schon auf der ersten Stufe für den Geschichtsunterricht der zweiten vorgebaut und auch hier schon ein Gesinnungsstoff geboten werde, sind „biographische Schilderungen gelegentlich anzuknüpfen“. Die drei wöchentlichen Stunden in der zweiten und dritten Klasse sind in erster Linie dem Geschichtsunterrichte zu widmen. Die Erdkunde kommt nur insoferne zur Geltung, als sie auf Grundlage der in der ersten Klasse gelernten Umrisse der Geschichte des betreffenden Landes vorauszugehen und lediglich den Schauplatz der Handlungen aufzuklären hat. Indem sie damit den Zusammenhang der natürlichen geographischen Einheiten aufgibt und an ihren Platz geschichtliche Gruppen setzt, ist sie gezwungen, ihr innerstes Wesen zu verleugnen. Ihre Grundlinien sind eben, wenn wir sie nur als Erdbeschreibung auffassen, von der Frage nach dem Wo, die der Geschichte dagegen von der Frage nach dem Wann vorgezeichnet. Die drei Stunden des zweiten Semesters der vierten Klasse gewähren der Erdkunde wieder einen etwas größeren Spielraum, indem sie von ihr nicht bloß die Vaterlandskunde in „populärer“ Weise behandelt wissen wollen, sondern auch eine „zu-

sammenfassende und erweiternde Wiederholung der Geographie der übrigen Staaten" verlangen.

Bestand in den genannten vier Jahren die Aufgabe der Erdkunde darin, die Natur der einzelnen Länder zu beschreiben, charakteristische Erscheinungen aus ihrer Tier- und Pflanzenwelt zu behandeln, die Bewohner zu schildern und sich nebenbei auch „mit Erzählungen von einzelnen historisch hervortretenden Persönlichkeiten" zu beschäftigen, so ist ihr Wirkungskreis im Obergymnasium darauf beschränkt, „von jedem im Verlaufe der Geschichte vorkommenden Orte die Lage" beizusteuern. Der Unterricht in der Statistik im zweiten Semester der achten Klasse hat sich nur zum Teile mit rein Geographischem zu befassen. Dafür finden wir die Erdkunde im Rahmen eines Faches, in dem wir sie von vorneherein nicht vermuten würden, in der Naturgeschichte. Die vierte Klasse hat innerhalb dieses Gegenstandes die Hauptpunkte der physischen Geographie zu geben, ein Thema, das im selben Fache im ersten Semester der Oktava wiederkehrt.

Der Ministerialerlaß vom 10. September 1855 brachte hinsichtlich der Erdkunde nur wenige Neuerungen. Die zusammenfassende und ergänzende Wiederholung erscheint in der vierten Klasse ins erste Semester verlegt, dafür hat aber im zweiten der populären Vaterlandskunde als „Einleitung eine kurze tabellarische Zusammenstellung der Hauptmomente der österreichischen Geschichte" voranzugehen.

Die Geschichte bildet mithin nach wie vor den Faden, an den sich die Erdkunde anzuschließen hat.

Hatte bereits der Ministerialerlaß vom 30. Mai 1853 die Erziehungsaufgabe des Gymnasialunterrichts aufs neue nachdrücklichst betont und von ihm nicht bloß Entwicklung des Verstandes und Stärkung des Willens, sondern auch Bildung des Herzens und Gemütes gefordert, so wendet sich bereits der Erlaß vom 2. März 1866 gegen den Versuch, Geographie und Geschichte in der Klassifikation zu trennen. Er gibt dadurch aufs neue zu erkennen, daß der Erdkunde keine der erwähnten Wirkungen zukomme und ihr ein allgemeiner Bildungswert nur in Verbindung mit der Geschichte zuerkannt werden könne.

Eine durchgreifende Umgestaltung des Lehrplanes brachte erst der Erlaß vom 12. August 1871, der die Erdkunde zwar stofflich von der dienenden Rolle befreite, die sie bisher zu spielen gehabt hatte, der ihr aber rechtlich keine andere Stellung zuwies als der Organisations-Entwurf. Zum erstenmal sind ihr in den Unterklassen selbständige Stunden zugewiesen, zum erstenmal kann sie in systematischer Weise betrieben werden. Das Pensum der Prima deckt sich mit dem früheren; nur fehlen die biographischen Erzählungen. Anstatt ihrer begegnen uns die Fundamentalsätze der mathematischen Geographie. Die Lehraufgabe der zwei Wochenstunden in der zweiten und dritten Klasse deckt sich völlig mit

der heutigen. Die spezielle Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie ist in vier Stunden im zweiten Semester der vierten Klasse zu behandeln. Im Obergymnasium findet die Erdkunde nur insoweit Berücksichtigung, als ihre „Daten" im Zusammenhange mit der Geschichte stehen. Der Vaterlandskunde im Umfange der heutigen sind in der Oktava sämtliche drei Stunden des zweiten Semesters zugemessen.

Der Lehrplan vom 26. Mai 1884 bedeutete insoferne eine einschneidende Änderung, als er in der dritten Klasse dem Unterrichte in beiden Disziplinen nur mehr drei wöchentliche Stunden zusprach, ohne in dem Umfange des Stoffes eine Änderung eintreten zu lassen. Im Gegenteile sollte innerhalb der mathematischen Geographie, der nunmehr schon in der Sekunda eine breitere Basis gegeben wurde, auch die Erörterung des Zusammenhanges der wirklichen und scheinbaren Bewegung der Sonne ihren Platz finden. Hinsichtlich der Berücksichtigung der Erdkunde beim Geschichtsunterrichte in den Oberklassen erfolgte keine neue Verfügung, dafür wurde aber der erdkundliche Unterricht der Oktava bei gleichbleibendem Stoffe um eine Stunde verkürzt.

Der Erlaß vom 24. Mai 1892 minderte die Lehraufgabe der dritten Klasse durch Ausscheidung der wirklichen Bewegung der Erde. Er verfügte ferner, daß der Lehrer „bei der Behandlung der Reliefs und der politischen Geographie der zweiten und dritten Klasse, die Tiefe des Eingehens" abhängen lasse „von der relativen Wichtigkeit der Gebiete und von deren Beziehungen zur Geschichte", weswegen „das bisher übliche Detail beträchtlich zu beschränken sei". Die Geographie der Österr.-ungar. Monarchie in der vierten Klasse wurde innerhalb zweier Wochenstunden auf das ganze Schuljahr verteilt.

Damit fanden die Änderungen in der äußeren Stellung unseres Faches ihren Abschluß. Der Lehrplan vom 23. Februar 1900 brachte keine Neuerung mehr.

Es ergibt sich daraus, daß bezüglich des Stundenausmaßes der geographische Unterricht im Jahre 1871 seinen Höhepunkt erreichte. Den 7 ganz- und 7 halbjährigen Stunden von damals stehen heute zwar $8^1/_2$ ganz-, aber nur 2 halbjährige gegenüber, so daß der Unterricht in der dritten Klasse eine Einbuße um den vierten, in der achten Klasse um den dritten Teil seiner Gesamtdauer erlitt. Müssen wir sohin in diesem Punkte von einer rückläufigen Bewegung sprechen, die keineswegs im Einklange mit dem Aufschwunge der Wissenschaft steht, so zeigt im Gegensatze dazu die geforderte Art und Weise der Behandlung des Stoffes, die namentlich in den Instruktionen zum Ausdrucke gelangt, eine fortschreitende Tendenz.

Vergleichen wir den Stand der wissenschaftlichen Erdkunde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem gegenwärtigen, so erscheinen die gesteigerten Anforderungen der Instruktionen als

etwas ganz Natürliches. Es tritt in ihnen deutlich das Streben zutage, den Unterrichtsbetrieb sowohl in wissenschaftlicher als methodischer Hinsicht den geänderten Verhältnissen anzupassen. Am weitesten sind darin die neuesten Verfügungen vom Jahre 1900 gegangen. Wenn man sich aber trotz der Wandlungen, welche die Auffassung der Aufgaben des Gegenstandes selbst innerhalb der Instruktionen erlebte und trotz des Mißverhältnisses, das sich mit der Zeit zwischen äußerer Stellung und innerem Werte des Faches entwickeln mußte, nicht entschließen konnte, seine Stellung zu einer besseren zu gestalten und es nicht für nötig erachtete, die Erdkunde aus der heute noch tatsächlichen Umklammerung durch die Geschichte zu befreien, drängt sich die Vermutung auf, daß man entweder das alte Gebäude noch immer für geräumig genug erachtet, unser Unterrichtsfach würdig zu beherbergen oder daß man selbst die gegenwärtige Form des Gegenstandes noch immer nicht für befähigt hält, allgemeine Bildung zu vermitteln.

Daß unsere Vermutung berechtigt ist, beweisen gerade wieder die neuesten Instruktionen, die mit besonderem Nachdrucke darauf dringen, daß die einzelnen Ländergebiete nur insoweit behandelt werden sollen, als „es zur harmonischen Entwicklung des geistigen Lebens der Schüler erforderlich" ist. Es spricht hieraus eine gewisse Besorgnis, es könnte der Gegenstand um seiner selbst willen gelehrt und damit eine Erschütterung des Gleichgewichtes, wenn nicht gar eine Durchbrechung der Grundlagen des Gymnasiums herbeigeführt werden. Halten wir daran fest, daß Bedeutung und Aufgaben des erdkundlichen Unterrichtes an den Hoch- und Mittelschulen zwei von einander weit verschiedene Dinge sind, daß ersterer nach reiner Erkenntnis strebend, die Wissenschaft an sich bis zu den entferntesten Punkten ihres Machtbereiches zu erschöpfen sucht, der letztere aber in einem sich erst entwickelnden und daher plastischen Organismus Geistes- und Herzensbildung zu fördern hat, so dürfte den gehegten Befürchtungen von vorneherein der Boden entzogen werden und wir brauchen auch jenen Vorwurf nicht zu fürchten, den erst vor kurzem A. Bludau[1]) gegen die Reformatoren des erdkundlichen Unterrichtes schleuderte, indem er sagte: „Mehr wie jedes andere Unterrichtsfach ist die Erdkunde das Feld, auf dem sich die radikalsten Reformvorschläge entwickelt haben, die sowohl hinsichtlich der Stellung dieser Disziplin im Schulorganismus, als auch hinsichtlich des Umfanges des Lehrstoffes und seiner Methodik weit über alles Maß und Ziel hinausgehen; ohne Rücksicht darauf, daß die Schule auch andere Fächer zu berücksichtigen hat, werden die Forderungen für den erdkundlichen Unterricht formuliert und als *condicio sine qua non* hingestellt und verfochten, sehr zum

[1]) Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, Berlin 1904, S. 41 u. 42.

Schaden des Faches selbst, das durch solche maßlosen Forderungen in seiner stetigen Weiterentwicklung, welche die Zeitverhältnisse von selbst mit sich bringen werden, nur geschädigt werden kann. Der Theoretiker, durch keine praktischen Erfahrungen gehemmt, hat den bedächtigen Praktiker in den Hintergrund gedrängt".

Es ist gewiß ein hartes Urteil, aber es liegt in ihm ein wahrer Kern. Hat doch vor nicht langer Zeit A. Penck selbst darauf das Schwergewicht gelegt[1]), daß sich der Mittelschulunterricht durch die Auswahl des Stoffes ebenso, wie durch die Art, auf die er vermittelt und angeeignet werden soll, wesentlich von dem der Hochschule unterscheide. Gerade er hat davor gewarnt, Lehren unmittelbar auf die Erziehungsstufe zu verpflanzen, die dem Borne der Wissenschaft eben erst entsprungen sind.

Innerhalb unserer gegenwärtigen Lehrverfassung steht der länderkundliche Unterricht in der vordersten Reihe der Aufgaben der Schule. Dieser hat sich mit der Beantwortung der Frage nach dem Wo zu befassen. Daher spielt die Beschreibung der Gestalt und Richtung der Gebirge und Flüsse, die Bestimmung der Lage von Staaten und Städten im Unterrichte noch heute eine so hervorragende Rolle. Bezweckt wird hiebei lediglich die Gewinnung extensiven äußeren Wissens. Gerade dieser Umstand ist aber der Punkt, auf den sich jene stützen, die der Erdkunde Wert für allgemeine Bildung absprechen, indem sie sagen, der Unterricht vermittle zwar Kenntnisse, die für das praktische Leben von Bedeutung seien, die aber der Gebildete im Gymnasium nur so weit zu erwerben verpflichtet sei, als sie dort von anderen Fächern benötigt würden, zumal er auch nach Abschluß seiner Gymnasialstudien über die Fähigkeit verfüge, im Bedarfsfalle die etwa empfundenen Lücken auszufüllen. Ganz abgesehen davon, daß dies keineswegs so leicht sein dürfte, wenn die nötigen Grundlagen für das wahre Verständnis fehlen, Dinge, die nur ein geordneter gründlicher Unterricht zu geben vermag, erscheint es doch mit dem Begriffe der allgemeinen Bildung wenig vereinbar, wenn die Mittelschule ihre Zöglinge mit einem Wissen ins Leben entließe, das, um nur ein Beispiel der unmittelbarsten Gegenwart herauszugreifen, anläßlich des russisch-japanischen Krieges durch ad hoc herausgegebene Karten, noch mehr aber durch alle möglichen Zeitungsdarstellungen und Landesbeschreibungen, die in Menge auf den Markt geworfen werden, erst zu jener Auffassungsfähigkeit gebracht werden müßte, die ein Verstehen von Land und Leuten und ihrer politischen Schicksale ermöglicht. Daß ein solches Wissen vielleicht nicht einmal im stande wäre, Spreu von Weizen zu sondern und leichtgläubig als Wahrheit hinnehmen könnte, was spekulative Geister kritiklos, weil selbst der Wissenschaft fernestehend, sam-

[1]) Das Studium der Geographie. Bericht über das 17. Vereinsjahr d. Ver. d. Geogr. a. d. Universität Wien 1892, S. 16.

melten, wo und wie es auf dem Wege lag, um ihrer Phantasie in vollster Freiheit die Zügel schießen zu lassen, sobald tatsächliches Material zu mangeln beginnt, wagen wir nur zu vermuten.

Geben wir zu, daß der wahrhaft Gebildete über ein derart geklärtes Wissen verfügen muß, daß er, auf eigenen Füßen stehend, seine Zeit verstehen kann[1]), dann erhellt daraus sofort, daß die gegenwärtige äußere Stellung der Erdkunde mit den Aufgaben, die sie zu erfüllen hat, nicht mehr im Einklange steht und mit Macht eine größere Würdigung an der Mittelschule verlangt als ihr bisher zuteil wurde, zumal sie ja selbst durch ihr rein äußeres Wissen eine Bildung darbietet, die sie berechtigt, volles Bürgerrecht zu fordern. Mit um wie viel größerem Rechte vermag sie einen derartigen Anspruch zu erheben, wenn es uns gelingt, sie zu einem Fache zu gestalten, das nicht bloß den Verstand, sondern auch Gemüt und Willen des Schülers zu bilden fähig ist.

R. Lehmann[2]) und jüngst wieder Chr. Gruber[3]) haben in ausführlicher und überzeugender Weise die Bahnen vorgezeichnet, auf denen die Erdkunde zu dem gesetzten Ziele vorzudringen im stande ist. Letzterer scheint freilich in seinen Forderungen manchmal zu weit zu gehen. A. Penck[4]) wies bereits auf die ältere systematische Auffassung hin, die heute noch das erdkundliche Lehrverfahren an der Mittelschule beherrscht und den Lehrer zwingt, in ein bestimmt umgrenztes Gerüste die einzelnen Tatsachen einzubauen. Der genetische Betrieb der Erdkunde befreit uns teilweise von dieser Fessel. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß unsere neuesten Instruktionen diesem nicht nur Raum gewähren wollen, sondern verschiedentliche Male ihn direkt fordern. Erwägen wir, daß wir innerhalb des genannten Verfahrens die rein naturwissenschaftliche und die historisch-anthropologische Richtung zu unterscheiden haben, so ergibt sich hieraus die Reihenfolge, in der sie zur Anwendung kommen, von selbst. R. Lehmann hat stofflich zwischen beiden getrennt und der ersteren die wissenschaftliche Durchdringung der Erdoberfläche und der Faktoren, die sie auf natürlichem Wege umgestalten, zugeschrieben. Sucht sie mithin den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Elementen Erde, Luft und Wasser nachzuweisen und das heutige Oberflächenbild zu erklären, ohne des Menschen zu gedenken, so verknüpft die historisch-anthropologische Seite den Menschen mit seiner Wohnstätte und zeigt, in welcher Weise die vorher genannten Faktoren auf ihn einzuwirken vermochten und wie er selbst wieder durch

---

[1]) Vgl. Banholzer, a. a. O. S. 450.

[2]) Bildungswert der Erdkunde. Verhandlungen des XI. deutschen Geographentages 1896, S. 191 ff.

[3]) Die Entwicklung der geographischen Lehrmethoden im XVIII. u. XIX. Jahrhundert. München u. Leipzig 1900. S. 202 ff. — Geographie als Bildungsfach. Leipzig 1904.

[4]) a. a. O.

seine Kulturarbeit auf sie seinen Einfluß zu äußern verstand. Bild der Erde und Kulturzustand der Menschen erscheinen somit nicht als etwas Zufälliges, sondern als ein nach festen Gesetzen entstandenes Gebilde, das nach denselben Gesetzen weiteren Umwandlungen unterliegt. Sie treten dem Schüler als ein lebendiger Organismus, nicht als starre Form entgegen. Den Ursachen seiner Umgestaltungen nachzuforschen, die hehre Stellung, die der Mensch inmitten all dieser Naturgewalten einnimmt, die Art und Weise, wie er seinen Rechten, aber auch seinen Pflichten in bald größerem, bald geringerem Maße nachkommt oder nachzukommen vermag, gebührend zu erfassen, mit einem Worte geographisch denken zu lernen, ist gewiß eine Aufgabe, die ob des ihr innewohnenden ethischen Wertes würdig ist, in der Schule Behandlung zu finden.

Bedenken wir daneben, daß wir in demselben Augenblicke, in dem wir an ihre Lösung herantreten, die Arbeit des Gedächtnisses von einer drückenden Last befreien und den Schwerpunkt der geistigen Tätigkeit auf den Verstand überwälzen, daß wir den Schüler lehren, besser zu sehen und schärfer zu beobachten, als er es zu tun gewohnt ist, daß wir ihn sanft zwingen, klarer zu denken und sein Urteil zu schärfen, so werden wir zugeben müssen, daß der Gegenstand an unterrichtlichem Werte hiedurch bedeutend gewinnt. Freilich erwächst dem Lehrer hieraus, wie schon L e h m a n n richtig hervorhob, die Pflicht, den Schüler vor leichtfertigen Spekulationen und raschem Aburteilen zu bewahren. Die geistige Schulung wird eine ziemlich strenge sein müssen. Sie darf vor allem nicht mehr verlangen, als was auf Grund des Vorausgehenden mit Fug und Recht erwartet werden kann. Dann wird das Fach dem Schüler bei dem schrittweise sich weiternden Gesichtskreise bald zu einem überaus fesselnden werden und in demselben Maße, als das Interesse an ihm wächst, seinen Ruf als unverdaulicher Gegenstand verlieren. Ein solcher ist die Erdkunde nur dann, wenn sie dem Schüler nichts anderes bietet als Namen und Zahlen und hunderte von Richtungen und Entfernungen, lauter Angaben, die nur selten in einen derart innigen Zusammenhang gebracht werden können, daß sie sich gegenseitig bei der Reproduktion unterstützen. Beim genetischen Betriebe ist das Wissen des Schülers kein angelerntes, also mechanisch erworbenes, sondern ein geistig erarbeiteter Besitz, der sich aus sich selbst ständig vermehrt, indem die zielbewußte Leitung durch den Lehrer den Schüler aufmuntert, gewonnene Erkenntnisse weiter zu verfolgen und dadurch das Wissen zu vertiefen. Weil es verstandesmäßig gewonnen wurde, ist es auch ein b l e i b e n d e s Eigentum; es erfüllt somit eine Forderung der Instruktionen in bester Weise. Es hat Hilfen der mannigfachsten Art, die in jedem Augenblicke bereit sind, es aufs neue zu produzieren, falls es verblaßt sein sollte. Wird die Arbeit des Schülers schon dadurch eine wesentlich geringere, so ist dies noch mehr der Fall, wenn wir uns vor Augen halten, daß sich

ein derart durchgeistigender Unterricht innerhalb der Mittelschule naturgemäß nur auf ein engbegrenztes Gebiet wird beschränken müssen. Damit nähern wir uns ebensosehr dem Gedanken, den Penck hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Hoch- und Mittelschulunterricht geäußert hat, als auch unseren Instruktionen, die davon überzeugt sind, daß nur eine wesentliche Einschränkung des reinen Gedächtnisstoffes ein Durcharbeiten des geforderten Wissensumfanges möglich machen wird. Der gedächtnismäßige Unterrichtsbetrieb arbeitet in die Breite. Er züchtet enzyklopädische Vielwisserei und wird nur in den Augen derer durch sein Blendwerk den Eindruck tüchtigen Wissens zu erwecken im stande sein, die in dem Geographen überhaupt nur ein lebendiges Ortslexikon und statistisches Nachschlagebuch erblicken. Leider bietet noch gar manches Lehrbuch Beispiele genug dafür, daß auch sein Verfasser dieses Ziel vor Augen hatte und mit Freuden die Pforten der erdkundlichen Stunde Raritäten der heterogensten Fächer öffnete, die, weit davon entfernt, zum Verständnisse des Kausalnexus beizutragen, gerade in unserem Fache ihr Unwesen treiben, weil ihnen die anderen einen derartigen Tummelplatz versagen. Gruber hat in seinen beiden früher erwähnten Arbeiten den Nachweis dafür erbracht, daß die erziehliche Bedeutung der genetischen Erdkunde gerade darin liegt, daß sie qualitatives Können an die Stelle quantitativen Wissens setzt.

Ist damit der Beweis geliefert, daß der Erdkunde bitteres Unrecht geschah, wenn man ihr, rein theoretisch genommen, am Gymnasium bislang eine vollwertige Stellung versagte, so erübrigt es, zu untersuchen, ob sie auch innerhalb des durch die Gesetze gegebenen Rahmens, unter dem wir geforderten Wissensumfang, Stundenzahl und Verteilung des Lehrstoffes verstehen, sich im genannten Sinne praktisch die ihr zukommende Berechtigung zu verschaffen vermag. Es wird aus dem Gesagten bereits zur Genüge hervorgegangen sein, daß der genetische Betrieb auf einer Reihe von Voraussetzungen beruht, die wir als Momente des Wissens und Momente des Intellektes bezeichnen können. Indem sich die Erdkunde in die Mitte zwischen die reinen Naturwissenschaften und die Geschichte stellt und die einzig mögliche Brücke zwischen der humanistischen und realistischen Seite des Gymnasiums schlägt[1]), wird sie von selbst zum Brennpunkte, in dem sich die Lichtstrahlen, die von diesen beiden Fächergruppen ausgegangen sind, zu neuer, fruchtbarer Arbeit vereinen. Sie muß sich daher auf eine Summe von Kenntnissen, die der Schüler in den genannten Disziplinen erworben hat, als auf etwas Gegebenes stützen können. Übt dieses Erfordernis bereits einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Zeitpunkt aus, in dem der erdkundliche Unterricht mit Erfolg einsetzen kann, so geschieht dies nicht minder von Seite des Mo-

[1]) Vgl. Banholzer a. a. O. S. 545.

mentes des Intellekts. Die Geisteskräfte des Schülers sind bildungsfähig. Der Unterricht wird daher vom Leichten zum Schwereren vorwärtsschreitend, erst allmählich sich zum vollen Betriebe entwickeln. Er wird aber zur leichtesten Inanspruchnahme des judiziösen Gedächtnisses überhaupt erst dann schreiten können, wenn ein solches vorhanden ist. Da dieses zur Zeit des Eintrittes ins Gymnasium beim Schüler wohl in den meisten Fällen noch sehr wenig ausgebildet sein dürfte, vielmehr das mechanische seine Herrschaft noch voll entfaltet, ist auch durch diese Tatsache dem Beginne des genetischen Unterrichts nach unten hin eine Schranke gesetzt. Die Reihenfolge des zu behandelnden Stoffes hängt wieder von dem Grade ab, in dem die Anforderungen beider Momente erfüllt werden. Als mehr äußerlicher, durch die Stoffmenge allein bedingter Faktor tritt hiezu noch die Zeit, die dem Unterrichte zugemessen ist.

Halten wir diese vier Punkte den Bestimmungen unseres Lehrplanes gegenüber, so fühlen wir bald, daß zwischen beiden nicht jene Harmonie herrscht, die zum Vollbetriebe des genetischen Verfahrens unumgänglich notwendig ist. Trotzdem in den Instruktionen auf Schritt und Tritt die Forderung entgegentritt, der Wechselwirkung der erdkundlichen Faktoren entsprechende Beachtung zu schenken, vermag doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wahre genetische Erdkunde nur im bescheidensten Maße und vor allem nur gelegentlich Platz zu finden. Der Lehrer stößt eben fortwährend auf Widerstand. Einmal scheitern seine Bemühungen am Wissen und Verstande der Schüler, das andere Mal am Mangel an Zeit. Was der erdkundliche Unterricht innerhalb der heutigen Lehrverfassung leisten kann, ist der Hauptsache nach noch immer Erdbeschreibung, reine Morphographie. Es liegt ein wahrer und die wirkliche Sachlage charakterisierender Kern in den Worten E. Richters[1]), der die Schwierigkeiten des Unterrichtsverfahrens in dem Satze zusammenfaßte, daß wir „einen viel zu schwierigen Stoff viel zu jungen Schülern beibringen müssen". Er meint, „die Kindheit sei die Zeit des frischesten Gedächtnisses und das solle man benutzen, wie im sprachlichen Unterrichte, um die geographische Orientierung einzuprägen".

So lange wir dieser für die unteren Klassen gewiß durchaus geeigneten Stufe keinen Oberbau mit der dem geistigen Entwicklungsgange des Schülers entsprechenden Berücksichtigung des Kausalnexus' geben können, ist für genetische Behandlung selbst innerhalb des rein naturwissenschaftlichen Teiles nur dort Platz, wo derart naheliegende Beziehungen vorhanden sind, daß der Schüler auf Grund eigener Erfahrung und Anschauung über sie Rechenschaft zu geben vermag. Das hat auch der Verf. der In-

---

[1]) Verhandlungen des XIII. deutschen Geographentages zu Breslau 1901, S. XXXIX.

struktionen des Jahres 1892 gefühlt, wenn er den Nachweis des Zusammenhanges des Klimas mit der Vegetation, den Produkten der Länder und der Beschäftigung der Völker in den drei Jahrgängen nur an einigen Beispielen erörtert wünscht und eine „angemessene Verstärkung“ dieser Darstellungsweise erst dem „reiferen“ Schüler der vierten Klasse zugemutet wissen will. Unsere neuesten Instruktionen bewegen sich vielfach in demselben Rahmen. Auch sie fordern „weise Beschränkung in der Auswahl des Stoffes“ und betonen aufs neue die Unselbständigkeit unseres Faches, das nur solche Kenntnisse als bleibenden Besitz der Schüler anzustreben hat, die „zum Verständnisse der Geschichte und zur Erwerbung einer humanistischen Bildung erforderlich sind“. Gleichwohl gewinnt man mehrmals den Eindruck, als gingen die Wünsche betreffs der Aufdeckung des Kausalnexus über das früher Verlangte noch etwas hinaus.

Um nur ein Beispiel herauszugreifen, soll der Lehrer bei Erörterung des Klimas und der Erzeugnisse der Erdteile „die Luftströmungen mit ihrem größeren oder geringeren Wassergehalte“ besprechen, „Bemerkungen über die Luft und die mutmaßliche Höhe des Luftozeans“ einflechten und eine Summe anderer Einzelheiten schon in der zweiten Klasse zum verstandesgemäßen Erfassen bringen, die er natürlich ab ovo entwickeln muß, da er sich auf ein im Physikunterrichte erworbenes Wissen zu dieser Zeit noch nicht stützen kann. Die Arbeit ist schwierig und zeitraubend, wenn die Schüler durch eigenes Nachdenken in den Besitz der Kenntnisse gelangen sollen. Derjenige Lehrer, der sich begnügt, Definitionen zu geben und sie, sowie die im Buche enthaltenen Tatsachen auswendig lernen zu lassen, kommt freilich leichter weg, aber er unterrichtet nicht im Sinne der Aufgaben unseres Faches.

Die Tendenz der Instruktionen hat dazu geführt, daß eine Reihe von Männern aus Begeisterung und Liebe für die von ihnen vertretene Wissenschaft, den eigentlichen Zweck des Gymnasiums wohl etwas aus dem Auge verlierend, in einzelnen Aufsätzen der unmittelbaren Übertragung des akademischen Unterrichtsvorganges auf die Mittelschule das Wort redete, unbekümmert darum, daß geistige Reife und Ausmaß der Zeit ihrem Streben ein unerbittliches Halt entgegenrufen. Sie sind es, denen vor allem Bludaus Vorwurf gilt. Da sie nicht bei Vorschlägen stehen geblieben sind, entstanden allmählich an Stelle der Lehrbücher, die sich nicht genug damit tun konnten, dem Schüler alle möglichen Richtungen, Entfernungen und Lagenverhältnisse beizubringen, neue, die zum geraden Gegenteile dessen führen müssen, was der genetische Unterricht erstrebt. Die Verff. dieser Bücher erschweren den Gegenstand, statt ihn zu erleichtern, weil sie ihn unter Außerachtlassung aller Vorbedingungen beibringen wollen. Sie wiegen sich in der Hoffnung, daß die Schüler alles so sehen und beurteilen werden, wie sie selbst mit ihrem an der Hochschule ge-

reiften Verstande dies zu tun vermögen. Der Lehrer wird sich nur allzubald überzeugen, daß die Schüler anfangs nicht einmal das Naheliegendste erkennen und erst langsam zum Denken e r z o g e n werden müssen. Erschöpft sich nun das Lehrbuch in einer Fülle an sich wertvoller, aber mit den erwähnten Vorbedingungen nicht vereinbarer Einzelheiten, deren jede, soll sie vom Schüler verstandesmäßig aufgenommen werden, unverhältnismäßige Anforderungen an Mühe und Zeit stellt, so wird ein solches Buch dem Lehrer mit der Zeit sogar zum Hemmschuh, da er die Erreichung des Lehrzieles immer mehr in Frage gestellt sieht.

Ähnlich verfehlte Wege gehen jene Lehrer, die wo möglich schon in der ersten Klasse Geologie und weiß Gott was alles betreiben und in den engen Rahmen unseres heutigen erdkundlichen Unterrichtes all das pressen wollen, was vielleicht nicht einmal eine Oberstufe zu erledigen hätte. Sie fügen dem Fache Schaden zu einmal deswegen, weil ihr Unterrichtsvorgang notwendigerweise zur Überbürdung der Schüler führen muß, das andere Mal, weil sie vielleicht maßgebenden Ortes den Glauben bestärken, daß sich auch gegenwärtig allen Wünschen Rechnung tragen lasse, wenn nur der Lehrer wolle. Sie sind jenen zu vergleichen, die ein altes Haus mit Zieraten der verschiedensten Art schmücken und dadurch für den Augenblick einen modernen Bau vortäuschen, der aber bald zur Gefahr für die Bewohner wird, weil der lose angeklebte Schmuck sich ablöst und auf sie herabfällt.

Wir kommen nach all den Erwägungen zu dem Ergebnisse, daß der geographische Unterricht nur dann zum wahren Bildungsfache werden kann, wenn er sich auf höheren Stufen bewegen darf, als wir bisher kennen gelernt haben. Diese sind aber nur dann zu gewinnen, wenn ihm das Gymnasium Raum bis zur obersten seiner Klassen gewährt oder wenn er in höhere Jahrgänge verlegt wird als heute. Letzteres hat wohl keine Aussicht auf Verwirklichung. Der Unterricht bedarf eines gewissen morphographischen Grundstockes, der nur in den Zeiten des mechanischen Gedächtnisses erworben werden kann. Aber abgesehen davon würde eine derartige Verschiebung auch einen Eingriff in die Organisation des Gymnasiums bedeuten, der sich mit der Forderung nicht verträgt, daß auch das Untergymnasium eine abgeschlossene Bildung geben soll. Es bleibt mithin nichts anderes übrig als die Erdkunde zum vollwertigen Gegenstande zu erheben, der den vaterländischen Unterricht in der achten Klasse mit seinen Grundlagen in eine kontinuierliche Verbindung bringt.

Gegenwärtig wird diese dadurch zu bewerkstelligen gesucht, daß eine Wiederholung des Lehrstoffes der unteren Klassen im Anschlusse an den historischen Lehrgang und nebenbei geographische Gesamtübungen verlangt werden, die das topographische Wissen der Schüler aufzufrischen bestimmt sind. Zur Erprobung dieses

Wissens darf ebenso wie zu den genannten Gesamtübungen sogar hie und da ein Teil der Geschichtsstunde verwendet werden. Auch darin zeigt sich ein bedeutender Fortschritt gegenüber früheren Zeiten, in denen die Aufsuchung der im Geschichtsunterrichte vorkommenden Orte und die Benützung einer Karte in diesem Fache das Einzige waren. Obwohl die Geographie im Obergymnasium auch heute noch als Trabant der Geschichte erscheint und eine Vertiefung des rein geographischen Wissens in systematischer Weise nicht gegeben werden darf und kann, ließe sich doch selbst innerhalb der so eng begrenzten Sphäre genetische Erdkunde, wenn auch nur im Sinne ihrer anthropologischen Seite treiben, wenn nicht die Menge des zu bewältigenden Geschichtsstoffes die gesamte Stundenzahl für sich beanspruchen würde. Es gilt dies in erster Linie von der sechsten Klasse, in der der Lehrer jede Minute ausnützen muß, will er das vorgeschriebene Lehrziel erreichen. Etwas besser stellt sich die Sache in der fünften, weniger gut wieder in der siebenten Klasse, die ob der durchgreifenden Behandlung der neuesten Geschichte auch nicht viel Zeit zu geographischen Exkursen übrig läßt. Immerhin wird es gelingen, wenn auch nur in den allerbescheidensten Umrissen das Wichtigste aus der Geographie dem Eingehen in die Geschichte eines Landes oder einzelner Länderkomplexe vorausgehen zu lassen, aber es wird manches nicht wieder belebt werden und so dem ewigen Schlummer anheimfallen. Hie und da wird sich Gelegenheit bieten, beispielsweise auch der vermittelnden Stellung der Inseln als Rastpunkten seefahrender Nationen zu gedenken, die natürlichen Tore, die zu den Halbinseln Südeuropas führen, in ihrer Bedeutung mit denen der asiatischen Halbinseln zu vergleichen oder die Erweiterung des geographischen Horizontes mit der in den natürlichen Verhältnissen ruhenden Expansionsfähigkeit einzelner Völker in nähere Beziehungen zu bringen, aber der Lehrer wird sich bestreben müssen, erst aus einer Reihe vollkommen klar zutage liegender Tatsachen eine Regel ableiten zu lassen. Es dürfte sich aus diesem Grunde nicht empfehlen, etwa das Verhalten der Szythen beim Einmarsche des Darius als „typisch für Nomadenvölker in der Verteidigung“ zu bezeichnen und in eine Parallele mit dem Gebaren der Russen beim Vordringen Napoleons I. zu stellen, da das Wissen, über das der Mittelschüler verfügt, durchaus nicht ausreicht, sich über die Eigenheiten der Steppenvölker überhaupt eine derart klare Vorstellung zu bilden, daß er zu einem abschließenden Urteile über sie berechtigt wäre und aus dem einen Beispiele gleich einen Typus konstruieren dürfte. Geschieht dies dennoch von Seite des Lehrers oder des Buches, dann wird der Schüler zwar zunächst die eigene Erkenntnis der Autorität unterordnen, um bald in künftigen Fällen mit seinem vorschnell gefaßten Urteile nicht mehr zurückzuhalten. Treten wir dem nicht beizeiten entgegen, dann vermitteln wir nicht allgemeine Bildung,

sondern erziehen zur Geringschätzung geistiger Arbeit und wecken den Eigendünkel.

Selbst im günstigsten Falle wird der geographische Unterricht im Obergymnasium nur recht bescheidene Früchte zu zeitigen vermögen. Die Vaterlandskunde in der achten Klasse wird wohl immer völlig isoliert bleiben, da die in der vierten Klasse erworbenen Kenntnisse über sie wenn nicht vollständig, so in der Regel doch recht nahe bis zum Nullpunkte herabgesunken sind, wenn der Oktavaner sich wieder mit der Österr.-ungarischen Monarchie zu beschäftigen hat. Immer wieder wird der Lehrer die Erfahrung machen, daß dieselben Schüler, denen wenigstens die Morphographie unseres Vaterlandes in der Quarta in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien, mit der grassesten Unwissenheit an den Stoff der Oktava herantreten. Der Lehrer gibt sich einer Täuschung hin, der auf Voraussetzungen weiter bauen und den Unterricht mehr im Sinne der Wissenschaft betreiben wollte. Er muß nur zu oft sein Lehrgebäude von Grund aus neu aufrichten und wird zufrieden sein müssen, es in halbwegs der Form wiedererstehen zu sehen, die es bereits einmal gehabt hatte. Was könnte die Vaterlandskunde sein, wenn sie den krönenden Schlußstein eines geregelten genetischen Unterrichtes bilden würde! Das Ziel, das unseren Instruktionen vor Augen schwebt, könnte nur dann auch verwirklicht werden. Heute steht der Lehrer bei der überaus beschränkten Zeit, innerhalb deren er sich auch noch ein gründliches Urteil über das Wissen seiner Schüler im Hinblicke auf die Maturitätsprüfung zu verschaffen hat, vor der Alternative, mit dem vorgeschriebenen Stoffe nicht fertig zu werden oder im rein geographischen Teile der Vaterlandskunde jene Gebiete nicht zu verlassen, in denen sich vier Jahre zuvor seine Ausführungen bewegten. Es wird ihm schwer fallen, auf die „geologische Beschaffenheit der einzelnen Gebirgsgruppen Rücksicht zu nehmen“, da der Mineralogieunterricht im ersten Semester der fünften Klasse seinen Abschluß fand und, wenn er überhaupt bis zur Geologie vorzudringen vermochte, was nicht immer der Fall zu sein scheint, doch wieder so weit entlegen ist, daß die von ihm gebotenen Kenntnisse fast ebenso der dunkelsten Vergangenheit angehören wie die Früchte des systematischen Unterrichtes aus der Geographie. Der Schüler betrachtet zudem die Vaterlandskunde in der Oktava oft nur als eine unwillkommene Bereicherung des Prüfungsstoffes, die ihm überdies gerade zu einer Zeit in die Quere kommt, in der er sich bereits aus den anderen Fächern für die Maturitätsprüfung vorzubereiten beginnt. Es ist kein Wunder, wenn ihm vielfach die nötige geistige Sammlung fehlt und sein Interesse am Fache nicht gerade groß ist. Er begnügt sich in der Regel mit dem Erlernen der notwendigsten morphographischen Einzelnheiten und scheidet von der Schule mit einem erdkundlichen Wissen, das dem Endzwecke des Gymnasiums nicht entspricht.

Das Deutsche Reich ist wenigstens in diesem Punkte etwas weiter gegangen. Die neuen preußischen Lehrpläne haben dem erdkundlichen Unterrichte nicht bloß in den lateinlosen Oberrealschulen, sondern neuestens auch in den Realgymnasien eine besondere Wochenstunde in allen drei oberen Klassen eingeräumt und bestimmt, daß in den Oberklassen der reinen Gymnasien mindestens sechs Stunden im Halbjahre geographischen Wiederholungen zu widmen sind. So geringfügig dieses Zugeständnis im Vergleich mit den großen Aufgaben unseres Faches ist, es haben sich doch sofort Stimmen geltend gemacht, die der Erdkunde im strengen Sinne des Wortes auch diese Spanne Zeit zu rauben sich bemühen. Am gewichtigsten und, wie es scheint, von den Lehrern der Erdkunde viel zu wenig beachtet, ist Paul Cauer in die Schranken getreten, der zuerst auf der Düsseldorfer Direktorenversammlung und später besonders in seiner *Palaestra vitae*[1]) der Erdkunde nur an der Realschule eine zentrale Stellung zuerkannte, am Gymnasium aber sie zur helfenden Rolle verdammt wissen wollte, indem er verlangte, daß die geforderten Wiederholungen organisch in den Geschichtsunterricht eingefügt und damit höchstens das geleistet werden solle, was als geschichtliche Wiederholungen mit geographischen Gesichtspunkten bezeichnet werden kann. Nach ihm ist der eigentliche Boden, aus dem die Erdkunde so gut wie die Geschichte Bildung und Nahrung zieht, für das Gymnasium das klassische Altertum. Ja er steht nicht an, darauf hinzuweisen, daß sich „in allen Zweigen des philologischen Unterrichtes gerade der oberen Klassen Gelegenheit bietet, die Beziehungen zwischen Mensch und Erde den Schülern verständlich und wichtig zu machen“. Da es hiezu als Grundlage „auch einer eingehenden Behandlung der alten Geographie von Griechenland und Italien bedürfe“, sei es ferner notwendig, „der alten Geschichte wieder wie früher zwei Jahre einzuräumen“. Was Cauer damit will, ist etwas ganz anderes als was der erdkundliche Unterricht als solcher zu leisten hat. In seinen Augen bleibt dieser der dienstbare Geist der anderen Fächer, der nur vorzubereiten und Grundlagen zu geben hat. Wir können den geistvollen Darlegungen der *Palaestra vitae* gewiß die Anerkennung nicht versagen. Der Schüler ist in der Tat auf den Schauplätzen des klassischen Altertums oft viel besser zuhause als in seiner eigenen Heimat, aber wir glauben, daß erstens der geographische Horizont des Gebildeten doch etwas weiter reichen müsse als der der Völker des Altertums, zumal die dort sich abspielenden Erscheinungen geographischen Charakters doch nur einen recht engbegrenzten Teil der Probleme darstellen, die unser Erdball in so reicher Fülle darbietet. Dazu kommt, daß die Erörterung geographischer Fragen nicht in den Wirkungskreis des Philo-

---

[1]) *Palaestra vitae*, eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin 1902, S. 22 ff.

logen, sondern in den des Fachmannes fällt, der allein imstande sein wird, das geographisch Wertvolle herauszuheben und in jener Weise zu benützen, daß es dem Wesen des Faches selbst zur Förderung gereicht. Wir können Cauer nur in dem einen Punkte Recht geben, daß das Gymnasium kein Wissen, sondern nur ein Können zu lehren habe; aber gerade weil dies seine Aufgabe ist, muß sich die Erdkunde bestreben genetisch zu werden.

Für die ihr gebührende Stellung einzutreten ist daher Pflicht ihrer Vertreter ebensosehr deswegen, weil es die Entwicklung der Wissenschaft und die Forderungen des Lebens, für das doch die Schule vorzubereiten hat, verlangen, als auch deswegen, weil sie sich als Bildungsfach hervorragender Art insoferne von selbst in den Organismus des Gymnasiums einfügt, als sie den klaffenden Riß zwischen dessen humanistischer und realistischer Seite, den weder die Pläne eines Wilamowitz-Möllendorf, noch die eines Cauer zu beseitigen vermögen, in harmonischer Weise zu schließen geeignet ist. So lange sie nicht vollwertig geworden ist, nützen alle Reformvorschläge nichts. Ja sie sind, wenn sie am heutigen Rahmen festhalten wollen, aus inneren und äußeren Gründen eher imstande, dem Fache zu schaden als ihm zu nützen. Sie werden erst dann am Platze sein, wenn man auf der einen Seite sich lediglich die Bedürfnisse der Schule im Sinne der schon durch den Org.-Entw. vorgezeichneten Ziele des Gymnasiums vor Augen hält, auf der anderen dagegen sich der Einsicht nicht verschließt, daß aus Gründen der Erhaltung des Gymnasiums der Erdkunde die freie Bahn nicht länger vorenthalten werden kann. Dann wird der Boden zur Verständigung geebnet sein; dann erst ist es Zeit, sich mit der Stoffauswahl zu befassen und darüber schlüssig zu werden, ob jene im Rechte sind, die der Oberstufe lediglich die allgemeine physikalische Geographie zugewiesen sehen möchten.

Stellt der genetische Unterrichtsbetrieb schon an und für sich größere Anforderungen an den Lehrer, da er von ihm vollkommene Beherrschung der weiten Wissensgebiete der Erdkunde verlangt, so verursacht die gegenwärtige Lage des Unterrichtsfaches noch eine Reihe von Schwierigkeiten methodisch-didaktischer Natur, so daß nur der Lehrer das richtige Einvernehmen zwischen den Erkenntnissen der von ihm vertretenen Wissenschaft und den Anforderungen der Schule herzustellen fähig ist, der neben seiner intensiven wissenschaftlichen, auch seine methodische Schulung sprechen läßt, die ihm bündig sagt, ob und inwieweit er im einzelnen Falle dem genetischen Verfahren Eingang gewähren darf.

Die voranstehenden Zeilen bezweckten keineswegs, ein Programm für Reformen des erdkundlichen Unterrichtes aufzustellen, sie wollten nur zeigen, was er im Rahmen des Gymnasiums heute bedeutet und was er bei Erfüllung aller Vorbedingungen sein könnte. Es wird nur zu gerne auf den Lehrer der Erdkunde ein Stein geworfen, sobald sich bei den Schülern in anderen Fächern gelegent-

lich verblüffendes Nichtwissen auf dem Gebiete seines Gegenstandes zeigt. Vielleicht tragen die obigen Ausführungen dazu bei, daß man in dieser Erscheinung lediglich die Konsequenzen erblickt, die aus der heutigen Stellung unseres Faches am Gymnasium mit Naturnotwendigkeit hervorgehen müssen.

Wien. J. Müllner.

Das Ästhetische im naturwissenschaftlichen Unterricht.

Es war eine schroffe Einseitigkeit, als vor mehreren Jahrzehnten der trostlose und dogmatische Materialismus die Naturwissenschaften, ohne irgend welche Beschränkung, in Anspruch zu nehmen glaubte. Ganz gewiß war das einseitig. Schon einmal darum, weil gerade die Naturwissenschaft — trotzdem sie Gesetzeswissenschaft ist — eine freie und biegsame Wissenschaft vorstellt und zweitens weil sie zu sehr im Menschen, d. h. in seinem Gefühl wurzelt. Nicht allein im Verstande, wie man immer sonst so gern zu behaupten versucht. Wer die Geschichte dieser Disziplin kennt, ihren Werdegang aus Naturbetrachtung zu Naturerkenntnis, darf sich dieser Wertung nicht entschlagen. Wir sagten also, daß die Naturwissenschaft auch im Gefühl ruht, im Gefühl, das in jedem Augenblick zur Außenwelt Stellung nehmen kann. Aber zur Außenwelt Stellung nehmen ist eben die Umgebung fühlen, wollen und empfinden. Man läßt sie auf sich wirken und horcht — wenigstens die feinere Seele vermag es — auf das Echo, das diese Veränderungen des Bewußtseinzustandes in uns erwecken. Nicht jeder wird gleiches hören auf gleiche aufgenommene Eindrücke. Der seelisch vernachlässigte Mensch nur groben, verwischten Widerhall, die feinere Persönlichkeit bestimmte Klangwesenheiten und differenzierte Rhythmen. Ursache, Bedingung und Anlaß sind hier völlig anders, folglich auch der „Ablauf“ des seelischen Echos. So kommt es, daß die Natur — im weitesten Sinne des Wortes — zu verschiedenen Menschen verschieden redet. Wir sagen in einer modernen Wendung, Stimmungen werden verschieden erlebt. Das spiegelt sich nun in den unzähligen Naturgefühlstypen der Geschichte [1]). Der Timbre ist überall anders, so gut, wie kein Mensch so sieht, wie sein Nächster. Einem jeden ist die Natur ein anderer Bewußtseinsinhalt mit anderer Wirkungsfähigkeit. Aber diesen Bewußtseins-

---

[1]) Der Verfasser versuchte das in seinem soeben erschienenen Buche zu zeigen: Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Eine Entwicklungsgeschichte der antiken Naturwissenschaften. Hamburg 1904, Verlag von Leopold Voss. Mit zwei Tabellen.

inhalt ästhetisch in sich gestalten, das haben die Menschen immer getan, sobald sie es nur einmal zu einem bestimmten Grad von Aufnahme- und Genußfähigkeit, zu ausgesprochener Gefühlsreife brachten. Wir müssen festhalten: die Naturbetrachtung oder das Naturerlebnis ging der Naturerkenntnis, der Naturwissenschaft voran. Zuerst war das seelische Erleben und dann erst das verstandesmäßige Formen. Als ein buntfarbiger Gesamtkomplex drängte sich die Natur dem Menschen auf und fiel in seine Seele. Hinein in das Gewirr ihres Geschehens. Und alle die Kräfte, die dieses bedingen, formten und bildeten an dem Stück wiedergespiegelter Natur. Ästhetische Einbildungskräfte entstanden aus einem neuen gefühlsbetonten Erkennen und Unterscheiden. Erst das Ästhetische gab der ersten Erkenntnis Gestaltung und dem Alltäglichen Liebreiz und Sinn, erst die Schönheit verlieh der ersten Praxis Wahrheit. Das hat aber lange gedauert, bis die Natur als psychischer Lebensinhalt den nüchternen Genossen bekam, die Wissenschaft von der Natur, die Gesetzeswissenschaft ist, Tatsachen- und Ursachenprüfung, kurz, ein logisch-mathematisches System.

Es ist vom erzieherischen Standort interessant, zu erwägen, ob man diesen Werdegang des Naturgefühls im Unterricht berücksichtigen darf, ich meine ob man das geschichtliche Ergebnis auch im reifenden Schüler sehen, entdecken darf. Ist doch das Kind die beste Geschichte der Naturbetrachtung, da sich ganz vorzugsweise in ihm uralte Naturerlebnisse in verblüffender Plastik repetieren. Wie es das Jahr erlebt in seiner Abfolge, die Örtlichkeit und das Ereignis des Tages, das Leben der Stadt, Wachsen und Werden, Saat und Ernte, Welken und Tod, wie es Natur und Wunder gleichsetzt, so sehen wir in der Rückstrahlung dieser Eindrücke bei allen Kindern gleichgeartete Hauptrichtungen. Auch noch bei erwachsenen Knaben, die längst nicht mehr das Kinderstübchenmilieu umgibt. Und was ist dieser Gleichlauf? Überall ist — wie schon gesagt — die Natur ein Wunder, überall redet sie eine mächtige Sprache, überall ist sie meist zusammengesetzt aus Animismus, mythischer Verpersönlichung, Dämonen und Naivetät. Es ist wie bei der ältesten Naturbetrachtung: Es gibt keinen Baum, in dem nicht ein geisterhaftes Wesen wohnt, keinen Stein, keine Bergspitze, keine Wegkreuzung, von denen nicht zauberkräftige Mächte Besitz genommen haben; im Walde schleichen sie, wie die Stille, die man hört und doch wieder nicht hört, und in den großen Naturvorgängen reden sie wie Menschen zu Menschen, deren schlaffes Leben ein Gaukelspiel bedeutet. Es ist wie beim Kinde: Naturbetrachten, — erklären und — reflektieren waren dem antiken Volksgeist — und auch dem Urtypus des Naturforschers — Erzählen von dem, was die Außenwelt belebt. Aber das Belebende war ein Seltsames, ein Märchenhaftes, und zwar nicht das Belebende der Menschen und Tiere allein, auch der Dinge, die

scheinbar starr und tot sind: alltägliche Gegenstände und Erscheinungen, Vorgänge im Wetter, pandemische Krankheiten, geographische Örtlichkeiten, Bäche, Ströme, Seen, Grotten und Waldlichtungen, die Zeit des Tages, wo die Sonne ihren höchsten Stand hat, und wieder die schleichende Wendestunde der Mitternacht. Und warum auch die Menschen, die doch schon Lebenskraft und Lebensauswirkung in sich tragen? Die sind doch schon beseelt? Ja, dieses Belebtsein meinten die ältesten Naturbetrachter auch nicht, ebenso wie das Kind es nicht meint, in dem sich dieser wunderliche antike Zug wiederholt. Die schaffende Phantasie beider sucht hinter all den Dingen, um die sich eine Fülle von Vorstellungen gruppiert, also auch hinter dem Eigenen, dem Menschlichen, ein Geheimnis, das stille Fremde, das man nicht kennt und das doch da ist — wie ein scheues Schweigen und eine düstere Frage. Das ist die wundersame Stimmung, die in dem ernsten und philosophischen Buche Maurice Maeterlincks „*Le Temple enseveli*" zittert: „Es ist aber unser unbewußtes Leben, das ungeheure, unerschöpfliche, unerforschliche, göttliche, in dem wir die Erklärung für unser Glück oder Mißgeschick finden müssen. In uns befindet sich ein Wesen, das unser wirkliches Ich ist, unser erstgeborenes, unvordenkliches, unbegrenztes, allgemeines und wahrscheinlich unser unsterbliches Ich. Es lebt auf einem anderen Boden und in einer anderen Welt als unser Verstand. Für es gibt es weder Nähe noch Ferne, weder Vergangenheit noch Zukunft, weder Widerstand noch Materie. Es weiß alles und vermag alles..." So denkt vielfach das Kind, das noch mit dem Naturgefühl einer längst toten Generation belastet, zur Welt kommt. Aber auch mit der völlig spontanen, unverbildeten Aufnahmekraft, die aus ästhetischen Urinstinkten hervorbricht. Nicht, daß diese nur bei bestimmten Kindern auftreten, z. B. bei denen, die feiner gebildeten Eltern gehören, keineswegs, diese Äußerung seelischen Geschehens bringen wir alle mit, so gut wie die Furcht und den Willen zum Leben, diese späteren Grundwurzeln der Religion, bezw. das am Leben hängende, einzigartige Wertgefühl[1]). Nun fragt es sich, wie kann man diese ästhetischen Kräfte herüberretten in die Tage, wo sonst alles verloren geht, was einst der unnachmachlichen Persönlichkeit des Kindes Seele und Sinn gab? Wann ist diese Zeit? Und wer kann es tun, daß auch die Nüchternheit der Naturwissenschaft ästhetisch wird und sich in Leben umsetzt? Wer kann Naturerkenntnis lehren und dabei doch Naturschauen, — erleben und — genießen? Eine reizvolle Aufgabe für die Schule!

---

[1]) Es wäre interessant, den Begriff „Religion" am Kinde zu untersuchen. Wir würden gewiß auf einfachere Kategorien kommen als durch die Experimente der Geschichte und Dogmatik.

Von der Kunst, vom Ästhetischen im Leben des Kindes ist heute viel die Rede und mit Recht fand diese Bewegung überall liebevolle Unterstützung und Teilnahme. Man beginnt Exkurse in den Unterricht hineinzutragen, die früher einfach als unmöglich empfunden worden wären, man unternimmt mit dem Kinde Sehversuche. Es werden grob vorhandene Gefühle feiner gemacht. Man möchte eine Art Fähigkeit für Stimmungskonzentration erzielen. Man lehrt Schauen und Genießen. Wenigstens weiß man heute schon von solchen Versuchen. Nur ist die Art dieses Unterrichtes noch nicht festgelegt. Für die niederen Schulen dürften sich solche Lehrziele leichter gestalten, schon darum, weil die psychologischen Mittel einfacher sind und einfachere Handhabung mit sich bringen. Wenn da der Lehrer selbst Gesehenes, Erlebtes reflexionslos wiedergibt — freilich mit pädagogischem Takt — wenn da sein erzieherischer Sinn unbewußt vergolden kann, was in der Natur an und für sich alltäglich ist, so ist schon das Meiste getan. Er muß die Anschauung des Schülers steigern, nicht allein, daß er die Objekte von Hand zu Hand gehen läßt oder den Lernenden an Ort und Stelle führt, sondern darin liegt meiner Meinung nach mit das Größte, wenn er die sinnliche Wahrnehmung zu einem Erlebnis macht. Und die ästhetischen Kräfte, die in einer solchen Betrachtung der Natur schlummern, sind dieselben, die des Kindes eigentlichstes Rüstzeug sind. Niemals wird da der Lehrer Brachland finden, sondern immer die warme Erdluft des „Menschlichen“. Aber an den höheren Schulen, z. B. unseren Gymnasien, wie steht es hier? Ich glaube — soviel ich die Praxis kenne — auch hier ist gerade im naturwissenschaftlichen Unterricht ebenso gut „Ästhetik“ zu lehren. Vielleicht mit mehr Erfolg als in den Stunden der philosophischen Propädeutik, wo man mit kunsttheoretischen Fragen meist so nicht verstanden wird. Eher ist hierin noch der Historiker berufen, in seinen kulturgeschichtlichen Exkursen zu zeigen, wie doch die Menschen immer vom Schönen wissen wollten und wie sich dieses Schöne gewandelt hat. Doch dies nur nebenbei. Also wir sagten, auch im naturwissenschaftlichen Gymnasialunterricht ist eine Stätte für wertvolle ästhetische Erziehung. Sollen doch Seelen gebildet werden, die nicht nur wissend in das spätere Leben hinaustreten, sondern auch schauend und genießend. Sie möchten nicht nur die Gesetze kennen, die Logik und Mathematik der Wirklichkeit, sondern auch Gefühle wachgerufen haben, daß der Erkenntnis im letzten Grunde nur dann unveräußerlicher Wert zukommt, wenn sie Liebe zeugt. *L'amore è tanto più fervente, quanto la cognitione è più certa* sagte Leonardo da Vinci! Er, der den nüchternen Naturforscher und glühenden Künstler in sich verband, wie es dann keiner mehr getan hat. Ja, wenn man dem Knaben so kommen wollte, ihm sagen, daß alles scheinbar Zuständliche als Geschehendes vor die Seele treten muß — was auch die richtig betriebene Geschichte

tun muß —, daß die Naturwissenschaft das Auge ist für das Verstehen eines Weltbildes, daß sie aber das Weltbild nicht allein ist. Man kann Naturbetrachten ohne die Mittel der Wissenschaft, man kann aber niemals Naturwissenschaft treiben ohne Naturbetrachten. Und das letztere ist doch stark ästhetisch bestimmt. Denn wer die scheinbar trockenste Formel gefunden hat für den Ablauf eines gewaltigen Naturgeschehens wird doch im Tiefsten seines Gefühls — wenn er es oft auch nicht zugesteht — leise Regungen verspüren von jener Ehrfurcht, die von aller Kraft und Ordnung ausgeht, von aller ästhetisch-logischen Notwendigkeit. Ich glaube, dieses „Untergefühl" macht erst wissend und erzieht. Freilich wird es auch solche geben, die glauben, daß Formel Natur ist und die Klassifizierung der Naturkörper schon Leben. Man kam zu sehr mit den Naturwissenschaften ins Trockene und Dürre — trotz aller Gelehrsamkeit — und nicht mit Unrecht ist es schon oft von kundigen Beurteilern ausgesprochen worden, daß die „stolze Entfremdung von den Künsten" die Schuld trägt. Auch ist das vielfach der Grund, daß heute das einst so mächtige Interesse für die Arbeit der Naturforscher, für ihre Ziele und Aufgaben so stark abflaut. Es ist zu wenig Allgemeinsinn und Zusammenfassung im modernen Naturwissenschaftler, zu viel Facharbeit, Spezialistenblick und Brotstudium. Wie soll dann der allerjüngste Anfänger große, selbst erzieherische Ziele haben, wenn der im Fach grau gewordene Kärrnerarbeit tut? Und das gilt für alle Zweige dieser Disziplin. Da muß eben die Schule schon frühzeitig arbeiten, damit es nicht so wird. John Ruskin zeigte uns nach der künstlerischen Seite hin, wie man das anfängt, um Naturwissenschaft fruchtbringend und ästhetisch allgemeineren Kreisen — also auch der Schule — zugänglich zu machen. Z. B. an der Botanik: „Was wir gegenwärtig besonders für erzieherische Zwecke brauchen, ist zu wissen, nicht wie die Anatomie, sondern wie die Biographie der Pflanzen beschaffen ist — wie und wo und wann sie leben und sterben, ihre Temperamente, ihre Gut- oder Bösartigkeit, ihre Tugenden und ihre Kümmernisse. Wir wollen sie gezeichnet haben von der Jugend bis zum Alter, von der Knospe bis zur Frucht. Wir sollten die verschiedenen Formen ihres eingeschränkten, aber abgehärteten Wachstums im kalten Klima und magerem Boden sehen, und ihre geile oder wilde Pracht, wenn sie wohl und warm gedüngt und gepflegt werden"[1]). Oder aus einem schönen zoologischen Exkurs: „... Wer den Humor liebt, wer Anteil nimmt an unvollkommenem, aber feinem Fühlen, wer die Erhabenheit in den Bedingungen und Beziehungen von Urkräften wahrnehmen kann, wird hier vollauf Beschäftigung finden; denn das alles ist vereint in den starken

[1]) John Ruskin, Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Schölermann. 1901. Verlag Eugen Diederichs in Leipzig. S. 109 („Kunst und Nützlichkeit").

Tierrassen zu einer wechselvollen und phantastischen Schönheit weit über das hinaus, was die bildende Kunst bisher erfaßt hat..." [1]).

Zwei Wege scheinen aber praktisch zum Ziele zu führen und doch zu keiner irgendwelchen Lernstofferweiterung, zwei Leitgedanken, die allen naturwissenschaftlichen Unterricht unaufdringlich beherrschen sollen: zeige dem Schüler, daß die Natur das menschliche Auge ist und zeige, daß auch die Geschichte der Naturwissenschaften die schauender Menschen ist, ihres Empfindens und Sinnens. Oder anders gesagt: Zeige, daß wir nichts Anderes sehen, als was wir selbst sind und wozu wir uns erzogen haben, daß wir uns in der Natur sehen wie in einem Spiegel: sind wir trüb und zerbrochen, so ist er es auch, sind wir aber heiter und hell, so auch das entsprechende Bild. Und, daß wir nur dann am besten ruhmvolle Vergangenheit schätzen und bewundern, wenn wir so werden wie sie war, d. h. so sehen wie sie, so sehen mit Ehrfurcht, Liebe und Intimität. Das muß man anzudeuten versuchen, daß die Vergangenheit wohl vom mathematisch-logischen Standort in vielem falsch sah, aber ästhetischer sah, selbständiger und persönlicher. Ihre „Naturwissenschaft" war eben mehr Wissen von der Natur als Theorie der Erfahrungswissenschaften. Es ist durchaus erforderlich, daß man über die Natur nachdenkt, sonst käme es ja zu keinem könnenden Verstehen, nur muß man erwägen, daß über dem Nachdenken oft die „Natur" verloren geht, daß man wohl wissend wird, aber doch blind. Wo liegt die erzieherische Kraft der Naturwissenschaftsergebnisse der Renaissance, wenn wir sie nicht nachzufühlen versuchen in ihrem ursprünglichen Erlebnis und dessen Verarbeitung, Wertung und Verknüpfung. Und das war doch aus jenem Überschwang heraus, von dem die Menschen immer werden wissen wollen. Und denke man, wie dürr und banal man davon erzählen kann, von dieser grandiosen Umwälzung des kosmischen Weltbildes, wie langweilig man das „Sachliche" herauszuschälen imstande ist, so daß der Schüler nicht einmal ahnt, wie dieses Einheits- und Allgemeingefühl den Naturforscher so ganz erfüllte, wie Gott, Welt und Seele zur mathematischen Formulierung drängen und wie doch das Psychische dahinter steht, hinter all dem Exakten und Nomothetischen. Ja, es ist ein toter Rechenposten auf der Tafel, wenn nicht gesagt wird, was er bedeutet. Ich meine, was er im psychischen Prozeß des Entdeckers war, im Zusammenhang seiner Gaben und Kräfte und wie er sich „aus der Personalunion" gelöst hat, in der er zu einem denkenden Hirn, zu einem lebenden Körper und einer „fühlenden Brust" stand [2]). Dann kommt aber auch das Wichtige: es muß gleichfalls immer gezeigt werden, wie eine Zeit

---

[1]) ebd. S. 115.

[2]) Eduard Platzhoff-Lejeune: Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Minden i. W. 1903, J. C. C. Bruns' Verlag. S. 36.

die naturwissenschaftliche Neuschöpfung erlebt. Denn gerade darin liegt ein großer Bildungswert, zu sehen, wie das Individualpsychische langsam ein Universalpsychisches wird. Vorausgesetzt, daß es der Lehrer glaubhaft und phrasenlos erzählt und an alltäglichen Gegenständen der Technik klar zu machen versucht, wie sie doch alle von Erfindern stammen, die den Sinn des Erfundenen ursprünglich nur für sich kannten, und heute liegt doch so etwas Selbstverständliches, Unpersönliches darin. So ist es denn auch mit den naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Es gibt aber — und das wird so oft vergessen — kein Wissen von diesem Universalpsychischen ohne genaue Kenntnis des Individualpsychischen, es gibt keine Beherrschung des Werkes ohne liebevolle Vertiefung in die Persönlichkeit, die es voraussetzt.

So sind wir demnach wieder auf eine geschichtliche Betrachtungsart angelangt, die klar machen soll, was man an der Natur erfahren hat oder noch kann. Gewiß wird die Geschichte der Naturwissenschaft — im weiteren Sinne die Geschichte der geistigen Kultur — viel anregen, wenn sie auch nicht alles vermag. Das eigentliche Naturerlebnis steht doch beim Einzelnen, gerade so, wie man aus der schönsten Kunstgeschichte kein künstlerisches Anschauungsvermögen erlernt. Das liegt im Menschen, nicht in den Büchern. Hat er es früh vernachlässigt und mit Alltäglichem verschüttet, kein Künstler der Welt kann ihm das Verlorene wiedergeben. So ist es eben: es vermag einer den wundersamen Zauber des erwachenden Vorfrühlings in der schlichtesten Landschaft machtvoll zu erleben, während der andere erst eine aufdringliche Alpenszenerie benötigt, um überhaupt auf die Natur zu achten. Einer sieht in den lauten Gebärden auf den Bildern des Trecento und Quattrocento eine gewaltige Beobachtung und Ausdrucksfähigkeit von Leben, der andere nur hölzern sich ausnehmende Figuren und störende Raumbehandlung. Dieser fühlt eben nicht, was trotz aller naiven Schönheitsformel redet und die Kraft der Leidenschaft, den Empfindungsausdruck wahr macht, von dem eine Szene getragen wird. Man braucht durchaus kein Historiker sein, vollgepfropft mit bestechender Kunstwissenschaft, und man kann trotzdem Giotto genießen, die Plastik Giovanni Pisanos oder Masaccio, Verrocchio und andere solche „reizlose" Meister der Vor- und Frührenaissance. Ich habe Arbeiter vor solchen Bildern in der Berliner Galerie oft beobachtet, nicht selten blieben sie stehen und was sie in ihrer schlichten Art sagten, zeugte davon, daß der starke Naturton, der aus diesem leidenschaftlichen Ausdruck des Bildes spricht, ganz leise im Beschauer nachzittert. Wie viele aber gehen achtlos daran vorüber! Das ist eben darin gelegen, was wir schon oben anzudeuten versuchten, die Natur wird niemals von verschiedenen Menschen in gleicher Weise empfunden. Das gilt aber für das Betrachtenwollen sowohl als auch für das Erkennenwollen, für Naturgefühl und Naturwissenschaft.

Das ist es, was wir das Ästhetische im naturwissenschaftlichen Unterricht nennen möchten, daß der Schüler nicht allein „Formel“ lernt, sondern, daß sie ihm auch „anthropomorph“ zu machen versucht wird, daß er sie genießt und sich selbst dabei seelisch versteht mitten im *codex naturae*, in diesem köstlichen, versöhnlichen Buche! Und dann, daß er einsieht, daß wir alles vor uns haben, was die reifste Kunst nicht vermag, die ästhetische Mystik der Harmonie und Ordnung der — Natur. Darin ruht der größte Lehrerfolg, den wir an der Jugend erzielen können. Und wenn auch manches davon später in Trümmer geht, eines wird bleiben, die Ehrfurcht vor der Schönheit und dem ewig Notwendigen. Ich denke wieder an Leonardo da Vinci: „*O mirabile giustizia di te, primo Motore: tu non ai voluto mancare a nessuna potenzia l'ordine e qualità de' sua neciessari effetti — O stupenda neciessità!*“ Alle großen Zeitalter waren ehrfürchtig, wenigstens oft nur vor sich. Denn in der Ehrfurcht „liegt die Hauptfreude und Kraft dieses Lebens; in der Vertretung für alles, was rein und hell ist in unserer Jugend; was wahr und erprobt ist im Alter; was anmutig ist unter den Lebenden, groß unter den Toten und unvergänglich wunderbar in den Kräften, die nicht sterben können“ [1]). Alle wahre Bildung hat hier ihren Quellgrund, alle gesteigerte Aufnahmefähigkeit, persönliche Rückstrahlung, Genußfähigkeit, alle sittliche Kraft der Erkenntnis. Wie Ehrfurcht und Liebe sind, die den sogenannten geschichtlichen Sinn machen, so geben sie auch den Begriffen der Natur erst den rechten Inhalt.

---

[1]) John Ruskin, Vorträge über Kunst. S. 76.

Groß-Lichterfelde-Berlin. Dr. Franz Strunz.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles. Erklärt von Schneidewin-Nauck. 4. Bdchen.: 'Antigone'. 10. Aufl. Neue Bearbeitung von Ewald Bruhn. Berlin, Weidmann 1904.

Der vor mehreren Jahren von Bruhn besorgten Neuauflage des Schneidewin-Nauckschen Kommentars zum König Ödipus ist nunmehr die Antigone gefolgt. Das Verhältnis der neuen Bearbeitung zur vorhergehenden Auflage ist nach der eigenen Angabe des Herausgebers dasselbe wie seinerzeit beim König Ödipus, d. h. Text und Kommentar sind von Grund aus umgestaltet worden.

Die Einleitung hat eine ganz neue Fassung erhalten. Sie beginnt jetzt — die Inhaltsangabe ist mit Recht fortgelassen worden — mit einer sorgfältigen Untersuchung der Gestalt des Sagenstoffes, wie sie Sophokles vorgefunden haben dürfte; freilich ist das Ergebnis, wie es beim Stande der Quellen nicht anders möglich war, recht unsicher. Es folgt nun nach der Darlegung der Vorgeschichte des Dramas eine eingehende Charakteristik der handelnden Personen, in welcher namentlich das Urteil über Kreon bemerkenswert ist. Bruhns Auffassung dieser Gestalt ist aus seinen Ausführungen in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. I 255 ff. bereits bekannt: er betrachtet Kreon als „einen eitlen, selbstgefälligen Menschen", der seine billige Weisheit fortwährend zur Schau trägt und seine Ansicht, seinen Willen um jeden Preis durchzusetzen sucht, aber haltlos zusammenbricht, sobald er erkennen muß, daß er auf falschem Wege ist. Mir scheint diese Auffassung, die gegenüber vielen anderen allerdings den Vorzug großer Einfachheit besitzt, doch etwas zu einseitig: die ergreifenden Töne, welche Kreon in der Klage um Weib und Kind findet, hätte ihm Sophokles kaum geliehen, wenn er in ihm wirklich nichts weiter als einen flachen Raisonneur hätte darstellen wollen. Aber Antigone, Haimon, endlich der Chor erscheinen sehr richtig charakterisiert. Was die Schuldfrage anbetrifft, ist Antigone nach Bruhn „absolut

im Rechte", Kreon der allein Schuldige, wie denn auch einleuchtend nachgewiesen wird, daß sein Vorgehen vom athenischen Publikum als Frevel empfunden werden mußte.

An die Einleitung schließen sich noch zwei kürzere Abhandlungen an, deren erste eine sehr anschauliche Beschreibung eines sog. Kuppelgrabes enthält; denn als solches ist das Gefängnis Antigones wohl gedacht. Weniger glücklich ist die zweite dieser Abhandlungen, welche die Echtheit des berühmten Enthymems in der Abschiedsrede der Antigone v. 904 ff. erweisen soll, für die Bruhn schon in dem oben erwähnten Aufsatze eingetreten ist. Seine Begründung dieser Ansicht kann aber wohl nicht als zureichend gelten, da sie sich fast ausschließlich auf die äußeren Gründe beschränkt, welche für die Echtheit des Enthymems sprechen, wie das Zitat daraus bei Aristoteles und eine weitere Anlehnung an Herodot im Ödipus auf Kolonos; auf die logischen und psychologischen Schwierigkeiten der Frage, auf welche Bruhn selbst aufmerksam macht, ist er entschieden zu wenig eingegangen. Vollends seine Bemerkung, die Stelle sehe fast wie ein später, bei Veranstaltung der Buchausgabe des Dramas eingefügter Zusatz aus, wird kaum Anhänger finden; gerade durch den mächtigen Eindruck der lebendigen Darstellung erhalten diese Erwägungen Antigones erst ihre Wirksamkeit und ihre Existenzberechtigung, während man beim ruhigen Lesen viel leichter die logischen Mängel derselben entdeckt.

In der Textgestaltung hat Bruhn auch hier, wie im König Ödipus, eine ziemlich konservative Richtung befolgt; ungerechtfertigte Athetesen — nicht nur die oben besprochene — sind aus dem Text verschwunden, an vielen Stellen ist die Überlieferung hergestellt — leider noch nicht an allen, wo es möglich gewesen wäre, z. B. v. 40, v. 536 — oder es wurde bei schweren Verderbnissen eine Heilung in möglichst engem Anschluß an das Überlieferte, zum Teil durch Wiederaufnahme guter alter Konjekturen, versucht.

Der Kommentar, durch Verweise auf den Anhangsband der Ausgabe von Belegstellen entlastet, begleitet den Text mit feinem psychologischen Verständnisse; die Erklärung der aufgenommenen Lesarten enthält zugleich deren Verteidigung, so daß der kritische Anhang sich auf ein Verzeichnis der rezipierten Änderungen beschränkt.

Eine willkommene Hilfe wird dem Anfänger die sorgfältige metrische Analyse der Chorlieder bieten, der eine ausgezeichnete kurze Abhandlung über die vorkommenden Metra, fast wörtlich aus dem „König Ödipus" entnommen, vorangeht. Zum vierten Stasimon v. 944 ff., welches Bruhn als ionisch ansieht, möchte ich bemerken, daß auch v. 947 ∼ 958, der nach Bruhn hiervon eine Ausnahme macht, sich ionisch messen läßt, indem er in einen *ionicus a min.* und ein durch Anaklasis entstandenes Glied zerfällt, welches auch Eurip. Bacch. v. 71 eine Reihe von Ionikern

abschließt: – –́ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏗́ –́ –; das durch die gehäuften Längen entstehende Ritardando ist dem Sinne durchaus angemessen. Freilich ist dies nicht das einzige Bedenken gegen die ionische Messung des Liedes.

Im ganzen genommen stellt sich die vorliegende Ausgabe gewiß als eine gediegene Führerin durch diese schwierigste aller Sophokleischen Tragödien dar und bildet eine vorzügliche Anleitung zu verständnisvoller Interpretation des großen Tragikers.

Wien. Henr. Siess.

Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerke des Kaisers Iustinian. Von Martin Schanz. Vierter Teil: Die römische Literatur von Konstantin bis Iustinian. Erste Hälfte: Die Literatur des vierten Jahrhunderts. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1904 (a. u. d. T.: Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller. VIII. Bd., 4. Abt., 1. Hälfte). XV und 469 SS. gr.-8°. Preis geb. 10 Mk.

Durch das Erscheinen der 1. Hälfte des IV. (letzten) Bandes von M. Schanz' römischer Literaturgeschichte ist das bedeutende Werk endlich seinem Abschlusse nahegebracht. Denn die Ausgabe der 2. Hälfte ist noch für das laufende Jahr in bestimmte Aussicht gestellt und weckt umso gespanntere Erwartungen, als ihr die Schilderung der großen Persönlichkeit des Augustinus vorbehalten ist. Auch im vorliegenden Halbbande wurde programmgemäß die nationale Literatur von der christlichen getrennt, auf diese natürlich das Hauptgewicht gelegt und das doppelte Ziel des Verfassers: einerseits durch lesbare Übersichten in die Literaturgeschichte einzuführen, anderseits das vielfach verstreute Material zur Lösung literarhistorischer Einzelfragen in umfassenden, sachlich geordneten Angaben zu vermitteln, mit zielbewußter Konsequenz und glücklichem Erfolge festgehalten. Daß beim Gebrauche des Buches da und dort kleine Lücken oder Mängel zum Vorscheine kommen, ist bei der schweren Überfülle des Stoffes selbstverständlich. In den Literaturangaben fiel mir beispielsweise S. 83 das Fehlen eines Hinweises auf J. Jessen, Apollonius von Tyana und sein Biograph Philostratus, Progr. Hamburg 1885, auf; S. 86 f. vermisse ich H. Michael, Das Leben des Ammianus Marcellinus, Progr. Jauer 1895; S. 250, 272 u. ö. F. Ranninger, Über die Alliteration bei den Gallolateinern des IV., V. und VI. Jahrhunderts, Progr. Landau 1895; S. 411 H. Ehrensberger, *Psalterium vetus* und die Psalterien des heil. Hieronymus, Progr. Tauberbischofsheim 1887. In der literarhistorischen Charakteristik sind wohl am schwächsten die Epistolographen dargestellt. Wenn z. B. S. 114 bei Symmachus

als besondere Eigentümlichkeit hervorgehoben wird, daß „für ihn Briefe immer ein Gegenstand der größten Sorgfalt gewesen sind", daß „er sie einem Schreiber zu diktieren pflegte", daß er sich die Konzepte oder Kopien aufbewahrte u. dgl., so ist dabei übersehen, daß solche Usancen schon für die Zeit Ciceros als ganz allgemeine bezeugt sind, ja in ihren Ursprüngen noch viel weiter zurückreichen dürften (vgl. H. Peter, Der Brief in der römischen Literatur, Leipzig 1901, S. 14, 29 f., 35 u. ö.). Diese und ähnliche Ungenauigkeiten finden übrigens ihre Erklärung und Entschuldigung in dem leidigen Umstande, daß der Brief in der Weltliteratur, besonders aber der für die römische Epistel durchaus vorbildliche griechische Brief (vgl. neuestens A. Wilhelm, Der älteste griechische Brief, Jahreshefte des österr. archäol. Institutes, Bd. VII, 1904, S. 94 ff.) noch immer nicht seinen klassischen Geschichtsschreiber gefunden hat. Umsoweniger dürfen wir Schanz dafür verantwortlich machen wollen. Seine groß angelegte Darstellung der christlich-römischen Literaturentwicklung wird vielmehr neben und zwischen A. Harnacks genialer Geschichte der „altchristlichen" Literatur bis Eusebius und O. Bardenhewers vielversprechendem Kompendium der „altkirchlichen" Literatur nicht bloß bei Philologen, sondern auch bei Historikern und Theologen als wertvolles Nachschlagewerk und als kritisches Hilfsmittel zwischen gegensätzlichen Tendenzen auf dauernde, dankbare Wertschätzung Anspruch erheben können.

Wien. R. C. Kukula.

Ciceros politisches Denken. Ein Versuch von Friedrich Cauer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. 148 SS. 8°. Preis Mk. 3·60.

Einen Versuch nennt der Verf. dieses Buch, wohl weil er selbst in manchen Stücken das Unsichere und Unzulängliche seiner Darlegungen empfinden mochte. Die Schrift legt zweifellos Zeugnis ab von einer sorgfältigen Durchforschung nicht nur der Schriften Ciceros, sondern auch der ganzen einschlägigen Literatur. Das allein ist aber doch nicht ausreichend. Denn wie selbst tiefgründige Gelehrsamkeit, wenn sie von einseitiger Betrachtungsweise ausgeht und mit vorgefaßtem Urteil an die Prüfung der Tatsachen herantritt, in die Irre gehen könne, zeigt ja klar das Beispiel Drumanns, der trotz seiner mit staunenswertem Gelehrtenfleiße durchgeführten Analyse des Charakters Ciceros dennoch ein wahres Zerrbild des Charakters des großen römischen Redners geschaffen hat, das heute wohl auch jenen, die Cicero nicht freundlich gegenüber stehen, als gehässig entstellt erscheint. Denn es hat nur den Schein wissenschaftlicher Genauigkeit für sich, während in Wahrheit Drumann durch eine ganz unwissenschaft-

liche Ausnützung vertraulicher Briefe, durch parteiische Gruppierung der Zitate — man hat da ganz treffend von 'perfiden Zitaten' gesprochen — durch ein möglichst starkes Hervorkehren aller Schwächen und durch Verdunkeln aller Verdienste Ciceros eine zweifellose Gereiztheit gegen das Objekt seiner Darstellung an den Tag legte. Auf diese Beurteilung Ciceros durch Drumann und den ihn an leidenschaftlicher Schärfe des Urteils noch überbietenden Mommsen (später noch M. Schanz) trat bekanntlich in Deutschland eine Reaktion ein und Männer wie O. E. Schmidt, Zielinski, O. Weißenfels[1]), Schneidewin, Fr. Ahly u. a. bemühten sich nach Kräften, eine gerechtere Würdigung Ciceros anzubahnen. — Cauers Buch nun bedeutet wieder einen Rückschlag gegen diese 'modernen Ciceroretter', wie er sie etwas spöttisch nennt, oder, wie man m. E. mit Fug sagen dürfte, einen Rückschritt in der Erkenntnis der historischen Wahrheit. Denn wenngleich Cauer im ganzen — freilich nicht durchaus — frei ist von jener unwissenschaftlichen Gereiztheit gegen Cicero, die wir bei Drumann finden, so hat er sich doch vielfach den Weg zur Erkenntnis des Richtigen selbst verrammelt durch eine der historischen Gerechtigkeit nicht entsprechende Auffassungsweise, indem er an die Denk- und Handlungsweise Ciceros nicht, wie er gesollt hätte, den Maßstab der antiken Zeit anlegte, sondern den Maßstab unserer Zeit, als hätte der Abstand von zwei Jahrtausenden, der uns von Ciceros Zeit trennt, nicht eine ganz unsagbare Umgestaltung und Läuterung in den ethischen und sozialen Anschauungen der Kulturwelt herbeigeführt. Durch diesen, wie wir sehen werden, recht verwunderlichen Anachronismus, durch die Verquickung mit modernen Anschauungen und Schlagworten erscheint bei Cauer das Urteil über Cicero oft eigentümlich verzerrt.

In der Einleitung des Buches spricht C. manchen verständigen Gedanken aus, so z. B. daß als Quelle der politischen Anschauungen Ciceros nicht immer die Reden herangezogen werden dürfen, in denen der Sprechende oft seinem Publikum Konzessionen machen mußte, weit mehr die Briefe. Aber auch bezüglich dieser gibt es, wie C. treffend bemerkt, ein trübendes Moment, indem gar manches, was Cicero in vertraulichen Briefen äußerte, auf momentane Erregung, nicht auf bleibende Grundsätze zurückzuführen ist. Doch ist C. dieser weisen Einschränkung in seinen eigenen Ausführungen leider nicht immer eingedenk. Vor allem sei Ciceros wirkliche und bleibende Überzeugung in seinen philosophischen Schriften zu suchen, in welchen er nicht ein gegenwärtiges Publikum für praktische Zwecke zu gewinnen suche, sondern künftige Leser von seinen Theorien überzeugen wolle. Auch was Cauer über Ciceros philosophisches und besonders

---

[1]) Mit Unrecht übergeht Cauer den Namen dieses sehr verdienstlichen Mannes in seinen Ausführungen völlig mit Stillschweigen.

historisches Ideal in gewandter, stellenweise fesselnder Darstellung ausführt, enthält viel Beachtenswertes. Richtig ist, daß Ciceros historisches Ideal sich in jenem Zustand der römischen Staatsverfassung verkörpert, den *Scipio Aemilianus* als Staatsmann und der Grieche *Polybius* als Denker gebilligt hatten. Diesen Zustand, der die vielgepriesene Mischung aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen darzustellen schien, zu erhalten oder wiederherzustellen, war der Hauptinhalt seines politischen Denkens, wobei er sich jedem Gedanken an eine Entwicklung, an einen Ersatz morsch und hinfällig gewordener Formen durch zeitgemäße, die mehr Dauer versprachen, starr und schroff wiedersetzte. 'So verfiel Cicero dem Lose, das einer rein konservativen oder reaktionären Politik immer beschieden gewesen ist und immer beschieden sein wird: aus Abscheu gegen alles Neue bekämpfte er auch solche Änderungen, die es vielleicht möglich gemacht hätten, den neuen Bedürfnissen und Kräften auf gesetzlichem Wege zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dadurch wurden diese auf die Bahn der Revolution gedrängt und mußten manches gute Alte zerstören, das vielleicht zu retten gewesen wäre, wenn seine Verteidiger nicht geglaubt hätten, alles Alte erhalten zu müssen'. Das sind Gedanken von unanfechtbarer Richtigkeit.

Besonders darf C. auf volle Zustimmung rechnen, wo er von Ciceros Engherzigkeit gegenüber den verschiedenen Versuchen, eine Agrarreform herbeizuführen, spricht. Ciceros Anschauung über die soziale Frage beruht in der Tat wesentlich auf dem Festhalten eines starren Eigentumsbegriffes. Das Privateigentum war ihm vor allem heilig. Dieses auch dort zu schützen, wo sich die besitzende Klasse eben durch ihren Besitz entschieden rechtswidriger Vorteile gegenüber der großen Masse des Volkes erfreute, das schien ihm die vornehmste Aufgabe des Staates zu sein. Infolgedessen stand er schroff ablehnend allen jenen verschiedenen Versuchen gegenüber, die durch Neuansiedlung kleiner Grundbesitzer aus dem städtischen Proletariat einen lebensfähigen Bauernstand schaffen wollten. So war er sicher ungerecht in der Beurteilung der Gracchen, die er, ohne zu prüfen, ob ihre Motive nicht menschenfreundlich und wahrhaft patriotisch waren, als gewalttätige Revolutionäre verdammt, nicht minder gegenüber den verschiedenen Versuchen seiner Zeit, durch Ackergesetze eine Agrarreform herbeizuführen. Freilich wenn Cauer hierin bloß ein durch die Interessen und Anschauungen der *beati possidentes* getrübtes Rechtsgefühl zu erkennen glaubt, so dürfte dem gegenüber doch zu erwägen sein, daß Cicero offenbar bei allen jenen Versuchen, eine ausgleichende Gerechtigkeit in den Verhältnissen des Besitzes an Grund und Boden herbeizuführen, mochten dieselben auch noch so sehr auf Schonung erworbener Rechte Bedacht nehmen, doch die Auswüchse eines solchen Verfahrens, der furchtbare, gewalttätige Besitzwechsel, wie ihn die Sullanische Reaktion hervorgerufen hatte, als Schreckbild vorschwebten.

Wenn aber Cicero von C. zum Vorwurf gemacht wird, daß er trotz seiner Kenntnis von der Verrottung und Entartung der Aristokratie sich nie gefragt habe, auf welche Weise dieser sinkende Stand durch frische Kräfte erneuert oder ersetzt werden könnte, daß ihm nirgends die Einsicht aufdämmert, durch jene Maßregeln, wie sie später die Kaiser ergriffen, insbesondere durch Aufnahme neuer Untertanen in die Bürgerschaft, die erlahmende Kraft des Gemeinwesens zu festigen und neu zu beleben, so ist das wohl ein recht sonderbarer Vorwurf, er fordert von Cicero staatsmännisches Urteil und Fähigkeiten, wie sie damals wohl einzig und allein in dem schöpferischen Geiste Cäsars sich finden mochten — Cauers Urteil ist da eine richtige *vaticinatio ex eventu*.

Cicero war, wenn er auch diesbezüglich seit der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung in einer argen Täuschung befangen war, sicherlich kein Staatsmann und vollends ungeeignet, die Probleme jener Zeit der Gährung und politischen Umwälzung zu erfassen oder gar zu lösen. Aber doch ist C. in der Beurteilung seines politischen Verhaltens oft von unbilliger Härte. Den zum großen Teil durch die Verhältnisse ihm aufgezwungenen politischen Frontwechsel rückt C. stets in die schärfste Beleuchtung; die Zeiten aber, in denen Cicero mannhaft für das Recht eintrat gegen die Gewalttat, insbesondere das letzte Jahr seines Lebens, in welchem der Greis für seine politische Überzeugung, für die Rettung des Freistaates gegen übermächtige Gewalten in die Schranken trat und für diese seine Überzeugung auch unerschrocken zu sterben verstanden hat, diese Zeiten kommen in Cauers Darstellung gar nicht zu ihrem Recht, sie werden mit auffallender Kürze abgetan. Wenn vollends C. (S. 77) Ciceros freimütigen und entschlossenen Kampf für die unterdrückten Provinzialen gegen Verres zum Teil auch damit zu erklären sucht, daß Cicero in diesem Kampfe eigentlich bloß für die Ritter eingetreten sei, die habgierige Statthalter haßten, weil sie ein Interesse daran hatten, die Zahlungsfähigkeit der Provinzialen zu erhalten, so ist das m. E. eine grundlose Verdächtigung der Motive des Redners.

Unverdient ist auch die Art von Kritik, die C. an dem Verhalten Ciceros nach der Konvention von Luca im J. 46 und nach Cäsars Siege im J. 48 übt. Unter Zuhilfenahme der vertraulichsten Briefe wird ihm vorgeworfen, daß er damals 'vieles verschwieg, was er dachte, und oft redete, was er mußte, nicht was er sollte'. Aber hatte nicht Cicero kurz vorher infolge seines unabhängigen Auftretens gegen die Machthaber die Bitternisse des Exils verkosten müssen? Und kann ihm da wirklich ein Billigdenkender einen Vorwurf daraus machen, daß er nunmehr, durch bösen Schaden gewitzigt, einem Kampfe gegen diese Machthaber auswich, der dem Staate nichts genützt, ihn aber ins Verderben gestürzt hätte? Man muß wohl, denke ich, auch Cicero in jenen drangvollen Zeitläuften dieselben mildernden Umstände zubilligen, die Tacitus

(Agr. 42) jenen Männern nicht versagt, *qui non contumacia atque inani iactatione libertatis famam fatumque provocabant.* Und es ist auch gar kein 'verzweifelter Versuch, das eigene Gewissen durch Sophistik zu beruhigen', wenn Cicero sein Verhalten in jener Zeit damit entschuldigt, daß, was die Tyrannen wollten, auf jeden Fall entweder mit ihm oder ohne oder auch gegen ihn geschehen wäre, seine Verbindung mit ihnen aber doch vielleicht manches Schlimme verhüten und manches Gute durchsetzen konnte. Denn sicher war sein Bemühen dahin gerichtet.

Vor allem scheint mir C. über das Verhalten Ciceros gegenüber Cäsar, nachdem dieser die Pompejaner bezwungen hatte und zu unumschränkter Herrschergewalt gelangt war, trotz einer scheinbar leidenschaftslosen Darstellung in der Sache selbst sehr einseitig und unbillig zu urteilen. Immer wieder werden seiner äußerlichen Aussöhnung mit den bestehenden Verhältnissen, wie sie durch das persönliche Regiment Cäsars geschaffen waren, seine vertraulichen Äußerungen über das Unerträgliche und Entwürdigende seiner Lage und dann sein Jubel über die Ermordung des 'Tyrannen' gegenübergestellt, um das Widerspruchsvolle, Unaufrichtige und Haltlose seines Charakters darzulegen. Aber man kann darauf mit Cauers eigenen Worten (S. 7) erwidern: 'Mag deshalb auf Ciceros Charakter einen Stein werfen, wer sich nach strenger Selbstprüfung sagen kann, daß er unter gleichen Umständen sich anders entschieden haben würde'. Daß es aber Cicero nach seinem ganzen Charakter, wie C. erklärt, unmöglich war, dem Monarchen mannhaft und würdig gegenüberzutreten, daß er es nur verstand, sich ihm als Schmeichler zu nahen, ist doch wohl eine verstiegene und unrichtige Behauptung, die scharf zurückgewiesen zu werden verdient. Ich will von der verlorenen Lobschrift auf Cäsars erbittertsten Feind, auf *Cato Uticensis*, nicht sprechen, die durch das ganze Altertum mit Recht als Beweis seines Freimutes gegenüber dem Herrscher angesehen wurde (vgl. Tac. Ann. IV 34) —, aber der Rede *pro Ligario*, die C. mit Stillschweigen übergeht, hat selbst Drumann seine Anerkennung nicht versagt, indem er bemerkte, nur ein Cicero habe unter so peinlichen Verhältnissen die Würde und Freimütigkeit des Republikaners mit der Feinheit und Zurückhaltung des Hofmannes vereinigen können. Bezeichnend genug, daß über einen so wichtigen Abschnitt des politischen Verhaltens Ciceros sogar Drumanns Urteil glimpflicher lautet als das Cauers.

In welch sonderbarer Weise C. da und dort Unzusammengehöriges durcheinanderwirft, nur um Cicero etwas am Zeuge zu flicken, zeigt klar eine Bemerkung auf S. 22. Es wird da von der Forderung Ciceros gesprochen, daß die Bestimmungen der republikanischen Verfassung unantastbar sein sollten, und dem gegenüber gerügt, daß er selbst gelegentlich, wie bei der Hinrichtung der Catilinarier sich über eine wichtige Verfassungsbestimmung hinaus-

gesetzt habe. Hier fährt nun C. mit einigermaßen komischem Pathos also fort: 'Sogar die altehrwürdigen Formen des Privatrechtes waren Cicero durchaus nicht heilig, sonst hätte er sie doch wohl in der Rede für *Murena* nicht dem Gelächter des Publikums preisgegeben'. Ebenso wird auf S. 18 als ein Beweis des widerspruchsvollen Verhaltens Ciceros angeführt, daß er im Gegensatz zu seinen sonstigen konservativen Anschauungen in der Abschaffung der Formen des altrömischen Prozesses weder ein Verbrechen noch ein Unglück gesehen haben würde (!). Gewiß nicht! Und ich glaube, wir werden ihm hierin auch unsere Zustimmung nicht versagen. Denn es ist einfach unfaßbar, wie, sei es für Cicero, sei es für irgend einen denkenden Menschen jener Zeit — nur verknöcherte Juristen etwa ausgenommen — jener ganz erstarrte öde Formelkram des Prozeßverfahrens etwas Heiliges hätte sein sollen und wie ein auf Abschaffung desselben gerichteter Wunsch auf eine Linie gestellt werden kann mit der Mißachtung jener Verfassungsbestimmungen, die den Bestand des Freistaates gegen gewalttätige Angriffe schützen sollten.

Daß Cicero 'nirgends den Kriegsdienst als eine Schule staatsmännischer Tüchtigkeit bezeichnet, so nahe auch die Tatsachen der römischen Geschichte diesen Gedanken legten' (S. 52), kann doch nicht zugegeben werden, wenn man bedenkt, wie in der Rede für *Murena* die besondere Eignung des Angeklagten für das höchste Staatsamt gerade mit dessen bewährter kriegerischen Tüchtigkeit begründet wird; vgl. besonders *pro Mur.* § 30. — Gar sehr verübelt es C. dem Redner, daß er den Erwerb der Lohnarbeit knechtisch nenne und Lohnarbeitern sowie den Krämern und und Wucherern den Zutritt zu den höheren Staatsämtern versage. Aber selbst wenn sich wirklich, wie C. meint, die durch das Leben geschulten Berufe der Krämer und Wucherer für die politische Tätigkeit besonders eigneten (!) infolge der durch ihre Geschäfte ihnen auferlegten Nötigung, Menschen und Verhältnisse genau zu beobachten und zu ergründen, so teilt Cicero eben als Kind seiner Zeit die Anschauungen derselben und Cauers Spott darüber, daß Cicero die Lohnarbeit verachtet, trifft, wie ihm selbst nicht entgeht, auch die Weisesten der Griechen, Plato und Aristoteles, die gleichfalls bezahlte Handarbeit als entehrend betrachteten. Auch die langatmigen Auseinandersetzungen über Ciceros Stellung zur Frage der Sklaverei sind schief und unzutreffend, weil sie wieder gegen die elementare Pflicht des Historikers verstoßen, jeden Menschen nach den Anschauungen seiner Zeit zu beurteilen, und es ist eine ungeheuerliche Forderung, daß gerade Cicero die Berechtigung der Sklaverei hätte negieren und sich gegen eine so tief eingewurzelte und mit dem ganzen antiken Leben so innig verwachsene Einrichtung hätte aussprechen sollen. Daß indes sein persönliches Verhältnis zu seinen Sklaven auf wahre und echte Humanität gegründet war, ist bekannt genug.

Ein nicht genügend begründetes Urteil spricht C. auch dort aus, wo er von Ciceros Wertschätzung des Grundbesitzes handelt. 'Nicht die Arbeit', heißt es da (S. 56), 'sondern den Besitz des Landmannes schätzte Cicero hoch. Völlig fern liegt es ihm, die Antaeuskraft, die die Berührung mit dem mütterlichen Boden besitzt, zu ahnen oder gar zu würdigen. Alles auf die Natur gerichtete Arbeiten und Nachdenken erschien ihm als minderwertig im Vergleich zur Beschäftigung mit dem Menschen'. — Zur Widerlegung solch verkehrter Anschauungen Ciceros führt C. die 'markige Gestalt eines alten Bauersmannes' aus Gottfried Kellers 'Landwein' an, der sich in pathetischen Worten über den Wert der Tätigkeit des Landmannes für die Charakterbildung äußert. Doch die Hereinziehung dieses alten Bauersmannes war unnötig; denn dessen Gedanken sind gar oft schon von anderen ausgesprochen worden. Zur Sache aber kurz folgendes: Wenn Cicero jede andere Beschäftigung im Vergleich zu der mit den Menschen selbst als minderwertig erscheint, so hat er da doch wohl kein so unrichtiges Werturteil gefällt und befindet sich dabei in guter Gesellschaft. Auch Sokrates war ja bekanntlich der Meinung, daß das vornehmste Objekt menschlicher Untersuchung und Beschäftigung gerade der Mensch selbst sei. Was aber die tönende Phrase betrifft, Cicero habe die Antaeuskraft, welche in der Berührung mit der mütterlichen Erde liege, gar nicht geahnt und des Landmanns Arbeit nicht zu schätzen verstanden, so erweist sich dies als nichtiges Gerede durch einen Blick in den *Cato Maior*, wo geradezu liebevoll von dem Behagen, das die Arbeit des Landmannes schafft, gesprochen wird, und von dem wahren inneren Glück, das der Verkehr mit der alljährlich in frischer Triebkraft sich erneuernden Natur dem Menschen bereitet; vgl. § 51 *me quidem non fructus modo, sed etiam ipsius terrae vis ac natura delectat,* ebd. *voluptates agricolarum ad sapientis vitam proxime videntur accedere.* Die §§ 51—60 jener Schrift sind eine kräftige Abwehr solch phrasenhafter Angriffe; denn daß die Gedanken, welche Cicero hier den alten Cato aussprechen läßt, auch seiner eigenen Denkweise entsprechen, wird man wohl nicht bestreiten wollen. — Auch die Provinzialverwaltung Ciceros hätte m. E. eine etwas weniger kühle Behandlung verdient, als sie ihr bei C. zuteil wird. Denn daß Cicero trotz seiner strengen Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, die von dem Gebaren anderer Statthalter gar sehr abstach, und trotz seiner besten Absichten, die Interessen der Provinzialen gegen gewissenlose Ausbeutung zu schützen, er, der einzelne, im Kampfe gegen eingerissene Übelstände und übermächtige Gewalten nur geringe Erfolge erreichen konnte, war doch nicht seine Schuld. — S. 91 bemerkt C.: 'Politische Reden voll solcher persönlichen Gehässigkeit und sachlicher Entstellungen wie die Ciceros sind selbst in den wildesten Debatten moderner Parlamente unerhört'. Wiederum ist es da verkehrt, über die Schranken von zwei Jahr-

tausenden hinweg einen Vergleich mit modernen Parlamenten zu ziehen, wiewohl gerade die Erfahrungen der allerletzten Jahre auf parlamentarischem Gebiete durchaus nicht geeignet sind, Cauers Behauptung zu unterstützen. Aber richtiger wäre es unter allen Umständen gewesen, die leidenschaftlichen Reden Ciceros mit den Ausbrüchen leidenschaftlichen Hasses anderer antiken Redner zu vergleichen, etwa mit der Rede des Aeschines *κατὰ Κτησιφῶντος* und der Erwiderung des Demosthenes. Auch hier finden wir überaus giftige und gehässige persönliche Angriffe, von denen sich das moderne Empfinden abgestoßen fühlt. — Wenn Cicero die Zerstörung einer feindlichen Stadt, den Anschauungen des Altertums entsprechend, als verdiente Strafe für die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes bezeichnet, so rügt das Cauer vom Standpunkt moderner Ethik, da man kein Recht habe, Feinde für ihren tapferen Widerstand zu strafen, und verweist auf Bismarcks Beispiel, der es abgelehnt haben würde, den Feind für seine Tapferkeit zu strafen, und eine so grausame Zerstörung höchstens mit der Pflicht gerechtfertigt hätte, für das Wohl des eigenen Staates zu sorgen. Nun, in der Sache wäre es für die Betroffenen ziemlich gleich geblieben, aber das kritiklose Hineintragen moderner Anschauungen in die Beurteilung eines alten Römers muß doch auch hier als ein unwissenschaftliches Verfahren bezeichnet werden. — Für die Zugehörigkeit zu den *boni*, den staatserhaltenden Elementen, und für die Regierenden fordert Cicero gewisse geordnete Besitzverhältnisse und möchte diejenigen, deren Vermögensverhältnisse zerrüttet sind, direkt von der Verwaltung staatlicher Ämter ausschließen. Das ist logisch und sachlich wohl motiviert und verdient keinerlei hämische Glossierung. Es ist ja eine Auffassung, die Cicero mit den weisesten Staatsmännern nicht bloß des Altertums teilt; daß er aber von den *inopes* als solchen nicht geringschätzig denkt und auch den Reichtum richtig einschätzt, zeigen genug Stellen in seinen philosophischen Schriften.

Doch es würde zu weit führen, all die schiefen und weit übers Ziel hinausschießenden Urteile Cauers hier widerlegen zu wollen. Oft ist es bei C., der zweifellos über eine sehr gewandte Darstellung verfügt, eine gewisse Vorliebe für kühne Vergleiche und schillernde Antithesen, die ihn zu fast paradoxen Behauptungen verleitet, wie wenn er S. 41 behauptet: 'Die historische Erfahrung lehrt, daß in den Demokratien, die sich als dauerhaft und fest bewährt haben, die Freiheit des einzelnen mehr beschränkt war als in irgend einer Monarchie oder Aristokratie'. C. würde doch wohl in einige Verlegenheit geraten, wenn er diese so scharf und bestimmt formulierte These auch beweisen sollte. Denn so ohne alle Einschränkung ausgesprochen ist der Satz, wie man ihn auch drehen und wenden mag, nichts als eine sonore Phrase, die besser unausgesprochen geblieben wäre.

Der Ertrag der ganzen Schrift, die eine starke Kürzung der oft sehr weitschweifigen Darstellung vertrüge, ist kein allzu großer. Wesentlich Neues bringt ja C. zur Beurteilung Ciceros nur in beschränktem Maße bei. Noch einmal wurde von ihm mit großem Fleiße aus Ciceros eigenen Schriften und der gewaltig angewachsenen Cicero-Literatur in übersichtlicher Form und mit geschickter Gruppierung alles das zusammengetragen, was zeigen soll, daß die Bewunderung des großen römischen Redners durch Drumann und Mommsen, wenn auch diese in der Maßlosigkeit ihrer Angriffe zu weit gingen, einen verdienten Stoß erlitten habe und daß Cicero heute wirklich eine 'gefallene Größe' sei. Ich glaube aber nicht, daß Cauers Versuch, das Urteil über Cicero wieder in jene Bahnen zu lenken, die man seit dem Auftreten von Männern wie O. E. Schmidt, Zielinski, O. Weißenfels u. a. verlassen wähnte, Erfolg haben wird. Und was jenen nach Cauer 'allgemein verbreiteten Instinkt' anlangt, unsere Zeit könne von Cicero nichts mehr lernen, so möchte ich im Gegensatze dazu meinen, daß sowohl eine Anzahl seiner Reden als auch andere seiner Schriften ihren Wert als Bildungsmittel für Gemüt und Charakter immer noch besitzen und im Unterrichtsbetriebe unserer höheren Schulen durchaus nicht zu entbehren seien.

Wien. Alois Kornitzer.

Die Glaubwürdigkeit Cäsars in seinem Berichte über den Feldzug gegen die Helvetier 58 v. Chr. Von Prof. Dr. Fr. Fröhlich. Mit 4 Plänen. Aarau, Druck u. Verlag von H. R. Sauerländer u. Co. 1903. 39 SS. 4°. Preis 1 Mk. 60 Pf.

In der Einleitung äußert sich Fr. über die Tendenz der Kommentare Cäsars. Sie sollten 'lediglich eine Begründung und Rechtfertigung seines Vorgehens in Gallien und im Bürgerkriege sein'. Die Bücher über den gallischen Krieg habe Cäsar nach dem Zeugnisse von Hirtius 'rasch hintereinander in einem Zuge geschrieben'[1]; Pollios Kritik über Tendenzmacherei in Cäsars Schriften treffe nur die Bücher über den Bürgerkrieg, weil er nur an diesem teilgenommen habe. In dieser Ansicht wurde Fr. noch durch die weiteren Worte Pollios bestärkt, daß Cäsar sich mit dem Vorsatz getragen habe, „die Kommentare umzuarbeiten und zu verbessern". Bezüglich der Bücher vom gall. Kriege, die längst veröffentlicht waren, könne diese Umarbeitung nicht geglaubt werden, weil man Cäsar doch nicht zutrauen könne, daß er auf diese Art die Irrtümer und Unwahrheiten der ersten Auflage eingestanden hätte.

[1]) Vgl. dagegen Walther, Über die Echtheit und Abfassung der Schriften des *Corpus Caesarianum.* Grünberg i. Schl. 1903.

„*Asinius Polio*", sagt Fr. weiter, „habe offenbar erst nach Cäsars Tode an dessen Schriften Kritik geübt, u. zw. nur an den Kommentaren über den Bürgerkrieg, deren Revision vor der Veröffentlichung Cäsar beabsichtigt haben mag. Diese Revision unterblieb jedoch infolge der Ermordung Cäsars und die Bücher wurden so herausgegeben, wie der Verf. sie hinterlassen hatte".

Dieser Beweisführung Fr. kann ich nicht beitreten. Zunächst ist zu bedenken, wie sorgfältig Sueton seine Notizen zu sammeln und zu verwerten wußte. Man würde nicht einsehen, warum er in der von Pollio angeführten Stelle sich nicht ganz ausdrücklich hätte auf die Kommentare über den Bürgerkrieg beziehen sollen, wenn er nur diese gemeint hätte. Liest man aber die bezügliche Stelle bei ihm, so kann man unmöglich F.s Annahme als die richtige ansehen. Es heißt dort Iul. c. 56: '*Reliquit et rerum suarum commentarios Gallici civilisque belli Pompeiani* . . .', dann '*De commentariis Caesaris Cicero in eodem Bruto sic refert*', das sind also beide Kommentarien. Daran wird die Hirtiusstelle (Praef. 5 f.) folgendermaßen angeschlossen: '*De isdem commentariis Hirtius ita praedicat*', also wieder beide Kommentarien, wie das auch aus Hirtius selbst ganz unzweifelhaft hervorgeht. Nun fährt Sueton fort: '*Pollio Asinius parum diligenter parumque integra veritate compositos putat* (nämlich die oben zweimal genannten Kommentare über das b. G. und b. c., denn es ist noch von diesen die Rede), *cum Caesar pleraque, et quae per alios erant gesta, temere crediderit, et quae per se, vel consulto vel etiam memoria lapsus ediderit; existimatque rescripturum et correcturum fuisse.*

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß Fr. keine wirklichen Anhaltspunkte für seine Hypothese hat. Und ob wir das *parum diligenter* mit dem Folgenden auf den Inhalt der genannten Schriften beziehen oder ob wir es, wie ich lieber möchte und es auch für richtiger halte, als auf die äußere Form, also auf den stilistischen Teil, gemünzt ansehen, der dann im Gegensatz zum sachlichen Teile stünde, in beiden Fällen müssen wir die Berechtigung der Worte Pollios anerkennen. Bezüglich des Sprachlichen darf ich wohl auf meine Besprechung von Walthers Programm in der Nph. R. 1904, S. 363 ff. hinweisen, wo ich dargetan habe, wie flüchtig Cäsar arbeitete, so daß der Schluß nahe liegt, daß er aus irgend welchen uns unbekannten Gründen auch an seinem b. G. nicht habe feilen können, obwohl es zur Ausgabe gelangt war[1]), und bezüglich des Sachlichen genüge es, etwa auf Bensemanns Beiträge zur Cäsarforschung, Marburg 1896 zu verweisen, wo von Cäsars Beurteilung seiner Unterfeldherren in seinen Schriften die Rede ist, oder mit andern Worten, wir brauchen nur daran zu denken, daß beide Cäsar-Schriften einen tendenziösen Charakter hatten, was ja auch Fr. zugibt[2]).

---

[1]) Vgl. auch meine *Caesariana* in den *Serta Harteliana* S. 224.
[2]) Vgl. dagegen Walther in derselben Schrift a. a. O. S. 11 f.

Nun begreift sich auch der Schlußsatz von selbst, wonach Pollio meint, Cäsar hätte die Kommentarien, natürlich beide, umgearbeitet und verbessert, wenn er nicht, müssen wir hinzusetzen, vom vorzeitigen Tode ereilt worden wäre. Ob es Cäsar wirklich getan hätte, das steht natürlich dahin. Man kann also nicht sagen, daß man nicht glauben könne, Cäsar hätte bei einer Neuauflage seine Irrtümer und Unwahrheiten in der ersten Auflage einzugestehen gehabt, sondern, falls es dazu gekommen wäre, hätte er bei der stilistischen Ausfeilung von selbst und ganz stillschweigend auch Verbesserungen sachlicher Art gebracht, wie man das noch heutzutage bei unseren Schriftstellern erleben kann.

In einem zweiten Kapitel behandelt Fr. die Auswanderung der Helvetier und polemisiert mit Erfolg gegen Delbrück, der in seiner Geschichte der Kriegskunst S. 437 f. nachzuweisen versuchte, die Helvetier seien nicht ausgewandert, sondern hätten einen Kriegszug unternommen.

Das nächste (dritte) Kapitel behandelt 'Die Bevölkerung und die Ausdehnung Helvetiens', wobei Fr. Gelegenheit nimmt, sich gegen die vielfach übertriebenen Zahlenangaben Cäsars zu wenden, was vor ihm schon Delbrück in dem angegebenen Buche getan hat[1]). Die Zahl der Auswanderer (368.000) sei zu hoch gegriffen, ebenso die Angabe über die Ausdehnung des helvetischen Gebiets.

Der vierte Teil handelt über Cäsar und die Helvetier an der Rhône bei Genf.

Im fünften Kapitel: 'Schlug Cäsar oder Labienus die Tiguriner an der Saône?' weist Fr. mit guten Gründen Rauchensteins Ansicht zurück, der, gestützt auf Nachrichten von Appian und Plutarch, den Sieg über die Tiguriner dem Labienus zuschreiben möchte.

Der letzte Abschnitt behandelt die Schlacht bei Bibrakte. Hier findet Fr. recht scharfe Worte gegenüber Stoffel, den hervorragenden Cäsarforscher, der die Verdienste anderer für sich in Anspruch genommen habe; er sucht die Verdienste Bulliots um die Identifizierung des heutigen Mont Beuvray mit der auf ihm einst gelegenen Feste Bibrakte ins rechte Licht zu setzen, wobei er die weitere Bemerkung macht, daß es interessant wäre zu untersuchen, ob auch in anderen topographischen Fragen Stoffel unbedingten Anspruch auf Priorität machen könne. Im übrigen habe auch Napoleon, also der Auftraggeber Stoffels, sich gegenüber dem General von Göler desselben Verschweigungssystems schuldig gemacht. Er wendet sich dann gegen die Identifizierung

---

[1]) Man vgl. aber E. Hesselmeyer, 'Über den Sprachgebrauch Cäsars bei Zahlenangaben' im Neuen Korrespondenzblatt für die gelehrten und Realschulen Württembergs 1903, S. 302 ff., der zum Schlusse seiner Untersuchung sagt: 'Im ganzen gewinnt man aus dieser Art, mit Zahlen zu operieren, wiederum den Eindruck: Cäsar ist behutsam, er übereilt sich nicht, er vergibt sich nichts'.

der Umgebung von Montmort mit dem Schlachtfelde von Bibrakte; wohl aber werde dort eine Schlacht stattgefunden haben, die uns weiter nicht bekannt ist. Er erwartet von weiteren Grabungen sichere Aufschlüsse.

Fr. schließt seine interessanten und höchst anregenden Ausführungen mit folgenden Sätzen: 1. Die beiden Haupttatsachen, die Auswanderung des helvetischen Volkes und seiner Verbündeten sowie der Sieg Cäsars bei Bibrakte sind wahr und historisch beglaubigt. Andere Ereignisse, wie die an der Rhône und Saône, sind mindestens wahrscheinlich.

2. In Nebensächlichem und in Einzelheiten läßt Cäsars Berichterstattung zu wünschen übrig:

a) Er übertreibt nach der allgemeinen Sitte der römischen Feldherren und Geschichtschreiber die Zahl der besiegten Barbaren.

b) Die geographischen Angaben sind ungenau, sobald er das Land, das er beschreibt, nicht selbst gesehen hat.

c) In militärisch-technischen und topographischen Fragen gibt er dem Leser zu viel zu raten auf.

d) Die Motive werden bisweilen nicht angegeben oder, wenn sie angegeben werden, genügen und befriedigen sie nicht immer.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

Bobiensia scripsit C. Brakman J. F. Traiecti ad Rhenum, apud Kemink et filium, Typogr. 1904. 8°. mai. 39 SS.

Die Arbeit ist Herwerden gewidmet, von dem es S. 39 heißt: *Restat ut Tibi, Magister Carrissime* (sic!), *gratias agam quam maximas, non solum quod Tibi me hunc libellum dedicare passus es, sed etiam quod Tu, peritissimus artis criticae coniecturalis, hic illic me dubitantem confirmasti aut tironi comiter monstrasti errorem* usw.

Aber Br. bringt außer den Konjekturen auch einzelne Lesarten aus dem Bobienser Scholiasten zu Cicero, die er neu gefunden haben will. Die Konjekturen sind doppelter Art. Einmal versucht er die im Palimpsest unleserlich gewordenen griechischen Ausdrücke zu ergänzen, dann auch den Text an vielen Stellen zu verbessern. Endlich fügt er an Stellen, wo Orelli falsche oder gar keine Codex-Seitenzahlen hat, die richtigen hinzu.

Um mit dem letzten Teil anzufangen: die Aufzählung ist lückenhaft und einzelne Zahlen sind durch Druckfehler entstellt. Endlich sind auch die Anfänge der Seiten teilweise nicht richtig angegeben. S. 32 fehlt die Angabe des Anfanges von p. 13 der Hs.; denn 339, 18 fängt p. 12 (nicht 13) an. Ebendort fehlt die Angabe für p. 189, S. 37 und 39 die über p. 45 und 5. — 329, 23 beginnt p. 3 (nicht p. 329); 369, 5 p. 6 (nicht 5). —

335, 15 hebt p. 15 (nicht 14) mit *id in se* (nicht *in se*), 346, 8 p. 317 mit *sarium* (nicht *rium*) an.

Von den neu von Br. gefundenen Lesarten steht in der Hs. 283, 13 nicht *hae* von erster und *hac* von zweiter Hand geschrieben, sondern das ursprüngliche *hae* ist durch darüber gesetztes *c* in *hac e* verbessert. Nebenbei möchte ich bemerken, daß Br. Korrekturen, die wahrscheinlich von erster Hand herrühren, jedenfalls aber von einem gleichzeitigen Schreiber gemacht sind, und solche, die durch die Schrift von diesen unterschieden sind, durcheinander wirft. Beispielsweise ist 292, 30 *Sestios* von erster Hand verbessert, während die Korrektur *notatam* aus *notam* (281, 20) von zweiter Hand herrührt. Der Mailänder Teil der Scholien ist wie beim Fronto bedeutend schwerer zu lesen und daher laufen leicht Irrtümer unter, die durch das Durchscheinen der Buchstaben von der Rückseite entstehen. So ist 331, 9 (nicht 10) hinter *pepercisse* von Stangl ein *etiam*, von Br. ein *atque* entdeckt worden, das gar nicht dasteht. Kurz davor lese ich deutlich *reo P. Clodio;* vor *confirmat* ist eine Lücke von etwa fünf Buchstaben, die sicher Graeca enthielt. Br.s *gravius* würde überdies nicht in die Lücke passen. 342, 12 steht in der Hs. *putatinim . . . . testem*. Die Lücke beträgt höchstens vier Buchstaben; ψευδῆ, wie Br. ergänzt, ist dem Raume nach unmöglich. Auch dem Sinne nach hat es in einer einfachen Aufzählung der verschiedenen Arten von *interrogationes* gar nichts zu suchen. Die Stelle war wahrscheinlich stets unbeschrieben und nur zur Korrektur offen gelassen. 344, 12 ist zwischen *cum* und *acerbitate* keine Lücke, wie Br. behauptet, vielmehr war vor *multa* ein größerer Raum leer gelassen; *cum* steht am Zeilenschluß. Das *et* der Hs. nach *inpudentiam* mit *ei* zu vertauschen, ist grundfalsch: *sine rubore* bezieht sich auf *inpudentiam, sine ore* auf die Glieder mit *sive—sive*. Hier hätte das *Cautius est abstinere manus; ἀκίνητον γὰρ ἄμεινον* Br.s (23) platzgreifen müssen.

Leider steht es auch mit den griechischen Ergänzungen Br.s nicht besser als mit seinen Lesungen und trotz Herwerdens Autorität muß ich mich gegen Konjekturen in diesem wie im lateinischen Teil vielfach wenden. 245, 23 ist Br.s Ergänzung μετάθεσιν noch mit Leichtigkeit im Codex zu lesen. 237, 20 steht deutlich εἰρωνικῶς (Br. διαβόλως!). 238, 31 ist eine Lücke für 10 Buchstaben [1]), die durch Br.s βιαίως weder dem Raume noch dem Sinne entsprechend ausgefüllt wird. 278, 15 steht βιαίως in der Hs. Br.s Bemerkung über Mai und Orelli ist also unzutreffend. Überhaupt ist βιαίως mit großer Vorsicht zu gebrauchen. 243, 10; 245, 28; 249, 22; 285, 30; 295, 5; 306, 8; 307, 22 sind sämtliche

---

[1]) Eine bestimmte Regel für den Zwischenraum zwischen Lemma und Scholion, wie Br. z. B. 24 zu 295, 4 annimmt, gibt es nicht. Mitunter ist überhaupt keiner vorhanden.

Konjekturen Br.s falsch, da die Hs. andere Lesarten bietet. 310, 19 ist wie 279, 6 zu behandeln, wo Br. das Richtige gesehen hat. Der Schreiber glaubte, daß mit *scalpellum* ein neues Lemma beginne, ließ deshalb hinter *nobilib.* die Reihe frei und schob den Anfang von *scalpellum* über die gewohnte Linie in der nächsten Zeile vor. 254, 4 beträgt die Lücke vor *videlicet* 14 Buchstaben, ist daher mit *στοχασμῷ* nicht ausgefüllt, dagegen wohl sicher mit *στοχαστικῶς*, da *χ*, *α*, *κ*, *ω* über den Raum eines Buchstaben hinaus gehen. 254, 22; 263, 21; 338, 20; 342, 26, 32 sind die Lückenausdehnungen nicht richtig angegeben. 323, 25 ist *διαβόλως* unmöglich, da einerseits die Lücke 12 Buchstaben beträgt, anderseits augenscheinlich das Subjekt zu *confertur* fehlt: *παράδειγμα* drängt sich auf. 366, 28 ist vor *ista* eine Lücke, die 10 oder etwas mehr Zeichen enthält. Br. ergänzt mit Berufung auf Halms Konjektur zu 295, 8 *χλευασμῷ*. Aber an jener Stelle heißt es *cum stomachi acerbitate,* was Halm richtig übersetzt hat; hier ist *insidiosa benignitas* wiederzugeben, also wohl *εἰρωνικῶς* zu schreiben.

In seinen Verbesserungsvorschlägen hat Br. oft ohne zwingenden Grund die Lesart der Hs. geändert. So gleich 234, 15, wo er *in* streichen will. Dann 242, 8 *aliquod ad cadaver offendit:* aber *offendere ad* ist durchaus unanstößig. 260, 10 *ad hoc ille isdem verbis ... respondit:* genau wie bei 310, 19 (s. o.) glaubte der Schreiber, vor *isdem* einen Absatz machen zu müssen, und rückte das Wort deshalb heraus. Es ist also zwischen *ille* und *isdem* keine Lücke. 266, 8 verwandelt Br. das erste *qui* in *quia,* nur weil er die Lücke vorher ausfüllt: *στοχασμὸς καὶ ἀντίστασις*. Aber die Notwendigkeit, der Ergänzung wegen zu ändern, beweist dann eben, daß die Ergänzung falsch ist. 267, 28 ist zwischen *illo* und *impetrasset* keine Lücke. 311, 18 schiebt Br. zwischen *tuerentur* und *idem* die Worte *nil intellegeretur* mit Berufung auf Nepos: *cum intellegeret nemo* ein, aber der Scholiast kürzt Nepos stark und mit Stangls Verwerfung des *et* ist alles in Ordnung. 311, 25 habe ich Rh. Mus. N. F. IL 252 behandelt. 332, 24 schiebt Br. hinter *aerarium* noch *eum* ein. Er vermißt den Hinweis auf Clodius, aber die ganze Rede handelt von ihm und Acc. c. Inf. ohne Subjekt stehen bei dem Scholiasten viele. 344, 12 s. o. 359, 11 hinter *commendat: iudicibus* zu ergänzen liegt kein Grund vor. Dagegen ist der Schluß des Scholions verdorben. 267, 24 übersieht Br., daß *unde* fehlerhaft sein muß: weder ein Fragezeichen dahinter noch die Verwandlung in *inde* kann irgend etwas zum Verständnisse beitragen. Stangl hat schon *valde* verbessert. Zieglers *πρόληψις*, das auch Br. annimmt, fällt damit. Dagegen paßt *παθητικῶς* vorzüglich und gibt einen guten Sinn. 287, 10 *ipas* (Br. *suppeditare*) ist aus dem folgenden *fiduciae* entstanden und von Stangl richtig in *ipsi* geändert. 293, 18; 294, 14; 312, 34 habe ich im Rh. Mus. a. a. O. 249, 250, 252 behandelt.

319, 18 ist mir Br.s Lesart *et illud* ⟨*Remum*⟩ statt Mais *illum*, womit nicht einmal die Lesart der Hs. rein gerettet wird, unverständlich. Das *et* ist aus dem Vorhergehenden von dem Schreiber wiederholt und *illum* zu *illud* durch das folgende *quod* geworden; *illum* steht für *Remum:* die Wiederholung des Namens ist mit fast klassischer Feinheit umgangen. 321, 21 schreibt Br. *invenit* ⟨*potius*⟩ *quam probaret*. Zu *invenit* ist aber Cicero Subjekt, bei *probare* Vatinius. Zwischen *invenit* und *quam* ist eine große Lücke. 338, 12 schiebt Br. zwischen *accusaverant* und *sed* die Worte *magistratus antea* ein, womit der Stelle nicht geholfen ist, da auch so das Folgende in der Luft schwebt. 359, 2 steht in der Hs. *gestaue*, vielleicht sogar *gestasue*, woraus Br. *gestas vel* macht: das *ue* ist Wiederholung von *strenue*, das fast darüber steht.

Ich habe im Vorhergehenden nur Beispiele aufgeführt. Meine Ausgabe, die längst abgeschlossen ist, wird weiteres Material beibringen. Leider kann ich mich nur an sehr wenigen Stellen mit Br. einverstanden erklären. Auch bei diesem Palimpsest heißt es, durch wiederholtes Studium die Augen an das Pergament gewöhnen: ich selbst habe erst bei meiner vierten Anwesenheit in Rom wie Mailand Stellen lesen können, deren Entzifferung Br. nicht gelungen ist. Ebenso erfordert es langjährige Beschäftigung mit den Fehlern des Schreibers und der Schreibweise des Scholiasten, ehe man treffende Konjekturen aufstellen kann.

Gremsmühlen (Kiel). P. Hildebrandt.

---

1. Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia. Von Ernst Bachof. 3. Aufl. Gotha, F. A. Perthes 1902. 8°.
2. Griechisches Übungsbuch für Untertertia. Von K. Fecht und J. Sitzler. 4. verbesserte Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1902. 8°.
3. Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia mit einem Anhange zum unvorbereiteten Übersetzen aus dem Griechischen für Obertertia und Untersekunda, bearbeitet von P. Weißenfels. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. 8°.

Bachofs Schulbuch bringt in seinem ersten Teile, von dem vor allem hier die Rede ist, schon von Nr. 6 an zumeist nur zusammenhängende Lesestücke, die sehr geschickt ausgewählt und ebenso geschickt gearbeitet sind. Abgesehen von ihrer guten Wahl und Bearbeitung, die unter anderen z. B. in dem Abschnitte „Der weise Sokrates“ (Nr. 101) und in den Übungsstücken zu den Zahlwörtern hervortritt, bieten sie den Schülern eine Fülle interessanten Lesestoffes, der sie in die Mythologie und Geschichte der Griechen auf das beste einzuführen imstande ist. Dies bedeutet einen großen Gewinn für die Schüler besonders heutzutage, wo,

wie man sich leicht überzeugen kann, das Wissen derselben in diesen Teildisziplinen nicht gerade im Aufschwunge begriffen ist. Und trotz dieses Reichtums an Lesestoff, den das Buch enthält, beschränkt es sich doch nur auf die Einübung der allerwichtigsten Formen. Man vgl. z. B. die Abschnitte zu den Anomalis der dritten Deklination, zu der unregelmäßigen Komparation u. a. m. Die große Zahl von Beigaben am Schlusse des Buches, nämlich eine Übersichtstabelle über die vorweggenommenen Verbalformen, ein Verzeichnis von syntaktischen Regeln, ein Wörterverzeichnis zu den einzelnen Abschnitten mit Phrasen und Beispielen aus der Kasuslehre in Fußnoten, ein Abschnitt „Zur syntaktischen Wiederholung", endlich je ein alphabetisches griechisch-deutsches und deutsch-griechisches Wörterverzeichnis, vervollständigen das günstige Urteil, welches das Buch bei jedem Fachmanne hervorrufen muß. Freilich setzen eben die Beigaben eine große Umsicht und Sicherheit des Schülers in der Benützung des Buches voraus. Die Vermutung liegt sehr nahe, daß ihm gerade die so wichtigen Anmerkungen im Wörterverzeichnisse unter dem Striche entgehen werden. Würde es sich da nicht empfehlen, sie gleich an die betreffenden Wörter im Texte anzuschließen? — Der zweite Teil enthält, wie in den früheren Auflagen, nur deutsche Sätze zur Einübung der unregelmäßigen Verba. Vgl. über diesen die Rezension der 2. Aufl. auf S. 330 des XXXXVI. Bandes (1895) dieser Zeitschrift. — Störende Druckfehler kommen außer Homparation auf S. 35 und (Ubung) auf S. 60 nicht vor; in Nr. 68 und im Satze 5 und 7 in Nr. 70 soll auf die Anm. 33 (nicht 31) verwiesen werden.

Zur Bearbeitung der 4. Aufl. des zweiten Übungsbuches hat sich der ursprüngliche Verf. Dr. Fecht mit dem auf dem Gebiete des Schulgriechischen bestbekannten Dr. Sitzler verbunden. Die Änderungen, die das brauchbare Buch in der neuen Aufl. erfahren hat, bestehen nach dem Vorwort der Verff. einmal darin, daß der Einübung der Konjugationsformen, die neben der Lehre von den Deklinationen einhergeht, eigene Stücke gewidmet, und ferner, daß die Anordnung der Übungsstücke nach der Komparation wesentlich geändert wurde. Was die letztere Neuerung betrifft, so folgen jetzt auf den Abschnitt über die Komparation solche über die Adverbia, die Präpositionen, über das Präsens, Imperfekt, den Aorist *(sic!)* und das Futurum der *Verba pura non contracta,* über die Pronomina, über das Präsens, Imperfekt, den Aorist und das Futurum der *Verba contracta*, über das Perfekt und Plusquamperfekt der *Verba pura,* über den schwachen Aorist und das schwache Futurum, den starken Aorist und das starke Futurum, das Perfekt und Plusquamperfekt der *Verba muta,* über die *Verba liquida* und endlich über die Zahlwörter. Jedenfalls ist es sehr zu billigen, wenn dem Schüler die Gelegenheit geboten wird, an einem Abschnitte die ihm bereits bekannten Präpositionen zu wiederholen und dabei eine Übersicht über sie zu gewinnen, was die 17 deutschen Sätze des

44. Abschnittes auch bezwecken. Auch spätere Partien dienen zum Teil der Wiederholung, so einzelne Abschnitte über die Konjugationsformen. Denn so manche Formen der *Verba pura non contracta* und der *Verba muta* hat der Schüler schon gelegentlich der Einübung der Deklinationsformen kennen gelernt. Wenn aber trotzdem der ganzen Formenlehre des Verbums eigene Stücke gewidmet werden, so ist dies nicht zu verwerfen, besonders da sich die Verff. nun bei Einübung der anderen Modi außer dem Indikativ und Imperativ die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem Schüler in vorausgeschickten kurzen Regeln syntaktisches Wissen beizubringen. Daß ferner die Einübung der *Verba liquida* an den Schluß der Übungsstücke über die regelmäßigen Verbalformen gerückt worden ist, ist ebenfalls nur gutzuheißen. Schwieriger stellt sich aber die Beantwortung der Frage, ob die Übungsstücke über die Pronomina an den Platz gehören, der ihnen zugewiesen worden ist. Daß die Schwierigkeiten, welche die Erlernung des Pronomens dem Schüler bietet, das Hinausrücken desselben empfehlen, wird jeder Lehrer gerne zugeben. Dennoch widerspricht die Stellung des Pronomens inmitten der Formenlehre des Verbums dem natürlichen Bedürfnisse, das das Pronomen vor das Verbum setzen heißt. Die Neuerung, die Zahlwörter für den Schluß aufzusparen, ist hingegen auf das wärmste zu begrüßen. — Bezüglich der Einrichtung der einzelnen Übungsstücke erlaubt sich Ref. vor allem auf die von Prof. Stolz auf S. 329 des XXXXVI. Bandes (1895) dieser Zeitschrift veröffentlichte Anzeige der 3. Aufl. des Buches zu verweisen. Anerkennend muß es der Ref. hervorheben, daß die Einübung der Formen von sehr leichten Sätzen, die der Schüler spielend bewältigen kann, ausgeht und so ein lebhaftes Tempo des Unterrichtes ermöglicht, daß ferner das gut gearbeitete Wörterverzeichnis, das auch ab und zu das Französische zum Vergleiche heranzieht, gleich von Beginn an auf den etymologischen Zusammenhang Wert legt. Auch haben die Verff. möglichst einen gedanklichen Zusammenhang in den Übungsstücken, die einzelne Sätze enthalten, angestrebt; vgl. z. B. Nr. 18 und 22. Sehr gut gewählt erscheint endlich der Xenophons Anabasis entnommene Abschnitt zur Einübung der Zahlwörter. — Zum Schlusse möchte Ref. nur empfehlen, daß die so häufige Wiederholung der Anmerkungen (wie z. B. *εἰκάζω* m. Dat. „vergleiche" auf S. 13, 20, 21, 32, 33, 36; *ἥκω* „bin gekommen" auf S. 84, 87, 88; vgl. jedoch auch dasselbe auf S. 75, Anm. 4 und S. 76, Anm. 3) in den nächsten Auflagen unterbleibe, da Vokabeln, die unter dem Striche erscheinen, nach der Überzeugung des Ref. vom Schüler u. zw. nicht zu seinem Schaden behalten werden, selbst wenn es dem Willen der Verff. entgegenliefe. Endlich wäre die Variierung desselben Gedankens in mehreren Sätzen wie z. B. Nr. 67, I. S. 8 und Nr. 68, II. S. 11 (vgl. die Berichtigung am Schlusse!) oder Nr. 67, II. S. 1 und Nr. 68, II. S. 2 besser dem Lehrer zu

überlassen. — Druckfehler kommen nicht vor; vor dem deutschen Abschnitt von Nr. 67 ist II. einzusetzen.

Aus der Einleitung zur 2. Aufl. der Weißenfelsschen Arbeit erfahren wir, daß es der Verf. mit Rücksicht auf gewisse Vorteile für gut gehalten hat, die für Untertertia und Obertertia früher getrennt erschienenen Übungsbücher in ein Buch zusammenzuziehen und in einem Anhange einige aus Isokrates, Xenophon und Plutarch entnommene Stücke zum unvorbereiteten Übersetzen für Obertertia und Untersekunda einzufügen. Der Verf. war jedenfalls bemüht, das Buch den preußischen Lehrplänen anzupassen. Der Reichtum an Übungsbeispielen läßt nichts zu wünschen übrig, so wenig als die glückliche Wahl derselben. Die letztere verdient besonders nach der Seite uneingeschränktes Lob, daß sie sich nicht mit dem gangbarsten, allzu bekannten Lesestoffe begnügt, sondern Abwechslung und den Reiz der Neuheit anstrebt.

Die Anordnung des Übungsstoffes geht von der *o*-Deklination aus. Die konsonantische Deklination wird durch die Einschiebung von Abschnitten über die sämtlichen Tempora und Modi der *Verba pura* in zwei Teile geschieden, von denen der erstere Beispiele zur Einübung der Stämme auf eine *muta* und eine *liquida,* der letztere zur Einübung der sogenannten elidierenden, weichvokalischen und diphthongischen Stämme bringt. Die Pronomina folgen den Zahlwörtern und bilden den Schluß der Deklinationsübungen. An sie reihen sich an Abschnitte über die *verba muta* und an diese erst mit Recht Übungen zu den Formen der *verba liquida.* Und mit diesen schließt der erste 84 griechische und ebensoviel deutsche Übungsstücke umfassende Teil; der zweite kürzere Teil befaßt sich mit der Einübung der restlichen Formen. An der in mancher Beziehung von der gewöhnlichen abweichenden Reihenfolge findet Ref. im wesentlichen nichts auszusetzen, da sie sich leicht irgend einer beliebigen Grammatik anpassen läßt. Aber höchst bedenklich erscheint ihm die so häufig vorkommende Vorwegnahme von Formen. Die Voransetzung der Übungsstücke zu dem Futurum, Aorist, Perfekt und Plusquamperfekt der *verba contracta* (Stück 16 ff.) vor die Einübung des Präsens und Imperfekts derselben Verba (Stück 42 ff.) könnte sich vielleicht noch rechtfertigen lassen. Aber nicht ebenso leicht kann man sich über das Vorkommen von Wörtern und Formen hinwegsetzen, die der Verf., da sie dem Schüler noch nicht geläufig sind, in den Anmerkungen unter dem Strich übersetzen oder durch ein Surrogat von einer Erklärung im Wörterverzeichnisse oder in den Anmerkungen verdeutlichen muß. So kommt im St. 8 bereits *μεγάλων* (Satz 10) vor, worüber der Schüler im Wörterverzeichnisse „*μεγάλοι* 8 groß (Pl.)“ liest, im St. 12 findet sich schon *ὑβρίσασα* und *μετεμορφώθη*, im entsprechenden deutschen Stücke „nachdem sie ... verwandelt worden war“, Formen, die in den bezüglichen Anmerkungen übersetzt erscheinen. Ähnlich begegnet St. 73 zweimal *ἔστησαν*, St. 80

δοῦναι und *δέδωκεν*, St. 84 zweimal *ἔσεσθαι* (die Übersetzung steht aber erst in der Anm. zu der 2. Stelle!), St. 89 *ἐσώθη* usw. Die in den Übungsstücken beobachtete Reihenfolge der sogenannten unregelmäßigen Verba erschwert den Anschluß dieses Übungsbuches an so manche Schulgrammatik, wie z. B. an die von Curtius-v. Hartel oder Hintner. Schon bei den regelmäßigen Verben, u. zw. in den Stücken über die Verba mit Ablaut oder mit einem zweiten Tempus, begegnet man den Aoristen *ἐγενόμην*, *ἦλθον*, *ἔκαθον*, *ἔλαβον* und *εἶχον*. Während ferner die Einteilung der unregelmäßigen Verba in die bekannten vier Klassen sonst gewahrt erscheint, wird in dem vorletzten Stück „die wichtigsten übrigen Unregelmäßigkeiten“ eine ziemlich bunte Reihe von Formen eingeübt, nämlich die Formen der Verba *δάκνω*, *καταδαρθάνω*, *ἀπεχθάνομαι*, *ἱλάσκω*, *μένω*, *νέμω*, *οἴχομαι*, *ὄμνυμι*, *ὀφλισκάνω*, *πετάννυμι*, *πέτομαι*, *ῥώννυμι* und *χαίρω*.

Nach dem Übungsstoffe folgt ein Wörterverzeichnis, das die unbekannten Wörter zu den einzelnen Übungsstücken anführt. Alphabetische Wörterverzeichnisse fehlen; die Stelle derselben soll nach der Einleitung des Verf.s „Wörterbuch zu dem griechischen Lese- und Übungsbuch für Tertia (Leipzig 1899, B. G. Teubner)“ vertreten. Bei dem Umfang des Übungsstoffes aber wird man, wenn auch ungern, einzelne Stücke auslassen müssen, weshalb, da der Verf. Verweisungen im Wörterverzeichnisse vermieden hat, ein Wörterbuch unbedingt benötigt werden wird. Zudem wird man trotz der gewissenhaften Ausarbeitung des Wörterverzeichnisses ab und zu ein Wort vermissen, da man sich nicht immer wird entsinnen können, es schon gelesen zu haben. So meint Ref., *τὰ λάφυρα* erst unter den Wörtern zu St. 104 gelesen zu haben, während das Wort auch schon früher, nämlich in S. 85, Satz 15 vorkommt.

Das sich anschließende Verzeichnis der Eigennamen dürfte sich wegen der Knappheit der erklärenden Zusätze sehr wenig fruchtbringend erweisen. Von Arion heißt es „*ὁ Ἀρίων, ονος* Arion (Pferd des Adrastus)“; vgl. aber St. 86 (gr.), Satz 11. *Εὐρυμέδων* fehlt.

Die Ausstattung wie auch der Druck[1]) legen ein rühmliches Zeugnis von der Leistungsfähigkeit des Weltverlages ab.

---

[1]) Von Versehen und Druckfehlern notierte sich Ref. im griechischen Teile St. 33 am Schlusse und Anm. 6 *Λυσάμενος* (statt *Λυσαμένη*), St. 68, Anm. 2 *περσῶν*; St. 97, Satz 28 [3]) (statt [2]); St. 102, Satz 18 ein Komma am Schlusse; St. 109, Satz 116 unter dem Striche [5]) (st. [1]); St. 114, Z. 1 *δωκᾶν*; im deutschen Teile St. 82, Z. 9 mir (st. wir); St. 90, Satz 14 erzeut.

Linz. E. Sewera.

Lateinische Schulgrammatik. Von M. Schödel, Lehrer an der Mochmannschen Lehranstalt in Dresden. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1903. V und 242 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

Was man von einem neuen Lehrbuche füglich verlangen kann, daß es in didaktischer oder wissenschaftlicher Beziehung originelle Seiten aufweise, das leistet vorliegende Grammatik. Freilich verdankt der Verf. manches Treffliche seinen Vorgängern. Die Einrichtung, 'unter dem Strich' im Kleindruck Erweiterungen und Erklärungen des im Texte Gebotenen sowie sprachwissenschaftliche Notizen zu bringen, geht auf die in Österreich zumeist gebrauchte Grammatik von Schmidt zurück. An gleicher Stelle zieht der Verf. zur Erklärung syntaktischer Erscheinungsformen das Deutsche in einem Maße heran, wie dies Ref. noch in keinem Lehrbuche angetroffen hat. Doch wir haben zunächst die Formenlehre ins Auge zu fassen. — Die einfache, präzise und übersichtliche Fassung, die der Verf. insbesondere bei der Darstellung der Flexion anstrebt, erreicht er beispielsweise bei der 3. Deklination, die in konsonantische, vokalische und gemischte Deklination zerfällt, dadurch, daß er die Paradigmen unmittelbar hintereinander aufführt, jedesmal die eigentümlichen Kasusformen abgesondert voran: so bei der konsonantischen Deklination: abl. sing. *e*: *carmine*, nom. plur. neutr. *a*: *carmina*, gen. plur. *um*: *carminum*. Bemerkungen zur Kasusbildung der 3. Deklination folgen erst hinter dem 3. Paradigma. Diese eingerechnet wird die ganze 3. Deklination der Substantiva auf drei Seiten erschöpfend abgetan. Freilich ist dies nur dadurch möglich, daß der Verf. die Lehre vom Genus, die sonst zum Teil in die Einleitung verwiesen, zum Teil bei den einzelnen Deklinationen untergebracht ist, zusammenhängend hinter der Flexion des Nomens behandelt, ein Vorgang, dem kein vernünftiger Lehrer das Bedenken der Notwendigkeit, im Unterricht den hier zusammengefaßten Abschnitt nach getrennten Partien vorzunehmen, entgegenhalten wird. Wenn der Verf. 'an die unvollständige Steigerung und an die Pronomina gleich diejenigen Verbindungen angeschlossen hat, in denen sich die gelernte Form am häufigsten findet' und somit 'mancherlei aus der Syntax in die Wortlehre herübergenommen hat', so folgt er hierin bewährten Mustern.

Bemerkenswerte Dispositionsneuerungen enthält auch die Syntax. Ref. übergeht die Lehre vom Nomen. Die Syntax des Verbs behandelt zunächst das Verbum finitum u. zw. I. die Modi in Hauptsätzen; II. die Tempora u. zw. 1. die Tempora in Hauptsätzen (*A.* Zeiten der Vergangenheit. *B.* Zeiten der Nichtvergangenheit). 2. Die Tempora in Nebensätzen: *a)* Indikativische Nebensätze: Bezogene Zeiten in indikativischen Nebensätzen; selbständige Zeiten in indikativischen Nebensätzen. [Den Inhalt dieses Abschnittes bildet die Lehre vom Gebrauch der Tempora bei *dum* 'während', *postquam, ubi (primum), ut (pri-*

mum), cum (primum), simul (atque).] Es folgen *b)* konjunktivische Nebensätze *(consecutio temporum)*, wo im Gegensatz zur herkömmlichen Darstellung die Zeitenfolge in mehrstufigen Satzgefügen (Nebensätzen 2. und 3. Grades) behandelt wird (§ 192 enthält einen sprachvergleichenden Überblick über lateinische und deutsche Zeitenfolge). Das Kapitel III. Modi in Nebensätzen gibt bezüglich der Disposition nur zu der Bemerkung Anlaß, daß die konjunktivischen Nebensätze nach den Konjunktionen, nicht nach den Satzarten gesondert sind, wobei die Darstellung, weil frei von allen Wiederholungen und allzu häufigen Hinweisen auf frühere oder spätere Partien, eine Klarheit und Geschlossenheit erreicht, die sich künftige Schulgrammatiker zum Muster nehmen mögen. Im besonderen verdient die Sonderung der *ut*-Sätze vorgeführt zu werden: *Ut declarativum* (fehlt bisher meist in der Schulgrammatik), *ut* in Beschaffenheitssätzen, *ut* in Begehrungssätzen (*ut* in Absichtssätzen, *ut* in finalen Ergänzungssätzen). — Wie man sieht, schiebt der Verf. in die Partien der Moduslehre (Modi in Hauptsätzen einer- und Modi in Nebensätzen anderseits) die ungetrennte Tempuslehre ein. Das mag seinen Vorteil für die vom Verf. beliebte Art der Darstellung dieser grammatischen Partien mit sich bringen; ob aber nicht auch gewisse Nachteile? Jedenfalls dürfte es hier ohne Widerspruch nicht abgehen.

Der Verf. versichert, außer einigen älteren Lehrbüchern, sämtliche seit 1880 erschienene lateinische Schulgrammatiken und eine Anzahl Einzelschriften zurate gezogen zu haben. Symptomatisch für die Sorgfalt und Sachkenntnis des Verf. im einzelnen ist dem Ref. § 193, ein feinerer Niederschlag aus der jüngsten Literatur über selbständigen und bezogenen Tempusgebrauch, § 202 I 2. wo endlich die vom Ref. in dieser Zeitschr. 1901, 235 f. nach anderen geforderte Unterscheidung von *accedit quod* und *accedit ut* aufgenommen ist, und § 226 *b*, wo Em. Hoffmanns Definition des Abl. absol. verwertet ist.

Ref. schließt mit einigen Besserungsvorschlägen ab. § 16 sind die Formen *Mercuri* und *Vergili* mit dem Accent auf der Pänultina zu versehen. — § 75, 5 fehlt bei *parco* das Partizip *parsurus*. — Ebd. 64 war darauf zu verweisen, daß *incolo* kein Supinum hat; *incultus* heißt 'unbebaut'. — § 76, 5 fehlt bei *fugio* das Partizip *fugiturus*. — § 138 wird der Gen. *proditionis* bei *accusare* als abhängig von dem 'Verbalbegriff' (?) *accusationem* = *crimen* bezeichnet. Den wahren Sachverhalt ersehe man aus des Ref. Darstellung im 'Gymnasium' 1901, Sp. 375. — § 186 (unten) gibt der Verf. Beispiele für koinzidente Handlungen ohne deutsche Parallelstellen. Ref. möchte auch auf das vom Verf. sonst nicht behandelte *cum* der Identität verweisen wie Cic. Cat. I 8, 21 *De te Catilina cum tacent, clamant.* Mehr Beispiele bei Em. Hoffmann, 'Zeitpartikeln' S. 127, der passend die Worte vergleicht, die Goethe dem sterbenden Valentin in den Mund legt: 'Da du

dich sprachst der Ehre los, Gabst mir den schwersten Herzenstoß' und Schillers Wallenstein V 3 zitiert: 'Nicht heute erst ward dir der Freund geraubt: Als er sich von dir schied, da starb er dir'. — § 191 (Tempusfolge bei Nebensätzen 2. und 3. Grades) fehlen Beispiele wie *Nescio, quid causae fuerit, cur abires.* — § 216 ist bei *eo tempore quo* (damals als) das *eo* zu streichen (*eo tempore quo* heißt 'zu einer Zeit, wo').

Die Eigentümlichkeiten der Dichtersprache sowie die Stilistik bleiben von Sch.s Grammatik so gut wie ausgeschlossen. Der bereits erschienene 'Grammatisch-stilistische Abriß der lateinischen Sprache für die oberen Gymnasialklassen' des Verf.s tritt in letzterer Beziehung ergänzend ein.

Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz. Ausgabe für Österreich. 23., verb. Auflage. Besorgt von Em. Feichtinger, Prof. am k. k. Staatsgymnasium im VI. Bezirke in Wien. Wien, Friese & Lang 1903. IV und 273 SS. 8°. Preis geb. 2 K 60 h.

Schultzens 'kleine lat. Sprachlehre' ist ein Bild des Wandels der Zeiten. Wir älteren Schulmänner erinnern uns noch von der Schulbank her an die Schlichtheit, ja Naivetät des Buches nach Inhalt und Darstellung, eine Eigentümlichkeit, die es nunmehr fast ganz abgestreift hat. Fast ganz; denn die Disposition, der äußere Rahmen ist geblieben, wiewohl auch hier einzelnes anders geworden ist. So erscheint nun bezeichnender Weise der ehemals anderswo untergebrachte *Ablat. compar.* hinter dem *Abl. separationis,* der die Lehre vom Ablativ an Stelle des ehemals hier dargestellten *Abl. instrumenti* eröffnet. In dieser kleinen Dispositionsänderung steckt ein Stück wissenschaftlichen Fortschritts, wie denn überhaupt von dem neuen Herausgeber die wissenschaftliche und pädagogische Bewegung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik streng im Auge behalten wird: jede neue Auflage legt Zeugnis hiefür ab. Einige Punkte der neuesten Bearbeitung verdienen besonders hervorgehoben zu werden, insofern dieselben ebensoviele zeitgemäße Abweichungen von der ursprünglichen Darstellung bedeuten, welche nichts als die elementarsten Regeln in dogmatischer Kürze vorführte.

Zunächst hat F. dafür gesorgt, daß die Grammatik dem Schüler auch bei der Lektüre ihre Dienste leiste, indem er nicht nur den Bereich seiner Darstellung über das Elementare hinaus bedeutend erweitert, sondern nötigenfalls auch Singuläres, namentlich Altlateinisches und Nachklassisches verzeichnet hat, wofern es in der Schullektüre in einem gewissen Maße vertreten ist. Formen wie *duint, laudarier, faxim, ausim* werden § 90 besprochen, der Konjunktiv im iterativen *cum*-Satze wird § 242 berührt. Ein anderes betrifft die zahlreichen Gedächtnis- und Verständnishilfen,

welche F. beibringt. Die Verba mit ihren Perfekt- und Supin-Formen geben ihm Anlaß, in Fußnoten stammverwandte lateinische Wortarten und deutsche Fremdwörter zu verzeichnen, die Syntax enthält an gleicher Stelle zahlreiche sprachwissenschaftliche Bemerkungen. Wie man sieht, hat Schultzens 'Sprachlehre' in Feichtingers Bearbeitung aufgehört, das minderwertige Elementarbuch neben den anderen in Österreich in Verwendung stehenden lateinischen Schulgrammatiken darzustellen: das Buch steht auf der wissenschaftlichen und didaktischen Höhe der Zeit.

Ref. hat nur zwei besserungsbedürftige Stellen gefunden. Nach S. 234 nimmt der Optativ die Negation *ne* zu sich. Hinterher folgt jedoch das Beispiel *Utinam ego natus non essem;* ein Beispiel mit *ne* fehlt. Innerhalb der Schullektüre finden sich beide Negationen bei *utinam;* für das seltenere *non* vgl. z. B. Curtius VIII 8, 7 *Clitus utinam non coegisset me sibi irasci.* Vielleicht ist auch darauf hinzuweisen, daß in diesen Fällen *non* Wortnegation ist. — § 241 lehrt, daß der Konjunktiv bei *ante(prius)quam* auf eine Ansicht oder Absicht des Subjekts im regierenden Satze beruhe. In dem nachträglich vorgeführten Beispiele *Priusquam classis exiret, accidit, ut una nocte omnes Hermae deicerentur* (Nep. Alc. 3, 2) ist nun nach F. *exiret* = 'auslaufen konnte'. Wie paßt dies zur vorangestellten Regel? Soll damit eine neben der regelmäßigen Gebrauchsweise vorkommende besondere Spezies des Konjunktivs bei *priusquam* erläutert werden? Die Erklärung ist aber unmöglich in anderen ebenfalls von der gegebenen Regel abweichenden Beispielen wie Nep. Ar. 2, 1 *Interfuit autem pugnae navali apud Salamina, quae facta est, priusquam poena liberaretur.* Am einfachsten ist es, derlei Erscheinungen auf die vorbildliche Wirkung der Konstruktion des historischen *cum* zurückzuführen.

Wien. J. Golling.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Herausgegeben von Karl Brandt, Richard Jonas und Jakob Laeber. I. Teil für Quarta auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet von Dr. Karl Brandt. Leipzig, Verlag Freytag 1903. VIII u. 120 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf.

Entsprechend der Forderung der neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1901, daß die Stücke des Übungsbuches für Quarta sich in Inhalt und Wortschatz vorwiegend an die lateinische Lektüre anlehnen und mit ihrem Inhalte auch der geschichtlichen Lehraufgabe dienen sollen, bietet der Verf. 72 größere Lesestücke, in denen das Wirken hervorragender Männer der griechischen und römischen Geschichte in großen Zügen veranschaulicht wird. Als Quelle diente die Klassenlektüre aus Cornelius Nepos

und Curtius Rufus, bezw. auch das bekannte L'Homond-Holzersche Lesebuch (*Urbis Romae viri illustres* usw., Stuttgart 1901), zur Ergänzung wurden auch einzelne Kapitel aus Iustinus, Florus, Valerius Maximus herangezogen. Während die Hauptaufgabe der Klasse, Kongruenz und Kasuslehre, nach vorgedruckten Musterbeispielen an Einzelsätzen (im ganzen 36 Abschnitten) eingeübt wird, die sich vielfach auch an die Klassenlektüre schließen und oft auch in inhaltlichen Zusammenhang gebracht sind, dienen die oben erwähnten, zum Teile nach Behandlung der Kongruenz, zum Teile nach Behandlung jedes einzelnen Kasus gleichmäßig verteilten Lesestücke einer durchgreifenden Wiederholung, bei der die eingeübten Regeln, Konstruktionen und Phrasen immer wiederkehren, so daß sie nicht leicht in Vergessenheit geraten können. In diesem unermüdlichen Zurückgreifen auf die durchgenommenen syntaktischen Partien liegt nach meiner Ansicht der spezielle Wert des Buches. In den Lesestücken sind außerdem die Regeln über Nom. und Acc. c. inf., indirekte Fragesätze, Tempus- und Moduslehre, Gerundivum, Absichts- und Folgesätze in einer hie und da überreichen Fülle und für die betreffende Unterrichtsstufe vielleicht etwas zu weitgehenden Weise eingeflochten, zumal die gleichzeitige Einübung der „wie Aufzug und Einschlag ineinander gewebten Modus- und Kasuslehre“ (Vorw. S. VI) schon an und für sich nicht zu leicht fallen dürfte. — An das Übungsmaterial (S. 1—97) schließt sich ein nach den einzelnen Abschnitten geordnetes Vokabular und Phrasenverzeichnis (S. 98—119) und einige wenige Bemerkungen über Synonyma (S. 119) und Stilistik (S. 120). Das reiche Übungsmaterial hätte für letztere jedenfalls eine reichere Ausbeute ergeben können. So war beispielsweise die richtige Übersetzung der im Übungsmateriale vorkommenden Ausdrücke „bekanntlich, offenbar“ oder der Zwischensätze „wie wir hören, wie wir wissen“ durch ein Verbum fin., des Ausdruckes „der ärgste Feind“ durch den Superlativ u. ä. nicht bloß im Texte anzudeuten, sondern in allgemeinerer Fassung auch unter den stilistischen Bemerkungen aufzunehmen. — Daß im deutschen Texte an Stelle der banalen Wendung „dem Staate zum Verderben gereichen“ die freiere „Verderben über den Staat heraufbeschwören“ getreten ist, wird niemand tadeln, ja ich hätte noch manche Wendungen wie „jemanden mit Krieg überziehen, Ehren zur Belohnung geben, Tränen den Worten hinzufügen, den Frieden um 3000 Talente verkaufen, den Glanz des Ruhmes mit Schandflecken besudeln, sein vom Tode schon niedergedrücktes Haupt aufrichten, ein Feuer wird durch einen dazwischen tretenden Fluß beendigt“ u. ä. gerne durch andere ersetzt gesehen. Zu meiden war auch das wahrscheinlich mit Rücksicht auf die lateinische Übersetzung öfter gewählte Perfekt an Stelle des passenderen Imperfekts (S. 61, Z. 5 u., S. 66, Z. 60 u. ö.).

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Herausgegeben von Karl Brandt, Richard Jonas und Jakob Laeber. III. Teil für Untersekunda auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet von Prof. Dr. Richard Jonas. Leipzig, G. Freytag 1903. VI u. 115 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf.

Im dritten Teile der oben genannten Sammlung von Übungsbüchern wird speziell in den ersten 24 Stücken (S. 1—15), welche einen längeren Lebensabriß Ciceros und kurze Lesestücke über Ovid, Vergil und Livius enthalten, einem Teile der von den neuen preußischen Lehrplänen verlangten grammatischen Aufgabe, nämlich der Wiederholung der Modus- und Tempuslehre, Rechnung getragen. Selbstverständlich kommen die syntaktischen Regeln, soweit sie die Mittelstufe betreffen, auch in den übrigen 124 Stücken zur Geltung, nur entsprechen diese noch der weiteren Forderung der Lehrpläne, daß in den Übungsstücken der Wortschatz der Prosaschriftsteller verarbeitet werden soll, die auf der Mittelstufe gelesen werden. Die Grundlage des weiteren Übungsstoffes bilden daher Ciceros Rede für *Roscius Amerinus* (S. 16—30), für das Imperium des Cn. Pompeius (S. 31—40), ferner die vier Reden gegen Catilina (S. 41—61), das erste und zweite Buch des Livius (S. 62—97). — Wenn auch die Darstellung, Gedanken- und Satzbildung stellenweise wenigstens von den lateinischen Schriftwerken sich nicht so weitgehend unterscheidet, wie im Vorworte angekündigt wird, wird immerhin die einfache Erzählung des Inhalts, wie sie der Verf. bringt, einer Verwässerung desselben durch hinzugefügte Erörterungen, Urteile und Paraphrasen, wie sie sich in manchen Übungsbüchern breit macht, vorzuziehen sein. Ebenso ist anzuerkennen, daß den Sätzen nicht Gewalt angetan wird, um syntaktische Regeln unterzubringen, nur wenige Ausdrüke und Wendungen stehen infolge engeren Anschlusses an die Worte des Autors unter dem Einflusse des Lateinischen. Das nach den Übungsstücken geordnete Vokabular (S. 98 ff.) ist mit Rücksicht darauf, daß der Schüler aus der Lektüre einer bestimmten Partie des Autors für die darauf bezüglichen Übungsstücke die nötige Vokabelkenntnis mitbringen muß, mit Recht auf ein knappes Maß beschränkt. — Im ganzen kann festgestellt werden, daß die Übungsstücke vollkommen geeignet sind, den aus der Klassenlektüre gewonnenen Wortschatz im Wissen des Schülers zu festigen, seine Fertigkeit im Übersetzen zu steigern und ihn „in der geistigen Zucht“ zu üben, worin auch der Verf. den Zweck seines Buches sieht.

Wien. Franz Kunz.

Übungsstoff für die Oberstufe des lateinischen Unterrichts. Zugleich ein Lesebuch der griechischen und römischen Geschichte. Von Dr. Anton Führer, Direktor des Gymnasiums in Rheine i. W. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1904.

Wer einmal, wie Ref. in diesem Schuljahre, neben der Lektüre der Pompeiana des Cicero Dr. Führers „Übungsstoff zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlusse an Ciceros Reden für S. Roscius, über den Oberbefehl des Cn. Pompeius und für den Dichter Archias“ (Münster i. W. 1903; Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung) für die Übersetzung in der Schule benützt, der macht die erfreuliche Erfahrung, daß es der Verf. in glänzender Weise verstanden hat, den Inhalt des Lektürestoffes übersichtlich zusammenzufassen, planmäßig zu gliedern, alles mit der Geschichte in Zusammenhang zu bringen und überall durch die Vermeidung einer rein mechanischen Rückübersetzung selbstständiges Denken anzuregen. Dabei bietet das auch für österreichische Lateinlehrer sehr empfehlenswerte Büchlein nichts, was die Kräfte der Schüler übersteigt. Von einem Schulmanne, der mit unverkennbarem Wohlwollen die Grenze der Leistungsfähigkeit der Schüler auf der Unter- und Mittelstufe absteckt und den spröden Stoff interessant und zugleich lehrreich zu machen weiß, kann auch ein guter „Übungsstoff für die Oberstufe“ erwartet werden. Und in der Tat gefällt das Buch desto mehr, je gründlicher es studiert wird. Auf 180 Seiten bietet es eine reiche Fülle in gutem Deutsch geschriebenen Übersetzungsstoffes und überall begegnet man in grammatisch-stilistischer und lexikalischer Beziebung der Beschränkung auf das Hauptsächliche und Notwendige. Wenn sich der Verf. „zu einer zusammenhängenden Darstellung der wichtigsten Abschnitte aus der griechischen und römischen Geschichte, der Zeit des Perikles und des peloponnesischen Krieges bis zum Falle Athens, Philipps von Mazedonien und Alexanders des Großen, sowie der römischen Geschichte in ununterbrochener Folge von der Schlacht bei Cannä bis auf Cäsars Tod“ (Vorwort, S. III) entschlossen hat, so teilt er damit nur den gewiß unanfechtbaren Standpunkt der „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen“ (Halle a. S. 1901). Diese fordern im Sinne einer gesunden Konzentration nicht nur „die Herstellung einer näheren Beziehung zwischen der Prosalektüre und der geschichtlichen Lehraufgabe der Klasse“, sondern sie stellen auch mit gutem Recht den Inhalt der Übungsbücher in den Dienst des Geschichtsunterrichtes.

Auch für unsere Obergymnasiasten, deren Kenntnisse in der alten Geschichte die Lateinlehrer auch bei uns „vielfach recht mangelhaft und dürftig“ finden, wäre durch eine innigere Verbindung des geschichtlichen Unterrichtes, der Prosalektüre und des Übungsbuches „für bedeutsame Abschnitte der alten Geschichte und hervorragende Persönlichkeiten eine durch kraftvolle Züge be-

lebte Anschauung" zu gewinnen (Lehrpläne und Lehraufgaben S. 81). Diesen Zweck fördern die inhaltlich kaleidoskopisch abwechselnden Übersetzungsstücke (vgl. z. B. die „Aufgaben" von Süpfle-Rappold) nicht. Auch die ergänzend hinzutretenden Abschnitte aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte sind inhaltlich wie sprachlich zweckentsprchend (Demosthenes Nr. 37—40, Homer Nr. 83—86, Herodot Nr. 87—88, Äschylos und Sophokles Nr. 89 u. 90, Cicero Nr. 210—219, Sallustius Nr. 220—222, Horatius Nr. 223—225). Bei der Übersetzung der Homer betreffenden Abschnitte, die mit Wolfs Ansicht abschließen, muß wohl angenommen werden, daß die Schüler bereits mit dem gegenwärtigen Stande der homerischen Frage einigermaßen vertraut sind, oder es könnte passend auf das populär gehaltene, aber des wissenschaftlichen Charakters nicht entbehrende Buch „Homer" von Engelbert Drerup (München 1903) erwiesen werden; man vgl. besonders den ersten Abschnitt „Die homerische Frage", S. 3—41.

Für den lexikalischen Teil sorgt außer den recht reichlichen „Anmerkungen" (S. 181—200) das „Alphabetische Wörterbuch zu dem Übungsstoff für die Mittelstufe". Es ist nämlich in der Tat nicht zu leugnen, daß die „lexikalische Wohlhabenheit" oft nicht vorhanden ist, und es ist eine Erfahrungssache, daß das Nachsuchen im allgemeinen Wörterbuche gar oft auf Irrwege führt. Vor übertriebenen Anforderungen in stilistischer Hinsicht warnt der erfahrene Verf. mit Recht. Mit unserer einstündigen Übersetzungsarbeit in der Woche werden auch unsere Schüler — es ist dies auch gar nicht zu bedauern — den *color vere Latinus* gewiß nicht erreichen und in diesem Punkte möchte Ref. den freilich gewaltig übertriebenen Klagen „eines Vaters über das Gymnasialstudium" („Von einem Landesschulinspektor") eine gewisse Berechtigung einräumen (vgl. „Neue Freie Presse", Unterrichtszeitung vom 5. Dezember 1903).

Der des Verf.s reiche Erfahrung auf dem Gebiete des Lateinunterrichtes bezeugende „Übungsstoff für die Oberstufe" sei den Lateinlehrern warm empfohlen.

Czernowitz. Friedrich Loebl.

Franz Pomezny, Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von Bernhard Seuffert (Beiträge zur Ästhetik, herausgeg. von Th. Lipps und R. M. Werner VII). Hamburg und Leipzig, Verlag von Voss 1900. VI und 247 SS.

Der Verfasser dieser umfangreichen, gediegenen Studie hat ihr Erscheinen nicht erlebt. Der hinterlassenen Arbeit kam die sorgfältige Bemühung Bernhard Seufferts in erster Linie zugute,

der ihr auch ein das Andenken des jungen Gelehrten ehrendes Vorwort beigegeben hat.

Pomezny hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwicklung des Grazienbegriffes innerhalb des XVIII. Jahrhunderts zu verfolgen. Schillers Abhandlung „Über Anmut und Würde" bleibt bereits außerhalb der Betrachtung, doch wird diese bis unmittelbar an sie herangeführt. Den natürlichen Ausgangspunkt bot dem Verf. die antike Tradition, wie sie in Anakreons Liedern und in der griechischen Anthologie vorliegt. Sie lieferte der Renaissancepoesie des XVII. Jahrhunderts einen Vorrat von Motiven und Situationen, welchen diese als poetischen Schmuck allerorts anbringt. Nur Fleming zeigt sich als echter Dichter, wenn er von Frauengestalten aus dem Leben Züge entlehnt und damit seine Grazien ausstattet. Im allgemeinen fehlte dem Jahrhundert der Sinn für das Graziöse, huldigte doch diese Zeit in der Kunst dem Barock. Auch die galante Poesie führt nicht zu einer wirklichen Erfassung der Anmut, nur zu einer Art Anmutsideal, das sich aus äußerem, sinnlichem Reiz und schönem Geist zusammensetzt, entsprechend dem Kult des *bel esprit,* der, wie diese Poesie, von Frankreich aus eindrang. Gerade das Wort „Reiz" ist für Dichter wie Hoffmannswaldau und Lohenstein bezeichnend. Opitz freilich nähert sich von einer Seite bereits dem Anmutsbegriff, den die Theorie und Poesie des XVIII. Jahrhunderts ausbildete. Es ist der Beachtung wert, wie er im direkten Anschluß an Platons Phädrus in der Schäferei von der Nymphe Hercynia (1622) die Beziehungen zwischen innerer und äußerer Schönheit erörtert und ebenso in Vielgut (1629) verkündet: „Die Schönheit wird es sein, die gut genannt kann werden, denn alles Schön ist gut" (vgl. Pomezny S. 21). Auch die Bezeichnung „schöne Seele" findet sich bereits bei Weckherlin und Zesen, freilich ohne die Note, die ihr das XVIII. Jahrhundert verlieh. Dieser Überblick führt zu dem Schluß, daß dem abschließenden XVII. Jahrhundert zwar alle Worte, welche in der Graziendichtung des folgenden für Anmut verwendet werden, geläufig sind, ihr Wesen aber unklar blieb. Ein deutliches Zeichen ist, daß sich hiefür um diese Zeit die französische Redensart „*je ne sais quoi*" auch bei den deutschen Dichtern einbürgert (I 1—82).

Der folgende II. Abschnitt führt durch eine Entwicklung der Ausgestaltung des Anmutsbegriffes in der Theorie des XVIII. Jahrhunderts in das Zentrum der Untersuchung. Es war in der Eigenart der Aufgabe gelegen, daß nur ein ungemein umsichtiges Vorschreiten von Theorie zu Theorie verbunden mit gleichzeitiger Beachtung der Poesie und der neu eintretenden Kulturelemente zu sicheren Resultaten führen konnte. In reichem Maße wurden sie dem Verf. zuteil. Das Absehen der neuen Wissenschaft, der Ästhetik, richtete sich auch auf die Art von Schönheit, die wir als Anmut bezeichnen. Noch war für sie kein feststehender Name vorhanden, aber die Deutschen schaffen sich das Wort Grazie nach Analogie des fran-

zösischen und englischen *grâce (grace)*. Gottsched und die Schweizer, besonders Breitinger, bemühen sich um die Feststellung des Begriffes, aber die Theorie jenes ergibt dafür nichts und dieser verrät nur durch die gebotenen Beispiele, daß er Artigkeit als Schönheit der Bewegung erfaßt hat, worin sie auch der Dichter Gottsched erkannte (S. 38 ff.). Vermutlich war er bereits durch Shaftesbury beeinflußt, dessen „Charakteristicks" 1711 erschienen und von 1738 an mehrfach in deutschen Übersetzungen Verbreitung fanden. Der englische Philosoph unterscheidet die von Natur gegebene Anmut, die sich in Bewegungen reizend äußert und durch Erziehung erhöht werden kann, und eine innere, seelische Anmut, *moral grace*, die sich in den Wendungen des Charakters und den Gemütsbewegungen zeigt. Gestalt ist ihm Ausdruck des Geistes, Bewegungen, denen Anmut zukommt, sind Bewegungen des Geistes. Schönheit geht vom Geiste aus und wirkt auf den Geist. Diese Lehre, erweitert durch Hutcheson und Hogarth, der neben der Schönheitslinie eine Linie des Reizes feststellt, findet in Deutschland einen fruchtbaren Boden, wo Mendelssohn als erster in seinen „Briefen über die Empfindungen" Anmut als Schönheit in der Bewegung (1755) definiert. Wenige Jahre später tritt Winckelmann auf den Plan, zunächst mit einer Abhandlung „Von der Grazie in den Werken der Kunst" (1759), der erste Theoretiker, der diesen Ausdruck gewählt hat. Er räumt der Grazie ein weites Feld ein, indem er im gesamten Tun der Menschheit ihre Betätigung erkennt. Seine Zweiteilung der Grazie in eine hohe und niedere, die er in seiner Geschichte der Kunst vornimmt, bleibt jedoch ohne Einfluß auf die Entwicklung des Grazienbegriffes in der Poesie; er hatte ja bei ihrer Feststellung nur die antike Kunst im Auge gehabt, diese freilich in ihrer Gesamtheit, nicht etwa bloß die antike Graziengruppe.

In dieser Zeit sind die Franzosen in charakteristischem Gegensatz zu den Engländern nicht darüber hinausgekommen, Anmut in gefälligem Reiz zu sehen. So hat Voltaire sich noch 1757 geäußert: „Anmut bedeutet nicht nur, was gefällt, sondern, was mit Reiz gefällt". Nur Watelet kommt ihrem Wesen näher, wenn er verlangt, daß körperliche und seelische Bewegungen einander entsprechen müssen, und sie einerseits der Kindheit und Jugend, anderseits dem weiblichen Geschlechte zuweist, das körperlich schmiegsamer, seelisch empfindlicher ist. So hat Watelet einen neuen Gesichtspunkt hervorgekehrt, der gleichzeitig auch in England heraustritt.

Noch einmal (S. 73) führt uns Pomezny dorthin. Er stellt Burkes *Elements of criticism* in den Vordergrund, der mit seiner Scheidung von „schön" und „erhaben" Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" angeregt hat, die das Endergebnis ziehen: „Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Das Erhabene kommt dem männlichen Geschlecht zu, das Schöne

dem weiblichen. Schönheit des Weibes ist Anmut. Schönheit ist also Grazie". Der nächste Schritt von diesen Aufstellungen Kants führt zu Schillers Scheidung von Anmut und Würde (II 32—92). Das ist die Grundlage für die folgenden Abschnitte des Buches. Der erste gilt der deutschen Anakreontik. Sie löst die galante Dichtung der vorhergehenden Periode in Deutschland ab und führt von selbst mit der Nachahmung Anakreons zu einer Ausbildung der Grazienmotive. Ihre Grazien sind noch immer wesentlich die der Franzosen, aber die Neigung der Zeit zu seelischer Vertiefung befördert den Einfluß Shaftesburys und der englischen Poesie, die bereits die seelische Bedeutung der Schönheit und Anmut in sich aufgenommen hatte. Hagedorn erscheint als typischer Vertreter der französischen Richtung und auch Gleim bleibt wesentlich in ihr befangen, während Pyra und Uz die englische Richtung aufnehmen und weiterführen. Die Anmut, die sie verherrlichen, ist Schönheit der Bewegung. Das bedeutet einen großen Fortschritt in der Poesie. Die Dichter übertragen im Leben beobachtete Züge auf ihr Grazienideal, das dadurch an Anschaulichkeit und sinnlichem Leben gewinnt. Auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens wird ihre Herrschaft anerkannt und der weibliche Charakter des Zeitalters begünstigt die Ausbildung einer Grazienphilosophie, deren Heil Wieland in „Musarion" (1768) begeistert verkündet (III 92—147).

Wielands proteische Dichternatur erforderte aber, bis auf seine Jugendwerke zurückzugreifen; daher hat Pomezny ihm einen besonderen Abschnitt gewidmet (IV. Wielands Grazien S. 157—218). Wir können an der Hand der eingehenden, mit vielen Zitaten ausgestatteten Analysen, die gelegentlich mit Ergebnissen von Quellenforschungen verbunden sind, vom Antiovid (1752) bis zu der Dichtung „Die Grazien" (1770) verfolgen, wie Wieland, zunächst dem Kultus der schönen Seele ergeben, den Engländern seine Ideale entlehnt, wie dann, vom Don Silvio (1764) an Seele und Empfindung gegenüber Geist und Witz zurücktreten, worin sich der Einfluß der französischen Literatur zeigt, bis es ihm schließlich gelingt, beide Auffassungen zu vereinigen und ein alle Einflüsse der Überlieferung zusammenfassendes Bild der Grazien und ihrer Beziehungen zu Göttern und Menschen zu geben. Dabei hat er freilich selbst, seiner Hinneigung zum Griechentum entsprechend, schärfer, als es der Wahrheit entspricht, in der Vorrede zu den Grazien den Gegensatz seiner griechischen zu den französischen betont (s. Wieland, Die Grazien, 1770, S. 7; Pomezny S. 184).

Das Schlußkapitel (V 218—247) beschäftigt sich mit Salomon Gessner, der die Anmut in die Hirtenidylle einführt, indem er in der ganzen Natur wie in dem Zusammenleben in einer schlichten Hütte ihr Walten erkennt, mit J. G. Jacobi, der in „Charmides und Theone oder die Sittliche Grazie" 1773 das Programm einer

Erziehung zur Grazie aufstellt, der die Herrschaft auf dem ganzen Gebiete sittlicher Betätigung gebührt, und mit Herder. Er hat in dem „Fest der Grazien" an Jacobi angeknüpft, ihre ethische Bedeutung in den Vordergrund gestellt und an die überlieferten Züge den vergessenen der Dankbarkeit gereiht, den er als den Chariten von Haus aus innewohnend erkannt hat.

Zu „Wielands Grazien" will ich einige ergänzende Bemerkungen hinzufügen. Das erste Zitat aus dem „Agathon" (S. 174) hätte ich vollständiger gewünscht. Der Verehrung und Bekränzung Danaes durch die Grazien entspricht das Benehmen der Faune gegen Hippias. „Sie kränzten ihn mit Epheu und gossen wohlriechende Salben über seine Glatze und seinen halbgrauen Bart herunter" (Agathon Buch I, S. 230). Durch diese Ehrung drückt Wieland Hippias in der Achtung seiner Leser herab. Daß Wieland keinen Anstoß nimmt, Faune und Grazien, wo sie zu symbolischer Verwendung ihm passend erscheinen, vereint auf der Szene auftreten zu lassen, zeigt, wie frei er den mythologischen Apparat benützt. In den „Grazien" paart er sogar Thalia mit einem Faun, was nach Pomezny S. 190 die Klage der allgemeinen deutschen Bibliothek über Verletzung der Sittlichkeit hervorgerufen haben mag.

Die Umarbeitung des „Agathon" (Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1773), welche die Geschichte der Danae hinzufügte, hat Pomezny unberücksichtigt gelassen. Gerade sie ist aufschlußreich für die Entwicklung des Grazienmotivs bei Wieland. Während Pomezny auf Grund der ersten Agathonausgabe sagt, man gewinne den Eindruck, daß die zwei Auffassungen der Grazie, die sich im Agathon treffen, den Prozeß ihrer Vermischung und Vereinigung noch nicht zu Ende geführt haben, finde ich hier — in die Zwischenzeit fällt die Dichtung der „Grazien" —, daß Wieland ihren Kontrast mit klarem Bewußtsein in den Dienst der Charakteristik gestellt hat. Am deutlichsten zeigt dies die Geschichte der Danae.

Man nannte die kleine Myris — dies ist ihr ursprünglicher Name — die Grazie (Agathon, ²IV. Teil, S. 137). Sie wird von der Mutter angehalten, neben den Hausgöttern besonders eine Venus, die von den Grazien geschmückt wird, zu verehren (S. 139). Hier verwendet Wieland ein ihm aus der Poesie der Anakreontiker geläufiges Motiv. Eine höhere Vorstellung gewinnt das Mädchen durch die Bekanntschaft mit Pindars Gesang auf die Grazien [1].

[1] Wieland zitiert in seiner Anmerkung die 9. (soll heißen 14.) olymp. Ode und bemerkt dazu: „Das Unvermögen, einem Pindar nachzufliegen, hat uns zu einer Umschreibung genötigt, wodurch das Urbild vielleicht weniger verliert als durch eine wörtliche Übersetzung". Zu derselben Zeit ist auch Goethe von Begeisterung für Pindar erfaßt und aus dessen Nachahmung, nicht aus einem Zusammenhang mit der anakreontischen Tändelei seiner Zeitgenossen, stammt die Anrufung der „Musen und Charitinnen" in Wanderers Sturmlied, und der Ausruf: „Ihr Musen und Grazien" in dem Gedichte: „Der Wanderer".

Diesen „himmlischen“ Grazien schwört sie einen heiligen Schwur, sie in allem ihren Tun zu Führerinnen zu wählen. Auch behauptet sie in deutlicher Anspielung auf die schwärmerische Schilderung, die ihr Agathon von Psyche entworfen hat: „Zu Delphi erzogen würde ich eine Psyche geworden sein“ (S. 142).

In der Umgebung Aspasias wird Myris mit den sokratischen Grazien vertraut und empfängt aus dem Munde ihrer Lehrerin die Lehre: „die Schöne, die eine Schülerin und Gespielin der Musen ist und von den Charitinnen die Gabe empfangen hat, Anmut und Gefälligkeit über alles, was sie sagt und tut, zu gießen..., ist mehr Königin als die oberste Sklavin des Despoten von Persien“ (S. 215). Staatsmänner besuchten das Haus der Aspasia, „um im Schoße der Musen und Grazien auszuruhen“ (S. 218). Durch eine Behauptung des Alkibiades gereizt, erklärt sie, es wäre nicht unmöglich, den Schleier der sokratischen Grazien um die Fabel der Leda zu ziehen, und erhält für die Ausführung des pantomimischen Tanzes den Lobspruch der Aspasia: „Eine Grazie würde es ebenso gemacht haben“ (S. 188 ff.). Wie weit sie sich mit dieser Auffassung der Grazien von den himmlischen Pindars entfernt hatte, deren Anrufung sie freilich nicht unterließ, wird ihr erst nach ihrer inneren Wandlung klar. Nun erklärt sie selbst: „Die Tänzerin der Leda beleidigt die Gottheit der Grazien eben dadurch, daß sie ihren keuschen Schleier um einen solchen Charakter werfen will“ (S. 258). Die Grazien, „zu deren Priestertum sie sich in Smyrna weihte, waren nicht die Grazien des Pindarus, nicht die keuschen Göttinnen, denen deine Psyche .... diente“ (ebenda). So sehen wir, wie Wieland gerade das Grazienmotiv verwendet hat, um den psychischen Wandel seiner Heldin zu charakterisieren.

Wenn Danae von der männlichen Grazie des Alkibiades und Agathon (S. 158) spricht, so sehen wir weiter, wie weit Wieland in der Anwendung dieses Ausdruckes geht.

Unwahrscheinlich aber scheint mir, daß Wieland, wenn er Agathon charakterisiert: „diese Gestalt, diese einnehmende Gesichtsbildung, diese mit Würde und Anstand zusammenfließende Grazie, welche allen seinen Bewegungen und Handlungen eigen war“ (Agathon, [1]II. Buch, S. 169) von Winckelmanns Schilderung des vatikanischen Apollo beeinflußt ist, wie Pomezny S. 176 annimmt. Ich glaube, hier reicht man mit dem historischen Agathon aus. Beruft sich doch Wieland selbst in der Vorrede über das Historische im Agathon ([2]1778, I. Teil, S. 13) auf „Plato, der von ihm als einem noch sehr jungen Manne redet und ihm eine schöne Gestalt und eine natürliche Anlage zu einem edeln und tugendhaften Charakter zuschreibt“, wozu er in der Anmerkung Protagoras 815 D zitiert: „*καλόν τε κἀγαθὸν τὴν φύσιν, τὴν δ'οὖν ἰδέαν πάνυ καλόν*“. Es ist interessant, hier die bewußte Wiedergabe des griechischen Kalokagathie durch Grazie belegen zu

können. Wieland steht auch noch als Verfasser des Agathon wesentlich unter dem Einfluß Shaftesburys, dem Pomezny die energische Wiederbelebung der platonischen Gleichung von „gut" und „schön" mit Recht zuerkennt (s. Pomezny S. 45). Danae, die Wieland im Romane öfters leichthin „die Schöne" nannte, erscheint in dem neuen Teile als „schöne Seele". Sie sagt von sich: „Eine schöne Seele kann in ihrer Wirkung gehindert oder an ihrer ursprünglichen Bildung verunstaltet werden..., aber sie kann nicht aufhören, eine schöne Seele zu sein" ([2]IV 127 ff.). Auch die in Athen zwischen Critolaus und Agathon geknüpfte Freundschaft wird als eine Zuneigung erklärt, „welche in schönen Seelen nur mit dem Leben endet" ([2]IV 50). So zieht die schöne Seele in den Agathonroman ein. Das entspricht der Tatsache, daß um die Mitte der siebziger Jahre ihr Kultus seinen Höhepunkt erreicht. Wie dieser Ausdruck seinen Ursprung in der scharfen Gegenüberstellung von Schönheit und Tugend, die der Dichtung des XVII. Jahrhunderts geläufig war, gefunden hat und dann im XVIII. unter dem Einfluß der Moralphilosophie Shaftesburys und der Romane Richardsons neu belebt wurde, hat Pomezny hervorgehoben (s. S. 20, 143). Zweierlei scheint mir für die zweite Agathonausgabe bezeichnend zu sein: die Einführung der schönen Seele und die Betonung der griechischen Grazien, die wesentlich mit den englischen übereinstimmen. Auch die Wahl des Namens, den Danae in der Familie des Archytas [2]IV 269 annimmt, ist von Bedeutung. Sie heißt nun Chariklea, wie die Heldin von Heliodors Roman.

Daß Wieland des Saintfoi Komödie nicht erst in dem 1769 erschienenen Sammelwerke *Les Graces* kennen gelernt hat, sondern in früheren Ausgaben oder durch J. E. Schlegels Übersetzung (s. Pomezny, Anm. S. 209), glaube auch ich und vermute, daß er diesem Stück den Namen Cyane, den dort eine der Grazien trägt (s. Pomezny S. 186), zur Benennung der Aufwärterin im Hause des Hippias entlehnt hat. Der von Wieland in der Vorrede zu den „Grazien" angeführte C*** v. B****s ist, wie Pomezny vermutet hat, mit dem M. L. C. D. B. der Wieland vorliegenden Sammlung *Les Graces* identisch und ist, wie R. M. Meyer in seiner Anzeige unseres Werkes (Deutsche Literaturzeitung 1901, Nr. 17) hervorgehoben hat, der Günstling der Pompadour und Kardinal Ludwigs XV., Graf François Joachim Bernis (1715 geb., 1794 gest.). Übrigens hat Wieland bereits in seiner Ausgabe sämtlicher Werke (Göschen 1795, X. Band, S. 6) den vollen Namen eingesetzt, vielleicht weil nun das Bedenken, durch die spöttelnden Bemerkungen einen Lebenden zu kränken, geschwunden war.

Sehr ergiebig war für Pomezny die Heranziehung des Briefwechsels zwischen Gleim und Jacobi. Es wäre lohnend gewesen, auch die derselben Zeit entstammenden Briefe Wielands zu verwerten, um das enge Verhältnis, in dem dieser zu den genannten Dichtern steht, herauszuarbeiten.

Die Philosophie der Grazien, die er programmatisch in seiner Musarion verkündet, trat ihm in Jacobis Dichtungen entgegen. Er beglückwünscht ihn deshalb zu seiner „Winterreise", einer Nachahmung von Sternes *sentimental journey*. „Ich meines Orts bin, das können Sie sich vorstellen, mit Ihrem Evangelio höchlich zufrieden; wiewohl freilich leider alles, was Sie geprediget haben, lauter Naturalismus, Deismus und Pelagianismus, ja purer, verfeinerter Epicurismus, Philosophie der Grazien, und mit einem Worte, pures Heidentum ist" (Ausgew. Briefe, herausgegeben von Gessner, Zürich 1815—16, III 16, 15. November 1770). Diese „Winterreise" war der Form nach eine Mischung von Prosa und Poesie, wie sie Chapelle in seiner „*Sentimental journey trough France and Italy*" angewendet hat, den der deutsche Dichter nachahmt (vgl. Ransohoff, Über J. G. Jacobis Jugendwerke. Diss. Berlin 1892, S. 38 ff.). Wieland verwendet für seine „Grazien" gleichfalls das *genre mêlé* und bekennt Jacobi gegenüber seine Neigung dazu: „Ich liebe die Vermischung von Prosa und Versen. Sie scheint mir der Natur näher zu kommen, in erzählenden Gedichten, welche nicht in die heroische Classe gehören, als lauter Verse — man kann mehr Mannigfaltigkeit, mehr Musik hineinbringen, als bey einerley Versart, und man hat den Vortheil, nur das in Versen zu sagen, was wirklich in Versen gesagt zu werden verdient" (Ausgew. Briefe, S. 15). Neben Gleim und Jacobi fühlt sich Wieland als dritten im Bunde der Graziendichter. Bezeichnend hiefür ist ein Brief an Gleim, in dem er dem Adressaten als Verleger für eine vollständige Ausgabe seiner Werke Reich empfiehlt: „Gar so gerne möchte ich, daß wir drey Einen Verleger hätten; Reich würde sich eine Ehre daraus machen, alles Mögliche anzuwenden, um die Kindlein unseres Geistes herauszuputzen" (ebd. S. 39, 26. März 1771). Er schlägt in den Briefen an Gleim denselben Ton an, der uns aus den von Gleim und Jacobi gewechselten bekannt wird. So schließt er einen Brief mit dem Wunsche: „*Cura ut valeas* und, ihr Musen und Grazien, *servate precor animae dimidium meae!*" oder er schwört „zu den Grazien und der Freundschaft" und wünscht ein andermal: „Die Grazie unseres Meisters Sokrates sei mit Ihnen". Ich glaube, daß Wieland von dieser Zeit an an dem Ideal der Grazien, das er im perikleischen Athen verkörpert sah, festgehalten hat im Gegensatz zu den französischen Grazien. Vermutlich hat er seine Vorliebe, für die Idealbegriffe seiner Phantasie Verlebendigungen in seiner Umgebung zu finden, öfters so betätigt, wie ich es in einem interessanten Urteil über Frau v. Staël nachweisen kann: „Sie ist nichts weniger als schön und, ihre Augen ausgenommen (mit denen sie, wie leicht zu erachten, Wunder tun kann), könnte eine Weibsperson mit ihrer Gesichtsbildung und Figur sehr füglich eine schweizerische — Stallmagd vorstellen. Und dennoch ist über diese plumpe Person eine gewisse französische Grazie ausgegossen, die ihre Wirkung nicht

leicht verfehlt" (Auswahl denkw. Briefe Wielands, herausgeg. von Ludwig Wieland, Wien 1815, bei Gerold, II 102. Wieland an eine deutsche Fürstin[1]); 12. Februar 1808).

Und wie ein später Nachhall aus der Grazienzeit klingt es, wenn Wieland von der Feier seines 70. Geburtstages rühmt, daß bei der Tafel von 28 Personen die Fröhlichkeit nie die Grenzen überschritten hätte, daß Bacchus die Grazien nie verlegen machte, geschweige verscheuchte (ebd. III 44. Wieland an dieselbe Adressatin 8. September 1808).

Auch in die Dichtung des Greises spielen die Grazien herein, so in die beiden kleinen Briefromane „Menander und Glycerion" und „Krates und Hipparchia". Hier wirkt auf ihn der griechische Roman vorbildlich, dessen Helden mit Vorliebe „bei den Grazien" schwören und beteuern. Ich lasse dabei hier die Frage offen, inwieweit er schon früher auf Wieland gewirkt hat.

Wielands Erfurter Schüler Heinse habe ich ungerne bei Pomezny in der Gesellschaft der Graziendichter vermißt. Die Tatsache, daß Gleim, Jacobi und Wieland von den Zeitgenossen als Trias aufgefaßt wurden, geht aus Heinses Briefen an Gleim am deutlichsten hervor. Er schreibt in seinem ersten Briefe an Gleim: „Ihr Genius und der Wielandische und Jacobische sind in dem Griechenland des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen worden" (Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, herausgeg. von Karl Schüddekopf. I. Weimar 1894, S. 6; Erfurt 18. November 1770). In der Folgezeit, die einen durch persönliche Bekanntschaft gefestigten Verkehr mit sich brachte, wird kaum ein Brief gewechselt, in dem nicht die Grazien und Musen bemüssigt werden. Heinse apostrophiert Gleim als „Grazienheiligen", nennt Wieland den „Grazienpriester" usw. Sein ungestümer Drang sich auszuleben läßt ihn aber nicht bei süßlicher und weichlicher Verhimmelung der Grazien halt machen, er sucht und findet mehr als die anderen Dichter seine Grazien im Leben, wie in seiner Freundin Frau v. Massow, die er in den Briefen oft mit diesem Epitheton belegt. So bildet er ein Mittelglied zwischen Anakreontik und Sturm und Drang. In Kürze sei noch festgestellt, daß Pomezny auch den Einwirkungen der bildenden Kunst auf die Poesie nachgegangen ist (vgl. S. 110 ff.). Gewiß haben auch die Chariten, welche Pindar verehrt, ihre Geschichte. Ich verdanke der oben genannten Rezension R. M. Meyers den Hinweis darauf, daß Wilamowitz-Moellendorff die Entwicklung von dem Abstraktum Charis zu den Huldgöttinnen von Orchomenos angedeutet hat (griech. Tragödien II. Berlin 1901, S. 220).

Der Verf. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Eine Fülle von Material ist beigezogen und in die Arbeit aufgenommen

[1]) B. Seuffert hat in ihr, wie Klee, Wielands Werke (bibliograph. Institut) II. Band, S. 141 mitteilt, eine Prinzessin Solms-Ysenburg-Utphe erkannt.

werden. Aber der einheitliche Gang der Untersuchung und das wiederholte Betonen der leitenden Gesichtspunkte verhindern jede Unklarheit. In gleichem Grade wird der, welcher die allgemeine Bedeutung des Themas ins Auge faßt, wie jener, welcher mit Einzelinteressen an das Buch herantritt, daraus dankenswerte Belehrung schöpfen. Es ist freilich ein weiter Weg, den wir von den Charites des Anakreon bis zu dem Begriff der Anmut, der unser Gemeingut ist, zu wandern hatten. Er ist ein Kind des XVIII. Jahrhunderts, aus dessen Anschauungen in Philosophie und Ästhetik, aus dessen Poesie und dessen ganzer Kultur geboren. Daß Pomezny über das gehäufte Material hinaus auf diese Tatbestände sich stets den Blick offen gelassen hat, gewährt der Untersuchung einen eigenen Reiz und verleiht seinen Ergebnissen den Stempel überzeugender Richtigkeit.

Wien. Dr. Gustav Wilhelm.

Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von Schick und Waldberg, XX. Heft). Berlin, Felber 1901. XVI und 338 SS. 8°. Preis 5 Mk.

Immer imposanter hat sich im Laufe der Jahre das Bild des alten Goethe, des Greises mit dem weltweiten, ruhigklaren Blick, dessen Weisheit sich so unerschöpflich in Sprüchen, Abhandlungen, Briefen und Gesprächen ergoß, vor den Augen der Nachwelt erhoben, die noch immer bemüht ist, den köstlichen Strom zu fassen. Fast trat darüber der Dichter zurück; die poetisch so unendlich fruchtbaren Zeiten der Jugend, selbst der Verbindung mit Schiller, erscheinen manchmal geradezu als Durchgangsstufen zur „Epoche der Vollendung". Auch der amerikanische Schüler Richard M. Meyers — nach dem tadellosen Deutsch zu schließen, trotz seines Namens ein Deutschamerikaner —, der hier über „Wort und Bedeutung" bei Goethe handelt, ist ein Verehrer des Weimarer Alten: zu dessen Erfassung will er dadurch einen kleinen Beitrag geben, daß er „Goethes Denkweise im Spiegel seines Wortschatzes" zeigt. Diesen Untertitel, deutlicher als der gegenwärtige, gebraucht er selbst im Vorwort und beweist damit, ein wie großes Ziel er sich gesteckt hat. Auch die Wortbedeutungslehre will er methodisch bereichern, indem er an einem großen Beispiel die Prinzipien des individuellen Bedeutungswandels darlegt. Er ist offenbar mit reinster Begeisterung an sein Werk herangetreten, ausgerüstet mit einer sehr intimen Kenntnis der Werke seines Helden und einem sehr ausgeprägten Bilde seiner Persönlichkeit.

Dieses Bild — zum Teil aus Rudolf Steiners Buch „Goethes Weltanschauung" gewonnen — trägt er nun an die Werke heran

und will seine Züge im Kleinwesen des Wortgebrauchs nachweisen. Mit vollstem Rechte zieht er dabei in erster Linie die prosaischen Werke — hier wieder besonders die wissenschaftlichen —, die Briefe und Gespräche heran; bedenklich ist es aber, daß der alte Goethe gar so sehr überwiegt. Freilich, B. behauptet, „man werde bei Goethe nur zum Nachteil des wirklichen Verständnisses seine Tendenzen chronologisch anordnen, ein System von Perioden konstruieren und Untersuchungen seines Charakters, seines Schaffens oder seines Stiles darauf begründen" (S. 237). Indes wird ihm nicht jedermann diesen apodiktischen Ausspruch ohne eingehendste Begründung glauben; es ist leider eine Gewohnheit des Autors, gerade recht großklingende Sätze ohne Beweis auszusprechen. Gerne wird man seiner Auffassung des Goetheschen Wesens als eines durchaus organischen, oder, wie er mit den Worten des Meisters sagt, dynamischen, beipflichten, aber dies hindert weder die Annahme eines periodischen Wachstums, noch macht es die Unterscheidung von Epochen zu Zwecken der Untersuchung überflüssig. Durch die Einseitigkeit der Betrachtung erklären sich manche seltsame Behauptungen des Buches, wie etwa die, Goethe habe es an typischen Scheltworten gefehlt (S. 122); man denke nur an das verlorene Personenverzeichnis zu Hanswursts Hochzeit! S. 158—167 erörtert B. die berühmte Begriffsreihe: dumpf, Dämmerung usw. Längst ist konstatiert, daß Goethe diese Begriffe nur bis 1780 als einen fruchtbaren Zustand bezeichnend verwendet — was Boucke „positive Verwendung" nennt: aber nicht die Bedeutung der Worte war damals eine wesentlich andere als früher und später, sondern die Denkweise änderte sich. Nur solange er in Hamann-Herderschen Tendenzen befangen war, sah Goethe den Zustand der Unklarheit als fruchtbar an. Ein ähnlicher Irrtum begegnet S. 197: hier werden eine Reihe begeisteter Epitheta auf Lavater, welche einem Briefe des Jahres 1779 angehören, den kurzen Worten der Annalen: „Lavater, als ein vorzüglicher, ins Allgemeine gehender Mensch" gegenübergestellt und dazu bemerkt, das eine Wort „vorzüglich" müsse hier als prägnante Wertung die enthusiastischen Adjektive der Jugend ersetzen: natürlich liegt hier eine Änderung der Anschauung, nicht der Ausdrucksweise vor.

Übrigens sind die „grundlegenden" Behauptungen Bouckes nicht nur sehr zahlreich, sie sind oft auch sehr schwer untereinander vereinbar. Der Verfasser hat für seine Arbeit eine etwas seltsame Disposition gewählt: er unterscheidet einen Hauptteil, der den individuellen Wortschatz darlegen, und einen theoretischen, der das Wesen der Prägnanz bei Goethe erklären soll. In dem ersten Teil sind eine Anzahl Idiotismen (keineswegs alle; der theoretische Teil und ein Nachtrag enthält reichlich ebensoviel) durchaus auf gewisse Grundanschauungen Goethes zurückgeführt. Zu diesem Zwecke wird eine Gruppierung in „geistig-sittliche", „sittliche" und „geistige" Wertungen getroffen und mit einer

Nebeneinteilung in „positive" (lobende), „indifferente" und „negative" Ausdrücke gekreuzt. Für jede der drei ersten Gruppen sucht B. einen Zentralbegriff: er findet für die geistig-sittliche Gruppe „tüchtig", für die sittliche „rein" und für die geistige statt eines bestimmten Ausdruckes die Gleichung „wahr = fruchtbar". Da sollte man auch annehmen, daß Tüchtigkeit, Reinheit und Wahrheit die Ideale Goethes darstellen sollen, alle drei aus seinem innersten Wesen hervorgehend! Dann aber folgen wieder Sätze wie: „das Prinzip der Beschränkung sei der Kern der sittlichen Lebensanschauung Goethes" (S. 25), seine „Grundeigenschaft ein freudiges Mühen" (S. 36), die Worte des Euphorion „Immer höher muß ich steigen..." seien des Dichters Lebensmotto (S. 39), und eine ganze Anzahl ähnlich klingender Behauptungen mehr, die alle Grundeigenschaften Goethes stipulieren oder den Schlüssel zu seinem Verständnis geben wollen, so daß der Leser zuletzt kaum mehr weiß, woran er sich halten soll. Noch mehr verwirrt wird er durch zahlreiche Abschweifungen auf philosophisches und ästhetisches Gebiet, wobei ihm Orakelsprüche geboten werden wie der S. 82: „Es verdient Beachtung, daß das Wort „rein" bei Goethe den gleichen Vorstellungsinhalt umfaßt wie Kants zweite Formulierung des Moralprinzipes in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: 'Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst'". Für solche Aufstellungen darf man denn doch nicht den Beweis unter Hinweis auf den mangelnden Raum weglassen: lieber gleich die Behauptung selbst, die an Ort und Stelle ohnedies nicht fördert.

Bei der Seltsamkeit der Einteilung kann es nicht ohne Gewaltsamkeit abgehen. Finden sich manche Idiotismen sowohl in der „geistig-sittlichen" Gruppe (welche die Äußerungen des Charakters umfaßt) als in der geistigen, so wundert man sich wieder, so allgemeine Begriffe wie „Zustand" oder „Wesen" in die sittliche, „Verhältnis" oder „Epoche" in die geistige Gruppe eingereiht zu sehen. Es ist selbstverständlich, daß es eine bare Unmöglichkeit war, alle Goethe eigentümlichen Ausdrücke in diese Rubriken zu pressen; doch vermißt man manches schmerzlich, wie insbesondere eine Erörterung des Begriffes „Ehrfurcht" — man denke nur an die pädagogische Provinz der Wanderjahre — oder der eigentümlichen Prägnanz von „Natur" in Anwendung auf Personen.

Die Einzeluntersuchungen zeigen häufig großes Feingefühl, sind mit einer großen Beherrschung des Materiales durchgeführt und die Aufstellung der Gruppen, in welcher der Hauptwert des Buches liegt, ist großenteils sehr interessant und glücklich. Besonders schön herausgearbeitet sind die Vorstellungskreise der gesunden Tätigkeit, der Beschränkung (mit der sehr wichtigen negativen Gruppe des „unbedingten Strebens", des „Transzendierens", der

„falschen Tendenz"), der Reinheit (mit dem eigentümlichen Begriff des „reinen Egoismus"), des Wohl- und Mißwollens u. a. m.

Von Bedenken oder auch ergänzenden Bemerkungen zu einzelnen Worterklärungen seien hier nur einige mehr zufällig als systematisch angeführt. Zu S. 9 ff.: Tüchtig, das doch wohl kaum als Goethesche Prägnanz, sondern höchstens als Lieblingswendung zu bezeichnen ist, wird gelegentlich ohne jede Rücksicht auf die Ethik, nur im Sinne des zweckdienlichen Tuns, gebraucht: das tritt schon bei einzelnen von B. zitierten Stellen, besonders poetischen, hervor (vgl. „Frech und froh"); noch deutlicher z. B. in dem Spruche:

„Entzwei und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein und leite! Bessrer Hort".

Die Verurteilung eines schrankenlosen Strebens (S. 54 ff.) ist doch wohl nur auf die späteren Zeiten beschränkt: oder sind nicht trotz der Tragik ihres Ausganges die Titanengestalten des jungen Goethe auch seine Ideale? Das Wort „ewig" in Verbindung mit einem Adjektiv (S. 129) drückt in einigen Fällen die höchste Steigerung aus, aber nicht immer, und wenn es heißt, Winckelmann werde infolge seines plötzlichen Todes als ein „Ewig Tüchtiger" erscheinen, so ist die Auslegung des Wortes als „Typus der Tüchtigkeit" nicht ganz richtig; der Hinweis auf Achill macht die Stelle ganz klar. Sie soll nur besagen, da Winckelmann im Augenblick größter Kraft starb, werde sich mit seinem Angedenken immer die Vorstellung einer Tüchtigkeit, die nicht dem Verfall unterlag, verbinden, wie eben Achill immer als Jüngling, als „Strebender" gedacht werde. Ewig ist also nicht prägnant gebraucht, sondern das Eigentümliche liegt in der syntaktischen Verwendung: es gehört eigentlich als Adverbium zum Verbum („erscheinen", „gedacht werden"). „Stoffartig", im Briefwechsel mit Schiller beiderseits häufig gebraucht, deckt sich nur in seltenen Fällen mit „tendenziös" (S. 62); in der Regel bezeichnet es eine Wirkung, die nicht durch die künstlerische Behandlung des Dargestellten erzeugt wird, sondern durch das Dargestellte selbst, ähnlich, wie tatsächliche Vorgänge wirken. — Unter die „problematischen" Menschen ist bei B. auch Lenz aufgenommen (S. 54), mit Recht, jedoch hat das auf ihn in Dichtung und Wahrheit angewendete „whimsical" offenbar gar nichts zu tun mit dieser seiner Grundanlage und bezeichnet nur das Spielerige in seinem Wesen. — Der Ausdruck „Tagseiten des Lebens", der mehrfach bei Goethe vorkommt (von Boucke übrigens erst im theoretischen Teil an einigen Stellen erörtert), ist doch wohl nur zu verstehen mit Rücksicht auf einen Lieblingsausdruck der späteren Romantik, der Schubert und Kerner, „die Nachtseiten des Lebens", gehört also zu den Zeugnissen der Abneigung Goethes gegen diese Richtung. — Zu der Erklärung des Despoten als des „unbedingt Wollenden" (S. 56) bietet sich eine merkwürdige Parallele, die bei der Ab-

gelegenheit des Goetheschen Ausdrucks (aus dem Aufsatz „Pietro della Valle“, Werke, Hempel IV 841) gewiß nicht durch Beeinflussung zu erklären ist, in Hamerlings „Ahasver“, in welchem Nero den Willen an sich, ohne bestimmtes Ziel, verkörpern soll. — Zu „erschrecken“ im Sinne eines freudigen Erstaunens (S. 182) finden sich vielfach Belegstellen, so besonders häufig in Stifters Studien, auch bei Mörike („Ach, wie erschrak der Knabe“, in „Rottraut“).

Der zweite, theoretische Teil des Buches ist wesentlich klarer und reizt weniger zu Einwänden, obwohl auch hier mitten in der Einzeluntersuchung prinzipielle Erörterungen erscheinen, wie die an sich sehr geistreichen Ausführungen über die „gehobene“ Redeweise (S. 218—222), während wieder einzelne Wörter wie „flügelmännisch“ oder „Spiegelung“ in dem allgemeinen Kapitel erörtert werden, welches den Prinzipien des individuellen Wortgebrauches überhaupt gewidmet ist (S. 190 ff.). B. findet, daß alle Prägnanzen Goethes sich zurückführen lassen auf die Tendenzen der Einfachheit, der Gedrängtheit, des Euphemismus, oder, wie er lieber sagt, Eulogismus, der Intensität, der Konkretisierung und der Typik. Schon aus der Beschränkung auf diese sechs Punkte sieht man die vorwaltende Rücksicht auf den Altersstil; bloß die drei letztgenannten erfahren eingehendere Behandlung. Unter Intensität versteht B. die Ausnützung, eventuell Wiederbelebung des vollen Begriffs- und Gefühlswertes selbst abgeschliffener Wörter oder auch nur einzelner Wortelemente, wie der Präfixe un-, er- und ent- oder des Suffixes -haft. Das angewendete Mittel ist in den meisten Fällen das Zurückgehen auf die ursprüngliche Bedeutung: das etymologische Gefühl spielt dabei eine starke Rolle, was B. wohl zu wenig betont hat. Die sehr interessante Verwendung von er-, dessen aoristische Bedeutung Goethe so stark empfunden hat, ist leider falsch erklärt, wieder durch die leidige Rücksichtnahme auf die aufgestellten Kategorien, hier auf den „Trieb nach Höherem“ (S. 212 ff.). So erklärt sich z. B. die total irrige Erklärung eines Ausfalles, den Goethe gelegentlich eines Toastes auf die Erinnerung gegen dieses Wort machte, das er „eine unbehilfliche Ausdrucksweise“ nannte. Er meinte, das Große und Schöne „müsse nicht von außen her wieder er-innert, gleichsam er-jagt werden, es müsse sich vielmehr vom Anfang her in unser Inneres verweben...“ B. sieht eine Äußerung des „organischen“ Wesens Goethes und seines „Zorns gegen unproduktive, melancholische Stimmungen“ in diesen Worten, die doch nur von dem feinen Sprachgefühl zeigen, das sich gegen eine Verwendung von er- in einem Falle auflehnte, wo von fortwährendem Gedenken, Innehaben die Rede sein sollte. In den Abschnitten „Konkretisierung“ und „Typik“, S. 222 ff. (Streben nach Anschaulichkeit in der Wortwahl und Gebrauch stehender, formelhafter Wendungen), sind zwei eigentümliche Verwendungsweisen metaphorischer Ausdrücke besprochen,

ohne daß näher darauf eingegangen wurde: längst erstarrte Metaphern, die ihre Bildkraft eingebüßt haben, wie etwa „beschränken“, „gemächlich“, erhalten gelegentlich wieder ihren alten Wert; und wieder werden Metaphern, die Goethe häufig gebrauchte, zuletzt so stehend, daß sie ganz und gar den Zusammenhang mit dem ursprünglichen Bilde verlieren, wie das ganz eigentümliche „flügelmännisch“ („typisch“, „auffallend“) oder der Ausdruck „Vögel“ für ein tiefstehendes Publikum. Es ist leicht einzusehen, wie dieser letztere Gebrauch Goethes zu erklären ist: eine Metapher, die einem kleineren Kreis geläufig wird, erhält den Wert eines Schlagwortes, und wenn längst der ursprüngliche Anlaß dunkel ward, dauert die Verwendung noch fort. Es zeigt sich auch, daß die ältesten dieser Ausdrücke („Fasanenkahn“ mit Beziehung auf einen Traum Goethes vor der Abreise nach Italien, „Vögel“, noch früher „Hurone“ in Anwendung auf sich selbst) nur in Briefen gebraucht werden; in die für das Publikum bestimmten Werke drangen sie erst ein, als sich Goethe „historisch zu werden“ begann und den Lesern ohneweiters auch das Verständis des ganz Privaten zumutete. Damit berührt sich auch der Gebrauch jener Idiotismen der Weimarer Kreise wie „Misel“ oder „Grasaffe“ und die literarischen Anspielungen entstammenden Ausdrücke wie „Zauberlehrling“, „Epimenides“ u. a.; hieher gehört auch der im Briefwechsel mit Schiller so häufige „Tragelaph“, seither in literarhistorischen oder ästhetischen Schriften öfters erscheinend. Ganz Ähnliches findet man bei Mörike, der in seiner gemütlichen Art nicht nur jene unter den Freunden ausgesponnenen Träume von Orplid, sondern auch die Scherzworte seines engeren Kreises („Sehrmann“, „Sommerwesten“; das erste ungefähr soviel als „Snob“, das zweite „behaglicher Mensch“) in seine Werke aufnahm. Auch Freiligrath liebt es, in Briefen und Gedichten als „Wüstenkönig“ aufzutreten; Keller war für seine Freunde lange der grüne Heinrich. Daß die häufigsten Metaphern Goethes und die typischen Worte verhältnismäßig wenig Vorstellungskreisen entnommen sind und zwar je später, je mehr den Gebieten seiner naturwissenschaftlichen Studien, wird S. 244 ff. dargetan.

Nachdem B. so den Kreis des eigentümlich Goetheschen Wortgebrauchs in annähernder Vollständigkeit durchgegangen hat, schließt er noch ein Kapitel über „Sprachtheoretisches in Goethes Werken“ und eines über „Nachwirkung“ an. Er hebt besonders den Standpunkt Goethes gegenüber den Fremdwörtern, seinen „affirmativen Purismus“ hervor (S. 288 ff.), d. h. seine Ansicht, man solle versuchen, durch Nachahmung eigentümlicher Bildungen fremder Sprachen die eigene zu bereichern; aus den Beispielen geht hervor, daß ein solches gewaltsames Neuschaffen Goethe nicht glückte („stängeln“ für französisch „*percher*“). Aus den Erörterungen Goethes zieht B. die Schlußfolgerung, daß der Dichter mit einer unerhörten Feinheit des Sprachgefühls, aber auch mit einer

erstaunlichen Gewissenhaftigkeit stets das „gehörige“ Wort anwandte, bei genauer Erkenntnis, daß eine vollkommen adäquate Ausdrucksweise unmöglich sei. Hat er aber so — trotz aller Abschweifungen, Irrtümer, allzu kühner Behauptungen — in dem Leser aufs Neue die imposante Erscheinung Goethescher Sprachgewalt wachgerufen, so verblüfft er in dem Kapitel „Nachwirkung“ durch die Behauptung, der generelle Sprachgebrauch habe durch diese Tätigkeit Goethes geringen Einfluß erfahren (S. 292 und S. 318).

Das Kapitel will nur als Ansatz zu einer umfassenderen Arbeit gelten, man darf also nicht zu streng damit ins Gericht gehen; dennoch ist der Kreis der in Betracht gezogenen Autoren so gering, daß es fast besser gänzlich unterdrückt worden wäre. Die Stürmer und Dränger, Fr. H. Jacobi, Goethes späterer Kreis, von Neueren Vischer, Laube, Scherer, Novalis, Rob. Schumann, Grillparzer, Immermann, Hebbel, Gutzkow — das ist alles; die Namen machen den Eindruck, ziemlich wahllos herausgegriffen zu sein. Ist ja doch nicht einmal Varnhagen v. Ense erwähnt. Umso weniger hätte der Schluß gezogen werden dürfen, daß die Anwendung Goethescher Prägnanzen bei allen anderen Schriftstellern nur in isolierten Fällen sich finde, daß seine Wortschöpfungen nicht gewirkt hätten, weil die „Sprachschöpfung des Genies eine abnorme Produktion, nur ihm selbst kongenial sei“. Uns dünkt dies ein schlechtes Lob, und wenn es auf derselben S. 318 heißt, es sei im Kollektiv-Sprachleben „oft“ ein Einzelner, der das Wort schaffe oder eine neue Bedeutung damit verknüpfe, seine Schöpfung klinge aber mit den Bedürfnissen von Tausenden zusammen und wachse auf dem Boden des normalen Sprachlebens, so hat man gerade diese rätselhafte Eigenschaft, instinktiv das Bedürfnis Tausender zu erfüllen, bis jetzt als ein Zeichen des Genies angesehen. Es ist wieder nur die Beschränkung auf den Altersstil, die Bouckes Blick hier getrübt hat — hätte er die Jugendwerke, auch die poetischen, mehr in Betracht gezogen, er wäre zu anderen Schlüssen gekommen. Kann man auch nicht leugnen, daß der heutige Prosastil sich quantitativ mehr an den Schriftstellern des Jungen Deutschlands als an Goethe geschult habe, so gilt dies doch erstens mehr für die Syntax als für die Wortwahl und zweitens vor allem für die Journalistik. In der ernsten Literatur, der fachwissenschaftlichen wie belletristischen, sind wir doch wohl gerade jetzt eher auf dem Wege zu Goethe als zu Heine und Börne. Ist man also hier geneigt, Goethe gleichsam gegen B. zu verteidigen, so wollen wir doch gegen die Behauptung protestieren, ein Schriftsteller, der, unabhängig von Goethe seine eigene Gedankenwelt ausbauend, sich einen typischen Schatz von Wertungen geschaffen hätte, dürfte in der Literatur (d. h. der deutschen) nirgends nachzuweisen sein (S. 317). Sollte der Verf. nie etwas von Nietzsche gehört haben, um nur den nächstliegenden Namen zu nennen?

Dieser eine Satz kennzeichnet die Geistesrichtung de[s] Buches, durch die leider ein Produkt eifriger Mühe, aufrichtiger Begeisterung und respektablen Könnens recht ungenießbar wi[rd]. Was würde Goethe, der so gern „gelten ließ“, wohl zu dieser hochmütigen, orakelnden Art gesagt haben, die so gar nicht die Dinge „rein“ auf sich wirken läßt? Gewaltsam und durchaus subjekti[v] mutet das Buch vom Anfang bis zum Ende an: es ist mühsam zu lesen und bietet doch kein abschließendes Bild des Goetheschen Wortgebrauches, weit weniger als bei gleichem Aufwand von Kra[ft], aber größerer Zurückhaltung im Urteil, treuerer Auffassung de[s] Tatsächlichen zu erreichen gewesen wäre.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Ka[rl] Glossy. 12. Jahrgang. Wien 1902.

Der vorliegende Jahrgang ist vorwiegend den Zeitgenossen Grillparzers gewidmet, und zwar besonders mit Rücksicht a[uf] Decennar- oder Centennartage derselben, wozu sich übrigens di[e] 30. Wiederkehr von Grillparzers Todestag gesellt.

Dem 100. Geburtstage Lenaus gilt H. Hanges Kanzone und A. Frh. v. Bergers Untersuchung „Wie Grillparzer über Lenau dachte“. Politische Gegensätze und vielleicht auch poetische Rivalität lassen in keinem von beiden Sympathie für den anderen erwachen. Grillparzer selbst spricht sich zweimal über Lenau aus: in einer Kritik der Gedichte Lenaus und in einem Gedichte „Am Grabe Lenaus“. In der ersten anerkennt er die Entwicklung der Empfindungen Lenaus, vermisst aber die Zusammenfassung der einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte und jene abwechslungsreichen rhythmischen Bewegungen innerhalb der Verse und Strophen, „welche die Monotonie benehmend, durch die Strophen hindurchströmen und sich erst mit dem Schlußworte des Gedichtes zur rhythmischen Einheit abschließen“. Auch der Ausdruck kommt ihm nicht prägnant genug vor. Auffällig sei Lenaus Schwermut, „die sich nicht durch das Gedicht kopfaufwärts befreien, sondern kopfabwärts hineinarbeiten will“, was übrigens auch von manchem Gedichte Grillparzers gilt. — In dem Gedichte „Am Grabe Lenaus“ kommt der vermisste rhythmische Schwung zum Ausdruck. Grillparzer vergleicht da Lenaus geistigen Entwicklungsgang mit dem Verlauf der Zeitgeschichte, was poetisch wirksam, aber wissenschaftlich unwahr ist. Der Verf. legt den Hauptgedanken des Gedichtes dahin aus, daß Lenaus Untergang die übermäßige Bewunderung in Deutschland verschuldet habe, die er nicht verdient zu haben, sondern erst durch größere Anstrengungen verdienen zu müssen glaubte. Deshalb habe sich Lenau in die „modernen Ideen“ gestürzt, die ihm den Verstand geraubt hätten.

Demselben Anlaß ist E. Castles Studie „Amerikamüde. Lenau und Kürnberger“ gewidmet. Von der allgemein verbreiteten Amerikamanie ergriffen, durch eine Herzensfrage im Gemüt verwirrt, in der Phantasie von Amerikas herrlicher Natur erfaßt, beschloß Lenau nach Amerika zu gehen, um Reichtümer zu erwerben und dann nur der Poesie zu leben. Doch die anfängliche Begeisterung verdrängte bald zweifelndes Schwanken und, als er nach unsicherer Fahrt in Amerika gelandet war, schreckten ihn die Cholera und der abstoßende Eindruck der Amerikaner derart ab, daß seine Landsleute Mühe hatten, seine beabsichtigte Rückkehr zu verhindern. Er kaufte sich an, aber das praktische Wesen seiner Nachbarn im Vergleich zu seiner erzwungenen Untätigkeit erweckten bald seine Schwermut. Tief enttäuscht eilte er nach einem Ausfluge zum Niagara in seine Heimat zurück. Diese Erfahrungen sind es, die ihn zum Hauptfelden in Kürnbergers Roman „Die Amerikamüden“ machen. Kürnberger schildert das aus Abenteuerlust, Handelsgeist und politischen Interessen entsprungene Auswanderungsfieber und die folgende Enttäuschung mit beißender Ironie und verwebt Lenaus Schicksale in die Handlung. So haben beide Dichter die Deutschen von ihrem Amerikafieber geheilt.

Den 100. Geburtstag Bauernfelds feiert E. v. Komorzynski in seiner Abhandlung „Zum Jubiläum Bauernfelds“. Anders als der vergrämte Grillparzer und der schwärmerische Raimund hat Bauernfeld als echter Wiener die innige Verbindung mit der Gegenwart gesucht und gefunden. Anfangs nur Shakespeares Verehrer und Romantiker, wandte er sich alsbald dem modernen Lustspiele zu. An Iffland, Steigentisch, Ziegler u. a. lernt er die moderne dramatische Technik. Zum Untergrunde seines Dramas macht er den Boden der Wiener Gesellschaft. Seine Stücke der I. Periode, 1830—1845, schildern das genußfreudige Treiben der drei ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Die Handlung ist unbedeutend, gewöhnlich ein mit mehrfachen Hindernissen kämpfendes und schließlich doch zur Vereinigung führendes Liebesverhältnis, in dessen Rahmen die Angehörigen der höheren Kreise charakterisiert werden. Die Vertiefung und Motivierung ist mangelhaft, der Dialog dagegen meisterhaft. Sorgfältiger ist die Anlage, Motivierung und Durchführung der Handlung in den Lustspielen der Revolutionsperiode, 1844—1851. Die Sehnsucht nach dem neuen Deutschland, nach der Freiheit, die Ratlosigkeit im politischen Leben kommen da symbolisch zum Ausdruck. Die dritte Periode führt den Dichter in die erste zurück, zeichnet sich aber durch ernstere Behandlung des Inhaltes und der Form aus. Besonders das klassische Kulturbild „Aus der Gesellschaft“, in welchem Bauernfeld ein politisches Schauspiel schaffen und zwei Welten einander gegenüberstellen will, bedeutet den Übergang zum Höhepunkt seines dramatischen Schaffens, der vierten Periode, in der er mit seinem „Landfrieden“, der Behandlung des mit romantischen Motiven umkleideten Gegensatzes

zwischen Adel und Volk mit Bezug auf die Gegenwart, ein Gegenstück zu Wagners „Meistersingern" schafft. Bauernfeld war vielen Einflüssen ausgesetzt, aber immer dringt seine auf lebenskräftiger Poesie, meisterhafter Charakteristik, treffender Satire, verständiger Auffassung der dramatischen Technik und Mäßigung im Selbsturteil aufgebaute dichterische Individualität durch.

Eine hübsche Festgabe bildet E. Hruschkas Lebensbild „F. v. Saar" zu dessen 70. Geburtstage. In der Jugend ohne Anerkennung, wird Saar im Alter auch von der Jugend verehrt. Doch nicht nur der Mangel an Anerkennung, auch seine eigene Individualität tritt ihm in der Jugend hemmend entgegen. Der frühe Tod seiner Angehörigen und Mittellosigkeit trieben ihn zum Militär, zu dem er keine Neigung hatte. 1859 aus demselben herausgetreten, widmet er sich ganz der Kunst. Seine Erstlingsdramen werden trotz feiner Durcharbeitung zurückgewiesen. Immerhin verhalf ihm das Aufsehen erregende Drama „Heinrich IV.", das selbst Grillparzer ein Meisterwerk nannte, zu einem Namen, der durch die bald darauf erschienene Novelle „Innocenz" berühmt wurde. Widrige politische Ereignisse und neuerliche Todesfälle bringen jedoch eine Stockung mit sich und neuerliche Versuche mit dem Trauerspiel „De Witt" und „Thassilo" scheitern an der Interesselosigkeit oder, wie Hamerling sagt, an der unglücklichen Stoffwahl. Vor der Revolution im Drama in den achtziger Jahren zieht er sich ganz zurück. Nur der Novellistik blieb Saar getreu. Was er erzählt, erscheint real, oft so, als ob es nur ihn interessieren würde, während er gerade das Interesse des Lesers dadurch fesselt. Häufig tritt in seinen Novellen das Moment „des Ausgelebten" hervor, ob dies nun eine tote Sache, ein verkümmerter Geist oder ein unterdrücktes Gemüt ist. Behaglicher Humor durchweht seine „Pincelliade". In „Hermann und Dorothea" preist er die Familie als Hort des nationalen Gedankens, sowie er seine Stellung zur Frauenfrage durch den Gedanken kennzeichnet, daß des Weibes Lebensinhalt die Liebe sei. Sein eigenes Leben tritt nur in seiner Lyrik hervor. Elegische Stimmung atmet seine Gedankenlyrik, kernige Weisheit seine darstellende Lyrik, beide aber sind edel in der Form. Seine Heimatsliebe drückt er in den „Wiener Elegien" aus.

Die Studie „Ludwig Halirsch" von R. Holzer gilt dessen 100. Geburtstag. Halirsch entstammt einer Juristenfamilie und war im Knabenalter mit J. G. Seidl innig befreundet. Als Hochschüler beteiligten sich beide an literarischen Zeitschriften und Halirsch pflegte besonders die Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland. Seine dramatischen Versuche, obwohl von vornehmer Empfindung, lyrischer Begabung und frischem Humor zeugend, scheiterten, so daß man seine dienstliche Beförderung nach Italien als einen Akt kaiserlicher Ungnade betrachtete. Er ergab sich in diesen Schlag mit dem Mute eines Lebensverächters.

Gleichwohl atmen seine Balladen Lebensmüdigkeit und Melancholie. In dem philosophischen Gedichte „Der Tod“ preist er diesen als Sieger und den Menschen als Besieger des Lebens und Todes. Seine „Erinnerungen an den Schneeberg“ lassen erst empfinden, welch begabter Lyriker uns in ihm allzufrüh entrissen worden ist.

Ein besseres Geschick wurde seinem Zeitgenossen J. N. Vogl zuteil, zu dessen 100. Geburtstag sich E. Probt mit dem Erinnerungsblatt „J. N. Vogl“ einstellt. Sein Dienst als Beamter der n. ö. Stände hinderte ihn nicht, der durch Hormayr geweckten Begeisterung für die historische Ballade und romantische Dichtung zu folgen. Er war ein ursprünglicher Charakter, weder zur Überschwänglichkeit noch zur Empfindsamkeit, wohl aber zu reiner Menschlichkeit neigend. Daher fand seine Lyrik so leicht singbaren Ausdruck, daher vermochte er die Bedürfnisse der dumpfen Zeit des politischen Stillstandes durch seine Balladen und Romanzen zu befriedigen, umsomehr, als er anschaulich ist und gut charakterisiert. Das Jahr 1848 dämmte naturgemäß seine Balladendichtung ein und er wendete sich der modern gewordenen Erzählung in Prosa zu, für die ihm der Volkskalender zu Gebote stand. Die jüngeren Kräfte haben ihn deswegen unterschätzt und ihm vorgeworfen, er stehe mit den Zeitfragen nicht in Beziehung; aber beides mit Unrecht, denn seine Darstellung ist naiv, natürlich frisch und beschäftigt sich auch mit Zeitereignissen, freilich nur mit Einzelnem. Sein Hauptverdienst hat er sich aber im Vormärz errungen.

Und noch ein 100. Geburtstag! Der letzte! Es ist der Franz Stelzhamers, den A. Sittenberger in seinem gleichnamigen Lebensbilde mit Lenau vergleicht. Beide waren an Phantasie und Empfindung reich, ohne Auge für das praktische Leben, mit dem beide kämpfen; aber jener ein Bauer und ruhiger Zuschauer der Gegenwart, aus der er sich stets neuen Humor holt, dieser ein Bürgerlicher, mittätig im Kampfe der Zeit, in dem er endlich unterliegt. Stelzhamer war wie sein Vater zeitlebens ein „Sinnierer“, indes seine Mutter das praktische Leben ganz richtig erfaßte. Erst auf dem Gymnasium erwachte in ihm die Lust nach freiem, ungebundenem Leben, um dessentwillen er mancherlei Berufe ergriff und keinen ganz durchführte. Der Verlust seiner Braut machte ihn zum Poeten und seine mundartlichen Dichtungen entzündeten seinen Kameraden Thanner so, daß er deren Herausgabe mit Erfolg bewirkte. Das Wandern und Singen half ihm fortan über manchen Schicksalsschlag hinweg. Daß aber unter solchen Umständen wenigstens seine erste Ehe unglücklich war, ist leicht begreiflich. Mit seinem Reichtum an Phantasie und Empfindung, seiner treffenden mundartlichen Darstellung seiner bäuerlichen Umgebung ist er aber einer der größten Lyriker Deutschlands geworden.

„Über Raimunds ‘Gefesselte Phantasie’ in neuem musikalischen Gewande“ berichtet E. Kilian. Einen dies-

bezüglichen Versuch durch glückliche Anpassung der 1820 infolge ungeschickter Textierung durchgefallenen Schubertschen Partitur zum Melodram „Zauberharfe“ an Raimunds Zauberspiel und durch Ausfüllung der Lücken mit anderen Schubertschen Melodien hat F. Mottl 1898 in Karlsruhe mit entzückendem Erfolge unternommen. So wurde das in Wien fast verschollene, in Deutschland unbekannte Stück dem trotz Mangel an volkstümlichen Momenten in Anbetracht seiner echten Poesie dennoch unverdienten Lose der Vergessenheit entrissen.

Die innige Gesinnungsverwandtschaft zwischen Betty Paoli und Ernst Freiherr von Feuchtersleben beleuchtet Fr. Ilwof in seiner gleichnamigen Studie, die den Abdruck dreier Briefe Paolis an Feuchterslebens Witwe begleitet. Im Hause Wertheimer wurden Feuchtersleben, einer der wenigen, die Grillparzer hochachtete, dieser selbst und Paoli miteinander bekannt. Feuchtersleben war Idealist und erlag infolgedessen dem Hasse seiner Kollegen. Aber seine Witwe, die den Tod ihres Mannes lange überlebte, jedoch stets seinem Andenken treu blieb, und Paoli blieben in innigem Verkehr, der sich in Briefen meist literarischen Inhalts äußerte. Paoli übersandte der Witwe ein poetisches Andenken an Feuchtersleben und schrieb eine Charakteristik des Verstorbenen, wozu die Witwe Beiträge lieferte.

Ein zweites literarisches Verhältnis behandelt K. Glossy in der Briefsammlung „Hormayr und K. Pichler“. Das Haus der letzteren war einst der Sammelpunkt des geistigen Lebens von Wien und hier verkehrte auch Hormayr. Frühzeitig hatte derselbe das historische Studium liebgewonnen und blieb demselben auch in seiner dienstlichen Stellung wenigstens als Forscher getreu. Beseelt von dem Streben, die vaterländische Geschichte durch Verbindung der Geschichte mit der Kunst zu popularisieren, durch Vaterlandskunde Patriotismus zu wecken, gründete er mehrere Periodica und suchte den Verkehr mit all jenen, die gleiches Interesse bekundeten. Sein Streben gelang aber nur auf dem Gebiete der Ballade und der Malerei, nicht auf dem des Dramas, wo besonders die Anspielungssucht der damaligen Wiener hemmend wirken mußte. Welchen Eifer er übrigens hierin entwickelte, zeigen die Briefe 1—13, in denen er eine ganze Reihe von Projekten entwickelte, besonders das eines „Historischen Frauenspiegels“. Wenig glücklich war er auch als Politiker. 1809 nahm er an jener Bewegung teil, die den äußersten Widerstand gegen Napoleon und besonders Tirols Befreiung anstrebte. Zu gleichem Zwecke hielt er 1813 geheime Zusammenkünfte ab. Aber Metternich ließ ihn verhaften und nach seiner Freilassung 1814 in Brünn internieren. Auch da noch arbeitete er, wie die Briefe 14—23 zeigen, an seinem Lebenswerke fort, u. zw. ist es besonders Ferdinands II. Periode, die ihn ungemein fesselt. Dabei beschäftigt er sich auch mit politischen Fragen und beklagt sich bitter darüber, daß man

ihn in dieser Beziehung kalt stellen wolle und daß daher all sein mühsam gesammeltes Quellenmaterial brach liegen bleiben müsse. Daß er sich in seinem Leid oft mit anderen, historischen Personen vergleicht, ist seiner Eitelkeit gut zu halten. In den letzten Zeiten seines Brünner Aufenthaltes und auch später verkehrte er auch im gräflich Salmschen Hause in Raitz. Auch von da datieren Briefe (24—47), in denen er sich ständig mit der künstlerischen Verwertung historischer Stoffe beschäftigt, wie mit dem Ottokar-Thema oder dem Dreißigjährigen Krieg. 1816 zum österreichischen Historiographen ernannt, durfte er nach Wien, aber nicht in sein Amt zurückkehren und von diesem Schlage hat er sich nie mehr erholt. Nur auf die Schriftstellerei angewiesen, ohne politischen Einfluß, noch dazu von Metternich scharf bewacht und in ewige Kämpfe mit der Zensur verwickelt, lebte er sich in einen unbändigen Haß gegen Metternichs System ein. Er trat mit deutschen oppositionellen Blättern in Verbindung und schließlich (1828) ging er in den Dienst Bayerns, wo damals das geistige Leben neu emporblühte. Auf diesen seinen Aufenthalt im Auslande beziehen sich die Briefe 48—53. Die historische Malerei in München freute ihn sehr, aber immer wieder kehrt er im Geiste in den Kreis des Pichlerschen Hauses zurück und mit Wehmut gedenkt er seiner Mitglieder, die eines nach dem anderen ins Grab sinken. Da man seinen Übertritt in bayerische Dienste als Verrat bezeichnete, rächte er sich durch anonyme Schriften, in denen er Metternich auf das heftigste angriff. Dadurch aber verlor er seine Wiener Freunde völlig, viele von ihnen aus Furcht vor eigener Verdächtigung. Aber die Schuld, daß er seine Laufbahn, die er als Erwecker des geistigen Lebens in Österreich begonnen, als Pamphletist beschloß, fällt nicht auf ihn, sondern auf jene zurück, die berufen gewesen wären, ihn in seiner guten Zeit zu fördern.

In den „Kleinen Mitteilungen“ gibt noch R. M. Meyer eine Erklärung, warum Grillparzers „Ruinen des Campo Vaccino“ als Beleidigung des Papstes aufgefaßt wurde, und eine Wertschätzung einer schwedischen Biographie Grillparzers von G. Collijn.

Horn. J. Beneš.

Das deutsche Volkstum. Von Prof. Dr. Hans Meyer. Unter Mitarbeit von Helmolt, Alfr. Kirchhoff, Köstlin, A. Lobe, F. Mogk, K. Sell, H. Thode, Oskar Weise, J. Wychgram, H. Zimmer. 2., neu bearb. u. verm. Auflage. I. Teil. Mit 1 Karte und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. 402 SS. II. Teil. Mit 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. 438 SS. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1903.

„Unser Werk will nicht in Sturm und Drang gegen die Übel der Zeit ankämpfen und zu Leidenschaften entflammen, wie

es einst Jahn gewollt, sondern es will zur wissenschaftlichen Erkenntnis dessen führen, was deutsch ist. Es will eindringlich davon überzeugen, daß es nichts Größeres und Schöneres in allem Menschentum gibt, als das 'deutsche Volkstum' und will durch diese Erkenntnis die tiefe, ernste Liebe wecken, die die Quelle aller großen Taten ist."

Da das Buch selbst für kein rein wissenschaftliches gelten will, wäre es auch ungerecht, einen solchen Maßstab daran zu legen. Es ist ein gut geschriebenes, lehrhaftes Buch, das seinen Zweck durch sachkundige und wahrheitsbeflissene Darstellung erreicht. Das Buch wird dem Erwachsenen manches Neue bringen und wird namentlich in der Hand der reiferen Jugend verdienstlich wirken.

Der erste Band enthält folgende Kapitel: 1. Das deutsche Volkstum von Prof. Dr. H. Meyer, 2. Die deutschen Landschaften und Stämme von Prof. Dr. Alfr. Kirchhoff, 3. Die deutsche Geschichte von Dr. H. Helmolt, 4. Die deutsche Sprache von Prof. Dr. Oskar Weise, 5. Die deutschen Sitten und Bräuche von Prof. Dr. Eugen Mogk, 6. Die altdeutsche heidnische Religion von Prof. Dr. E. Mogk, 7. Das deutsche Christentum von Prof. Dr. Karl Sell.

Der zweite Band enthält: 8. Das deutsche Recht von Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Lobe, 9. Die deutsche bildende Kunst von Prof. Dr. Henry Thode, 10. Die deutsche Tonkunst von Prof. Dr. H. A. Köstlin, 11. Die deutsche Dichtung von Prof. Dr. Jak. Wychgram, 12. Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft von Dr. Hans Zimmer.

Ein Register zu beiden Teilen beschließt das Werk und erhöht seine Verwendbarkeit als Nachschlagewerk bei erwünschter momentaner Belehrung.

Der Bilderschmuck des Werkes ist wertvoll und steht auf der Höhe zeitgenössischen Könnens.

Es ist gewiß ein löbliches Beginnen, alles Schöne zusammenzustellen, dessen sich der Deutsche als Frucht der Taten seiner Ahnen berühmen kann. Es ist auch verständlich, wenn ein solches Werk zu einer Zeit erscheint, wo alle übrigen Nationen, und wären es auch die kleinsten, sich in Verehrung ihrer Vergangenheit nicht genug tun zu können glauben. Da das vorliegende Werk würdig gehalten ist und Ungerechtigkeit zu vermeiden bemüht ist[1]), hat es seine Existenzberechtigung erwiesen.

---

[1]) Vgl. z. B. I 27, wie gegen den „deutschen Philister" — nicht mit Unrecht — Stellung genommen wird.

Graz. Rudolf Meringer.

Camille Jullian, Vercingétorix. Für die Schule bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. Sieglerschmidt, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Glogau, C. Fleming 1904. XI und 172 SS. kl.-8°.

Die vorliegende gefällig ausgestattete Schulausgabe des von der französischen Akademie mit dem *Grand Prix Gobert* gekrönten „*Vercingétorix*" von Jullian verdient das Lob einer durchaus sorgfältigen und achtungheischenden Arbeit. Französisch verfaßte Fußnoten bieten die notwendigen Aufklärungen über sachliche, grammatische und etymologische Schwierigkeiten; 16 Illustrationstafeln in schöner Ausführung unterstützen das Verständnis; eine Zusammenstellung antiker Namen, die sich in modernen geographischen Bezeichnungen wiederfinden, auch zwei Gedichte von Konrad Ferdinand Meyer, endlich ein Register der Anmerkungen vervollständigen den instruktiven Apparat. Der Text des Werkes selbst bietet modernes, poetische Empfindung atmendes Französisch und sucht die Mitteilungen Cäsars mit denen anderer antiker Autoren und den Ergebnissen der neuesten historischen Forschung zu einem anschaulichen Bilde zu verbinden. So stellt sich das Buch in engste Beziehung zur lateinischen Klassenlektüre und will vor allem der „Konzentration" des Unterrichtes im Französischen mit dem Latein-, doch auch mit dem Geschichts- und dem geographischen Unterrichte dienlich sein. Aber gerade deshalb vermochte sich Ref. zu einer Verwendung des sonst ausgezeichneten Buches in den französischen Lesestunden des Gymnasiums nicht zu entschließen. Gewiß wird der Lehrer das Verständnis des Schülers für die einfache und nicht selten einseitige oder fragwürdige Darstellung Cäsars trefflich fördern können, wenn er selbst für die Erklärung des lateinischen Autors aus Jullian zu schöpfen versteht: dem französischen Unterrichte der Oberstufe eine „doppelte Behandlung desselben Stoffes", „eine Vergleichung der modern-französischen Darstellung mit der Cäsars", ja „schriftliche und mündliche Bearbeitung inhaltlich übereinstimmender Stellen" oder geradezu direkte Übersetzungsexerzitien aus Cäsar ins Französische (Vorwort S. IV f.) zuzumuten, scheint mir auf Grund mehrjähriger Praxis und, obwohl ich selbst noch vor fünf Jahren an die Ersprießlichkeit solcher Übungen, freilich nur sehr zagend, zu glauben geneigt war[1]), eine glücklich überwundene Utopie zu sein. Denn „Konzentration" in diesem Sinne schafft Lehrern und Schülern mühselige und verhältnismäßig unfruchtbare Arbeit, die einerseits ebenso langsam wie sicher das notwendigste Interesse an dem Inhalt des lateinischen Autors ertötet, anderseits auch für den halb- oder ganz bekannten „*Contenu*" des französischen Histo-

---

[1]) Vgl. Boerner-Kukula, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für die österreichischen Gymnasien, Wien 1899, Anhang S. 210 und 257 ff.

rikers kaum mehr als eine spärliche und erzwungene Wißbegierde aufkommen läßt. In der lateinischen Lektürestunde wird Cäsar „vorpräpariert“, übersetzt, erläutert, laut Instruktion auf Vokabelkenntnis abgeprüft, „wiederholt“ und „zusammengefaßt“; in der lateinischen Grammatikstunde wird er nach gleicher Vorschrift mit Hilfe des Übungsbuches retrovertiert und variiert, syntaktisch zerlegt und für Schularbeiten und Hausaufgaben in ehrlichem Bemühen wiedergekäut: nun soll auch noch der französische Unterricht auf ihn zurückgreifen und trotz alledem für den im Mittelpunkte mancher, wie ich glaube, überflüssigen und zweckwidrigen Torturen stehenden „jugendlichen Helden Vercingétorix“ das längst erlahmte Interesse nochmals aufzurütteln imstande sein? Wer die Stimmungen vergleicht, in denen sich selbst eine Musterklasse z. B. an *Montesquieus Considérations* abmüht oder dann an einem Romancier des XIX. Jahrhunderts, z. B. nach der gleichfalls vor kurzem bei C. Fleming erschienenen Auswahl L. Hasbergs[2]), ihre Probe zu bestehen weiß, wird in seiner Wahl, zum mindesten für Lateinschulen, nicht schwankend sein und Konzentration in anderem Sinne und auf anderen, weniger ausgetretenen und moderneren Pfaden zu treiben vorziehen.

Wien. R. C. Kukula.

Französisches Lese- und Realienbuch für die Mittel- und Oberstufe. Von Dr. Ph. Roßmann. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1903. Preis geb. 3 Mk. 50 Pf.

Die reformierte Unterrichtsmethode in den neueren Sprachen zieht immer weitere Kreise und festigt sich in ihrer Ausgestaltung. Die Gesichtspunkte für den Stoff und die Behandlung desselben in den unteren und mittleren Klassen sind längst schon festgelegt; Tagebücher, Broschüren, Programme über gemachte Erfahrungen wiesen auf den richtigen Weg. Aber ein klares Bild des Unterrichtsbetriebes auf der Oberstufe ward nicht gegeben. Nun beginnt sich auch der Stoff und der Vorgang auf dieser zu klären. Nach und nach wird auch hier volles Licht herrschen. An ganz passenden Übungsbüchern, nach denen sich das Französische auf der Oberstufe induktiv behandeln ließe, fehlt es zwar noch, besonders an österreichischen Mittelschulen; denn ein Teil der Lehrbücher überschreitet die Grenze des für die Schüler Erreichbaren und für die Mittelschule unumgänglich Notwendigen; ein anderer Teil liefert als Anschauungsobjekte für sprachliche Erscheinungen häufig schwer verständliche, stilistisch geschraubte Lesestücke, die

---

[2]) *Romanciers du XIX*^ème^ *siècle. Extraits de P. Mérimée (Colomba), A. Dumas Père (Comte de Monte-Christo), P. Loti (Pêcheur d'Islande), E. Zola (Débâcle)*, Glogau 1903.

durch eben solche deutsche Übungen und gar zahlreiche lose Sätze die Anwendung des grammatikalischen Lehrstoffes vermitteln sollen. Viel günstiger ist man daran mit den französischen Lesebüchern. Zweck und Ziel sind hier richtig erkannt worden. Für den franz. Mittelschulunterricht genügt es nicht, irgend etwas Französisches zu lesen; durch die franz. Lektüre soll man die Mittelschüler nicht bloß in die Sprache selbst, ganz besonders in die lebende, einführen, sondern sie auch mit dem fremden Volkstum vertraut machen. Das Eindringen in das Wesen des fremden Volkes kann durch Autorenlektüre allein wegen der karg zugemessenen Unterrichtszeit nicht vermittelt werden. Und doch ist die Bekanntschaft mit dem Lande und seinem Kolonialbesitz, mit dem aus der geographischen Lage und der Bodengestaltung sowie aus anderen Verhältnissen sich ergebenden Gewerbefleiß und der daraus fließenden materiellen Kultur zum Verständnis des fremden Volkes unentbehrlich. Durch diese Faktoren wird auch das Verständnis der politischen Geschichte erleichtert. Kennt man Land und Leute, ihre Eigenheiten, ihre sozialen, kunst- und wissenschaftlichen Bestrebungen, so wird man auch die Bewohner desselben gebührend würdigen lernen.

Diese Prinzipien eines fremdsprachlichen Unterrichtswerkes waren Dr. R. maßgebend, nach ihnen richtete er sein Lese- und und Realienbuch ein und hat ein prächtiges, auch den Verhältnissen der gemäßigten Reform Rechnung tragendes Lesebuch geschaffen.

Der I. Teil bringt vorwiegend geographische Darstellungen *a)* von Frankreich im allgemeinen, *b)* von Paris und seiner Umgebung, *c)* von den einzelnen ehem. Provinzen und Kolonien. In charakteristischen Lesestücken werden Weine, Textilindustrie, Verkehrsmittel, typische Eigenheiten der Bevölkerung, der franz. Soldaten sowie eine knappe Darstellung der zeitgenössischen Kunst behandelt. — In den Lesestücken über Paris werden geschichtlich denkwürdige Gebäude, berühmte Plätze, Straßen und Gärten besprochen. Ein Artikel über die Pariser Lumpensammler charakterisiert diesen der Hauptstadt Frankreichs eigenen Erwerbszweig. — In der Umgebung von Paris werden Vincennes, Saint-Denis, Versailles u. a. angeführt und ihre historische Bedeutung in Kürze hervorgehoben. Eine Wanderung durch die wichtigsten, landschaftlich anziehenden ehemaligen Provinzen macht mit deren Sehenswürdigkeiten durch kennzeichnende Abhandlungen bekannt. Von Dünkirchen gehen wir nach dem Lesebuche längs der Küste durch die rauhe Normandie, die wild-romantische Bretagne mit ihren schroffen Felsen und gefährlichen Klippen gegen Süden in das Heideland südlich der Girondo, besichtigen Marseille und Avignon, besuchen eine Anlage für die Zucht der Seidenraupe, nehmen Einsicht in das Volksleben der bergigen Dauphiné, gelangen nach Lyon und von da zum Hauptorte der franz. Eisenindustrie, Le Creuzot. Man lenkt auf diesem Streifzug die Aufmerksamkeit nur

auf typische Dinge, bald in schlichter, bald in gewählter Rede, die sich, dem behandelten Gegenstand entsprechend, bis zur poetischen Ausdrucksweise steigert. — Der II. Teil des Lesebuches ist der geschichtlichen Prosa gewidmet und nimmt naturgemäß den breitesten Raum ein. Von den Galliern, den Römern, dem Einfall der Germanen führt er durch ansprechende Episoden bis zu Frankreichs Demütigung (1870). Nicht Kriegszüge allein und Schlachten weisen den Weg durch die Jahrhunderte; in jeder Epoche wird Umschau gehalten und das Leben des Adels sowie das der breiten Schichten der Bevölkerung betrachtet; man sieht den Werdegang des ersteren und das elende Leben und die Bedrückung der letzteren, die sich jedoch im Laufe der Zeit durch innere Kraft emporarbeitet, bis sie zu einer Macht gelangt, die der alten Herrschaft ein schreckliches Ende bereitet. Was die einzelnen Epochen an Kunst geleistet haben, wird nicht unerwähnt gelassen. Nur die Zeit von Napoleons I. Sturze bis zur Proklamierung Napoleons III. hätte, wenn sie auch nicht so reich an großartigen politischen Ereignissen ist, durch passende Episoden besser ins Licht gestellt werden können. Dagegen ist treffend der Sturz des zweiten Kaisertums durch das gewaltige Ringen zwischen dem mächtig emporstrebenden Deutschland und dem sinkenden Frankreich gekennzeichnet. Das gedemütigte und verstümmelte Frankreich ermannt sich wieder und sendet über die zivilisierte Welt neue Strahlen: die der Wissenschaft, welche die Menschheit in ihrem Daseinskampf werktätig unterstützen. Allen bedeutenden Männern dieser Zeit geht der große Pasteur voran. Der Artikel über diesen unermüdlichen Helden wissenschaftlicher Forschung wird gewiß jeden Schüler mit Begeisterung erfüllen und auf ihn unzweifelhaft veredelnd einwirken. Und so wird Roßmanns besprochenes Buch der von der Schule verlangten dreifachen Aufgabe gerecht: 1. der Einführung in die fremde Sprache, 2. der Einführung in die Eigenheit von Land und Leuten, 3. der Forderung der sittlichen Erziehung der Jugend. — Den Abschluß der prosaischen Lektüre bildet ein sehr knapper, aber besonders für unsere Mittelschule vollkommen ausreichender Grundriß der Entstehung der französischen Sprache. — Der III. Teil umfaßt Musterproben der franz. Poesie. Hier finden auch ganz moderne Dichter Platz. Dagegen weist die Poesie der klassischen Periode nur karge Proben auf, weil der Verf. auf der Oberstufe ganze Werke von anerkannten Dichtern gelesen wissen will. — Der IV. Abschnitt vermittelt in knappster Form das Allerwichtigste aus der franz. Literatur. — Der V. Teil ist den notwendigsten Anmerkungen gewidmet; sie sind in franz. Sprache abgefaßt und größtenteils nur dem sachlichen Verständnisse gewidmet. — Im Anhang befindet sich eine chronologische Tabelle der wichtigsten Ereignisse aus der französischen Geschichte und eine Übersicht der in Frankreich regierenden Herrscher und Präsidenten.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist tadellos, der Druck fast ohne Fehler. Unter den Errata vermißt man: Gu*i*enne statt Gu*y*enne (S. 46), *Ça* st. *Çà* (S. 70, 6), Domr*é*mi st. Domremi. — Nach den gegebenen Ausführungen muß das Lese- und Realienbuch von Dr. Ph. Roßmann als ein wohl gelungenes bezeichnet werden, das geeignet ist, die französische Lektüre nicht bloß in die richtigen Bahnen zu lenken, sondern durch dieselbe auch das Interesse der Schüler zu wecken und rege zu erhalten und auf sie geistbildend und veredelnd einzuwirken.

Wien. F. Pejscha.

Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen. Von Prof. Wilhelm Swoboda, Lehrer am Mädchenlyzeum in Graz. II. Teil: *English Reader*. Mit 9 Abbildungen im Text und 4 Beilagen. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1903. V und 217 SS. Preis geh. 3 K 80 h, geb. 4 K 50 h. — IV. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1903. XII und 214 SS. Preis geh. 2 K 80 h, geb. 3 K 40 h.

Der zweite Teil des Swobodaschen Lehrbuches sollte eigentlich heißen: *English Reader with Exercises*, da das Buch nicht nur ein Lese-, sondern auch ein Übungsbuch vorstellt und als direkte Fortsetzung des ersten Teiles des Elementarbuches anzusehen ist. Der Lesestoff zerfällt in folgende neun Gruppen: I. Geographie Großbritanniens, II. Natur und Jahreszeiten (mit den Gedichten *Jack Barleycorn* von Burns und *The Voice of Spring* von Hemans), III. Die Geschichte Englands von den ältesten Zeiten bis einschließlich der normännischen Eroberung, IV. Reise nach England in Brief- und Gesprächsform, V. London und seine Sehenswürdigkeiten, VI. Englisches Leben (mit den Gedichten *Home, Sweet Home* und *The Homes of England* von Hemans), VIII. *Cinderella* (Sage vom Aschenbrödel), *The Rehearsal* (eine Probe zur dramatischen Aufführung derselben Sage), eine Szene aus Arthur W. Pineros Drama „*Sweet Lavender*“, „*Girls in Captivity*“ (Szenen aus einem Mädchenpensionat), VIII. *Mowgli's Brothers* aus R. Kiplings „*Jungle Book*“, Nesbits „*Good Hunting*“ (Inhalt: als es in einer aus vielen Köpfen bestehenden Familie an Geld mangelt, fährt der poetisch angelegte 11jährige Noël mit seinem älteren Bruder nach London, bietet ein paar Gedichte dem Redakteur des *Daily Recorder* an und bekommt eine *guinea* dafür), Rob. Brownings „*The Pied Piper of Hamelin*“ (Der Rattenfänger von Hameln), IX. *The Australian Commonwealth* (mit einer Einleitung über die anderen englischen Kolonien) mit den Gedichten *Ye Mariners of England* von Campbell, *Rule, Britannia* von Thomson, *Adieu! Adieu!* von Byron und *The National Anthem*.

An jedes einzelne Lesestück schließen sich *„Exercises"* an, die aus Fragen über den Inhalt des Gelesenen, ferner aus Übungen bestehen, die einerseits zur Wiederholung und Befestigung des im Vorjahre durchgenommenen Lehrstoffes (Aussprache und Formenlehre), anderseits zur Einübung der Syntax dienen. Dabei geht der Verf. so vor, daß er die syntaktisch merkwürdigen Stücke heraushebt und auf den Paragraphen der „Schulgrammatik" hinweist, der über die betreffende Erscheinung handelt. Ein Beispiel aus Gruppe I, Nr. 2 (S. 4) möge dieses Verfahren veranschaulichen: *What nouns are „The Pennine Range", „the Severn", „the Mersey". Mark the articles* § 262, 263. — *None of the English rivers* (§ 372). — *But it is not only in their length* (Emphasis § 70). — *Most of the western rivers* (Absence of article § 271). — *Rivers are a means* (§ 223). — *They contain fish* (Collective § 222). Wäre es nicht besser, statt dieser sprungartigen Durchnahme der Syntax eine gewisse Ordnung eintreten zu lassen? Vgl. Instruktionen für Realschulen S. 72: „Jedenfalls suche der Lehrer eine planmäßige Aufeinanderfolge einzuhalten, damit zusammengehörige oder verwandte Erscheinungen gemeinsam besprochen werden können". Stetig wiederkehrende Übungen bestehen aus Sätzen, in die ein bestimmtes Wort einzusetzen ist (zur Einübung der Wortstellung!) oder deren Lücken durch Präpositionen auszufüllen sind. Am Ende jeder Gruppe sind Themen zu englischen Aufsatzübungen über den durchgenommenen Lesestoff und deutsche Übersetzungsstücke, die sich ebenfalls eng an diesen anschließen, zusammengestellt.

Die vier auf dem Titelblatte erwähnten Beilagen sind: I. eine Karte der britischen Inseln, II. eine Ansicht der City of London aus der Vogelperspektive, III. *Notes*, d. i. sachliche Bemerkungen zu den Lesestücken in englischer Sprache (16 SS.), IV. *Dictionary for Texts, Exercises and Notes* (52 SS.) Die „Anmerkungen" wie das „Wörterbuch" entsprechen vollkommen den damit verbundenen Zwecken.

Zum Schlusse möchte ich nur einem Wunsche Ausdruck geben, der in der nächsten Auflage berücksichtigt werden könnte. Es wäre wünschenswert, daß wenigstens im Inhaltsverzeichnis die Quelle, aus der die Lesestücke genommen sind, genannt und auch angegeben würde, ob der jeweilige Text unverändert herübergenommen oder vom Herausgeber adaptiert worden ist. Fehlerhaft ist der Stil auf S. 1, Z. 8—10: *„Sometimes we refer to Great Britain and Ireland and the smaller islands lying near them. Instead of naming each, we generally speak of the whole as 'the British Isles'"*. Vielleicht könnte man diese zwei Sätze zu einem einzigen zusammenziehen: *Sometimes we refer to Great Britain and Ireland and the smaller islands lying near them, instead of naming each, as 'the British Isles'.*

Der Druck aller Teile des Buches ist sorgfältig überwacht.

Das erste Kapitel der „Schulgrammatik“ ist betitelt: Aussprache und Rechtschreibung (warum im Inhaltsverzeichnis „Lautlehre und Rechtschreibung“?). Unter den Buchstabenverbindungen, die einen einfachen Vokallaut ergeben, fehlen *ea* und *eo* (§ 6). Auf S. 7 wird angegeben, daß von einem willkürlich gewählten Stück von 246 Wörtern im ganzen 21 Wörter ganz unregelmäßig ausgesprochen werden. Die Zahl dieser Wörter mit „unregelmäßiger“ Aussprache hätte verringert werden können, wenn der Verf. die Ausspracheregeln erweitert hätte. So gilt die drittletzte Silbe mehrsilbiger Wörter, wenn sie den Ton trägt, immer als geschlossen: *Halifax, American*. Warum wird die Aussprache von *ou* in *you, could* als unregelmäßig angegeben, wenn im § 6 die Aussprache derselben Verbindung in *bought* und *cousin* unter die „regelmäßigen“ Aussprachen aufgenommen wurde? Auch die Aussprache von *o* zwischen *w* und *r* (z. B. *work*) könnte als eine gesetzmäßige bezeichnet werden. In Bezug auf die Silbentrennung (S. 10) wird gesagt, daß in *pres-ent* auch nach kurzem Vokal der Konsonant zur ersten Silbe gezogen wird. Dies geschieht doch aus etymologischen Gründen, von denen der Verf. weiter unten spricht. In dem § 21, der über den Accent der abgeleiteten Wörter handelt (S. 11—16), werden sämtliche Beispiele ohne Bedeutung angegeben, obwohl nicht alle dem Schüler vorgekommen sein dürften. Wenigstens hätten diese Wörter in das am Ende des Buches stehende „Wörterverzeichnis“ aufgenommen werden sollen. Unter die Nachsilben, die den Accent des Wortes auf die vorletzte Silbe verschieben, gehört auch *-ic: doméstic* (S. 13). Auf der letzten Silbe betont sind nicht nur Wörter auf *-eer, -ier* und *-ade*, sondern auch die auf *-ee: refugée* (S. 15). Das Kapitel über die Aussprache schließt mit einer Belehrung über Satzaccent, Tonfall und Wortstellung. Diese letztere wird nur herangezogen, um zu zeigen, daß ein Wort erst durch seine Stellung im Satze verständlich wird. Der eigentlichen Wortstellung ist das folgende Kapitel gewidmet (S. 24—38). Die Nachstellung von Partizipien und Adjektiven wie in den Beispielen *on the day following, any girl present* usw. ist damit zu erklären, daß *following, present* usw. Satzbestimmungen mit Satzwert sind. Neben der Wortstellung *a nice enough girl* kommt auch die Stellung *a nice girl enough* vor (s. Engl. Stud. XXIV 82). Der Verf. unterscheidet zwischen einem verbbestimmenden Adverb, das dem Prädikate usw. folgt, und einem satzbestimmenden Adverb, das vor dem Verb steht. Diese Scheidung ist für die Schüler schwer verständlich und läßt sich auch nicht konsequent durchführen; sagt doch Verf. selbst (S. 33): „Verbbestimmende Adverbien auf *-ly* können auch vor dem Verb stehen“. Auf die „Wortstellung“ folgt die „Hervorhebung von Satzgliedern“ (S. 39—45). Verf. geht etwas zu weit, wenn er auch die „rednerischen Mittel der Hervorhebung“ bespricht.

Von den Wortarten, die jetzt nacheinander besprochen werden, steht an erster Stelle das Verb; diesem werden 54 Seiten (S. 46—100) gewidmet, während alle übrigen Wortarten auf 86 Seiten (S. 101—187) verteilt sind. Nach Sweet unterscheidet Verf. zwischen einer dentalen und einer vokalischen Konjugation; die erstere entspricht unserer schwachen, die letztere unserer starken Konjugation. Wenn schon die neuen Ausdrücke „dental“ und „vokalisch“ gewählt wurden, hätte Verf. auch die schwachen Verba *bleed, feed, lead, meet, read, speed,* die jetzt in der „vokalischen“ Klasse stehen, in die „dentale“ Konjugation aufnehmen können, um diese vollständig der „schwachen“ anzugleichen. Zu den Verben *dare* und *need* gibt Verf. von dem ersteren nur die umschriebene, von dem letzteren nur die nicht umschriebene negative Form an: *I don't dare to, I didn't dare to; you needn't be afraid* (S. 55). Die beiden Verba verhalten sich jetzt ganz gleich; denn von *dare* kommt auch die nicht umschriebene und von *need* auch die umschriebene Form vor: *dare not, dared not (durst not); I don't need to* (vgl. Engl. Stud. XXIV 74). — S. 59 lies „*Do I, you .... not see?*“ statt „*Do not I, you .... see?*“ — S. 93, § 202: „Die passive Wendung wird ferner angewendet, wo im Deutschen die tätige Form steht: *What was to be done?* Was war zu machen?“ Es fehlt der Hinweis auf Beispiele wie *a house is to let,* wo auch im Englischen der aktive Infinitiv in passiver Bedeutung steht (s. Zeitschrift f. d. Realschulw., Jahrg. XXII, S. 213). — S. 97, § 209. Der Verf. nimmt an, daß in dem Satze „*The girls were busy painting the backgrounds for their groups*“ vor *painting* die Präposition *with* ausgelassen ist, und sieht dann natürlich in *painting* ein Gerundium. Er sagt: „Wäre *painting* ein Partizip, so müßte es *busily* (statt *busy*) heißen“. Dieser Grund trifft nicht zu; die Konstruktion ist vielmehr: *The girls were busy, painting the backgrounds* (indem sie malten). — S. 100. In den Beispielen *before taking your seat, on turning back, after passing through several adventures* ist die Form auf *-ing* kein Partizip, sondern Gerundium! — S. 102, § 219. Der Genetiv *James's* gehört nicht nur der Umgangssprache an! — S. 110 f. In der Kasuslehre weicht Verf. von der Tradition und sogar von Sweet ab, indem er nur den mit *'s* gebildeten sogenannten „*Saxon Genitive*“ ausdrücklich als Genetiv bezeichnet, während er von dem mit der Präposition *of* gebildeten Genetiv gar nicht spricht. Der Schüler ersieht nur aus den §§ 243 und 245 (im § 244 wird von dem durch *to* ausgedrückten Dativverhältnis gesprochen!), daß der *Objective Case* mit der Präposition *of* Besitz, Beschaffenheit, Menge und Zahl ausdrückt. — S. 119, § 253: „Im Englischen steht der bestimmte Artikel in der Regel 1. nur vor Gattungsnamen (und Sammelnamen)“. Ergänze: „im Singular“! — S. 125, § 269. „Gattungsnamen, die eine Örtlichkeit bezeichnen, werden mit veränderter Bedeutung ohne Artikel ver-

wendet: *at school* (beim Unterricht)". Es ist nicht nötig, hier von einer veränderten Bedeutung zu sprechen; denn in dem deutschen Satze „ich gehe in die Schule" hat „Schule" dieselbe „veränderte" Bedeutung wie in dem englischen Satze „*I go to school*" das Wort „*school*". — S. 128, § 279. „Nach *what* und *such* steht der Artikel, wenn das folgende Substantiv ein Gattungsname ist oder als solches angesehen wird, sonst nicht". *What* sollte nicht mit *such* zusammen besprochen werden, da ja nach dem Interrogativpronomen *what*, wenn es eine direkte Frage einleitet, überhaupt kein Artikel stehen darf. — § 188: „*Most* steht, wie *many* und *much*, deren Superlativ es ist, ohne Artikel". Diese Fassung ist unklar und irreführend; denn das Fehlen des Artikels vor *most* ist nicht auf das Fehlen desselben vor *much, many* zurückzuführen. — S. 169, § 372: „*none* ist nur ein Substantiv". Ist *none* in einem Satze wie *bars and bolts we have none* auch ein Substantiv?

Auf die deutsch geschriebene Grammatik folgen die englisch geschriebenen *Questions on Some of the Most Characteristic Features of the English Language* (S. 188—212). So kann dem Lehrplan für Mädchenlyzeen zufolge auf der Oberstufe die Grammatik, besonders die Syntax, in englischer Sprache wiederholt werden.

Wenn der „Grammatik" ein Vorwurf gemacht werden könnte, so wäre es der einer allzu großen Ausführlichkeit in gewissen Partien sowie ein gewisser Mangel an Übersichtlichkeit in anderen. Unnötig war es auch, die Kasus und die Präpositionen an zwei Stellen, nämlich beim Zeitwort (S. 82—88) und beim Substantiv (S. 111—118) vorzuführen.

Der Druck ist korrekt; an Druckfehlern habe ich nur gefunden: S. 38 *J* statt *I*, S. 43 *umixed (unmixed)*, S. 91 Das Infinitiv, S. 128 *and* (st. und), 129 cherakteristische.

Unser Schlußurteil über die beiden besprochenen Lehrbücher geht dahin, daß es eigenartig angelegte und methodisch sorgfältig ausgearbeitete Bücher sind, die sich gewiß an den Schulen, für welche sie geschrieben und approbiert sind, bestens bewähren werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492. Von J. Loserth, Graz. XV und 727 SS. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausg. von G. v. Below und D. Meinecke. München u. Berlin, Oldenbourg 1903 ff.)

Nach Alwin Schulz' „Häusliches Leben" usw. ist von Belows und Meineckes „Handbuch" als zweiter Band das vorliegende Werk erschienen. Über Anlage und Zweck des ganzen Unternehmens hat bei Besprechung des ersten Buches Prof. Loserth Auskunft gegeben; hier möge es nur gestattet sein, ausdrücklich auf die be-

sondere Wichtigkeit des Unternehmens für den Mittelschullehrer hinzuweisen. Wohl in jedem andern Fach, auch dem so viel jüngeren der Geographie hatte man schon bisher einige vorzügliche Lehr- und Handbücher, die in Kürze und dabei mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und den entsprechenden Literaturnachweisen den jeweiligen Stand der Kenntnisse in dem betreffenden Fach darlegten, nur für die allgemeine Geschichte gab es ein befriedigendes Handbuch nicht — außer für die alte Geschichte. Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte und das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Kurtz gehören zu den spärlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete.

„Empfindet nun aber schon — nach dem Ausdruck des Prospekts — „jeder Forscher auf dem Gebiet der mittelalterlichen und neueren Geschichte das lebhafte Bedürfnis nach enzyklopädischen Hilfsmitteln, wenn er den Blick von einem engeren Arbeitsfeld auf die weiteren Zusammenhänge seiner Studien richtet, wenn er sich auch nur auf einem Nachbargebiete schnell orientieren will“, so bedarf der Mittelschullehrer in ganz besonderem Maße solcher Behelfe, auf deren wissenschaftliche Gründlichkeit er sich verlassen kann. Er ist ja meistens nicht in der Lage, der gleichzeitigen Forschung im einzelnen folgen zu können und hat manchmal das unangenehme Gefühl der Unsicherheit bei der Durchnahme einer oder der anderen ihm fernerliegenden Partie ohne die Möglichkeit, sich immer gleich in der Spezialliteratur Rats zu erholen, da diese häufig — namentlich in kleineren Städten — nicht zu erhalten ist und die bisherigen allgemeinen Darstellungen gewöhnlich keine Auskunft erteilten.

So haben denn wir Mittelschullehrer ganz besondere Ursache, dieses Unternehmen mit Freuden zu begrüßen, und die für den Unterricht nutzbar zu machenden Bände sollten, wenn irgend möglich, in jeder Lehrerbibliothek Aufnahme finden.

Bei dem gewaltigen Stoffreichtum des Gesamtgebietes ist es natürlich, daß die Herausgeber sich in mancher Beziehung Beschränkung auferlegen mußten, vielleicht aber wird sich das Werk im Verlauf der Zeit noch weiter ausbauen, wie das ja auch bei seinem Vorbild, Iwan Müllers Handbuch, der Fall war.

Was das hier angezeigte Buch anbetrifft, so ist es freilich nicht gut möglich, eine Rezension im eigentlichen Sinne des Wortes zu geben, da man dazu den ganzen Stoff ebenso beherrschen müßte wie der Verf., es kann sich hier also nur darum handeln, durch ein kurzes Referat auf den Inhalt und die Wichtigkeit des Gebotenen hinzuweisen.

Der Verf. teilt die ganze behandelte Zeit in zwei große Perioden: I. die der päpstlichen Oberherrlichkeit (1198—1378) und II. die der großen Konzilien und des Humanismus (1378 bis 1492), innerhalb deren dann wieder je zwei Unterabteilungen sich ergeben: I. 1. Die unbedingte Herrschaft des Papstes bis 1303,

2. Das Papsttum unter französischem Einfluß; II. 1. Papsttum und Kaisertum, 2. Humanismus und Ausbildung moderner Staaten.

Wie schon aus diesen Titeln hervorgeht, sind die kirchlich-politischen Fragen maßgebend für die gesamte Darstellung gewesen und man wird dies in jeder Hinsicht billigen müssen. Haben doch die religiösen Fragen damals die Politik durchaus beherrscht und hat sich doch alles, auch wirtschaftliche oder rein politische Gegensätze, häufig in religiöses Gewand gehüllt.

„Imperium und Sacerdotium" bilden also auch hier, wie dies bei der Behandlung der Zeit von Karl dem Großen bis Heinrich VI. selbstverständlich ist, den Mittelpunkt, wobei freilich das erstere diese zentrale Stellung nach Heinrich VII. kaum mehr ganz verdient.

Die anderen Völker und Reiche müssen sich daneben mit einem hie und da fast zu bescheidenen Platz begnügen, und wenn dies bei Ost- und Nordeuropa an sich leicht begreiflich ist, da sie der Kulturentwicklung des Westen zu fern liegen, so ist es doch bei Spanien und stellenweise auch bei England recht bedauerlich. Die Ursache liegt zweifellos in dem beschränkten Raum. Sollte das Kaisertum und die religiöse Seite in der wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt werden, so mußte bei dem verhältnismäßig geringen Umfange des Buches das Übrige möglichst eingeschränkt werden. Von rein praktischem Standpunkte aus wäre es aber wohl wünschenswert, die Partien über außerdeutsche Geschichte in einer zweiten Auflage ausführlicher zu gestalten, da wir ja für deutsche Verhältnisse in dem Handbuch von Gebhardt ein leicht zugängliches Hilfsmittel besitzen, dessengleichen für die anderen Gebiete nicht vorliegt.

Es ist dies eine Bemerkung, die rein individuell ist und in keiner Weise einen Tadel bedeuten soll gegen ein Werk, wie das vorliegende, welches durch reiche Literaturangaben, sowie knappe und übersichtliche Zusammenfassung eines gewaltigen Stoffes in hervorragendem Maß geeignet ist, in das genauere Studium der betreffenden Periode einzuführen.

Eine Übersicht des Stoffes geben zu wollen, wäre natürlich ein aussichtsloses Beginnen, es sollen hier nur einige Partien herausgehoben werden, denen besonderes Interesse zukommt.

Da sind zunächst die ersten drei Kapitel von Bedeutung (S. 7—76), welche ein Bild von der überwältigenden Machtstellung Innozenz' III. innerhalb des west- und mitteleuropäischen Staatensystems ergeben, wie man es in allgemeinen Büchern sonst kaum findet. Voll wird dieses Bild freilich erst durch die Betonung der Unterwerfung der griechischen Kirche durch den vierten Kreuzzug. Hiefür, sowie für die Bedeutung der Union von Lyon unter Gregor X. (1274) sind die Darlegungen Nordens, Das Papsttum und Byzanz, Berlin 1903[1]) von der größten Wichtigkeit und hätten vielleicht stärkere Hervorhebung verdient.

---

[1]) Von Loserth S. 164 in der Quellenübersicht genannt.

Auch die Partien über Friedrich II. und dessen Kampf mit der Kurie (S. 77—124) sind sehr verdienstlich. Was Friedrichs Lage bei seinem Tod anbelangt, so neigt sich der Verf. der Ansicht zu, daß sich sein Glücksstern in aufsteigender Richtung bewegte. — Für die Geschichte Rudolfs von Habsburg war es von größter Bedeutung, daß das monumentale Werk Redlichs noch benützt werden konnte.

Am glänzendsten sind begreiflicherweise diejenigen Kapitel, in denen der Verf. eine Übersicht der Resultate bietet, die er auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiete gewonnen hat.

Als Einleitung dazu könnten etwa die Abschnitte über die kirchliche Opposition zu Anfang des XIII. Jahrhunderts (S. 11 ff.) und unter Ludwig dem Bayer (S. 265 ff.) angesehen werden, die Hauptmasse bilden dann die Paragraphen 91 über Wiclif (S. 389 ff.), 92, 93 und 95 (S. 400—409, 412—416) über das Schisma, § 94 über die konziliare Theorie (S. 409—412), § 106 Wiclifismus in Böhmen (S. 455—462), § 109 Prozeß des Huß und Hieronymus von Prag (S. 471—477) und II. 1. Kap. 4 (S. 483 ff.) Hussitenkriege.

Was die jedem Abschnitt vorangesetzten Bibliographien betrifft, so wird da natürlich niemand absolute Vollständigkeit erwarten, sie sind aber durchwegs sehr reich und sehr zuverlässig. Wichtigeres dürfte kaum irgendwo übergangen sein. Ich habe einige recht abseits liegende Dinge nachgesehen und überall die eben gemachte Bemerkung bestätigt gefunden, so z. B. bei der russischen und mongolischen Geschichte; S. 373 findet sich sogar das Czernowitzer Programm von Onciul, Zur Geschichte der Bukowina, benützt, das zwar sehr verdienstlich ist, aber doch leicht zu übersehen gewesen wäre [1]).

Man wird also wohl sagen dürfen, daß das Buch ein vorzüglicher Behelf zur schnellen und verläßlichen Orientierung für den Mittelschullehrer ist, wie er in dieser Weise bisher wohl nicht bestanden hat und es ist daher zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken dringendst zu empfehlen [2]).

Wien. M. Landwehr von Pragenau.

---

[1]) Das Urteil über Csudays Geschichte der Magyaren (S. 369) ist jedenfalls noch viel zu milde. Vgl. die vernichtende Kritik in der Deut. Vierteljahrsschrift für Geschichte 1903. — Als wissenschaftlicher Behelf ist sie gänzlich unbrauchbar.

[2]) Nur nebenbei wären einige Kleinigkeiten zu erwähnen, die einer Berichtigung bedürfen: S. 110, A. 1 sind die 1,600.000 Opfer von Herat doch sicherlich übertrieben und etwa durch ein „angeblich“ zu charakterisieren. S. 112 wäre, da schon eine Worterklärung des Ausdrucks „Goldene Horde“ (aus Ordu = Lager) gegeben wird, zu betonen, daß es streng

Dr. H. Lackenbach, Kunst und Geschichte. 2. Teil. Abbildungen zur deutschen Geschichte. München 1903. 95 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Der unermüdliche Vorkämpfer für die Heranziehung der Kunst im Unterrichte der höheren Schulen schreitet auf dem betretenen Wege rüstig vorwärts. Der erste Teil der „Kunst und Geschichte", die Abbildungen zur alten Geschichte, hat im Jahre 1902 bereits die 4. Auflage erfahren, nun liegt der in der Vorrede versprochene zweite Teil zur Benützung vor. Das Unternehmen begünstigt auch die Großh. Badische Regierung, daher ist es der Verlagsbuchhandlung möglich, den Preis des Buches bei dem Umfange und der trefflichen Ausstattung auf einen so geringen Betrag herabzusetzen; es soll in der Hand des Schülers zum Schulbuche werden. Das Buch ist in seinen einzelnen Teilen von dem praktischen Schulmanne zusammengestellt, der Anschluß an den Unterricht in der deutschen Geschichte ist mit Einsicht gewahrt. Der Verf. hatte sich aber auch der Mitarbeit des Kunsthistorikers und Architekten versichert, und im Vereine mit diesen ist ein Lehrbehelf geschaffen worden, dessen sich mancher Schüler mit dem Abschlusse seiner Studien nicht entäußern wird. Die Auswahl des Stoffes ist reicher für die älteren Zeiten der deutschen Geschichte, und im ganzen genommen bietet wieder die Baukunst mehr als die anderen Künste. Eine neue Auflage des Buches möge die Plastik und Malerei etwas reichlicher bedenken. Auch die Kleinkunst ist nicht vergessen. Da ferner das Buch der gesamten Kulturgeschichte dienen will, hat es auch Abbildungen über Waffen und Geräte,

---

genommen eben „Goldenes Lager" heißen sollte, da es keine goldene Horde gab (Hammer-Purgstall, Gold-Horde, S. 32 f.); S. 182 Gregor X. erkannte Rudolfs Wahl schon nach einem (nicht zwei) Jahren an, wie auch S. 183 richtig erwähnt ist. S. 231 ist gegen die konventionelle Altersangabe von 86 Jahren für Bonifazius VIII. hervorzuheben, daß nach Finke, Funde und Forschungen 1902 (vgl. Hist. pol. Blätter 133, S. 371) Bonifazius bei seinem Tode wahrscheinlich nur 70 Jahre alt war. S. 586 sollte vielleicht, wie oben angedeutet, die Bedeutung der Union von Lyon für das byzantinische Reich betont werden. — S. 581 u. 605. Die byzant. Prinzessin Zoë (Sophie) kam wohl erst 1465 nach Rom und heiratete Iwan III. von Rußland nicht 1502, sondern 1472; auch sind ihre Ansprüche nicht auf ihre Tochter Helena, sondern auf den Sohn Wassilij übergegangen. S. 612. Die richtigere Form ist Crnagora (Zrna-), nicht Tscherna-. S. 643. Unter den Humanisten Polens verdient doch auch Callimachus Experiens (Philipp Bonaccorsi), obwohl geborner Italiener, Erwähnung wegen der Vermittlerrolle, die er dort spielte (Zeissberg, Gesch. d. poln. Geschichtschreibung im Mittelalter). — S. 662 sollten die Zahlen für die Stärke der burgundischen (50.000 Mann) und schweizerischen Armee (18.000) bei Grandson geändert werden. Die letztere war ja hier sowie bei Murten in der Überzahl. — Das sind kleine Versehen, wie sie wohl in jedem so umfassenden Werke vorkommen und die dem oben betonten Wert des Ganzen gegenüber nicht in Betracht kommen. Sie wurden erwähnt, weil es ja Rezensentenpflicht ist, im Interesse einer zweiten Auflage auch auf dergleichen Kleinigkeiten hinzuweisen.

Münzen und Wappen, den Schiffs- und Häuserbau, über Burgen und Kirchen, Klöster und Fürstensitze, Dorf- und Stadtanlagen aufgenommen. Den Abbildungen ist ein kurzer erklärender Text beigegeben.

Prag. Dr. Anton Frank.

Dr. Hermann Jaenicke, Lehrbuch der Geschichte. Zweiter u. dritter Teil. 3., nach dem Lehrplane von 1901 bearbeitete Auflage. Berlin, J. Weidmannsche Buchhandlung 1902, bezw. 1903.

Diese beiden Teile enthalten die allgemeine Geschichte vom Untergange des weströmischen Reiches bis zum westfälischen Frieden und von da an bis zu Kaiser Wilhelm II. Speziell für preußisch-protestantische Lehranstalten geeignet, behandeln sie vorzüglich die deutsche Geschichte und stellen warm die Geschicke Preußens und der Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern in den Vordergrund. Die Beurteilung eines solchen Buches ist für einen Katholiken und Österreicher keine Annehmlichkeit, denn durch das Ganze zieht sich der Gedanke: Loslösung von Rom und Gruppierung um Preußen und sein Herrscherhaus. Diese Auffassung bezweckt, in den jungen Herzen Sympathie für Luther und Patriotismus für Preußen-Hohenzollern zu wecken und zu steigern. Dies geht an, falls dabei die geschichtliche Entwicklung und Wahrheit nie zu kurz kommt, nie verletzt wird. Daß dies nie geschehen, kann der Ref. leider nicht zugeben; das Haus Habsburg kommt bei Jänicke nicht gut zuteil. — In der Rechtschreibung halten sich die beiden Bücher im allgemeinen an die neuen Vorschriften; Verstöße dagegen unterlaufen wenige. — Im II. Teil ist folgendes auszustellen: Der Lehrplan von 1901 verlangt die Erwähnung der für die Weltkultur bedeutendsten Kaiser Roms; dies geschah hier nicht, sondern wurde dem I. Teile zugewiesen. — Aquae Sextiae (S. 13) liegt nicht in Oberitalien, sondern in Gallia Narbonensis. — S. 13, Z. 3 v. u. stehe: 'des Batavers Klaudius Civilis'. — S. 14, Z. 1 u. stehe 'auf weströmischem Boden'. — Ob Odoakar ein Rugierfürst gewesen, läßt sich nicht so bestimmt behaupten wie hier (S. 15). — S. 16 stehe: 'des Apostels Paulus'. — Die Wesensgleichheit des hl. Geistes mit dem Vater präzisiert genau das Konzil von Konstantinopel 381. — Als Todesjahr des Bischofs Ulfilas nimmt die neueste Literaturgeschichte von Dr. Salzer das Jahr 383 an, nicht 388 (S. 17). — S. 22 wird es bei den Langobarden heißen müssen: sie wohnten zwischen der Weser und 'Elbe', nicht 'Erbe'. — S. 24 stehe bei Dardanien in der Parenthese 'Bulgarien'. — S. 27 stehe bei Taginae 'westlich von Ankona', nicht 'einem Dorfe unweit von Rom'. — S. 28 liest man: „Leo III. der Isaurier ('dieser wissenschaftlich ungebildete Herrscher') wollte das Christentum in möglichst reiner Gestalt herstellen"! S. 34 Trotz

„der überzeugenden" Abhandlung v. Sybels bleibt in der gewöhnlichen Annahme 496 als Bekehrungsjahr Chlodwigs. — S. 36 steht 'an der Spitze des Gefolges sitzt der Seneschalk'. — S. 37. Daß Graf vom griechischen grapheus = Schreibkundiger, abzuleiten, darf wohl bezweifelt werden. — Bei Pippin dem Älteren (S. 40) gilt gewöhnlich als Todesjahr 639, nicht 640.

Ist auch Stephan II. vier Tage nach seiner Wahl gestorben, so gilt er tatsächlich doch als Papst, weswegen der S. 41 u. 43 erwähnte Stephan der III. heißen muß. — Kolumban ist die lateinische Namensform (S. 42), während die einheimische Kolumba lautet (vgl. Jung, Bobbio, Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Bd. XX, S. 524 f.). — Der hl. Augustin (S. 48) starb 430, nicht 431. — Im Leben Karls d. Gr. ist manches zu tadeln; ob er „nach der alten Sitte der Frankenkönige stets mehrere Frauen zu Gemahlinnen" gehabt (S. 51), ist erst zu erweisen. — Lotharingien (S. 54) streift nicht ans Mittelmeer; Rom war nicht die Hauptstadt von Lothars I. Reich. — Werden (S. 54) Mainz, Worms und Speier als Anteil Ludwigs des Deutschen berührt, so erwähne man auch den rechtsrheinischen Besitz Lothars I. — Gewiß stieg die Macht der Päpste in der Karolingischen Zeit (S. 55), aber nicht so sehr infolge der pseudo-isidorischen Dekretalen (zugeschrieben dem Bischof Isidor von Sevilla [† 636]). Vgl. z. B. Knöpflers Lehrbuch der Kirchengeschichte § 87[3]. — Ludwig das Kind wurde am 4. Februar 900 in Forchheim zum König gewählt, Richter, Annalen des Fränkischen Reiches, nicht 899; S. 57 (auch die Zeittafel.) — Die Übertragung des Neuen Testamentes in das Slavische und der Gebrauch desselben beim Gottesdienste (S. 58) bedeutet wohl eine nationale Liturgie, aber noch keine nationale Kirche. Methodius starb 885 (nicht 866); Arnulfs Friede mit Svatopluks Söhnen ist 894 (nicht 844). — Heinrich I. ist kein Sachsen**kaiser**; es werde mit dem Beinamen 'Vogler' aufgeräumt. — S. 68 wurden nicht alle römischen Kaiser dieser Periode erwähnt. — Bruno, Erzbischof von Köln, stirbt am 11. Oktober 965. — Die Gründung Oldenburgs fällt in die Zeit Ottos II. (Richter, Annalen ad 974). — Leopold von Babenberg erhielt die Ostmark 976 (nicht c. 973 [Huber, Geschichte Österreichs, I. Band, S. 139]). — Heinrich II. (S. 67) wurde am 14. März 1145 heilig gesprochen. — Otto III., geb. Juli 980, war bei seines Vaters Tode (7. Dezember 983) drei Jahre alt (S. 65). — Klugnys Gründung (S. 69) ist 909. — Mit der Angabe, vom Abt von Klugny seien alle Vorsteher dieser zahlreichen Kongregation eingesetzt worden, ist zu viel behauptet, cf. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. I. Bd. § 20. 5. — Abt Odilo starb am 31. Dezember 1048 nicht 1040. — Simonie (S. 70) ist hier nicht richtig textiert. — Denselben Fehler birgt die Phrase: „Heinrich III. verzichtete auf die Simonie". — Der Gottesfriede *(treuga dei)* werde etwa so gezeichnet: es ist eine kirchliche Einrichtung, die unter

staatlicher Mithilfe der Fehdelust des kriegerischen Adels Schranken zu setzen sucht. — Ob 1045 drei Päpste gleichzeitig fungierten, ist nicht ohne Grund angezweifelt worden. Vgl. Hefele, Konziliengeschichte, 4², § 538. — (S. 70) stehe: Vier Päpste deutscher Abstammung, denn deutsche Päpste gibt es nicht. — Gregors VII. Universaltheokratie (S. 72) ist ein abgenütztes Schlagwort. — In der Beurteilung des Investiturstreites läßt sich prinzipiell nicht mit jemand rechten, der die volle Leitung der religiösen Angelegenheiten dem Staate zuweist. Das ist und war nicht Auffassung der Päpste, des Mittelalters, des Christentums. Es war Gregors Kampf eigentlich ein Kulturkampf. Stand man sich anfangs zu schroff gegenüber, so führte der Ausgang eines *modus vivendi* herbei. — Zur Kirchenbuße in Kanossa (S. 73) nötigte Heinrich IV. niemand; er rang hiedurch dem Papste die Befreiung vom Kirchenbanne ab. — Von „dem furchtbaren Eidschwur Heinrichs IV., den nur Gott gehört", weiß nur die Phantasie etwas. Die Veranlassung zur Untreue anfangs 1077 gab König Heinrich, nicht „die untreue Gesinnung der deutschen Fürsten". — S. 73. Otto I. suchte wohl eine Hauptstütze in den geistlichen Fürsten, aber nicht „durchaus". — Die Stelle: *dilexi iustitiam* usw. bezieht sich auf Ps. 45 (44) 8 (7), nicht 5. — Königtum und Kirche (S. 74) hielten damals in Deutschland eng zusammen, behauptet etwas zu viel, wenn auch die Mehrzahl der deutschen Bischöfe zu Heinrich IV. hielt. — Im Jahre 1112 fand nur eine Lateransynode statt, nicht ein Konzil. — S. 75. Zu Worms wurden nicht bloß die Bischofswahlen geordnet, sondern der Wahlmodus der geistlichen Reichsfürsten überhaupt. — Durch Ring und Stab wird in der katholischen Kirche nie eine Bischofsweihe erteilt; Investitur ist die Belehnung mit den weltlichen Gütern mittels des Szepters. Der Ausgang dieses Kampfes war für die Kirche nicht durchwegs „erfolgreich" (S. 75). — S. 76 stehe 'Weltchronik', nicht 'Weltchronisten.' — Zum „kaiserlichen Italien" (S. 77) gehört Venedig nicht. — Das Aussterben der französischen Karolinger erfolgt erst 1005; im Jahre 987 (nicht 967) wurden sie vom Throne verdrängt. — (Hugo) Capet weist hin auf seine Stellung als Laienabt, als welcher er eine capa trug. — Eduard III. (S. 79) heißt der Bekenner, weil er klösterliche Gelübde abgelegt und als Heiliger in die Kategorie der Bekenner = confessores, gehört. — Edessa und Tripolis (S. 83) wurden Grafschaften. — Vom Arelat ist § 35 die Rede, nicht § 36. — S. 84 stehe: 'Die geistlichen Ritterorden standen unter einem Groß(Hoch)meister'; ihr oberstes Kirchenoberhaupt war selbstverständlich der Papst. Der Name Johanniter dürfte vielleicht Johann dem Almosengeber († 616) entlehnt worden sein; später wählte man als allgemeinen Schutzpatron den hl. Johannes den Täufer. Rhodus ging diesem Orden verloren 1522; nach Malta kam er 1530. Die Wiederherstellung durch Friedrich Wilhelm III. (1812) und durch Fr. Wilhelm IV. (1852) ist keine *religio*, sondern

vielmehr eine *decoratio*, eine Verbindung des protestantischen Adels zu Werken der Charitas. Als Gründungsjahr des Deutschen Ordens gilt gewöhnlich 1191 (Friedrich von Schwaben † 1191). — Die Bezeichnung „hohenstaufische" (jetzt gebräuchlich „staufische") Kaiser trifft nicht immer zu, denn einige Staufen waren nur Könige. — Friedrich von Büren erhielt das Herzogtum Schwaben 1079 (S. 85), nicht 1080. Der Vorfall von Besançon (1157) ist nicht ganz richtig gegeben, denn Kardinal Roland wurde provoziert, worauf er erregt antwortete. — Die Angabe (S. 90) „küßte ihm (dem Papste) die Füße" bleibe fort, es war ein einfaches Zeremoniel. — Über den Tod Friedrichs I. in Saleph s. man: Historisches Jahrbuch 1881, Bd. II, S. 288 ff. — Ob Arnold von Brescia Mönch gewesen, darf nicht ohneweiters behauptet werden. Vgl. Histor. Jahrbuch, Bd. XVI, S. 277. — Nach Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 1. Bd., § 81. 1, gaben geistliche und weltliche Fürsten 1196 nur widerwillig, ja gezwungen dem Plane Heinrichs VI. die Zustimmung, während der Erzbischof von Köln, die niederrheinischen und westfälischen Großen und der Herzog von Zähringen dies verweigerten, also nicht „namentlich die geistlichen Fürsten allein widerstanden (S. 93) und der Papst". — Vor 1871 gibt es keinen deutschen Kaiserthron; Philipp von Schwaben war nicht Kaiser (S. 94). — Ein entschiedener Freund Friedrichs II. (S. 98) war Kardinal Sinibald nicht; er war jenem früher nicht abgeneigt. — S. 100 steht: „Man suchte — ganz verfehlt — den irdischen Schauplatz des Heilands zu erwerben, anstatt nach innerlicher Vervollkommung zu streben". Dieser Vorwurf ist zu stark; die vielen Heiligen und Orden dieser Zeit, die Scholastik und Mystik liefern den Beweis des ernsten Strebens auch nach innerlicher Vervollkommung. — S. 106 stehe „Hansa", denn dieses bedeutet ja Bund (S. 121). — Über die Inquisition (S. 107) vgl. man z. B. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, S. 122[3]. — Franziskus war der Sohn eines reichen Kaufmannes in Assisi. — Über Scholastik und Mystik handelt recht klar Michael, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. II u. III. — Bonaventura († 1274) überragt den Duns Scotus (S. 108). — Sonderbar ist, was hier der Verf. den Scholastikern bezüglich des Abendmahles zumutet.

Wenn (nach S. 111) die *magna charta libertatum* gegen das Regiment des Königs und die Übermacht der Geistlichkeit ertrotzt worden, warum gewährte man dann die freie Wahl der Bischöfe? Gerade diese traten für die Herausgabe des Freiheitsbriefes ein. — Bonifatius VIII. mit „t" zu schreiben liegt kein Grund vor, denn der Name des Apostels von Deutschland Bonifatius hat eine ganz andere Ableitung. — Bei der Wahl des englischen Prinzen Richard gab vielmehr dessen Verwandtschaft mit den Welfen (Heinrich dem Löwen und Mathilde, Richards Tante) den Ausschlag. — S. 115 stehe: „Adolf kaufte Albrecht dem Unartigen... Thüringen ab" oder „er kaufte von... das Land Th.", nicht: „er kaufte von

demselben... ab". — Bei Albrecht I. (S. 116) stehe: „er zögerte mit der Übergabe des Erbes an seinen Neffen", nicht: „er enthielt ihm das Erbe vor". — Friedrich der Schöne ist der älteste der damals (1314) lebenden Söhne Albrechts I. — Beim ewigen Bunde 1291 (S. 117) war nur die Gemeinde Nidwalden beteiligt, also ein Teil des Kantons Unterwalden. — Trausnitz (S. 118) liegt an einem Nebenflusse der Nab, an der Pfreimd. Dem Vertrage von Trausnitz sollten alle Brüder Friedrichs, nicht bloß Leopold, beitreten. — Dieser Kampf unter Ludwig IV. war nicht gegen das Priestertum und die Kirche gerichtet wie hier steht, denn Priester und Kurfürsten traten gegen damalige Verhältnisse (Päpste in Avignon) auf; daß hiebei Ludwig, der übrigens kein Charakter ist, „keine Verdemütigung verabsäumt habe", ist zu stark. — Wo berührte König Ludwigs IV. Hausmacht das adriatische Meer? — S. 120 stehe: *privilegium de non evocando et de non appellando*, nicht *seu*, denn das sind zwei Vorrechte. — Die Wahl Urbans VI., auch vom Kardinal Robert von Genf (Klemens VII.) als kanonisch anerkannt (Pastor, Gesch. d. Päpste. I², S. 661—688), ist nicht richtig gegeben. — An den eigentlichen Sitzungen des Konzils von Konstanz (S. 124) beteiligten sich weltliche Fürsten nicht. — Die Eifersucht auf den Luxemburgischen Kaiser Sigismund trieb den Landesfürsten von Tirol, Friedrich m. d. l. Tasche, nicht zur Partei Johanns XXVIII. (S. 124). Dieser Papst starb in Florenz 1419, nicht bei Rom (S. 125). — Der Durchführung einer allgemeinen Reform waren vielmehr die einzelnen Nationen abgeneigter als der Papst. — „Kelch und freie Predigt" als Inhalt der Prager Kompaktaten (S. 127) bedarf einer notwendigen Ergänzung. — Die Hussiten unternahmen auch nach Österreich Streifzüge. — S. 128, Anm. 1 liest man, daß in Österreich Friedrich der Schöne als der III. gezählt wird und daher Albrechts II. Nachfolger als Friedrich IV. Ein Blick in ein österreichisches Geschichtslehrbuch, z. B. Gindely-Mayer, Zeehe, wird den Verf. belehren, daß dem nicht so ist und daß dieser Friedrich gewöhnlich als der III. erscheint. — Das freie Geleite kündigte Friedrich III. der Versammlung von Basel am 10. Juli 1447. Das Wiener Konkordat ist geschlossen 1448: also hier unrichtig eingereiht (S. 128). — Das Abendland bekommt (S. 129) den Vorwurf, 1453 den Kaiser von Konstantinopel im Stiche gelassen zu haben; wer hätte hier mit Erfolg eintreten können? — Die Notiz über den Titel Erzherzog 1359 mag (S. 131, Anm. 1) füglich wegbleiben. — Die Erwerbung des burgundischen Besitzes (S. 131) verdient in Rücksicht auf Habsburg und Deutschland eine bessere Würdigung. — S. 133 geschieht der *lex salica* gar nicht Erwähnung. — Johanna d'Arc bringt es (S. 134) zu einem „vaterlandsliebenden, religiös-schwärmerischen Mädchen", während sie, die tatsächliche Retterin Frankreichs vor den Augen ihrer Landsleute und der Engländer im 15. Jahrhundert, einigen neueren Forschern als volle Sage erscheint!

— Das Vorgehen spanischer Herrscher gegen Andersgläubige (Araber, Juden) verdient nicht als „Glaubenswut“ bezeichnet zu werden, „welche den spanischen Namen bei der Nachwelt schändete“ (S. 136). — Die (vier) Seereisen des Kolumbus beginnen 1492 und enden 1504 (S. 136), nicht 1502. — Pizarro bezwang Peru 1532 (S. 137). — Die Demarkationslinie zwischen dem portugisischen und spanischen Besitz zieht Alexander VI. 1493, nicht 1494 (S. 137). — An der Spitze des Freistaates Florenz stand Savonarola nicht; wohl übte er auf denselben einen mächtigen Einfluß aus. Er wurde ein Opfer seines Ungestüms und der politischen Gewalt (S. 138). — Die Päpste der Zeit um 1500 waren überaus verweltlicht; ihre Würde, ihr Ansehen litt sehr darunter; der Verf. meint (S. 139), „dies habe bei der allgemeinen materiellen Zeitrichtung denselben keineswegs geschadet“. Die nachfolgende Zeit beweist das Gegenteil (V. Laterankonzil, Kardinal Kajetan, Gravamina). — S. 141 tadelt der Verf. Max' I. Hauspolitik; jedenfalls hatte hiebei Max die Größe des Deutschen Reiches mehr im Auge als die deutschen Fürsten (Bertold von Henneberg).

Humanismus und Renaissance gelten (S. 143) dem Verf. als Wiederaufleben der altklassischen Studien. Deren Hebung durch die Unionskonzilien des 15. Jahrhunderts darf nicht unerwähnt bleiben. — Michelangelo starb 1564; Erasmus 1536; bei Reuchlin stehe: aus Pforzheim in Baden. — Thomas von Kempen u. dgl. sind wohl wahre „Verbesserer“, aber keine Vorläufer Luthers. — Was sich der Verf. unter Ablaß (= Indulgenz) vorstellt, ersieht man nicht; aus der ganzen Fassung erkennt man nur, daß derselbe etwas anderes versteht als Leo X., der Erzbischof Albrecht von Mainz, Johann Tetzel, überhaupt die katholische Kirche. — Luther hat tatsächlich in Augsburg Wiederruf geleistet, aber nur auf ganz kurze Zeit. — Karl (S. 148) wurde am 28. Juni 1519 zum König gewählt, also regierte er von 1519—1556. Karl war eine ehrliche, kluge Natur, nicht verschlagen (S. 149). — In der Beurteilung dieses Herrschers Luther gegenüber, besonders in Worms, tritt des Verf.s Subjektivismus stark hervor. — Bezüglich der Rückdatierung des Wormser Ediktes durch den Legaten Leander vom 26. Mai auf den 8. d. M. ersehe man das Unbegründete dieser Annahme aus Janssens Geschichte des deutschen Volkes, Bd. II[18], S. 184. — Der „kühne“ Feldhauptmann Franz von Sickingen (S. 150) ging eigenmächtig vor. — Nach des Verf.s Ansicht entstand durch Luther (S. 153) „ein Gottesdienst, der vom Volke nicht mehr durch eine Kluft getrennten Männern oblag“. Daselbst entwirft der Verf. ein Bild über Karls V. Reich, falls er auf die Seite der Reformation getreten wäre; er meint, Karl hätte damit die kaiserliche Macht mit der kirchlichen in einer Person vereinigt, er würde, den damaligen Aufschwung des deutschen Volkes benutzend, sicherlich mit Beseitigung der Fürstenmacht eine Monarchie begründet haben, wie sie in den anderen westeuropäischen

Ländern bereits seit längerer Zeit bestand, und seine Machtstellung in Europa wäre viel gewaltiger geworden als die Karls des Großen! Franz I. von Frankreich sah (S. 159) in Karl „nicht mit Unrecht den Unterdrücker der allgemeinen Freiheit Europas"! Das ist nicht Geschichte, sondern Phantasie! Über diesen König Franz meint der Verf., er habe beim eventuell besten Willen den Frieden von Madrid nicht halten können. — Karls Macht erreichte ihren Höhepunkt nicht 1529 (S. 155), sondern 1547 infolge des Sieges bei Mühlberg. — Die katholische Mehrheit bezeugte in Speier den Lutheranern ein Entgegenkommen in der Einschränkung des Wormser Ediktes (S. 155). Karl beabsichtigte nie mit Waffengewalt vorzugehen, 1547 nur soweit es sein mußte; er war stets auf eine friedliche Abmachung bedacht. — Karl V. kannte das Wesen der katholischen Kirche zu gut, als daß er sich zur Ansicht versteigen konnte, eine Versöhnung auch ohne Papst und Konzil herbeiführen zu können (S. 162). — Moritz von Sachsen wurde „aus einem Verräter des Protestantismus der Retter desselben" (S. 163); aber wodurch? Durch Reichsverrat! „Hiedurch wurden", lesen wir dort, „die stolzen Pläne des Kaisers vereitelt, der dann aus Ingrimm den Mordbrenner Albrecht von Brandenburg-Kulmbach begünstigte". — Karl verhängte über ihn die Reichsacht! So etwas richtet sich selbst. — Das Konzil von Trient präzisiert die Glaubenslehren klar, scharf, nicht schroff (S. 165). — Über den General der Gesellschaft Jesu sagt der Verf. (S. 165): „An der Spitze stand ein General, der alle Mitglieder zu dem einen großen Zwecke, den Kampf gegen den Protestantismus, vereinigte". Wer so etwas schreibt, hat die Konstitutionen dieses Ordens nie eingesehen. — Weder Luther noch Kalvin erfaßten die Lehre des hl. Augustin über die Prädestination (S. 166) richtig. — Servede ist kein spanischer Theologe (S. 166), sondern ein Arzt. — Der angebliche Plan der Guisen, ihrem Könige außer der Krone von Frankreich und Schottland auch die von England zu verschaffen (S. 167) und hiezu die gesamte katholische Welt zusammenzuhalten und die Reformation in Frankreich mit der Wurzel auszurotten, ist ein Phantasiestück. Die improvisierte Balgerei von Vassy figuriert (S. 167) als Bluttat Bewaffneter gegen Wehrlose. — Wer tat Heinrich III. in den Bann? (S. 169). — Heinrich IV. beabsichtigte Frankreichs Hegemonie in Europa, nicht bloß Erhaltung des politischen Gleichgewichts (S. 169). — Über den Aufstand der Niederländer kann der Verf. mit Nutzen Einsicht nehmen in Janssens „Schiller als Historiker". — Rembrandt starb 1669 (nicht 1674 [S. 174]). — Die Losreißung Englands von Rom geschah nicht freiwillig, wie (S. 176) der Verf. meint, sondern der blutdürstige Tyrann Heinrich VIII. erzwang sie; er verdient den Beinamen der 'Blutige', nicht seine Tochter Maria (S. 177); über die handelt Zimmermann, Maria die Katholische. — Die „unüberw liche" Armada (S. 179) kennen die Zeitgenossen nicht, sondern

die Armada. — Jakob I. war nicht protestantisch (S. 180), sondern in der anglikanischen Religion erzogen worden. — Der Fall von Donauwörth (S. 183) ist nicht verständlich gegeben; daher erscheint hier die Bildung der Union als Notwehr. — Wohl nicht die Habsburger strebten das *dominium maris Baltici* an (S. 189), sondern vielmehr Gustav Adolf. — Dieser verließ zuerst das Lager von Nürnberg (S. 190), während sich Wallenstein erst fünf Tage darauf nach Norden wandte. — Wallenstein war der eigentliche Verräter, nicht einige seiner Generäle (S. 191). Warum heißt der Kampf von 1632 an der schwedisch-französische, da doch Frankreichs Waffen erst 1635 eingriffen? — Was der Verf. beim Abschlusse des Friedens von 1648 über die Hohenzollern (S. 194) bringt, mag füglich wegbleiben; diese betrieben mehr Hauspolitik, als dies bei Albrecht I. (S. 116) und bei Max I. (S. 141) gerügt wird. — Zu den Habsburgischen Ländern (S. 195) gehörte 1648 auch Steiermark. — Portugal hatte in dieser Zeit auch Besitzungen an den Küsten Afrikas (S. 196). — In der Zeittafel stehe bei Odoaker S. 15; bei Otto II. S. 64; bei Otto III. S. 65; bei Heinrich IV. S. 70; bei den Omajaden S. 79; bei Lothar von Sachsen S. 85; bei Friedrich Barbarossa S. 87; bei Friedrich II. S. 95; bei England S. 110. — Das Haus Plantagenet blieb in der Zeittafel unerwähnt. Ferner stehe: bei Luther S. 146; bei Karl V. S. 148; bei Ferdinand III. S. 192. — Zwingli ist in der Zeittafel nicht erwähnt. — Die Stellung Ferdinands I. und Max' II. zum Protestantismus ist nicht dieselbe, nämlich eine Begünstigung desselben (S. 202): Ferdinand I. zwangen die Zeitverhältnisse, den Protestantismus bestehen zu lassen, während Max II. demselben gewogen war.

III. Teil. Unter Kromwell und Konsorten galt Gewissensfreiheit (S. 3) nur insoferne, als man ihren Ansichten huldigte. — Der elende Karl II. von England verpflichtete sich Frankreich gegenüber, zum Katholizismus überzutreten (S. 4) nur für seine Person. — Daß der Herzog von York vor 1673 (Testakte) Katholik sei, war nur eine Vermutung. — Die Hauptabsicht Wilhelms von Oranien bei seiner Landung in England war, seinen Schwiegervater Jakob II. von der Verbindung mit Frankreich (III. Raubkrieg) abzubringen. — Der Krieg der Fronde ist 1648—53 (nicht 1655, S. 8). — Beim Devolutionsrecht (S. 10) soll erwähnt werden, daß M. Theresia ein Kind der ersten Ehe Philipps IV. gewesen, Karl II. aber der zweiten. — Bischof Kornelius Jansen starb 1638, nicht 1683 (S. 15, Anmerkung). — Man schreibt 'Starhemberg', nicht Stahremberg (S. 12). — Turenne (S. 14) trat bereits 1652 während des Fronde-Krieges zur Partei des Königs über. — Corneille (S. 16) starb 1684, nicht 1685. — S. 21 steht: Albrecht von Brandenburg habe das Deutsche Ordensland säkularisiert, um dessen vollen Anfall an Polen zu verhindern! — Bezüglich der Rechtsfrage der schlesischen Herrschaften (S. 26 u.

S. 45 f.) nehme man Einblick in das Werk „Der österreichische Erbfolgekrieg 1740—48“ besonders I. Bd., 2. Teil, S. 941 ff., herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. — Nach der Praxis ist die „rechte Duldsamkeit aller Hohenzollern“ (S. 27) vielleicht nicht eine Duldsamkeit zu nennen. — S. 30 stehe: „Josef Ferdinand . . e i n direkter Nachkomme Philipps IV.“, da es deren noch andere gibt. — Die Teilungsprojekte Spaniens (S. 30) fanden statt vor der Einsetzung des bayerischen Kurprinzen als Universalerben. — Wie Schlesien an Preußen fiel, wird ganz harmlos hingestellt (S. 46). Begreiflich, daß ein Land, unvermutet überfallen, ohne entsprechende Wehrmacht, nicht schwer überwältigt wird! Den zweiten schlesischen Krieg unternimmt Friedrich II., wie der Verf. meint, aus einem einfachen Mißverständnis (S. 47). Kaunitz wünschte eine Verbindung mit Frankreich; aber erst die englisch-französische Verwicklung und die englisch-preußische Abmachung (16. Januar 1756) erzeugten dieselbe (Mai 1756). — Zu den Dissidenten (S. 60) gehören die Protestanten und die nichtunierten Griechen (nicht die griechischen Katholiken, i. e. die unierten Griechen). — Weil der Minister Kaunitz das Zipser Komitat besetzte, nahm aus Nachahmungstrieb (S. 62) Friedrich II. das Elbinger Gebiet! — Bei der ersten Teilung Polens erhielt Preußen 35.000 *km*², Österreich 72.000 *km*² und Rußland 115.000² *km*; mithin fiel Österreich das Zweifache (nicht das Vierfache [S. 61]) und Rußland etwas über das Dreifache (nicht Fünffache) des preußischen Anteiles zu. Für diese preußische Erwerbung als „eines einstigen Besitzes des Deutschen Ordens“ findet nach des Verf.s Ansicht Friedrich II. sogar einen Rechtsgrund. — Beim Innviertel (S. 62) stehe „ein Landstreifen am Zusammenfluß von Donau und Inn mit Braunau und Ried. — Bei der Bildung des Fürstenbundes (S. 62) verfolgte Friedrich II. in erster Linie preußische Interessen; das Deutsche Reich war ihm nur Aushängeschild. — Daß der Verf. das Wirken Struensees, des „geistvollen“ Pombal, den Kampf gegen die Jesuiten lobt, versteht sich von selbst; ihm erscheinen „die romanischen Staaten Südeuropas in einem Traumleben, das sie so lange geführt und aus welchem sich loszumachen sie sich ernsthaft anstrengen, um den germanischen Staaten ebenbürtig zu werden“ (S. 66). — Maria Antoinette (S. 71) war wohl der einzige Mann am Hofe Ludwigs XVI.; sie verdient eine bessere Zeichnung als hier. — Der Einfluß des amerikanischen Freiheitskampfes (S. 74) auf Frankreich darf nicht unberührt bleiben. — S. 76 stehe beim Grafen von Artois „der jüngere Bruder des Königs“; übrigens könnte diese Ausgabe ganz entfallen. — Was ist denn ein Jakobinerkloster (S. 77)? — Die Jakobiner arbeiteten (S. 78) sämtlich für die Herstellung der Republik; hiebei traten die Girondisten mehr loyal auf; letztere bildeten daher nicht die radikalen Elemente ihrer Partei (S. 81). — Die Schlacht bei Jemappes war am 6. November 1792. — Die Ebene heißt La plaine (nicht La

pleine) S. 81. — Der schlimmste Spießgeselle war wohl Robespierre selbst (S. 84). — Der Basler Friede 1795 bekommt folgende Darstellung: „Friedrich Wilhelm II. gab dem Rate seiner Minister nach und zog sich von dem Kriege überhaupt zurück. Denn wer anders hatte einen Vorteil von seiner Opferfreudigkeit als Rußland und Österreich, die hinter seinem Rücken Ränke schmiedeten und sich in Polen bereichern wollten. So entschloß sich der König 1795 zu dem Separatfrieden von Basel, in dem er an Frankreich die linksrheinischen Besitzungen gegen die geheime Zusicherung abtrat, in Deutschland selbst entschädigt zu werden; zugleich setzte man eine Demarkationslinie (etwa von Bonn über Kassel nach Eger) fest, nördlich deren alles deutsche Land unter Preußens Vorherrschaft bleiben sollte“ (S. 85)! — S. 85, Z. 12 u. stehe 'Moreau'. — Einen Teil der Schuld an der Errichtung der helvetischen, römischen und parthenopäischen Republik schreibt der Verf. den bezüglichen Regierungen aufs Kerbholz, weil „sie seit länger als einem Jahrhunderte jeglichen Fortschritt verhindert hätten“ (S. 88). — Nach der Angabe (S. 88) plante Napoleon, „von Ägypten über Syrien nach Konstantinopel zu ziehen“. — Carnot war wohl für den Sturz des kraftlosen Direktoriums, aber nicht für die Herstellung des Königtums (S. 89). — Was den Gesandtenmord von Rastatt betrifft, ist durch die „Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes 1799“, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv in Wien, XI. Bd. 1899, so viel sicher gestellt, daß daran die Szekler Husaren und die österreichische Regierung unbeteiligt waren. Abhandlungen so wichtiger Natur, auf den direkten Quellen aufgebaut, verdienen die vollste Beachtung. — S. 94 spricht der Verf. von „schmählichem“ Frieden in Preßburg; ja wer verschuldete ihn denn? Kann sich Preußen (Graf Haugwitz) davon rein waschen? — Die „vollständige Selbstherrlichkeit der Rheinbundesfürsten in ihren Gebieten“ (S. 95) stand wohl auf dem Papier; in Wirklichkeit waren sie Napoleons untertänige Schleppträger. — S. 99, Z. 6 ob. stehe 'Dekret'. — Der Hauptgrund der Trennung Napoleons von der von ihm hochgeschätzten Josephine lag im Mangel eines Thronerben. Der Verf. meint, Napoleon habe sich von Josephine getrennt und die Verbindung mit einem rechtmäßigen Fürstenhaus angestrebt, um den Flecken eines Emporkömmlings zu entfernen (S. 105). Deswegen blieb der Kaiser doch ein Emporkömmling und so feinfühlig war er im Notfalle nicht. — S. 106 ist bemerkt, Friedrich Wilhelm III. sei in seiner Gewissenhaftigkeit an der Neige 1812 auf 13 dem französischen Bündnisse treu geblieben. — Die Erwerbung Tirols (um Brixen und Trient vermehrt) ist kein neuer Besitz Österreichs (S. 112). — Infolge des Wiener Kongresses erhielten nicht bloß die Niederlande für Luxemburg und Dänemark für Holstein und Lauenburg (S. 113), sondern auch England für Hannover (bis 1837) beim Deutschen Bunde Sitz und Stimme. — Die erste

Pferde-Eisenbahn auf dem Kontinente ging von Linz nach Budweis 1828, während die erste Lokomotiv-Eisenbahn 1837 das Marchfeld durchfuhr; also nicht jene Linie Nürnberg-Fürth seit 1835 (S. 116), bezw. Leipzig-Dresden (1837). — Johann VI. floh mit dem königlichen Hofe nicht 1808 (S. 120) vor Napoleon nach Brasilien, sondern im November 1807 (S. 102). — Österreich wurde Verfassungsstaat durch das Oktoberdiplom 1860; nicht erst durch das Februarpatent 1861 (S. 138). — Die Ansicht, eine Einigung Deutschlands im Sinne der großdeutschen Partei mit Österreich an der Spitze wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen (S. 138), ist nicht stichhältig; zum Gelingen fehlte der gute Wille von Seite der Kleindeutschen. — Das Konzil 1869/70 heißt das vatikanische (S. 145); speziell lag die Absicht, über die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes zu entscheiden, in der Berufung desselben (S. 146) nicht. — Der Ausdruck „Geistliche" sagt mehr als die Votanten des Konzils, der „Geistliche (S. 146) sagt nicht dasselbe wie Bischöfe und bischöflich Jurisdiktionierte". — Auch „Christen" (ebenda) und „Katholiken" decken sich nicht. — König Humbert regierte von 1878—1900 (29. Juli), nicht 1901 (S. 146). — Der Äußerung gegenüber (S. 150), der Reformplan des Kaisers Franz Joseph I. habe nur eine Machterweiterung Österreichs im Auge gehabt, sei die Bemerkung gestattet: beabsichtigten nicht die preußischen Unionsvorschläge in erster Linie Deutschlands oder Preußens Machterweiterung? — In der „tiefsten Erniedrigung" schmachtete Deutschland seit 1795 (Basler Friede) und nicht in der Zeit vor Bismarck (S. 150). — Warum konnte Preußen mit Recht geltend machen (S. 150), daß der ins Auge gefaßte Herrscher von Schleswig-Holstein ihm das gesamte Heer-, Post- und Telegraphenwesen zu unterstellen habe? — Auf wessen Seite die Hauptschuld des Krieges von 1866 liegt, ist wohl kaum zu bezweifeln; über die Rechtsfrage entschied das Schwert. Das „Genealogische Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser" (1902) kennt nur eine Freiherrenfamilie von Gablenz; hier steht (S. 151 und 152) von der Gablentz. — Bei den Präsidenten der französischen Republik (S. 161) blieb der unmittelbare Nachfolger Carnots aus, Kasimir-Perier, der ein halbes Jahr regierte. — Alphons XIII. ist geboren am 17. Mai 1886, daher nicht König seit 1885 (S. 156, Anm.) — S. 165 liest man: „Das (Deutsche) Reich verbot alle Orden, die nicht der Krankenpflege dienten, besonders den Jesuitenorden." Diese Angabe ist wohl für Preußen giltig, nicht aber z. B. für Bayern, wo die Benediktiner und die verschiedenen Zweige der Minoriten verblieben, obwohl Seelsorge und nicht Krankenpflege ihre Hauptbeschäftigung war. Aufgehoben wurden der Jesuitenorden und die demselben Affilierten — ein besonders in Preußen weit gedehnter Begriff. — Sehr gerne wird zugestanden, daß unter Kaiser Wilhelm I. für Preußen-Deutschland Großes geleistet wurde und daß seine ehrwürdige, pflicht-

erfüllte Gestalt alle Verehrung besonders in Preußen verdient; aber daß vor ihm noch nie ein Herrscher auf Erden so viel Verehrung und Liebe genossen (S. 167), ist doch der Begeisterung zu viel. — Fürst Otto von Bismarck, nach der Ansicht des Verf.s (S. 150) „der bedeutendste Staatsmann aller Zeiten und Völker, besonders wegen seiner stets ehrlichen, streng sittlichen Verfahrungsweise", wurde 1890 (nicht 1900) von seinem eigenen Kaiser entlassen (S. 169)! — Nordamerika (S. 170) und die „Vereinigten Staaten" bedeutet nicht dasselbe. — Kuba und Portoriko (S. 170) gelangten nicht in gleicher Weise unter die Vereinigten Staaten, denn jenes ist nun selbständig. In der Zeittafel kommt manche Unrichtigkeit, Ungenauigkeit vor. § 76 blieb in der Zeittafel unerwähnt. Daselbst stehe: 1824—1830 Karl X. und die Julirevolution S. 120 (nicht S. 122). — Bei der Stammtafel der Habsburger (S. 181) stehe: Karl V., Kaiser 1519 (nicht 1520); ferner Kaiser Ferdinand I. von Österreich: 1835—1848. — Erzherzog Karl Ludwig starb 1896; dessen Vater heißt Franz Karl.

Es ist zu bedauern, daß der Wert dieses vielfach sehr guten Lehrbuches durch gar manche Unrichtigkeit vermindert wird. Hebung der Liebe und Verehrung zur Dynastie und zum Vaterlande ist Pflicht der Schule, aber dies erfolge auf Grund der historischen Wahrheit. „*Primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat.*" Leo XIII. 13. August 1883.

Hall (Tirol). P. Adjut Troger.

Klar M., Die Erdkunde. VII. Teil: Gelcich E., Die astronomische Bestimmung der geographischen Koordinaten. Leipzig und Wien, Deuticke 1904. — XVI. Teil: Schurtz H., Völkerkunde. Leipzig u. Wien, Deuticke 1903.

Mit dem erstgenannten Buche beabsichtigt der Verf., „den angehenden Geographen mit den vorzüglichsten Methoden der geographischen Ortsbestimmungen bekannt zu machen". Er gesteht in der Vorrede die Schwierigkeiten ein, die ihm die Auswahl des Stoffes mit Rücksicht auf den Zweck des Gesamtwerkes bereitete. Mußte er doch mit einem nicht gerade großen Maße mathematischer Kenntnisse rechnen und daher darnach trachten, mit dem sphärischen Kosinussatze sein Auskommen zu finden. Mit dem Abschnitte über die „Bestimmung des Standes und des Ganges einer Uhr gegen die Ortszeit eines beliebigen Meridians" beginnt die Reihe von Erörterungen, die, wie es dem Ref. scheint, außerhalb jener Aufgaben gelegen sind, die das Gesamtwerk vor Augen hat. Die Klarheit und Einfachheit, mit der sowohl dieses Kapitel als auch die folgenden behandelt werden, die sich mit der Bestimmung der geographischen Breite und Länge eines Ortes, sowie

der Festlegung der geographischen Schiffsposition in der Navigation beschäftigen, verdient ebensolche Anerkennung wie die zahlreichen rechnerisch durchgeführten Beispiele. Aber gerade sie sind ein sprechender Beweis für die Schwierigkeit der Probleme, für deren verständnisvolle Lösung nicht nur eine intensive mathematische Vorbildung, sondern vor allem auch eine gründliche praktische Schulung an der Hand der Instrumente Voraussetzung ist. Darum wird das Buch selbst dem Lehrer, der den Drang in sich fühlt, forschend auf dem behandelten Gebiete tätig zu sein, nicht ausschließlicher Wegweiser sein können, während es dem, der es nur zur Erweiterung seines geographischen Wissens zur Hand nimmt, lediglich einen Einblick in einen streng begrenzten Teil der Wissenschaft eröffnet, der seinen Zwecken entsprechend auch auf kleinerem Raume hätte dargestellt werden können.

Der Verf. des XVI. Teiles bietet in seinem Buche einen reichen Inhalt. Er gliedert den Stoff in drei Hauptabschnitte. Einer Besprechung der physischen Eigenheiten der Völker folgt eine solche des Wesens und der Entstehung der Rassen, sowie der Versuche, sie in ein System zu bringen. Die Beschreibung der Merkmale der einzelnen Rassen leitet zur Erörterung anthropogeographischer und vor allem sprachkundlicher Fragen hinüber. Sie alle bilden als Grundlagen der Völkerkunde den ersten Hauptteil. Der zweite, die vergleichende Völkerkunde, befaßt sich mit der Gesellschafts-, Wirtschafts- und Kulturlehre. Der Verf. vermittelt innerhalb der Darstellung des Werdens der gesellschaftlichen Formen und der Entwicklung der verschiedenen Wirtschaftsarten im besonderen aber in der schönen Schilderung des stofflichen und geistigen Kulturbesitzes eine Fülle von anziehenden Einzelheiten, die mehrmals nur etwas zu knapp gehalten sind. Gegenüber ihnen tritt der dritte Teil, den Völkern der Erde gewidmet, stark in den Hintergrund. Das Buch ist vermöge seiner, das Wesentlichste erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes geeignet, über die wichtigsten Fragen in übersichtlicher Weise zu orientieren. In diesem Sinne wird es auch dem Lehrer manchen guten Dienst zu leisten vermögen. Besondere Erwähnung verdient die Anleitung zu selbstständiger Arbeit auf dem Gebiete der Völkerkunde, in der der Verf. zeigt, daß selbst innerhalb des europäischen Kulturgebietes auch von solchen schätzenswerte Beiträge geliefert werden können, die nicht zu den zünftigen Vertretern des Faches zählen. Zum Schlusse sei bemerkt, daß das Buch mit 34 Textabbildungen ausgestattet ist, die verschiedenen völkerkundlichen Werken entstammen.

Preuschen, E. Dr. Liz., Leitfaden der biblischen Geographie. Mit 6 Ortsansichten in Tondruck. Gießen, Roth 1904. Preis 1 Mk.

Das Büchlein ist in erster Linie als erläuternder Text zu den von der Frau des Verf.s entworfenen Palästinabildern gedacht. Der

Verf. will dem Lehrer in großen Zügen das bieten, was „zur geographischen Erläuterung der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testamentes nötig" ist. Er benutzt hiezu eine Reihe von Quellen, die er im Vorworte teilweise verzeichnet. Im Texte verweist er nicht mehr auf sie, er zählt auch die Spezialliteratur nicht auf, weil „der Sachkundige leicht ersehen" kann, was er den Quellen verdankt, „dem Laien aber mit einer Aufzählung der Literatur wenig gedient ist". Ref. kann nur über das rein Geographische berichten. Inwieweit die im Buche niedergelegte Auffassung sich mit dem theologischen Standpunkte verträgt, entzieht sich seiner Beurteilung. Er kann daher auch nicht entscheiden, ob das Büchlein, wie der Verf. meint, „auch den Schülern in die Hand gegeben werden kann". Der Stoff ist in drei Abschnitte gegliedert: Palästina, Die Länder der benachbarten Heiden, Die Stätten der apostolischen Missionsarbeit. Am ausführlichsten ist der erste behandelt, der letzte oft ziemlich aphoristisch. Nicht recht einzusehen ist, warum Palästina zuerst im allgemeinen und dann im besonderen beschrieben wird. Ist auch das Material im allgemeinen zu einem gut lesbaren Bilde des Landes verarbeitet, so hätte doch der eigentümliche Charakter Palästinas als eines Tafellandes bedeutend schärfer gekennzeichnet und sein Bau in seiner Stellung zur Tektonik Vorderasiens und Ostafrikas eingehender gewürdigt werden sollen. Wir hören fast durchwegs von Gebirgen, ja das Westjordanland wird in seiner Gänze als fortlaufender Gebirgszug angesprochen. Präzise ausgedrückt ist dies nicht. Das geographische Moment tritt überdies mehrmals auf Kosten des historischen in den Hintergrund. So sehr wir zugeben, daß das Thema ein Eingehen in historisch-geographische Fragen verlangte, glauben wir doch nicht, daß es notwendig war, innerhalb eines geographischen Leitfadens die Götter der Philister, alte Tempelanlagen oder die Cheopspyramide zu beschreiben und Historisches heranzuziehen, was dem Leser aus der Bibel bekannt sein muß. Dem Lehrer wird das Büchlein vielleicht gerade wegen seiner Vielseitigkeit sehr erwünscht sein, aber dann hätte ein anderer Titel gewählt werden sollen. Zum Einzelnen sei bemerkt, daß wohl der Spiegel des Toten Meeres „die tiefste natürliche Einsenkung der Erdoberfläche" darstellt, nicht aber das Becken selbst. Die Höhe des Ölberges ist auf S. 22 und 27 verschieden. Bei den Zahlen konnte bei der vielfachen Unsicherheit wohl darauf verzichtet werden, Genauigkeit bis auf die Einer anzustreben. Welchen Wert hat es beispielsweise, die Einwohnerzahl Smyrnas mit 310.587 anzugeben! Die Bekaa dürfte doch etwas fruchtbarer sein, als sie auf S. 44 geschildert wird. Die beigegebenen Bilder, verkleinerte Wiedergaben der früher genannten Palästinabilder, sind wegen der Reproduktionsart wertlos.

Heiderich, Dr. Franz, Hölzels Schulwandkarte von Asien. Politische Ausgabe. Maßstab 1 : 8,000.000.

— — Hölzels Schulwandkarte von Australien und Polynesien. Stiller Ozean. Mollweidesche flächentreue Projektion. Maßstab 1 : 10,000.000. Wien, Verlag von Ed. Hölzel 1908.

Es sei gleich von vorneherein betont, daß beide Karten eine erfreuliche Bereicherung des Anschauungsapparates der Mittelschule bilden. Ersterer ist die bereits früher besprochene (vgl. diese Zeitschrift 1902, S. 1104) physikalische Wandkarte von Asien zugrunde gelegt. Sie vermittelt unter Verwendung eines milden Flächenkolorits ein klares und, wie besonders hervorgehoben werden mag, ruhiges und schönes Bild der Besitzverhältnisse im genannten Erdteile. Dadurch, daß sie den Titel in die rechte untere Ecke verlegte, gewann sie Raum für die Erweiterung des Bildes von Europa, was mit Rücksicht auf die anschauliche Vergleichbarkeit der Flächen nur zu billigen ist. Vervollständigt wird das politische Bild durch die Eintragung der Eisenbahnen, Dampfschiffahrtslinien und Kabelverbindungen. Zwischen Strjetensk, welchen Ort man als gegenwärtigen Endpunkt der eigentlich transsibirischen Bahn in der Karte vermißt, und Chabarowsk sollte keine Bahnstrecke gezeichnet sein, da sich die russische Regierung entschloß, beide Orte bloß durch eine Kunststraße zu verbinden. Die Karte trennt nur Orte von über und unter 100.000 Einwohnern. Mit Unrecht gibt sie die Signatur der letzteren auch ganz kleinen Siedelungen, wie z. B. den Oasen der Libyschen Wüste. Einer Änderung bedarf das Ortszeichen bei Surakarta, Surabaya, Brussa und Isfahan. Kobe fehlt auch in dieser Karte. — Die zweite verdiente vermöge des doch etwas ungewohnten Umrisses von Australien, dann aber auch wegen der Größe, in der dieser Erdteil zur Darstellung gelangt, wohl in erster Linie den Namen Karte des Stillen Ozeans. Der Verf. befolgte in der Wiedergabe des Terrainbildes die gleichen Grundsätze wie in der physikalischen Wandkarte von Asien. Auch hier begegnet uns die Anlehnung an Peuckers Farbenplastik. Sieben Höhenstufen veranschaulichen in gelungener Weise den Aufbau des Landes, fünf gewähren einen Einblick in das Relief des Meeresgrundes. Auch die Meeresströmungen haben Aufnahme gefunden. Muß zwar dem Verf. Recht gegeben werden, wenn er durch die olivengrüne Farbe eine Störung der Tiefendarstellung vermeiden wollte, so ist doch die eingeschlagene Unterscheidung der warmen und kalten Stömungen so wenig durchsichtig, daß sie im Unterrichte keine besonderen Dienste leisten dürfte. Da die Karte als Wandkarte zunächst zur Wirkung in die Ferne bestimmt ist, kann Ref. auch in der Beigabe des nicht überhöhten Äquatorprofiles, so charakteristisch es auch die Erhebungsverhältnisse wiedergibt, keinen Gewinn für die Schule erblicken. Wie die Karte von Asien enthält auch die vorliegende die wichtigsten Verkehrswege. Es er-

scheint etwas ungereimt, wenn Schiffskurse und Eisenbahnlinien die Küste berühren, ohne daß sich an der betreffenden Stelle ein Ort angegeben fände. Entweder sind Hafenorte, wie Mazatlan, Manzanillo oder Acapulco von hervorragender Bedeutung für den Weltverkehr, dann hätten sie Aufnahme finden sollen, oder sie sind es nicht, dann konnten auch die Schiffskurse nach ihnen wegbleiben. Aufgefallen ist dem Ref. die Höhe des Mt. Wrangell und Mt. Elias. Bei Weihaiwei fehlt die Bezeichnung des Besitzers. Die große Abacoinsel ist irrig als Eleuthera bezeichnet.

Wien. J. Müllner.

Dr. Anton Becker und Dr. Julius Mayer, Lernbuch der Erdkunde. Erster Teil. (Allgemeine Ausgabe.) Wien, Verlag von Franz Deuticke 1904.

Der erste Teil des Becker-Mayerschen Lernbuches, der seinerzeit zu einer lebhaften Kontroverse zwischen den Verff. und dem verstorbenen Richard v. Muth Anlaß gegeben hat, die den Lesern dieser Blätter noch im Gedächtnisse sein dürfte, liegt nun in einer neuen „allgemeinen" Ausgabe vor. Da die erwähnte Auseinandersetzung ohnehin das Büchlein nach allen Richtungen beleuchtet hat, will ich mich im wesentlichen auf die Würdigung der gegenüber der ersten Ausgabe wahrnehmbaren Unterschiede beschränken.

Die neue Ausgabe unterscheidet sich von der alten nur dadurch, daß die enge Beziehung des Textes auf Wiener Verhältnisse beseitigt ist, was zweifellos der Verwendbarkeit des Büchleins sehr zu statten kommt. Wie ich meine, ist die Beseitigung der für mein Gefühl allzu häufigen Berufung auf Beispiele aus Wiens Umgebung selbst für Wiener Lehranstalten nur von Vorteil. Denn im praktischen Gebrauche an einer Wiener Anstalt hatte ich reichlich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß die Hinweise auf den Leopoldsberg, auf Preßbaum, auf das Helenental bei Baden usw. für 99% der Schüler nicht verständlicher war, als etwa die auf beliebige Punkte Asiens. Zweifellos war hier das an sich sehr berechtigte und vorteilhafte Verfahren, an die Heimat anzuknüpfen, übertrieben worden. Denn dieses soll doch nur vom Bekannten zum Unbekannten führen, während aber die Umgebung Wiens selbst für den größten Teil der Wiener Schüler eine völlige *terra incognita* ist. Eben aus diesen Gründen begrüße ich die neue allgemeine und wirklich allgemein verwendbare Ausgabe des originellen Buches mit Freuden, da seine Brauchbarkeit nun eine weit größere geworden ist. Im ganzen I. Abschnitte: „Grundbegriffe der Erdkunde" erkennt man die geschickte Hand der erfahrenen Schulmänner, die fast überall dem Schüler das wirklich Wissenswerte in faßlicher Form darbietet. Nicht ganz so ein-

verstanden kann ich mich mit dem zweiten Teile erklären, wo mir z. B. die eigenartige, methodisch schwer zu rechtfertigende Art der Darstellung der Alpen in Form einer Art Reisebeschreibung nicht recht zusagt. Der eigentliche Lernstoff ist nur in den gesperrt gedruckten Zusammenfassungen enthalten und hier zu knapp, der Haupttext hinwieder gibt zu viel und ist zur Einprägung, meiner Erfahrung nach, wenig geeignet. Dieser Mangel der Darstellung tritt allerdings später weniger störend hervor. Sehr geschickt gewählt und für die häusliche Wiederholung wohl geeignet scheinen mir die zahlreichen Wiederholungsfragen zu sein. Eine höchst willkommene Beigabe bilden die angeschlossenen Kärtchen.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Himmel und Erde, ihre ewigen Gesetze und ihre wahrnehmbaren Erscheinungen. Leichtfaßlich dargestellt für Naturfreunde, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten, für Familien usw. Von F. Thies. Mit 72 Textabbildungen. Leipzig, Verlag von Otto Spamer 1904. 187 SS. Preis geb. Mk. 3·60.

Das vorliegende Buch, hervorgegangen aus populären Vorträgen, die der Verf. einige Jahre hindurch vor verschiedenartigen Versammlungen gehalten hat, verfolgt den Zweck, den Leser mit den Ergebnissen der astronomischen Wissenschaft möglichst ohne die Strenge ihrer Form bekanntzumachen. Der Astronom, der, wie der Verf. bemerkt, bei seiner Beschäftigung die Arbeit des scharfen Denkens, des peinlichsten Beobachtens, Vergleichens und Berechnens übernimmt, wird als Mann der strengen Wissenschaft, über Astronomie meist in rein sachlich-verstandesmäßiger, dem Uneingeweihten häufig als trocken erscheinenden Weise reden oder schreiben. Die Laien aber, denen bei ihrem Forschen nach den ewigen Gesetzen der Sternenwelt die reifen Früchte seines Fleißes zufallen sollen, brauchen nur mit ernster Entschlossenheit und Nachhaltigkeit die Hand darnach auszustrecken, um sie in ihrem interessantesten Teile sich zu eigen zu machen. Sie haben dabei überdies viel mehr Muße und Freiheit in allgemein menschlicher Weise auch ihr Gemüt sich erfreuen zu lassen an dem Schönen und Erhabenen, das in so reichem Maße auf dem Gebiete der Astronomie ihnen entgegentritt.

Dem Ziele, das sich der Verf. mit diesen Worten stellt, bleibt er auch treu. Die Darstellung ist in der Tat eine anregende, fesselnde, ja an manchen Stellen sich fast zu einer poetischen Ausdrucksweise erhebende, dafür aber an anderen Stellen, namentlich da, wo der Verf. nicht bloß die Erscheinungen beschreibt, sondern sich an ihre Erklärung heranzuwagen versucht, lücken-

haft, ungenau, um nicht direkte zu sagen, unrichtig. So heißt es, um nur einige Beispiele anzuführen, S. 45: Die Luft wird durch die Kälte der oberen dünnen Luftschichten gegen die Erde hingedrückt; S. 89. Die zwei Kräfte, die sich vereinen, um die wunderbaren Kreisbahnen der Planeten zu erzeugen, sind die Zentrifugal- oder Schwungkraft und die Zentripetalkraft, die nach dem Mittelpunkte eines Himmelskörpers zustrebende Kraft, hervorgerufen durch die Anziehungskraft des Mittelpunktes. S. 121: Der Beweis dafür, daß Feuerkugeln und Sternschnuppen kosmischen Ursprunges sind, liegt in dem Umstande, daß die Perseiden und Leoniden nicht wie die Körper unseres Sonnensystems der Achsenumdrehung der Erde entgegen von Osten nach Westen sich bewegen, sondern daß ihr Radiationspunkt beständig vor demselben Sternbilde, Perseus, bezw. Löwe, verharrt. S. 159 wird achromatische Linse mit farblose Linse übersetzt; und so viele andere Fehler.

Doch abgesehen von diesen gibt das Buch immerhin noch dem Leser ein ziemlich zutreffendes Bild von allem, was die Astronomie über die Erscheinungen der Gestirne am Himmel, die Gesetze ihrer wahren und scheinbaren Bewegungen, ihre Größe und Entfernung, ihre physische Beschaffenheit bis heute zutage gebracht hat. Zum Schlusse werden in einem Kapitel auch die Einrichtungen einiger Sternwarten und ihrer Instrumente besprochen. Viele Abbildungen erleichtern dabei das Verständnis. Ref. möchte daher das Buch noch als ein empfehlenswertes bezeichnen, das Schülern der unteren wie der oberen Klassen der Mittelschulen in die Hand gegeben und da, wo kein besseres vorhanden ist, schon seines geringen Preises wegen auch von einer Schülerbibliothek angekauft werden kann. Die Vorzüge, die in der lebhaften und anregenden Diktion liegen, überwiegen noch die Nachteile, die aus der mangelnden Strenge, hie und da sogar aus der direkten Unrichtigkeit der Darstellung herrühren. Jedenfalls wird der Verf. gut tun, bei einer neuen Auflage des Buches, wenn es zu einer solchen kommen sollte, es einem Astronomen oder Physiker zur Durchsicht zu übergeben.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Mathematische Mußestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Von Dr. Hermann Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Kleine Ausgabe. 2., durchgesehene Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1904. 306 SS.

Das Buch stellt die zweite, unveränderte Auflage des im Jahre 1900 erschienenen Werkes gleichen Namens dar. Es enthält eine ziemlich reichhaltige und recht interessante Zusammenstellung

mathematischer Kuriositäten, wie schon aus den Titeln der einzelnen Abschnitte hervorgeht. Es behandelt das Erraten von gedachten Zahlen, von Besitzern verschiedener Gegenstände und von Augensummen verdeckt liegender Karten, das Bachetsche Gewichtsproblem, Umfüllungsaufgaben, magische Quadrate und Rösselsprünge, Dominoketten und Fünfzehnerspiel, Eulersche Wanderungen und Hamiltonsche Rundreisen usw. usw.

In einem eigenen Kapitel, „Merkwürdige Ziffernfolgen“, ist die Eigenschaft periodischer Dezimalbrüche behandelt, mit gewissen Zahlen multipliziert, dieselbe Periode (in zyklischer Umstellung) wiederzugeben, außerdem die Eigentümlichkeit, daß alle Zahlen von den beiden nachstehenden Formen vollständige Quadrate sind:

1. $$\overbrace{111\ldots\ldots1}^{n\text{ mal}}\overbrace{555\ldots\ldots5}^{(n-1)\text{ mal}}6$$

2. $$\overbrace{444\ldots\ldots4}^{n\text{ mal}}\overbrace{888\ldots\ldots8}^{(n-1)\text{ mal}}9$$

Das Kapitel „Trugschlüsse“ behandelt die Fehler, welche infolge der Division durch Null oder infolge der Vernachlässigung des Doppelzeichens einer Quadratwurzel entstehen, sowie das Sophisma des Zenon.

Über „vollkommene“ Zahlen ist so ziemlich das Wichtigste mitgeteilt, was über diesen Gegenstand bekannt geworden ist.

Auch den Pythagoreischen und Heronischen Zahlen ist eine ziemlich eingehende Betrachtung gewidmet. Außerordentlich lesenswert und für den Laien, wie für den Fachmann gleich anziehend ist das Kapitel von den sehr großen Zahlen, welches den interessanten Gegenstand in sehr fesselnder Weise darstellt.

Nach des Verf.s eigener Angabe ist das Buch für gebildete Laien bestimmt, bei denen die elementarsten Kenntnisse aus der Mathematik vorausgesetzt werden. Die Schreibweise ist demgemäß ungemein klar und schlicht gehalten, ohne jedoch allzu tief herabzusteigen oder in banale Popularisierung zu verfallen. Dabei ist die Auswahl und Anordnung des Stoffes derart glücklich getroffen, daß auch der Mathematiker von Fach dem Buche sein Interesse nicht versagen wird. Namentlich der darin mitgeteilte „ewige Kalender“ für verschiedene Zwecke, nämlich für Wochentage und Osterdaten, für Neu- und Vollmond — des Verf.s geistiges Eigentum — ist eine wirklich praktische Einrichtung, die eine äußerst einfache Handhabung gestattet und die jedermann nützlich finden dürfte. Hinsichtlich anderer Beispiele, wie der magischen Quadrate und der Rösselsprung-Aufgaben, die ein gewisses historisches Interesse besitzen, liegt der Wert des Buches in der übersichtlichen Zusammenfassung des vorhandenen Materials, über das man sonst fast nur in mathematischen Enzyklopädien (in

Klügels mathematischem Wörterbuch und der eben erscheinenden „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften") oder in schwer zugänglichen Quellenwerken Aufschluß finden konnte. Man muß dem Verf. jedenfalls das Verdienst zusprechen, daß er in fleißiger Arbeit ein Werk geschaffen hat, welches jedem Gebildeten etwas zu bieten vermag und das neben ähnlichen Werken anderer Autoren stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird.

Photographische Physik (mit Ausnahme der Optik) von R. Eduard Liesegang. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag. Preis 2 Mk.

Das vorliegende Werkchen erhebt — wie schon der Zusatz beim Titel erkennen läßt — keinen Anspruch darauf, eine umfassende Theorie der in der Photographie auftretenden physikalischen Vorgänge zu bieten, wohl aber unterzieht es die meisten mit der Photographie in Zusammenhang stehenden Prozesse einer streng wissenschaftlichen Untersuchung und verbreitet volles Licht über so manchen bisher unaufgeklärten Vorgang. Es zerfällt in acht Kapitel, in denen, auf Grund von systematisch angestellten Versuchen, alle möglichen photographischen Gegenstände zur Erörterung gelangen, so z. B. die folgenden: Beschaffenheit der Emulsion einer lichtempfindlichen photographischen Platte, verschiedene Stufen des Reifens, ihr Einfluß auf die Empfindlichkeit der Platte und die Beschaffenheit des Negativs; Struktur der Negative bei normal belichteten, unter- und über-exponierten Negativen; innerer Vorgang beim Tonen, kritische Vergleichung des gemischten Tonfixierbades mit dem getrennten Tonen und Fixieren; Verhalten der verschiedenen photographischen Papiersorten, Ursachen ihres spontanen Verderbens im Laufe der Zeit, sowie ihre Beschädigung infolge von unrichtiger Behandlung (Abschwimmen der Schicht, Blasenbildung usw.); Vergleichung der langsamen mit der Rapid-Entwicklung; Verstärken, Abschwächen nud rationelles Auswässern der Negative; Zusammenhang einiger Fehler bei Trockenplatten und Zelloidinpapier; Kohledruck, Gummidruck, usw. usw.

Man ersieht hieraus, in welcher Richtung sich der Inhalt des Buches beiläufig bewegt, und es darf hinzugefügt werden, daß die Behandlung aller dieser Fragen dem Leser in klarer, präziser und interessanter Form geboten wird.

Zur richtigen Würdigung des Buches muß übrigens hervorgehoben werden, daß es nicht nur theoretisch wichtige Ergebnisse zutage fördert, sondern auch für den Praktiker wertvolle Winke enthält. Hierher gehören z. B. die Auseinandersetzungen über getrenntes und gemischtes Tonfixierbad, über Verminderung der Blasenbildung bei Albuminpapier usw. Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß hier, wohl zum erstenmale, eine wissenschaftliche Erklärung der oft behaupteten Tatsache gegeben ist, daß kräftige,

kontrastreiche Negative haltbarere Kopien liefern als weiche Negative.

Alles in allem genommen ist das Buch sehr lesenswert und kann jedem, der die Photographie nicht bloß mechanisch und handwerksmäßig betreibt, aufs beste empfohlen werden.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Vorlesungen über theoretische Physik von H. v. Helmholtz. Bd. VI. Vorlesungen über Theorie der Wärme. Herausgegeben von Franz Richarz. Mit 40 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth. Preis geb. Mk. 17·5.

Für diese Vorlesungen standen dem Herausgeber das Notizbuch von Helmholtz vom Sommer 1890 und eine stenographische Nachschrift vom Sommer 1893, ferner Hefte aus dem Anfange der achtziger Jahre von der Vorlesung „Einführung in die theoretische Physik", in welcher der Wärmetheorie ein breiter Raum gewidmet wurde. Außerdem hat Helmholtz in seinen Vorlesungen zu wiederholten Malen mehrfach auf die Theorie der elektrischen Erscheinungen Bezug genommen.

Das vorliegende Buch ist in drei Abschnitte geteilt, von denen der erste die reine Wärmelehre, die Wärmeleitung und Wärmestrahlung, der zweite die Thermodynamik oder die mechanische Wärmetheorie (die beiden Hauptsätze und deren unmittelbare Anwendungen, die freie Energie und die Anwendung ihres Begriffes, namentlich auf chemische und galvanische Prozesse und auf die Theorie der Lösungen), der dritte die Theorien der molekularen Wärmebewegung (Wärmebewegung betrachtet als zyklische Bewegung und kinetische Gastheorie) umfaßt.

Man erkennt aus dieser gedrängten und auf das Wesentlichste beschränkten Skizze, wie reichhaltig der Inhalt des vorliegenden Werkes ist. Es wird vom Herausgeber mit Recht hervorgehoben, daß es für die Darstellungsweise Helmholtz' geradezu charakteristisch war, daß die abgeleitete Formel niemals toter Buchstabe blieb, sondern in lebendiger Weise veranschaulicht wurde.

In seinen Vorlesungen über denselben Gegenstand aber zu verschiedenen Zeiten hat der Meister zuweilen verschiedene Betrachtungsweisen derselben Frage gebracht. In jenen Fällen, in denen es nicht zweckmäßig schien, den Zusammenhang der einen Darstellungsweise durch eine andere zu unterbrechen, hat der Bearbeiter die letztere in kleinerem Drucke eingeschoben.

In der Theorie der Wärmeleitung behandelt der Verf. auch das Theorem von Green, das in dieser Theorie zur Verwendung gelangt. Auf Grund dieses Theorems wird der Satz von

der Konstanz der Wärmemenge und jener von der Ausgleichung der Temperaturunterschiede bewiesen.

Speziell werden die Probleme der stationären Strömung in unbegrenzten Körpern, ferner der Wärmeleitung in begrenzten Stäben behandelt, bei welcher Gelegenheit die Konvergenz der Fourierschen Reihen in sehr ansprechender Weise erläutert wird.

Wichtig ist auch das im folgenden behandelte Problem der Temperaturwellen in einem Medium, dessen ebene Endfläche wechselnd erwärmt wird; im Zusammenhange mit diesem steht die Untersuchung des Eindringens der jährlichen und täglichen Temperaturschwankungen in den Erdboden. Die Betrachtung, daß in einem unbegrenzten Medium die Wärmeströmung nur in einer Richtung stattfindet, wird auf die säkulare Abkühlung der Erde angewendet. Nach Thomson wird die Zeit, die seit Bildung einer festen Oberfläche der ursprünglich feuerflüssigen Erdrinde verstrichen ist, zu 24·5 bis 98 Millionen Jahren berechnet, welcher Berechnung die geologischen Daten nicht widersprechen.

In der Theorie der Wärmestrahlung wird das Gesetz von Kirchhoff erwiesen, und zwar auch für die einzelnen Strahlengattungen, und aus demselben werden die entsprechenden Schlußfolgerungen gezogen, besonders wird auf die Bestätigung des Kirchhoffschen Gesetzes in Bezug auf die Einzelstrahlung im Gebiete der Spektralanalyse aufmerksam gemacht.

In sehr anziehender Weise ist die eigentliche Thermodynamik dargestellt. Hier ist auch ein Abschnitt eingeschaltet, der von der Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf atmosphärische Verhältnisse handelt. Zahlreich sind auch die Anwendungen, die vom zweiten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie gemacht werden. Die Betrachtungen der allgemeinen Bedeutung des zweiten Hauptsatzes sind vielfach originell. Der Verf. entwickelt die absolute Temperaturdefinition durch den zweiten Hauptsatz, ferner den Begriff der Energie eines Systems und lehrt die Zunahme derselben durch irreversible thermische Prozesse. Im weiteren wird gezeigt, daß die mechanischen Arbeitsvorräte sich wie Wärmemengen von unendlich hoher Temperatur verhalten und daß eine fortschreitende Beschränkung der Verwandelbarkeit der Energie statt hat. Es werden nun im folgenden irreversible nichtthermische Prozesse betrachtet. Vom Begriffe der Energie wird eine Anwendung auf die Theorie der thermoelektrischen Erscheinungen gemacht.

In dem von der freien Energie handelnden Abschnitte wird die Bedeutung der thermodynamischen Potentiale dargelegt und zunächst das isothermische Potential für Gase, dann für andere Körper gerechnet. Als freie Energie wird jener Teil der Energie bezeichnet, der ohne Temperaturänderungen erscheinen, Veränderungen und mechanische Arbeit hervorbringen kann. Der andere Teil der inneren Energie, der bei isothermen Vorgängen nicht in Arbeit um-

gesetzt werden kann, führt den Namen der gebundenen Energie. Im folgenden findet man eine Erweiterung der Zahl der Zustandsvariablen und des Kraftbegriffes. Die Verallgemeinerung des Kraftbegriffes in der Mechanik rührt im wesentlichen schon von Lagrange her.

Der Verf. wendet sich nach diesen Darlegungen zur Erörterung der vielfachen Anwendungen des Begriffes der freien Energie auf chemische und galvanische Prozesse und gibt unter anderen die Grundlagen einer Theorie galvanischer Elemente und stellt die allgemeine Thermochemie polarisationsfreier Elemente auf, sowie der Theorie der galvanischen Polarisation im allgemeinen. — Die nun folgende Theorie der Lösungen wurde auf Grund der Notizen in Helmholtz' eigenem Vorlesungsbuche ausgearbeitet, da der Forscher in den Vorlesungen selbst nur Gelegenheit fand, diese Theorie kurz anzudeuten. Die bei Konzentrationsunterschieden auftretenden Kräfte werden gerechnet und der Vorgang des Überganges eines Salzes von konzentrierteren zu verdünnteren Stellen seiner Lösung mit dem Vorgange verglichen, daß ein Gas von einer Stelle höheren Druckes und größerer Dichtigkeit überströmt zu einer Stelle niedrigeren Druckes und geringerer Dichtigkeit. Es ergeben sich dann die bekannten Analogien mit dem kombinierten Boyle- und Gay-Lussacschen Gesetze.

Im weiteren findet man die Theorie des osmotischen Druckes, die Studie über den Gefrierpunkt der Lösungen und über die Bestimmung des Molekulargewichtes aus diesem. Weiter wird von der Sättigung, der Lösungs- und Verdünnungswärme gesprochen, wobei die Gleichung von Kirchhoff abgeleitet wird, welche die Verdünnungswärme aus den Temperaturänderungen der Dampfspannungen zu bestimmen erlaubt.

Inwieferne die Kapillarität die Verdampfung beeinflussen kann, wird im folgenden dargetan; das erhaltene Ergebnis wird mit jenem verglichen, das W. Thomson über denselben Gegenstand abgeleitet hatte. Es zeigt sich, daß die Dampfspannung über Tropfen größer ist, u. zw. umsomehr, je kleiner der Tropfenradius ist. Damit hängt auch die sehr große Kohäsion gasfreien Wassers zusammen. — In den Theorien der molekularen Wärmebewegung wird letztere zuerst als zyklische Bewegung betrachtet. Zu diesem Zwecke wird zuerst das Hamiltonsche Prinzip für ein System deduziert, auf das äußere Kräfte wirken, dann werden die erweiterten Bewegungsgleichungen nach Lagrange in Koordinaten beliebiger Art entwickelt. Weiters wurde auf die Theorie der Systeme mit zyklischen inneren Bewegungen des näheren eingegangen und die Grundlagen für die Anwendbarkeit auf die Wärme geschaffen. Diese Entwicklungen sind hervorragend und originell; die Darstellung dieser schwierigen Partie muß als eine in hohem Grade elegante und leicht faßliche bezeichnet werden.

In der kinetischen Gastheorie werden zuerst die Gasgesetze unter Vernachlässigung der Zusammenstöße abgeleitet, erst im weiteren Verlaufe der Erörterungen wird die Mechanik der Zusammenstöße einbezogen und auf das Maxwellsche Verteilungsgesetz der Geschwindigkeitskomponenten eingegangen. Als Anwendungen werden gegeben: die Berechnung des Druckes nach der Maxwellschen Geschwindigkeitsverteilung, die Ableitung des Gesetzes von Avogadro, die auf die spezifische Wärme bezugnehmenden Schlüsse. Hierauf betrachtet der Verf. jene Erscheinungen, die von den Kräften der Moleküle und von der Raumerfüllung abhängen, also die Abweichungen von den Gasgesetzen, dann jene Erscheinungen, die von der Weglänge der Moleküle bedingt sind; diese Erörterungen sind allgemeiner Art; auf die Details der Theorie wird nicht eingegangen. Immerhin erscheinen die Grundlagen der kinetischen Theorie der Gase in einer genialen Weise zur Darstellung gebracht, wie denn überhaupt die in dem Buche enthaltenen Lehren wieder ein beredtes Zeugnis von dem durchdringenden Geiste des großen Forschers geben.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 140—142. Leipzig, Wilh. Engelmann 1903 u. 1904.

In Nr. 140 ist die 20. bis 23. Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elektrizität von Michael Faraday von A. J. v. Oettingen herausgegeben worden. Sie enthalten die Forschungen des berühmten Physikers über den Diamagnetismus und über die Magnaekrystallkraft. Es sind die einzelnen Abhandlungen betitelt: „Über neue magnetische Wirkungen und über den magnetischen Zustand aller Substanzen“, „Über die Krystallpolarität des Wismuts und anderer Körper und über ihre Beziehungen zur magnetischen Kraftform“, „Über den polaren und sonstigen Zustand der diamagnetischen Körper“. Faraday hat in diesen Arbeiten in ausführlicher Weise auch jener Apparate gedacht, mit denen er seine epochemachenden Versuche anstellte. Der Herausgeber hat sich im wesentlichen an die Übersetzung der Faradayschen Arbeit, die von Poggendorff veranstaltet wurde, angelehnt. In zwei Zusätzen wurde die Polemik Faradays gegen E. Becquerel, die sich auf die Arbeit des ersteren über den magnetischen Zustand aller Materien bezieht, aufgenommen, ferner die interessante Arbeit des englischen Physikers über die diamagnetischen Eigenschaften der Flammen und der Gase.

In Nr. 141 wird die Arbeit von J. F. Encke über die Bestimmung einer elliptischen Bahn aus drei vollständigen Beobachtungen und jene von P. A. Hansen über die Bestimmung der Bahn eines Himmelskörpers aus drei Beobachtungen von J. Bauschinger herausgegeben. Diese

beiden Arbeiten sind als eine Weiterentwicklung der großen Arbeit von Gauss über die Bahnbestimmung der in Ellipsen um die Sonne laufenden Himmelskörper unter Zugrundelage der kleinstmöglichen Anzahl von Beobachtungen zu betrachten, welche Arbeit Gauss in seiner „*Theoria motus corporum coelestium*“ niedergelegt hat. Die Abhandlung von Encke erschien zuerst im Jahre 1851 und erscheint gegenüber der Gaussschen Arbeit selbständig, da die Hauptgleichungen in rein analytischer Weise abgeleitet und auf die rechnerisch einfachste Form übergeführt sind, da ferner die mehrfachen Lösungen des Problems diskutiert wurden, weiters das Verhältnis Sektor zu Dreieck in sehr einfacher Weise in Reihen entwickelt ist und außerdem ein von Gauss übergangenes Glied berücksichtigt wurde, durch welches der wahren Lösung nähergerückt wurde. Die Hauptvorzüge der Arbeit von Hansen sind außer der kurzen und originellen Ableitung der Hauptformeln und der eingehenden Diskussion der Ausnahmefälle die Einführung des maßgebenden Winkels und die originelle, elegante und bequeme Darstellung des oben angegebenen Verhältnisses in einen Kettenbruch. Zum Schlusse dieser Abhandlung teilt der Herausgeber das Formelschema mit, das von Tietjen im Berliner Jahrbuche für 1879 zum Zwecke der Bestimmung der Bahnen der Planeten angegeben wurde. Es ist dieses Schema auf die Enckesche Form der Gaussschen Methode gegründet; in demselben ist eine etwas zweckmäßigere Bezeichnungsweise als in der Arbeit von Encke eingeführt. Der Herausgeber bezeichnet die so verbesserte Methode als die sicherste und kaum mehr verbesserungsfähige.

Nr. 142 der Sammlung der Klassiker der exakten Wissenschaften enthält die berühmten fünf Abhandlungen über absolute elektrische Strom- und Widerstandsmessung von Wilhelm Weber und Rudolf Kohlrausch, herausgegeben von Friedrich Kohlrausch. Es wird in denselben die Messung starker galvanischer Ströme bei geringem Widerstande nach absolutem Maße gelehrt, die Bestimmung des elektrochemischen Äquivalentes des Wassers vorgenommen, ferner in grundlegender Weise über die Elektrizitätsmenge gesprochen, die bei galvanischen Strömen durch den Querschnitt der Kette fließt, die Messung galvanischer Leitungswiderstände nach einem absoluten Maße gezeigt und auf die verschiedenen Aufgaben der Galvanometrie des näheren eingegangen. Von besonderem Interesse ist besonders jene gemeinschaftliche Arbeit der beiden Forscher, die von der Messung der Elektrizitätsmenge handelt, welche bei galvanischen Strömen durch den Querschnitt der Kette fließt. Der Plan zu dieser Arbeit stammt von R. Kohlrausch, u. zw. ursprünglich aus einer kritischen Betrachtung des Weberschen elektrischen Grundgesetzes. Wie der Herausgeber richtig betont, war diese Arbeit der experimentelle Vorläufer eines Hauptergebnisses der elektromagnetischen Lichttheorie von Maxwell, nämlich der Identität der Lichtgeschwindig-

keit im Äther mit dem von Weber und Kohlrausch gemessenen Verhältnisse der elektromagnetischen zur elektrostatischen Einheit.

In der Abhandlung über die Messungen galvanischer Leitungswiderstände nach einem absoluten Maße wird zuerst die absolute elektromagnetische Widerstandseinheit definiert, und zwar schon damals als eine nur von der Einheit der Geschwindigkeit abhängige Größe.

Der Herausgeber hat einige kurze biographische Bemerkungen über Wilhelm Weber und Rudolf Kohlrausch seiner Arbeit zugefügt.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Schule der Chemie. Von W. Ostwald, Prof. der Chemie an der Universität Leipzig. Erster Teil: Allgemeines. Mit 46 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1903. 186 SS. 8°.

Der Verf. bezeichnet die „Schule der Chemie des verewigten Stöckhardt" als eine pädagogische Meisterleistung und setzt es sich zur Aufgabe, einen „ganz modernen Stöckhardt" zu schreiben. „Bis auf den heutigen Tag wird die überwältigende Mehrheit der künftigen Chemiker nach einem eiligen Gange durch die Analyse . . so gut wie ausschließlich auf dem Gebiete der organischen Chemie ausgebildet". Um rechtzeitig der drohenden Gefahr der chemischen Einseitigkeit zu entgehen, erscheint dem Verf. kein Mittel wirksamer, „als die Anwendung der allgemeinen und physikalischen Chemie", „die gegebene Grundlage jeder wirklich chemischen Bildung und damit als die Grundlage des chemischen Unterrichtes von seinen ersten Anfängen". Der Verf. ist überzeugt sowohl „von der Notwendigkeit, den Unterricht bereits auf seiner ersten Stufe in solchem Sinne durchzuführen, als auch von der Möglichkeit einer solchen Durchführung".

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis der dahin gerichteten Bemühungen des Verf.s, das vorliegende Bändchen ist der einführende Teil des Ganzen, dem bald ein zweiter, systematischer, folgen soll. Das ganze Werk wird auf etwa 20 Bogen veranschlagt.

Es kommen im vorliegenden Teile zur Besprechung: Die Stoffe, die Eigenschaften, Stoffe und Gemenge, Lösungen, Schmelzen und Erstarren, Verdampfen und Sieden, Messen, Dichte, die Formarten, die Verbrennung, der Sauerstoff, Verbindungen und Bestandteile, die Elemente, die Leicht- und die Schwermetalle, Weiteres vom Sauerstoff, Wasserstoff, Knallgas, Wasser, Eis, Wasserdampf, Stickstoff, Luft, Stetigkeit und Genauigkeit, Ausdehnung der Luft durch Wärme, Wasser und Luft, der Kohlenstoff, das Kohlenoxyd Kohlendioxyd, die Sonne.

Die 46 Abbildungen sind alle hübsch, richtig und wegen ihrer Einfachheit teilweise geradezu originell. Bezüglich der anderweitigen Ausstattung muß mit Bedauern der allzu kleine Druck hervorgehoben werden; es sollte die in der Vorrede benützte Druckgröße zur Anwendung gekommen sein!

Der Stoff wird zur Darstellung gebracht in Form des Zwiegespräches zwischen Lehrer und Schüler, das nach der Meinung des Verf.s „viel eindringlicher und frischer wirkt als die fortlaufende Darstellung“ und auch nicht „eine zufällige äußere Form ist“, sondern „das Ergebnis einer mannigfachen Lehrerfahrung“. Der Schüler ist ein solcher „erster Güte“, der sich stellenweise „allzu gescheit“, ab und zu auch ein wenig „keck“ anläßt.

Das Buch enthält sehr viel Gutes. Der aufmerksame Leser wird gar oft Anregung und Anleitung finden, eine sonst nur wenig beachtete Nebenerscheinung nunmehr gründlich zu würdigen; der Verf. versteht es, gerade solche Dinge ins richtige Licht zu setzen. Die für das Verständnis der Chemie unentbehrlichen physikalischen Kenntnisse werden gründlich vermittelt, auch dann, wenn der betreffende Stoff an sich ein recht spröder ist.

In didaktischer Hinsicht ist als besonders lobenswert hervorzuheben, daß bei Erklärung von Tatsachen zu den denkbar einfachsten Hilfsmitteln gegriffen wird; selbst die — Kindertrompete wird nicht verschmäht (S. 151). Sehr wertvoll erscheint dem Ref. auch die ganz zwanglose Art, wie auf technologische Arbeiten vorbereitet wird (so z. B. S. 114 gelegentlich der Destillation des Wassers), sowie die Übung, daß am Beginn eines jeden neuen Abschnittes der Inhalt des vorausgehenden kurz wiederholend zusammengefaßt wird.

Im besonderen sind unter anderem lobend hervorzuheben: die sehr schöne und zugleich bescheidene Definition eines „Naturgesetzes“ (S. 20), die Art, wie die „dunklen Verbrennungen“ und die „Selbstentzündung“ eines Kohlenhaufens klar gemacht werden (S. 93), die Kennzeichnung der „Gewebsatmung“ gegenüber der „Lungenatmung“, welch letztere in vielen Chemie-Lehrbüchern ganz falsch charakterisiert wird usw.

Die Angaben, welche Versuche und dazu dienliche Vorrichtungen betreffen, sind von einer Klarheit und Einfachheit, die ihres Gleichen suchen. Die notwendigen Gerätschaften können fast überall beschafft werden; ein Umstand, der dem Werke gewiß weite Verbreitung sichert. Bei notwendigen Vorrichtungen wird auf scheinbar nebensächliche Dinge mit allem Ernste aufmerksam gemacht und es wird der Zweck solcher Anordnungen klar ausgesprochen; dabei wird ganz nebenher auch die Kenntnis einfacher Handgriffe bei Versuchen vermittelt (S. 54 ff.).

Von vielen einfachen und gut beschriebenen Versuchen mögen hier als Beispiele genannt werden: die Konstatierung der Gewichtszunahme bei Verbrennung von Eisen und von einer Kerze

an einer gewöhnlichen Tarawage (S. 51 und 52), die Ausführung über die Rolle des Eisenoxydes bei der Entwicklung von Sauerstoff aus Kaliumchlorat (S. 88), die Feststellung des Gewichtes der Luft (S. 67), die rasche Konstatierung der Löslichkeit des Glases in Wasser (S. 138) u. a. m.

In Anbetracht der absoluten Vollkommenheit, der das Werk mit ausgezeichnetem Erfolge zustrebt, müssen einige Stellen ausgebessert werden, die noch die Spuren von Flüchtigkeit an sich tragen: S. 12: „Auch der Hutzucker besteht aus Kristallen, die sind aber durcheinander gewachsen und daher kann man sie nicht deutlich erkennen". Nicht das „Durcheinanderwachsen", sondern die „unvollständige Ausbildung" ist hier ausschlaggebend. S. 40 u. ff.: „je nachdem diese Atome (!) einander näher oder ferner stehen, bilden sie feste, flüssige oder gasige (?) Körper." S. 84 wird angegeben, daß bei einem früheren Versuche Braunstein „zur Erleichterung der Sauerstoffentwicklung aus dem Kaliumchlorat" benützt wurde"; S. 54 aber wurde hiezu „erhitzt gewesener Eisenrost" (nicht gut deutsch!) in Verwendung genommen. S. 75 läßt die Bemerkung: „Zunächst können nur solche Stoffe riechen, welche sich in Gas oder Dampf verwandeln können, da sie sonst überhaupt nicht in die Nase gelangen würden", die Deutung zu, daß Flüssigkeiten und feste Körper „in die Nase" nicht eindringen können. S. 81 wird angegeben, daß Kalkstein, Kreide und Marmor die gleiche Verbindung sind „in etwas anderen Gestalten". („Von verschiedenem Aussehen" käme der Wahrheit vielleicht näher!) „Ihre Verschiedenheit rührt nun daher", heißt es dann weiter, „daß die Kreide aus sehr viel kleineren Teilchen besteht als die beiden anderen" (auch als der dichte Kalkstein?). S. 176: „Ich habe Dir ja schon früher einmal gesagt, daß es nur eine ungenaue Redeweise ist, wenn man so spricht, als wären die Elemente in ihren Verbindungen noch vorhanden." (Dann sind die Elemente also nicht vorhanden in ihren Verbindungen!) S. 188: „Wir essen nur kräuterfressende Tiere, keine Fleischfresser". (Schwein und Ente, von Hund und Katze ganz abgesehen!?) S. 2 wird Chemie definiert als „die Lehre von allen Stoffen, den künstlichen, wie den natürlichen". S. 46 werden Änderungen der „Formarten" (des Aggregatzustandes!) als chemische Vorgänge bezeichnet. (Dies stimmt übrigens auch nicht mit der S. 58, A. 10 stehenden Begriffsbestimmung: Die Verbrennungserscheinungen „sind alle chemische Vorgänge, denn es sind dabei die verbrennenden Stoffe und der Sauerstoff verschwunden und dafür neue Stoffe entstanden.)

Etwas schwer würde einem Anfänger werden, die S. 26 und S. 27 gebotene Umrechnung von „Celsius" auf „Fahrenheit" ohneweiters verständlich zu finden oder die S. 120 als notwendig hingestellte Berücksichtigung der Ausdehnung der Thermometer-

kugel bei Feststellung der Tatsache, daß das Wasser bei 4° C. den kleinsten Raum einnimmt.

Die Namengebung ist durchaus modern; ist ein gebräuchlicher Name „ein Überrest früherer, unrichtiger Ansichten", so wird auf diesen Umstand ausdrücklich hingewiesen (z. B. 179), dem richtigen Namen aber der Vorzug gegeben. Die Namen aus fremden Sprachen sind zumeist gut verdeutscht. In sprachlicher Hinsicht müssen einige Stellen verbessert werden: S. 2, A. 4 wird Hutzucker, der im Mörser zerstampft worden ist, „klarer" Zucker genannt. S. 11, vorletzter Absatz: „und in der Schale bleibt nichts nach"; diese nicht hochdeutsche Wendung findet sich auch S. 53, A. 3, S. 54, A. 7, S. 102, A. 7, S. 119, A. 2 u. a. O. Schriftdeutsch ist auch nicht: „die Kerze brennt fort, bis sie alle ist" (S. 46, A. 6). S. 9, A. 1 wird von einem „Farbkasten" gesprochen. S. 12, A. 1 wird Wasser „in die Wärme gestellt". S. 14, A. 1: „Wenn ich aber mehr und mehr (Kupfervitriol) zufüge, so kann ich schließlich die Flüssigkeit zum Sieden bringen und es bleibt noch ein Rest im festen Zustande." Das sieht viel schlechter (weil unlogisch) aus, als es gemeint ist. S. 14, A. 4: „Weil ich heißen Tee in das Glas gegossen habe und es davon gesprungen ist"; ebenso S. 15, A. 7: „und davon ist es gesprungen". S. 18: „Nun geht das Thermometer immer tiefer." „Jetzt ist es (das Thermometer) wieder bei 0°." Ähnliches S. 125, A. 11, und S. 126, A. 3. S. 57, A. 6: Ein Stück Schwefel in einem eisernen Löffelchen, das an der Luft kaum sichtbar brennt, gibt eine blaue, leuchtende Flamme". Wer brennt da? Ähnliches wird übrigens daselbst vom Phosphor berichtet. S. 75, A. 8: „und die Köchin sagte mir, das käme daher, weil die Streichhölzchen naß geworden seien. Wie ist das möglich?" Bei dieser Anordnung wird jedermann meinen, es werde gefragt, wie es möglich war, daß die Streichhölzchen naß geworden sind, während es sich um die Ursache des Leuchtens handelt. S. 19 wird auf die Frage, ob sich immer eine bestimmte Temperatur einstellt, wenn ein fester Körper schmilzt, geantwortet: „So etwas Ähnliches (?) wird es wohl geben, denn Blei schmilzt leicht und Silber schwer." S. 20, l. A. „welches die gemeinsame Temperatur war, wo der obere Strich gemacht worden ist." Auf die Frage: „Sind das nicht einfach Millimeter, wie beim Lineal?" (S. 20, A. 9) kommt die Antwort: „Nein, das geht nicht". Die Aufforderung: „lies einmal die Temperatur ab" wird S. 24, A. 3 mit: „Es ist wieder 100°" beantwortet. S. 25, vl. A. heißt es: „Verkürze das Verhältnis", und S. 26, A. 1: „wenn Du Réaumurgrade in Celsiusgrade übersetzen sollst." S. 44, A. 5: „Beispielsweise könntest du ganz leicht den Nordpol entdecken, wenn du nur erst da (!) wärst". S. 74, A. 9 wird das Jod als ein „schwärzlich glänzender" Stoff beschrieben. S. 90, A. 6 hieße es statt: „Ja, jetzt sehe ich es" besser: „Ja,

jetzt sehe ich es ein". S. 104, A. 10 wäre „Es beschlug dann mit Wassertröpfchen" entweder reflexiv oder passiv zu konstruieren! S. 107, A. 1 wird gesagt, man müsse auch Versuche machen, „von denen man glaubt, daß sie nicht auskommen." S. 121, A. 5: „Ich habe das mit dem Eimer gemacht und es ist ganz richtig ausgekommen"[1]).

An dieser Stelle möchte Ref. den dringenden Wunsch aussprechen, daß dem ganzen Werke ein gut gearbeiteter Index beigegeben werde; bei der eigenartigen Behandlung des Stoffes würde sich die Nichterfüllung dieses Wunsches doppelt fühlbar machen, ja dem an sich so schönen Unternehmen entschieden abträglich sein.

Der klangvolle Name des Verf.s, die eigentümliche Darbietung des Stoffes und der treffliche Inhalt des Buches haben den Ref. veranlaßt, die Besprechung so ausführlich zu gestalten: ist doch ein hochbedeutender Vertreter seines Faches von den lichten Höhen der Forschung liebevoll herabgestiegen zu einem Auditorium, das nach den Elementen der Wissenschaft verlangt oder auch darin unterrichtet werden soll. Das Buch ist in echt wissenschaftlichem Geiste abgefaßt, reichlich belebt durch Einstreuungen aus dem Gebiete des täglichen Lebens, die ausgewählt wurden mit dem Kennerblicke eines didaktisch wohl erfahrenen, praktischen Schulmannes. Das Werk wird sich auch für gar manchen, der sich in der chemischen Wissenschaft schon etwas umgesehen hat, höchst amüsant gestalten, und ein solcher Leser dürfte es gegen einen schönen Roman kaum auswechseln wollen.

Was ist es doch für eine Lust, ein gutes Buch zu lesen, das Buch eines Autors, der gemäß den trefflichen Worten Aragos lehrt: „Klarheit ist die Höflichkeit jener, die öffentlich reden!"

Wien. Joh. A. Kail.

Lehrbuch der Somatologie und Hygiene für Lehrer- u. Lehrerinnenbildungsanstalten und verwandte Institute. Von Dr. Gustav Paul, Direktor der Staatsimpfanstalt und ärztl. Doz. für Somatologie und Hygiene an der k. k. Lehrer- und der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien. Mit 81 Abbild. Wien, F. Deuticke 1903. Preis geh. 2 K 50 h, geb. 3 K.

Das Buch behandelt Somatologie, Hygiene, Erste Hilfe und Schulhygiene. Der Text ist im allgemeinen sachlich richtig und

[1]) Außer den in den „Berichtigungen" angegebenen müssen noch folgende Druckfehler verbessert werden: S. 26 soll es Zeile 4 von oben anstatt $\frac{9}{7}$ heißen $\frac{9}{5}$ und S. 107, A. 13 ist statt „muß" zu schreiben „mußt". S. 109, A. 11 ist an Stelle von „Stoff" zu setzen „Stoß". S. 127, A. ist „500 × *34*" durch „500 × *3·6*" zu ersetzen. S. 149, A. 12 muß „ich" in „ist" umgewandelt werden. S. 161, A. 7 ist 76 *cm* zu schreiben. S. 175, S. 12 v. o. soll es anstatt „Kohlendioxyd" heißen „Kohlenoxyd".

klar geschrieben, wenn er auch hie und da feinere Feilung wünschenswert erscheinen läßt, wie dies ja bei „ersten Auflagen" von Schulbüchern eine allgemeinere Erscheinung ist, weil die Schule diesbezüglich ganz besondere Forderungen stellt. — Anatomie, Infektionskrankheiten und Erste Hilfe sind sehr gut gelungene Kapitel, der Teil über Infektionskrankheiten ist vorzüglich. Schwächer ist der technisch-hygienische Teil, der Abschnitt über Schulhygiene ist keine selbständige Arbeit, sondern dem Verordnungsentwurfe entnommen, welchen der Oberste Sanitätsrat vor einem Dutzend Jahren veröffentlicht hat.

Vom Ideale eines derartigen Behelfes für die fraglichen Anstalten sind alle derzeit vorhandenen Bücher noch ziemlich weit entfernt, was seine guten Gründe hat. Unter den vorhandenen Büchern für die Zöglinge der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten nimmt das vorliegende des um unser Impfwesen sehr verdienten Autors jedenfalls eine ehrenvolle Stellung ein und das Werk wird daher auch die ihm gebührende weite Verbreitung finden.

Wien. Dr. Leo Burgerstein.

L. Stelz und Dr. H. Grede, Leitfaden der Pflanzenkunde für höhere Schulen. **Nebst Beilage: Erklärende Farbenskizzen von Prof. L. Stelz. Leipzig und Frankfurt a. M., Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung (E. v. Mayer).**

Prof. Stelz und Oberlehrer Dr. Grede veröffentlichten als Programmbeilage der Liebig-Realschule zu Ostern 1900 einen Entwurf der Stoffverteilung für den botanischen Unterricht an der sechsklassigen Realschule. An diese Programmbeilage schließt sich der vorliegende Leitfaden an. Das Buch zerfällt in 10 Abschnitte. Der erste enthält ein Verzeichnis jener Pflanzen, die sich im Schulgarten leicht halten lassen; im zweiten wird eine größere Anzahl von Arten, Gattungen, Familien und Klassen besprochen. Die Zahl der beschriebenen Pflanzen ist keine große, denn der Verf. hält an dem Grundsatz fest, daß jeder Schüler jede Erscheinung an der lebenden Pflanze auch gesehen hat. Daraus ergibt sich, daß Unterricht und Schulgarten eng miteinander verknüpft sind, daß die Schüler im Schulgarten beobachten lernen und daß infolgedessen keine anderen Pflanzen zur Besprechung gelangen können als solche, welche sich für den Schulgarten als zuverlässig erweisen und stets vorhanden sind, wenn sie gebraucht werden. Auf die Einzelbeschreibungen (14) folgen drei Gattungen *(Genista, Lamium, Verbascum),* hierauf die wichtigsten Familien in solcher Reihenfolge, daß die leichter verständlichen voranstehen.

In den folgenden Abschnitten wird über den Bau und Zweck der Pflanzenteile, die allgemeinen Lebenserscheinungen der Pflanzen,

den Bau und Zweck der Gewebe im Pflanzenkörper, über natürliche und wirtschaftliche Pflanzengenossenschaften gesprochen. Abschnitt VIII enthält die Aufzählung von Pflanzen, die sich für eine Blattsammlung oder Sammlung von Blütenständen eignen, ferner die Aufzählung von Bäumen, Sträuchern, Kletterpflanzen, Stauden, Gift- und offizinellen Pflanzen, sowie die als Hausmittel bei verschiedenen Krankheiten in Gebrauch stehenden Gewächse.

Wenn auch der Leitfaden manches enthält, was nach Ansicht des Ref. in ein Lehrbuch nicht hineingehört, und die Bestimmungstabellen auf Grund des Linnéschen Systems nicht befriedigen können, so enthält er doch viele Vorzüge, die ihn empfehlenswert machen. Die Beschreibung der einzelnen Pflanzen sowie die Charakterisierung der Gattungen, Familien und Klassen ist durchwegs zutreffend. Das Buch ist vollkommen geeignet, die Schüler einerseits mit dem Bau der Pflanzen bekannt zu machen, anderseits sie durch die Schilderung der Wechselbeziehungen zwischen Tieren und Pflanzen, durch die Erörterung des Einflusses, den gewisse Pflanzen auf die Gestaltung des Bodens nehmen und dadurch Veränderungen erzeugen, die wieder für das Leben aller organischen Wesen einflußreich sind, zur denkenden Betrachtung der Natur anzuregen.

Als Beilage zu diesem Leitfaden erschienen 99 Tafeln erklärender Farbenskizzen von Prof. L. Stelz. Diese Skizzen, in denen fast alle Details der im Leitfaden besprochenen Pflanzen in vortrefflicher Weise zur Anschauung gebracht werden, dürften die Schüler beim Aufsuchen der die Pflanzen charakterisierenden Merkmale wesentlich unterstützen. Selbst für den Lehrer werden diese Tafeln unter Umständen ein nicht zu unterschätzender Behelf sein.

Wien. H. Vieltorf.

Marginalien und Register zu Kants 'Kritik der Erkenntnisvermögen'. Von George Samuel Albert Mellin. Züllich 1794 und 1795. II. Teil. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilskraft. Neu herausgegeben mit einer Begleitschrift: „Der Zusammenhang der Kantschen Kritiken" von Ludwig Goldschmidt. Gotha, Thinemann 1902.

In dieser Zeitschrift[1]) hatte Ref. Gelegenheit, über den ersten von Goldschmidt herausgegebenen Teil der Mellinschen Marginalien, die 'Kritik der reinen Vernunft' betreffend, zu berichten. Ein Jahr nach der Herausgabe des ersten Teiles folgte der zweite von demselben Verf. herausgegebene, die Marginalien zu den anderen Kritiken enthaltende Teil. Auch dieser ist, wie jener mit einer Begleitschrift versehen, welche den Zusammenhang

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. Jahrg. 1902, S. 532 ff.

der Kritiken Kants zum Gegenstande hat. Eine Begleitschrift nennt der Verf. diesmal die Abhandlung mit viel mehr Recht als in dem ersten Teile, weil er nicht, wie dort, durch seine Begeisterung für Kant fortgerissen, der Polemik gegen Andersdenkende zu viel Raum gewährt, sondern ein klares, übersichtliches Bild von den Fäden, welche die einzelnen Kritiken Kants verbinden, gibt, das noch viel anschaulicher wirkt, wenn man durch vorausgehende Lektüre der Mellinschen Marginalien, die in diesem Bande enthalten sind, sich den passenden Hintergrund verschafft hat.

Über den Nutzen der Mellinschen Marginalien hier zu sprechen kann Ref. sich um so eher erlassen, weil er anläßlich der Besprechung des 1. Teils des Buches dieses „verläßliche und bequeme Orientierungsmittel bei erneutem Studium Kants" dem Leser zu empfehlen Gelegenheit nahm, der 2. Teil aber in der Anlage und Art der Darstellung von dem 1. nicht, wie es naturgemäß ist, sonderlich abweicht.

Es erübrigt daher nur über den Inhalt der Begleitschrift Mitteilungen zu machen.

Nach einem mehr historischen Charakter tragenden Teil über die Stellung Kantscher Lehre gegenüber den Philosophen vor und nach seiner Zeit gibt er vorläufig ein Bild von dem Zusammenhange der drei Kritiken, die in der Kritik der reinen Vernunft gegebene Einteilung in Verstand, Urteilskraft, Vernunft liege dem ganzen System zugrunde. Formal konstitutive Gesetze seien wirksam in der Erkenntnis von Objekten (erkennender Verstand), Gesetze der Vernunft in der ästhetischen Beurteilung und auf moralisch praktischem Gebiete; die Urteilskraft habe zwar ihre eigenen Prinzipien, mache aber den Übergang von einem der zwei obigen Gebiete zum anderen möglich und lassen ihren gemeinschaftlichen Ursprung in der Idee des Übersinnlichen denken, wenn auch nicht erkennen. Dem reinen Verstand komme allein Gesetzmäßigkeit in der objektiven Erkenntnis zu, die Urteilskraft zeigt die apriorischen Bedingungen der Anwendung, die Vernunft ohne eigenes Gebiet leite den Verstand nach auf Einheit gerichteten Maximen.

Die Fragen von den apriorischen Einsichten und den Dingen an sich behandelt der Verf. ausführlicher und zeigt, wie die apriorische Grenzbestimmung eine Einengung des Verstandes durch die Vernunft bedeutet, wie das *Noumenon* in negativer Bedeutung durch die Kategorien, die auf Erscheinungen bloß begrenzt sind, nicht erkannt wird, das *Noumenon* in positiver Bedeutung die Annahme einer intellektuellen Anschauung erfordert, welche, an sich ohne theoretische Bedeutung, nur zeigt, was wir nicht vermögen. Der Verf. bespricht dann den Unterschied von Erscheinung und Ding an sich, zeigt in ausführlicher Weise, wie man das Dasein von Dingen an sich theoretisch erhärten, trotzdem aber die Notwendigkeit, solche anzunehmen, einsehen kann. Dann geht der Verf. auf das Gebiet der praktischen Vernunft über.

Von dem Unterschiede zwischen Sinnes- und Verstandeswesen ausgehend, welcher bewirkt, daß die Gegenstände in zweierlei Bedeutung genommen werden müssen, um scheinbare Widersprüche der Vernunft zu vermeiden, zeigt er nach Kant, wie die moralisch praktischen Urteile nicht auf das Sinnenwesen sich richten.

Das Urteil bei einem Verlaufe nach empirischen Bedingungen, den wir einsehen, „das hätte nicht geschehen sollen" hat mit theoretischer Erkenntnis nichts zu tun. Deshalb erkennt man nicht objektiv, daß der sittliche Willen dem Naturgesetz unterworfen ist, daß vielmehr die sittliche Freiheit keinem Naturgesetze widerstreite, wenn nur die Vernunft dabei bleibt Gegenstände in zweierlei Bedeutung zu nehmen, weil der Mensch selbst *Noumenon* und Erscheinung ist. Das Sittengesetz ist ein praktisch synthet. Urteil *a priori*. Während in der Erkenntnis der Sinnenwelt Gesetze über das, was ist, herrschen, sagt das Sittengesetz, was geschehen soll, dort Gesetze für die Erkenntnis der Natur, hier für den Begriff der Freiheit.

Während uns die Natur als Erscheinung umgibt, finden wir in uns das Gesetz einer idealen Natur, die durch unser Tun und Lassen zustande zu bringen ist. Die Wichtigkeit der Kategoriendeduktion, die Erfassung ihrer konstitutiven Bedeutung und ihr regulativer immanenter Gebrauch, im Anschluß daran der gemeinsame Ursprung von Glauben und Wissen, wenn auch die Gebiete der Natur und Freiheit durch verschiedene Gesetzgebungen, aber in derselben Vernunft notwendig getrennt sind, sind Gegenstände, die der Verf. erörtert. — Den Übergang von der Denkungsart im Theoretischen zu der im Praktischen bilde die Urteilskraft. Im Geschmack zeige sich die sinnliche und zugleich vernünftige sittliche Natur der Menschen.

Bestimmend ist die Urteilskraft, insoferne sie, der Notwendigkeit eines *a priori* anzusehenden Gesetzes folgend, den Fall der allgemeinen Regel subsumiert. Da aber die empirische Regel zwar das allgemeine formale Gesetz notwendig enthält, dieses aber nicht die spezifischen Eigenschaften liefert, so ergibt sich das Problem: nach welchem Prinzipe verfährt das Urteil bei der Unterordnung empirischer Regeln unter allgemeinere empirische Regeln? Da ist die Urteilskraft reflektierend. In der empirischen Forschung suchen wir aber nach einer Einheit der empirischen Regeln, d. h. wir beurteilen die Natur als zweckmäßig. Dieser Begriff des Zweckes gibt nur die Art an, über die Natur zu reflektieren und konstituiert nicht die Möglichkeit eines Objektes. Über den Begriff der Zweckmäßigkeit und den Gedanken, daß wir durch das Prinzip der Einheit die Natur so vorstellen, als ob ein Verstand den Grund der Mannigfaltigkeit der empirischen Gesetze enthielte, ergeht sich der Verf. in längerer Ausführung, um die Dialektik der teleologischen Urteilskraft zu besprechen.

Das Prinzip der reflektierenden Urteilskraft sei das der Zweckmäßigkeit und gebe Anlaß zu einem Konflikte mit dem Verstande, wenn die Maxime der Urteilskraft, in Wahrheit subjektiv und heuristisch, für objektive und konstitutive Prinzipien angesehen werden. Den Kantschen Satz, daß Naturzwecke organisierte und sich selbst organisierende Wesen seien, nicht bloß bewegende, sondern auch bildende Kraft besitzen, veranschaulicht der Verf. durch die Gegenüberstellung der Maschine, des Kunstproduktes, indem er darauf verweist, daß es niemals gelingen werde Organismen in der Retorte zu schaffen.

Er warnt davor, die Zweckmäßigkeit, die sich an geometrischen Figuren und den Zahlen findet, mit einer subjektiven zu verwechseln. Gegenüber den verschiedenen Lösungen der Frage nach dem Grunde der Ordnung der Zwecke, welche Kant kritisiert, die bald in der leblosen Materie oder in dem leblosen Gotte, bald in einer lebenden Materie den Grund finder, wird das teleologische Prinzip als Maxime der Urteilskraft aufrecht gehalten.

Während es sich in der teleologischen Beurteilung der Natur um den Begriff einer objektiv gedachten, empirisch erkennbaren Zweckmäßigkeit, um die reale Zweckmäßigkeit handelt, bezieht sich die ästhetische, zu der der Verf. übergeht, auf formale Zweckmäßigkeit. Nachdem der Verf. die Stellung der ästhetischen zur teleologischen Urteilskraft charakterisiert hat, geht er näher auf das ästhetische Urteil ein. Trotzdem daß, um einen Gegenstand schön zu finden, weder nach dem Begriffe, noch nach dem Zwecke gefragt wird, so verlangt der Urteilende, daß das Urteil als objektives, notwendiges gelte. Wir sagen, daß etwas schön und nicht, wie das Angenehme, für uns schön sei. Auf die Frage, was für ein Prinzip a priori einem solchen Geschmacksurteile inhäriere, gibt der Verf. nach Kant die Antwort, daß sich die Lust hier auf die Angemessenheit des Gegenstandes für unsere Sinnlichkeit im Vergleiche mit dem Verstand, d. h. auf die subjektive Zweckmäßigkeit für die reflektierende Urteilskraft richtet. Während beim teleologischen Urteile Absicht vorherrscht, geht hier unabsichtliche Reflexion voran. Nachdem der Verf. noch die Beeinträchtigung des ästhetischen Urteils durch Begriff und Zweck des Gegenstandes an Beispielen klargelegt hat, bespricht er das Erhabene, welches gerade durch Unangemessenheit, zum Unterschiede vom Schönen, Hemmung der Erkenntniskräfte bringt, aber zugleich einen Vorzug der Vernunft, die in der Idee der Totalität über die Sinne hinausstrebt, uns klar macht und bewirkt, daß wir uns über die Natur erhoben fühlen.

Das Verhältnis der Kritik der ästhetischen Urteilskraft zu den anderen Kritiken behandelt die Antwort auf die Frage: „Wie finden wir die Lehre vom synthetischen Urteile *a priori* in der Kritik des ästhetischen Urteils wieder?“ Kant deduziert die Berechtigung für die Allgemeingiltigkeit des Geschmacksurteiles, trotzdem Schönheit

sich durch Begriffe und objektive Beweisgründe nicht aufschwatzen läßt, aus der Voraussetzung eines *sensus communis aestheticus* in der ästhetischen Urteilskraft.

Trotz des Gemeinplatzes „Jeder hat seinen Geschmack" wird über ästhetische Urteile disputiert. Diese Antinomie löst Kant durch die Erwägung, daß über das Geschmacksurteil, welches nicht auf bestimmte Begriffe gegründet ist, nicht durch Beweise entschieden werden kann, daß wir aber doch von einem unbestimmten Begriffe, einer Idee, die wir mit allen Menschen gemein haben, im Urteile geführt werden. In allen Fällen, in der Auffassung der Gegenstände der Sinne sowohl, als im sittlichen und ästhetischen Urteile kommt es auf das Eine an, das allen Menschen gemeinsam ist, und nicht auf den zufälligen Inhalt; durch ästhetische Ideen spricht der Künstler aus, was durch Begriffe sich nicht sagen läßt. Ästhetisches Wohlgefallen und moralisches Gefühl werden in Beziehung, Schönheit und Sittlichkeit in Analogie gesetzt.

Nach einem resumierenden Überblick über die drei Vernunftkritiken, der zeigt, daß formale Naturgesetze des Verstandes, sittliche Gebote der Vernunft und ästhetische, wie teleologische Urteile nicht auf dem Satze des Widerspruches ruhen und nicht durch psychologische Verallgemeinerungen charakterisiert werden können, sondern daß die Lehre vom Urteil *a priori* die Grundbestimmungen des Verstandes, der Vernunft und der Urteilskraft zur Einsicht bringt, sucht der Verf. noch den Weg zu zeichnen, den Kant von der negativen Anfangslehre, daß „das Ding an sich unerkennbar" sei, bis zu dem moralischem Bedürfnisse entsprechenden Beweise vom Dasein Gottes eingeschlagen hat.

Wien. Gustav Spengler.

Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie. Von Dr. Th. Elsenhans. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1903.

Im engen Rahmen dieser allgemein bekannten Sammlung wird auf 139 Seiten des bekannten Formates eine Einführung in die Philosophie geboten. Neben einem Überblick über die Geschichte der Philosophie werden Psychologie und Logik behandelt, Disziplinen, welche teils den Ausgangspunkt und die Grundlagen der anderen philosophischen Wissenschaften, teils an und für sich eine Schule des philosophischen Denkens bilden. Dabei wird naturgemäß die Psychologie der Logik vorausgeschickt, wodurch die richtige Grundlage für die Lehre vom Urteil und vom Denken überhaupt gewonnen wird. — Die Schwierigkeit der Definition des Begriffes Philosophie, dessen Inhalt nach der Auffassung der verschiedenen Systeme ein verschiedener ist, ist Fachmännern bekannt. Am besten konnte nach der Ansicht des Ref. die Kantsche Definition der Philo-

sophie als „Wissenschaft von den Beziehungen aller Erkenntnisse auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft" verwendet werden, woran sich dann der einleitende Satz des § 1 erklärend anschließen kann. Die einzelnen philosophischen Disziplinen lassen sich ganz folgerichtig aus der Philosophie des Geistes, d. h. den psychischen (nicht „psychologischen") Tatsachen ableiten. Diese psychischen Tatsachen sind nämlich: Vorstellen (Denken), Fühlen und Begehren (Wollen). Bezüglich der Logik und Psychologie ist die Definition vom Verf. selbst gegeben. Die Ethik ist die Lehre vom guten Wollen, die Ästhetik die Wissenschaft vom Schönen; schön ist aber, was ein Gefühl des Wohlgefallens erweckt; die Metaphysik ist die Lehre von den den psychischen und physischen Tatsachen gemeinsamen Gesetzen.

Am wenigsten dürfte der kurze Überblick über die Geschichte der Philosophie befriedigen. Was soll der Leser, der ohne weitere philosophische Vorbegriffe die Schrift in die Hand nimmt, denken, wenn er liest: „Die Stoiker und Epikuräer fanden als höchste Regel des Lebens die Befriedigung des Weisen in seinem inneren Leben", oder „der Grundsatz Schellings und Hegels von der Einheit von Denken und Sein"? Es verdient alle Anerkennung, daß der Verf. hiebei Epikur Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber in einem Buche, das in eine Wissenschaft einführen will, muß das voraussetzungslos Gebotene klar und faßlich sein. Der Verf. versteht es ja sonst, nicht nur mit wenig Worten viel zu sagen, sondern auch klare Begriffe hervorzurufen. Aufgefallen sind bei der Durchsicht des Schriftchens noch folgende Stellen, die im Interesse einer neuen Auflage hier herausgehoben werden mögen:

„Die Metaphysik fragt nach der Art der Existenz und der Veränderung der Seele" (S. 14). Was ist unter „Veränderung der S." zu verstehen? „Die innere Einheit des Bewußtseins", st. Einerleiheit des B. (S. 18). Der unsterbliche Name Fechners, sowie die Bezeichnung „psychophysisches Gesetz" sollten doch S. 28 erwähnt werden. Bei den Assoziationsgesetzen ist bei der Ähnlichkeit auch der Kontrast anzuführen. Ungenau ist auch S. 42: „Intellektuelle Gefühle entstehen aus den inneren Verhältnissen der Vorstellungen." Das über diesen Punkt Gebotene ist überhaupt nicht ausreichend. „Ein für sich dastehendes Beispiel der Mischung der Gefühle ist das sog. Lebens- oder „Gemeingefühl" (S. 46). Das Lebensgefühl ist der Durchschnitt aus den durch die Lebensprozesse (Blutkreislauf, Atmung usw.) hervorgerufenen Gefühlen; unter „gemischten Gefühlen" verstand bekanntlich die ältere Psychologie etwas ganz anderes. In der Einleitung zur Logik heißt es (S. 67): Die Psychologie behandelt das richtige wie das unrichtige Denken; hier wäre des richtigen Verständnisses halber auf die bizarren Vorstellungsgebilde des Traumlebens, die Assoziationen des Wahnsinnigen usw. hinzuweisen. Gleich bei Beginn der Elementarlehre soll betont werden, daß die neuere Logik vom Urteil aus-

geht und daß nur aus methodischen Gründen die Lehre vom Begriff vorausgeschickt ist. S. 70: „ursprüngliche und abgeleitete Merkmale“; hier sollten die so oft gebrauchten Termini: „konstitutive und konsekutive Merkmale“ beigefügt werden. S. 84 ist das Identitätsurteil kurz anzuführen, weil das Definitions- und das mathematische Gleichheitsurteil darauf beruhen; S. 86 „der Grundsatz des Widerspruches“, dafür: „des zu vermeidenden Widerspruches“. Sonst ist bei der Behandlung der Logik dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft sorgfältig Rechnung getragen und aus der Erkenntnislehre mit Recht nur das unbedingt Notwendige einbezogen.

Die Schrift enthält in kürzester Fassung alles, was man aus Psychologie und Logik zur Orientierung braucht, und bei deren Durchsicht drängte sich dem Ref. unwillkürlich der Gedanke auf, wie man unseren umfangreichen Lehrbüchern der Psychologie und Logik gegenüber mit so geringem Apparate auch sein Auslangen finden kann.

Prag. Emil Gschwind.

Meister der Farbe. Lief. 1 u. 2. Leipzig, E. A. Seemann 1904. Preis jeden Heftes (à 6 Blatt) 2 Mk. im Abonnement, einzeln 3 Mk.

Diese neueste, gleichzeitig in Paris, London, Stockholm, Leiden, Moskau und Budapest monatlich herausgegebene Sammlung fesselt den Kunstfreund und Kenner nicht nur durch die gelungene Wahl, sondern auch noch ganz besonders durch die im vervollkommten Dreifarbendruck hergestellten Wiedergabe der gewählten Originale. Der Prospekt nennt diese Originale „ästhetische Tatsachen“ und mit einem nicht sehr glücklich gewählten Epitheton „künstlerische Kostproben vielgenannter Maler“. Das Werk selbst will eine „Art statistischer Zusammenstellung, eine Enquête der modernen Malerei“ werden — und dazu scheint es auf dem besten Wege zu sein. Wenn wir von der Reproduktion von Klingers „Beethoven“ absehen, bei der die Verwendung von Bronzeaufdruck auf dem Thronsessel das malerisch heute so sehr verwöhnte Auge beleidigt, hauptsächlich dadurch, daß alle perspektivischen Werte neben und unter dieser Bronzehaut verschwinden — wenn wir also von diesem Blatt absehen, haben wir es nur mit erstklassigen Wiedergaben von zum größten Teile ebensolchen Kunstwerken zu tun. Da ist zunächst das bekannte Frauenporträt „Maja“ von Anders Zorn ähnlich wirksam wie sein Selbstporträt in den Uffizien in Florenz, das alle übrigen Selbstporträts in seiner Nachbarschaft durch die verblüffende Wahrheit der Auffassung und der breiten, ein non plus ultra von künstlerischer Kraft verratenden Technik in Schatten stellt. Walter Leistikow, der bekannte Landschafter, hat einen trefflichen Begleittext zu dem Bilde geliefert. — Von Ilja Repin, dem Maxim Gorki der Malerei des

modernen Rußland, dem Schilderer der Barfüßler, sehen wir ein realistisches Porträt des am Dirigentenpult stehenden Anton Rubinstein. — Von Ignacio Zuloaga, von dem wir ein lebensgroßes Porträt in der Modernen Galerie in Wien besitzen, ist die bekannte „Consuelo" reproduziert, ein Bild, bei dem die einen mehr an Velasques und Goya, die anderen mehr an Goya und Murillo, die dritten an alle drei zusammen, die vierten nur an die Natur oder nur an große Kunst erinnert werden... in jedem Falle wirkt das Bild an- und aufregend. Von Pierre Carrier-Belleuse ist eines seiner beliebten, beim großen Publikum sehr geschätzten, feinen, lebensgroßen Pastelle zu finden, Pariser Balleteusen in der Schule; ein liebenswürdig geschriebener Text des Bibliothekars der Nationalbibliothek, Georges Riat, begleitet es, desselben Autors, dessen „Paris" aus der Serie „Berühmte Kunststätten" wir hier seinerzeit besprachen: ein Gelehrter, der der Kunst aller Zeiten mit einem selten zu findenden naiven, offenen Blick gegenübersteht; daher sein großes Verständnis. — Jan Veths Bildnis eines achtzehnjährigen Mädchens darf man getrost den ehrlichen Arbeiten der alten Niederländer an die Seite stellen. — Das zweite Heft eröffnet ein ganz dünngemaltes Freiluftbild des Schweden Karl Larsson, die Familie des Künstlers im Garten vor seinem Landhause darstellend; eine köstliche Frische spricht dem Ganzen und viel Humor, der vom Herzen kommt und zum Herzen dringt. — Von Adolf Menzel, dem Altmeister des modernen Aquarells, sehen wir das bekannte Bild: Abfahrt König Wilhelms zur Armee, 31. Juli 1870, ein Historienbild in realistisch-genrehafter Gewandung, vor dem die sogenannte „große Historie" kläglich verblaßt. — Julius Paulsens „Frauenbildnis" zeigt uns den Maler als einen Naturalisten mit ausgesprochen dichterischen Stimmungen — bei aller Naturwahrheit doch Stil, der sich zu steigern verspricht. Wir finden bei vielen antiken Plastiken, namentlich der hellenistischen Epoche, ähnliche Tendenzen. — Franz Simm, ein Wiener, Engerthschüler, der in München lebt, hier bekannt durch eine Reihe kleiner Plafondbilder im Kunsthistorischen Museum (Antikensaal), wird am besten durch eines seiner die Empire- und Biedermeierzeit sorgfältig illustrierenden Bildchen charakterisiert. Wir persönlich haben seit jeher bedauert, daß er nur gelegentlich modernes Genre betreibt, er hätte hier für immer Wertvolles leisten können. Der Maler von heute schöpft für Empirebilder doch schon aus zweiter und dritter Quelle: die Menschen, die Modelle, die in der Maskerade stecken, passen nicht mehr zum Kostüm — manchmal nicht einmal zur Frisur oder auch umgekehrt. — Unvergleichlich frisch und wahr wirkt Willem Maris „Kühe an der Tränke". Holland mit seinen weiten grünen, wässerigen Flächen, seinem hohen, luftig feuchten Himmel, seinen Windmühlen und seinen bukolischen Stimmungen ist mit einem Ruck vor unser Auge gezaubert. Es ist eines der am besten, wenn

nicht das bestreproduzierte Blatt. — Der Pariser Alfred Roll (Skizzen in der Modernen Galerie Wien) ist nicht sehr charakteristisch vertreten durch das wie es scheint mit Raffaëllistiften gearbeitete Porträt des nordischen Landschafters Thaulow und seiner Frau. Wir glauben, daß Frau Thaulow mit dieser Wiedergabe ihres gewiß viel schöneren und lieblicheren Äußeren nicht unbedingt zufrieden sein wird — ein Mann wie Herr Thaulow kann schon eher einen Puff aushalten. Von einer Größe wie Roll darf man billig mehr verlangen, wo er wenig bietet, bekommt man es besser nicht zu Gesicht. — Von Österreichern verspricht uns die Sammlung: Rud. v. Alt (der Stephansplatz), W. Hampel (Spanische Tänzerin), Segantini und Hans Schwaiger (der Wassergeist); von Deutschen noch: Thoma, Liebermann, Sperl (den Freund Leibls), Uhde, Kampf u. a.; Franzosen: Cl. Monet (Manet in seinem Garten), Besnard, Blanche, Cottet; von Engländern: Constable, Alma-Tadema, Herkomer, Clausen, Leighton; von anderen: Munkacsy, Laszlo, Wereschtschagin, Ther. Schwartze, Henriette Ronner, F. Courtens, Leemputten und endlich Prinz Eugen von Schweden, den Sohn König Oskars.

Wien. Rudolf Böck.

Liederbuch für Studierende an österreichischen Mittelschulen. Gesammelt und bearbeitet von Johann Emerich Hasel und August Weirich. Wien, K. k. Schulbücher-Verlag 1903.

Mit der Ausgabe des vorliegenden Liederbuches für Studierende an unseren Mittelschulen im K. k. Schulbücher-Verlage hat die hohe Unterrichtsverwaltung neuerdings bewiesen, welch hohe Aufmerksamkeit und Fürsorge sie selbst den nicht verpflichtenden Fächern der Mittelschule zuwendet und daß sie jederzeit zu allen, ja den größten Opfern bereit ist, sobald es sich um die Förderung der unterrichtlichen oder erziehlichen Zwecke unserer Mittelschulen handelt.

Es ist nicht lange her, daß die hohe Regierung für den so wichtigen Erziehungsgegenstand der Mittelschuljugend, für das Jugendspiel, ein eigenes, ganz vortreffliches Handbuch erscheinen ließ, das allenthalben seiner Bestimmung gemäß sehr zur Förderung der leiblichen Wohlfahrt der studierenden Jugend an österreichischen Mittelschulen beigetragen hat.

Mit dem vorliegenden Liederbuch hätte nun dem Gesange an den österreichischen Mittelschulen eine gleich wesentliche Unterstützung zuteil werden sollen.

Leider hat der gute Wille der hohen Unterrichtsbehörde diesmal nicht ganz den wohlverdienten Lohn gefunden.

Wie geschmackvoll und schmuckvoll auch das an sich sehr handliche Liederbuch seiner äußeren Form nach ausgestattet ist

und den offenbaren Stempel der opferwilligen k. k. Verlagsbuchhandlung trägt, so entspricht es weder dem Inhalte nach, noch insbesondere hinsichtlich des Wortlautes der hier verwendeten Liedertexte den Anforderungen, die man an ein für die Mittelschulen bestimmtes Unterrichtsbuch, sei es auch nur ein Liederbuch, zu stellen berechtigt ist.

Für den deutschen Unterricht bildet das Buch wegen der Menge von Flüchtigkeitsfehlern, aber auch offenbaren Verstößen gegen die Rechtschreibung tatsächlich eine Gefahr. Zur Begründung dieses Urteiles führe ich nur einzelne Verstöße an.

Schon auf S. 9 steht: Knab anstatt Knab' (Sah ein Knab' ein Röslein stehn); auf S. 12, Strophe 2 muß der Beistrich nach 'Nacht' getilgt werden; auf S. 15 steht wiederholt nah' (st. nah); daselbst: knie' ich (st. knie ich); S. 16: ungeseh'n und: nah'; S. 17: des Sturmwind's; auf S. 18: Stund; komm' und steh'n; so auch: heit'rem anstatt heitrem; daselbst steht auch die falsche Silbentrennung: Geis-tes; so heißt es auch auf S. 20 in der Volkshymne: Ös-terreich, so auch auf S. 24 usw. Auf S. 71 steht wiederholt Ruh (sonst Ruh'); unten dann: ruh'st du; so auch wiederholt auf der nächsten Seite; am Schluß des Liedes liest man Göthe, im Inhaltsverzeichnis aber Goethe u. v. a. m.

Auch das Inhaltsverzeichnis ist nicht frei von Irrtümern. So lesen wir da: S. Falk, dagegen auf S. 72: J. Falk. Hier kann gleich die Anmerkung gemacht werden, daß die zweite, recht ungelenke Strophe Falks zu dem so schönen Goetheschen Text des bekannten Abendliedes aus Pietät für den Dichter füglich hätte wegbleiben sollen. Im Inhaltsverzeichnis liest man noch: D. Dürrner anstatt J. Dürrner. Bei dem Mailied selbst hätte der Hinweis auf die schwäbische Volksweise schon vor dem Wortlaut der Dichtung auf S. 72 gemacht werden sollen.

Der Leser wird dem Urteile bezüglich der formalen Sorglosigkeit des Buches beistimmen. Ein flüchtiger Blick in das amtliche Wörterverzeichnis oder in eine beliebige deutsche Grammatik hätte die Herausgeber vor diesen und vielen ähnlichen Irrtümern und die Mittelschule vor einem so bedenklichen Unterrichtsbuche des Schulbücherverlages bewahrt.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der I. internationale Kongreß für Schulhygiene. (Nürnberg 4.—9. April 1904.)

(Schluß.)

Hygiene-Unterricht. — Schularzt. — Ein internationales Bureau. — Die Ausstellung. — Feste. — Die nächsten Kongresse; Schlußansprachen.

Hygiene-Unterricht. Prof. Dr. med. R. Blasius und Oberrealschul-Direktor Prof. Dr. A. Wernicke (beide Braunschweig) hatten gemeinsam folgende Thesen aufgestellt:

I. Eine schulhygienische Unterweisung ist für alle Lehrer erforderlich.

II. Sie erstreckt sich auf: *a*) Anatomie und Physiologie des gesunden menschlichen Körpers; *b*) Schulkrankheiten; *c*) Bau des Schulhauses und dessen innere Einrichtung; Spielplätze usw.; *d*) Hygiene des Unterrichtes; *e*) hygienische Überwachung der Schüler.

III. Sie wird einerseits durch Vorlesungen, bezw. Unterricht und anderseits durch praktische Übungen vermittelt, u. zw. dürfte sie für Kandidaten des Lehramtes am zweckmäßigsten in den Seminarien für Inhaber des Lehramtes in besonderen Kursen stattfinden.

IV. Künftig ist die Schulhygiene in die Prüfungen für das Lehramt möglichst als verbindliches Fach einzuführen.

Ref. möchte dazu bemerken, daß, sofern Lehramtskandidaten für Mittelschulen in Frage kommen, diesen das Hören einer Vorlesung (ein Semester 1—2stündig) über allgemeine, persönliche und öffentliche Hygiene sehr zu wünschen wäre, dazu Schulhygiene (ebenso). Hiezu wird allerdings einiger Antrieb notwendig sein: dann darf man wohl erwarten, daß gelegentliche hygienische Belehrung in den Lehrstunden verschiedener Fächer den Schülern vermittelt werde, wozu tatsächlich öfter Anlaß vorkommt; es ist aber gewiß wünschenswert, daß die Mittelschüler, aus welchen einst die Hauptmasse der in Verwaltung und Vertretung Maßgebenden hervorgeht, für die Bedeutung der Wasserversorgung, des gesunden Wohnens, der Seuchenprophylaxe überhaupt, kurz für Angelegen-

heiten der öffentlichen Hygiene ein ahnungsvolles Verständnis haben, daß der Keim eines Interesses für spätere Jahre gelegt werde. Ist die heutige Zeit, wie oft behauptet wird, so vom Hasten nach materiellem Gewinn beherrscht, so wende man neben den Lehren der Nächstenliebe jene an, welche beweisen, daß durch Förderung der Ziele des Gemeinwesens jeder Einzelne mit vor Schaden bewahrt wird. — Unter den Vortragenden hatte Prof. Dr. med. Max Breitung (Koburg) dieses Moment bemerkt, indem er den Wunsch aussprach, daß sich die Schule in den Dienst der sozialen Reform stelle und indem er daselbst die Besprechung sozial-hygienischer Probleme auf Grund konkreter Beispiele verlangte.

Prof. Dr. med. A. Hartmann (Berlin) sprach über Die Erziehung des Volkes zur Gesundheitspflege durch den Schularzt. Er konstatiert die aus der Literatur bereits bekannte Tatsache, daß die Versuche, welche an einzelnen Universitäten des Deutschen Reiches dahingehend gemacht worden sind, Lehramtskandidaten Hygiene-Unterricht zu vermitteln, mangels Beteiligung nicht zu den erwünschten Resultaten geführt haben. Redner verbreitete sich dann über die Aufgaben und Chancen der Schulärzte hinsichtlich der Verbreitung hygienischen Wissens in Schüler- und Elternkreisen; die bezüglichen Leistungen würden vor allem ganz besonders die Volksschule betreffen, da ja dort die Schularzt-Einrichtung wirklich in verschiedenen Staaten recht verbreitet ist. Allerdings hätten die Ansichten des Redners auch für die Mittelschule Geltung, wo Schulärzte für dieselbe bereits bestehen, wie in dem benachbarten Ungarn. Es ist leider die Schularztfrage ein Thema, dessen Berührung ziemlich allgemein in Lehrerkreisen unangenehme Empfindungen zu wecken pflegt, trotzdem heute der Wahrheit gemäß konstatiert werden darf, daß die nunmehr schon recht zahlreichen ausländischen Erfahrungen nichts weniger als zu Ungunsten einer ärztlichen Mitarbeit an der öffentlichen Schulung sprechen. Hartmanns Vorschläge zielen hinsichtlich des Hygiene-Unterrichts durch Schulärzte auf direkte Belehrung der Schüler höherer Klassen, der Schüler und deren Eltern gelegentlich der in Gegenwart der letzteren vorzunehmenden somatischen Untersuchung der Schüler, der Elternmasse durch Vorträge auf Elternabenden, durch Beratung mit den Lehrern, Vorträge in Lehrergesellschaften usw. — Der Verein der Berliner Schulärzte wird Grundregeln der Gesundheitspflege aufstellen und mit Hilfe der städtischen Behörden eine Sammlung von Anschauungsmitteln einrichten, geeignet, als Behelf bei Vorträgen und beim Unterricht über Gesundheitspflege zu dienen. — Über die Organisation der wiederholt berührten Elternabende hatte Lehrer Berninger (Wiesbaden) ausführlich referiert; sie bestehen in Wiesbaden seit 1892.

Hofrat Dr. med. v. Forster (Nürnberg) bemerkte in einem Vortrage über Volksbildung und Schulgesundheitspflege, daß durch die Propagierung hygienischer Kenntnisse in der Schule eine gewisse Aufklärung über Schulhygiene an Haus und Familie übertragen werde, wobei aber ein Antagonismus zwischen den Anschauungen der Schuljugend und jenen der Angehörigen entstehe, welcher den Erfolg der hygie-

nischen Erziehung des Schülers illusorisch machen kann. Es ist daher eine engere Verbindung der hygienischen Erziehung der Jugend und jener des Volkes zu suchen: Einwirkung der Volksbildungs-Gesellschaften, Volksbibliotheken, Volkshochschulkurse u. dgl., Einfluß der Ärzte auf das Volk. — Diese Ausführungen treffen wohl in erster Linie die Elternschaft gewisser Teile der Volksschulbevölkerung, zweifellos aber auch einen geringen Teil der Elternschaft der Mittelschüler, auf welche Elternschaft also gleichfalls durch die obgenannten Mittel sowie durch persönliche Einflußnahme der Lehrerschaft bei Auskunftserteilung, durch Vermittlung populärer, gedruckter Aufklärungen über Gesundheitspflege der Schuljugend einzuwirken gut sein wird.

Über Alkohol und Schule sprachen Dr. med. Blitstein und Dr. med. Hadelich (beide Nürnberg), welche zu folgenden Thesen und dem von Hadelich vorgeschlagenen „Merkblatt" gelangten.

Die Zöglinge der Schule sind durch nachstehende Mittel vor den Alkoholschädigungen zu bewahren:

1. Durch disziplinäres Verbot des Genusses aller alkoholischen Getränke.

2. Aufklärung über die schädlichen Wirkungen des Alkohols mittels des Unterrichts, teils eingestreut in den verschiedenen Lehrfächern, teils in hygienischen Vorträgen der Schulärzte, teils auf den Elternabenden.

3. In den Schulzimmern ist die (in Wien erschienene) Tafel: Weichselbaum-Henning „Schädigung lebenswichtiger Organe durch Alkoholgenuß" anzubringen.

4. Die Unterrichtsmitel sind mit Rücksicht auf vorliegenden Zweck durchzusehen.

5. Das persönliche Beispiel des Lehrers hat, soweit dies ohne Zwang möglich ist, einzuwirken.

6. Alkoholgegnerische Schülerverbindungen sind von den Schulleitern zu begünstigen.

7. Den Eltern der neueintretenden Schüler ist folgendes Merkblatt einzuhändigen:

„Eltern, die ihr Eure Kinder liebt, gebt ihnen keine geistigen Getränke. Alle Gelehrten, welche sich mit der Alkoholfrage beschäftigt haben, stimmen darin überein, daß Bier, Wein, Schnaps und Likör der heranwachsenden Jugend sehr schädlich sind. Diese Getränke schwächen den Appetit, schädigen die Verdauungsorgane, setzen die natürliche Widerstandskraft der Kinder gegen die Kinderkrankheiten herab und rufen nicht selten selbst schwere Erkrankungen hervor. — Diese Getränke verschlechtern die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis und erschweren so dem Kinde das Lernen, sie regen das Kind auf, machen es zornmütig, widerspänstig, unfolgsam und erschweren Euch und der Schule seine Erziehung. Auch in Krankheitsfällen darf der Alkohol ebenso wie jedes andere Medikament nur auf Anordnung des Arztes verabfolgt werden."

Ist dieses Merkblatt vom Verfasser auch offenbar für die Eltern der in die Volksschule eintretenden Kinder gedacht, so möchte es gewiß nicht schaden, die Mahnung auch den Eltern der Mittelschul-Rekruten

zu übergeben, mindestens so lange, bis der damit zuerst beteilte Volksschuljahrgang mittelschulreif wird.

Lebhaft besprochen wurde die aktuelle Frage der Belehrung der Jugend hinsichtlich sexueller Dinge. Schularzt und Professor der Hygiene Dr. H. Schuschny (Budapest) führte über Die sexuelle Aufklärung und die höheren Schulen ungefähr folgendes aus: Wenn die Schule die geistige und körperliche Gesundheit der Schuljugend fördern will, dann darf sie der sexuellen Frage nicht aus dem Wege gehen. Die „Aufklärung“ geschieht gewöhnlich durch „aufgeklärte“ Altersgenossen, die ihre Kenntnisse hinsichtlich des Geschlechtslebens auf demselben Wege erlangt haben. Eltern, die ihre Kinder mit der größten Sorgfalt erziehen, können dies nicht verhindern und pflegen sich ganz allgemein um die bezüglichen Kenntnisse ihrer Kinder nicht zu kümmern. Der Weg zur Wahrheit soll nicht nur unsere Kinder, sondern auch uns leiten. Und deshalb dürfen wir nicht die Storch-Poesie festhalten, wenn unsere Kinder schon längst darüber hinaus sind. Man erziehe das Kind vor und in der Volksschule so, daß es an der sexuellen Frage gar nichts Besonderes findet. Um die zumeist fehlende pädagogische Sicherheit der Eltern zu fördern, sollten Elternabende veranstaltet werden. Ist das Kind vor der Pubertät aufgeklärt, dann wird es, wenn diese eintritt, vom Reiz des Mystischen nicht mehr so erfaßt werden als jenes, das nach den Regeln der konventionellen Sittlichkeit erzogen wurde. — Schuschny berichtete sodann über den in den ungarischen Mittelschulen eingeführten Hygiene-Unterricht, der in der VII. Klasse erteilt wird, wobei dem Vortragenden Gelegenheit geboten ist, das sexuelle Gebiet, einschließlich der sexuellen Infektionskrankheiten, zu streifen. Dieser Unterricht ist ferner auch gegen die Masturbation gerichtet und wird den Schülern Enthaltsamkeit ans Herz gelegt. Schuschny berichtet, daß er den Abiturienten der Staats-Oberrealschule im V. Bezirke von Budapest seit 10 Jahren alljährlich vor der Übernahme des Reifezeugnisses einen Vortrag über Sexualhygiene halte.

Dr. med. E. Epstein (Nürnberg) besprach Die Aufklärung der heranwachsenden Jugend über die Geschlechtskrankheiten und sagte: Daß jene Aufklärung notwendig ist, darunter besteht heute kein Zweifel mehr; nur die Einzelfragen fordern eine endgiltige Lösung: von wem, wie, wann dieser Unterricht zu erteilen sei. Da Eltern wie Lehrer — mindestens vorläufig — hiefür weniger in Betracht kommen, erscheint der schon (A. Fournier u. a.) gemachte Vorschlag am zweckmäßigsten, die Belehrung durch die Schulärzte erteilen zu lassen, nicht in Form eines besonderen Kurses, sondern als Teil einer Vortragsreihe über die wichtigsten Abschnitte der Gesundheitspflege. Es soll kein Kolleg über Pathologie und Therapie der Geschlechtskrankheiten geboten, sondern es sollen diese Krankheiten, ihre Häufigkeit, ihre Gefahren eindringlich dargestellt werden. Es muß hingewiesen werden auf die ethische und gesundheitliche Bedeutung der sexuellen Enthaltung. Auch auf die Onanie wird hiebei in taktvoller und nicht übertreibender Weise einzugehen sein. — Als Altersstufe, die für die Belehrung zu wählen wäre, erscheint etwa das 16. Lebensjahr am geeignetsten. Der Unterricht würde

also nicht in die Volksschule fallen, sondern in die letzten Monate der Sonntags- und Fortbildungsschulen, bei den Mittelschulen etwa in die VI. Klasse.

Realschul-Prof. Dr. H. Stanger (Trautenau) verweist in seinem Vortrage Sexuelles in- und außerhalb der Schule auf das große Interesse, welches die Frage neuerdings bei Ärzten und Erziehern erregt. Man hat allmählich eine sittlich-sexuelle Stockung bei geistigem und wirtschaftlichem Aufschwung gefühlt. Ein Anteil an der Schuld läßt sich dem gegenwärtigen Lehrsystem nicht absprechen, welches das Geistige auf Kosten des Moralischen pflegt. Dem intellektualistischen Unterricht sollte der Willens- und Moralunterricht als ebenbürtig angereiht werden. Am wenigsten genügend zeigt sich der Einfluß der Schule in sexual-ethischer Hinsicht. Es ist eine bekannte Tatsache, daß unsere Jugend der Mehrzahl nach nicht nur „wissend", sondern auch verdorben ist — eine Tatsache, für welche sie gewiß nicht allein verantwortlich gemacht werden kann. Neben dem direkten Einfluß der Schule sollte auch das Elternhaus behilflich sein; es möge darüber belehrt werden, daß der Weg zur Keuschheit durch die Nüchternheit führe. Für die Schule ist ausgiebige Förderung gesunder körperlicher Übungen zu jeder Jahreszeit ein wichtiger Faktor. Die Privatlektüre der Jugend ist gleichfalls ein wichtiges Moment. Tanzunterricht, Tanzvergnügungen, Theater können verderblich werden. Auch die Sittenpolizei möge mithelfen: bei geheimen Erkrankungen ist Anzeigepflicht zu fordern, öffentliche Häuser sind in der Nähe von Schulen nicht zu dulden, Studierende sollen mit Dirnen nicht in einem Hause wohnen. Statt der Schlußkneipen sollen Abschiedsfeierlichkeiten stattfinden.

Dozent der Physiologie Dr. M. Oker-Blom (Helsingfors) bemerkte in seinem Vortrage über Schule und sexual-hygienischen Unterricht, wie nach seiner Ansicht die Grundursache der sexuellen Reizbarkeit in den Verhältnissen des Hauses zu suchen sei, wo die geheimnisvolle Scheu, mit der man alles, was die Sexualorgane und ihre Äußerungen betrifft, verberge, wodurch das Kind auf einen Weg getrieben wird, auf welchem die natürliche Wißbegierde leicht zu ungesunder Phantasie und deren Folgen führt. Es wäre Aufgabe der Schule, hier einzugreifen und dem Elternhause eine helfende Hand zu reichen. In den Lesebüchern sollten Erzählungen aus der Natur aufgenommen werden, durch welche das Kind eine richtige Auffassung von den Methoden der Natur, hinsichtlich der Erhaltung der Art zu sorgen, bekäme. Diese Kenntnisse sollten dem Kinde schon in einem Alter (6—8 Jahre) beigebracht werden, so zeitig, daß die Geschlechtssphäre ungesunden Regungen noch nicht ausgesetzt ist. Derart wird, wie Oker-Blom hofft, die Phantasie des Kindes nicht so viel Stoff zu ungesunder Flucht mit folgender Reizung des Sexualnervensystems aufnehmen. Die einzelnen Erzählungen können dem Lehrer Gelegenheit bieten, hygienische Anweisungen jeder Art zu geben und sollen es den Eltern erleichtern, mit ihren Kindern über die Dinge des sexuellen Lebens zu sprechen, wodurch

das Vertrauen und die Aufrichtigkeit des Kindes zu den Eltern gestärkt werden möge [1]).

Die speziellen Anweisungen über Hygiene der Sexualorgane (Unschädlichkeit der Enthaltsamkeit, schädlichen Einfluß des Alkohols auf das Sexualleben, Bedeutung der venerischen Krankheiten für den Einzelnen und die Gesamtheit usw.) sollen in den höheren Schulklassen für das Alter von 16—18 Jahren, u. zw. von hiefür entsprechend qualifizierten Ärzten gegeben werden.

Frau v. Forster (Nürnberg), die Vertreterin des Deutschen Frauenvereines und des Bundes Deutscher Frauenvereine, hob hervor, daß die Heranziehung der Mutter zu jenem Aufklärungswerk von der größten Wichtigkeit sei und daß Unterweisung über die Art, in der die Aufklärung zu geben wäre, als ein dringendes Erfordernis für die Mutter angesehen werden müsse. Rednerin hält die Teilnahme der Mütter an Besprechungen der Lehrerschaft, auch der männlichen, hinsichtlich dieser Fragen für wertvoll.

Lyzeal-Dir. Schwarz (Mähr.-Ostrau) hatte in der Sektion folgenden daselbst angenommenen Antrag gestellt: „Es sei zur Frage: Die sexuelle Aufklärung in den Schulen seitens des geschäftsführenden Ausschusses des I. intern. Schulhygiene-Kongresses eine aus 15 Mitgliedern bestehende permanente Kommission zur weiteren Prüfung dieser Frage und Formulierung bestimmter Thesen für den nächsten Kongreß einzusetzen". Dieser Antrag wurde in der auf die zweite Plenarsitzung folgenden Geschäftssitzung dem Hauptkomitee des II. intern. Kongresses zur Berücksichtigung überwiesen.

Schularzt. Prof. der Hygiene an der Universität Budapest Dr. L. Liebermann behandelte in einer Plenarsitzung Die Aufgaben und die Ausbildung der Schulärzte. Es dürfte allgemeiner bekannt sein, daß Ungarn schon 1885 mit der Einführung der Schularztinstitution, u. zw. abweichend von den älteren und neueren Versuchen dieser Art in anderen Ländern so begann, daß entsprechend vorgebildete und geprüfte Ärzte an den Mittelschulen angestellt wurden, wo sie gleichzeitig einen (fakultativen) Hygiene-Unterricht in den obersten Klassen zu erteilen haben. Ohne den Nutzen der spezifisch ärztlichen Tätigkeit der Schulärzte in Abrede stellen zu wollen, legt Liebermann Wert darauf, daß der Schularzt seinen Pflichten als hygienischer Sachverständiger der Schule und als Berater der Schulleitung und des Lehrkörpers nachkomme. Der Gesundheitszustand der Schüler sei auch dann zu überwachen, wenn er keine Gefahr für die Gesamtheit der übrigen Schülerschaft einschließe. Liebermann fordert, daß die Schulärzte eine spezial-ärztliche Ausbil-

[1]) Herr Dr. Oker-Blom hat eine ausgezeichnete kleine Broschüre veröffentlicht, welche die für etwa 8—12jährige Knaben gedachten sexuellen Aufklärungen in Gestalt einer zusammenhängenden, mehrere Kapitel umfassenden hübschen Erzählung darbietet und Eltern von Knaben wärmstens empfohlen werden kann. Es wird die mit Genehmigung des Herrn Verfassers vorgenommene Übersetzung in die deutsche Sprache demnächst im Verlage von A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien erscheinen.

dung in bestimmten Richtungen erhalten und verlangt, es sei diesen Schulärzten auch Einflußnahme auf Lehrplan und Lehrmethode zu gewähren, um eine Überbürdung verhüten zu helfen. — Nebenbei bemerkt hat man in Ungarn etwa 10 Jahre früher als im Deutschen Reiche mit der körperlichen Untersuchung der Schüler durch den Schularzt begonnen.

Schularzt Dr. Meder (Brünn) sprach über Anlage und Zweck eines Grundbuches für Schulgesundheitspflege in Schulen; ein solches ist in Brünn durchgeführt: es enthält die Schulhausbeschreibung, Aufzeichnungen über Infektionskrankheiten, Jahresergebnisse der schulärztlichen Untersuchung der Schüler. Derart werden sanitäre Schäden aufgedeckt, welche dann der Sanitätsbehörde behufs Abstellung zur Kenntnis gebracht werden, bezw. zu Besserungen Anlaß bieten, die Schulärzte und Lehrer werden unterrichtet, Anhaltspunkte betreffend des bei Errichtung neuer Schulen zu Beachtenden gewonnen, rasche Orientierung über Auftreten und Gang der Infektionskrankheiten in den Schulen geschaffen und die Möglichkeit Schlüsse mit praktischen Konsequenzen zu ziehen hergestellt. Das Grundbuch bietet im Laufe der Zeit wertvolle Aufschlüsse für den Arzt, Lehrer und Bauverständigen sowie für die Schul- und Sanitätsbehörden. — In der Ausstellung war das Brünner Grundbuch, eine umfangreiche und inhaltsvolle Arbeit, aufgelegt. Dem tatkräftigen Stadtphysikus Dr. Igl in Brünn sind beträchtliche Fortschritte der Schulhygiene daselbst zu verdanken.

Lehrerinnen forderten die Anstellung von Schulärztinnen für Mädchenschulen.

Medizinalrat Prof. Dr. Leubuscher (Meiningen) referierte über Aufgaben des Staates im Schularztwesen und plaidierte für die allgemeine Annahme des Grundsatzes, daß der Staat Schulärzte für alle Schulen jeder Kategorie aufstelle, eine Einrichtung, die bisher allerdings nur in Sachsen-Meiningen durchgeführt und in Hessen weit vorgeschritten ist. Der Antrag Leubuschers auf Wahl einer Kommission zur Aufstellung einheitlicher Grundsätze für die Regelung des schulärztlichen Dienstes wurde in der Geschäftssitzung, welche einer Plenarsitzung des Kongresses folgte, zum Beschluß erhoben und wurden mit dem Rechte der Kooptation in diese Kommission vorgeschlagen die Herren: Hofrat Dr. Schubert (Nürnberg), Schularzt Dr. Reinhard (Berlin), Schularzt Dr. Kuntz (Wiesbaden), Schularzt Dr. Samosch (Breslau), Medizinalrat Dr. Leubuscher (Meiningen), lauter auf dem betreffenden Gebiete wohlerfahrene Männer. In jener Sitzung wurde auch ein Antrag des San.-Rates Dr. Altschul (Prag) betreffend Ausarbeitung eines zweckmäßigen Formularscheines für die Mortalitätsstatistik der Schüler dem internationalen Komitee zugewiesen. — Schularzt Dr. Oebbecke (Breslau) regte einen Austausch schulärztlicher Verwaltungsberichte mit Erfolg an.

Ein internationales Bureau. Der hochverdiente Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, F. Zollinger, hatte über Die Veranstaltung internationaler Ausstellungen und Einrichtung eines ständigen internationalen Bureaus für das gesamte Erziehungs- und

Unterrichtswesen sowie für Wohlfahrtseinrichtungen vorgetragen und beantragt, es sei das internationale Komitee für Schulhygiene-Kongresse zu ersuchen, zu prüfen:

a) ob nicht die Einrichtung eines ständigen internationalen Bureaus für das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen der Jugend wie des nachschulpflichtigen Alters mit Einschluß der Wohlfahrtseinrichtungen anzustreben sei;

b) ob nicht Schritte getan werden sollen, daß temporäre internationale Ausstellungen ausschließlich für das Unterrichts- und Erziehungswesen veranstaltet werden.

Das internationale Erziehungsamt hätte die Aufgabe, alle Publikationen, Gesetze, Verordnungen und Berichte, welche Erziehungsfragen, Schuleinrichtungen (Schulhausbau usw.) betreffen, zu sammeln und in Generalberichten das Wesentlichste über den Stand des Unterrichts und der Erziehung in den einzelnen Staaten zu publizieren; es ist aber auch die internationale Auskunftstelle in all den einschlägigen Fragen. Die Kosten würden, wie diejenigen der bestehenden internationalen Ämter (Post und Eisenbahnen, geistiges Eigentum usw.), von den Staaten getragen.

Die internationalen Ausstellungen für das Unterrichts- und Erziehungswesen sollten alle zehn Jahre stattfinden, abwechselnd diesseits und jenseits des atlantischen Meeres; die Ausstellungsobjekte würden nach einem und demselben Programm eingeliefert, so daß eine Vergleichung hinsichtlich des Standes der Unterrichtsangelegenheiten in den einzelnen Ländern leicht möglich wäre.

Die Anregung, die sich zum Teil mit einer vom Seminararzt Dr. Baur (Schwäbisch Gmünd) deckte, wurde in der Plenarsitzung (bezw. Geschäftssitzung) dem internationalen Komitee zur weiteren Behandlung zugewiesen.

Ref. möchte hiezu folgendes bemerken: Bisher besteht auf der ganzen Erde nur eine Stelle, wo man sich von amtswegen um Stand und Fortschritte der Schulerziehung international ausgiebig bekümmert, das *Bureau of Education* in Washington. Dieses bereits vorzüglich organisierte Amt wäre der geeignetste Punkt, um die geplante internationale Stelle daran anzuschließen, die dortige Bewilligung vorausgesetzt. Die umfang- und inhaltsreichen jährlichen Reports geben ein schönes Zeugnis dafür, wie ernst daselbst an dem internationalen Studium der Verhältnisse gearbeitet wird. — Daß eine systematische internationale Verfolgung der Fortschritte — die ja z. B. in offizieller Form auf dem Gebiete des Kriegswesens ziemlich entwickelt ist — auch für das Gebiet der Schulerziehung wertvoll wäre, ist außer Frage, und daß die Beteiligung an einem internationalen Bureau weit wohlfeiler käme als die Erhaltung einzelner Postenträger bei den auswärtigen Vertretungen — Posten, für deren Kreierung in absehbarer Zeit gewiß gar keine Hoffnung ist — ist klar. Ref. kann nur wünschen, daß der Gedanke Zollingers auf dem nächsten Kongresse gründlich behandelt und allmählich der Realisierung zugeführt werden möge.

Die Ausstellung. Die vom technischen Bureau des Nürnberger Ingenieurs Sichelstiel entsprechend vorbereitete und hübsch arrangierte Ausstellung füllte 20 Lehrsäle der Neuen Industrieschule sowie einen Teil der Gänge und des Hofraumes und war von za. 200 Ausstellern weitaus vorwiegend des Deutschen Reiches, dann noch Österreich-Ungarns und der Schweiz beschickt. Überdies hatten Rußland, Rumänien, Dänemark, Belgien, England, Italien, Holland und die Vereinigten Staaten einiges beigesteuert. — Mit Ausnahme einiger ganz weniger Objekte war wirklich alles zur Schulhygiene gehörig, darunter vereinzeltes allerdings in etwas aufdringlicher Weise.

Einzelner Objekte wurde bereits im vorstehenden Text gedacht, nachfolgend sei noch ein kurzer Überblick über diesen Teil des Kongreßunternehmens gestattet.

Eine Anzahl großer österreichischer und reichsdeutscher Verlagsfirmen hatten schulhygienische Literatur ausgestellt, so besonders die Zentraldirektion der k. k. Schulbücherverläge, ferner die Firma Pichlers Wwe. & Sohn in Wien, letztere u. a. J. V. Patzaks neues Buch „Schule und Schülerkraft", welches Aufnahmen über die Arbeitsleistungen verschiedener Art, Schlafdauer usw. von Schülern eines Staats-Gymnasiums, einer Staats-Realschule und einer Handelsakademie in Prag enthält; endlich Firmen aus dem Deutschen Reich, besonders der rühmlichst bekannte, reich publizierende schulhygienische Verlag Leop. Voss in Hamburg u. m. a.

Erwähnt sei noch die Schrift des Fräuleins L. v. Wolfring (Wien): Entwurf einer landwirtschaftlich-gewerblichen Kolonie („Kindergruppen-Familiensystem") für verwahrloste usw. Kinder samt zugehörigem Plan.

Von dem berühmten „Jordanpark" in Krakau war ein 4 m^2 großer Plan ausgestellt. Turnlehrer M. Guttmann (Wien) hielt vor demselben in Gegenwart eines zahlreichen Auditoriums einen Vortrag über diese in Österreich wohlbekannte großartige philanthropische Gründung des Hofrates Prof. Dr. H. Ritter v. Jordan in Krakau. Die Zuhörerschaft war von dieser Schöpfung so entzückt, daß sie dem Gründer telegraphisch ihre Verehrung ausdrückte. Allgemein wurde eine Broschüre über den Jordanpark verlangt.

Eine sehr interessante Gruppe von Objekten bildete die Ausstellung des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. H. L. Cohn (Breslau). Hier war alles zu sehen, was zur Augenhygiene in der Schule wichtige Beziehung hat, Apparate, Modelle usw. zur Photometrie, zur Demonstration der Akkommodation, Fensterbelichtung, Vorhangbedeutung usw.

Univ.-Prof. Dr. Stumpf (Würzburg) hatte eine Sammlung von Skelettschädeln ausgestellt, worunter solche mit abnorm dünner Schädeldecke: ein bedeutsamer Beitrag zur Frage der körperlichen Züchtigung; es ist z. B. ein Mädchen, welches bei einer Züchtigung vom Knie des Vaters auf den Boden glitt, an den Folgen eines Schädelbruches gestorben. Ref. erinnert sich, daß auf dem Londoner internationalen allgemeinen Hygiene-Kongreß 1891 der damalige Wiener Professor der

gerichtlichen Medizin E. v. Hofmann derlei Objekte vorgeführt und besprochen hatte.

Eine rühmliche Rolle spielten die Schulhaus-Pläne und -Ansichten ein sowie die graphisch-statistischen Darstellungen über das Anwachsen des Schulbesuches, die Benützung der Schulbäder, die Ferienkolonien usw. Österreich war würdig und schön vertreten durch Darstellung von Schulgebäuden, Turnhallen, die Resultate schulhygienischer Aufnahmen, welche aus Friedland, Graz, Mähr.-Schönberg, Kaplitz, Karlsbad, Laibach, Linz, Schärding, Troppau, Warnsdorf und Znaim ausgestellt worden waren. Pilsen hatte eine Tabelle über die Zahnpflege an der k. k. St.-Realschule ausgestellt und von Rumburg hatte der k. k. Ob.-Bezirksarzt Dr. Quirsfeld Ergebnisse seiner somatischen Untersuchungen zur Anschauung gebracht, über welche er auch in einer der Sektionen einen Vortrag hielt. Ferner hatte Budapest schön ausgestellt. — Prächtiges boten auch die Schweiz und die Niederlande dar. — Im Hofe war eine zerlegbare Döckersche Schulbaracke aufgestellt. — Der Münchener Männerturnverein, welcher bereits einen idealen Sommerturnplatz geschaffen hat, stellte den Plan der großartigen Turnhalle aus, welche außer dem 40×25 *m* großen Saal Garderoberäume, Wascheinrichtungen, ein Badebassin, einen Damenturnsaal usw. umfassen wird.

In dieses Kapitel gehören ferner die ausgestellten Muster fugenloser Fußböden (Spilker, Münster i. W.), Fußbodenöle und desinfizierender Wandanstriche. Die Firma Rosenzweig & Baumann (Kassel) hatte ihre desinfizierenden Wandanstrichfarben („Pefton") ausgestellt, die nach den vom Stabsarzt Dr. Jakobitz (München) gemachten Versuchen, über welche derselbe in einer Sektionssitzung vortrug, selbst in einem Jahre nach dem Aufgetragenwerden noch eine nicht unerhebliche desinfizierende Wirkung aufweisen.

Das Schulzimmerfenster ist ein Vorwurf, welcher noch einer vollkommen zufriedenstellenden Lösung seitens der Techniker harrt. Immerhin verdienen die von Erfindern verschiedener Länder ausgestellten Konstruktionen z. B. zum Behufe eines bequemen, raschen Öffnens besonders der oberen Fensterteile Beachtung, so jene von den Fabriken im Deutschen Reiche: „Normalschulfenster", Blal (München), „Augusta", Gretsch & Ko. (Stuttgart).

Von Ventilationseinrichtungen wurde das System des Moskauer Ingenieurs S. Timochowitsch bereits früher (S. 680) erwähnt. Die bekannte Aktiengesellschaft Körting (Hannover) war mit ihren Heiz- und Ventilationsapparaten vertreten. Zur Entlüftung von Abtrittsfallrohren und Abtrittsgruben hatte Bäuml (Frankfurt a. M.) ein neues Verfahren vorgeführt, welches darin besteht, daß in dem Entlüftungsrohr durch einen Wasserspray ein Luftstrom erzeugt wird, welcher die Gase über Dach entführt.

Naturgemäß nahm einen beträchtlichen Teil der Ausstellung die Schulbank ein. Nürnberg hatte sein eigenes System umlegbarer Bänke leider nicht zur Ausstellung gebracht, da die Stadt, wie bereits erwähnt,

ihre schönen Schulen in natura als Ausstellungsobjekt betrachtete, welche Schulen von zahlreichen Kongreßgästen unter freundlicher Führung besichtigt wurden.

Von den Schulbänken spielten die umlegbaren eine große Rolle. Waren es früher hauptsächlich die Rücksichten auf gesunde Sitzhaltung, welche die Erfindergabe reichlich in Anspruch nahmen und manches Gute zutage förderten, so ist nach vielem in dieser Richtung Geleisteten in neuerer Zeit, da die Forschung mehr und mehr die gesundheitlichen Gefahren des Staubes erkannte, das Bestreben dazu gekommen, eine möglichst leichte Reinigung des Bodens, welche ja durch die Bänke stark erschwert zu werden pflegt, zu fördern. So entstanden die umlegbaren Sitzbänke, von welchen, seit Rettig eine solche Konstruktion angegeben hat, eine ganze Reihe brauchbarer Systeme auf den Markt kamen. Derlei Bänke wurden von den Firmen Müller & Ko. (Berlin), Lickroth & Ko. (Dresden) — von dieser Firma auch mit geräuschlosem Pendelsitz —, ausgestellt (alle diese können von ortsansässigen Schreinern ausgeführt werden), ferner ein System von Fuhrmann & Hauß (Frankenthal), von Wirt (Würzburg) usw.

Ein anderer Konstruktionsmodus für Bänke, um die Fußbodenreinigung zu erleichtern, ist schon vor langer Zeit in Frankreich ausgeführt worden (Deyrolle, Paris); er besteht darin, daß man überhaupt keine Schwellen anbringt, sondern Pult und zugehörige Sitzbank durch einen in der Höhe des Sitzes im Sinne der Längsrichtung des Zimmers verlaufenden Pfosten verbindet, bezw. auch alle Füße bis auf die des ersten Pultes und der letzten Sitzbank einer ganzen Reihe wegläßt, in dem der genannte Pfosten unter allen Pulten und Bänke der ganzen Reihe verläuft und sie aufrecht hält. Subsellien dieser Art wurden z. B. in Gestalt der Modelle von A. Zahn (Berlin) zur Ausstellung gebracht, wobei diese Bank mit einer neuen Modifikation auftrat, so beschaffen, daß durch eine einfache Kurbelbewegung die „Distanz“ sämtlicher Bänke einer Reihe vergrößert und verkleinert werden kann — einige Anpassung an abwechselnde Benutzung des Zimmers durch verschiedenalterige Schüler. Die wohlfeile Bank kann auch von ortsansässigen Gewerbsleuten ausgeführt werden.

Eine dritte leicht ausführbare Art, zu erreichen, daß eine flotte Fußbodenreinigung ermöglicht wird, besteht in der von Zollinger (Zürich) angegebenen und von Schenk in Bern ausgeführten Anbringung von Rollen unter jeder Bank. Wird die ganze Bankreihe (es ist bei allen vorgeführten Reinigungserleichterungen immer von nicht mehr als zweisitzigen Bänken die Rede) auf einen einfachen, leichten Façoneisenrahmen gestellt, welcher einige Rollen trägt, so läßt sich die ganze Bankreihe wie eine Bettlade mit einem Ruck seitwärts verschieben — wohl die bequemste Art mit bescheidenen Kosten den Boden rasch der Reinigung zugänglich zu machen, nicht patentiert und auch auf alte zweisitzige Bänke der verschiedensten Art leicht anwendbar. — Schenks Wwe. & Sohn in Bern haben auch ihre vorzügliche Hausschulbank ausgestellt,

welche — Preis, wenn sich Ref. richtig erinnert, in Nürnberg 35 Mk. — wohlhabenden Eltern wärmstens empfohlen werden kann.

Endlich sind die amerikanischen Einsitzer auch in dem Sinne zu loben, weil sie nur sehr wenig Berührungsfläche mit dem Boden gemeinsam haben, also dessen Reinhaltung gleichfalls erleichtern. Schöne Modelle solcher für das Individuum einstellbarer Subsellien hatte die School Furniture Co. (Grand Rapids, Mich.) ausgestellt, welche in Rotterdam eine Agentie hat.

Alle ausgestellten Schulbankmodelle hier zu erwähnen, ist wohl zwecklos. An die Schulbänke anschließend sei bemerkt, daß auch verschiedene Schreibplatten zum Aufsetzen auf Tische vorhanden waren, ferner Zeichentische usw.

Recht handliche Wandtafeln, durchweg deutsche Ware, boten manches Gute, mehrfach recht zweckmäßige Mechanik. Eine Kurbelvorrichtung haben die aus schwarzem Schiefer hergestellten Schulwandtafeln der rheinischen Schiefertafelfabrik in Worms. — Recht praktisch ist die hölzerne, von H. Rauch in Worms ausgestellte Doppelschultafel „Wormatia“, welche sowohl freistehend als an der Wand befestigt hergestellt wird und in beiden Fällen um eine Querachse drehbar ist. Sie hat vier Schreibflächen auf zwei Tafeln, nimmt aber nur den Raum einer Tafel in Anspruch und besitzt eine leicht funktionierende Schiebevorrichtung, während mittels einer gleichfalls leichten Drehbewegung die hintere Tafelfläche zur vorderen gemacht werden kann.

Vieles war natürlich von Turnapparaten ausgestellt.

Zu den verschiedenerlei mechanischen Hilfsmitteln, welche gute Körperhaltungen zu erzielen bezwecken und ausgestellt waren, kamen, als für ein Detail neue, solche, die einer zu starken Beugung des Zeigefingers beim Schreiben entgegenwirken: ein dünner Streif Stahlblech, welcher auf der Außenseite des Zeigefingers durch zwei über denselben gezogene Ringe festgehalten werden soll — Gg. Bergers „Fingerhalter“; ein anderer kleiner Apparat, durch welchen Ring- und Kleinfinger der Schreibhand gesteckt werden, soll dem Auflegen der Hand selbst auf die Schreibfläche vorbeugen — Lehrer Wilkings (Kaiserslautern) „Schreib-Stützfinger-Ring“ . . .

Eine ganze Anzahl Spucknapf-Konstruktionen für den Einzel- und Massengebrauch waren zu sehen, darunter Taschenspucknäpfe zum Verbrennen nach Gebrauch — „Ins Feuer“, „Radikal“ von G. Engler (Stuttgart), Spucknapf mit Wasserspülung ohne Anschluß an eine Wasserleitung — „Charybdis“, Industria Gesellschaft (Köln) usw. — sind doch in den letzten Jahren za. 400 Patente auf Spucknäpfe genommen worden!

Daß Formalindesinfektionsapparate nicht fehlten, ist selbstverständlich (Aktiengesellschaft vormals Schering, Berlin).

Feste. Undankbar wäre es, an dieser Stelle der festlichen Veranstaltungen nicht kurz zu gedenken. Über den festlichen Teil der ersten Plenarsitzung wurde bereits S. 675 berichtet. — Am Ostermontag fand in dem geschmackvoll dekorierten Riesensaal des „Velodrom“ der

Begrüßungsabend statt; die Tischgruppen waren mit kleinen Flaggen der verschiedenen Staaten geziert, so daß sich leicht die Angehörigen der verschiedenen Länder zusammenfinden und von ihren auswärtigen Freunden aufgefunden werden konnten. Anwesend waren außer den Kongreßmitgliedern der Regierungspräsident Frh. v. Welser, die fremden Konsuln, bayrische Generale und Generalärzte, der Bürgermeister v. Jäger usw. Für den musikalischen Teil sorgte der Männergesangverein und eine Militärkapelle. Der Vorsitzende des Ortsausschusses Hofrat Dr. Stich begrüßte die Kongressisten mit einer warmherzigen Ansprache.

Am Dienstag fand in dem prachtvollen Saal des Hotel „Adler" das Festmahl unter großer Beteiligung — auch seitens der Damen — statt. Die Konversation war so lebhaft, daß man von der konzertierenden Regimentsmusik nur wenig hörte. Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen offiziellen und nichtoffiziellen Toaste aufzuzählen, erwähnt seien aber als besonders gelungen jene des bulgarischen Unterrichtsministers Schischmanow, des Norwegers Johannessen, welcher in einer Plenarsitzung einen ausgezeichneten Vortrag über den Stand der Schulhygiene in Norwegen gehalten hatte, des Bürgermeisters v. Jäger. Auch hier sei der Schwierigkeiten des Arrangements gedacht: der tüchtigen Hotelleitung konnte bis Mittag des Tages noch nicht gesagt werden, ob 100 oder 150 Tischgäste kämen — dann wurden es 395!

Für Mittwoch war der „Unterhaltungsabend" im Velodrom angesetzt, welcher als sehr interessant bezeichnet werden muß. Die Konzertmusik bot ein internationales Programm. Ganz besonders aber sei der für die Fremden überaus dankenswerten Vorführungen aus der Hans Sachsschen Zeit gedacht. Eine Einleitung hiezu gab Archivrat Dr. Mummenhof, welcher als Hans Sachs einen von ihm gedichteten launigen, aktuellen Prolog vortrug, der mit den Worten schloß: „Und ewig grüne, blüh' und wachs' — Die Schulhygiene, spricht Hans Sachs". Ebenfalls mit stürmischem Beifall wurden die beiden Hans Sachsschen lustigen Fastnachtsschwänke mit sentenziösem Hintergrund „Das Narrenschneiden" und „Der Krämerskorb" aufgenommen, welche, vom Bürgermeister v. Jäger bearbeitet und von Theaterdirektor Reck inszeniert, durch Berufsschauspieler in vorzüglicher Weise dargestellt wurden. Dasselbe Schicksal hatte ein heiterer, auf den Kongreß bezüglicher Gelegenheitsschwank von Prof. Dr. Küffer.

Am Donnerstag fand zu Ehren der Kongreßgäste eine Vorstellung im alten Stadttheater — ein neues, groß angelegtes ist im Bau — statt, wobei die Oper „Samson und Dalila" gegeben wurde. Die Vorstellung war recht lobenswert sowohl hinsichtlich der gesanglichen Leistungen als des Ballets und der Ausstattung.

Am Freitag fand ein Verabschiedungsabend der Stadt im Velodrom statt. Das philharmonische Orchester und der Lehrergesangverein erfreuten die Zuhörer durch vortreffliche Leistungen und manches Lied mußte eingeschaltet werden. Nach einer Reihe von Rednern sprach Regierungspräsident Freiherr v. Welser, welcher in seiner gehaltvollen Rede der Bedeutung der Jugenderziehung und des Kongresses im beson-

deren gedachte und mit dem herzlichen Wunsche schloß, es möchten alle die vielen, zum Teil aus weiter Ferne Gekommenen, wieder glücklich und ein freundliches Andenken bewahrend in ihre Heimat zurückkommen.

Die festlichen Veranstaltungen hatten für jeden ernsten Kongreßteilnehmer noch eine besonders wertvolle Seite: Sie waren tatsächlich fast die einzigen Gelegenheiten zu persönlichem Bekanntwerden und persönlichem Meinungsaustausch mit Fachgenossen aus anderen Ländern, da hiezu naturgemäß weder die Arbeitszeiten in den Sitzungen noch die gelegentlichen Begegnungen in Privatgesellschaften, wo ja die Zahl der Anwesenden nur eine mäßige sein konnte, ausreichende Gelegenheit boten; in den Zusammenkünften bei Privateinladungen seitens der liebenswürdigen Nürnberger Familien war allerdings die Gelegenheit dafür noch intimer.

Die nächsten Kongresse. Schlußansprachen. In der auf die Plenarsitzung am 7. April folgenden Geschäftssitzung hatte Kongreßpräsident Prof. Griesbach, gemäß vorausgegangener Vereinbarung in einer Sitzung des permanenten internationalen Komitees, vorgeschlagen, alle drei Jahre einen Kongreß abzuhalten und den Präsidenten aus dem Organisationskomitee des jeweiligen Kongreßlandes zu wählen. Für den II. internationalen Kongreß 1907 wurde als Kongreßort London, als Präsident Sir Lauder Brunton vorgeschlagen, welcher, lebhaft akklamiert, die Wahl dankend annahm und sagte, daß er nicht nur im Namen des englischen Komitees, sondern auch in jenem des englischen Volkes der Versammlung die Einladung zum nächsten Kongreß in London überbringe. In der Schlußsitzung gedachte Sir Lauder Brunton als Präsident des II. internationalen Kongresses der erfolgreichen Arbeiten des I., bezeichnete die Kongresse als Brücken der Freundschaft und feierte die modernen Errungenschaften des Verkehres als ein Mittel zur Verbrüderung der Menschheit. Je größer der Verkehr, desto mehr werde die Abneigung zwischen den Nationen schwinden. Dr. Eichholz von den Board of Education, London, Vertreter der Großbritannischen Regierung und der Universität Oxford teilte mit, daß er vom obersten englischen Erziehungsamt beauftragt sei, dessen regstem Interesse für den Londoner Kongreß Ausdruck zu geben; das Amt werde Delegierte entsenden und die städtischen Behörden werden das größte Entgegenkommen üben.

Dr. Matthieu (Paris) richtete an den Kongreß die Bitte, den III. in Paris abzuhalten; das französische Ministerium werde sich lebhaft dafür interessieren. Generalunterrichtsinspektor Gautier (Paris) unterstützt diese Bitte als Delegierter des französischen Unterrichtsministeriums und sagt, Frankreich und Paris würden dem Kongresse sympathisch und brüderlich ihre Tore öffnen. Die internationalen Kongresse seien geeignet, die Bande der Freundschaft zu festigen und aus dem Gesichtspunkte der Humanität vielem Elend in den Schulen abzuhelfen.

Direktor des kaiserl. Gesundheitsamtes in Berlin Geh. Regierungsrat Dr. v. Wutzdorff, der Delegierte der Deutschen Reichsverwaltung, brachte ein Hoch auf den Prinzregenten Luitpold aus, Prof. Griesbach, welcher den hervorragendsten Mitarbeitern in Nürnberg dankte, schloß

mit dem Hoch auf den Prinzen-Protektor Dr. Ludwig Ferdinand und Prof. Axel Johannessen dankte der Stadt Nürnberg und dem Bürgermeister.

Der bulgarische Unterrichtsminister Dr. Schischmanow gab dem Wunsche Ausdruck, daß jene Faktoren, in deren Macht die Verwirklichung der auf dem Kongresse gemachten Vorschläge steht, sich hieran rege beteiligen mögen. — Exzellenz Schischmanow hat sich nach dem Kongresse noch in Wien aufgehalten und sich hier über unsere Schulverwaltungsverhältnisse informiert sowie den Unterrichtsbetrieb verschiedener Schulkategorien an Ort und Stelle einem überaus fleißigen persönlichen Studium unterzogen.

Alle vorstehend angedeuteten Ansprachen waren mit stürmischem Beifall aufgenommen worden. Hiemit schließt Ref. die flüchtige Skizze[1]) über den I. internationalen Kongreß für Schulhygiene, wünscht dem gewiegten und umsichtigen Schatzmeister des Nürnberger Kongresses, Großkaufmann Emil Hopf, daß auch die finanziellen Fragen die erhoffte fröhliche Lösung finden mögen und ruft allen Freunden der guten Sache zu: Auf Wiedersehen in London am 2. August 1907!

Wien. L. Burgerstein.

Die *coniugatio periphrastica activa* und *passiva*.

Es ist eine alte Erfahrung, die gewiß schon jeder Lehrer gemacht hat, daß man von einem Schüler bei einer gelegentlichen Frage nach dem *genus verbi* selten eine Antwort und fast gar nie die richtige erhält. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie ich glaube, in der Unklarheit des Begriffes „*genus verbi*", Art des Tätigkeitswortes[2]).

Der Terminus „*genus*" ist zwar dem Schüler bereits bekannt und dort, wo er ihn kennen gelernt hat, ganz klar und geläufig. Wenn man nämlich bei der Besprechung der Verhältnisse des Substantivs nach dem

[1]) Der umfangreiche Originalbericht des Kongresses wird in vier Bänden gr.-8° im Verlage der Buchhandlung Schrag in Nürnberg (sehr wahrscheinlich gegen Ende dieses Jahres) erscheinen, den Kongreßmitgliedern gratis zugehen und für Nicht-Mitglieder voraussichtlich um einen Preis von za. 20 Mk. zu haben sein.

[2]) Ich verdeutsche *verbum* mit Tätigkeitswort. Die entsprechendste Verdeutschung wäre allerdings die von Wundt, Völkerpsychologie I. II, S. 199, vorgeschlagene Benennung „Zustandswort". Aber „Zustandswort" in die Schule einzuführen, halte ich nicht für rätlich, weil ich fürchte, daß dadurch bedenkliche Konflikte mit dem „Umstandswort" entstehen; der Ausdruck „Umstand" aber läßt sich deswegen nicht leicht ändern, weil er zu sehr auch in die Satzlehre verwebt ist. Jedenfalls aber entspricht „Tätigkeitswort" besser als „Zeitwort", weil der Begriff „Tätigkeit" doch wenigstens einen sehr großen Teil der Funktion des Verbums deckt, während „Zeitwort" nur „ein Merkmal bezeichnet, das dem Verbum ursprünglich überhaupt nicht und auch später eigentlich nur als ein sekundäres zukommt". Wundt a. a. O.

„*genus*“ fragt, so wird man meist die richtige Antwort erhalten, gewiß aber immer, wenn man zu „*genus*“ die Verdeutschung „Geschlecht“ hinzufügt. Beim *genus verbi* aber wird auch die Verdeutschung „Art“ den Schüler nicht zum Reden bringen; so schwach ist die gegenseitige Assoziation der Begriffe.

Eine weitere Schwierigkeit liegt in den Bezeichnungen „Aktiv“ und „Passiv“, indem dabei an die formale Seite einer bestimmten Verbalform gedacht wird, ohne den objektiven Inhalt besonders hervortreten zu lassen. Man spricht ja geradezu von „tätiger“ und „leidender Form“. Die Beziehungen aber, die sich daraus ergeben, sind ebenso unklar wie die Begriffe selbst. Es ist zunächst die Bezeichnung einer bestimmten Form des Verbums mit den Zusätzen „tätig“ und „leidend“ eine erzwungene, da „tätig“ und „leidend“ nur eine gewisse Art einer Handlung, nicht eine Form bezeichnen. Sodann ist, wenn auch der positive Inhalt des Begriffes *genus* unklar ist, nach der negativen Seite leicht zu erkennen, daß *genus* durch „Form“ begrifflich nicht gedeckt ist, wie ja auch umgekehrt niemand „Form“ lateinisch mit *genus* wiedergeben möchte.

In dieses Reich der Begriffsverwirrung hat Wundt mit der Leuchte der Psychologie Licht und Ordnung gebracht. Er versteht unter *genus verbi* „eine Determinationsform des Verbums, die irgend eine Variation eines in einem ursprünglichen Verbalstamm ausgedrückten Zustandsbegriffes bezeichnet, die durch Eigenschaften des wahrgenommenen Vorganges verursacht wird“. Völkerpsychologie I. II, S. 185. Es ist also lediglich der objektive Inhalt des Verbalbegriffes, d. i. die Bedeutung, nicht die Form bestimmend für das *genus verbi;* benannt aber sind die Genera nach dem Bedeutungs**wechsel** des ursprünglichen reinen Verbalbegriffes. Formal kann der Bedeutungswechsel durch Präfixe und Suffixe mannigfacher Art zum Ausdruck kommen, manchmal ist selbst formale Unterscheidung nicht notwendig. Genera Verbi gibt es naturgemäß viele; es sei mir gestattet, einige der bezeichnendsten Typen anzuführen.

Die wichtigsten sind das **Aktiv** und das **Passiv**; sie drücken den **wirklichen** Vorgang aus, u. zw. bezeichnet jenes den Vollzug der Handlung durch das Objekt (Subjekt), dies den Vollzug der Handlung am Objekt (Subjekt). Weitere Genera sind: Das **Desiderativ** [der **ersehnte** Vorgang: *esurio* ich will immer essen], das **Frequentativ** [der **wiederholte** Vorgang: *ventito* ich komme oft], das **Intensiv** [**Verstärkung**: *canto* ich singe laut], das **Deminutiv** [**Schwächung**: *cantillo* ich singe leise], das **Kooperativ** [**Gemeinsamkeit**: *concino* ich singe zusammen mit einem], das **Kausativ** [**Veranlassung**: *facio* ich lasse machen], das **Inkohativ** [**Beginn**: *disco* ich fange an zu sagen], das **Reflexiv**, das **Medium**, das **Konativ**, das **Deponens** u. a.

Soweit die Ausführungen **Wundts**. Die Sache ist nun geklärt und wesentlich vereinfacht. Aber ich verdanke diesem gelehrten Forscher nicht nur die Klarlegung des Begriffes *genus verbi*, sondern auch noch die weitere Anregung, einem ebenso langatmigen wie nichtssagenden Terminus der lateinischen Grammatik, der *coniugatio periphrastica activa* und der *coniugatio periphrastica passiva*, den Krieg zu erklären

und mit der Waffe des Meisters zu Leibe zu gehen; auch ich will versuchen, die sprachlichen Gebilde, die jene Termini bezeichnen, auf ihren Inhalt zu prüfen.

Im sogenannten Partizipium des Futurums besitzt die lateinische Sprache ein adjektivisches Verbalnomen, durch das jemand in einem solchen Zustande befindlich hingestellt wird, daß man bestimmt erwarten kann, er werde eine gewisse Handlung ausführen. Verbindet sich nun z. B. *laudaturus* als Prädikatsnomen mit dem Hilfsverbum *sum* zu einem Satze, so erhält dies feste, sinnvolle Wortgefüge die bekannte Bedeutung: ich will loben, ich bin im Begriffe zu loben, ich habe vor zu loben u. ä. Während also *laudo* ich lobe das wirkliche Geschehen bezeichnet, bezeichnet *laudaturus sum* den erwarteten Vorgang. Etwas Ähnliches ist bei *laudandus sum* der Fall. Auch das Gerundiv bezeichnet einen Zustand von der Art, daß man mit Bestimmheit erwarten kann, es werde an dem, der sich in diesem Zustande befindet, eine gewisse Handlung ausgeführt. *Oppugnandum oppidum* hat mithin zunächst nur den Sinn: eine Stadt, die sich in dem Zustande befindet, daß man bestimmt erwarten kann, sie werde (vom Feinde) berannt. Nachdem aber in dieser Verbindung der Zustandsbegriff *(oppugnare)* vor dem Gegenstandsbegriff (*oppidum*) in den Vordergrund des Bewußtseins tritt, kann *oppugnandum oppidum* geradezu den Sinn erhalten: die Vorbereitungen zu einem Sturme auf die Stadt; wenn es gilt, die Stadt zu stürmen u. ä. Nep. Cim. *Cimon in oppugnando oppido Citio mortuus est.* Cic. Lael. 17. *In capris ovibusque parandis* (beim Einkauf) *multi homines adhibent curam, in amicis eligendis* (wenn es aber gilt, sich Freunde auszusuchen) *neglegentes sunt.* Das ist die ursprüngliche, wenn auch seltenere Bedeutung des Gerundivs. Die anderen, gebräuchlicheren sind erst erschlossen. Es entwickelte sich nämlich aus der Wechselbeziehung des „Erwartens“ und „Erleidens“ einer Handlung [ich erwarte: daß ich gelobt werde] einerseits die Vorstellung der Notwendigkeit (*Caesari Vesontio erat oppidum oppugnandum*), anderseits die Vorstellung der Möglichkeit (*Caesarem de occupando oppido Vesontione spes non fefellit*). So gibt das formal und inhaltlich geschlossene Gefüge *laudandus sum* den bekannten Sinn: ich bin zu loben, ich muß, soll, kann, darf gelobt werden. Es drückt also auch *laudandus sum* einen erwarteten Vorgang aus und modifiziert den ursprünglichen reinen Verbalbegriff *lauda-re* lob-en in seiner Art ebenso wie ihn *laudor* ich werde gelobt im Sinne des Erleidens variiert. Die Gebilde *laudaturus sum* und *laudandus sum* gehören mithin auch zu den *genera verbi.*

Das Gesagte stellt sich in der mathematischen Formel der Proportion folgendermaßen dar:

I II 1 2
laudo : laudor = laudaturus sum : laudandus sum.

In Bezug auf den ursprünglichen reinen Verbalbegriff bezeichnet das erste Verhältnis den wirklichen Vorgang, das zweite Verhältnis

den erwarteten Vorgang, während die Glieder I, 1 den Vollzug der Handlung durch das wahrgenommene Objekt selbst, d. i. das Aktiv (das Tun), die Glieder II, 2 dagegen den Vollzug der Handlung am wahrgenommenen Objekte, d. i. das Passiv (das Erleiden) bezeichnen. Für den wahrgenommenen Vorgang selbst werden jetzt die Objekte zu Subjekten.

Man könnte nun als Artbezeichnung der beiden Gebilde des ersten Verhältnisses den Terminus „Exspektativ" aufstellen auf Grund der vorausgegangenen Darstellung. Aber fürs erste würde die Proportion zerstört, indem nur drei Glieder: Aktiv, Passiv, Exspektativ entstünden. Wollte man aber, um dies zu vermeiden, das Exspektativ in ein aktives und passives scheiden, so ergäben sich daraus wieder zwei Übelstände: es erlitte die gewünschte Kürze und Präzision des Ausdrucks durch die unterscheidenden Zusätze „aktiv" und „passiv" eine dem Unterrichte abträgliche Einbuße, ferner träte wieder ein äußerst störender Bedeutungswechsel ein, indem „Aktiv" und „Passiv" im ersten Verhältnis Artbezeichnung sind, während sie als Zusätze zu „Exspektativ" die formale Seite dieses Genus betonten. Man müßte also, wenn man den erwarteten Vorgang mit Exspektativ bezeichnete, auch das wirkliche Geschehen mit einem besonderen Terminus, etwa mit „Perfektiv", benennen, wodurch die gerade Beziehung der Glieder der Proportion wieder vollkommen hergestellt erschiene [aktives Perfektiv : passives Perfektiv = aktives Exspektativ : passives Exspektativ], wobei die Benennungen „aktiv" und „passiv" nur mehr die Form bezeichneten, was aber nach dem oben Gesagten nicht zulässig ist.

Aus diesen Gründen ziehe ich es vor, die Benennungen „Aktiv" und „Passiv", nachdem sie einmal in der Grammatik bestehen, als Bezeichnung für zwei besondere Arten des Verbums mit dem bekannten Sinn zu belassen; infolgedessen müssen aber auch für den erwarteten Vorgang in gleicher Weise zwei neue Bezeichnungen geschaffen werden. Für *laudaturus sum* einen entsprechenden Ausdruck zu finden, dürfte nicht zu schwer sein, weil die Funktion des Gebildes eine einfache ist. Ich denke, die Bezeichnung des erwarteten Vorganges selbst, Exspektativ, dürfte der Bedeutung von *laudaturus sum* vollkommen entsprechen. Schwieriger gestaltet sich die Sache für *laudandus sum*, da das Gerundiv, wie ich eben gezeigt habe, eine dreifache Bedeutung hat. Im wirklichen Gebrauch jedoch enthält das Gerundiv vorherrschend den Begriff der Notwendigkeit und ich kann daher wohl mit Recht nach dieser Hauptfunktion des Gerundivs das Gebilde *laudandus sum* als das Postulativ bezeichnen.

Nachdem ich den realen Inhalt der in Frage stehenden sprachlichen Gebilde dargelegt habe, erübrigt mir noch die formale Seite der Termini *coniugatio periphrastica activa* und *coniugatio periphrastica passiva* zu berühren. Denn hier wird es sich erst recht zeigen, wie nichtssagend sie in der Tat sind. Offenbar rühren die genannten Bezeichnungen davon her, daß man in der Verbindung der adjektivischen Nominalformen *laudaturus* und *laudandus* mit dem Hilfsverbum *sum* zu dem Ganzen des Prädikates eine Art Nebenkonjugation von *laudo*

und *laudor* erkannte, deren formale Ausnahmestellung man mit dem Zusatz *periphrastica* bezeichnen zu müssen glaubte. Was sie aber „umschreiben" sollen, ist nicht erfindlich. Denn keine finite Form von *laudo* und *laudor* entspricht inhaltlich einem *laudaturus sum* oder *laudandus sum*. Wie kann man aber „umschreiben", wo nichts zu umschreiben ist? Fürs andere müßten die tatsächlichen Verbindungen der anderen zwei adjektivischen Nominalformen des Verbums, nämlich der Partizipien des Präsens und Perfektums, mit *sum* mit dem gleichen formalen Rechte auch als *coniugatio periphrastica activa*, bezw. *passiva* bezeichnet werden, sodaß nun *laudaturus sum* und *laudandus sum* gar nicht mehr allein das Anrecht auf jene schönen Bezeichnungen hätten. Was schließlich die beiden letzteren Verbindungen anbelangt, so hat sich *laudatus sum* vollständig vom *genus verbi* losgelöst und ist zur Bezeichnung des *tempus verbi* geworden, während das Partizipium des Präsens als Prädikatsnomen ein kümmerliches verbales Dasein fristet und fast durchwegs adjektivisches Wesen angenommen hat, sowie eben auch das Partizipium des Perfektums oft die verbale Natur abstreift und die Funktion eines Nomens übernimmt.

Linz a. D. Jos. Strigl.

Die Gefahren der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule).

Von E. Ries, Frankfurt a. M. Leipzig und Frankfurt a. M., Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). 72 SS.

Die Broschüre ist vor der Abfassung der neuen preußischen Lehr- und Prüfungsordnung für das Lehrerbildungswesen (1. Juli 1901) geschrieben und unmittelbar nach deren Erscheinen veröffentlicht. Wenn auch zunächst nur einer Frage der Volksschulorganisation gewidmet, hat sie doch auch für die Leser dieser Zeitschrift Interesse, da darin Fragen behandelt werden, die in Mittelschulkreisen in ständiger Erörterung stehen, nämlich die Leistungen der Volksschule in der Vorbereitung für die Mittelschulen, der Zudrang zu den letzteren, die unzureichenden Ergebnisse der Aufnahmsprüfungen, der große Abfall von Mittelschülern auf der Grenze zwischen Unter- und Oberstufe.

Der Verf., der den Volksschulkreisen angehört, ist ein Gegner der sogenannten Einheitsschule, in der er nichts als einen Ladenhüter aus der Rumpelkammer ererbter rückständiger Anschauungen erblickt. Er ist aber auch ein Gegner der sogenannten allgemeinen Volksschule oder der mehrjährigen gemeinsamen Beschulung von Arm und Reich, Hoch und Niedrig, also jener Schuleinrichtung, die die Kinder aller Berufsklassen vom vollendeten 6. Lebensjahr an durch einige Jahre auf den nämlichen Schulbänken vereinigt, gleichviel ob sie bestimmt sind, innerhalb der Volksschule ihre Bildung für das Leben überhaupt abzuschließen oder auf einer gewissen Altersstufe die Volksschule zu verlassen und in eine andere, höhere Schule überzutreten.

Gerade in dieser Schulflucht der sogenannten besseren Stände zwischen dem 10. und 12. Lebensjahre erblickt der Verf. einen großen Nachteil der allgemeinen Volksschule, die einerseits zu Gunsten der Vorbereitung eines Bruchteiles ihrer Schüler für eine höhere Schule ihre eigentliche, lehrplanmäßige Aufgabe zurückstellt, anderseits noch vor Erreichung ihres Zieles die besseren Schüler (die materiell besser ausgerüsteten und auch mit einem weiteren geistigen Gesichtskreise ausgestatteten Kinder der höheren, gebildeteren Stände) fliehen und nur den minderwertigen Rest zur Fortsetzung und Vollendung der Volksschule „verurteilt" (S. 30) sieht.

Diese Halbheit rächt sich nach mehrfacher Richtung: die Mittelschule ist mit der Vorbereitung, die die Volksschule bietet, nicht zufrieden und klagt über schlechte Ergebnisse der Aufnahmsprüfungen, namentlich in Sprache und Rechnen; die Volksschule selbst aber löst innerhalb des achtjährigen Kurses ihre Aufgabe, „die jedermann aus dem Volke zur Ausübung seines Berufes und zur Erfüllung seiner staatlichen und bürgerlichen Pflichten nötige Bildung zu geben" (S. 54), nicht vollständig, sondern muß ihre Absolventen nach dem Übertritte ins praktische Leben (Lehrlingszeit in Handel, Gewerbe und Fabriksarbeit) der obligatorischen Fortbildungsschule übergeben, die sie noch mit den ihnen nötigen praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten ausstatten soll. Diese allgemeine Fortbildungsschule kostet aber den Erhaltern sehr viel Geld und leistet, weil sie die ihr notwendige Zeit dem praktischen Berufe abkargen muß, auch nicht das, was man von ihr erwartet.

So entsteht Unzufriedenheit im Publikum mit der teueren Volksschule, die ihr Ziel nicht erreicht, Unzufriedenheit unter den Lehrern, die auf der Oberstufe die Klassen verödet und sich außer Stande sehen, mit dem ihnen gebliebenen Schülermaterial zu zeigen, was sie leisten können, die aber auch ihre gewissenhafte Arbeit zu wenig gewürdigt sehen und deren berechtigte Wünsche nach gesellschaftlicher und materiellen Besserstellung im großen Publikum wie in den maßgebenden Kreisen einer kühlen Aufnahme begegnen. Dazu kommt, daß die von der gemeinsamen Beschulung der Kinder aller Stände erwarteten Vorteile, namentlich der veredelnde Einfluß der wenigen sogenannten besseren Kinder auf die große Masse der rohen Kinder der unteren Stände sowie die soziale Versöhnung der Klassen und Stände, nicht eintritt, vielmehr häufig sogar ins Gegenteil umschlägt: durch das Zusammensitzen mit den Armen lernen die Reichen ihre Güter erst recht schätzen, die Armen ihre Dürftigkeit tiefer fühlen (S. 23); statt zu versöhnen, steigert die allgemeine Volksschule die Unzufriedenheit; der geistig besser Begabte, aber materiell ungünstiger Gestellte fühlt sich unglücklich, wenn er mit der Volksschule abschließen, dem Arbeiterstande sich zuwenden und nicht durch eine höhere Schulbildung zu einer höheren gesellschaftlichen Stellung sich vorbereiten kann. Durch dieses gerade durch die allgemeine Volksschule veranlaßte Hinauf- und Hinausstreben aus den angeborenen Berufskreisen werden aber einerseits die sogenannten unteren Stände intellektuell „ausgepowert" (S. 25), anderseits ein Bildungsproletariat erzeugt.

Allen diesen Übelständen gegenüber empfiehlt der Verf., die allgemeine Volksschule aufzugeben. Nach dem Grundsatze, daß für jede Schule möglichst gleichmäßig vorbereitete Schüler gehören, sollen die Kinder jener Stände, die für Mittelschulen bestimmt sind, in eigenen Vorbereitungsschulen (Vorschulen S. 18) vereinigt werden, die Volksschule aber denjenigen vorbehalten bleiben, die aus ihr allein die für jedermann aus dem Volke nötige Bildung schöpfen wollen und daher entschlossen sind, diese Art Schule auch gänzlich zu durchlaufen. Erst dann wird man die Leistungsfähigkeit der Volksschule richtig beurteilen; denn „immer und überall beruht die Ehre und das Ansehen einer Schule in erster Linie auf den unterrichtlichen und erziehlichen Resultaten iher Oberklassen" (S. 46). Dann wird auch das leider so weit verbreitete Vorurteil schwinden, „daß eine Bildung, wie sie die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen vermitteln, auch für das praktische Leben des Handwerkers und kleinen Gewerbetreibenden immer noch wertvoller und vor allen Dingen vornehmer sei als eine Volksschulbildung" (S. 54), wird damit auch der törichte Zudrang zu den Unterklassen der Mittelschulen aufhören, dann wird auch der Volksschullehrer als der eigentliche Volkslehrer die ihm gebührende gesellschaftliche Wertschätzung und Stellung erreichen.

Freilich, die jetzige Volksschule wird auch dies nicht erreichen, sondern sie muß reformiert und vor allem auf neun Jahre erweitert werden, Methoden und Ziele müssen geändert, bezw. erhöht werden; „nicht bloß Kenntnisse, sondern auch Erkenntnisse müssen das Ergebnis des Volksschulunterrichtes sein" (S. 52). Die Mittel und Wege, wie dieses höhere Ziel zu erreichen wäre, vor allem die Unentgeltlichkeit aller Lehr- und Lernmittel, die sonstige materielle Förderung dieser Schulen der arbeitenden Stände großer Städte, die Abgangsprüfung, die Verkürzung der Lehrlingszeit, der Wegfall der obligatorischen Fortbildungsschule, endlich die Verbesserung der Lehrerbildung — „denn mit der Frage der Lehrerbildung hebt die Frage der Reform jeder Schulart an und in sie mündet sie wieder aus" (S. 62) — fallen außerhalb des Rahmens dieser Besprechung. Hat der Verf. auch zunächst es mit preußischen Verhältnissen und auch dort wieder mit denen der großen Städte zu tun, so springen die Analogien mit unseren Verhältnissen doch sofort in die Augen: die sich fortwährend steigernden Kosten der gewerblichen Vorbereitungskurse haben in den zu ihrer Erhaltung verpflichteten Kreisen (Gewerbegenossenschaften, Stadtvertretung, Landesausschuß, Handels- und Gewerbekammer) die Klagen über die zum Eintritte in die gewerblichen Fortbildungsschulen nicht zulangenden Kenntnisse und Fertigkeiten der volksschulmündigen Lehrlinge schon seit geraumer Zeit auf die Tagesordnung gesetzt: das Streben, die „jedermann aus dem Volke nötige Bildung" tatsächlich „zu vermitteln", und auch dem Volksschulabsolventen gewisse Berechtigungen zu sichern, hat jüngst zum Versuche der fakultativen Angliederung einer IV. Bürgerschulklasse oder eines sogenannten Fortbildungskurses geführt; die Reform der Lehrerbildung, die schon vor einigen Jahren wenigstens ins Stadium

sehr ernsthafter Erörterungen im Schoße der obersten Unterrichtsverwaltung getreten war, hat durch die letzterwähnte Neuerung und durch den eingangs erwähnten Vorgang Preußens hoffentlich einen neuen Anstoß erhalten.

Der Verf. berücksichtigt wohl die österreichischen Schulverhältnisse; denn er erwähnt Österreich unter denjenigen Staaten, die die allgemeine Volksschule besitzen; daß er aber unsere Schulverhältnisse doch sehr oberflächlich kennt, zeigt folgende Stelle:

„Österreich scheiden wir loyaler Weise aus unserer Betrachtung aus, obgleich uns die Tatsache, daß es von anderer Seite als Musterland zitiert wird, ein Recht gäbe, den ganzen Jammer seiner Schulverhältnisse oder doch einen großen Teil derselben der allgemeinen Volksschule in die Schuhe zu schieben. Denn wenn wirkliche oder gar eingebildete Lichtseiten auf ihrem Gewinnkonto stehen sollen, so müßten die Schattenseiten doch auch ihr Verlustkonto belasten. Aber die Verhältnisse sind in Österreich so verfahren, so von hundert Haderquellen unterwühlt, daß wir es lieber aus unserer Betrachtung gänzlich ausscheiden. Nur vor der demütigenden Tatsache sollte kein Lehrer angesichts der dortigen, so unbeschreiblich traurigen Verhältnisse die Augen verschließen, daß gegenüber mächtigen politischen, nationalen und sozialen Strömungen jede Einwirkung der Schule vollständig ohnmächtig, jede Hoffnung auf irgend eine Schulorganisation völlig eitel ist" (S. 12).

Mit solchen, zum Teil hochmütigen, zum Teil recht windigen Phrasen setzt man sich über die Erörterung einer ernsten Frage, auch wenn sie unbequem sein mag, nicht hinweg; es ist auch nicht anständig, die politischen und nationalen Verhältnisse eines verbündeten, ja befreundeten Staates so lieblos von oben herab zu behandeln. Dieser Auswuchs entstellt das Gesamtbild der zwar sonst in ziemlich scharfer Tonart abgefaßten, aber doch in vielem zutreffenden Broschüre.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

Der Einfluß des Persönlichen auf die Jugend. Von Emil Folgmann, Gymnasial-Oberlehrer. Groß-Lichterfelde, B. W. Gebels Verlag 1903. 75 SS. kl.-8°. Preis 1 Mk.

Die kleine, leicht und fließend geschriebene Broschüre wendet sich in erster Linie an die Eltern und Hausgenossen der Schüler und verfolgt den ausgesprochenen Zweck, die Wichtigkeit eines wohlwollenden und verständnisvollen Verhältnisses zwischen Haus und Schule zu beleuchten. Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß das Kind am stärksten durch persönliche Einflüsse bestimmt werde und ein erziehungstüchtiges Elternhaus durch nichts ersetzt werden könne. Ohne sich mit theoretischen Begründungen und Ausführungen aufzuhalten, stellt uns der Verf. eine Reihe von praktischen Beispielen aus dem Leben hervorragender Männer

vor Augen (Gottfr. Keller, Bismarck, Goethe, Mill, Mozart, Werner v. Siemens. General York, Arndt, Franklin, Rietschel, Friedr. Perthes u. a.) und zeigt daran den bestimmenden Einfluß der das Kind umgebenden Persönlichkeiten (Eltern, Geschwister, Kameraden) in heilsamer oder verderblicher Richtung.

Auf den persönlichen Einfluß des Lehrers auf die Schüler, soweit er sich im regelrechten Unterrichte betätigt, geht das Schriftchen nicht ein, dagegen schließt es mit einem Hinweise auf die sonstigen Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern während und besonders am Ende der Schullaufbahn, wobei aus der Schulzeit Rankes, Bismarcks und des Geheimrates Wiese anregende Beispiele mitgeteilt werden.

Linz. Dr. E. Hager.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Johann Gabriel Seidl und Johann Nepomuk Vogl.

Anläßlich der Hundertjahrfeier des Geburtstages unseres vaterländischen Dichters und Volksschriftstellers Johann Gabriel Seidl, der nunmehr in zwei Gedenktafeln verewigt ist, deren eine an seiner Geburtsstätte, Wien, innere Stadt, Krugerstraße Nr. 8, angebracht ist, die zweite Alserstraße Nr. 18 an dem Neubau an der Stelle des vor kurzem demolierten Hauses, in welchem der Dichter am 18. Juni 1875 verschied, wurde daran erinnert, daß man die Wiederkehr des hundertsten Geburtstages eines anderen nicht minder liederreichen heimischen Dichters Alt-Wiens, des schlichten Johann Nepomuk Vogl, geboren am 7. Februar 1802 in Wien, gestorben ebenda am 16. November 1866, sang- und klanglos vorübergehen ließ. An äußerlichen Ehren und sichtbaren Zeichen der Anerkennung blieb Vogls Lebensgang hinter jenem Seidls, der es zum Hofschatzmeister und wirklichem Hofrat brachte, weit zurück. Er hat sich zeitlebens mit der karg entlohnten Stelle als niederösterreichischer landständischer Kanzlist begnügt und auch niemals darüber beklagt. Aber gerade der nüchterne Kanzleidienst, den er mit emsiger Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit versah, scheint für ihn ein Antrieb gewesen zu sein, seinem Namen Geltung zu verschaffen und sich aus der dumpfen Amtsstube in eine ideale Welt zu flüchten. Vogl hat viel und lange gedichtet, weil er zeitlich, bereits im Jünglingsalter, anfing und spät — kurz vor seinem Tode — aufhörte. Uhland war sein Lieblingsdichter und das Vorbild, dem er nacheiferte. Hat auch dieses Anlehnen an den schwäbischen Meistersänger der dichterischen Eigenart Vogls einigen Abbruch getan, so blieb er doch durch den Rückhalt an diesen bodenständigen, markigen Stamm im deutschen Dichterwalde bewahrt von dem lyrischen Wettersturze, der um das Jahr 1830 besonders Norddeutschland überflutete, und als er sich allmählich wieder verzog, geraume Zeit noch allerlei Bodensatz zurückließ. Gemeint ist das junge Deutschland, besonders das Heinesche Liederwesen, das von dessen Nachahmern vollends entstellt, der deutschen Dichtung unschöne Züge verlieh, welche ihr bis dahin fremd gewesen. Mit Vorliebe vertiefte sich J. N. Vogl in die Sagenwelt, die ihm immer neue Schätze aufschloß. Am liebsten suchte er sie auf österreichischem Boden, aber auch auf jenem des ungarischen Haidelandes spürte er ihnen nach. Das Gute und Gemütliche im Charakter seiner Vaterstadt und ihrer Bewohner, das freilich fast zur Mythe geworden ist, hat er in mancher seiner Dichtungen mitunter mit köstlichem Humor zum Ausdruck gebracht, wie er auch als Dialektdichter lehrhafte Gedanken in volkstümliche Form zu kleiden verstand. Vogl war

ein arbeitsamer, ruhiger, bescheidener Mensch mit einem ausgebildeten Sinn für das Vernünftige, Wahrhaftige, Gerade, abgeneigt dem Überschwänglichen, Unklaren und Nebelhaften und zudem durch und durch ein österreichischer Dichter. Seine Landsleute sind denn auch treu zu ihm gestanden und haben mit großer Achtung von ihm und seinen Dichtungen gesprochen.

Wenige dürften sich noch an die Rosa-Literatur und himmelblaue Lyrik des Vormärz erinnern, an die Musen-Almanachs, Spiegelkalender, Taschenbücher für die gebildete Welt u. dgl. in roter, grüner, gelber, violetter Gewandung, in Goldschnitt mit buntem Futteral versehen. J. G. Seidl und J. N. Vogl waren die mitteilsamsten Dichter dieser poetischen Weihnachts- und Neujahrsspenden. Aber auch Grillparzer, Bauernfeld, Enk von der Burg, F. Halm, Hermannsthal, L. A. Frankl, Tschabuschnigg, v. Leitner, J. A. Spindler und viele andere heimische Poeten lieferten für die Wiener Almanachs und Taschenkalender Beiträge, meist in Versen, darunter solche, die zu den feinen Stahlstichen auf dem Titelblatte und den Porträts prächtig stimmten. Durch den Almanach, der zu einer Epoche, da das Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen lief, ein willkommenes, wenn auch bescheidenes und friedsames Organ der Publizistik war, wurde Vogls Name auch im Auslande bekannt und gewürdigt. Nur blieb man dort sonderbarer Weise meist bei dem Eindrucke stehen, daß ihn „lyrische Nachtstücke, nervenerschütternde, selbst grauenhafte Romanzenstoffe am meisten anziehen". Und doch hatte er den jugendlichen Hang zum Düsteren, Dämmerhaften und Schaurigen längst abgestreift und vieles veröffentlicht, was gerade durch Heiterkeit und Lebensfrische gefällig anspricht.

Der mögliche Einwand, daß J. N. Vogl seine außerordentliche Gestaltungskraft mehr Gegenständen, als nötig, zugewendet, daß er bisweilen zu fruchtbar gewesen ist, wird sein Andenken und das Wohlgefallen an seinen Dichtungen nicht beeinträchtigen, vielmehr den Wunsch rege machen, es möge uns eine von sachkundiger Hand gesichtete Sammlung seiner Werke geboten werden. Das Gold in ihnen ist nicht schwer zu finden, vorab in seinen lyrischen Gedichten, Balladen und Romanzen, Schenken- und Kellerliedern. Zum vierzigsten Gedenktage an J. N. Vogls Hinscheiden, der in das Jahr 1906 fällt, wäre eine wohlfeile Volksausgabe seiner Werke ein würdiges Zeichen der Pietät aller österreichischen Literaturfreunde, worauf er vollen Anspruch hat.

Innsbruck. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Dr. Karl Hachtmann, Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen C. Verres (de signis) für Unterweisungen in der antiken Kunst. Gotha, Perthes 1904. XII und 64 SS.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, den Blick der Jugend auf das für die Griechen so charakteristische Gebiet der Kunst zu lenken; er zeigt, wie Kunstunterricht im Anschlusse an die Lektüre der Rede Ciceros gepflegt werden kann und gepflegt werden soll. Mit Geschick ist diese Rede gewählt, die von den Räubereien berühmter Kunstwerke handelt und dazu auffordert, dem Schüler die in der Rede erwähnten Künstler durch Vorführung ihrer Kunstwerke näher zu bringen und berühmte Bildwerke der in der Rede berührten Götter und Heroen zu besprechen Nach diesen zwei Seiten hin hat der Verf. seine Aufgabe trefflich gelöst

Er bespricht Myron, Polyklet, Praxiteles, Silanio, Mentor und Boëthus und charakterisiert die einzelnen Künstler richtig. Dann werden Götter- und Heroenbilder behandelt: Zeus, Hera, Apollo, Asklepios, Artemis, Demeter und Kore, Athene, Nike, Medusa, Hermes, Eros, Tyche, Flußgötter (Kephissus, Ilissus, Nil), Herakles, Kanephoren. Ins einzelne kann nicht eingegangen werden, ist auch kein Einwand zu erheben, abgesehen von der Besprechung des Apollo vom Belvedere S. 28/9: der Apollo Stroganoff ist als Fälschung erwiesen; der Gott wird mit dem Bogen ausgerüstet gewesen sein: s. Furtwängler-Urlichs, Denkmäler, 2. Aufl., S. 69 f. — An Druckfehlern fielen dem Ref. auf S. 19: Boëthius st. Boethus; S. 31: Ἀσκλήπιος st. Ἀσκληπιός; S. 1 wäre Z. 2 besser zu sagen: die dem Heius . . . entwendeten Kunstwerke.

Mit Recht hat sich der Verf. für die Anschauungsmittel auf eine kleine Zahl von Werken beschränkt; wünschenswert ist es, daß ein entsprechender Bilderatlas sich auch in den Händen der Schüler befinde. Wenn auch in den österr. Gymnasien die behandelte Rede des Cicero nicht in den Kanon der Schullektüre gehört, so wird sie gerne für die Privatlektüre benützt; daher kann die Schrift Hachtmanns Lehrern und Schülern wärmstens empfohlen werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Lateinische Stilübungen. Aus dem Nachlasse des Dr. W. S. Teuffel, Prof. der klassischen Philologie in Tübingen, herausgegeben von Dr. S. Teuffel, Prof. am Gymnasium in Tübingen. 2. Aufl. bearbeitet von Dr. C. John, Rektor des Gymnasiums in Schwäb. Hall. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1903. VIII und 145 SS. 8⁰. Preis Mk. 3·60.

Als Ref. vorliegende Stilübungen in dieser Zeitschr. 1888, S. 387 f. zur Anzeige brachte, dachte er nicht an die Möglichkeit, daß das Buch in absehbarer Zeit in 2. Auflage erscheinen werde. Zwar ist es für die weiten Kreise der Lehrer und der angehenden Philologen bestimmt; allein einerseits steht dessen Inhalt mit dem Gymnasialunterricht nur in loser Beziehung und es bedarf daher der Lehrer einer ganz besonderen Eignung, um Übungen vorliegender Art zum Gegenstande seiner Privatbeschäftigung zu wählen. Anderseits aber wird der Kandidat lieber nach Büchern greifen, deren Texte minder abstrakt, dem inhaltlichen Verständnis minder schwer zugänglich und doch gleich belehrend für denjenigen sind, der seinen lateinischen Stil bilden will. Themen wie Nr. 10 f. 'Römisches Wesen' (aus Ihering 'Geist des röm. Rechts'), Nr. 14 'Das moralische Ideal der Römer' (aus Schnaase 'Kunstgeschichte'), Nr. 33 'Poesie Reinigung der Wirklichkeit' (aus Weber 'Horatius'), Nr. 65 'Goethe und Spinoza' (aus Goethe 'Dichtung und Wahrheit'), Nr. 71 'Gefühlstugend' (aus 'Korr. Bl. f. Gel. u. Realsch. Württ.' 1855), Nr. 76 'Realismus und Idealismus' (K. Fr. Hermann, Rede 1853) u. a. haben für den Kandidaten etwas Abschreckendes, zumal bisweilen selbst fachwissenschaftliche, insbesondere philosophische Kenntnisse notwendig sind, um ihren Gehalt durch die Übersetzung zu erschöpfen. Wenn trotzdem, allerdings nach geraumer Zeit, die 1. Auflage vergriffen ist und vor allem, wenn man eine 2. Auflage für nötig hielt, so zeugt dies für die Tatsache, daß Geschick und Lust am Gebrauch der lateinischen Sprache für einen schwierigen Gedankengang auch heute nicht ausgestorben ist. Daß hier von der Leistungsfähigkeit des Übersetzers ganz Außergewöhnliches gefordert wird, lehrt unzweideutig auch die Versicherung des dermaligen Herausgebers, wonach es dessen Aufgabe war, 'den öfter zu vermissenden

Einklang mit Grammatik, Wörterbuch und den anderen seither so namhaft verbesserten stilistischen Hilfsmitteln im Texte selbst vollends herzustellen, doch so, daß überall, wo nicht mit Sicherheit auf die Zustimmung des Verf.s hätte gerechnet werden können, die ursprüngliche Fassung im Anhang mitgeteilt und durch den Druck kenntlich gemacht ist'. Im übrigen verweist Ref. nochmals auf seine oben genannte Anzeige, die für die Verbesserung der 2. Auflage nicht ausgenützt wurde.

Wien. J. Golling.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen für Sexta von Dr. Friedrich Holzweißig. 18. neu durchgesehene Auflage. Hannover 1903, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel.

Das vorliegende Buch besteht aus 144 lateinischen und ebensovielen deutschen Übungsstücken, einem Wörterverzeichnisse nach der Abfolge der Paragraphen nebst 53 teils syntaktischen, teils stilistischen Anmerkungen, die am Schlusse der Seiten des Vokabulars ihren Platz haben.

Die Einrichtung des Buches zeugt von der Umsicht des bestbewährten Schulmannes. Gleich von Anfang an bilden leichte, inhaltlich zusammengehörige Einzelsätze, weiter ebensolche zusammenhängende Stücke den Übungsstoff. An der Spitze der Abschnitte erleichtern Musterformen oder (bei den Genusregeln) Musterbeispiele die Übersicht und bieten nicht selten durch geschickte Gruppierung eine Stütze für das Gedächtnis.

Die Einzelsätze haben, wie erwähnt, einen gedanklich zusammengehörigen und anregenden Inhalt; auch fehlen passende, zum Memorieren geeignete Sinnsprüche nicht. Die zusammenhängenden größeren Stücke, Erzählungen, Beschreibungen und auch die Stücke lehrhaften Inhaltes sind leicht, so daß Anmerkungen und klein gedruckte (nicht auswendig zu lernende) Vokabeln auf ein geringes Maß beschränkt sind. Es ist leicht begreiflich, daß sich infolge der beschränkten Sprachmittel, mit denen größere Lesestücke hergestellt werden sollen, auch Minderwertiges finden wird. Dies ist in unserem Buche besonders dort der Fall, wo Dr. Holzweißig in seinem Bestreben, das grammatische Pensum in einer gewissen Vollständigkeit zur Anschauung und Einübung zu bringen, zu weit ging. So wird beim 6. Satze in Nr. 13 *De ludis puerorum*. „*Generis et ministris agricolae ludi puerorum et puellarum causa laetitiae sunt*" nicht nur der Lehrer, sondern auch der Schüler, wenig erfreut, merken, daß die *generi* nur um der Grammatik willen mit aufgenommen sind. Ebenso inhaltlich unbedeutend ist Nr. 79 *De certamine puerorum* und wäre besser weggeblieben. In Nr. 43 *a*, S. 50 wird dem Odysseus arg mitgespielt. Er, der schon im 4. Satze glücklich die Vaterstadt betreten, hat Satz 6 wiederum mit den Fluten und Stürmen zu kämpfen.

Auf den lateinischen und deutschen Ausdruck ist große Sorgfalt verwendet und bedarf nur weniges einer Verbesserung. In Nr. 105 *De mira Romanorum post cladem Cannensem constantia* besteht zwischen dem Vorder- und Nachsatze „*Si Roma ab Hannibale expugnata et deleta esset, fama tanti patriae amoris Romanis causa maximae gloriae esset*" ein konzessives Verhältnis. Dasselbe hat auch im deutschen Stücke 64, Satz 10 statt, wo statt „Aber im Sommer ergötzen auch die Felder die Menschen durch die Menge der Früchte", „Aber auch im Sommer" zu schreiben ist. In dem oben erwähnten Stücke 43 *a* heißt es S. 1 „Minerva zeigte dem Odysseus den Weg in die Stadt, denn zuerst war dem Od. sein Vaterland unbekannt". „Zuerst" ist durch „im

ersten Augenblicke“ zu ersetzen. Überraschend wirkt der Schluß des sonst ernsten und recht guten Stückes 126 *Vitam bonis omnibus ornate! Audiatur et altera pars!*

Das Buch Holzweißigs ist mit Sachkenntnis und nach gediegenen methodischen Grundsätzen gearbeitet und sonach ein recht gutes Hilfsmittel für den ersten Unterricht im Lateinischen.

Teschen. H. Bill.

Dr. Heinrich Ebelings Schulwörterbuch zu Cäsars Kommentarien über den Gallischen Krieg und den Bürgerkrieg. **Mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie. Fünfte, vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Julius Lange. Mit zahlreichen Abbildungen und Plänen. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1902. 162 SS. 8°. Geb.**

Die letzte Ausgabe hatte R. Schneider besorgt, sie wurde von mir in diesen Blättern 1894, S. 218 f. angezeigt. Vorher fand das Büchlein in 2. und 3. Auflage an A. Draeger seinen Bearbeiter. Lange ist somit der vierte Herausgeber. Man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er mit Ernst und Umsicht seine Aufgabe gelöst hat, wenn auch die Behauptung im Vorwort (S. III), daß er bemüht war, 'ein durchaus selbständiges Hilfsmittel für den lateinischen Unterricht zu schaffen', *cum grano salis* aufzufassen sein wird. Es hätte der Tüchtigkeit seiner Leistung keinen Abbruch getan, wenn er z. B. meiner Bearbeitung des Prammerschen Schulwörterbuches zu Cäsars *b. G.* auch Erwähnung getan hätte. Freilich hätte er dann im Vorworte nicht schreiben können, daß seine Bearbeitung „namentlich auch von ähnlichen Publikationen unabhängiger und selbständiger sein“ sollte (S. III).

Gegenüber Schneiders Bearbeitung, die sich recht auf der Oberfläche hielt, hat L. allerdings ganze Umwälzungen in einzelnen Artikeln vorgenommen, weil er sich bemühte, möglichst von der Grundbedeutung auszugehen und die übrigen Bedeutungen systematisch zu entwickeln, also genau dasselbe, was ich in meiner Bearbeitung lange vor Lange tat, nur in etwas ausgedehnterer Weise, weil ich auch auf die Urverwandtschaft, das Lehn- und Fremdwort einging und auch der Wortableitung des lateinischen Compositums oder Derivatums die durchaus notwendige Aufmerksamkeit zuwandte. Für mich bleibt es z. B. unverständlich, warum man *con-sentio* trennt, dagegen *consensus* schreibt (S. 38). Ich habe mich gegen die ganz willkürliche Anwendung des Bindestriches in Zusammensetzungen bei Schneider seinerzeit gewendet (a. a. O. S. 219). Lange hat aber prinzipiell nur die zusammengesetzten Verba und hier wieder nur solche, die die Form des Simplex in der Zusammensetzung nicht verändern, mit dem Bindestrich versehen: also z. B. *assuē-făcio*, dagegen *prōfĭcio* (allerdings mit eingeklammertem *facio*). Verba wie *prōcumbo* mit ungebräuchlichem Simplex bleiben ungetrennt. Ich kann nicht glauben, daß in diesem Punkte das Weniger ein Mehr bedeute. Die Jungen müssen ja auch hier erst sehen und lesen lernen, da sie auf dieser Jahresstufe noch nicht im Lexikon trainiert sind.

Übrigens wenn L. z. B. bei *sĕcundum* (S. 138) *sequor* einklammert, so hätte er sich einer natürlichen Überleitung zur Entwicklung der Bedeutungen dieses Wortes bei Cäsar merklich versichert, wenn er, wie ich es tat, 'folgend' dazu gesetzt hatte. Wie fruchtbar ein bißchen mehr an Etymologie — ich meine auch einer möglichst gesicherten — gerade für die Bedeutungsentwicklung aus der Grundbedeutung sein kann, mag ein anderes Derivat von *sequi* zeigen: L. schreibt: '*sŏcĭĕtās, ātis*, f. Gemein-

schaft'. Ein Hinweis auf *socius* fehlt. Ich gebe zu, daß bei dem Quartaner beide Wörter schon fest assoziiert sind oder wenigstens sein können, allein wenn ich in meinem Wörterbuch bei dem genannten Vokabel noch ein weniges mehr dazutue und *socius* einklammere, so wird der Junge eher die Nötigung empfinden, das genannte Wort nachzusehen, wo er dann eingeklammert liest (*sĕqui*, vgl. *tŏga* von *tĕgĕre*) und dazu 'Gefolgsmann'. Diese Hilfsbedeutung läßt sich L. entgehen, denn er schreibt sofort: *sŏcius*, *i*, m. Genosse usw. Die Folgerungen ergeben sich von selbst.

Die zweite Neuerung, wodurch L. seiner Arbeit eine gewisse Selbständigkeit sichern wollte, besteht in der sorgfältigen Bezeichnung der Quantität, also wieder etwas, was ich vor ihm (vgl. meine Vorrede S. VII) nur in etwas ausgedehnterem Maße angewendet habe, weil ich sie auch im Texte, wo es nötig war, anwandte.

Die dritte Neuerung ist die Beigabe von Bildern und Plänen, also ganz so wie in meiner Ausgabe, nur daß ich auch fast alle, überdies bei mir reichlicher vertretenen Abbildungen sachlich erläuterte, was ich für unbedingt notwendig halte, wenn man will, daß der Schüler wirklich das sieht, was er sehen soll. Das tat L. nur ab und zu. Die Abbildungen sind zumeist aus der im selben Verlage erschienenen Cäsarausgabe Fügners herübergenommen, auch solche, die man wegen ihrer Filigranhaftigkeit gerne neu gezeichnet gesehen hätte. Von den vier Bildern, die er von der Trajanssäule bringt, konnte das *agmen* und der *funditor* bereits Cichorius' Ausgabe der Reliefs der Trajanssäule entnommen werden. Die *navis longa* wurde nach einer Photographie wiedergegeben und bei *vexillum* (S. 160) fehlt überhaupt die Quellennachweisung.

Nach diesen Feststellungen hat es also mit der gewissen Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieses Wörterbuches gegenüber anderen sein Bewenden. Höchstens, daß auch das *bellum civile* nach den genannten Grundsätzen behandelt ist. Aber ich kann nicht glauben, daß für das doch auf einer höheren Unterrichtsstufe zu lesende *b. c.*[1]) noch ein Sonderwörterbuch vonnöten wäre (vgl. über die Lexikonfrage meine Äußerungen im Vorworte zur genannten Neuausgabe des *b. G.* S. V f.), irgend einmal muß der Junge doch auf das 'Lexikonwälzen' zu lernen beginnen.

Trotzdem bleibt mein oben geäußertes günstiges Urteil über die Gesamtleistung aufrecht. Bei einem Schulbuche ist es ja recht und billig, daß man das Gute dort nimmt, wo man es findet. Übrigens hat sich L. selbst als tüchtiger Forscher in die Cäsarliteratur eingeführt und das und besonders die für jeden Cäsarkenner und -Forscher unerläßliche Durcharbeitung des Meuselschen Wörterbuches setzten ihn in Stand, recht oft die Resultate seiner Studien auch der Festsetzung der Übersetzungsbedeutung der Wörter zugute kommen zu lassen; hier ist er zum Teil noch weiter gegangen als ich seinerzeit — vgl. z. B. *via*, *vicinitas* — und darin liegt der eigentliche Wert dieses Wörterbuches.

Löblich ist das Bestreben, die einzelnen Artikel von Überflüssigkeiten zu entlasten. Ob aber L. da doch nicht ab und zu gar zu weit gegangen, daß er auch Wichtigeres für überflüssig ansah, dafür ein Beispiel. Unter *impero* liest man: 'befehle zu liefern, erlege auf, *alicui pecunias, naves, obsides*; *civitatibus milites, equites*'. Die angegebenen Bedeutungen passen, wie man sieht, nicht durchwegs.

---

[1]) Bei uns in Österreich wird das *b. G.* im IV. obligatorisch, das *b. c.* im VI. Jahreskurs fakultativ gelesen, in Preußen ist nach den Lehrplänen vom 26. November 1900 (Beier[2] § 53) die Lektüre des *b. G.* im IV. und V. Jahreskurs (U III und O III) vorgeschrieben, wobei in O III an Stelle des *b. G.* (V—VIII) 'im zweiten Halbjahre auch ausgewählte Abschnitte aus dem *b. c.* treten können'.

Mit dieser hier zutage tretenden Kärglichkeit stehen in auffallendem Gegensatz Artikel wie etwa s. v. *video* die Übersetzungsproben für *videtur* = es dünkt (mir) gut, es beliebt, es scheint angebracht, angemessen, erforderlich. Solche Ungleichheiten, die, wie ich gern zugebe, recht subjektiv beurteilt werden können, ließen sich wohl in einer folgenden Auflage beseitigen.

Bedauerlich bleibt, daß der Verf. mit dem Herausgeber nicht ein ernstes Wort über die Typenwahl gesprochen hat. Der Druck ist zwar sauber und leserlich, aber die Textbuchstaben sind in Anbetracht der heute geltenden hygienischen Grundsätze für die Schule entschieden zu klein und zu dicht gedrängt. Man zählt durchschnittlich 53 Zeilen, denen bei mir bei gleicher Blatthöhe 48 entsprechen.

Im ganzen sei das Buch wärmstens empfohlen.

Floridsdorf. Dr. Polaschek.

Dr. Otto Boerner und Dr. Friedrich Schmitz, La France. Matières pour conversation et lecture. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. 88 SS.

Dies ist die 2. Auflage des schon im Jahrg. 1902, S. 83 dieser Zeitschrift angezeigten Sonderabdruckes aus der Oberstufe des Lehrbuches der französischen Sprache von Boerner.

Der Inhalt zeigt einige Änderungen, auch ist die Einleitung jetzt etwas anders. An der Spitze steht das Kapitel *Voyage en France*, in welchem die Wege nach Frankreich, die Verkehrsmittel in Paris und die Reise nach Paris — letztere in Konversationsform — besprochen werden. Hierauf folgt eine Beschreibung der Hauptstadt mit Zugrundelegung des bekannten Rengerschen Planes und eine Beschreibung Frankreichs nach den einzelnen Provinzen, in der das einleitende Kapitel über Klima, Berge, Flüsse aus der 1. Aufl. leider weggefallen ist. Neu ist der IV. Abschnitt: *Tableau chronique des souverains de la France.* Unverändert blieben: *Histoire de France* und *Organisation politique et administrative.* Neu sind auch die Abschnitte: *Histoire sommaire de la littérature française depuis le XVIe siècle* und *Monnaies, Poids, Mesures.* Die deutschen Bedeutungsangaben unter dem Texte sind in der 2. Aufl. weggefallen und teilweise durch französische Erklärungen ersetzt. Außer der Karte von Frankreich sind nun ein Plan von Paris und eine farbige Münztafel beigegeben. Der Sonderabdruck erscheint in der 2. Aufl. mit eigener Paginierung und gebunden, also alles in allem verbessert, bis auf den Druck, der nicht ganz sorgfältig wurde, denn von S. 55—60 haben wir sechs Druckfehler gezählt.

Prof. Dr. F. Koldewey, Französische Synonymik für Schulen. 4. Aufl. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1902. 220 SS.

Das vorliegende Buch ist ein unveränderter Abdruck der 3. Auflage einer der ältesten französischen Schulsynonymiken. Die 1. Auflage erschien 1877. Daß das Buch wieder neu aufgelegt wurde, beweist, daß es den Zwecken der Schule entspricht. In der Tat genügen die 564 synonymischen Gruppen den Bedürfnissen der Schüler. Die alphabetische Anordnung vom Deutschen ausgehend ist praktisch und das Register der französischen Wörter am Schlusse erleichtert den Gebrauch des Buches.

Wien. Dr. A. Würzner.

Dr. B. Münz, Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1904.

Langguth hat in seinem gleichbetitelten Werke ein System Goethescher Pädagogik aufzustellen sich bemüht, während Münz ganz unbefangen an die Sache herantritt, bunte Bausteine aus seinen Werken sammelt und aus dem so gewonnenen Mosaik erweist, daß der Dichterfürst zwar viel und oft gelehrt, aber weder ein geschlossenes pädagogisches System ausgebildet noch sich irgend einem solchen untergeordnet hat. So zeigt er, daß Goethe hinsichtlich des Abbés und Nataliens in Wilh. Meisters Lehr- und Wanderjahren eine vermittelnde Stellung einnimmt; er sucht dann entgegengesetzte Ansichten zu einigen, wie sich aus seiner Idee einer sozialistisch eingerichteten, pädagogischen Provinz ergibt. Die elementaren Kenntnisse gewinnen die Kinder im Elternhause; von einem bestimmten Alter aufwärts kommen sie in ein System gemeinsamer Erziehung, in die 'pädagogische Provinz'. Während sich Goethe bis dahin in Hinsicht der Erziehung um den Begriff des Staates gar nicht gekümmert hat, entwirft er hier plötzlich das Idealbild eines sozialistischen Staatengebildes mit einer Schule von einer Freiheit, die der Freisinnigste nicht umfassender ausdenken kann. — Gründlich verbreitet sich der Verf. auch über Spinozas und Kants Einfluß auf Goethe, der aber nicht stehen bleibt, sondern immer von Neuem aufnimmt und durch das Neue den alten Besitz vermehrt und verjüngt. Münz weist z. B. zum ersten Male darauf hin, daß schon 'Die Mitschuldigen' in der Stelle: 'Liebe vermag viel, Pflicht aber noch mehr' eine Verherrlichung von Kants kategorischem Imperativ enthalten. In den 'Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten' stellt sich der Geistliche in seinen ethischen Ausführungen ganz und gar auf den Standpunkt des Königsberger Philosophen und bedient sich sogar fast derselben Worte, mit denen Schiller die ganze Rigorosität von Kants kategorischem Imperativ predigt. So bringt das Werkchen von Münz doch mancherlei neue Beleuchtung der scheinbar schon erledigten Frage über Goethes Pädagogik. Goethe ist eben ein Erzieher seines Volkes im weitesten Sinne, selbst für Kunstgenuß und Lebenskunst, wie der Verf. gründlich nachweist, ein Baum von seltener Fruchtbarkeit. Schüttelt man ihn, so fällt von ihm stets wieder köstliche Gabe.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Keppels Karl, Geschichts-Atlas in 27 Karten. 18. Auflage. München, Oldenbourg. Preis 1 Mk.

Der Atlas ist recht reichhaltig. Er führt auf zehn beidseitig bedruckten Blättern in 27 Karten den Schauplatz der gesamten Geschichte vor Augen. Die technische Ausführung steht jedoch auf einer sehr niederen Stufe. Die Schrift ist mehrmals zu klein und daher nur schwer leserlich. Die Terraindarstellung ist völlig veraltet und fast durchwegs unrichtig. Wir können nur schwer begreifen, daß man es wagt, bei dem heutigen Stande der Geographie in der 18. Auflage eines Buches dem Schüler noch Derartiges zu bieten. Er erhält zwar viel für billiges Geld, doch sollte dieser Standpunkt nicht der allein maßgebende für Schulbücher sein.

Ruge S., Geographie insbesondere für Handelsschulen und Realschulen. 14. umgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig 1904, Seele & Co.

Der Verf. bedauert im Vorworte, daß die maßgebenden Kreise trotz des Aufschwunges der geographischen Wissenschaft noch immer an

dem Gedanken festhalten, geographischen Unterricht könne jeder Lehrer ohne besonderes Studium erteilen. Da gerade der neue Zug in dem genannten Fache berufen ist, die Vorurteile, die man gegen dasselbe hegt, zu beseitigen und dem gerügten Übelstande, wo er noch herrscht, ein dauerndes Ende zu bereiten, indem der genetische Betrieb eine solche gründliche Beherrschung des Stoffes in sachlicher und methodischer Hinsicht voraussetzt, daß nur der fachlich Vorgebildete an den Unterricht herantreten kann, ist es zu wundern, daß auch die vorliegende Neuauflage des Rugeschen Buches sich zu einer tiefgreifenden Umarbeitung im Sinne der neuen Richtung nicht entschließen konnte. Wenn auch Änderungen hinsichtlich der Behandlung der Bodengestalt und der Bewässerung vorgenommen wurden, so trägt doch das Buch den Stempel der Systematik und Aufzählung deutlich an sich. Daß die Ansicht, von der Heimat auszugehen, wie die Vorrede behauptet, im Buche stets vertreten ist, läßt sich nicht nachweisen. Im Gegenteile beginnt gleich der erste Abschnitt mit der Einteilung der Erdkunde und den Definitionen ihrer Teile, ganz nach altem Muster. Was soll man erst dazu sagen, wenn auf S. 36 und 37 ein Inventar der Meeresteile, Inseln, Flüsse und Seen Europas begegnet, das, um nur ein Beispiel herauszugreifen, unter dem Titel „Flüsse der ozeanischen Abdachungen“ nichts anderes als 16 Flußnamen enthält. Was soll man ferner über die topographischen Abschnitte denken, die, losgelöst von dem übrigen Stoffe, nichts bieten als Namen und Zahlen nebst allem möglichen interessanten, aber nur zu oft ungeographischen Beiwerk und getreulich jedes historische Datum vermerken. Ein Beispiel mag auch dafür genügen. S. 85 enthält die Stelle, Satz kann man es nicht nennen: „Schlacht bei Leipzig 1632, 1642, 1813, Kesselsdorf 1745, Hochkirch 1758, Bautzen und Dresden 1813“. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn die Lektüre eines solchen Buches der Erdkunde dazu führt, daß man ihr jeden Bildungswert abspricht und sie zur dienenden Rolle verdammt, die sie in der Gegenwart spielt.

Wien. J. Müllner.

Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen von Prof. Dr. Hermann Schubert. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1903 (Sammlung Göschen).

Liebhabern vierstelliger Logarithmen können die vorliegenden Tafeln ihrer außerordentlich leichten Gebrauchsfähigkeit wegen aufs beste empfohlen werden.

Grundlagen der Geometrie. Von Dr. D. Hilbert, ord. Prof. an der Universität Göttingen. Zweite, durch Zusätze vermehrte und mit fünf Anhängen versehene Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1903.

Die Aufstellung der Axiome der Geometrie und die Erforschung ihres Zusammenhanges ist eine Aufgabe, die seit Euklid von vielen versucht und ausgeführt wurde. Auch in dem vorliegenden Werke wird ein solcher Versuch unternommen, ein vollständiges und möglichst einfaches System von geometrischen Axiomen aufzustellen und aus diesen die wichtigsten Sätze der Geometrie in der Art abzuleiten, daß die Bedeutung der verschiedenen Axiomgruppen und die Tragweite der aus den einzelnen Axiomen zu erschließenden Folgerungen möglichst klar zutage tritt. Daß

dieser Versuch des Verf. als durchaus gelungen bezeichnet werden kann, beweist die rasche Verbreitung, die das Buch in Fachkreisen gefunden hat. Kein Geometer unterlasse es, sich mit dem in höchstem Grade sinnvollen und lehrreichen Inhalte desselben bekannt zu machen; sehr großer Nutzen wird ihm durch die zahlreichen Anregungen, die er hier empfängt, erwachsen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Stampfer-Doležal, Sechsstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln nebst Hilfstafeln, einem Anhange und einer Anweisung zum Gebrauche der Tafeln. 20. Auflage. Schulausgabe. Wien 1904, Karl Gerolds Sohn.

Die 20. Auflage der bekannten Stampferschen logarithmisch-trigonometrischen Tafeln wurde, sowohl was äußere Ausstattung als auch praktische Einrichtung betrifft, gegen ihre Vorgänger mehrfach geändert. In der vorliegenden neuen Auflage wurden für die Form der Ziffern die alten englischen Ziffertypen gewählt. Durch die Gruppierung der Ziffern zu dreien wurde eine gute Übersicht gewährt. Für die *partes proportionales* wurden dieselben Ziffern — was auch ihre Größe betrifft — wie für die Haupttafeln gewählt. Bei den dekadischen Logarithmen der natürlichen trigonometrischen Zahlen wurde von 2° angefangen ein ganzer Grad auf einer Seite untergebracht, was ebenfalls zur Erreichung einer größeren Übersichtlichkeit beiträgt. Die Zehner der Minuten sind hervorgehoben worden, die dazu gehörigen Mantissen sind zwischen parallele Linien eingeschlossen und auf jeder Seite wurden oben und unten die Gradangaben durch kräftigere Ziffertypen ausgezeichnet.

Tafel I enthält die dekadischen Logarithmen auf sechs Dezimalstellen der natürlichen Zahlen von 1 bis 10000, Tafel II die dekadischen Logarithmen der natürlichen trigonometrischen Zahlen, Tafel III die natürlichen trigonometrischen Zahlen für die Winkel des ersten Quadranten; diese Tafel schreitet von Minute zu Minute fort und umfaßt auf jeder Seite 2, bezw. 4 Grade. Die folgenden Tafeln beziehen sich auf die Berechnung der Länge der Kreisbogen für den Halbmesser 1, auf jene der Länge der Sehnen für den Halbmesser 1, auf die Quadrate aller Zahlen von 1 bis 1000, auf die Quadrat- und Kubikwurzeln aller Zahlen von 1 bis 100, endlich auf die ersten sechs Potenzen aller Zahlen von 1 bis 100. In einem Anhange finden wir die wesentlichsten goniometrischen Formeln, ferner jene der ebenen und sphärischen Trigonometrie, einige mathematische und astronomische Konstanten, die Angabe der Dimensionen der Erde nach Bessel, physikalische Konstante, die üblichen Abkürzungen für das metrische Maß- und Gewichtssystem, eine Tabelle zur Vergleichung der Maße und Gewichte, endlich Münzvergleichungs-Tabellen.

Erst nach sieben Korrekturen schritt man an das Stereotypieren der Tafeln, so daß diese wohl als fehlerfrei angesehen werden können.

Von den Stampferschen Tafeln wurde die dem Ref. vorliegende Schulaufgabe veranstaltet, dann aber auch eine Ausgabe für Praktiker mit einer Quadrattafel und einer reichhaltigen Sammlung von Formeln und Tabellen.

Jedenfalls kann diese Logarithmentafel, was Übersichtlichkeit in der Anordnung, Erzielung von Genauigkeit, Handlichkeit im Gebrauche betrifft, zu den ersten und besten gezählt werden und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die vortrefflichen und sehr beliebten Stampferschen Tafeln durch diese Neubearbeitung sich neue Freunde erwerben werden.

Die Ausstattung der vorliegenden Logarithmentafeln — und dies ist für solche von hervorragender Bedeutung — ist eine in jeder Beziehung gelungene.

Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Experimentalphysik von E. Jochmann für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten. Herausgegeben von O. Hermes und P. Spies. Mit 266 Figuren und einer Spektraltafel. 3. neu bearbeitete Auflage. Berlin 1903, Winckelmann & Söhne.

Noch mehr als in den beiden ersten Auflagen ist in der vorliegenden dritten Auflage der „Experimentalphysik" das Experiment betont und an die Spitze gestellt, so daß manche rechnerische und abstrakte Betrachtung entfallen konnte. In der Wärmelehre folgt nunmehr dem Abschnitte, der von dem Wärmezustande handelt, jener von der Wärmemenge. Die Verff. sind im vollen Rechte, wenn sie behaupten, daß auf diese Weise eine leichtere Erledigung der Lehre von den Aggregatzuständen eintrete. Dadurch, daß der Stoff an mehreren Stellen zerlegt wurde, ist den Bedürfnissen des Unterrichtes Vorschub geleistet worden.

Auch mehrere neue Figuren sind aufgenommen worden; ferner wurde dem Buche eine Spektraltafel beigefügt.

Recht klar sind die Begriffe der mechanischen Arbeit, der potentiellen und kinetischen Energie auseinandergesetzt und mehrfach auf praktische Fälle angewendet worden. Die Schwingungsdauer eines konischen Pendels wurde gerechnet und aus ihr wurden Schlüsse auf das gewöhnliche mathematische Pendel gezogen. — In der Lehre vom Lichte hätten wir ebenso wie im großen Lehrbuche gewünscht, daß der Weg der Strahlenbüschel (nicht einzelne Strahlen) in den optischen Instrumenten genauer berücksichtigt worden wäre. Die Grundzüge der Wellentheorie des Lichtes sind in dem Buche gegeben worden. — In der Lehre von der Wärme sind auch die Grundzüge der Meteorologie in einer für diese Unterrichtsstufe ausreichenden Weise dargestellt. — In der Elektrizitätslehre haben die Verff. auch den Potentialbegriff eingeführt und in entsprechender, allerdings sehr bescheidener Weise verwertet. Die Lehre von den Kraftlinien und deren Eigenschaften hätte schon in dieser Unterrichtsstufe erörtert werden und namentlich bei Erklärung der Induktionserscheinungen in Anwendung gebracht werden sollen. Verfehlt muß es bezeichnet werden, daß das Telephon vor der Behandlung der Induktionsströme vorgenommen wurde. Wenn auch dasselbe mit dem Mikrophon in Verbindung gebracht ist, in diesem Falle somit die Induktionsströme nicht wesentlich in Betracht kommen, sondern die variierenden elektromagnetischen Wirkungen, so wäre doch gelegentlich der Besprechung der Magnetoinduktions-Erscheinungen auf die Verbindung von zwei Telephonen einzugehen gewesen. Genauer, als es in dem Buche geschehen ist, wäre auch auf die Theorie des Ringes von Gramme Rücksicht zu nehmen gewesen. Die Wirkungen des elektrischen Stromes im Stromkreise werden in dem vorliegenden Buche hinter jenen behandelt, die man als Fernwirkungen des elektrischen Stromes bezeichnet. Zum Schlusse wird über die Entstehung und Ausbreitung elektrischer Wellen gesprochen und es werden die Versuche von Tesla mit stark gespannten elektrischen Strömen sowie die Grundsätze der drahtlosen Telegraphie von Marconi erörtert.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Mücks kolorierter Pflanzen-Atlas in Taschenformat. 124 Abbildungen der bemerkenswertesten Gewächse mit Angabe der botanischen Namen. Wien, Verlag von Szelinski & Komp. Preis 60 h.

Das kleine Buch enthält auf 12 Blättern kolorierte Abbildungen von Zweigen der bekanntesten Gewächse. Große Anforderungen kann man bei dem geringen Preise wohl kaum an den Pflanzenatlas stellen; immerhin ist die Ausführung so, daß die meisten Gewächse zu erkennen sind.

Dr. Karl Kraepelin, Exkursionsflora für Nord- und Mitteldeutschland. 5. verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1903.

Der Verf. ließ sich bei der Abfassung dieses für Laien und Schüler berechneten Buches von dem Gedanken leiten, daß der naturwissenschaftliche Unterricht bei dem Schüler höchstens noch die Kenntnis der Familiencharaktere erstreben könne, daß aber jede weitgehende Spezialkenntnis auf dem Gebiete der Systematik in der Schule zu vermeiden sei. In der vorliegenden Auflage findet eine bedeutend größere Anzahl von Arten der wildwachsenden und Zierpflanzen Berücksichtigung; ferner sind die Bestimmungstabellen vielfach umgearbeitet, die Diagnose der schwer zu unterscheidenden Arten erweitert. Jede Familie ist kurz charakterisiert. Im Systeme und in der Nomenklatur schloß sich der Verf. in der Hauptsache der Flora von Garcke an. 566 dem Texte beigedruckte Holzschnitte unterstützen die Bestimmungsversuche; sie stellen selten einen größeren Teil der Pflanze dar, meist versinnbildlichen sie die Gestalt der Blüte, des Blattes oder eines Blatteiles, das Aussehen der Frucht, die Art der Behaarung, kurz in treffender Weise solche Organe, deren Illustrierung Zweifel beheben kann. Den Bestimmungstabellen wurde eine recht brauchbare Erklärung der im Texte verwendeten botanischen Kunstausdrücke sowie Winke über das Sammeln und Pressen der Pflanzen vorausgestellt. Das Buch ist empfehlenswert.

Wien. H. Vieltorf.

Adalbert Stifter und die bildende Kunst. Von Prof. Dr. Josef Neuwirth. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Prag 1903. 65 SS. Preis 40 h.

In dem ebenso formvollendeten als inhaltlich reichen und das Verständnis der intimen Dichternatur Stifters fördernden Vortrage hat uns der derzeitige Rektor der Wiener Technik ein für Literatur- und Kunsthistoriker sowie für Freunde des Hochwaldschilderers wertvolles Werkchen gegeben. Namentlich für den Kenner der Wiener Verhältnisse der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bietet die Broschüre eine große Zahl wertvoller Aufklärungen und Hinweise. Stifters Ansichten über Ästhetik, Kunst, „Kunsterziehung“ um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, über die höhere Erziehung des weiblichen Geschlechtes lassen ihren Träger und eifrigem, wenn auch selten erfolggekrönten Propagator geradezu als modernen, seiner oft recht armselig engherzigen, bureaukratisch verzopften Zeit weit vorauseilenden Menschen erkennen. So äußert er einmal: „Der Künstler soll mit Naturbewußtsein gestalten und, unbeirrt von Methoden und Genossenschaftseinflüssen, dem treuen Studium der Natur anhangen“. Auch erfahren wir daß Stifter

auch als Kritiker stets Mensch blieb und die so beliebte malitiöse Saite niemals anschlug. Seine große Begabung für die Malerei, der wir soviel in seinen Dichtungen verdanken, wird entsprechend von allen Seiten betrachtet und das Dilemma, in das sie den Dichter brachte, aufs deutlichste gezeigt. Wir empfehlen die Schrift wärmstens.

Wien. Rudolf Böck.

Programmenschau.

44. Siegfried Mekler, Exegetisch-kritische Beiträge zu den Fragmenten der griechischen Tragiker. Progr. des Elisabeth-Gymn. in Wien 1903. 14 SS. gr. 8°.

Wenn Hermann Diels einmal (Elementum S. X) von „unseren berühmten Fragmentsammlungen" redet, in „denen geistreiche Philologen mit den klassischen Poeten um die Wette dichten", so trifft dieser Vorwurf erfreulicherweise nur die Minderzahl der ungefähr vierzig hier behandelten Stellen. Da der Unterzeichnete des Verf. kritisches Verfahren, wie es in diesem Schriftchen oft bestechend zutage tritt, erst kürzlich (Berl. Philol. Wochenschr. 1904, Nr. 17, Sp. 515—517) mit gebührender Anerkennung gewürdigt hat, so beschränkt er sich auf einige ergänzende Bemerkungen, die zum Teil auf Nachträge des Verf. zurückgehen. Zu Aesch. frg. 357, wo Mekler ansprechend *ὑβρίσασα* für das „unbrauchbare" *ἡβάσασα* vermutet, zieht er jetzt sehr passend den Flußnamen *Ὑβριστής* (Prom. 717) heran. Adesp. 334 *⟨τοίγαρ μ' ἔατε⟩ τὴν ἐμὴν κάμνειν νόσον* wird durch Aesch. Prom. 384 *ἔα με τῇδε τῇ νόσῳ νοσεῖν* gestützt. Soph. frg. 122, wo Mekler das „monströse" *ἡμιουτόν* aus dem in der Literatur nicht nachgewiesenen *μιαίθυτον* (= *μιαιφόνον*) ableitet, greift W. Headlam, The Class. Review XIV (1900), S. 118[1] gleichfalls zu einem *ἀθησαύριστον*: *τιμήθυτον* oder *τιμιόθυτον* '*chosen as an honorable sacrifice*' und verweist auf Bildungen wie *ἱερόθυτος, πρωτόθυτος, εἰδωλόθυτος*. Was derselbe Headlam, The Class. Rev. XIII (1899), S. 4 zu Soph. frg. 821 *ἤδη γὰρ ἕδρᾳ Ζεὺς ἐν ἐσχάτῃ θεῶν* mit der Bemerkung „*Interrogative in irony*" bezweckt oder wie er die Worte damit verständlicher machen will, ist unklar. Bei Kritias frg. 1, v. 7 kommt jetzt zu den vielen Ergänzungsversuchen der von H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker (Berlin 1903) S. 571, dem gegenüber Meklers Vermutung das eine wenigstens voraus hat, daß sie den Ausfall ohne Zwang erklärt. Zu der bei Eur. frg. 1028 *τόν τε παρελθόντ' ἀπόλωλε χρόνον καὶ τὸν μέλλοντα τέθνηκεν* hervortretenden Zerlegung des Begriffs der Gesamtheit in seine „polaren Elemente" kann jetzt auf zwei diesem Spezialthema gewidmete Arbeiten verwiesen werden: Emil Henrich, Die sogenannte polare Ausdrucksweise im Griechischen. Progr. des kgl. humanistischen Gymn. in Neustadt a. d. Hardt 1899 und die weit ausführlichere von Ernst Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur (Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, herausgegeben von M. v. Schanz, Heft 15), Würzburg 1903. Adesp. 498 endlich kommt auch in Wilhelm Meyers „Urbinatischer Sammlung von Spruchversen des Menander, Euripides und anderer" (Abh. d. philos.-philol. Kl. der kgl. bayr. Ak. d. W. XV, 1881, S. 426) vor.

Der künftige Neubearbeiter der Tragikerfragmente wird an dem trotz seines geringen Umfanges inhaltreichen Büchlein nicht achtlos vorübergehen.

Prag. Siegfried Reiter.

---

45. I. Textkritisches zu Ciceros Orator. II. Noch einmal '*elementum*'. Von Prof. Dr. Siegfried Reiter. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Prag-Kgl. Weinberge 1902/3. 22 SS.

Es ist eine trotz ihrer Kürze recht lesenswerte und anregende Programmabhandlung, die hier kurz besprechen werden soll. — Den Anfang macht eine eindringende Erörterung der Stelle Or. § 4: *quodsi quem aut natura sua aut illa praestantis ingenii vis forte deficiet aut minus instructus erit magnarum artium disciplinis, teneat tamen eum cursum quem poterit.* Hier vermutet nun R. *vel illa praestantis i. v.* für das überlieferte *aut i. p. i. v.* Allein wenn auch R. mancherlei Gründe für diese Schreibung anzuführen weiß, so scheinen mir diese doch nicht zwingend zu sein. Paläographisch ist die von R. empfohlene Änderung kaum bedenklich; denn in der Tat konnte, wie R. hervorhebt, in der *scriptura continua* aus *suaul* ziemlich leicht *sua aut* entstehen. Gegen die Beweisführung R.s möchte ich nur so viel einwenden, daß man die überlieferte Schreibung nicht schon deshalb verdächtigen dürfe, weil zwischen *natura* und *ingenii* jenes 'ausschließende *aut*' stehe. Ich habe kürzlich in diesen Blättern in einer Untersuchung über eine Sallust-Stelle (1904, S. 390 f.) gezeigt, daß der Partikel *aut* durchaus nicht immer jene ausschließende Kraft innewohne und daß sie gar nicht selten auch dort gesetzt erscheine, wo man dem Leser die Wahl zwischen zwei oder mehreren Möglichkeiten offen läßt, so daß sich dann in solchen Fällen *aut* von *vel* nur wenig unterscheidet. Der Versuch R.s, dieses von ihm empfohlene *vel* auch durch Columella zu stützen, der in der Vorrede seiner Schrift *De re rustica* zweifellos unsere Stelle vor Augen hatte, wäre m. E. besser unterblieben, da ja R. selbst (S. 5) die geringe Beweiskraft dieser Nachahmung hervorhebt und Columella nicht bloß dieses *aut*, sondern auch noch ein zweites *aut* unserer Stelle durch *vel* ersetzt. — Wiewohl nun ein gewisser Grad von Möglichkeit der Vermutung R.s zugestanden werden muß — recht hübsch ist die von ihm angezogene Parallelstelle Tac. Ann. I 13, wo auch *aut* und *vel* mit scharf geschiedener Bedeutung nebeneinander gebraucht erscheinen —, so würde ich doch der Schreibung Madvigs den Vorzug geben, der jenes fragliche *aut* (vor *illa pr. ing. vis*) streicht mit der Bemerkung: *qui ablativum 'naturā sua' pro nominativo accepit, aut addidit.* Daß dann *natura sua* wie R. meint, ein müßiger und nichtssagender Zusatz wäre, scheint mir zu viel behauptet. Es bildet vielmehr einen scharfen Gegensatz zu dem folgenden: *minus instructus artium disciplinis.* — Vortrefflich ist hingegen, was R. an einer anderen Stelle (§ 10) *cetera nasci occidere, fluere labi* zur Verteidigung der beiden letzten Worte *(fluere labi)* gegen allerhand Verdächtigungen vorbringt. Er zeigt, daß Cicero hier geradeso wie Acad. I 8, 31 *quia continenter laberentur et fluerent omnia* mit jenem *fluere labi* das Herakliteische πάντα ῥεῖ wiederzugeben suche. Dies ist eine zweifellos richtige Beobachtung. — § 16 empfiehlt R., indem er eine Konjektur von Sandys und eine alte Vermutung Lambins kombiniert, folgende Schreibung: ⟨*quid*⟩ *de vita, de officiis .... dici aut intellegi potest?* — § 20 schreibt R. *uberes, copiosi* [Vulg. *varii, copiosi*], mit geringer Wahrscheinlichkeit. Die von R. angeführten Beispiele, in denen *ubertas* mit *copia* verbunden erscheint, zeigen einfach die bekannte Figur der Amplificatio, der Verstärkung eines Begriffes durch Verdoppelung des Ausdruckes, eine Redefigur, deren sich auch Cicero — wohl in Nachahmung des Demosthenes (vgl. Rehdantz Index z. Dem. s. v. Erweiterung) — häufig bedient. Sie beweisen aber m. E. gar nichts für unsere Stelle, wo man doch wohl erwartet, daß jedes der hier gebrauchten Adjektiva *vehementes, varii, copiosi, graves* irgend eine besondere Eigenschaft bezeichne und wo *uberes* neben *copiosi* überschüssig wäre. Mir schiene es demnach doch am geratensten, *varii*, dessen Einfügung durch einen Interpolator wenig wahrscheinlich ist, im Text zu belassen und als

'abwechslungsreich' zu fassen. — § 21 wird das überlieferte *fulmine* gegen verschiedene Anfechtungen mit guten Gründen in Schutz genommen. Treffend ist, was R. hier über den von C. offenbar beabsichtigten Gleichklang zwischen *fulmine* und dem vorausgehenden *acumine* bemerkt. — Endlich bringt R. noch eine beachtenswerte und paläographisch sehr gefällige Konjektur zur Heilung einer schwierigen Stelle (§ 23), wo er schreibt *quem videmus accommodari*, codd. *que* (oder *quem*) *vim accommodare*. In der Tat konnte *videmus*, mittels Kompendium geschrieben, leicht für *vim* gelesen werden; und daß aktive und passive Infinitivformen häufig in den Handschriften — auch des Orator — verwechselt wurden, beweist R. mit einigen Beispielen, doch bedurfte dies kaum eines Beweises. Der durch R.s Schreibung gewonnene Sinn befriedigt vollkommen. — An derselben Stelle wendet sich R. mit Recht gegen die Versuche, in dem Satze *recordor longe omnibus unum anteferre Demosthenem* den fehlenden Subjektsaccusativ zu *anteferre* durch Konjektur einzusetzen, und verweist auf Lebretons 'Études sur la langue et la grammaire de Cicéron', wo S. 376—78 nicht weniger als 35 kritisch unantastbare Fälle der gleichen Auslassung des Subjektsaccusativs aufgeführt werden.

Den zweiten Teil der Programmabhandlung bildet eine scharfe Abfertigung einer etwas seltsamen, von einem ungarischen Philologen vorgebrachten Etymologie des Wortes *elementum*, für welches Wort Reiter in einem früheren Jahresbericht derselben Anstalt (1899/1900) die Richtigkeit der alten Erklärung des Wortes verfochten hatte, das ist die Zurückführung desselben auf die Zusammenstellung der Buchstaben *l*, *m*, *n*.

Wien. Alois Kornitzer.

---

46. Die von L. Bock aufgestellten Regeln über den Gebrauch des Konjunktivs im Mittelhochdeutschen, untersucht an den Schriften Meister Eckarts von Emerich Pantl. Progr. des II. Staatsgymn. im II. Bezirke Wiens 1899 und des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymn. in Freistadt 1902. 29 und 28 SS.

Die besonnenen Programmabhandlungen Pantls liefern einen nützlichen Beitrag zur mhd. Moduslehre. Der Verf. gibt ein vollständiges Verzeichnis der in Eckarts Schriften erscheinenden Konjunktive und Indikative in Vergleichungssätzen, die von einem Komparativ, in Relativsätzen, die von einem Superlativ abhängig sind, in Subjektsätzen nach den Wendungen 'es ist Sitte' u. ä., in Relativsätzen, die von einem imperativischen oder optativischen Hauptsatz abhängen, in Sätzen, die durch die Negation des übergeordneten Satzes irreal werden, endlich in abhängigen Sätzen nach den Begriffen 'glauben, überzeugt sein' u. ä. Die Konkurrenz verschiedener Ursachen für die Wahl des Konjunktivs wird hervorgehoben, neutrale Fälle, die den Modus nicht erkennen lassen, werden ausgeschieden. Im IV. Abschnitt hätte die dem Verf. geläufige Tatsache, daß Relativsätze oft die Bedeutung eines Hauptsatzes haben, doch wohl schon in der Gruppierung der Beispiele zur Geltung kommen sollen.

Wien. M. H. Jellinek.

---

47. E. Traversa, War Konrad von Polen Patriarch von Aquileja? Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn 1903. 24 SS.

Diese mit ebensoviel Fleiß als Unbeholfenheit abgefaßte Zusammenstellung über die Nachfolge nach dem Patriarchen Raimund de la Torre († 23. Februar 1299) kommt zu dem Ergebnis, daß eine Wahl Konrads von Polen, des Sohnes Konrads II. von Glogau stattgefunden habe, da der Chronist Julian als Augenzeuge hierüber berichtet und auch andere Chroniken von ihr Meldung tun. Die Ausführungen des Verf. sind in der Hauptsache richtig; das Wesentliche ist doch, daß Konrad in Originaldiplomen den Titel Patriarch von Aquileja führt (weshalb Grünhagen, Regg. zur schlesischen Geschichte S. 272, Nr. 2547 und 2561 zitiert werden mußte). Im einzelnen finden sich in den Literaturangaben viele Fehler. So die sonderbare Verwechslung von Passau und Padua S. 19 und 20: *Chunradus dux Poloniae electus sedit Pataviae annum unum, postmodum duxit uxorem* ist nicht Padua, sondern Passau, wie der Verf. meiner Ausgabe der Kremsmünsterer Geschichtsquellen entnehmen kann. Wenn der Verf. diese Ausgabe nicht gekannt hat, so hätte er den Text im 25. Bd. der MM. Germ. finden können. Keinesfalls darf man zitieren: Pertz (richtig Pez) SS. rer. Austriacorum (sic!). Ich wundere mich, daß der Verf. nicht durch den Titel: *Catalogus saepedictorum Laureacensium et Pataviensium pontificum* usw. . . . . auf den Irrtum gekommen ist.

48. G. Poli, La battaglia di Maclodio secondo un nuovo documento. Progr. del Gin. privato pr. vescovile di Trento 1903. 22 SS.

Die Arbeit behandelt auf Grundlage eines im Anhang mitgeteilten Schreibens der Brüder Lionardo und Antonio v. Martinengo an den Conte Vinciguerra di Arco, das im Anhange aus dem Archive der Kathedrale von Trient mitgeteilt wird, ein Ereignis aus der Zeit des Kampfes der um ihre Unabhängigkeit besorgten Staaten des nördlichen und mittleren Italiens gegen das übermächtige Mailand, das unter Filippo Maria sich anschickte, eine italienische Großmacht zu werden — es ist der Kampf bei Maclodio am 12. Oktober 1427, der im Zusammenhang mit den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen geschildert wird. Der Verf. stellt nicht nur das Datum der Schlacht (die meisten Historiker nehmen den 11., andere den 5., 14., 15., 16., selbst den 28. Oktober als Schlachttag an), soweit der Tag, sondern auch das Jahr in Betracht kommt, richtig, denn merkwürdigerweise wird auch von 1428, selbst 1431 gesprochen. Auch sonst werden verschiedene ältere und neuere Darstellungen des ganzen Verlaufes der Schlacht richtig gestellt. Der Darstellung ist eine übersichtliche Karte beigegeben.

49. M. Landwehr v. Pragenau, Zur Geschichte Iwans III. Wassiljewič. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Radautz 1901/2 und 1902/3. 11 und 27 SS.

Diese Studie gibt „Umrisse der russischen Geschichte während Iwans Jugendzeit", Einzelheiten aus der pskowischen Geschichte von 1462—1477 und verbreitet sich endlich über die Beziehungen zwischen Pskow und Livland in den Jahren 1478—1481. Wer die Unzulänglichkeit des Quellenmaterials für die Geschichte jener Zeiten Rußlands kennt und weiß, wie viel da an kritischen Arbeiten noch zu tun ist, ehe eine nach allen Seiten hin abschließende Geschichte dieser für die Ausbildung des

russischen Gesamtstaates wichtigen Zeit geschrieben werden kann, wird dem Verf. für einzelnes, was dieser Aufsatz an kritischen Bemerkungen bringt, verpflichtet sein. In hohem Grade erwünscht wäre eine Arbeit über die russischen Geschichtsquellen, in der Weise, wie sie uns jetzt für Frankreich in dem Buche von Molnier und für England in dem von Groß vorliegen. Schon das Wenige, was in dieser Arbeit hierüber angemerkt wird, läßt unseren Wunsch nach einer zusammenhängenden Darstellung wach werden.

50. G. Turba, Über das rechtliche Verhältnis der Niederlande zum Deutschen Reiche. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XIII. Bezirke Wiens 1904. 23 SS.

Die vorliegende Arbeit enthält eine Reihe von Einzeluntersuchungen, die miteinander in engerer Verbindung stehen und deren Mittelpunkt von den Erörterungen über die politische und kirchliche Bedeutung des burgundischen Vertrages vom 26. Juni 1548 gebildet wird. Dieser Vertrag, der seit Ranke wiederholt in Erörterung gezogen wurde, sicherte bekanntlich den niederländischen Provinzen den Schutz des Reiches, ohne sie in ihrer Autonomie irgendwie zu beeinträchtigen. Den Beginn dieser Studien macht eine dankenswerte lehensrechtliche Untersuchung über die Rechte des burgundisch-habsburgischen Hauses auf Geldern und Zütphen gegenüber dem Hause Egmont; zu dem Zwecke werden die Belehnungen Karls des Kühnen vom 6. November 1473, jene Marias von Burgund und Maximilians vom 19. April 1478, die Übergabe an Philipp den Schönen und endlich die Belehnung Ferdinands I. für seinen Bruder Karl vom 2. Jänner 1541 vorgeführt, welcher letzteren sich die mit den weltlichen Herrschaftsrechten in Utrecht und in Ober-Yssel anschloß. Mit dem siegreichen Krieg Karls V. gegen den Herzog Wilhelm von Cleve und dessen Unterwerfung am 5. September 1543 war der Sieg Habsburgs entschieden. Am 13. Mai 1550 stellte Karl V. endlich noch Cambrai unter den Schutz des Reiches und übergab es seinem Sohne Philipp. — Die zweite Untersuchung betrifft den burgundisch-niederländischen Gesamtbesitz. Erörtert wird, wie schon die Belehnung Marias mit dem gesamten Erbe Karls des Kühnen, die am 19. April 1478 stattfand, den ersten Versuch bedeutet, aus allen Ländern Karls des Kühnen eine unteilbare Einheit zunächst bloß lehensrechtlich zu schaffen, ein Plan, den Karl V. aufgriff und in eigenartiger Weise durchführte, wie das von dem Verf. übersichtlich dargestellt wird. Am 7. März 1551 erhielt Philipp in Augsburg die Belehnung mit Geldern, Zütphen, Utrecht, Ober-Yssel und Cambrai und dem was in Lothringen, Brabant, Limburg, Luxemburg, Flandern, Burgund, Holland, Seeland und Namur, in Ost- und Westfriesland „vom hl. Reich zu Lehen rührt". Philipp erhielt diese Belehnung für sich und seine legitimen Erben männlichen oder weiblichen Geschlechtes *„iuxta eorundem feodorum naturam"*. Damit war die weibliche Eventualsukzession durch das Reich anerkannt. Und so erfolgten die Lehenserneuerungen auch für Philipp III., Philipp IV. und Karl II. und dergleichen für Isabella Clara Eugenie und Erzherzog Albrecht für sich und ihre etwaigen Nachkommen männlichen oder weiblichen Geschlechtes. Der Verf. führt dann aus, wie man trotz des Vertrages Philipps IV. mit den Niederlanden, nach welchem diese freie und souveräne Staaten sein sollten, in Spanien die Absichten auf den Wiedergewinn des Ganzen nicht aufgab und die Belehnungen von 1648, 1659 und 1670 sich auf den burgundischen Gesamtbesitz bezogen, was erst unter Karl VI. ein Ende fand. Nach einer kurzen Erörterung über die Bedeutung der Bezeichnung „Haus Burgund" geht der Verf. auf „die Anfechtung und Verteidigung des burgundischen Vertrages" ein und erörtert in zwei Kapiteln den hiedurch geschaffenen

Reichsschutz für die Niederlande und den Ausschluß des burgundischen Kreises vom Religionsfrieden des Jahres 1555. Die Schaffung eines Reichsschutzes für die Niederlande zunächst gegen Frankreich wollte schon Maximilian I. schaffen, Karl V. gelang es durch den burgundischen Vertrag, in den die sämtlichen Länder des burgundischen Kreises eingeschlossen sind. In ihnen ist der Kaiser mit seinen Erben für ewige Zeiten „rechter Erb- und Oberherr". „Unter Anerkennung ihrer Souveränität sollen sie im Genuß ihrer Rechte und Freiheiten bleiben, dem Reichskammergerichte aber nicht unterworfen sein, zu allen Reichsversammlungen berufen werden, ohne zum Erscheinen genötigt oder zu seinen Beschlüssen gezwungen zu werden. Der Verf. erörtert die schwachen Bande, die den Kreis nun noch an das Reich knüpften und ihre fernere Lockerung. Was der Ausschluß der burgundischen Kreise vom Religionsfrieden von 1555 bedeutete, liegt auf der Hand: dadurch wurden Albas Bluttaten in den Niederlanden reichsrechtlich unanfechtbar. Dies der Inhalt des vorliegenden Aufsatzes, auf den wir deswegen weitläufiger eingehen mußten, weil er eine Reihe von bedeutungsvollen Momenten für die allgemeine und habsburgische Geschichte in eine zum Teil neue Beleuchtung rückt. Es braucht nicht besonders bemerkt zu werden, daß er auf einer ausgebreiteten Kenntnis des einschlägigen Materiales beruht.

Graz. J. Loserth.

---

51. Mannl O., Die Praemonstratenser der Prager Erzdiözese nach den Bestätigungsbüchern (1345—1436). Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Pilsen 1903. 28 SS.

Die sehr fleißig und mit Genauigkeit gearbeitete Abhandlung des durch frühere Publikationen bekannten Verf. liefert einen hochinteressanten Beitrag zur Geschichte Böhmens im Mittelalter. Es wird kaum einen Orden gegeben haben, der damals in Böhmen keine Ansiedelungen gehabt hätte. Die geistl. Ritterorden, Benediktiner, Zisterzienser, die sogenannten Bettelorden, Augustiner, Cyriaken, Augustiner-Eremiten, Karmeliter, Karthäuser, Coelestiner, Serviten, Minoriten, Paulaner, Kreuzbrüder und Betlehemiten treffen wir in zahlreichen Niederlassungen an; fast ebenso verbreitet waren die Nonnenklöster. Besonders bedeutsam war der Praemonstratenserorden, der seine Abteien in Mühlhausen, Selau, Strakow und Tepl hatte, während die nach der Praemonstratenserregel lebenden Nonnen ihre Herrschaft in Doxan, Chotieschau und Luniowitz ausübten. Der Verf. zeigt uns, welche Pfarren in Böhmen den genannten Praemonstratenserklöstern kraft des Patronatsrechtes zugehörten. Durch die unter dem Erzbischofe Ernst von Pardubitz in Prag angelegten „Konfirmationsbüchern" sind wir „über die Namen der eintragenden Generalvikare, Namen und Charakter der Kirchenpfründe, die Ursache der Erledigung, Namen und Wohnort des Patrons, Namen und bisherige Stellung des Ernannten, Jahr und Tag der Bestätigung usw." mit einigen Unterbrechungen für die Zeit von 1354—1436 genau unterrichtet. Der Wert der Bücher für die Kirchen- und Profangeschichte jener Zeit, für Topographie, Patronatsverhältnisse, Familiengeschichte und Sprachforschung ist entsprechend hoch zu veranschlagen. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der Stoff durch seine Einförmigkeit vielfach trocken ist, weshalb es dem Verf. zur Empfehlung gereicht, ein an und für sich so sprödes Materiale in guter Ordnung und Sichtung dem Lokalhistoriker näher gebracht zu haben.

Mies. Dr. G. Juritsch.

---

52. Dr. Ludwig **Poetsch**, **Linz und Umgebung im Dienste des erdkundlichen Anschauungsunterrichtes.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz 1900 und 1902. 39 und 47 SS.

I. Teil (1899/1900): Nachdem der Verf. die Bedeutung des Unterrichtes im Freien betont hat, zeigt er, wie derselbe durch Teilung der Klassen, durch Entwurf eines Planes und durch entsprechende Ausrüstung der Schüler möglichst nutzbringend zu gestalten ist. — In der letzten Septemberwoche führte Prof. Dr. Poetsch die II. *b* Klasse auf den Bauernberg, um die Orientierung zu üben und wichtige Grundbegriffe der mathematischen Geographie einzuprägen; Ende März ebendahin zur Vornahme von Messungen und zur Würdigung der Lage von Linz. — Nachdem in der Schule die notwendigen Voraussetzungen zum Verständnis der wichtigsten geologischen Erscheinungen geboten worden waren, wurde im November mit der IV. Klasse ein geologischer Ausflug auf den Freinberg unternommen. Am 2. April wurde mit der IV. Klasse im *Museum Francisco-Carolinum* das Relief von Oberösterreich betrachtet, am 11. Mai wurde diese Klasse auf die Franz Josefwarte geführt, damit sie das auf dem Relief Betrachtete in der Natur schauen könne. — Ebenso wurde der am 28. April mit der VII. Klasse auf den Pöstlingberg unternommene geologische Ausflug durch eine am 22. Jänner vorgenommene Besichtigung des Reliefs vorbereitet. — Das *Panorama International* besuchte Dr. Poetsch mit der II. *b* Klasse dreimal (Südafrika, Ägypten und Nubien, Schanghai und Kiao-tschau), einmal mit der *IV.* Klasse (Erzgebirge und Elbesandsteingebirge), zweimal mit der VII. Klasse (Berner Oberland, Dolomiten).

II. Teil (1901/2): In der 1. *a* Klasse wurde zunächst das Schulhaus vom Schulhof aus betrachtet; ein Ausflug auf den Bauernberg diente der Orientierung im freien Raume. Mit der III. Klasse wurden Übungen im Schätzen und Messen von Entfernungen, Höhen, Böschungswinkeln und Flächen vorgenommen. Mit der VI. Klasse wurde das Museum zweimal zur Einprägung der historischen Geologie und Paläontologie besucht [1]).

Von der Benützung einer reichhaltigen Literatur geben die vielen Anmerkungen Zeugnis. Wohl nur aus Versehen ist bei II [12]) die sonst oft genannte, von Dr. A. Becker herausgegebene Zeitschrift für Schulgeographie nicht genannt. Bei der Frage über das Alter des Flysch (II, S. 30) wären verschiedene Arbeiten von C. M. Paul (z. B. der Wiener Wald) zu nennen gewesen. Für die Salzkammergutseen käme Dr. Johann Müllners Werk: „Die Seen des Salzkammergutes und die österr. Traun" zunächst in Betracht. Dr. Herm. Grabers „Geomorphologische Studien aus dem Mühlviertel" (Petermanns Mitt. 1902, S. 121 ff.) und „Die Besiedelungsverhältnisse des oberösterreichischen Mühlviertels" von Dr. Alfred Hackel konnten kaum mehr benützt werden, da sie ziemlich gleichzeitig mit dem II. Teil erschienen. Die Namen Geistbeck, Penck, Kirchhoff sind falsch geschrieben. I, S. 23 ist die Höhe des Schafberges auf 1780 *m* zu berichtigen, I 36 muß es Finster*aar*horn heißen, II 21 Palä*ontologie*, II 32 Eoc*än*, II 34 G*a*noiden. — Es wird kaum angehen, in der I. Klasse mehrere Stunden zur Entwicklung der Begriffe lang, breit usw. zu verwenden (II 6). Diese und ähnliche Aufgaben, welche sich auf Schulzimmer und Schulhaus beziehen, sind in der Volksschule zu lösen und müssen in der Mittelschule in kurzer Zeit zusammengefaßt werden. II 16 wären insbesondere auch die Höhenunterschiede zwischen der Donaubrücke

---

[1]) Wie aus den „Schulnachrichten" zu ersehen ist, hat Prof. Dr. Poetsch außerdem im Schuljahre 1901/2 am 12. November mit der I. Klasse einen Ausflug auf den Freinberg zum Studium der Oberflächenformen unternommen, mit der VI. und VII. Klasse wiederholt das Panorama und mit der VI. Klasse einmal das Museum besucht.

und der Franz Josefwarte, dem Pöstlingberg usw. anzugeben gewesen, denn nur diese kann der Schüler wahrnehmen. — Zuviel ist der Verf. nach meiner Ansicht gelegentlich der zwei Besuche der VI. Klasse im Museum (II 20 ff.) auf paläontologische Einzelheiten eingegangen. Der Zusammenhang der Oberflächenform und der Kulturverhältnisse mit der geologischen Beschaffenheit wäre als Hauptsache zu behandeln gewesen.

Aber was bedeuten diese Bemängelungen im Vergleiche zur Gesamtleistung des Verfassers! Sagt er doch selbst (I 37) sehr bescheiden: „Die vorliegende Abhandlung wollte durchaus nicht belehren, sondern nur anregen. Ersteres konnte sie schon deshalb nicht, weil es zumeist nur Erstlingsversuche waren — andere werden es auf ihre Art vielleicht sachlich und methodisch besser machen —; . . .“ Es wird jenen Lehrern, welche auf die Notwendigkeit hinweisen, die Erdkunde auch außerhalb des Schulzimmers zu lehren, häufig erwidert: Das ginge in kleineren Orten, in größeren sei dies kaum durchführbar. Prof. Dr. Poetsch hat durch seine Arbeit gezeigt, daß es mindestens in mittleren Städten sehr wohl möglich ist. Wieviel Berufsfreudigkeit, welche Hingabe zur Jugend spricht aus diesen Zeilen! Daß sein Beispiel überall Nachahmung finde, ist sehr zu wünschen.

Wien. Dr. Julius Mayer.

---

53. Svoboda H., Zur Hydrographie des Krainer Karstes. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1903. 14 SS.

Der Verf. erklärt selbst, daß es ihm nicht darum zu tun war, „Neues zu bringen, sondern nur das, was in Aufsätzen, Broschüren u. a. O. über die hydrographischen Verhältnisse des Krainer Karstes erschien, in Kürze zusammenzufassen“. Einen Anhang bildet ein Literaturverzeichnis. Es fand in der Arbeit selbst nur zum geringsten Teile Würdigung. Da zudem nicht klar erhellt, inwieweit die Angaben des Verf.s auf eigene Beobachtungen zurückgehen, ist der wissenschaftliche Wert des Aufsatzes gering.

54. Miklau J., Streifzüge durch Asien. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Marburg 1903. 24 SS.

Lesefrüchte, gewonnen aus einer Reihe neuerer Reisebeschreibungen, werden in lesbarer Form zu einer für Schulzwecke recht brauchbaren Schilderung vereint. Daß auf S. 6 Berlin zum Vergleiche herangezogen und auf S. 16 dem Norddeutschen Lloyd besonderes Lob gezollt wird, verrät den engen Anschluß an die benutzten Quellen. Auf ersterer Seite ist auch nicht ersichtlich, welche Strecke eine 24stündige Fahrt erfordert. Auf S. 3 scheint nicht daran gedacht worden zu sein, daß das Wiener Gemeindegebiet rund 180 km^2 umfaßt.

55. Jahn A., Westarabien. Eine geographische Skizze nach den Berichten der Reisenden (II. Teil). Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1903. 39 SS.

Der Verf. bespricht Flora, Bevölkerung, Besiedlung, Industrie, Handel und Verkehr. Der erstgenannte Teil besteht aus aneinander gereihten Reiseberichten verschiedener Autoren, aus denen sich kein klares geographisches Bild der Vegetation des Landes ergibt. In ähnlicher Weise

ist Besiedlung und Industrie behandelt. Der Charakter der Aufzählung tritt auch hier recht deutlich zutage. Das verwendete Zahlenmaterial liegt manchmal etwas weit hinter der Gegenwart. Bedeutend besser ist der Abschnitt über die Bevölkerung geraten, da der Verf. in ihm aus eigener Anschauung berichtet.

Wien. J. Müllner.

---

56. Die sphärischen Kegelschnitte.

Von Rudolf Reisenhofer, Ing., Suppl. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1902 7 SS. und 1 Figurentafel.

Der Autor hat sich für seine Programm-Abhandlung ein dankbares Thema gewählt: ebene und sphärische Figuren werden gern verglichen, es liegt deshalb auch die Frage nach den Eigenschaften der sphärischen Kegelschnitte sehr nahe.

Reisenhofer geht bei seinen Untersuchungen von einem Rotationskegel aus und benützt den Satz von Dandelin (Quetelet?), um nachzuweisen, daß der sphärische Kegelschnitt der geometrische Ort aller Punkte ist, welche von einem festen Punkte und einem Kreise gleiche sphärische Abstände besitzen. Hieraus folgert er weiter, daß der sphärische Kegelschnitt als der geometrische Ort der Punkte erscheint, für die die Summe der sphärischen Abstände von zwei Punkten konstant ist.

Er zeigt nun auch ferner noch, wie in einem allgemeineren Falle die Brennstrahlen des Kegels gefunden werden, und beweist schließlich, zum Teil durch Anwendung der analytischen Geometrie des Raumes, daß die Projektionen der sphärischen Kegelschnitte ebene Kegelschnitte sind.

Der lesenswerte Aufsatz wird leider durch einige Druckfehler entstellt, die das Studium erschweren. So soll es u. a. S. 6, 17. Z. v. u. F_1 statt F, S. 7, 18. Z. l st. C, 20. Z. P st. P_1, 3. Z. v. u. AP_0 st. AP, 2. Z. v. u. $P'P_0$ st. PP_0, S. 8, 7. Z. v. u. C st. c heißen; auch fehlen auf dieser Seite die Nummern 2 und 3 zu den betreffenden Gleichungen. In der Fig. 1 ist Q^0 zwischen 1′ und 2′ durch Q_0 zu ersetzen; *Fig.* 2 würde verständlicher sein, wenn E_1' bei M stünde und E_1^0 st. E_1', sowie E^0 st. E geschrieben worden wäre.

57. Ein planimetrisches Problem

vom wirkl. Lehrer Jos. Schmidt sen. Progr. der Kommunal-Realschule in Eger 1902. 30 SS.

Der Autor behandelt in diesem umfangreichen Programmaufsatze, von dem erst der Anfang vorliegt, die Aufgabe, die Seiten eines Dreieckes aus den Winkelhalbierenden zu bestimmen. Er stellt zunächst die Beziehungen auf, welche zwischen den Seiten x_1, x_2, x_3 und den Winkelhalbierenden w_1, w_2, w_3 bestehen und sucht dann die Seiten u_1, u_2, u_3 eines dem unbekannten ähnlichen Dreieckes unter der Annahme, daß $x_i = (x_1 + x_2 + x_3)\,\mu_i$, $(i = 1, 2, 3)$ ist.

Für u_1 und u_2 ergeben sich, da u_3 mit Hilfe von $u_1 + u_2 + u_3 = 1$ eliminiert werden kann, zwei Bestimmungsgleichungen. Aus diesen Bestimmungsgleichungen folgt für das gleichseitige Dreieck die Gleichung $6u_1^3 - 11u_1^2 + 1 = 0$, welche — wie zu erwarten war — nur eine brauchbare Wurzel $u_1 = \frac{1}{3}$ hat.

Beim gleichschenkligen Dreiecke ergibt sich eine Gleichung 3. Grades, welche der Autor nach der Methode von Lacroix auflöst; die drei Wurzeln erscheinen zwar in imaginärer Form, sind aber alle reell. Bei der Auflösung werden goniometrische Funktionen benützt.

Nun wird nachgewiesen, daß die Aufgabe, ein gleichschenkliges Dreieck aus den Winkelhalbierenden zu konstruieren, eindeutig ist, die Konstruktion aber mit Zirkel und Lineal allein nicht ausgeführt werden kann.

Beim rechtwinkligen Dreiecke ist — wie aus weiteren Betrachtungen hervorgeht — die Aufgabe eindeutig, wenn die Symmetralen der spitzen Winkel gegeben sind, und die Konstruktion kann mittelst Zirkel und Lineal ausgeführt werden, weil es sich nur um die Bestimmung der Schnittpunkte eines Kreises und einer gleichseitigen Hyperbel handelt.

Zur Lösung des allgemeinen Problems wird die dialytische Methode von Sylvester benützt. Die recht komplizierte Rechnung führt zu einer Gleichung des 10. Grades, welche in der Fortsetzung studiert werden soll.

Die fleißige Arbeit verdient schon in ihren bisherigen Ergebnissen alle Anerkennung.

Wien. F. Schiffner.

---

58. Anton Stark, Welche Tatsachen sprechen für einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen den Kryptogamen und Phanerogamen? Progr. des städtischen Realgymn. in Gablonz a. N. 1902. 29 SS.

Der Verf. bespricht in klarer und übersichtlicher Weise den phylogenetischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gruppen der Kryptogamen einerseits und den Phanerogamen anderseits mit hauptsächlicher Benützung der Handbücher von Warming, Strasburger und Wettstein. 20 Textfiguren veranschaulichen morphologische und entwicklungsgeschichtliche Verhältnisse. Vermißt hat Ref. die Anführung der wichtigen Entdeckung der Spermatozoiden im Pollenschlauche der Gymnospermen durch Hirase und Ikeno.

59. P. V. Maiwald, Die Opizische Periode in der floristischen Erforschung Böhmens. *B.* Die ersten Teilnehmer an der Opizischen Tauschanstalt. Progr. des Stifts-Obergymn. zu Braunau 1902. 83 SS.

In der vorjährigen Abhandlung hat der Autor eingehende Mitteilungen über die Gründung des botanischen Tauschvereines in Böhmen durch Opiz gemacht, durch welche Institution viele Botaniker und Pflanzenfreunde zur Erforschung der böhmischen Flora angeregt wurden. Der vorliegende zweite Teil (*B*) ist jenen Teilnehmern der Tauschanstalt gewidmet, die zur Zeit Opiz sich um die floristische Kenntnis Böhmens verdient gemacht haben. Wir finden biographische Daten und Aufzählung der Publikationen dieser Männer, unter denen Johann Chr. Neumann, Chr. Fischer, Jakob Jungbauer, Cajetan Nenning, Johann Mikan, Johann Pohl, Friedrich Graf v. Berchtold, K. B. Presl, J. B. Tausch, Vinzenz Kosteletzky, Kaspar Graf Sternberg, Franz Ramisch und Franz Sieber hervorgehoben werden mögen. — Maiwalds Abhandlungen bilden ein wertvolles Material zur Geschichte der Botanik in Böhmen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Wien. A. Burgerstein.

---

60. Prof. Dr. A. Pawlitschek, Einige Eigentümlichkeiten der Bukowiner Insektenfauna mit besonderer Rücksichtnahme auf Schmetterlinge und Käfer. Progr. des k. k. I. Staatsgymn. in Czernowitz 1902. 21 SS. 8°.

Der Verf., welcher bereits im Jahre 1893 durch Veröffentlichung seiner „Beobachtungen an der Makrolepidopterenfauna von Radautz nebst einem Verzeichnisse der daselbst bisher gefundenen Arten" (Progr. des Radautzer k. k. Staatsgymn. 1893) sich als fleißiger Beobachter und tüchtiger Forscher bemerkbar machte, hat sich durch diese neuere Publikation gewiß ein Verdienst erworben. Man braucht nicht in der Bukowina gewesen zu sein und wird doch die 21 SS. umfassende Arbeit mit größtem Interesse lesen. Es werden darin die Bukowiner Floren- und Faunengebiete (pontische, baltische und alpine Region) in kurzen Strichen markant geschildert, also mehr geboten als der Titel sagt.

In der Vorrede wird des hervorragenden Bukowiner Entomologen Freiherrn Constantin v. Hormuzaki mit Worten größter Anerkennung gedacht als des „ersten Bukowiners, der die einheimische Naturforschung durch Werke von hervorragendem wissenschaftlichen Werte eröffnete". Im folgenden allgemeinen Teile wird über die Methoden der naturwissenschaftlichen Erforschung eines Landes im allgemeinen und der Bukowina im besonderen gesprochen, werden die geologischen, orographischen und klimatischen Verhältnisse des Landes kurz gestreift und der Zusammenhang dieser mit der Fauna, insbesondere der Insektenwelt festgestellt.

Der Schluß dieses allgemeinen Teiles ist so interessant, daß Ref. es sich nicht versagen kann, ihn mitzuteilen und eine kurze Bemerkung daran zu knüpfen. Es heißt dort: „Die Insektenfauna einer Gegend hängt eben zum größten Teile, bei den Schmetterlingen aber fast ausschließlich von der Flora derselben Gegend ab. Wenn es also eine bekannte Tatsache ist, daß eine große Zahl von Gebirgspflanzen des Westens in Podolien, Südrußland und teilweise auch in der Bukowina in der Tiefebene wiederkehren (so auch bei Czernowitz: *Gymnadenia conopsea*, *Cypripedium calceolus*, *Lilium martagon*, *Pyrola minor* und *rotundifolia*, *Prunella grandiflora*, *Centaurea montana*, viele *Astragalus*- und *Veratrum*-Arten usw.), so darf es uns nicht wundernehmen, wenn sich bei Insekten dasselbe beobachten läßt. Steigt doch der große Apollofalter, der noch in der Bukowina auf das höhere Gebirge beschränkt ist, weiter im Osten ebenfalls in die Ebene hinab und bewohnt das Wolgagebiet, die Steppen und Wälder der Gouvernements Kiew und Kasan, sowie in Sibirien die Niederungen am Irtysch. Offenbar haben in grauer Vorzeit die Steppe des Ostens und die Gebirge des Westens ein ähnliches Klima gehabt (wie ja eine gewisse Verwandtschaft bezüglich der kürzeren Vegetationsdauer noch heute besteht), und durch Anpassung an die allmählich veränderten Lebensbedingungen haben die genannten Pflanzen und Tiere sich im Osten bis heute erhalten."

Alle die genannten Pflanzen und der große Apollofalter kommen nun ausnahmslos auch in der Umgebung von Krems a. D. in Nied.-Österreich vor. Daneben gibt es im Felsgeklüft, das der Sonne ausgesetzt ist, Skorpione! Ist das nicht höchst merkwürdig? Doch die Erklärung ist nach der Meinung des Ref. nicht schwer zu finden. In der postglazialen Zeit hatte auch dieses Gebiet jedenfalls Steppencharakter, wie die verschiedenen Funde im Löß, welche Erdart für die Randgebiete der Donautiefebenen charakteristisch ist, und der Löß selbst ziemlich sicher erweisen.

Krems. Franz Müller.

61. Prof. Dr. K. Wotke, Ein Beitrag zur Geschichte des Kantianismus in Österreich. Progr. des öffentlichen Untergymn. im VIII. Bezirke von Wien (Buchfeldgasse). 1903.

Dr. K. Wotke, der seit einer Reihe von Jahren mit großem Fleiße Schätze zutage fördert, welche Beiträge zu einer österreichischen Schulgeschichte enthalten, liefert einen solchen auch in der obigen kurzen Programm-Abhandlung. Im 4. Hefte des Jahrg. 1903 dieser Zeitschrift bringt der Verf. in einem ausführlicheren Aufsatze „Kant in Österreich" die Mitteilung von einer Sitzung der Studien-Revisions- und Hofkommission vom 4. Juli 1789, welche über die Frage zu entscheiden hatte, 'ob die Kantsche Philosophie auf den österreichischen philosophischen Lehranstalten einzuführen sei.' Als Ergänzung zu dieser Mitteilung dient der im obigen Aufsatze mit einem kurzen Vorworte versehene Abdruck eines Promemoria des Regierungsrates Hœgelin, welcher für den Präsidenten der Kommission Freih. v. Rottenhan bestimmt war.

Der Verf. hält das gewiß interessante Schriftstück, welches sich im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv befindet, der Bekanntmachung für würdig, weil es uns über die Art solcher Eingaben in jener Zeit, über die scharfe Kritik, die an Kants Philosophie geübt wurde, belehrt, aber auch eines darin enthaltenen Angriffes auf den damaligen Leiter des niederösterreichischen Schulwesens, die sokratische Methode betreffend als Lehrart für kleine Knaben und ganz besonders wegen des Nachweises, daß sogar die fürsterzbischöflichen Alumnen für Kants Philosophie schwärmten. Wenn der Verf. in diesem letzten Punkte und in dem Tenor des ganzen Schriftstückes einen Beweis dagegen findet, daß man im 18. Jahrhundert Kants Philosophie in Österreich verfolgte, so kann das wohl nur *cum grano salis* gelten. Ref. ist der Ansicht, daß das Schriftstück, abgesehen von den oben angeführten mit Recht vom Verf. hervorgehobenen Momenten, in interessanter Weise zeigt, wie man schon damals von der Bedeutung der Kantschen Philosophie erfüllt war, doch aber einer Furcht vor ihren Mißdeutungen dadurch Rechnung trug, daß man auf eine wenn auch in Wirklichkeit nur scheinbare Schwäche der Kantschen Darstellungsweise hinwies, wie dies der Verf. des Promemoria tut, indem er (S. 6 der Schrift Wotkes) sagt: „die neue Terminologie ist das Bedenklichste an der Kantschen Philosophie". Das war gewiß ein geschickter Angriffspunkt, um diese Philosophie von den philosophischen Lehranstalten fernzuhalten.

Ref. will es auch scheinen, daß es dem Gutachten Hægelins ein hämisches Gepräge verleiht, wenn er folgendes wunderliche Urteil aus dem „Änesidemus" über Kant besonders hervorheben zu müssen glaubt. Es lautet: „Ich habe einigen Verdacht, daß Kant sich selbst in manchen Dingen nicht verstanden hat; denn in der Vorrede seiner zweiten Auflage der 'Kritik' erklärt er, daß er den Anfragen keine Antworten und Erläuterungen geben könne, weil er schon alt sei und noch andere Werke vollenden müsse" (a. a. O. S. 11).

Zum Schlusse möchte Ref. sich noch die Bemerkung erlauben, daß man es wohl kein Zurückkehren zu Hægelins Ansicht, man solle an der Leibnitz-Wolfschen Philosophie festhalten, nennen kann, wenn Prof. Külpe zwar in dem von Wotke angeführten Werkchen S. 114 sagt, daß „wir an die Traditionen der großen Metaphysiker Descartes, Spinoza, Leibnitz anzuknüpfen haben", dann aber, die Art des Anknüpfens gleichsam erläuternd, hinzufügt: „Durch das kritische Fegefeuer geläutert und auf die Grundlage der modernen Einzelwissenschaften gestützt dürften wir wieder eintreten in ein goldenes Zeitalter der Ideen".

Wien. Gustav Spengler.

62. Johann Zeman, Von Catania zum Krater von Aetna. Erinnerung an eine Reise durch Sizilien. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. in Kolin 1903. 23 SS.

Im Fluge erkennen wir die wichtigsten Punkte der alter Trinacria, wo sich die Hauptkulturen des Mittelländischen Meeres berührt haben. Die Phönizier, Griechen, Römer und Araber steigen da in den Überresten ihrer tatkräftigen Wirksamkeit vor unseren Augen empor. Wir besuchen Trapani, Eryx, Selinus, Egesta, Palermo, Akragas, Syrakus. Diese sizilianische Rundreise soll als ein Vorwort zum Ausfluge nach Catania und dem mächtigsten Vulkan unseres Erdteiles dienen. Die Beschreibung von Catania ist bündig gehalten und doch ist nichts Wesentliches dabei weggelassen. Die Beschreibung des Berges und der ganzen Reise duftet gewissermaßen von der Anmut der Wirklichkeit. Die Schilderung ist nirgends übertrieben und hält sich in der richtigen Wiedergabe der selbsterlebten Eindrücke. Wir werden belehrt, wie große Verheerungen durch den Vulkan in der Umgegend verursacht wurden und wie oft sie sich wiederholten. Auch die Flora wird erwähnt (*Astragalus Siculus, Viola gracilis, Tanacetum vulgare, Anthemus Aetnensis, Senecio Aetnensis, Robertsia taraxacoides* (21). Passend ist die Bemerkung, daß in der Beschreibung Homers unter Polyphemos eigentlich der Aetna zu verstehen ist. Das θαῦμα πελώριον hat ein einziges Auge (Hauptkrater?), wirft riesige Steine, manchmal im Durchschnitte von einigen Metern 400—500 *m* hoch, tötet Leute, freilich nicht zu Zweien, aber zu Tausenden (22). Schön werden die Sterne und verschiedene Fabeln von ihrer Entstehung geschildert (Hera, Alkmene, Kyknos, Kepheus, Kassiopea, Nereiden, Andromeda, Perseus, Kallisto, Ladon 12—13). In das Gewebe der Erzählung werden verschiedene Zitate eingeflochten, aber nicht bei allen ist angegeben, woraus sie entnommen wurden. Eine Ausnahme sehen wir (S. 22, 23) bei Pindar, Pyth. I 19 sq. und bei Aischylos, Prometheus 363 sq. (Weil). — Schulberichte sind in erster Reihe für die Schüler bestimmt, aber es ist kaum zu erwarten, daß ihnen die fremdartigen fremdsprachigen Erklärungen zugänglich sind. Außer griechischen Zitaten lesen wir italienische (S. 1, 2, 10), polnische (12) und englische (21—22); einige Zeilen einer guten und getreuen Übersetzung könnten da nicht schaden.

Was die Sprache anbelangt, so haben sich nur wenige Fehler in die Arbeit eingeschlichen. S. 2 *půl millionů* st. *millionu*, S. 11 *počátem* st. *počátkem*, S. 12 *chvilema* st. *chvilemi*. Der Stil ist anfangs ein wenig schwerfällig, dann fließend (S. 2 befindet sich z. B. eine Satzperiode von 19 Druckzeilen).

Žižkow. E. Fait.

---

63. Dr. A. Gaheis, Aquileia. Vortrag, gehalten vor den Schülern der IV.—VIII. Klasse des Triester Staats-Gymn. zur Vorbereitung auf den Besuch Aquileias. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Triest 1903. 6 SS.

Der Vortrag bietet eine kurze Geschichte Aquileias, bespricht den Vorgang bei der Gründung einer Kolonie durch die Römer, wobei hingewiesen wird auf die dabei beobachtete Lagerform, und würdigt die Bedeutung Aquileias in militärischer und handelspolitischer Beziehung. Zum Schlusse wird der Aufenthalt römischer Kaiser in Aquileia besprochen. Der gelungene Vortrag möge ähnliche Vorträge zur Vorbereitung für den Besuch Carnuntums anregen.

64. **Hugo Mužik, Ein archäologischer Schulatlas.** Progr. des k. k. Elisabeth-Gymn. in Wien 1904. 22 SS.

Der Verf. hat bereits in seinem Buche „Lehr- und Anschauungsbehelfe" S. 10 es als wünschenswert bezeichnet, daß jeder Schüler einen archäologischen Schulatlas besitze; nun stellt er S. 5 die Forderung: die Schüler müssen einen arch. Schulatlas haben, weil denselben schon die Unzulänglichkeit der für den Massenunterricht bestimmten Anschauungsmittel zum Gebrauche während der Unterrichtszeit und ferner das häusliche Studium verlangt; für die Geographie, Naturgeschichte ist durch Abbildungen in den Schulbüchern längst vorgesorgt. Er erörtert S. 8 f. die Frage: Was muß ein arch. Schulatlas enthalten? und führt aus: er soll keine Illustrierung irgend eines Textes bieten, sondern nur die Elemente für die Phantasie liefern. Der Verf. gibt dann eine Zusammenstellung der Begriffe und Vorstellungen, deren Veranschaulichung möglich wäre; daraus soll eine Auswahl getroffen werden. Auszuscheiden ist alles, wofür kein Bild zu erhalten ist, und alles, wofür eine Veranschaulichung nicht notwendig ist. Als notwendig werden bezeichnet: die Typen der Hauptgottheiten, Abbildung der gottesdienstlichen, öffentlichen, privaten und Kriegsaltertümer, die sich mit den heutigen nicht decken, ferner die Bilder der bedeutenderen Männer des Altertums, genaue Pläne der Stadt Athen und Rom. Als erwünscht werden Volkstypen und Landschaftsbilder bezeichnet. Nach diesen Gesichtspunkten ist S. 19 f. die Auswahl mit Rücksicht auf das „Lehr- und Anschauungsmittel" S. 105—148 gegebene Verzeichnis getroffen. Dem Verf. wird wohl selbst bange vor der stattlichen Zahl von Veranschaulichungen, daher meint er, man brauche nicht für jeden der angeführten Begriffe ein eigenes Bild. Bezüglich der äußeren Form verhehlt sich Verf. nicht, daß sein Atlas nicht die Form des Bilderbuches erhalten kann wegen des Umfanges und der Kostspieligkeit, sondern die übliche Form der Atlanten beibehalten müßte, so daß auf einem Blatte mehrere, miteinander in Beziehung stehende Abbildungen enthalten wären. Ref. möchte dabei verweisen auf Salomon Reinach, *Répertoire de la statuaire grecque et romaine*, das als Vorbild dienen könnte. Mit Recht verlangt der Verf. einen erklärenden Text in fortlaufender, zusammenhängender Darstellung; damit wäre denn auch ein Realienbuch geschaffen. Ein solcher Atlas muß dann ebenso Schulbuch werden wie eine Grammatik oder der historische Atlas. Diese Forderung stellt auch Hense, Griech.-röm. Altertumskunde S. IV und Hachtmann, Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen Verres S. IV und sie ist sehr begründet. Der Ausführung stehen jedoch mancherlei Hindernisse entgegen; die Voraussetzung für einen arch. Schulatlas aber, die Durchmusterung der klassischen Schullektüre zum Zwecke der Sammlung der Stellen, die eine Veranschaulichung zulassen, hat der Verf. mit großem Fleiße geschaffen und dafür gebührt ihm volle Anerkennung; seine Schrift sei allen Lehrern bestens empfohlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

65. **Dr. E. Brand, Über den Bildungswert des Griechischen.** Gesprochen am 8. März im Festsaale des Gymn. S. 1—8.

66. **E. Stettner, Über Prüfen, Klassifizieren und Semestralzeugnisse.** S. 9—35. Progr. des Staats-Gymn. in Bielitz 1902.

Beide Themen sind recht zeitgemäß. Über den Bildungswert des griechischen Unterrichtes im Gymnasium das P. T. Publikum eines „Elternabends" zu belehren und zu unterhalten, gehört sicherlich nicht

zu den leichtesten Aufgaben. Diese ist hier nach Form und Inhalt in anerkennenswerter Weise gelöst. Von der III. bis zur VIII. Klasse, vom Lernen des Alphabetes bis zum Abschluß der Klassikerlektüre aufsteigend, legt der Verf., von Einzelheiten ausgehend und daran Allgemeines knüpfend, dar, wie durch diesen Unterrichtszweig der sprachliche und lexikalische Sinn des Schülers, dessen Verstand, dessen ästhetisches und ethisches, dessen patriotisches und sozusagen (namentlich bei Herodot) parlamentarisches Gefühl, dessen Idealismus gefördert wird.

Für den Schulmann sehr beachtenswert ist der zweite Aufsatz. Ausgehend von dem Ansturm auf das Gymnasium, zeigt der Verf. zunächst in einem allgemeinen Teile (S. 9—13), welch falsche Anschauungen über die Einrichtung unserer Mittelschule unter den Laien vielfach im Schwange sind. Sodann wird das, was bei und seit dem vorletzten Mittelschultage über das Prüfen und Klassifizieren und die Semestralzeugnisse vorgebracht worden ist, zusammengestellt und in gründlicher Weise besprochen. Die Darlegungen eines Bass, Hoefler, C. Huemer, Loos, Martinak, Nietsch, Pölzl, D. Schmid, Thumser u. a. sind teils beistimmend, teils widerlegend angeführt. Der Verf. bietet so eine zusammenfassende Orientierung über diese Frage, aber nach der Ansicht des Ref. nicht bloß dies, sondern auch eine fast abschließende Behandlung. Das Hauptergebnis der Erörterungen geht dahin, daß die bei uns übliche Art des Prüfens und Klassifizierens und der Semestralzeugnisse beizubehalten sei. Nur will der Verf. ein „Expreßprüfen" (für Stundung des Schulgeldes, Zensurkonferenzen), wenn der Lehrer die zu prüfenden Schüler außer der eigentlichen Prüfungszeit kennen zu lernen noch nicht Gelegenheit hatte, vermieden, einige Ausdrücke der Notenskala („entsprechend" und „hinreichend") geändert und unter Verzicht auf Ganz ungenügend eine Stufe zwischen Genügend und Nicht genügend angebracht wissen. Zu diesem Hauptergebnisse kommt der Verf., indem er das wirkliche Leben, keine idealen Schüler und kein ideales Elternhaus, seinen Erwägungen zugrunde legt und auch die Kehrseite der gemachten Vorschläge betrachtet, wobei er einigemal zum Resultate kommt, daß der gemachte Vorschlag so viel hieße als den Teufel durch Beelzebub austreiben, z. B. daß bei der Abschaffung des Handkataloges noch mehr geprüft werden müßte, daß wir bei der Abschaffung des ersten Semestralzeugnisses und der Ausgabe von Weihnachts- und Osterzensuren Trimestralzeugnisse und so statt der doppelten Arbeit die dreifache hätten usw.

Einige Einzelheiten: der Spruch Hesiods (S. 3) lautet richtig: *τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν* (übrigens *ἔμπροσθεν* zu schreiben!); *λογιζόμενος* (ebendas.) ist bloßer Gegensatz zu *ποιήσας*, heißt daher „denken"; daß (S. 7) Sokrates den Giftbecher leerte und dann mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele sich unterhielt, ist so unrichtig; daß (S. 16) die Schüler selbst auf die Anfrage des Professors sich für die Beibehaltung des Handkataloges aussprachen, möchten wir nicht ohneweiters als beweisend gelten lassen.

Wien. J. Rappold.

Entgegnung.

Herr Prof. Wilhelm Swoboda sagt in seiner Besprechung meines Programmaufsatzes „Das Wichtigste aus der Syntax des Artikels und der Pronomina im Neuenglischen" in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1904, 4. Heft, S. 370 ff.: „Nur zwei Behauptungen Ellingers geben zu Bedenken Anlaß und ihre Erörterung ist vielleicht geeignet, die gute Sache zu fördern". Die eine dieser Behauptungen, mit denen Prof. Swoboda nicht ganz einverstanden ist, lautet: „Substantiva, die Örtlichkeiten bezeichnen,

treten in Verbindungen mit Präpositionen gern artikellos auf". Er wendet sich gegen diese meine Auffassung, die ich gegenüber den meisten Grammatikern in meinen Aufsätzen „Beiträge zur Syntax des *Victorian English*" (Zeitschr. f. d. Realschulwesen XXII, S. 209) und „Über einige traditionelle Ungenauigkeiten und Inkorrektheiten unserer englischen Grammatiken" (ib. XXVIII, S. 148 ff.) begründet habe, mit folgenden Erwägungen: „1. Die Ausdrücke *school, church* usw. werden nicht bloß nach örtlichen Präpositionen artikellos gebraucht, sondern nach jeder Präposition, die sich sinngemäß mit ihnen verbinden kann, z. B. *after church,* natürlich ist dies nur dann möglich, wenn diese Ausdrücke eben nicht mehr Örtlichkeiten bezeichnen, sondern Vorgänge in diesen Örtlichkeiten, z. B. Unterricht, Gottesdienst usw. 2. Ist der artikellose Gebrauch dieser Ausdrücke nach Präpositionen nicht die Regel, sondern geht *against the general tendency of the language,* wie Sweet an der betreffenden Stelle sagt, z. B. *in the country, on the river.* Daher ist auch die Regel Bierbaums falsch, da man gerade, wenn Örtlichkeiten gemeint sind, *in the school, from the church* sagt. Der artikellose Gebrauch ist demnach die Ausnahme und nicht die Regel. 3. Kommt noch die praktische Erwägung dazu, daß man den artikellosen Gebrauch dieser Wörter im Schulunterricht nicht anders erklären kann als dadurch, daß man sagt, er trete dann ein, wenn diese Wörter *special meaning,* d. h. eine abstrakte Bedeutung annehmen."

Dazu erlaube ich mir folgendes zu bemerken: 1. Von den zahlreichen Ausdrücken, die nach Präpositionen artikellos vorkommen können, sind es nur *school* und *church,* die in der vertraulichen Umgangssprache eine abstrakte Nebenbedeutung angenommen haben; auch unsere Schüler sagen ja 'nach der Schule', 'nach der Kirche', indem sie 'nach dem Unterricht', 'nach dem Gottesdienst' meinen. Diese Bedeutungsänderung kommt aber im ernsten Stile nicht in Betracht, und kann in einer grammatischen Abhandlung höchstens in Form einer Anmerkung erwähnt werden. Welche abstrakte Bedeutung sollen aber Wörter wie *earth, land, ground, shore, sea, town, court, stairs, table, door, floor, bed, camp, channel, country, port, deck* haben? Und doch müssen diese Wörter in einer Regel, die das Fehlen des Artikels nach Präpositionen erklärt, auch berücksichtigt werden.

2. In Sätzen wie *I am going to school* oder *I am coming from church* denke ich gewiß an die Vorgänge, die sich in der Schule oder in der Kirche abspielen, aber in erster Linie schwebt mir doch die Örtlichkeit vor, zu der ich gehe oder von welcher ich mich entferne. Der Artikel fehlt hier nach englischem Sprachgebrauch nur deshalb, weil ich die genaue Lage der Schule oder der Kirche als bekannt voraussetze oder weil ich keinen Wert darauf lege, daß die genaue Lage und Abgrenzung dieser Orte festgestellt werde. Soll dieses letztere geschehen, so muß der bestimmte Artikel, der im Englischen weit mehr als im Deutschen seinen demonstrativen Charakter bewahrt hat, gesetzt werden. So muß ich sagen: *He looked at everything in the school,* weil ich es hier mit einer ganz bestimmten und genau begrenzten Lokalität und nicht mit dem Endpunkte meines Weges zu tun habe.

Die Artikellosigkeit von Gattungsnamen, die Orte bezeichnen, ist schon seit den ältesten Zeiten in der englischen Sprache zu belegen: Beowulf 925: *hê tô healle geong.* Aelfric: *hî behwyrfdon heora âre.... on sumum gyldenum węcge, and done on sǣ âwurpan.* Sir Perceval of Galles 1607: *to bedde ȝede.* The Erl of Tolous 998: *To churche the erl tok þe way, Masse for to her.* Vgl. auch Deutschbein, Shakespeare-Grammatik S. 2: „Der bestimmte Artikel fehlt sehr oft vor Substantiven, die von einer Präposition begleitet sind, namentlich bei einem Umstande des Ortes". Was für das Alt- und Mittelenglische und für die erste Zeit des Neuenglischen nachgewiesen ist, gilt auch für die neueste Sprache.

3. Wenn ein Grammatiker oder Lehrer die Artikellosigkeit in allen diesen Fällen dadurch erklärt, daß er sagt, daß die artikellosen Substantiva eine abstrakte Bedeutung angenommen haben, so verstößt er gegen die historische Grammatik und gegen den jetzigen Sprachgebrauch. Der praktische Schulunterricht muß aber mit der wissenschaftlichen Forschung Hand in Hand gehen und darf den Schülern nur das vermitteln, was vom Standpunkte der Wissenschaft als richtig anerkannt worden ist. Für die Schule ist eben das Beste gut genug.

Was die zweite von Prof. Swoboda hervorgehobene Behauptung anlangt, so gebe ich gern zu, daß meine Regel über den Gebrauch von *some* und *any* zu weit gefaßt ist und besser so lauten würde: „*Some* steht meist in bejahenden, *any* meist in fragenden, verneinenden und bedingenden Sätzen".

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Erwiderung.

Ich habe nicht das Gefühl, durch die „Entgegnung" des Herrn Prof. Dr. Ellinger widerlegt worden zu sein, da ich nicht behauptet habe, daß sich alle die zahlreichen artikellosen Wendungen durch eine Regel zusammenfassen lassen, sondern nur einige. Sie beruhen meist auf altem Gebrauch (*tradition and habit*) und Nachahmung (*imitation*) und erhielten sich „*by their great frequency or development of special meanings*" (Sweet II, § 2062, p. 65). Zu den letzteren gehören meiner Ansicht nach z. B. *to church, chapel; school, college, hall; prison* u. a., auch einige von denen, die gegen meine Ansicht im Punkt 2 der „Entgegnung" angeführt werden, z. B. *he went to sea* (er wurde Seemann), *at court there was great rejoicing* („bei Hofe", wobei die Örtlichkeit ganz in den Hintergrund tritt), *she went to bed early* (sie ging „zu Bett, d. h. schlafen), *to run to earth* (gemeint: der Bau des Fuchses, dann „in die Enge treiben"), *they were sitting at table* (= *dinner*). In den meisten dieser Wendungen wird der Gedanke an die Örtlichkeit durch den Gedanken an den Zweck verdrängt (vgl. Krüger, „Schwierigkeiten usw." II, § 242; III, § 707). Damit ändert sich die Bedeutung. Man kann diese Wendungen, und nur diese, der in der modernen Sprache wirksamen Tendenz folgend, durch eine Regel in eine Gruppe zusammenfassen. *That's all!* Aber alle diese artikellosen Wendungen sind trotzdem nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Zu 2 bemerke ich, daß man an Regeln, deren Giltigkeit durch ein „gern", „oft" oder „meist" eingeschränkt wird, nur so lange festhalten sollte, bis eine Regel von unbeschränkter Giltigkeit, wie die von mir gegebene über den Gebrauch von *some* und *any*, gefunden ist.

Zum Schlusse danke ich Herrn Prof. Dr. Ellinger für den streng sachlichen Ton seiner „Entgegnung" und hoffe, daß diese kleine Diskussion der Sache des englischen Unterrichts nützen wird.

Graz. Wilh. Swoboda.

Berichtigung.

Auf S. 542 ist als Todesjahr des Vaters des Dichters Johann Gabriel Seidl 1824 angegeben statt (16. Oktober) 1823. Der auf S. 545 angeführte Spruch der Seidlquelle lautet ferner:

„Nah'st Du dem Quell hier auf freundlichen Wegen,
Ström er erquickungsvoll, rausch er Dir Segen".

Cilli. Wilhelm Oechs.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Ein neues Meraner Fragment aus dem „Buch der Veter".

Schon vor einigen Jahren übergab mir Herr Alois Menghin, Direktor der gewerblichen Fortbildungsschule in Meran, zwei Fragmente, die von einem Gebetbuche des 17. Jahrhunderts abgelöst worden waren. Sie schienen einer Großquart-Hs. des 14. Jahrhunderts zu entstammen. Die Seitenränder sind zum Teil abgeschnitten, so daß die zweispaltig beschriebene Blattseite nicht ganz 19 *cm* Breite hat, der Text jeder Spalte etwa 7 *cm*. Die ungeraden Verse sind herausgerückt, die Majuskel rot durchstrichen, die Überschrift rot, eine Initiale rot mit blauer Umrandung. Von den Blättern ist nur ein Stück erhalten, von I die obere Hälfte, 12 *cm*, von II nur 11 *cm*, aber von der einen Spalte noch ein weiterer Teil, im ganzen fast 18 *cm*. Beim Umbiegen und durch den Gebrauch hat die Schrift einigermaßen gelitten. Bei II ist der untere unbeschriebene Rand 4 *cm* hoch.

Die merkwürdige Ausdrucksweise der Fragmente brachte mich auf den Gedanken, daß sie aus dem bisher unveröffentlichten „Buch der Veter" stammten, aber erst während der letzten Osterferien vermochte ich in Wien Diemers Abschrift der wichtigen Leipziger Hs. (Nr. 15364—15367, früher 2766—2769) zu benutzen und daraus die Richtigkeit meiner Vermutung festzustellen. Zugleich aber zeigte sich, daß wir es mit einem einfachen Blatte zu tun haben, das nur mitten durchgeschnitten worden war. Dieses Blatt ist jetzt 29½ *cm* hoch, entstammt also einer Folio-Hs. und gehört nach Sprache, Schrift und Einrichtung zu derselben Hs., von der J. V. Zingerle (Wiener Sitzungsberichte 55, S. 633 ff. [vgl. S. 614 f.] und 64, S. 143—282) im ganzen 15 Doppelblätter, zwei einfache

und ein halbes Blatt, zusammen 82½ Blätter veröffentlicht, aber leider sehr flüchtig beschrieben hat (vgl. J. Haupt, WSB. 69, S. 181). Die von Zingerle publizierten, aus Bozen und Meran stammenden Fragmente sind weder im Meraner Archiv, noch in Innsbruck aufzufinden gewesen, daher mußte ich mich mit den wenigen Angaben des ersten Herausgebers begnügen. Das neue, aus Meran stammende Blatt ist wie die früheren, deren Mehrzahl von Urbarbüchern des ehemaligen Klarissinnenklosters in Meran durch Dr. Schönherr abgelöst wurde, zweispaltig, hat 32 Zeilen auf der Spalte, rot und blaue Initialen, keine vorgezeichneten Linien; es zeigt eine sehr kräftige Schrift des 14. Jahrhunderts, der Druck war so stark, daß weggewetzte Worte gelesen werden konnten, wenn man das Blatt vors Licht hielt, weil der Eindruck auf dem Pergament geblieben war. Die Sprache zeigt dieselbe mechanische Umsetzung mitteldeutscher Wortformen in bairisch-österreichische, selbst wenn dadurch der Reim zerstört wurde (vgl. 81 V. 149 f.). Es unterliegt also keinem Zweifel, daß wir ein neues Blatt der schon bekannten Meraner Hs. vor uns haben. Ich glaubte den Text des betreffenden Abschnittes nach Diemers Abschrift ergänzen zu sollen, da es sich um ein ungedrucktes Werk handelt. Nach dem ohne Kenntnis seiner Vorgänger gearbeiteten, ziemlich resultatlosen Buche von Karl Franke „Das Veterbůch“ (Paderborn 1880, vgl. die Dissertation, Paderborn 1879 und Schönbach, Anz. f. deutsches Altertum VII, S. 164 ff.) gehört unser Fragment in die Partie von V. 15665—15928, in der Leipziger Hs. Bl. 81*a*—82*c*. Diemer zählte in seiner Abschrift die Verse jedes Blattes für sich, und daran hielt ich mich im nachstehenden Abdruck. Er ist buchstabengetreu, nur *s* und *ſ* nicht unterschieden. Durch Petitdruck ist das gekennzeichnet, was in der Hs. mit Sicherheit nach den Buchstabenresten vermutet werden kann, durch Kursiv das aus L (Leipziger Hs.) Stammende. Unter dem Texte finden sich die wichtigsten Unterschiede zwischen M (Meraner Fragment) und L angemerkt, wobei aber auf die Sprachform keine Rücksicht genommen wurde.

Hrn. Alois Menghin danke ich auch an dieser Stelle für die gütige Überlassung des Fragmentes, das nun im Meraner Museum (Dr. Innerhofer) aufbewahrt wird.

Ein brvder was ein gvter man
30 *Der mit willen vndertan*
Got was mit gvter arbeit
Des tuvels erge an im neit
Swaz an im was gvtes
Sines rehten mvtes
35 *Wold er in gerne han zv stort*
Der brvder wart von im bekort
Zv bosen dingen sere

Rat svchte er vnde lere
An einem brvder der was alt
40 *Unde enweste niht wie ez gestalt*
Were vmbe svlhe not
Vil grozen vntrost er im bot
Er sprach dv bist ein vnvlat
Da von des got virhenget hat
45 *Ez kvmet von diner bosheit*
Mvnches name unde mvnches cleit
Des bistv vnwirdic zwar
Do des iener wart gewar
Daz er vant sulchen vntrost Bl. 81 *b*
50 *Do er want sin irlost*
Sine herze also sere irschrac
Daz er in zwiuele gar gelac
Sinen orden er virlie
Vil trurec er zvr werlde gie
55 *Dvrch des zwiuels vngemach*
Von gots genaden do geschach
Daz im wider vur also
Der groze vater apollo
Der was gar ein minner gotes
60 *Unde ein behalder sines gebotes*
Gotes genaden was er vol
Nv sach er an dem menschen wol
Daz sine truren was vil groz
Davon des lebens in virdroz
65 *Er sprach brvder sage mir*
Dvrch got was sachen wirret dir
Ich sehe wol an dirre vrist
Daz dv betrubet sere bist
Vor scheme iener also irschrac
70 *Daz er dekeiner antwurte pflac*
Von dem des er hete entsaben
Der gvte man begonde graben
Vnde biten harte vlizeclich
Daz er vor im niht bvrge sich
75 *Zu ivngest er doch in irgrvb*
Daz er von erste an hvb
Unde sagete im gar wie im geschach
Vnde wie der alte zv im sprach
Wort die weren altzv hart
80 *Hie von so bin ich vf der vart*
Sprach er vnde wil zvr werlde gan
Apollo der vil reine man
Wan er grozer wisheit wielt
Ein wile er sich enthielt

85 *Er dahte als ein artzt tvt*
Waz gegen der suche (l. *suchte?*) *were gvt.*
Wie er in mohte irwenden
Vz des tuvels henden
Der in wolde werfen nider
90 *Nv sprach er zv im kere wider*
Lieber brvder vnde la stan
Allen zwiuelichen wan
Der dir von der sache ist kvmen
Mir mac min alter niht gevrumen
95 *Darinne ich worden bin so gra*
Mir enge die not ovch na
Vaste in minen gedanken — Bl. 81 *c*
Solte ich darumbe ovch wanken
Als ez der tuvel wolde han
100 *Zwar wir svln im wider stan*
Vnde vnz niht lazen drvken nider
Liber brvder kere wider
Vlu [vlie?] niht vor des tuvels campf
Dv salt liden sinen dampf
105 *Dvrch des siges crone*
Die got dir gat [gît] zv lone
Ob dv dem tuvel wider stast
Vnde dir niht an gesigen last
Ich bite dich dvrch den willen min
110 *Daz dv hvte in die cellen din*

Vorderseite.

˙ *oll*est widercheren 111
vnsern herren dar an eren
) er prv̊der giench zv̊ seiner stat
als in der reine vater pat
ʳ nd was des trostes harte fro 115
der reine man Apollo
ɫ edaht an ienen alten do
wie der geleit wurde also
D az er den chranchen mitlide
die an in selber han vnfride 120
A ls dirre prv̊der hate
zv im hvb er sich drate
D urch gv̊t als die gv̊ten tv̊nt.
pei seiner zelle er gestvnt.
V nde sprach zv got *sine gebet* 125
daz er mit vorten alsus *tet*
H erre got des ordenvnge
verhenget bechorvnge
A n den levten durch daz pes*te*
disen alten der so veste 130
S ich wænet wesen in dirre zei*t*
auf den laz chomen gar den stre*it*
*D en i*ener gvte prv̊der dolt
den wider hat dein trost geholt
D er poses willen was enprant 135
auf daz disem werde erchant
D es er piz her niht hat ernfaben
daz er die lere mvge haben
M itdolvnge an den chranchen
die solhes weges wanchen 140
D itz gepet wart erhort
wan er sach an der zelle dort
E inen tiefel morvar
der nam fleizichleichen war
W ie er mit seinem geschutze 145
gedanche vunvtze
D er er vil da hate
zv dem alten zv wate
E r schoz im vil mangen pfeil
der alte auz seinem rehten zil 150
W art gestozzen sere
ie mere vnd ie mere
D er anvehtvnge im zv̊floz
si wart zeivngest also groz
D az er die zelle beleiben lie 155
vnd vaste gen der werlde gie
Apollo der gotes werde
Pruwete an der geberde
Vil wol waz in uz treib
Niht langer er da stende bleib 160
Er vngetez als im wol gezam
Daz er des weges im bekam
Si waren an ander wol bekant
Der gvte appollo sprach zv hant
Waz iaget dich oder was wil tv 165
der alte sprach im da niht zv
W an er sich des wol versach
er merchete sein vngemach
D o sprach Apollo zv im sider
gench hin in dein zelle wider 170
L azze von dirre chindes vart
vnde merche hinnen fvrwart
I n dir dein selbes chrancheit
vnd daz dir sei piz her verseit

---

111 Wider wollest keren *L* 126 vorte *L* 130 Disem *L* 131 wesen] veste *L* 134 Den din trost wider hat geholt *L* 135 Des poses *L* 137 vntz here niht hat ensaben *L* 138 Daz er gelerne vurwart haben *L* 148 Dem alten zv wate *L* 149 im manigen herten pfil *L* 150 sine *L* 152 Je me vnde ie mere *L* 170 Ganc *L* 171 La *L* 173 An *L* 174 piz] vntz *L*

Rückseite.

D es tiefels bechvmmernis 175
vil wol ez dem geleich is
D az dv auch von im seist versmat
wan dv seinen argen rat
A ls ein tugenthafter man
an dir niht chvndest vnderstan 180
A uch ein chleine weile
dv enwoldest iesa mit eile.
I n die werlt lauffen hin
nv merche deinen chranchen sin
S waz dv dir selber maht gefrvmen 185
swer vber dise not sol chvmen
S o manich ist des tiefels list
Daz mvz tvn vnser herre christ
Beide an alter vnd an ivgende 190
Dvrch sine selbes tugende
Die er vns von genaden git
Weistv dvrch waz vf dir lit Bl. 82 *a*
Dise groze bvrde
Do dv gewar wurde
Daz din brvder was virladen
Mit dem himelischen schaden
Vnde er dir clagete sine not 5
die der gemeine veint an pot
D v soldest in han getrost
mit gvter lere wol erlost
V nd gevesten an got
weist dv niht von dem gepot 10
D az also da stet geschriben.
ist daz ieman wurde gitriben
Z v dem tode mit vnschvlt
von dannen ir den losen sult

D ar an pist dv niht wol bewart
dv hast auch furwart in der var
G etriben in den zweifel in
nv laz mer beleiben solhen sin
H alt dar an furbaz gotes gepot
wir piten vnsern herren got
D az er benem dir dein not
die dir disen wech gepot
S i sprachen peide ir gepet
Got vnser herre aber tet.
S waz in der reine Apollo pat
den alten lost er auf der stat

Von Moyses dem vater.

M oyses ein groz vater hiez
*Den doch der tuv*el nic*ht irliez*
E r versvhte an im seinen spot
Des durch gvt verhangete got
A ls wir von Paulo han gelesen
*Der gar irw*elt ist gewesen
V on gvte uf ertreiche
Den doch vil hertichleiche
*A n v*aht der alte sathanas
alsus an disem reinen was
D az anvehten durch gvt
zeimal twanch in des tiefels glvt
V il sere do giench er zehant
zv̊ einem der was genant
Y sidorus ein gotes helt
dem chlagt er wie er was gequelt
V on solhem vngemache
do der vernam die sache
Z ehant got in sein hercze gap.

---

181 Auch] Joch *L* 182 iesa] sa *L* 185 Waz *L* 6 vient im *L* 7 Do s[...] destv *L* 9 Vnde bevestent *L* 11 stet da *L* 12 wurde] wirt *L* 16 hast io[...] vurbaz *L* 18 la *L* 20 herre *L* 23 bede *L* *nach 26 folgt noch*
Der hvte sine ovch vurbaz me
Vnd het wisheit me danne ê *L* *die Überschrift rot M fehlt L*
40 tufels *L* 47 herze im *L*

Wie er in brehte wol hie ab
Vnde den strit im lihte Bl. 82 *b*
50 *Sie giengen al gerihte*
Beide vf der cellen solce
Nv waren da zwei holce
Vf daz westen gienc der eine
Ysidorus der reine
55 *Sprach. nv sich gein der westen lvft*
Do sach er do mit hoher gvft
Manigen tuvel zornvar
Die alle vf strit wol waren gar
Ir meine die was harte wit
60 *Vnde ilten alle vf den strit*
Do er die besach alsus
Do nam der gvte ysidorus
Moysen unde liez ovch in
Dvrch daz venster schouwen hin
65 *Daz da gienc vf osterlant*
Do sach der gotes wigant
Manigen riterlichen helt
Die niemen mohte han gezelt
Daz allez engel waren
70 *Den liehten schin den claren*
Vber der svnnen lihte er sach
Der vz irm gelvhte brach
Do er gesach die zwei her
Vnd ovch ir iegelicher wer
75 *Ysidorus sprach zv im do*
Di dv gesehen hast also
Westerhalb so morvar
Daz sint die tuvel mit ir schar
Die die gotes holden mven
80 *Vnde sie an bosheit irglven*
Die aber dv sehe vf osterlant
Die hat zv helfe vns got gesant
Ez sint alle engel gots
Swer so wartet sines gebots
85 *Dem svln sie svnder gelfen*
Getrulichen helfen
Nv sich daz grozer ist die rote
Die vnser pflegen sal mit gote
Danne iene die gegen vns ist
90 *Vnser schar ovch sterker ist*
Des svl wir harte wol gesigen
Daz wir niht sigelos geligen
Swie vil der swarzen tuvel si
Got machet vns ir wol aller vri

95 *Svs sterket der gotes bote*
Moysen vil wol an gote.
Der gienc ovch heim in der vrist Bl. 82 *c*
In lobe des svzen ih'v crist.
Des truwe zallen ziten pflit
Daz er den sinen trost git

Lemberg. Richard Maria Werner.

Die Beispiele zur lateinischen Syntax im Untergymnasium.

Im Mittelpunkte des philologischen Unterrichtes steht die Lektüre, die einen Einblick in das Geistesleben und die Kultur der klassischen Völker gewähren soll. Bevor aber der Inhalt der Schriften erschlossen wird, muß erst das grammatische Verständnis vorhanden sein. Daher tritt die Notwendigkeit an den Schüler heran, die Grammatik inne zu haben; sie muß sich in den Dienst der Lektüre stellen. Umgekehrt dient die Lektüre der Grammatik. Sie liefert den Stoff, an dem der Schüler die grammatischen Stoffe verstehen lernt[1]). Von der ersten Klasse an ist der Schüler gewöhnt, sein grammatisches Rüstzeug sich aus seinem lateinischen Übungsbuch zu holen. Daher wäre es nicht schwierig, dieses Verfahren in der dritten und vierten Klasse fortzusetzen. Bei der Lektüre ergeben sich oft Gelegenheiten, auf Bekanntes hinzuweisen und Neues zu erklären.

Doch besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den zwei ersten Klassen und der dritten und vierten. Denn in jenen gilt es bloß, die grammatischen Gesetze, wie sie zufällig begegnen, dem Verständnis des Schülers nahe zu bringen, ohne daß man das Verwandte auch zu besprechen braucht. Kommt zum erstenmal der *Ablativus temporis* vor, so ist sein Gebrauch mit einem kurzen Satze zu erledigen. Für Ableitungen sind Primaner noch nicht zu haben. Ganz anders in den zwei höheren Klassen. Hier wird die Grammatik um ihrer selbst willen betrieben. Sie ist systematisch durchzunehmen, also nicht mehr nach den zufällig auftretenden Erscheinungen.

Es ist sicher von großem Vorteil, wenn der Lehrer in der Grammatikstunde darauf hinweisen kann, daß das Gesetz, das erläutert werden soll, der lateinische Schriftsteller den Schülern vor Augen führte, daß es ihnen also nicht ganz neu ist. Einzelne bringen den Satz oder die Sätze aus der Lektüre bei und auch die anderen fühlen, daß nichts völlig Unbekanntes erklärt wird.

---

[1]) J. Rothfuchs, Bekenntnisse S. 86.

Aber nicht immer ist der Lehrer imstande, die Lektüre in dieser Weise für die Grammatik nutzbar zu machen[1]). Denn die Voraussetzung dafür, daß die Beispiele alle aus der Lektüre gewonnen werden, trifft nicht überall zu. Einerseits nämlich gebraucht der Schriftsteller, der gelesen wird, die Wörter und Wendungen nicht, anderseits hindert der Lektionsplan dies Beginnen, endlich hat man damit zu rechnen, daß die Zeit, in der ein grammatisches Gesetz zu besprechen ist, eine viel frühere sein kann als die, in welcher die Lektüre einen Beleg für dasselbe bietet. Den besten Beweis dafür, daß nicht alle Regeln der Grammatik aus Nepos und Cäsar sich gewinnen lassen, bieten die Sammlungen der Sätze aus diesen Schriftstellern zur Einübung der lateinischen Syntax. Es ist auch noch niemandem gelungen, die Belege für den Accus. z. B. aus einer Biographie des Nepos zu sammeln, die dann gelesen wird, wenn die Lehre vom Accusativ durchzunehmen ist.

Denken wir uns zu Beginn des vierten Schuljahres. Die Kasuslehre ist wiederholt und die Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache im Gebrauche der Nomina werden begonnen. Für die Verwendung des lateinischen Plurals (Schmidt[9] § 251) fehlt es an Beispielen aus der Lektüre, besonders was den § 251, 2. 3. 4. 5. anlangt. Es ist wohl im *bell. Gall.* hie und da eines zu finden, aber die Lektüre ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß die Schüler aus ihr dieselben schöpfen könnten. Somit ist es in diesem Falle unmöglich, die Beispiele aus der bereits durchgenommenen Lektüre zu gewinnen. Und wie hier, so geschieht es auch an anderen Stellen der Grammatik. So mit § 249. Bereits im ersten Buch (c. 39, 6) findet sich *magnitudo silvarum,* dann V 16, 1 *gravitas armorum;* außerdem VI 13, 2; VII 4, 9. Ebenso sei auf den Gebrauch von *hic* hingewiesen, VI 19, 4 *paulo supra hanc memoriam* „kurz vor unserer Zeit"; VI 24, 3 *ad hoc tempus* „bis auf unsere Zeit" geben passende Sätze für diese Bedeutung des Pronomens, sind aber noch nicht gelesen, wenn § 265 in der Grammatikstunde besprochen wird. Auch I 31, 11 dürfte noch nicht bekannt sein.

Ebenso wenig kann die Lektüre als Fundstätte grammatischer Regeln in einem anderen Falle gelten. Wenn man den Gebrauch des Konjunktivs in Hauptsätzen selbst erst am Schlusse des Schuljahres durchnehmen wollte, würde es noch immer an Beispielen aus dem *bell. Gall.* fehlen. Denn Cäsar verwendet in Hauptsätzen nie den *coniunctivus potentialis, coni. optativus, coni. concessivus* und *coni. dubitativus* (Heynacher[2], Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im *bell. Gall.* usw. S. 97). Der *nominativus cum infinitivo* steht nie bei *vetor, sinor, iudicor, putor, fertur, feruntur,*

[1]) Sieh übrigens, was O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 195, von dem Ableiten stilistischer Regeln aus dem Gelesenen sagt; vgl. auch S. 27.

traditur, traduntur (folgt aus Heynacher, a. a. O. S. 121). Ähnlich steht es mit dem Gebrauche des Indikativs abweichend vom Deutschen. Dieser Abschnitt fällt in die Zeit Ende Jänner — Anfang Februar. Bis dahin ist das erste Buch des *bell. Gall.* gelesen. Aber es ist nur ein Satz, der für die angeführte Partie zu verwenden ist, vorgekommen: I 4, 1. Die späteren Bücher bieten wohl noch andere, aber nur für einen Punkt (Schmidt[9] § 304, 3) und nicht einmal für diesen in seiner ganzen Ausdehnung, da Cäsar bloß bei den Ausdrücken des Müssens den Indikativ setzt (Heynacher, a. a. O. S. 96; nach dem unten angegebenen Lektionsplan entfallen noch einige Beispiele). Somit ist kein Beispiel für Schmidt[9] § 304, 1. 2. 4. aus dem *bell. Gall.* zu gewinnen (Heynacher, ebenda). Vergeblich sucht man ferner in dieser Schrift nach *dignus, indignus, aptus, qui* mit Konjunktiv, für *idoneus* ist bloß ein Satz vorhanden (Heynacher S. 12). *Quamquam, licet, quamvis* fehlen ebenfalls (Heynacher S. 112, 5). *Donec* verwendet Cäsar im *bell. Gall.* gleichfalls nicht, *dum* und *quoad* mit dem Indikativ verbunden haben nie die Bedeutung „so lange bis, bis“ (Heynacher S. 98 f.). Für die Verwendung des *imperat. fut.* mangelt es ebenfalls an Belegen (Heynacher S. 113, 117). *Fac* und *cave* mit Konjunktiv finden sich nicht bei Cäsar, ebenso wenig der *coniunct. prohibitivus* mit *ne* und der zweiten Person Perfecti (derselbe S. 14). *Ut* nach einem Komparativ mit *quam* verwendet Cäsar nicht. *Sequitur, restat, proximum, reliquum, extremum est, ut* findet sich im *bell. Gall.* nicht. *Nisi forte, nisi vero, ne* zugegeben daß nicht, *dummodo, modo, dum* wenn nur, *dummodo ne, modo ne, dum ne, nedum* geschweige denn daß, sind dem Stile Cäsars unbekannt (Heynacher[2] S. 9, 11).

Das Gleiche gilt für Nepos. Faßt man den Gebrauch des Accusativus abweichend vom Deutschen ins Auge, so ergibt sich, daß in der Sprache des Nepos manches nicht vorkommt, was andere Autoren des Gymnasiums bieten. *Deficio* heißt bei Nepos nur „abfallen“ (Lupus, Sprachgebrauch des Corn. Nepos S. 49); *imitor* kommt bloß Alc. 11, 5 und Dion. 3, 1 vor (ebenda); *fugio* nur Att. 15, 3. Die Impersonalia mit dem Accusativ sind nur durch *decet* (Att. 6, 4 *decere se*) vertreten. Die Verba des Bittens, Forderns und Fragens verbindet Nepos nie mit doppeltem Accusativ (ebenda S. 57). Für den doppelten Objektaccusativ ist nur *doceo* (praef. 1 *quis musicam docuerit Epaminondam*) vorhanden. *Celo aliquem aliquid* läßt sich nicht aus der Lektüre des Nepos gewinnen, ebenso wenig das Passiv mit *de*. *Adire aliquem* wird dem Schüler nicht bekannt, bloß *adire ad* (Them. 7, 1. 4). Von den mit *trans* zusammengesetzten Verben bleibt nur *traicio* (Ag. 4, 4), übrigens wird an anderen Stellen der Ort nicht genannt, über den die Bewegung sich erstreckt (Lupus, a. a. O. S. 58). Der Accusativus der Ausdehnung im Raume kommt nur bei *abesse* vor (Milt. 4, 2) in der Form *est ab* (ebenda S. 59). *Interest* und *refert* sind

nicht als Impersonalia gebraucht (Lupus S. 33)[1]). *Egeo* verwendet Nepos nicht (ebenda S. 71). Für den *dat. ethicus* ist kein sicheres Beispiel vorhanden (ebenda S. 35). Von den Verben mit verschiedener Konstruktion bei verschiedener Bedeutung erscheint bloß *consulo* (ebenda S. 39). Für das innere Objekt nennt Lupus (S. 51) eine einzige Stelle, die dazu sehr wenig instruktiv ist (*hac pugna pugnata* Hann. 5, 1). Wie soll der Schüler glauben, daß bei der Angabe des Inhaltes einer Schrift das *in* fehlt, wenn im ganzen Werke über den Gegenstand gesprochen wird, da es Nepos auch in diesem Falle setzt? (Lupus S. 76). Die *gen. pretii tanti, quanti, pluris, minoris* sind nicht vorhanden (Michl S. 39, 49). *Similis* und *dissimilis* sind bei Nepos nie mit einem sachlichen Objekt verbunden (Lupus S. 31). *Nomen mihi est* fehlt (Lupus S. 43) wie auch bei Cäsar (Heynacher S. 23).

Vergleicht man damit Cäsar im *bell. Gall.*, so finden sich viele Übereinstimmungen. *Interest* steht nur an vier Stellen: VII 14, 8 ohne Genetiv; II 5, 2 *rei publicae communisque salutis interesse;* V 4, 38 und VI 1, 3 mit *magni* verbunden. Dem einzigen adjektivischen Partizip von einem transitiven Verbum *diligens* (*veritatis* Ep. 3, 1; Lupus S. 31) ist bei Cäsar kein einziges an die Seite zu stellen (Heynacher S. 21). Von den Impersonalien der Gemütsbewegung treffen wir bei Nepos bloß *paenitet* und *taedet* mit Gen. und Acc. verbunden (Lupus S. 32); bei Cäsar kommt kein einziges vor (Heynacher S. 21). *Uterque* mit Gen. eines Pronom. hat Nepos nach Lupus (S. 26 f.) an drei Stellen, für Cäsar führt Heynacher bloß VII 82, 4 an. Bei Cäsar erscheint wie bei Nepos nur der *abl. pretii* I 18, 3 *parvo pretio redempta;* IV 2, 2 *impenso parare pretio;* VII 19, 4 *quanto detrimento et quot virorum fortium morte necesse sit constare victoriam;* VII 39, 3 *levi momento aestimare;* er ist ebenso selten wie bei Nepos, der ihn nur an drei Stellen gebraucht (Lupus S. 70).

In gleicher Weise sind auch bei Nepos manche Dinge selten, die Cäsar spärlich anwendet. Für den Indikativ abweichend vom Deutschen nennt Lupus S. 143 folgende Beispiele: *longum est* Hann. 5, 4; *difficile est* Att. 11, 3; *paene interiit* Dat. 2, 3; *nemo putarat* Att. 10, 1[2]). Auch die konjunktivischen Hauptsätze sind nicht oft zu finden (Lupus S. 143). Der Imperativ des Futurs fehlt wie bei Cäsar (Lupus S. 144). Dagegen hat er manches, was aus dem *bell. Gall.* nicht zu belegen ist, so *quam ut* nach einem Komparativ; Schmidt[9] § 327 *b* nimmt auch den Satz dazu aus Nep. Chab. 3, 2. *In eo est ut* kommt Milt. 7, 3, Paus. 5, 1 vor; *mos est ut* steht Ag. 1, 2. *Donec* in der Form *donicum*

---

[1]) A. Michl, Sätze und zusammenhängende Stücke aus Corn. Nep. übergeht dies mit Stillschweigen.

[2]) Demnach bietet Nepos Beispiele für Schmidt[9] § 304, 1. 2. 3 *a*.

erscheint Ham. 1, 4; *quamquam* Ar. 1, 2; Alc. 6, 3; Att. 17, 3; 13, 6 (hier mit Konjunktiv); *quamvis* Milt. 2, 3 (mit Indikativ).

Alle, die aus Nepos, Cäsar oder anderen Schriftstellern Sätze für die Kasuslehre, Tempus- und Moduslehre zusammenstellen, nehmen diese aus allen Partien des betreffenden Werkes. Nun ist es aber unmöglich, in einem Jahre alle Biographien des Nepos oder die sieben Bücher des gallischen Krieges zu lesen, weswegen stets ein Lektionsplan nötig ist. Sagen wir, es sei aus Cäsar folgendes zu lesen: I, II 16—28, IV 16—38, V 1—23, VI 9—28, VII 1—14, 68—90[1]). Dann entfallen noch viele Beispiele, die recht notwendig sein können. So gehen für *quisque* verloren VI 31, 2; 43, 2; VII 48, 2; V 52, 2; 54, 1. Für den *nom. c. inf.* entgehen: II 11, 5; III 11, 2; 23, 5; IV 1, 4; 3, 2; 10, 5; V 51, 3; VII 59, 1; für den *imperat.:* VII 20, 8; 38, 3; für den *inf. histor.:* II 30, 3; III 4, 1—3; V 33, 1. *Tametsi* mit Indikativ entfällt ganz, da V 34, 2; VII 43, 4; 50, 2 nicht gelesen werden; es bleibt nur I 32, 4 in der indirekten Rede.

Dieselbe Einschränkung des Lesestoffes aus Nepos bringt ähnliche Erscheinungen. Wenn Arist., Milt., Them., Paus., Cim., Thras., Dat., Ep., Pel., Ag., Ham.[2]) gelesen werden, so kommen viele Beispiele in Wegfall, die die anderen Biographien bieten. Für die *constructio ad sensum* ist dann kein Mustersatz der Lektüre abzugewinnen, da das einzige Alc. 10, 4 steht (Lupus S. 7). Die Verba des Kaufens, Kostens, Mietens bleiben dann unberücksichtigt (Lupus S. 70). Bei den Verben des Erinnerns steht nur zweimal der *gen. obi.:* Eum. 6, 2 *oblivisci;* Phoc. 4, 1 *reminisci* (Lupus S. 32); nach dem angegebenen Lektionsplan fallen diese weg. Von den zwei Stellen mit dem Acc. bei diesen Verben bleibt nur Dat. 11, 3 *oblivisci,* da Alc. 6, 3 *reminisci* nicht gelesen wird. Die *verba affect.* sind nur durch Cim. 3, 2 *paenitet* vertreten. Von den Verben des Anrechnens bleibt nur Ep. 8, 2 *do crimini,* wobei *ei* zu ergänzen ist. Übrigens kommen diese bei Cäsar überhaupt nicht vor (Heynacher S. 23). Das einzige Beispiel für *doceo* mit doppeltem Acc. entfällt ebenfalls (bei Cäsar findet sich weder *doceo* noch *edoceo* oder *celo* mit doppeltem Acc.).

Da manche grammatische Erscheinung sich bei Cäsar nicht findet, so könnte man meinen, solche gehörten nicht in den Lernstoff der Quarta[3]). Sicher wird man bei einigen Dingen hierin beistimmen. *Nedum* kann wegbleiben, ebenso *dummodo, nisi forte* u. ä. Soll aber *donec* nicht erklärt werden? Bei Ovid, der in derselben Klasse gelesen wird, um von Livius zu schweigen, kommt es vor. Ferner hat der Schüler schon *donec eris felix*

---

[1]) Einem Jahresbericht entnommen.

[2]) Dies der Lektionsplan eines Gymnasiums nach seinem Jahresberichte.

[3]) Von diesem Standpunkt aus hat Löbl in der „Österr. Mittelschule" XIII, S. 278 ff. Untersuchungen angestellt.

gehört oder wird es selbst bald lesen. *Quamquam* kennt das *bell. Gall.* (abgesehen vom VIII. Buche des Hirtius) allerdings nicht; soll aber diese in der klassischen Prosa so überaus gewöhnliche [1]) Partikel vielleicht im grammatischen Unterricht nicht angeführt werden? Ich denke doch. Denn einerseits ist sie ebenso wie das Simplex *quam* gewiß schon früher dem Schüler begegnet; anderseits könnte man *quia* ebensogut beiseite lassen, da Nepos es nur Alc. 4, 2 und vielleicht Milt. 6, 3 hat und Cäsar es nur einmal III 30, 4 verwendet. Außerdem ist der Dichter zu berücksichtigen, der in der Quarta und Quinta gelesen wird. Soll der Schüler bei diesem erst derartiges lernen, während ihm der Vokabelschatz und die Auffassung große Schwierigkeiten bereiten? Man muß doch hier mehr Rücksicht nehmen auf die Erscheinungen, welche „der Sprache der Klassiker gemeinsam eigentümlich" sind [2]). Denn sonst gerät man auf einen sehr gefährlichen Weg. Man wird zuviel für das Obergymnasium aufsparen, wo die Zeit für Grammatik so schmal bemessen ist. Aber auch die Lektüre wird darunter leiden.

Ich denke, es sind noch andere Schwierigkeiten vorhanden. Die Lektüre bietet oft Gelegenheit, ja sie zwingt, grammatische Gesetze zu erörtern; aber man kann trotzdem das betreffende Satzgefüge nicht zu einem Mustersatz erheben, da ihm die Eigenschaften eines solchen abgehen. Die Periode ist zu lang [3]); läßt man irgend etwas weg, so verliert der Zusammenhang. Oder das Satzgefüge bietet zu große Schwierigkeiten, so daß es aus diesem Grunde nicht verwendbar ist [4]). Bisweilen eignet sich auch der Inhalt nicht, da er zu geringfügig ist oder der Deutlichkeit ermangelt, sobald der Satz allein steht [5]). Ferner ist darauf hin-

---

[1]) Prof. E. Hauler macht mich aufmerksam, daß Wölfflin (Archiv f. lat. Lex. VIII 306) es als eine Art Engherzigkeit bezeichnet, daß Cäsar *quamquam* verwarf. Für die Beliebtheit dieser Konzessivpartikel bei Cicero verweist Hauler auf Merguets Cicerolexika, von welchen das zu dessen Reden vier enggedruckte Spalten mit fast 200 Stellen anführt, und etwa ebensoviele bietet das zu den philosophischen Schriften. Das von Heynacher und Löbl nach Ausdrücken des Hinderns als 'ganz selten' bezeichnete *quominus* steht je dreimal bei Nepos und Sallust, sechsmal bei Cäsar (von *stat per aliquem, quominus* B. C. I 41, 3; II 13, 4 abgesehen), 37mal in Ciceros Reden und sehr oft bei Livius und Tacitus.

[2]) Gerade an der geringen Zahl solcher Beispiele krankt manche Grammatik. Auf diese Weise darf der grammatische Stoff nicht vermindert werden. Dem Schüler müssen viele Beispiele geboten sein, damit er sich bei ihnen Rat holen kann, wenn er im Zweifel ist. Vgl. Waldeck, Praktische Anleitung S. 26 ff.

[3]) Cäs. b. G. I 13, 3, 4 *(si .. sin)*; I 32, 3; 43, 8; 45, 3; 52, 1.

[4]) L. Koch, Xenophonsätze S. V: „Mancher Satz, der sich sonst recht wohl zur Illustration einer Regel eignete, kam aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht zur Verwendung" (allzu große Schwierigkeit oder Länge der Sätze ist gemeint).

[5]) L. Koch, a. a. O. S. VI entschuldigt sich wegen des Inhaltes der Sätze: „Was endlich den Inhalt der Sätze angeht, so wird man, sollte er hie und da einem zu dürftig erscheinen, mit mir nicht rechten.

zuweisen, daß infolge indirekter Darstellung die Sätze öfters sich nicht als Beispiele eignen. Hier kommen die Konjunktionen mit Indikativ [1]) in Betracht, ferner Indikativ abweichend vom Deutschen [2]), Konjunktiv in indirekten Fragen [3]). Dann ist auch der *abl. absol.* hinderlich [4]). Bisweilen ist das Objekt, auf das es eigentlich in der Syntax ankommt, weggelassen [5]).

Nun läßt sich freilich einwenden, daß manche Schwierigkeit zu beseitigen ist. Sind überhaupt keine Beispiele im Autor, z. B. Cäsar, vorhanden, so lassen sich solche bilden, indem man dabei den Wortschatz des Schriftstellers heranzieht. Es werden bekannte Mustersätze nachgeahmt und der selbstgebildete Satz an sie angelehnt. Damit wird man aber nicht viel erreichen. Denn das Beispiel ist kein Originalsatz eines lateinischen Schriftstellers. Zur Einübung der Regel wird er seine Dienste tun, da er den Wortvorrat des gelesenen Autors anwenden und befestigen lehrt. Noch triftiger ist aber der andere Grund, der gegen solche Sätze beizubringen ist. Es wird durch sie das Prinzip umgestoßen. Denn man wollte doch nur Sätze als Beispiele anführen, die aus dem Autor selbst entnommen sind, die somit der Schüler zur Zeit schon gelesen hat. Jetzt will aber der Lehrer dem Schüler weismachen, daß sein selbstgebildeter Satz im Cäsar steht. Warum soll man hier nicht sagen: *non possumus?* Das Wort des Horaz *sunt certi denique fines* gilt auch hier. Außerdem schlagen geweckte Schüler im Texte nach und bringen dann in der Stunde vor, daß der Lehrer sich geirrt hat, da der Satz nicht im Autor steht.

Will man auch solche Beispiele dem Autor entnehmen, die der Schüler nicht gelesen hat, so sind ihm diese ebenso neu und unbekannt wie die der Schulgrammatik. Nur besteht noch der *eine* Nachteil, daß er sie noch aufschreiben muß. In der Grammatik dagegen sind sie gedruckt. Hier hat er also alles in einem Buche vorhanden, dort aber hat er aus Grammatik und Heft zu lernen, was ihm die Sache sehr erschwert. Und doch redet man immer von Vereinfachung und Erleichterung der Arbeit!

Der grammatische Stoff läßt sich allerdings auch so verteilen, daß ein oder zwei Kapitel der Lektüre einer bestimmten Partie zugrunde gelegt wird. Dies wird sich für die indirekte Rede [6])

Bei ihrer Auswahl bin ich ja besonders darauf bedacht gewesen, dem Schüler das Verständnis der Regel auf eine möglichst bequeme Weise erschließen zu helfen.“ Die Instruktionen verlangen aber Sätze, „die zugleich inhaltsvolle Gedanken oder bemerkenswerte Tatsachen ausdrücken“.

[1]) Cäs. b. G. I 35, 2. 4; 36, 3; 40, 1; 43, 4; 44, 6.

[2]) Cäs. b. G. I 11, 8; 32, 5; 44, 13.

[3]) Cäs. b. G. I 43, 6.

[4]) Corn. Nep. Hann. 5, 1.

[5]) Corn. Nep. Ep. 8, 2.

[6]) So kann aus Cäs. b. G. I 12, 13 das Wichtigste dieser Partie abgeleitet werden.

eignen. Doch ist dieses Verfahren nicht überall durchführbar, wenn man auch einzelne Teile des Schriftstellers in der Weise behandeln kann, daß man einen bestimmten Abschnitt der Grammatik als Hauptsache faßt und alles übrige zurückdrängt. Doch steht dabei zu befürchten, daß die Lektüre nicht um ihrer selbst willen betrieben erscheint, sondern der Grammatik halber, was doch ein Mißbrauch wäre. Denn es würde gerade der betreffende grammatische Abschnitt in den Vordergrund gerückt, was er nicht verdient. In der Lektüre soll die Grammatik doch nur insoweit herangezogen werden, als sie die Auffassung der Stelle erleichtert und verständlich macht.

Aus dem Gesagten ist, glaube ich, zur Genüge hervorgegangen, daß es eine Unmöglichkeit ist, jede grammatische Regel mit Mustersätzen der Lektüre, die man bei Durchnahme eines grammatischen Gesetzes bereits durchgearbeitet hat, zu belegen [1]). Es ergeben sich aber auch mißliche Verhältnisse, wenn man die Beispiele der Schulgrammatik völlig beiseite läßt. Besonders verhängnisvoll gestaltet sich die Sache bei einem Lehrerwechsel, wenn in der Quarta nicht demselben Lehrer Latein zugewiesen ist, der es in der Tertia vortrug. Bei der Wiederholung der Kasuslehre verstehen Lehrer und Schüler einander nicht. Diese haben ihr Heft mit den Mustersätzen in vielen Fällen so gut aufbewahrt, daß nichts mehr davon zu finden ist. Jener weiß nicht, welche Beispiele die Schüler sich zu merken hatten [2]). Dieser Übelstand tritt auch dann ein, wenn der Lehrer eine bekannte grammatische Erscheinung dadurch rasch erledigen will, daß er den Schüler auffordert, den Mustersatz der Grammatik zu sagen. Dies gilt ferner für die Wiederholung der Grammatik im Obergymnasium. Gerade hier lehrt in sehr vielen Fällen ein anderer Lehrer Latein als in den unteren Klassen.

Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß das Aufschreiben der Sätze sehr viel Zeit raubt. Diese könnte man auf das Einüben verwenden, so daß das Wissen der Schüler sich in Können umsetzte und befestigt würde. Zudem ist ja das Pensum der Quarta sehr umfangreich. Gegenüber dem Lehrplane in Preußen sind bei uns auch noch die Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache im Gebrauch der Nomina und Pronomina durchzunehmen bei gleicher Stundenzahl in der Woche. Ferner gehen viele Stunden (etwa ein Drittel) der Grammatik durch die Schularbeiten und durch das Verbessern der Schul- und Hausarbeiten verloren.

---

[1]) Waldeck, Praktische Anleitung S. 81: Wer aber jedem einzelnen Lehrer, namentlich dem Anfänger, zumuten will, nur aus der in der letzten Zeit dagewesenen Lektüre selbst sich das gesamte Material an Beispielen zusammenzusuchen, der hat eine mangelhafte Vorstellung von der Wichtigkeit g e e i g n e t e r Beispiele.

[2]) Man denke sich dazu den Fall, daß in der Tertia Parallelklassen bestanden, die in der Quarta vereinigt wurden.

Daß die Schulgrammatiken Sätze aus den verschiedenen Autoren auswählen, ist vollkommen berechtigt. Denn, wie bereits dargelegt ist, bietet ein einziger Schulschriftsteller, z. B. Cäsar oder Nepos, nicht für alle Gesetze Beispiele. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, so käme man in Verlegenheit, woraus man die Sätze für die Kasuslehre nehmen sollte. Denn an den einen Anstalten wird Cornelius Nepos, an den anderen Curtius Rufus gelesen, an den dritten endlich ein Lesebuch benützt, das aus diesen beiden ausgewählte Stücke hat[1]). Wer wollte einen Vorwurf erheben, weil bei Scheindler-Steiner[3] § 103, 1 das erste Beispiel aus Sallust genommen ist?

Da eine Grammatik vorgeschrieben ist, so ist es nur recht und billig, daß man sich an sie hält. Stellt sie einerseits dem Schüler einen Auszug dessen vor, was mit ihm in den einzelnen Stunden eingeübt wird, so ist sie anderseits sein Nachschlagebuch, in dem er heimisch sein muß[2]). Wenn man in anderen Disziplinen verlangt, daß alle Abschnitte im Anschluß an das eingeführte Lehrbuch durchgenommen werden, so muß diese Forderung auch für die lateinische Grammatik gelten. Auch hier kann das Heft das Buch nicht ersetzen. Was sagen die Instruktionen? Sie stellen als einen Punkt der häuslichen Tätigkeit des Schülers von einer Grammatikstunde bis zur nächsten „das Auswendiglernen der entsprechenden Regel nach dem Wortlaut der Grammatik" hin[3]).

Bis zu einem gewissen Grade lassen sich beide Forderungen: die Beispiele der Lektüre zu entnehmen und die der Grammatik nicht zu vernachlässigen, vereinen. Nur ist noch zu fragen, ob

---

[1]) Dies ist jetzt beseitigt.

[2]) Wie peinlich es ist, wenn die Schüler ihre Grammatik überhaupt nicht zur Hand genommen haben, braucht nicht erwähnt zu werden. Bei einem Lehrerwechsel ist dies sehr unangenehm. Die Schüler kennen sich in ihrem Buche nicht aus und wissen nichts zu finden. Wenn sie eine Form vergessen haben, so sind sie ganz ratlos. Denn die einfachsten Dinge sind sie nicht imstande in der Grammatik zu finden. Diese ist daher für sie ein völlig totes Kapital.

[3]) Schrader, Erziehung und Unterricht[3] S. 383, verlangt eine Schulgrammatik mit Regeln in kurzer und klarer Form, so wie dieselben sich zum Auswendiglernen eignen, und passende Mustersätze zur Veranschaulichung dieser Regeln. O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 136, fordert für die Grammatik „eine systematische Durchnahme des Pensums.. nach der den Schüler von Sexta bis Prima begleitenden Grammatik". Gegen die Forderung Schraders (knappe und klare Form) wird oft gefehlt; z. B.: „Auch in der Erzählung einmaliger Handlungen der Vergangenheit erscheint bei *cum* „als" der Indikativ, wenn der Temporalsatz eine neue, selbständige Tatsache enthält; dies ist stets der Fall bei der Inversion der Sätze, wo der Temporalsatz im histor. Präsens oder Perfekt geradezu die Haupthandlung, der vorangehende Hauptsatz aber (gewöhnlich mit: kaum *vix, aegrē,* noch nicht *nōndum,* schon *iam,* eben *commodum*) im Imperfekt oder Plusquamperfekt die Nebenhandlung enthält (*cum inversum*)".

alle Sätze der Lektüre heranzuziehen sind. Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen. Es würde die Bejahung voraussetzen, daß die Schüler eine Sammlung der Sätze für alle grammatischen Gesetze sich anlegen. Ferner ist zu bedenken, daß die Erklärung nicht bei jedem neuen Beispiel wiederholt werden kann noch darf. Somit bleiben nur gewisse übrig. Das sind jene, bei denen die grammatische Erklärung zum Verständnis der Stelle nötig war. Ich kann mich dabei auf Rothfuchs, Bekenntnisse S. 86, berufen: „Die Grammatik hingegen gräbt aus der Lektüre, wie aus dem Bergwerk einer reichen Herrin, das Gold ihrer Beispiele und verarbeitet es zu ihren Zwecken. Ein stehender Stoff dieser Bearbeitungen sind die Stellen der Lektüre, bei denen die Grammatik schon dienend tätig war". Solche Beispiele dürften auch recht anschaulich sein, da der Schüler bereits in den Geist der Sprache eingeführt ist. Anschauliche, drastische Beispiele sind notwendig und zu wählen. Wo nun die Lektüre noch keines bot, sind sie anderswoher zu nehmen, zunächst aus der Grammatik.

Zudem verlangen die Instruktionen (S. 16) vom Schüler „das Auswendiglernen der von dem Lehrer bezeichneten lateinischen Musterbeispiele der Grammatik".

Wenn aus der Lektüre bereits Beispiele für eine grammatische Erscheinung den Schülern bekannt sind, so ist es am besten, von ihnen auszugehen und an sie die Sätze der Grammatik heranzubringen. Damit aber bei einem Lehrerwechsel Schüler wie Lehrer gleiche Beispiele anführen können, ist es am zweckdienlichsten, diese der Grammatik zu entnehmen. Schiller, Handbuch der prakt. Pädagogik[3] S. 444 sagt: „Am naturgemäßesten wäre, wenn die Beispiele, welche zur Befestigung der Regel gelernt werden, aus der Lektüre gewonnen würden; der Zusammenhang des Unterrichts erfordert aber, außer wenn der lateinische Unterricht mehrere Jahre hintereinander in denselben Händen liegt, feststehende Übungsbeispiele, die am einfachsten aus der Schulgrammatik gewählt werden".

Unterzieht man die gebräuchlichsten Grammatiken einer Prüfung, so findet man, daß sie für die Tempus- und Moduslehre Cäsar ausgenutzt haben. Daß dieser am liebsten zur Ableitung der grammatischen Regel herangezogen wird, ist mit Rücksicht auf die Lektüre der Quarta begreiflich. Es ließen sich sicher noch mehr Cäsarsätze für die Grammatik gewinnen. Daß jetzt aus anderen Schriftstellern viele geschöpft sind, ist wohl auch damit zu begründen, daß diese viel einfacher sind und sich leichter behalten lassen. Ferner möchte man gewiß manche Beispiele aus Dichtern nicht missen wie *Ut desint vires* usw. oder *Quidquid id est, timeo Danaos* usw. oder *Fuimus Troes, fuit Ilium* (Schmidt[9] § 291, Scheindler § 163), da sie teils einen wertvollen Inhalt haben, teils trefflich sich zur Deduktion der Regel eignen und dazu leicht sich dem Gedächtnisse einprägen.

Wenn alle Schüler neben der Grammatik ein Büchlein mit Sätzen aus dem Klassenautor in den Händen haben, gestaltet sich die Sache anders. Dann wählt der Lehrer aus diesem die Mustersätze. Aber selbst in diesem Falle sind nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, da einerseits viele Sätze dem Schüler noch unbekannt, also nicht aus dem Gelesenen gewonnen sind, und ihm vielleicht auch bleiben, anderseits für manche Partie sich kein Originalsatz des Klassenautors beibringen läßt. Auch darauf kann hingewiesen werden, daß dann dem Schüler kein einheitliches Buch gegeben ist; denn die Regeln lernt er nach der Grammatik, die Beispiele aus einem anderen Buch. Dies ist aber ein großer Nachteil im Unterrichte. Lernt aber der Schüler die Sätze der Grammatik, so hat er alles beisammen. Dann soll aber diese den Autor der betreffenden Klasse für die Grammatik soweit als möglich ausnützen, ohne aber Sätze, welche die Regeln drastisch darlegen, aus anderen Autoren zu meiden.

Smichow. Dr. Joh. Endt.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dissertationes philologae Vindobonenses. Volumen septimum. Vindobonae et Lipsiae. Sumptus fecit F. Deuticke 1903. Pars I: De *Pontii Meropii Paulini Nolani re metrica* scripsit Adalb. Huemer. 78 pp. Pars II: De *A. Cornelii Celsi rhetorica* scripsit Dr. Iustinus Woehrer. 79 pp. Pars III: *Studia Iuvenaliana* scripsit Dr. Alfredus Kappelmacher. 41 pp.

Die erste der drei Dissertationen enthält eine eingehende Untersuchung über die Metrik des Paulinus von Nola. Der Gegenstand wird in den vier Abschnitten behandelt: I. *De elementis numerorum*, Quantität, Synizese und Elisionen; II. *De variis apud Paulinum metris legibusque quas in eis secutus est*, Versfüße und Cäsuren; III. *Quemodmodum verborum accentus rationem habuerit Paulinus* und IV. *De sententiarum clausulis*. Die Arbeit lehrt in diesen gründlichen Einzeluntersuchungen, daß Paulinus in Befolgung der prosodischen und metrischen Gesetze zumeist die besten römischen Dichter erreicht hat. Besonders das erste Kapitel bietet auch für die Sprachgeschichte wertvolle Beobachtungen. Von den zwei beigegebenen Verzeichnissen bezieht sich das eine auf die kritisch behandelten Stellen (in denen der Verf. Vorsicht und Glück zeigt), das andere auf die wichtigsten metrischen Eigentümlichkeiten in den Gedichten des Bischofs von Nola.

In der zweiten Abhandlung wird ein dankbarer Stoff bearbeitet. Der Verf. sucht die Rhetorik des Celsus zu rekonstruieren und den Einfluß, den Celsus auf Quintilian und die Folgezeit ausgeübt hat, zu entwickeln. Im ersten Abschnitt führt er die Zeugen auf, im zweiten stellt er die Fragmente zusammen, im dritten und vierten zeigt er die Benützung des Celsus bei Severianus und Isidorus, im fünften gibt er eine genaue Erläuterung und beleuchtet die Beziehungen zu Quintilian. Das Ganze ist eine ergebnisreiche Leistung.

In der dritten Dissertation handelt es sich um die Frage, ob **Iuvenal** als Rhetor ein Schüler **Quintilians** sei. Fr. Marx hatte ihn zu den *rhetores Latini,* der nationalen, allem griechischen Wesen abgeneigten Schule, gerechnet, während Friedländer ihn für einen Schüler Quintilians hielt. Die Hochschätzung, mit der Iuvenal VI 75, 280; VII 186, 189 von Quintilian spricht, läßt wohl vermuten, daß ihn engere Beziehungen mit Quintilian verknüpfen. Auf dieser Grundlage wird die nähere Untersuchung angestellt. Der erste und zweite Teil behandeln die Frage von der negativen Seite. Im ersten zeigt der Verf., Iuvenal könne nicht zu den *Latini rhetores* gezählt werden, da er das Griechentum nicht hasse, vielmehr griechische Schriftsteller anführe und gern griechische Lehnwörter gebrauche; mit dem bekannten Wort: *quis tulerit Gracchos de seditione querentes?* tadle er die Gracchen im Gegensatz zum *auctor ad Herennium.* Im zweiten Teil legt K. auch Quintilians Urteil über die Griechen dar. Der dritte Teil ist nun den positiven Ergebnissen gewidmet. Der Verf. hebt aus den Satiren alles hervor, was mit der Annahme, daß Iuvenal ein Zuhörer Quintilians gewesen sei, in auffallender Weise übereinstimmt. Er führt gewisse rhetorische Termini aus Iuvenal an, die Quintilian oft gebraucht, während sie bei anderen nicht vorkommen. Dies ist ein Moment von nahezu überzeugender Kraft. Dann führt er Stellen der VII. Satire und solche Quintilians an, welche in Bezug auf grammatische und rhetorische Schulen und Lehrer dieselben Punkte berühren. Er stellt ferner die gleichen Urteile über dieselben Persönlichkeiten aus beiden nebeneinander, führt die Anordnung des Stoffes in der VII. Satire auf Quintilians Einfluß zurück, weist nach, daß die von Quintilian besprochenen Muster der Satire, Lucilius und Horaz, von Iuvenal nachgeahmt werden, und macht darauf aufmerksam, daß die Satiren Iuvenals *gewisse* Vorzüge besitzen, die sie der Befolgung von Quintilians Vorschriften verdanken. Alle diese Beobachtungen machen die aufgestellte These zwar nur wahrscheinlich, bringen sie aber der Gewißheit sehr nahe. Der Verf. sagt bescheiden: *Quamquam igitur argumentum plane certum deest, complura tamen esse indicia videmus, quibus ut Iuvenalem in Quintiliani discipulorum numero ponamus, iure quodam commoveamur.* Bei dieser allerdings durch die Natur der Sache gebotenen Einschränkung kann man die Aufgabe als gelöst betrachten.

Abgesehen von dem eben skizzierten Inhalte verdient der Band auch wegen der sprachlichen Form ein Wort der Anerkennung. Die in philologischen Dissertationen oft vernachlässigte Latinität scheint darin eine sorgfältige Durchsicht erfahren zu haben. Endlich hat die äußere Ausstattung im neuen Verlage gewonnen.

Wien. Franz Weihrich.

Wissowa G., Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte. Ergänzungsband zu des Verfassers „Religion und Kultus der Römer". München, Beck 1904. VI und 329 SS. 8°. Preis br. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Der Verf. erfüllt mit der Herausgabe vorliegender 15 Abhandlungen das in der Einleitung zu seinem Buche „Religion und Kultus" (S. IX) gegebene Versprechen, das notwendige Beweismateriale vorzulegen. Alle Abhandlungen zeigen den Grundgedanken: es gibt keine mythologische Tradition bei den Römern, Ovids Erzählungen sind freie Erdichtungen; als Quellen sind zu betrachten: Topographie, Epigraphik und die Denkmäler, deren Verwertung dargelegt wird. Statt der chronologischen Anordnung zu folgen, will ich die Abhandlungen im folgenden gruppenweise besprechen. Als erste Gruppe lassen sich die Abhandlungen XV, VIII, IV und V zusammenfassen. Abhandlung XV: „Echte und falsche Sondergötter in der römischen Religion", S. 304—326, weist nach, daß der Verf. in seinem Buche „R. u. K." die Indigitamentengottheiten mit Recht nicht zusammenhängend behandelt habe. Was als Indigitamentengötter bezeichnet zu werden pflegt, läßt sich weder unter einen festen Begriff noch unter einen antiken Terminus bringen (S. 316). Die *Indigitamenta* waren nicht Götterverzeichnisse, sondern eine Sammlung der bei den verschiedensten Anlässen zu verwendenden Gebetsformeln, wofür Gellius den Namen *comprecationes deorum immortalium* gebraucht. Es enthalten die *Indigitamenta* nicht ausschließlich die Sondergötter, sondern alle zur Zeit der Abfassung in Rom verehrten Gottheiten, doch keine Eigennamen, sondern *nomina agentis,* die eine Anpassung der Anrufungsformel an die große Mannigfaltigkeit der Bitten und Bedürfnisse ermöglichen. Die bei Varro erhaltenen Gruppen aber sind nicht Reste einer priesterlichen Litanei, sondern gelehrte Zusammenstellungen aus verschiedenen Quellen; solche Listen standen nicht in den Pontifikalbüchern, sondern die Zusammenstellung ist auf Rechnung Varros zu setzen. Die *Indigitamenta* sind nicht die Aufzeichnung der *indigetes,* wie Reifferscheid meinte; weder *di proprii* noch *certi di* sind die Termini für die Sondergötter.

Über die *Indigetes* handelt Abhandlung VIII: „*De dis Romanorum indigetibus et novensidibus disputatio*" (1892), S. 175—191: Die *Indigetes dei* umfassen die vaterländischen, alten Götter der Stadt, *novensides* oder *novensiles* sind die fremden Gottheiten, die ihren Namen erhalten haben von der Neuheit der Aufnahme. Beide Götterkreise schließen sich gegenseitig aus, umfassen aber vereinigt alle in Rom verehrten Gottheiten. *Indigetes* und *novensides* sind so verschieden wie Patrizier und Plebeier im Staatswesen. Die Zahl der *indigetes* war abgeschlossen vor Servius Tullius, sie erscheinen im Festkalender, haben *feriae* und *flamines,* welche den *novensides,* deren Zahl

sehr groß war, fehlen. Die *novensides* selbst sind entweder aus anderen Religionen übernommen *(advenae)* oder von den Römern selbst erfunden *(novi)*. Ein weiterer Unterschied zeigt sich bei den *novensides* darin, daß die aus den latinischen Städten herbeigeholten Götter innerhalb des Pomeriums verehrt und von den Pontifices beaufsichtigt werden, die auf Grund der sibyllinischen Bücher aber aus Griechenland berufenen den *X viri s. f.* unterstehen und nicht innerhalb des Pomeriums verehrt werden dürfen. Der Unterschied zwischen *indigetes* und *novensides di* geriet in Vergessenheit, weil man seit dem zweiten punischen Kriege aufhörte, bei einheimischen und fremden Opfern verschiedene Bräuche zu üben. Wie die *indigetes di* sind auch die *penates* eine Mehrheit ohne individuelle Namen; über diese handelt Abh. IV: „Die Überlieferung über die römischen Penaten" (1886), S. 95 bis 128. *Penates* sind die im *penus* Wohnenden, sind demnach der Zahl nach unbegrenzt; am meisten ragen hervor die *penates p. R. Quiritium*, deren Kult ein hohes Alter hat, wenn auch ein Tempel derselben erst im III. Jahrh. v. Chr. erwähnt wird. Sie wurden dargestellt im Bilde der Dioskuren, erhielten auch den Kult-Beinamen *magni di* und Varro hat endgiltig ihren trojanischen Ursprung festgestellt. Es wurden die troischen, d. h. die Penaten des Iulischen Geschlechtes, zu Penaten des *populus Romanus*. — Varro setzt weiter die Penaten mit den großen Göttern gleich, es mußten also Iuppiter, Iuno, Minerva sein, die hinter den im Vestatempel aufbewahrten Penatensymbolen staken: *di penates p. R.*, *di penitus nos regentes*. Wie die Menschheit, erhielt auch jedes der drei Weltreiche eigene Penaten zugeteilt. Die etruskische Penatenlehre läßt sich aus den uns vorliegenden Angaben nicht rekonstruieren. Wenn so bezüglich der Penaten der über den Trümmern der guten und tatsächlichen Überlieferung aufgehäufte Schutt alter und neuer Theorien weggeräumt ist, zeigt die Abhandlung V: „Römische Sagen" (1888), S. 129—143, die Notwendigkeit der Skepsis gegenüber einer planlosen und unkritischen Benützung der Überlieferung, die in weitem Umfange durch ätiologische Gesichtspunkte und durch Verquickung mit der griechischen Sage beeinflußt erscheint. Als Beispiele werden angeführt die *Nixi dii*, die als Geburtsgötter gefaßt wurden, während andere sie als Tischfüße erklärten; die *Calva Venus*, zu erklären aus einer Statue der Göttin, die den Eindruck der Kahlheit machte; aus der Statue wurde später ein Tempel der *Venus Calva*. Auch die Typen der Götterdarstellungen wurden von Griechen übernommen und modifiziert: so erklären sich die *Lares alites* von einem Bildwerke, einem Erotenfries, in der Straße. Als ätiologische Sage erscheint die Erzählung von dem gehörnten *Cipus*, die uns zeigt, wie falsch Ovid beurteilt wird, wenn man meint, er habe, wenn auch die Gesamterzählung sein Eigentum ist, doch deren Grundzüge der volkstümlichen Sage entnommen. Ovids Erfindung ist die Erzäh-

lung von der Liebe des *Ianus* zur Nymphe *Cardea*, die Identifizierung der aus der *Dea Tacita* gebildeten *Dea Muta* mit *Lara* oder *Larunda* und die Gleichsetzung der *Hersilia* und *Hora*.

Wie mit den Göttersagen, so steht es auch mit den Götterbildern, die kein Eigentum der Römer, sondern von den Griechen entlehnt sind, nur durch Hinzufügung von Attributen angepaßt der römischen Vorstellung. Mit Götterbildern befaßt sich die folgende Gruppe der Abhandlungen: XIII, I, II, III, XIV.

XIII. „Römische Götterbilder" (1898), S. 280—298. Die alten Götter haben keine bildliche Darstellung und sind an keine feste Kultstätte gebunden, sie waren unpersönliche Begriffe; erst später erhielten sie Tempel und Tempelbilder. Die bildliche Darstellung erfolgte, da es alteinheimische Göttertypen nicht gab, aus dem griechischen Typenvorrate, wobei nicht immer der eigentlichen, ursprünglichen Bedeutung Rechnung getragen wurde. Der *Lar* wird nach einer bakchischen Darstellung wohl mit Rücksicht auf das Fest der *uncta Compitalia* gebildet, der *Dius Fidius* und *Veiovis* (Totengott) nach *Apollo*. Das Bild des *Genius* zeigt, daß hin und wieder Attribute hinzugefügt wurden, um den Vorstellungskreis genauer zu bezeichnen, in dem die Bedeutung des Gottes zu suchen ist. Auch der doppelköpfige *Ianus* ist keine Ausnahme: aus dem Doppelkopfe der Münzen ist noch nicht auf eine römische Kultstatue des *Ianus* zu schließen, sondern wohl erst 260 v. Chr. wurde nach einem griechischen Vorbilde, einer Doppelherme des *Ερμῆς δικέφαλος*, eine solche Statue geschaffen. — Abhandlung I. „*De Veneris simulacris Romanis*" (1882), S. 1—62 gibt uns die Geschichte eines Gottesbegriffes und seine Darstellung von der ältesten Zeit bis auf Hadrian. Die Göttin *Venus* erscheint in der ältesten Zeit nicht unter diesem Namen, aber es werden *Murcia, Cloacina, Libitina* erwähnt, die mit der *Venus* der späteren Zeit verwandt sind: jedenfalls ist die Göttin nicht von den Griechen übernommen, schon 459 d. St. wird ein Tempel der *Venus Obsequens*, einer Göttin der Gärten und Haine, erwähnt. Dieser *Venus Italica* folgt die griechische *Venus:* die *Venus Erucina*, die seit dem I. punischen Kriege in Rom bekannt war und 537 d. St. in den Staatskult aufgenommen wurde. Ihr Tempel stand bei der *porta Collina*, sie selbst ist die Göttin des Iulischen Geschlechtes. In der letzten Zeit der Republik entstanden neue Bezeichnungen: *Venus Felix*, *V. Genetrix*, *V. Victrix*. Sulla verehrte besonders die *V. Felix*, Pompeius die *V. Victrix*, Cäsar die *V. Genetrix*, die als Stammutter seines Geschlechtes bezeichnet wurde. In der Zeit nach Cäsar fand besondere Verehrung in Rom die *V. Capitolina*, während die *V. Victrix*, mit *Victoria* verbunden, in den Provinzen erscheint. Die Münzen Hadrians zeigen zwei Bilder, ein stehendes und ein sitzendes mit der Bezeichnung *V. Genetrix* und *V. Felix*. Über die Zeit Hadrians hinaus läßt sich wegen der fehlenden Quellen das Bildnis der *Venus* nicht verfolgen. — Die Ab-

handlung II. „*Monumenta ad religionem Romanam spectantia tria*" (1883), S. 63—94 bespricht zunächst das Relief eines Balsamariums, das in Corneto *(Tarquinii)* gefunden wurde und dem III. Jahrhundert v. Chr. angehört: es zeigt einen Bakchoszug; die Figur des Bakchos stimmt mit den bekannten Larendarstellungen überein. Wir erfahren, daß die Darstellung der *lares Compitales* vom Bakchoszuge herübergenommen wurde. Die *Vesta publica*, in der Privatverehrung verbunden mit den *lares domestici*, erscheint auch als Schützerin der Bäcker: die *Vesta* des Privatherdes ist bekannt durch die pompeianischen Wandmalereien. Endlich findet Erklärung das Stück eines kleinen, am röm. Forum gefundenen Reliefs: die *Victoria* bringt ein Opfer, doch läßt sich nicht entscheiden, welcher Gottheit; angeschlossen werden Stücke zweier Kapitäle; auf dem r. ist die *Tellus*, auf dem l. die Gestalt des *Oceanus* oder eines gelagerten Flußgottes zu erkennen. — III. „Silvanus und Genossen, Relief in Florenz" (1886), S. 76 bis 94. Das Relief, das wahrscheinlich aus Arezzo stammt und der Kaiserzeit zuzuweisen ist, zeigt in der Mitte Silvanus, links einen Satyr, rechts den Pan. Pan wurde ursprünglich übersetzt mit Silvanus, in augusteischer Zeit aber steht Pan neben Silvanus. Als alter Silvanus erinnert er an Silenus. Inzwischen war für Pan die Übersetzung *Faunus* eingetreten, *Faunus* und *Silvanus* sind die *di agrestes*. Das Bild gibt die Doppelnatur des Gottes wieder: in dem ungepflegten Äußeren, der Nacktheit des Körpers, in den Attributen des Pinienkranzes und der Baumäste tritt uns der Gott des Waldes gegenüber, während die Bauernstiefel, der Fruchtschurz und das Gartenmesser den Beschützer der an die Stelle des ausgerodeten Waldes getretenen Farm, den *Silvanus domesticus*, erkennen lassen. Das Vorbild für den Silvantypus hat eine Heraklesdarstellung gegeben: die Keule wurde durch den Baumast ersetzt, der Bausch des Felles mit Früchten gefüllt, der Hund war durch den Kerberus vorgebildet. Die Widmung, zu der das Relief gehörte, hat einzig und allein dem *Silvanus* gegolten; er erscheint als Träger religiöser Vorstellungen, als Gefährten sind ihm die beiden Figuren griechischen Vorstellungskreises zur Seite gestellt. So erscheint das Relief als einziger monumentaler Beleg für eine der Dichtung geläufige Verbindung griechischer und römischer Elemente. — Die Abhandlung XIV. „*De equitum singularium titulis Romanis observatiuncula*" (1900), S. 299 bis 303 zeigt, daß unter den von den *equites singulares* verehrten Gottheiten *Salus* und *Felicitas* zu verstehen sind die *Salus publica* und *Felicitas imperii*, dieselben, welche die Arvales anrufen.

Die dritte Gruppe befaßt sich mit Festen, Tempeln und topographischen Fragen. Für den Unterricht kommt zuerst in Betracht IX. „Die Säkularfeier des Augustus" (1894), S. 192 bis 210. Nach einer kurzen, aber trefflichen Charakterisierung des Wirkens des Augustus für die Festigung der Monarchie, wobei

hervorgehoben wird, wie er besonders im Staatskulte durch Einführung von Neuerungen den dynastischen Ideen Rechnung trug, wird die bekannte Inschrift über die Säkularfeiern vom J. 17 v. Chr. und 204 n. Chr. besprochen. Es wird gezeigt, wie auch die Feier des J. 17 v. Chr. dazu beitrug, den einstigen Freistaat zur Monarchie umzuschaffen. Nicht mehr wird, wie dies bei den alten Säkularfeiern der Fall war, die Totenfeier für das alte Säculum begangen, sondern das Geburtsfest eines neuen, das Apollo und Diana, die Götter des kaiserlichen Hauses, herbeiführen. Kein Lehrer möge verabsäumen, bei der Lektüre des *carmen saeculare* diese Abhandlung wenigstens teilweise den Schülern vorzulesen. Die VII. Abhandlung: „*De feriis anni Romanorum vetustissimi observationes selectae*" (1891), S. 154—174 zeigt die Notwendigkeit, den Festkalender heranzuziehen, um die römische Religion der Zeit kennen zu lernen, die noch frei war von der Umgestaltung durch die griechischen Sagen, und weist dies an Beispielen nach. Zwischen Saturnus und Ops bestand ursprünglich kein Band; in der ältesten römischen Religion, in der die Götter als Paare erscheinen, gehört Ops zu Consus. Consus wurde dem Neptunus gleichgesetzt, Ops als *terra, Consiva*, als *Consi coniux* betrachtet; daraus erklärt sich die Nähe der *feriae* der Ops und des Consus. Beim Eindringen der griechischen Sagen wurde diese alte Verbindung getrennt: die Ops wurde, als der Rhea entsprechend — beide bezeichnen die *terra* — dem Saturnus, der dem *Κρόνος* gleichgesetzt war, verbunden. Der zweite Abschnitt der Abhandlung gibt Beispiele, wie zwischen zwei *feriae* ein Zwischenraum von drei Tagen eingeschoben war; *Fordicidia* 15. April, *Cerialia* 19. April: die *Fordicidia* gehörten zur Tellus, die in Verbindung steht mit Ceres; *Quinquatrus* 19. März, ursprünglich zu Mars gehörig, und *Tubilustrium* 23. März zu Mars; die *Equirria*, denen der *equus October* entspricht, fanden ursprünglich am 15., später am 14. März statt. Über den *equus October* handelt der dritte Abschnitt: er gehört unter die ältesten Staatsopfer, wird aber im Kalender nicht genannt, während die *Equirria* genannt sind: dies erklärt sich daraus, daß der Tag schon seinen Namen *Idus* hatte; der Kalender war für das Volk bestimmt und hatte die Aufgabe, den Bürgern den Namen und die Beschaffenheit der einzelnen Tage zu zeigen. Im vierten Abschnitte behauptet W., Volcanus sei nicht, wie Domaszewski meint, unter die den Saaten günstigen Gottheiten gerechnet worden, sondern seine Verehrung erklärt sich dadurch, daß die Römer durch die Verehrung und Versöhnung des Gottes Brandschäden abwenden wollten: Mulciber ist derjenige, *qui ignem mulceat*, keineswegs aber als Gott der Schmiede und Waffenverfertiger. *Tubilustrium* war kein Fest des Volcanus, sondern des Mars. Auch war die Verehrung des Volcanus unbeeinflußt von der griechischen Verehrung des Hephaistos. — Die X. Abhandlung

„*Argei*" (1895), S. 211—229 behandelt den am 14. Mai vorgenommenen Akt des Staatskultes; den Namen Argei führten sowohl die 27 in den Tiber geworfenen Binsenpuppen als auch die Inhaber der 27 über die vier Regionen der servianischen Stadt verteilten *sacraria*, Argeerkapellen genannt, zu denen am 16. und 17. März eine Prozession stattfand, deren Gang VI, S. 153 besprochen wird. Diese Kapellen bilden keineswegs die sakralen Mittelpunkte einer der servianischen Regioneneinteilung zugrunde liegenden oder untergeordneten Gliederung des Stadtbodens. Der Brückensturz der 27 Binsenpuppen kann nur gedeutet werden als Ersatz eines Menschenopfers; Menschenopfer aber sind dem altrömischen Kulte durchaus fremd. Die Zahl 27, die gerade im sibyllinischen Ritus besondere Bedeutung hat, sowie das Vorkommen der Menschenopfer im *ritus Graecus* weisen auf den griechischen Ursprung der Feier hin; wir haben in den Argeerfeiern eine im III. Jahrhundert v. Chr. durch sibyllinische Sprüche eingeführte griechische Sühnzeremonie zu verstehen. — Die VI. Abhandlung „Der Tempel des Quirinus in Rom" (1891), S. 144—153 weist gegen Jordan nach, daß die *aedes Quirini* zweifellos identisch sei mit dem von Papirius 461 d. St. geweihten *sacellum Quirini:* die zwei Stiftungstage erklären sich in der Weise, daß der 29. Juni der Tag der Einweihung durch Papirius, der 17. Februar der Tag der 738 d. St. durch Augustus erfolgten Neudedikation ist; denn das Dedikationsfest eines Tempels war nicht auch das gleiche bei Wiederherstellungen und Neuweihungen desselben. Dabei wird auch nachgewiesen, daß *porta Quirinalis* nicht ein anderer Name ist für *p. Collina,* sondern daß die *p. Qu.* am Abhange des quirinalischen Hügels lag. Mommsen dagegen will das Fest im Februar auf den alten Tempel des Papirius, das im Juni auf die Wiederherstellung durch Augustus beziehen; dagegen sucht Wissowa seine Ansicht durch neue Gründe zu stützen in XII. Abschn. 3, S. 268 f. — Abh. XII. „*Analecta Romana topographica*" (1897), S. 253—279 bespricht zunächst das *templum Pudicitiae* auf dem *forum boarium* und zeigt, daß es sich nur um eine verhüllte Statue der Pudicitia handelt, die im Tempel der Fortuna stand und bei der die Mädchen bei ihrer Verheiratung ihre *togulae praetextae* zu weihen pflegten. Der zweite Abschnitt handelt über Herkules: die *Aemiliana aedes* des Herkules ist der Tempel des *Hercules Magnus Custos.* Der dritte Abschnitt: *Quirini aedes* wurde bereits oben erwähnt. Eine wichtige topographische Frage findet Erörterung in der XI. Abhandlung: „*Septimontium* und *Subura*" (1896), S. 230—252. *Septimontium* ist 1. Bezeichnung des am 11. Dezember gefeierten Festes der sieben Berge, 2. Stadtname Roms als Zwischenstufe zwischen der palatinischen und der Vierregionenstadt. Das *Septimontium* wurde jährlich gefeiert von den *montani,* den Bewohnern der Altstadt, denen gegenüberstehen die *pagani,* die Bewohner der Außenbezirke, welche die

Paganalia feiern. Zur Zeit der Gründung des Festes *Septimontium* umfaßte die Stadt nicht mehr als jene sieben Bezirke, daher hat das Fest einen Platz unter den *feriae publicae* gefunden; es erhielt sich bis über das Ende des Heidentums, wobei man in der Kaiserzeit nur an die von der servianischen Mauer umfaßten sieben Berge dachte. Nun weist die Liste der Anhöhen des Septimontiums acht Namen auf, darunter die *Subura*. Diese *Subura* kann nicht dieselbe sein wie die der historischen Zeit; denn diese ist ein Tal, jene ein Berg. W. erklärt: Der Name lautete ursprünglich *Suc(c)usa*; eine Erinnerung ist erhalten in dem *pagus Succusanus*, beide liegen auf dem *Caelius* (s. S. 249). Die Identifikation der späteren *Subura* mit der alten *Succusa* ist nicht berechtigt. Auf Grund falscher Etymologie wurden die beiden verschiedenen Dinge in verhältnismäßig früher Zeit zusammengeworfen, der Name *Succusa* ging ganz verloren, aber der *pagus Succusanus*, auf dem nach der Überlieferung eine ständige Wachttruppe gegen die Angriffe der Gabiner lag, bewahrte die Erinnerung daran, daß auch die *Succusa* auf dem Caelius lag.

Ein Sach- und Stellenregister erleichtern den Gebrauch des Buches.

Diese Inhaltsangabe möge genügen, um zu zeigen, eine wie reiche Fundgrube Wissowas Abhandlungen bieten für die Kenntnis des Kultes der Römer, ebenso wie für die römische Topographie.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Ciceros Rede für Murena. Für Schüler erklärt von Drenckhahn, Gym.-Direktor. Berlin, Weidmanns Verlag 1903. Preis 1 Mk.

Das Erscheinen eines neuen Schülerkommentars der *Mureniana* beweist klar, daß diese Rede an den Gymnasien im Reich doch gern und häufig gelesen wird, daß ihr also dort jene Würdigung in der Schullektüre zuteil wird, die sie m. E. auch vollauf verdient. Sie eignet sich, wie ich vor Jahren einmal in diesen Blättern in einem Aufsatze 'Zum Kanon der in der Schule zu lesenden Reden Ciceros' ausführte, durch ihre klare Disposition und ihre sonstigen Vorzüge ganz vortrefflich als Klassenlektüre. Leider gehört sie nach den in Österreich geltenden Bestimmungen nicht zu der engeren Auslese der für die Schullektüre empfohlenen Reden, aber mit Unrecht. Denn sie bietet infolge des liebenswürdigen, launigen Humors, der sie durchweht und dem die Gymnasial-Lektüre außer etwa den Sermonen des Horaz nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat, eine das Interesse der Schüler in hohem Grade fesselnde Lektüre, wie ich aus wiederholter eigener Erfahrung versichern kann, und ich möchte daher nochmals nachdrücklich auf diese

Rede Ciceros hinweisen. Drenckhahn bietet nun in seiner Ausgabe vor allem eine ganz vorzügliche Einleitung, die den Leser sowohl über Ciceros Leben und politische und rednerische Tätigkeit bis zum Jahre 63 v. Chr. G. aufs trefflichste orientiert, als auch die *causa Mureniana,* die Stellung der Ankläger und Ciceros zu derselben in sehr sachgemäßer Weise erläutert. Dabei ist der gewandte Fluß der Darstellung, die sich von jeder überflüssigen Weitschweifigkeit fernhält und doch alles Nötige sagt, noch besonders hervorzuheben, so daß diese Einleitung wirklich als mustergiltig bezeichnet werden kann. Es folgt dann eine den Gedankeninhalt der Rede scharf zergliedernde Disposition. Die erläuternden Anmerkungen, die — wie auch die Einleitung — in einem gesonderten Hefte dem Texte beigeschlossen sind, wurden dem Bedürfnis der Schüler sorgfältig angepaßt. Eine gute Eigenschaft derselben ist ihre bündige Kürze.

§ 15 scheint mir D. doch zu scharf zu urteilen, wenn er Ciceros Worte: '*putabam, iudices, multis viris fortibus ne ignobilitas generis obiceretur, meo labore esse perfectum*' als eine 'starke Anmaßung' bezeichnet. Cicero will sich gewiß mit diesen Worten nicht über jene berühmten *homines novi,* die er im unmittelbar folgenden nennt, über Männer wie *Dentatus, Cato Censorius, Marius* emporheben; nur das eine betont er nachdrücklich, daß nach einer langen Pause, in welcher es durch die Intriguen der Nobilität keinem *homo novus* gelungen war, das höchste Ehrenamt zu erreichen, er der erste gewesen sei, dem dies doch glückte. Das ist der Sinn der alsbald folgenden Stelle: *cum ego tanto intervallo claustra ista nobilitatis refregissem, ut aditus ad consulatum posthac, sicut apud maiores nostros fuit, non magis nobilitati quam virtuti pateret, non arbitrabar, .. de generis novitate accusatores esse dicturos.* Daß in dieser Behauptung irgend eine besondere Anmaßung liege, könnte ich nicht zugeben. Einen ganz ähnlichen Gedanken spricht ja Cicero auch de leg. agr. II 3 aus: *me perlongo intervallo prope memoriae temporumque nostrorum primum hominem novum consulem fecistis et eum locum, quem nobilitas omni ratione obvallatum tenebat, me duce rescidistis virtutique in posterum patere voluistis.* Es ist etwas tatsächlich Richtiges, was Cicero hier ausspricht.

Die §§ 26—28 unserer Rede, welche die vielberufene scherzhafte, aber gewiß nicht bösgemeinte Persiflage juristischer Silbenstecherei enthalten, wurden von dem Herausgeber leider aus dem Texte entfernt, wodurch nicht wenig von der charakteristischen Eigenart der Rede verloren geht. Die Juristen sind zwar vielfach auf diese Spöttereien Ciceros a. a. O. nicht gut zu sprechen; aber es lag wirklich kein ausreichender Anlaß vor, diese harmlosen Scherze des gutgelaunten Redners einfach zu tilgen und so die Rede arg zu verstümmeln. — § 35 war in einer Schüleraus-

gabe die lückenhaft überlieferte Stelle: *hunc iam qui impedituri sint* .... durch irgend eine Ergänzung lesbar zu gestalten, wozu sich am besten Nohls Ergänzung eignete ⟨*ne comitia habeat, parati sunt*⟩.

Wien. Alois Kornitzer.

Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von J. Meuser. 8., verbesserte Aufl., besorgt von Dr. A. Egen. Paderborn, F. Schöningh 1903. VI und 235 SS. 8°. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Egen hat diesmal seine Ovidausgabe zwar nicht umgearbeitet, aber gründlich durchgesehen und verbessert. Die Einleitung ist um ein gutes Stück gekürzt, der Text an 16 Stellen unter besonderer Berücksichtigung der Studien von H. Magnus geändert — vielleicht auf Anregung des Ref. in dieser Zeitschr. 1901, S. 316 f. —, der Kommentar hat fast auf jeder Seite die Feile des Herausgebers erfahren. Bemerkenswert ist auch, daß Egen nunmehr im Verzeichnis der Eigennamen die Angaben über grammatisches Genus und Genetivendungen so ziemlich gestrichen und auf wenige, dem Irrtum besonders zugängliche Fälle beschränkt hat, gerade wie Ref. in der eben ausgegebenen 4. Auflage seiner Chrestomathie aus Ovid. Eine Schlimmbesserung ist es, wenn man jetzt unter *Astraea* liest: „ward als 'Sternjungfrau' unter den Himmel [statt, wie früher: unter die Gestirne] versetzt". — Da Ref. über Egens Ovid bereits zweimal, und zwar in günstigem Sinne berichtet hat, so unterläßt er es diesmal, auf eine Charakteristik des Buches einzugehen, und wendet sich zur Besprechung einiger Stellen. — Zu I 13 bemerkt Egen: *ponderibus librata suis:* 'durch ihre eigene Schwere', *librata* 'im Gleichgewicht gehalten'. Ob hier an Erdscheibe oder Erdkugel zu denken sei, deutet E. nicht an und doch ist es alsdann unverständlich, in welcher Weise durch die Schwere die Gleichgewichtslage hergestellt sein soll. Daß nur die vom Ref. in dieser Zeitschr. 1889, S. 713 gegebene Erklärung 'durch ihre eigene Schwere in der Schwebe erhalten, d. i. dadurch, daß vermöge der Schwerkraft alles dem Mittelpunkt der Erde zustrebt', wonach also an die Kugelgestalt der Erde zu denken ist, ausreicht, wird Egen selbst zugeben, da nach seiner Note zu I 35 *glomeravit* 'keinen Zweifel darüber läßt, wie Ovid sich die Gestalt der Erde dachte'. Daß sich Cicero die Erde als Kugel vorstellte, hat Ref. a. a. O. nachgewiesen und doch liest man Tusc. I, § 69 die von Ovid gewählte Ausdrucksweise *librata ponderibus*. Die Stelle lautet: *inde est indagātio nata initiorum . . unde terra et quibus librata ponderibus, quibus cavernis maria sustineantur*. Ovid hat wohl aus Cicero den besprochenen Ausdruck entnommen. — Auf des Ref. Ausführungen a. a. O. geht die Note zurück, die jetzt Ehwald

in die neue Ausgabe des Hauptschen Kommentars zu den Metamorphosen I 13 aufgenommen hat. — VI 339 ff. schreibt E. nach der Vulgata: *Iamque Chimaeriferae, cum sol gravis ureret arva,* | *finibus in Lyciae longo dea fessa labore* | *sidereo siccata sitim collegit ab aestu* | *uberaque ebiberant avidi lactantia nati:* | *Forte lacum mediocris aquae prospexit in imis* | *vallibus.* Mit *Iamque* beginnt der Hauptsatz, zu dem ein mit *cum inversum* eingeleiteter Nebensatz gehört, der hier durch den zweiten Hauptsatz *forte lacum prospexit* vertreten ist. Darnach ist das Perfekt *collegit* grammatisch unzulässig, wofür das Plusquamperfekt erwartet wird, zu dem das korrekte *ebiberant* koordiniert ist. Es ist daher statt *collegit ab* zu schreiben *collegerat,* wie ältere Ausgaben tatsächlich lesen und noch Lindemann in seiner Übersetzung als richtig erkannt hat. Die falsche Lesart verdankt offenbar dem eingeschobenen Temporalsatz *cum sol gravis ureret arva* ihre Entstehung. Eine in mehrfacher Beziehung belehrende Parallelstelle findet sich V 446 ff.: *Fessa labore sitim collegerat oraque nulli* | *colluerant fontes, cum tectam stramine vidit* | *forte casam.* — Ähnlich verhält es sich mit X 55 ff.: *Nec procul afuerunt telluris margine summae:* | *hic, ne deficeret, metuens avidusque videndi* | *flexit amans oculos.* Auch hier ist die Vulgata, der Egen folgt, fehlerhaft, insofern statt *afuerunt* ein relatives Tempus erforderlich ist, als welches sich das handschriftlich gut bezeugte *afuerant* darbietet: vor allem steht dieses in dem einen der beiden 'führenden und maßgebenden' Handschriften, dem Neapolitanus: s. H. Magnus, Studien zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids. VI. Berlin 1902, S. 44. Die Unkenntnis des bei Prosaikern und Dichtern wiederkehrenden Sprachgebrauchs, der von *esse* die Formen des Plusquamperfekts statt des Imperfekts zuläßt, gab zur vulgären Lesart den Anlaß. Dagegen vgl. bezüglich des Gebrauchs von *fueram* statt *eram* bei Ovid Haupt zu Metam. III 630. — VI 330 steht ein alter Fehler: *Indigenaeve* st. *Indigenaene.*

Grundzüge einer genetischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache.

In zwölf Lehrproben entwickelt von Dr. Karl Willing, Oberlehrer am städtischen evangelischen Gymnasium zu Liegnitz. Halle a. S., Waisenhaus 1903. 93 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Nicht eine systematisch vollständige Grammatik, wie man nach dem Titel des Buches erwarten könnte, sondern zwölf mehr oder minder ausgedehnte Musterlektionen, von denen wohl die Mehrzahl weit über eine Stunde in Anspruch nehmen dürfte, werden hier geboten. Drei entfallen auf die Flexionslehre des Nomens, eine auf die des Verbs, drei auf die Syntax des Nomens, fünf auf die Syntax des Nebensatzes. Genetisch nennt der Verf. die Art einer Sprachbetrachtung, weil in seiner Darstellung der Schüler

unter der Anleitung des Lehrers die sprachlichen Erscheinungsformen möglichst aus ihren letzten Gründen oder besser gesagt aus der Art ihrer Entstehung abzuleiten und zu erklären sucht. So ergibt sich aus der 1. Lektion die Einheit aller lateinischen Deklinationen, aus der 2. die Verschiedenheit des Stammauslautes als Grund für die Verschiedenheiten in der Deklination, aus der 5. der Kompromißcharakter des lateinischen Ablativs, aus der 6. das Wesen des eigentlichen Ablativs, aus der 8. das der abhängigen Willenssätze usw. Der Verf. hält seinen Versuch für zeitgemäß, d. i. für ein wirksames Gegengift gegen die in den verbreitetsten Grammatiken herrschende Methode: die Schulgrammatiken, speziell die dem Verf. genauer bekannte von Ostermann-Müller, seien nicht nur wissenschaftlich rückständig, sondern sie hätten auch gegenüber den älteren Lehrbüchern — man denke nur an Zumpt — ihr Regelwerk zwar aus methodischen Gründen, aber gleichwohl unzweckmäßig vereinfacht: ehedem habe der Schüler in der Masse der verbuchten sprachlichen Erscheinungen in jedem einzelnen Falle das, was er für seine Zwecke bedurfte, gefunden, jetzt, wo man die Einführung von Einzelheiten auf ein Minimum beschränke, habe die grammatische Regel für den Schüler den Wert eines weitreichenden Gesetzes. Um diesen aber wirklich beanspruchen zu können, dürfe sie nicht nach dem Vorgange moderner Grammatiker auf Äußerlichkeiten beruhen, sondern müsse nach genetischem Prinzipe aufgestellt sein; die Durchführung dieses Prinzipes bringe auch den Vorteil, daß in Fällen, wo die Regel nicht zutreffe, sich dafür fast immer aus der Sprache selbst sich ergebende Gründe finden. Dies dürften im wesentlichen die Gedanken der etwas pedantisch abgefaßten Ausführungen des Vorwortes sein. Ref. hat hiegegen um so weniger zu erinnern, als er in dieser Zeitschr. 1898, S. 990[1]) die Ansicht vertrat, daß auch die Schulgrammatik der Wissenschaft nicht entraten kann. Es fragt sich nur, ob der Verf. von wirklich feststehenden Resultaten der Sprachwissenschaft Gebrauch gemacht hat. Im ganzen ist dies der Fall, einzelnes ist anfechtbar, so die einem Teile der 12. Lektion zugrunde liegende Anschauung, daß der Ablativus absolutus als Fortentwicklung des Lokativus zu betrachten sei. — Daß der Verf. S. 91 den Schüler zur Polemik gegen die in dessen Händen befindliche Grammatik anleitet, will dem Ref. nicht gefallen. S. 87 behauptet der Schüler, daß für die Tempusfolge der Konjunktiv des Perf. immer Hauptzeit sei. Das ist er entschieden nicht als Tempus regens: vgl. *nescio, quid causae fuerit, cur abires.*

Wien. J. Golling.

I. **Aufgabensammlung** zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre von Xenophons Anabasis für die mittleren Klassen der Gymnasien von Dr. Edm. Weißenborn. 1. u. 2. Heft. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner 1901. 8°.

II. **Aufgaben** zum Übersetzen ins Griechische im engeren Anschlusse an Xenophons Hellenika von Dr. Edm. Weißenborn. 1. u. 2. Heft. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner 1901. 8°.

III. **Wörterbuch** zu den Übersetzungsaufgaben im Anschluß an Xenophons Anabasis und Hellenika von Dr. Edm. Weißenborn. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner 1901. 8°.

I. Der Verf. hat in dem 1. Hefte der Aufgabensammlung in 141 Abschnitten von angemessener Länge einen reichen Übungsstoff aufgespeichert. Ihm handelte es sich hier nicht um eine systematische Einübung der griechischen Syntax, sondern er wollte, der Erzählung des Griechen folgend, die ganze Anabasis nahezu abschnittweise in einem Deutsch wiedergeben, das sich vor allem zur Rückübersetzung eignet. Die Bearbeitung der einzelnen Stücke zeichnet sich durch die unverkennbare Tendenz aus, den Schüler zum selbständigen Verarbeiten des Gelernten anzuleiten, ohne ihm die Arbeit zu erschweren. Dabei lehnen sich nur wenige Stücke mehr, als es zweckdienlich ist, an den griechischen Text an. In einzelnen seltenen Fällen hätte der deutschen Stilistik mehr Rechnung getragen werden können, so z. B. im ersten Satze vom Stück 18 und 123, im Schlußsatz von Stück 121. Die den Text begleitenden Anmerkungen enthalten von zusammenhängenden syntaktischen Regeln nur acht im ganzen, u. zw. über die Finalsätze, über Konsekutivsätze, über Aussagesätze, über die Konstruktion nach den Verben der sinnlichen und geistigen Wahrnehmung, über die Konstruktion nach den Verben, die eine Willensäußerung oder einen Wunsch bezeichnen, über die nach den Verben des Fürchtens, über die Modi in indirekten Fragen und endlich über den Konjunktiv und Optativ in Hauptsätzen. Der Verf. rechtfertigt im Vorworte die Aufnahme dieser Regeln damit, daß ihre Kenntnis zu einem selbständigen Vorbereiten auf Xenophons Anabasis unentbehrlich sei. Ref. glaubt hingegen, daß der Schüler zu einem Vorbereiten, wie es von dem Verf. vorausgesetzt wird und auch vorausgesetzt werden muß, mit jenen Regeln allein sein Auslangen nicht finden werde. Denn schon der erste Abschnitt der Anabasis nötigt ihn, sich ab und zu mit der Syntax der Kasus, mit dem prädikativen Partizip, mit den Bedingungssätzen, mit *πρίν* usw. vertraut zu machen. Daß aber auch der Verf. an die Notwendigkeit solcher Kenntnisse glaubt, ergibt sich daraus, daß er hie und da eine gelegentliche Anmerkung in eine allgemeine Regel kleidet, so z. B. Anm. 5 und 6 zu St. 2, Anm. 9 zu St. 4, Anm. 8 zu St. 16, Anm. 13 zu St. 30, Anm. 7 zu St. 60 u. a. m. Daraus, daß der Verf. nicht eben erwartete, man werde alle von ihm gebotenen Stücke übersetzen lassen, ja daß er wohl sogar annahm,

man werde nur hie und da ein Stück auswählen, zumal ja auch die Anabasis nur in einer Auswahl gelesen wird, erklärt es sich, daß man noch in späten Stücken auf Anmerkungen stößt, die an diesen Stellen überflüssig sein sollten; vgl. z. B. St. 66, Anm. 3, St. 76, Anm. 6 und 7, St. 130, Anm. 9 usw. — Druckfehler und Versehen begegnen selten, so nur St. 19 „daß [7]", St. 22 „Führung" und „wußte [11]", St. 70 „mußte [10]", St. 88 „werde [9]" und St. 101 „würden [41]"..

Im Gegensatze zum ersten Hefte bringt das zweite die Übungsstücke vom Gesichtspunkte der Grammatik aus geordnet, so daß die ersten 17 der Einübung des Accusativs, die Stücke 18—31 der des Genetivs und die Stücke 32—44 der des Dativs dienen. Diese eben bezeichneten Abschnitte schließen sich, wie es scheint, in der Regel an die Stücke der Anabasis an, die für das erste Heft nicht herangezogen wurden. Die Verweisung auf die einschlägige Stelle des griechischen Autors findet sich den Anmerkungen jedes einzelnen Stückes (das Stück 26 ausgenommen) vorangesetzt. Der Verf. hat sich bemüht, in den gebotenen Übersetzungsstücken die Kasuslehre in allen ihren Teilen zur Einübung zu bringen. Die letzten 31 Abschnitte (45—75), die behufs Wiederholung Sätze zur Einübung sämtlicher Kasus unterschiedslos enthalten, schließen sich im Widerspruche zum Titel der Aufgabensammlung merkwürdigerweise nicht an die Anabasis des Xenophon an. Auch in diesem Hefte bedarf die Stilisierung hie und da einer bessernden Hand, so z. B. der Satz „Die Feinde nämlich usw." in St. 9, der Schlußsatz in St. 34, der Kausalsatz „weil er ihm als ein angenehmer gut geschmeckt hatte" in St. 32. Ein störendes Versehen endlich hat sich in die Numerierung der Anmerkungen zu St. 72 eingeschlichen.

II. Die beiden Hefte, die Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an Xenophons Hellenika enthalten, sind abweichend von den zuerst besprochenen so eingerichtet, daß das erste in 60 Abschnitten Übungssätze zur Lehre vom Nominativ und Accusativ, Genetiv und endlich Dativ bringt, das zweite in 48 Stücken eine Wiederholung der Kasuslehre ermöglichen will. Auch hier sind die Stücke, wie es ja natürlich ist, in den verschiedenen Heften nach verschiedenen Teilen der Vorlage verfaßt. Den Übungsstücken wie den Anmerkungen sieht man die sorgfältige Feile an. Höchstens könnten die Sätze „damit aber Antalkidas..." in St. 55 des 1. Heftes und „Als er aber nach dem Verkaufe...." in St. 29 des 2. Heftes der deutschen Stilistik mehr angepaßt werden. Druckfehler oder Versehen von irgend einer Bedeutung sind Ref. nicht begegnet.

III. Der in den besprochenen Übersetzungsaufgaben enthaltene Wortschatz findet sich nahezu vollständig in dem zu diesen gehörigen getrennt herausgegebenen Wörterbuche verzeichnet; es

fehlen nur „Buhlerei treiben“, „Gans“, „Gymnopaidien“, „hinausstürmen“, „Paean singen“ und die Adjektive, durch welche Bestimmungen wie „des Kyros“, „aus Magnesia“, „aus Maroneia“, „von Trapezunt“ im Griechischen wiedergegeben werden sollen. Die Anordnung der Wörter jedoch bedarf, um streng alphabetisch zu sein, einer gründlichen Durchsicht und Verbesserung. Auf S. 56 ist unter „nicht“ ein störendes Versehen im Drucke wahrzunehmen.

Linz. Ernst Sewera.

Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt Von E. A. Georgy. Leipzig, Ed. Avenarius 1904.

Es ist das Verdienst dieses leider nicht immer klar, leicht, natürlich und übersichtlich geschriebenen Buches, durch eingehende Behandlung und Durcharbeitung des Stoffes viele Momente, Beziehungen und Tatsachen hervorgehoben und zur Verhandlung gebracht zu haben, die leicht entgehen können. Was diejenigen Ansichten G.s betrifft, mit denen ich mich nicht einverstanden erklären kann, so lassen sie sich m. E. auf seinen eigenartigen Standpunkt als auf ihre Wurzel zurückführen. Diesen will ich darum beleuchten und mich vorwiegend an die leitenden Gedanken halten.

Hebbels Tragödie ist seine „realisierte“ Metaphysik und diese ist zugleich seine Theorie des Tragischen. Er selbst hat das oft und deutlich ausgesprochen und auch G. dürfte es zugeben. Trotzdem geht er auf H.s Metaphysik nicht ein. Den Anhang (319 ff.) kann man nicht einmal als Versuch eines solchen Eingehens bezeichnen, denn er enthält größtenteils G.s Gedanken und bietet außerdem nur die bekannte Aneinanderreihung H.scher Lehrsätze ohne jede Erläuterung (326 m. bis 330 u.). Wenn aber schon das „Wort über das Drama“ oder die „Vorrede zur Maria Magdalene“ eines ausführlichen Kommentars bedürfen, um als erleuchtende Dokumente der H.schen Theorie des Tragischen figurieren zu können, und wenn die Darlegung derselben ein ganzes Buch erfordert (326 o.), so wird von der aufklärenden Wirkung nicht kommentierter Exzerpte aus jenen Abhandlungen nicht viel zu erwarten sein. Der Grund des Verfahrens G.s ist ebenfalls in seinem Standpunkte zu suchen.

G. ist Kunstmetaphysiker. Er hat ein Kunst- und Lebensideal „die Idee“, welches er zugleich als Substrat alles Seienden absolut setzt. Die Anforderungen desselben sind für jedermann bindend, seine Verwirklichung ist das Ziel alles Lebens. „So gewiß wir aber in der Idee leben, weben und sind, wie der ganze Weltorganismus, so gewiß in jeder einzelnen Erscheinung sich die Idee und eine bestimmte, von ihr losgetrennte Idee die Form baut,

so gewiß in jedem echten Kunstwerk". Fragen wir, welche Idee Hebbel in seinem Werk durchführt, „so ist es eben die Idee". (IX u., X o.) In der reinen Anschauung der Dichter spiegelt sich die Welt, wie sie ist, und in dieser das Walten der Idee (333 u.), welches sich also in der Dichtung offenbaren muß. Es ist klar: der echte, aus der Tiefe des Gemüts schöpfende Dichter (IX u.) gestalte, was er wolle, in allem muß die Idee walten (vgl. 320 Arten des Tragischen). So muß uns auch das volle Verständnis z. B. eines Hebbel die Werke seiner großen Vorgänger erschließen (334 m.) — wir treten ein in den Kreis aller Geistesverwandten (321 m.), die die Idee, das *ἓν καὶ πᾶν*, wahrhaft schauen (325 o., 322 u.).

Die Tragödie H.s (er ist ein echter Dichter) zeigt „Lebensprozeß" und „Weltorganismus", wie sie sind, und das Walten der Idee, die wir in unserem Handeln zu bewähren haben (338 u.). Sie „deutet das Zeichen des Welträtsels", in ihr können der Mann, das Weib, der Handwerker, Staatsmann, Gelehrte, Arbeiter sich erproben und ziehen lassen (332 m.), sie weist uns auf die Arbeit an der Erfüllung „des Gesetzes", die wir noch zu leisten haben (207 u.), sie wird den fernsten Geschlechtern viele Lebenswerte auslösen (XII u.) und leitet vielleicht ein neues Jahrtausend ein (VII u.); „sammelt Hebbelbrocken, und ihr gebt dem dürstenden und hungernden Volke Speise, die ins Leben quillt" (239 o.).

So viel von G.s Metaphysik. Im Anschluß an sie ist eine prinzipielle Frage zu erörtern. G. setzt sich das Ziel, „den Ideengehalt der Tragödie H.s herauszustellen" (VIII o.). Das kann zweierlei bedeuten: entweder G. versucht, die Gedanken festzustellen, die H. in seiner Tragödie veranschaulicht zu haben glaubte, oder G. breitet Gedanken aus, die er aus ihr herausliest, gleichviel, welche Gedanken H. zum Ausdruck bringen wollte. G. tut m. E. das Zweite; mit einer fertigen Metaphysik tritt er vor H.s Dramen und liest aus ihnen heraus, was diese ihm gestattet. Das ist sein gutes Recht. Ganz gewiß darf jeder ein Kunstwerk zum Spiegel seiner Anschauungen machen. Leider hat es G. in allererster Linie für sich allein getan, denn er bemüht sich nicht, seine Anschauungen besonders klar und deutlich hinzustellen. (Man lese, was er über „Judith" schreibt). Will er das deutsche Volk (VII o.) deutlich und lebendig miterleben lassen, was er H.s Dramen gegenüber erlebt, so muß er es mit seiner Weltanschauung so vertraut machen, daß es in ihr zu Hause ist — wenn er nicht der Ansicht ist, jeder Einsichtige müsse sie als eine an sich evidente teilen, und wer das nicht tue, habe überhaupt nicht mitzureden — und ich glaube, dies ist der Fall. Damit kommen wir auf G.s eigene Meinung über sein Ziel. Ich sagte: „G. tut m. E. das Zweite"; er könnte aber glauben, das Erste getan zu haben, und ich glaube, auch dieses ist der Fall; auch dazu nötigt ihn seine Metaphysik: sie ist der Art, daß er glauben muß, erstens müsse

sie jeder Einsichtige teilen, und zweitens, er müsse in seiner Darlegung diejenigen Ideen durchaus und vollständig treffen, die H. allein zum Ausdruck zu bringen beabsichtigen konnte. Wenn nun H. 1. nicht überall „den reinen Besitz der Idee erprobt" (334 o.) oder 2. „über sein Drama nicht immer Recht hat" (X o.) oder 3. für die Spezialidee eines Dramas die prägnante Formel nicht geprägt hat (286) oder 4. eine verkehrte (61 u., 62 o.) — so hat er 1. die Idee, die darzustellen er allein beabsichtigen konnte, nicht in voller Plastik, nicht ganz rein und rund herausgebracht oder 2. er täuscht sich hinterher ab und zu über das, was er geleistet hat und allein (als „echter" Dichter) leisten konnte, oder 3. er hat zwar die Idee erfaßt und in bestimmter Form verkörpert, aber nicht diejenige ganz bestimmte sprachliche Einkleidung dieser Form gefunden, die unter allen Umständen existieren und auffindbar sein muß (X m., 15 u.), oder 4. er glaubte, eine andere bestimmte Form der Idee verkörpert zu haben, als die, die er verkörpert hatte und allein verkörpern konnte.

Steht es so, soll jeder glauben, H. selbst würde zu G.s Buch sein Ja und Amen haben geben müssen, und wer anders über ihn denke, verstehe ihn nicht oder genieße ihn nicht rein, weil hier Axiome vorgetragen werden, gegen die zu *opponieren*, ein sich selbst richtendes Verfahren sei — dann muß im Namen aller derer opponiert werden, die nicht auf dem Boden der *von G.* vertretenen Metaphysik stehen; denn nur den sie Anerkennenden darf jener Glaube (eben weil sie zu ihm nötigt) oktroyiert werden. Ich glaube nicht an diese Metaphysik, ich glaube nicht, daß uns im „reinen" ästhetischen Genuß der Schlüssel zum Weltall gereicht wird, daß er uns „das" *ἓν καὶ πᾶν*, die „Idee" und ihr Walten, offenbart und das wahrhafte Sein und Wesen aller Dinge und ihr Verhältnis zu ihrem Urgrunde, und ebensowenig, daß die *„echten"* Dichter das Lebensrätsel lösen, den Lebensprozeß darstellen, wie er absolut „ist", und die Idee und ihr Walten veranschaulichen. Fragt man, woran man echte Dichter erkennt, so kann vom Standpunkte G.s die Antwort nur lauten: daran, daß sie die Idee und ihr Walten veranschaulichen. Nicht besser steht es, wenn man fragt, wer denn „rein" genießt. Eine Metaphysik, die sich auf dogmatische Behauptungen stützt und sich in Zirkeln bewegt, darf man ablehnen.

Was G. nicht in hoher, zu einem Weltbewußtsein gesteigerter Intuition, sondern m. E. lediglich in seiner Ergriffenheit aus H.s Dramen herausliest, ist also nicht notwendig das, was H. in seinen Dramen aussprechen wollte und mußte, geschweige denn die Lösung des Lebensrätsels. Soviel von G.s Standpunkt. Was nun seine Ansichten betrifft, so würden sie mit denjenigen H.s identisch sein, wären die beiderseitigen „Ideen" identisch. Dies ist aber m. E. nicht der Fall. H.s „Idee", seine „Wahrheit", ist ein unerbittliches, alle Eigenart zertretendes Gesetz und nicht,

wie die G.s, ein „Ideal", dessen Priester der Dichter ist, d. h. etwas, wovon wir wissen und wonach wir streben, dem alles entgegenringt, was in unserem Herzen nach Aufschwung und Erhebung ruft und, die heilige Flamme frommer Begeisterung entzündend, hinüberschwillt in die Frucht des vollen Bewußtseins unseres eigenen Wertes. Für G. enthält die Tragödie den Hinweis auf eine Verwirklichung dieses Ideals, die die Welt zum Paradies des Menschen macht; nach H. zeigt sie das Resultat eines Kampfes, das nur darum versöhnlich ist, weil Kampf und Resultat notwendig sind im Interesse einer Idee, deren Verwirklichung die Welt zur Schädelstätte alles Individuellen macht, das G. konserviert und veredelt wissen will. Die Sittlichkeit, die H. verkündet, ist die Notwendigkeit des Weltgeschehens, deren Anblick versöhnen soll, weil er zeigt, daß unser Leben nicht zweck- und ziellos ist. Diesen „dunkeln Gedanken" will seine Kunst abwehren, sie ist „Notwehr", kein Kodex idealer Moral. Was immer sein und geschehen mag, sie zeigt, daß es notwendig ist als Selbstbewegung des Weltganzen. Weil dieses als vernünftig angenommen werden muß (nicht *a priori* erkannt wird; durch einen „Sprung" löst die Kunst ihre Aufgabe), ist diese Notwendigkeit sittlich. Die Einsicht in sie ist (im Gegensatz zum alten des Glaubens an einen persönlichen Gott) das „neue Fundament" unseres Lebens, das H. aufzeigen will; kein Imperativ: So sollt Ihr leben!, sondern eine Einsicht: So irrt Ihr! solche Verwüstungen richtet Ihr unter Euch an, aber fürchtet Euch nicht, es ist notwendig; tut, wie Ihr müßt, die Ausgleichung muß im vernünftigen Weltganzen liegen — das tröste Euch! Was sich daraus an praktischen Normen für uns gewinnen läßt, sagt H. nicht, weil er sich darüber selbst nicht klar ist; die „Tragödie der Zukunft" hat er nicht geschrieben — er war so weise, das zu unterlassen.

Im Sinne einer solchen Auffassung ist es falsch zu sagen, das „Handeln" oder die „Tat" sei das Sittliche und Notwendige, und Judith und die Bethulier erfüllten es nicht, weil sie den Kampf aller bis zum Sieg oder zur Vernichtung nicht befürworten, bezw. durchführen (2 m., 3 m., 9 u., 10 o., 12 m. usw.), und Holofernes auch nicht, weil er seine Kraft nicht zu bestimmen wisse (21 u.), oder Mariamne sei das Gepräge der Notwendigkeit aufgedrückt (166 o.), weil sie „Innerlichkeit" besitze, oder Herodes verfehle das Notwendige als Gatte, weil er nicht offen gegen Mariamne, nicht „innerlich", sondern „äußerlich" sei (151 o., u.), treffe es aber als Staatsmann (150 u., 157). Das heißt, im Notwendigen und Sittlichen das im Interesse der Verwirklichung unserer Lebensideale Wünschenswerte erblicken oder das im Sinne derselben Lebenswerte, es heißt, das nach Maßgabe eines Lebensideals im individuellen Kreise zu Billigende absolut setzen (wir kommen gleich auf ein eklatantes Beispiel). Damit hängt es zusammen, daß G. oft zwei Parteien herausfindet: die, die gegen

das Ideal fehlt, und die, die es hütet und für dasselbe eintritt. So stehen z. B. Mariamne und Rhodope vor uns, wie Engel des Lichts, um die sich ganze Gemeinden von „Innerlichen" oder der Sitte Dienenden scharen (189 o., 154 u., 191 m., 285 u. usw.). Den Herodes möchte G. dagegen immer „korrigieren" (189 m.), er ist ganz „äußerlich", Kandaules frevelt grausam gegen die (absolut gefaßte!) Sitte (269 m., 279 m., 280 m.), „die Zeit kann ihn nicht entschuldigen" (278 u.), aber schließlich meint G. doch, man könne ihm verzeihen — weil Rhodope ihm verzeiht. Hier sieht man deutlich, wie er das Sittliche nicht in H.s, sondern in dem von mir charakterisierten Sinne faßt: Rhod. ist, weil sie das Ideal im individuellen Kreise hütet, „die erste und letzte Instanz", „die Trägerin der Sitte" (284 m., 285 o.) und als solche maßgebend. Und weiter: Daß Rhodope stirbt, ist keineswegs der im Sinne einer Selbstkorrektur der Menschheit notwendige Rückschlag auf sie und ihre Welt, sondern nur „der sich aus der Handlung ergebende äußere Abschluß", während der „innere, auch äußerlich genügende" dieser letzten Wendung nicht bedurft hätte. Natürlich: der böse Kandaules war tot, der Sitte war genügt, wozu braucht da die Vertreterin der Sitte zu sterben? Nein! Der „Sittlichkeit" im Sinne H.s gegenüber ist Rhod. genau so schuldig, wie Kand. Keine Person des Dramas hat im absoluten Sinne Recht, keine läuft im absoluten Sinne ins Böse aus, jede ist berechtigt und notwendig. Sie prallen notwendig aneinander und das Sittliche, was dabei herauskommt, liegt in der Summe aller korrektiven Schläge, die sie dabei erhalten, und nicht darin, daß das „Ideal", dem die Guten dienen und gegen das die Bösen fehlen, siegreich als *idea triumphans* bestehen bleibt, den übrigbleibenden Guten ein Trost, den Bösen eine Warnung. Darum ist auch alle Zukunftsmusik (H.s Tragödie kann gar nicht über sich selbst hinausweisen) unangebracht; z. B. daß einmal eine Zeit kommen wird, in der die Gatten „innerlich" mit einander leben (vgl. 207) oder eine Bernauerin „einen Fürstenthron besteigen wird" (257 m.) — nebenbei: warum nicht „freiwillig ihrer Liebe entsagen wird?" (aber das wäre nicht im Sinne des „Ideals").

Nach G. ist es die Idee, also das Ideal, das sich in bestimmter Form in den Dramen seinen Körper baut (293 u., 269 m., 177 u., 175 m., 14 o. usw.). Wenn nun aber so ideale Wesen, wie Agnes, Rhodope oder Mariamne, grausam zertreten werden, ist dann nicht H.s Tragödie das Versöhnungsloseste und Niederdrückendste, was je geschrieben worden ist, und die Welt, in der solches möglich, eine grauenhafte? Die Schädelstätte der Gottheit? Wie ist solches möglich? G. sagt: „Also erniedrigt und am Kreuze erhöht — nun wir haben es zum Überdruß erfahren, das ist das Schicksal des Schönen auf Erden", „jede Verkörperung des Ideals auf Erden ist dem Untergange geweiht", „damit die Gesamtheit ist", und diese ist nur, „damit sie ein neues Schöne

erzeuge" (224 m., u., 225 o.). Da haben wir's: „Das Los des Schönen auf der Erde!"[1]) G. bemüht sich auch, Schuld und Geschick des Herodes dadurch zu motivieren, daß er zeigt, wie dieser an sich prächtige Mensch vom rechten Wege, der zum Guten, zum Ideal, führt, abgedrängt wird (148 u., 149 o., 156/7, 208 u., vgl. 80 o.), und ferner, wie Mariamne, indem sie standhaft und fest am Guten, am Ideal, hält (die „Innerlichkeit" nicht verletzt), sich selbst in den Untergang treibt (211, vgl. 169 u., 208 m.). Die Guten wollen also „ihren guten Kern entwickeln" (220 m.), aber „mit solchem schönen Pathos, das uns weit über uns hinaushebt, bleiben wir dem Urgrund aller Dinge verschuldet", wir werden unausweichlich und, ohne dafür zu können, „Ursachen" von „Wirkungen", die sich zerstörend gegen uns richten (223 o. u. 224 o., 240/1. 263). Das ist die „allgemeine Schuld des Geschlechtes", das ist es, was uns „als Einzelwesen von vornherein" „schuldig" sein läßt (241 m. usw. vgl. 15 o.). Also: das Ideal treibt uns, es zu „gestalten", und zerschlägt selbst immer wieder den schönen Bau (was wir retten, ist nur die Freiheit des Willens zum Guten [262/3]), das Ringen nach ihm nährt selbst die Gewalten, die es vereiteln, das Ideal rast gegen sich selbst. Und diese Idee soll ein „neues Fundament" abgeben, daraus wir Trost schöpfen? — Die Ursache solcher Wirkungen, die es aus der Welt treiben, ist das Individuum nach H. allerdings, aber nur darum, weil es in seiner individuellen Beschaffenheit nicht in die Welt paßt, weil es das Gegenteil von „schön" ist, und nicht, weil das Schöne auf Erden untergehen muß. Wenn H. wertvolle Persönlichkeiten auf die Bühne stellt, so will er zeigen, daß Sein und Leben selbst der Besten Irrtum ist, und dadurch die Notwendigkeit der Brechung alles Individuellen, den Ernst der Angelegenheit und die Erhabenheit der Weltvernunft besonders deutlich machen. Er zeigt nicht, daß das Schicksal die Menschen grausam narrt, indem es ihr heiligstes Streben zu ihrem eigenen Verderben lenkt, sondern daß, was wir sind und tun, mag es uns noch so vortrefflich vorkommen, ein heilloser Irrtum ist, dem zu verfallen und den einzusehen (z. B. Kandaules), bezw. zu sühnen (z. B. Herodes) gleich notwendig ist. Darum ist jeder schuldig und berechtigt. Nie kann es in der Welt, die H. in seiner Tragödie symbolisiert, ein Streben, eine Betätigung im Sinne des einzig möglichen und würdigen Zustandes, des „Ideals", geben (vgl. 23 m.), nie kann dieses sich realisieren, solange es so beschaffenes Individuelles gibt, als H. vorführt, und dennoch muß es realisiert werden, was eben eine Brechung und Vernichtung des Individuellen voraussetzt. G. begeht den Fehler, das Ziel individuellen Strebens, das er gut heißen kann, als absolutes Ideal zu

[1]) Man halte mir ja nicht Tagebücher III Nr. 4340 entgegen; dort ist von etwas ganz anderem die Rede.

setzen und die Personen vom Standpunkte desselben aus zu beurteilen. So glaubt er auch zu wissen, was diese hätten tun müssen, weil er zu wissen glaubt, wie die Idealwelt beschaffen sein muß. Damit geht er über H. hinaus, der nur weiß und zeigt, was die Personen notwendig tun und was daraus folgt, aber nicht uns begreiflich machen will, was sie hätten tun sollen, um der Idee zu genügen; denn das weiß er selbst nicht, sonst hätte er es gesagt, sie es tun lassen und damit nicht nur ein „neues Fundament", sondern zugleich „neue Institutionen" gegeben und das geschrieben, was er „Tragödie der Zukunft" nennt.

Mit dem genannten Fehler hängt es zusammen, daß G. die Anekdote (Symbol) und das ideelle Ereignis (zu Symbolisierendes) konfundiert. Die skizzierten metaphysischen Verhältnisse ergeben ein ideelles Ereignis (es ist immer das gleiche), welches H. in den Symbolen individueller Begebenheiten (Anekdoten) veranschaulicht. Diese haben natürlich „Ideen", d. h. es dreht sich in ihnen um bestimmte Gegenstände der Menschheit, um Lebensgüter, um Institutionen, z. B. um die Sitte (Gyges) oder den Staat (*Bernauer*). Diese sind nicht die Idee, sondern Symbole derselben. Und wie Sein und Tun des Menschen überhaupt nie der Idee adäquat ist, so auch nicht Sein und Tun der Personen der Tragödie den Symbolen der Idee. Keine Person im Gyges genügt der Sitte, auch Rhodope nicht, keine in Agnes Bernauer der Staatsidee, auch *Herzog* Ernst nicht! Erst zum Schluß überkommt sie eine Ahnung ihres einzig möglichen Verhältnisses zu jenen Symbolen und damit *zur* Idee, zum sittlichen Weltganzen selbst, die in dem Momente aufblitzt, in dem sie die korrektiven Schläge, deren Summe der *Idee* die notwendige „Satisfaktion" verschafft, in Ergebenheit hinnehmen, bezw. freiwillig herbeiführen. Dies tut Rhodope, indem sie sich tötet (sie muß sterben, sonst wird die ganze Tragödie zur Farce, sonst schlägt die sittliche Weltordnung sich selbst ins Gesicht), Kandaules, indem er in einen Kampf geht, dessen Ausgang ihm klar ist (G. führt es auf „ritterliche Bereitwilligkeit" zurück, „die Sühne allein zu tragen" [283 u.]), und auch Gyges, indem er den Tod Rhodopes erträgt: „Erst Deine eig'ne, Gyges!" (Vs. 1933); dieses Wort interpretiert G. nicht. Es ist nicht etwa ein nebensächliches Detail, sondern für den Ideengehalt von allergrößter Bedeutung. Hier liegen die Momente, die H. veranlaßten, diese Tragödie als seine reinste, nicht mehr zu überbietende zu bezeichnen. Da kommt ein anderer Kandaules heraus als der ritterliche, „impulsive" Junker, den G. nach einem von H. nicht entworfenen Muster gezeichnet hat. Gewaltsam konstruiert erscheint mir besonders das über seine Stellung zur Kunst Gesagte; er hat den „sittigenden" Gehalt der ästhetischen Formen nicht begriffen, er bleibt in der „formalen Harmonie" stecken, bevormundet die Kunst seines Volkes und beauftragt gar den „Kenner" Gyges, ihm die

Schönheit Rhodopens zu bestätigen 278 m.—280 o. Was versteht denn Gyges davon!

Was aus der Anekdote vom Standpunkt eines bestimmten Ideals aus an allgemeinen Gedanken zu gewinnen ist, hat G. mit großem Geschick, Umsicht und Scharfblick herausgezogen; leider setzt er es (weil er das von den „Guten" Erstrebte als Ideal schlechthin faßt) als ideellen Gehalt. So kann er den schwerwiegendsten Vorwurf, der gegen H.s Tragödie zu erheben ist, nämlich, daß das ideelle Ereignis sich nie zwanglos aus der Anekdote ergibt, gar nicht erheben, sondern überschüttet sie fast durchweg mit uneingeschränktem Lob.

Das wesentlich Neue, was G. bringt, sind die Spezialideen, die er zu den verschiedenen Dramen aufstellt. Bei Formulierung und Nachweis derselben verfährt er sehr willkürlich, was mit seinem Standpunkte zusammenhängt, und verfällt in kühnes, zum Teil auf Wortspielen beruhendes (z. B. 280 u., 272 u.) Konstruieren. Titus z. B. sagt: „Sie steht vor einem Mann, wie keine stehen darf! Drum endige" (Vs. 2940/2). Das wird kaum jemand für eine Aufforderung, Mariamne freizusprechen, halten. G. tut es; Titus ist „innerlich", Mariamne hat ihm, indem sie ihn veranlaßte, das ungerechte Gericht anzuerkennen, „zu reinerer Innerlichkeit" verholfen; da muß er natürlich für die gute Sache eintreten (190 u.). Herodes straft an Mariamne „was sie ward und was sie ist" (Vers 2730), d. h. m. E., daß sie ihm ein „unheimliches Rätsel" ward, wie H. sagt, das ihm die Ruhe raubt. G. meint, er straft ihre „Innerlichkeit". Es muß durchaus alles auf Innerlichkeit, bezw. Äußerlichkeit zurückzuführen sein; hat ja doch die Idee der Innerlichkeit sich selbst ihren Körper in der Tragödie gebaut. „Der eine hackt dem andern seine „Extremitäten", „Äußerlichkeiten" ab, dem brennen seine Fleischesqualen nach innen, Sameas verinnerlicht seinen Fanatismus und kündet vom Kind in der Krippe, dem „Triumph der Innerlichkeit". Dem setzt die „Äußerlichkeit" ihr: Schlagt ihn tot! entgegen. (190 o.) Die heiligen drei Könige führt die Innerlichkeit zusammen (195 m.). Was haben denn sie oder Christus z. B. mit Titus zu tun oder Sameas mit Mariamne! So tief auch G. das Historische (hl. drei Könige, Christus, Uhrenmenschen 183 u., dazu 141 u., 184 o., 205 u.) erfaßt hat, in seinem Bestreben, alles unter denselben Terminus zu bringen, geht er zu weit. Übrigens hätte gezeigt werden müssen, wie H. gewisse Ungereimtheiten der Überlieferung, von denen er wiederholt spricht, „in Vernunft aufgelöst" hat (es handelt sich besonders um Mariamne und Joseph); dies ist durchaus nicht so einfach, daß es keiner Erörterung bedarf. Zu weit geht es ferner, wenn gesagt wird, daß sich die Idee des Opfers, der Beugung des Einzelwesens unter die Gesamtheit (Bernauer), bereits im äußern Aufbau der Tragödie ankündige (216 u., vgl. 213 o. Ähnlich Judith betr. 1 u.) oder in Herzog Ernsts Urteil über das Grabmal seiner Ge-

mahlin (227 u.). Ferner: Der alte Bernauer „opferte“ Agnes dem Herzog, als er sie ihm zur Frau gab. Theobald opfert (den würde ich symbolisch fassen, als Verkörperung der Wirkungen, die Agnes entfesseln würde, wenn es Ernst nicht verhinderte, vgl. 223 u.). Albrechts Freunde opfern, selbst Preising (245/6). Daß dieser wider seinen Willen die Exekution veranlassen muß, kann indessen als Opfer bezeichnet werden. Albrecht opferte zunächst nur seinem Egoismus, also nicht echt (251 m., dagegen 228 m.), und Ernst opfert seltsamerweise nicht, indem er den Herzogsstab abgibt (258 o.), sondern vorher, ja er opfert sogar, damit Agnes sich möglichst straflos ihres Glückes erfreue (251 o. Es ist unschwer zu erkennen, wie diese Auffassung zustande gekommen ist). Stark im Sinne der eigenen Metaphysik konstruiert ist, was 240 m., u. über die Schönheit gesagt wird: Gäbe Agnes den Gatten auf, so hörte sie auf „schön“ zu sein, d. h. sie handelte nicht dem Ideal entsprechend und würde dann auch bald äußerlich, infolge Grames, nicht mehr schön sein (vgl. auch 280 u.).

In Maria Magdalene ist alles „maßlos“, selbst das Schicksal waltet in einer maßlos zu nennenden (114 m., 121 u.) Weise (110 u., 111 m., 118 u., 123 u., vgl. 120 m.). Klara ist in ihrem Leiden „gewissermaßen maßlos“ (118) und Anton bleibt in Maßlosigkeit und als warnendes Beispiel zurück (105 u., 108 o., 114 o.). Hebbel sagt ausdrücklich, daß er sein Mißverhältnis zur Welt ahnt. Hier dürfte einer der Fälle vorliegen, in denen der Dichter über sein Drama „nicht Recht“ hat (X). Der Übergang der Herrschaft an Gyges vollzieht sich ohne Revolution u. dgl., d. h. „in Sitte“ 285 o. Den Bemerkungen über seinen Ring (282) kann ich nicht beistimmen. Darnach war es ein besonderes Vergehen gegen die Sitte, daß der König den Träger so geheimnisvoller, gefährlicher Kräfte, die nur mit Hingabe der ganzen Persönlichkeit gerufen werden dürfen und an die wir glauben (NB. ich nicht und H. auch nicht!), als gerade sich darbietendes Mittel zu seinem schnöden Vorhaben mißbrauchte, das sich auch auf einem anderen Wege ins Werk setzen ließ.

Diese Stichproben mögen genügen. Man sieht, es geht bei G. alles aus e i n e m Prinzip. Wer sich dieses nach Möglichkeit klar gemacht hat, wird das Einseitige und Verfehlte erkennen und trotzdem vieles Wertvolle finden; ich habe das Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand gelegt. Was z. B. über das Verhältnis des Meisters Anton zu Klara gesagt wird, über die Liebe der Agnes, über Leonhard, über das Verhältnis der Gatten im Herodes (dies ist besonders eingehend und ganz ausgezeichnet behandelt[1]), enthält nach Abzug dessen, was auf Rechnung des eigenartigen Stand-

[1]) Man beachte z. B. die ausgezeichnete Bemerkung über die Liebe Salomes 166 u., 167 o. Sie und Alexandra sind vorzüglich wiedergegeben, nur wünschte ich dem Bilde der letzteren brennendere Farben.

punktes G.s kommt, des Vortrefflichen und Lehrreichen viel. Das Historische ist mit sicherer Hand durchweg tief erfaßt; die Skizze der Handlung der Agnes Bernauer ist gerade in der Auffassung desselben glänzend und findet in der Betrachtung über Reich und Kirche (254 u.) eine würdige Ergänzung.

Weil ich das Buch trotz der besprochenen durchgehenden Mängel jedem empfehlen möchte, der sich für H. interessiert, glaubte ich, bei der Darlegung der m. E. zwischen H.s Absicht und G.s Meinung bestehenden Differenzen und ihres Grundes länger verweilen zu sollen.

Würzburg. Arno Scheunert.

R. F. Kaindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung. (XVII. Teil von M. Klars „Die Erdkunde".) Leipzig u. Wien, Fr. Deuticke 1903. VII u. 149 SS. Preis im Einzelverkauf 6 K.

Der Verf., Historiker von Beruf, hat durch eigene tüchtige Forschungsarbeiten bewiesen, daß die Liebe zur Volkskunde nicht nur auf seinen Lippen, sondern auch in seinem Herzen sitzt. Er hat deshalb ein Recht, auch anderen diese Liebe einpflanzen zu wollen. Sein Buch sucht die Wichtigkeit der Volkskunde für die anderen Wissenschaften darzutun sowie über ihre Ziele und die dabei zu befolgende Methode aufzuklären.

Das Buch wendet sich vornehmlich an den Lehrerstand, es wird aber hoffentlich auch, wem immer es in die Hände kommt, sich als nützlich erweisen. Die Wärme der Darstellung und eine gewisse behagliche Breite werden das Buch auch dem verständlich machen, der solche Studien bis jetzt nicht getrieben hat.

Möge das Buch recht vielen bekannt werden, damit die Zahl der volkskundlichen Sammler und Arbeiter sich kräftig vermehre und die Volkskunde endlich einmal jenen Rang einnehme, der ihr zukommt. Gerade jene Männer, die an Orten tätig sind, wo die Literatur zu anderer wissenschaftlicher Betätigung schwer oder gar nicht zugänglich ist, könnten hier ein lohnendes Arbeitsfeld bebauen lernen und Freude und Genugtuung ernten.

Auch der Kundige wird Kaindls Buch nicht ohne ein Wort des Dankes aus der Hand legen. Daß man dem Verf. in allem zustimmt, das kann er nicht verlangen. Heute ist aber nicht die Zeit zu solchen Auseinandersetzungen gekommen. Möge die Volkskunde früher mehr erstarken. Das Einigende ist so überwiegend, daß die Differenzen vertagt werden können. Auch dafür wird die Zeit kommen.

Nur ein Wort *pro domo.* S. 128 kämpft Kaindl gegen „die Entdeckung . . . der germanischen Göttin Onewaig". Es ist mir nicht im Traume eingefallen, von einer Göttin zu reden. Die Deutung von Onewaig, der Kaindl zustimmt, nämlich die Erklärung von Onewaig = „Ohne Weihe" habe ich selbst (Mitteilungen der Anthrop. Ges. Wien, XXI. S. 121, Anm. 2) erwogen. Und als Autorität stellt mir Kaindl Hrn. Fritz Sal. Krauss gegenüber!

Graz. Rudolf Meringer.

Dr. Karl Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, Verlag von F. Tempsky 1904. Preis 2 K 60 h.

Es muß vor allem festgestellt werden, daß dieses Lehrbuch in seiner ganzen Anlage eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Lehrbuch des Mittelalters von A. Zeehe aufweist. Kenner des Zeeheschen Werkes werden bei der Lektüre des Buches von Dr. Woynar, man kann sagen fast auf jeder Seite, alte Bekannte finden. Freilich, ob man da die Worte, die z. B. über Zeehes Neuzeit in der Zeitschr. f. d. Realschulwesen (24. Jahrg., Heft 11) einmal fielen: „Der Eindruck ist vor allem der, daß jedes geschichtliche Ereignis in dem vollen und deutlichen Pragmatismus erscheint, den nicht derjenige herzustellen vermag, der aus fünf Büchern ein sechstes macht, sondern nur der, dem die Literatur völlig vertraut ist, der sie in Wirklichkeit beherrscht" — auch von Woynar wird gelten lassen können, will ich dahin gestellt sein lassen.

In der Sucht, Zeehe womöglich noch in der Dispositionskunst zu übertreffen, wird stellenweise die Kunst zur Künstelei, die Sorgfalt zur Komplikation, das Eingehende und Umfassende der Gliederung zur Überladung, was dem Ganzen nicht Klarheit und Durchsichtigkeit verleihen kann, sondern auf die Schüler oftmals eher verwirrend wirken muß. Woynar sagt in seinem Begleitwort, er habe, um die größeren geschichtlichen Zusammenhänge zu zeigen, Überschriften gewählt, die das Tatsächliche oder die Ergebnisse der betreffenden Entwicklungsreihe bezeichnen, während Titel, die einen Zeitraum bloß äußerlich fixieren, ängstlich vermieden worden seien. Dieses Vorgehen kann nicht überall und unter allen Umständen als richtig bezeichnet werden. Denn im allgemeinen gehören Ergebnisse nicht an die Spitze, sondern an das Ende der betreffenden Entwicklungsreihe. Und dann läßt sich nicht immer alles unter einen Hut bringen; wenn es auch wahr ist, daß Jahrhunderte unter dem Banne einer Idee oder im Zeichen einer einzigen großen Bewegung stehen, wie eine solche z. B. der Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum war, so ist

anderseits doch oftmals ein Zeitraum so vielgestaltig und von heterogenen Ereignissen erfüllt, daß man mit einem kurzen Schlagwort unmöglich alles zusammenfassen kann; in solchen Fällen ist ein den Zeitraum äußerlich fixierender Titel meist immer noch das beste; manchmal aber versagt überhaupt die allzu „einheitliche" Gliederung. Woynar betitelt den II. Teil des sechsten Abschnittes seines Buches: „Vorherrschaft der kirchlichen Ideen". Die Unterabteilungen heißen merkwürdigerweise: „Lothar der Sachse und Konrad III." (wo ist da von der Vorherrschaft der kirchlichen Ideen die Rede? Erzählt wird uns in Wahrheit der erste Kampf zwischen den Staufen und Welfen), „Heinrich Jasomirgotts Vermählung mit Gertrud", die Begründung (?) der römischen Republik durch Arnold von Brescia und Konrads III. Ausgang". Nach dem, was in der Hauptüberschrift angekündigt wird, kann man mit der Laterne suchen, man wird nichts finden. Ich wäre dankbar, wenn mich jemand über den Sinn dieser Gliederung aufklärte; denn ich weiß wohl, daß diese Epoche die Zeit des zweiten Kreuzzuges, die Zeit Bernhards von Clairvaux ist, aber davon müßte doch auch in diesem Kapitel vor allem die Rede sein! Im achten Abschnitt (Späteres Mittelalter seit dem Zwischenreiche; darauf entfällt nur ein Hauptteil, das frühere Mittelalter ist aber mit sechs Hauptabschnitten bedacht) kommt der Verf. mit seinen Grundsätzen ein wenig ins Gedränge: Er findet kein kurzes, einheitliches Schlagwort und so folgt denn der lange Titel: „Die zwei letzten (soll richtig heißen: Die letzten zwei) Jahrhunderte des Mittelalters. 1273 bis 1493 (es wird also doch „äußerlich fixiert" !), „Das deutsche Königtum losgelöst von den Plänen einer Weltherrschaft (!)". „Verfall des Papsttums und der Kirche". „Entwicklung nationaler Staaten". Die zeitliche Abgrenzung hätte hier vollkommen genügt; in der Einleitung zu diesem Zeitalter, welche Woynar ja dann doch auch folgen läßt, kann man mit kurzen, aber zusammenhängenden Worten viel besser sagen, was im Titel nur verkümmert, manchmal recht dunkel, angedeutet wird (vgl. Zeehe). In dem „Kampf der Staufer und des Papsttums um die Weltherrschaft" (Sechster Abschnitt, III. Teil) erscheinen als Punkt *C* die Kreuzzüge. Sowohl gegen die Disposition wie gegen die Auswahl der Stelle, an welcher die Kreuzzüge eingeschoben sind, kann man berechtigte Einsprache erheben. Denn mit welchem Recht kommen die Kreuzzüge in den Kampf der Staufer und des Papsttums? Und gegen die Einschaltung der Kreuzzüge zwischen die Zeit der ersten Doppelwahl in Deutschland und der Regierung Friedrichs III. läßt sich so manches einwenden: dadurch wird z. B. eine natürliche Entwicklungsreihe, die Herrschaft der Staufer, unterbrochen. Da die höchste Machtentfaltung der Päpste schon eine Folge der Kreuzzüge war, sollen dieselben auch bereits vor der vollendeten Theokratie besprochen werden. Auch empfiehlt es sich sehr, die nunmehr ohnedies schon lange Reihe der deutschen Kaiser nach Hein-

rich V. nicht ohne Unterbrechung noch weiter fortzuführen. Wie schön und ungezwungen versteht doch Zeehe — gerade in diesem Falle — vom Investiturstreit zu den Kreuzzügen hinüberzuführen: In anschaulichster Weise werden die Folgen des Investiturstreites dargelegt: „Das kirchliche Leben nahm einen mächtigen Aufschwung; nur dieser Aufschwung des kirchlich-religiösen Lebens ermöglichte — die Kreuzzüge". — Zeehe schiebt die Kreuzzüge zwischen die Geschichte der Salier und der Hohenstaufen ein. Dadurch wird die chronologische Aufeinanderfolge nicht allzusehr gestört und wie wohltuend wirkt gerade hier, wo man einen natürlichen Einschnitt in der Geschichte machen kann, eine Unterbrechung in der auf die Dauer doch ermüdenden Aneinanderreihung der mehr oder weniger gleichförmigen Regierungen der deutschen Kaiser! Endlich ist Zeehe auch insofern im Vorteile, als er bei der Erzählung der Kreuzzüge nicht auf noch unbesprochene Ereignisse hinzuweisen, sondern lediglich die Namen der Kaiser zu nennen braucht, die sich an den Kreuzzügen beteiligten. Können doch gelegentlich später in anderem Zusammenhange zu erzählende Ereignisse nicht umgangen werden (so bei der Einleitung zum fünften Kreuzzuge), so weiß Zeehe die Erzählung so geschickt zu gestalten, daß dieses ausnahmsweise Vorgreifen methodisch unbedenklich erscheint. Dagegen ist Woynar gezwungen, bei der Regierung Konrads III. und Friedrichs I. von den Kreuzzügen dieser Fürsten Erwähnung zu tun, also von wichtigen Ereignissen zu sprechen, die erst später zur Behandlung kommen. Ein ähnliches Beispiel unmethodischen Vorgreifens werden wir weiter unten bringen. Während Woynar bei den Regierungen der genannten Herrscher über deren Kreuzzüge nur rasch hinweggleitet und daher kein Gesamtbild zu bieten vermag, ist Zeehe in der Lage, auf die Kreuzzüge als vollgewichtige Regierungspunkte zu verweisen, und bietet zur Wiederholung derselben eine schöne Gelegenheit. In manchen anderen Partien aber ist bei Woynar ein förmliches Zerreißen zusammengehöriger Materien zu bemerken: die islamitische Kultur, bei Zeehe zu einem schönen Gesamtbild vereint, müssen wir bei Woynar an drei verschiedenen Orten zusammensuchen; ein Teil ist an richtiger Stelle nach der Geschichte des Islam, ein zweiter Teil findet sich bei der Einleitung zu den Kreuzzügen unter dem Titel: „Zustände in der islamitischen Kulturwelt", ein drittes Stück, „die Baukunst", bei dem großen Kulturabschnitt nach dem früheren Mitteltalter. So werden auch als „positive Ergebnisse" der Kreuzzüge deren Folgen aufgezählt. Die Folgen der Kreuzzüge liegen aber auf kulturellem Gebiete; daher gehört auch das, was unter dem erwähnten Titel vorgeführt wird, in die Besprechung der Kultur. Und der Verf. sieht sich denn auch wieder gezwungen, bei diesen „positiven Ergebnissen" schon auf Dinge, die erst später besprochen werden, also auf bisher noch Unbekanntes zu verweisen; methodisch richtig sind

aber nur Hinweise auf bereits Bekanntes, auf schon früher Besprochenes, wie sie ja bei Zeehe so häufig vorkommen. — Bedenklich erscheint mir in demselben Kapitel auch der Satz: „Besitz und Reichtum der Kirche waren durch die Kreuzzüge außerordentlich vermehrt worden", da es auch für die Schüler nahe liegt, dieses „Ergebnis" mit den rastlosen Bemühungen der Päpste, immer neue Begeisterung für die Kreuzzüge zu erwecken, in Zusammenhang zu bringen und daraus einen Schluß zu ziehen, der nach dem ganzen in Woynars Lehrbuch herrschenden Geist vom Verf. jedesfalls nicht beabsichtigt war!

Auch vermisse ich bei Woynar Dinge, die mir so recht das Salz in der Suppe zu sein scheinen, die so sehr zur Würzung und Vertiefung des Geschichtsunterrichtes beitragen, Erörterungen, in welchen die Originalität Zeehes klar zu Tage tritt: Die Folgen der Völkerwanderung, wichtige und typische Einzelheiten in der islamitischen Kultur, die Gründe für den Verfall des karolingischen Frankenreiches, die Bedeutung der Römerzüge (in der Zeit Ottos I. und seiner Nachfolger), die Folgen des Investiturstreites, Stimmung in Europa zur Zeit der späteren Kreuzzüge (erste Hälfte des XIII. Jahrh.), die Kennzeichnung der Zustände im deutschen Reiche zur Zeit der ersten Doppelwahl, ebenso eine lebensvolle Schilderung der Verhältnisse im Reiche zur Zeit Friedrichs III. u. a. m. Übrigens ist bei Woynar der jetzt für die VI. Klasse vorgeschriebene Stoff nicht einmal absolviert.

Bei der Behandlung des späteren Mittelalters scheint aber — dieses Eindruckes kann ich mich nicht erwehren — den Herrn Verf. die Spannkraft mehr und mehr verlassen zu haben. Die Versuche, der Darstellung eine gewisse Selbständigkeit zu verleihen, werden immer seltener, die Ähnlichkeit seiner Behandlung mit derjenigen Zeehes wird immer auffallender, errötend folgt er seinen Spuren, und in den letzten Kapiteln, bei der Geschichte Frankreichs, Spaniens usw., ergibt sich stellenweise eine rührende, harmonische Übereinstimmung, welche Herrn Regierungsrat Zeehe jedesfalls große Genugtuung bereiten wird.

Im einzelnen seien noch hervorgehoben *a)* einige Stellen, welche auch dem Wortlaute nach ganz oder fast ganz mit den Redewendungen bei Zeehe übereinstimmen: S. 89: Heinrich I., Begründer des Deutschen Reiches an Stelle des zerfallenen ostfränkischen (Zeehe S. 71, II. Aufl.); S. 64: Das größte Heer, das bisher von deutschen Kaisern über die Alpen geführt worden war (Z. S. 92); S. 73: Frankreich nahm in kirchlichen Fragen seit langem eine sehr wichtige Stellung ein (Z. S. 107); S. 74: Die bürgerlich-städtische Freiheit trat hier zum erstenmal ebenbürtig neben Klerus und Adel (Z. S. 109); S. 76: Zum letztenmal hatte der Kaiser das Reich zu gewaltigem Ansehen emporgehoben (Z. S. 104); S. 82, 83 über die Bettelmönche: Der Grundsatz (W. gebraucht wahrscheinlich zur Verbesserung der Sprache das

Fremdwort „Prinzip") der Armut wurde in den Dienst der Kirche gestellt (Z. S. 115); S. 92: Die Lebensfähigkeit der Kreuzfahrerstaaten war unterbunden (Z. S. 99); S. 96: An Stelle kriegerischer Züge traten wieder friedliche Pilgerfahrten (Z. S. 103); S. 100: Sein (Friedr. II.) Hof in Palermo war einer der ersten Musensitze (Z. 116); S. 103: Der Papst beschuldigte den Kaiser „der Ketzerei, des Meineides und des Bruches der Vasallentreue" (Z. 117); S. 108: Das Aufhören der Rodungen, der Kolonisation und der Städtegründungen (Z. 133); S. 122: Eine Art Hochschulen auf deutschem Boden (Z. 69); S. 123: Um 1200 erhielten in Österreich das Nibelungenlied und wohl auch die Gudrun ihre endgiltige Gestalt (Z. 124); S. 125: unter Vermeidung fast aller plastischen Gliederung durch Gesimse und Profile (Z. 48); S. 125: Der byzant. Baustil verbreitete sich über alle Länder, welche von Byzanz das Christentum empfingen (Z. 44); S. 127: Der dem Überirdischen zugewendete Sinn des Mittelalters (Z. 129); S. 129: Über die Bezeichnung „Gotisch" und Spitzbogenstil (Z. 128); ebenda: Die höchste Leistung deutschen Profanbaues im Mittelalter (Z. 129); S. 142: Die Minoriten verteidigten die Selbständigkeit der Kaisergewalt und die Unterordnung der Kirche unter den Staat in weltlichen Dingen (Z. 145); S. 147: Der Rest des kaiserlichen Ansehens ging damals unter (Z. 148); S. 152: Die Hansa verfügte über Heere, schloß Verträge mit dem Auslande, erwarb ganze Gebiete und sicherte sie durch Anlage fester Plätze (Z. 151) und S. 153: Der aufstrebenden Macht der deutschen Fürsten war die lose hanseatische Bundesverfassung auf die Dauer nicht mehr gewachsen (Z. 151); S. 158: Die Mystiker bildeten eine praktische Opposition (Z. 155), ebenda über Wiklif: Obwohl er als Ketzer verurteilt wurde usw.; S. 159: ... veranlaßten die Gründung neuer Universitäten, die Prager Universität sank von einer Welt- zu einer Landesuniversität herab (Z. S. 184 der ersten Aufl.); S. 161: Kaiser und Papst traten jetzt zu einem Bund gegen die übermächtig gewordenen Reichsfürsten zusammen (Z. 158); S. 162: Die Venetianer behaupteten Dalmatien, das vielumstrittene Land (Z. 154); S. 169: Das erstarkte Polen, das die Küste gewinnen wollte (Z. 161); S. 171: Mathias strebte den österr. Staatsgedanken von Ungarn aus zu verwirklichen (Z. 165); S. 174: Die „Förderungen der günstigen Entwicklung Frankreichs" sind ganz nach Zeehes Auseinandersetzung (S. 170) durchgeführt; S. 182: Dem von allen Seiten bedrängten König entrissen die Barone, Bischöfe und Bürger usw. (Z. 175), ebenso unmittelbar darauf über die Heeressteuer. — *b)* Ungenauigkeiten und Mängel (auch in methodischer Hinsicht): Ausführliche Charakterschilderungen gehören doch wohl an das Ende der Regierung des betreffenden Herrschers, so bei Friedrich I., Albrecht I., Karl IV., Friedrich III.; wenn nur der eine oder andere Charakterzug — zur Erklärung für gewisse politische und andere Vorgänge in der Regierungszeit eines

Herrschers — angegeben wird, wie z. B. bei Wenzel oder Sigismund, kann wohl auch damit begonnen werden. Trotz der Versicherung des Verf., daß er die österreichische Geschichte besonders berücksichtige, sind nicht einmal Konrads II. Verfügungen in Tirol 1027 erwähnt. Unzweckmäßig sind die einzelnen zerstreuten Angaben über die Normannen bei Heinrich II., Konrad II., Heinrich III. S. 64: Es ist wohl sehr zweifelhaft, daß die Kardinäle gegen den Vertrag zwischen Heinrich V. und dem Papst Widerspruch erhoben. S. 75: Unklar ist: Auch das tirolische Gebiet, später Herzogtum Meran genannt, wurde selbständig; falsch ist da am Schluß: „...eine Verbindung (Vermählung der Konstanze mit Heinrich VI.), welche die kaiserliche Macht in Italien unwiderstehlich machen mußte"; denn gerade dieser scheinbare Erfolg veranlaßte den Sturz der Staufer. Bezüglich der Einreihung der Kreuzzüge wäre noch zu erwähnen, daß unter Innozenz III. die kirchlich-religiöse Begeisterung für die Kreuzzüge bereits vorüber war, und da bringt der Verf. erst dieselben vom ersten Anfang an; den Höhepunkt (S. 92) erreichte die Kreuzzugbewegung sicher mit dem dritten Kreuzzug. S. 84: Ferdusi ist doch kein Araber. S. 96: Es ist unrichtig, daß die Malteserritter auch späterhin „stets des Kampfes gegen den Islam eingedenk gewesen seien"; ebenda: nicht gerade 1230 kamen die deutschen Ritter an die Ostsee und die Preußen waren nicht Slaven. S. 99 und 102: Daß Gregor IX. bei seiner Erhebung 80 Jahre alt gewesen sei, ist widerlegt. S. 119: Es ist nicht richtig, daß das Verfahren der Feme immer heimlich war. S. 126: Die Lisenen müssen nicht horizontal verlaufen. S. 137: Adolf v. Nassau war doch vor seiner Wahl kein Fürst. S. 140: Was soll mit der Bemerkung gesagt sein: „. . . . zeigte aber in seiner kurzen Regierung keineswegs immer folgerichtiges Handeln und klare Ziele"? S. 158: „Hus trug den nationalen Zwiespalt ins Land": der war schon da! S. 161: Die Wahl Sigismunds sollte, da seiner Tätigkeit beim Konzil gedacht ist, früher angegeben werden; was soll der Hinweis, daß Deutschland 1410 drei Könige hatte (S. 159), wenn die Tatsache erst später angeführt wird? S. 168: Der Vergleich mit Franz II. ist verfrüht. S. 168, 169: Damals begann nicht erst der Niedergang der Reichsstädte; vgl. S. 155: Das Übergewicht der fürstlichen Macht über die Städte war entschieden. S. 185: Daß Karl d. Gr. die Schenkung seines Vaters erweitert hat, ist nicht sicher. *c)* Entbehrliches Detail, überflüssige Namen und Jahreszahlen: die Anführung der einzelnen Römerzüge Friedrichs I. schafft unnützen Gedächtnisballast. S. 55: Jahr der Vermählung Heinrichs III. mit Agnes. S. 90: Guido v. Lusignan. S. 92: Villehardouin. S. 96 und 156: Molay. S. 99: Begrenzung der Regierungszeit Honorius III. nach Jahren. S. 102: Fiesco Graf v. Lavagna. S. 150: Die Jahre der Festsetzung des Landfriedens. S. 156: Die Regierungsjahre von Bonifaz VIII. und

Klemens V. und das Jahr 1366 (vorletzte Zeile). Was soll S. 166 und 185 die bloße Erwähnung der Worte Humanismus und Renaissance? S. 169: Das Jahr der Landteilung bei den Wettinern. S. 172: Entbehrlich die Namen Johann der Gute und Philipp der Kühne, das Jahr 1363, Philipp der Gute, Jahr der Zusammenkunft in Trier. S. 175: Das über Ludwig VI. Gesagte ist ganz entbehrlich. S. 174 und 175 wird dreimal von der Förderung der Städte gesprochen und S. 178 wieder dasselbe Thema berührt. S. 176, 177: „Unglücklicher Verlauf des Krieges": Entbehrliches Detail.

Im Vergleich zum Lehrbuch der Geschichte des Altertums von Prof. Dr. Bauer, dessen Fortsetzung hinsichtlich des Unternehmens ja das Buch von Woynar sein soll, muß gesagt werden, daß die beiden Werke, was Anordnung des Stoffes, Ausdruck und Gliederung anbelangt, wesentlich voneinander abweichen, ganz abgesehen von der vollkommenen Selbständigkeit Bauers. Selbst der Bilderschmuck, auf welchen bei Bauer so große Sorgfalt verwendet wird, fehlt im Woynarschen Buche vollständig.

Mähr.-Weißkirchen. A. Schuh.

Albrecht Wirth, Weltgeschichte der Gegenwart. Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 351 SS.

In einer Besprechung von Wirths „Übersee und Europa" hat Bruno Clemenz in Liegnitz den Wunsch ausgesprochen [1]), Wirth möge bald „an die Abfassung einer geschichtlichen Arbeit welthistorischen Stils herangehen..." „Eine Weltgeschichte aus seiner Feder beispielsweise müßte sich den Wünschen der Gegenwart bedeutend nähern." — Und nun liegt eine solche Arbeit vor mit all den Vorzügen und Gebrechen, die man eigentlich im vorhinein erwarten konnte. Eine eigentliche Geschichte im gewöhnlichen Sinn ist es überhaupt nicht, mehr eine Sammlung von Aufsätzen historischen, politischen, wirtschaftlichen Inhalts, die kaum flüchtig durchgesehen und mit großer Achtlosigkeit aneinandergereiht sind [2]).

[1]) In den „Mitteilungen aus der histor. Literatur", Bd. XXXI (1903), S. 255 f. Ähnliches Lob spendet er ihm auch in dem Büchlein „Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht in Deutschland bis zum Anfang des XX. Jahrh." (Donauwörth 1903), S. 30.

[2]) Einige Beispiele: S. 2 wird Kaiser Maximilian von Mexiko „enthauptet", S. 174 einem öfter vorkommenden Mißbrauch gemäß statt griechisch-orientalisch: griechisch-katholisch gesetzt, S. 300 Belgien als Republick aufgeführt, S. 314 figurieren die Rumänen in Ungarn mit 1½ Millionen Seelen, S. 328 kommt Suworow über die Alpen nach Oberitalien, S. 334 läßt er den Dalai Lama über 430 Millionen herrschen, während er sonst (S. 163 und 298) die Buddhisten zu 200 bis 250 Millionen rechnet usw. Die Kapitelüberschriften Balmaceda S. 60 und Faschoda

Dennoch hat das Buch seine eigentümliche Bedeutung. Der Mann, der da die neueste Entwicklung der Welt etwa seit 1871 in keck hingeworfenen Skizzen festzuhalten versuchte, hat einen großen Teil der Welt mit eigenen Augen gesehen, sich überall gut umgeschaut und das Resultat seiner Erfahrungen, ergänzt durch eine reiche Belesenheit, nun vor dem Leser ausgebreitet. Darin liegt der Wert des Buches. Dem Verf. ist das Bücherstudium und, was man sonst als Hauptaufgabe des Historikers ansieht, nur angenehme Nebenbeschäftigung[1]), das Leben die Hauptsache, das merkt man auf jeder Seite und das gibt dem Buch einen frischen, lebendigen Anstrich, der es, auch wo man anderer Meinung ist, zu einer anregenden, genußreichen Lektüre macht. Von seinem Standpunkt als freisinniger Protestant und Alldeutscher tritt W. für möglichst energische Ausbreitung des Deutschtums, namentlich auch in „Übersee" ein, wobei jedoch anerkennend hervorzuheben ist, daß er für die Großartigkeit der angelsächsischen Kolonisationstätigkeit volles Verständnis hat und auch der Expansion des russischen Elements gerecht wird.

Die Weltanschauung, von der er ausgeht, tritt indessen natürlicherweise hauptsächlich in der Ablehnung fremder Anschauungen hervor und hierin hält er durchaus nicht zurück. Dem „entnervenden Naturalismus und öden Atheismus" (S. 4) ist er ebenso feind wie der „Gleichmacherei, der Öde des sozialen Gleichheitsbreies" (S. 14, 16), auch der Katholizismus kommt mehrmals recht schlecht weg (S. 159, 188 f., 307 f.) und die österreichischen Verhältnisse werden auch etwas schief aufgefaßt; daran ist man indessen zu sehr gewöhnt, um sich darüber aufzuregen. Kraftausdrücke wie „slavisch-asiatische Unkultur und anglo-amerikanische Geldsackkultur" (S. 259) dürften im Zusammenhang mit den früheren Zitaten hinreichen, um seine Art und Weise zu charakterisieren.

Die Wechselwirkung der wirtschaftlichen und der im eigentlichen Sinn politischen Faktoren wird in schöner Weise vorgeführt, aber seine starke Individualität hat den Verf. vor einer Überschätzung der Massenphänomene bewahrt, trotzdem er die imponierende Massenhaftigkeit der modernen und namentlich der wirtschaftlichen Entwicklung mehrfach betont. Allem Utopienhaften steht er sehr kritisch gegenüber.

So glaubt er weder daran, daß die wirtschaftlichen Fragen die nationale und andere Fragen jemals verdrängen werden, noch daß sich jemals eine einheitliche Weltkultur bilden werde. Die ungeheure Widerstandskraft des orientalischen Wesens scheint ihm

---

S. 213 decken eine Menge von Dingen, die niemand dort suchen würde. Höchst sonderbare Schreib- oder Druckfehler: S. 29 durch es, 214 der*em*, 225 gegenüber mit Genetiv, 302 Metereologie, 308 *ab*günstig, 315 Annektion usw.

[1]) Vgl. S. 114: Es ist, auch für modernste Finanzpolitik, manchmal ganz nützlich, wenn man in alten Scharteken stöbert.

dies ganz auszuschließen. „Westliche Einrichtungen, Eisenbahnen und Kanonen machen gar keinen so großen Eindruck auf das Gemüt des Orientalen. Was bei uns etwa ein alter Professor von einem Wegelagerer denkt, der ihn angefallen und zu Boden geschlagen, das denken, mit Ausnahme der kriegerischen Japaner, die Orientalen von uns. In unserer Überlegenheit sehen sie lediglich brutale Kraft, die auf ihre Achtung keinen Anspruch hat...." (S. 305; vgl. S. 163, 165, 170). — Wie hier so tritt er auch speziell in Bezug auf die Türken der gewöhnlichen Meinung entgegen, die in ihnen eine untergehende Rasse erblickt (S. 143, vgl. jedoch S. 315)[1]) und was die Vereinigten Staaten betrifft, so schildert er den Wandel der dortigen Ideenwelt innerhalb der letzten Jahrzehnte in ebenso drastischer als treffender Weise: „Die Yankees gingen davon aus, die Gleichheit aller Menschen zu lehren und einen Idealstaat voll friedlichen, selbstzufriedenen Glücks anzustreben. Sie enden mit der Überzeugung von der unverbesserlichen Ungleichheit der Menschen und mit einer gewalttätigen Erobererpolitik. Sie begannen mit Freiheit in allen Dingen... Sie sind angelangt bei ausgeprägtestem Schutzzoll, bei wachsender Feindschaft gegen die Katholiken, bei entschiedenem Angriffe gegen fremde Rassen und Staaten. Sie schlossen zuerst die Chinesen .... aus, dann unterdrückten sie, nicht durch Gesetz, aber durch die Tat, die Rechte eben der Schwarzen, für die sie so nutzlos und töricht den großen Bürgerkrieg gekämpft ..... Als Krönung der fortschreitenden Exklusivität und Zentralisation fehlt bloß noch die Diktatur" (201).

Mit großer Skepsis steht er auch den Bestrebungen nach allgemeiner Freiheit und Volkssouveränität gegenüber. Er meint, daß die Menschen, nur in verschiedenen Formen, doch „so ziemlich immer dasselbe Maß von Freiheit haben" (S. 55 f.). „Europa hat jetzt die Sklaverei abgeschafft, allein ein Matrose eines europäischen Dampfers würde von einem Suahelisklaven ob seiner niedrigen, aufreibenden Arbeit verachtet... Die Keckheit eines Aristophanes ist jetzt unerhört und Luther würde heute an jedem Tage hundertmal... angeklagt werden." „Genau so", sagt er an einer anderen Stelle (S. 321 f.), „wechseln die Verfassungsformen, aber der Sache nach bleibt immer derselbe Zustand, insofern Wenige herrschen und die Vielen gehorchen.... In der nordamerikanischen Union sind es häufig noch nicht zehn Männer, von denen die auswärtigen Geschicke des Landes abhängen...." „In Deutschland sonderlich und Japan ist es der Wille und die Fähigkeiten Weniger, so die Geschicke und die Verwaltung des Landes zu leiten. Bei uns ist die Verwaltung weit oligarchischer als z. B. in Rußland, wo der kleine Beamte eine große tatsächliche Selbständigkeit genießt, oder in China..."

---

[1]) Vgl. dazu auch C. Goltz, Deutsche Rundschau, Jahrg. XXIV (1898), S. 95—120.

Die Abschnitte, in denen der Stoff abgehandelt wird, tragen folgende Titel: 1. Von Versailles bis Sansibar 1871—1884. — 2. Aufteilung Afrikas 1884—94. — 3. Asiatische Erschütterungen 1894—97. — 4. Wachstum der Slaven und Angelsachsen 1897 bis 1900. — 5. Hochkonjunktur.

Innerhalb dieser Hauptabschnitte werden nun die politischen und anderen Ereignisse in den kühnsten Zusammenstellungen vorgeführt. Der Kulturkampf, die Erschließung Süd- und Mittelafrikas, der russisch-türkische Krieg, Mittelasien, Satsumaaufstand (in Japan), Sozialismus, all das wechselt mit atembeklemmender Schnelligkeit, und wenn auch manchmal etwas Oberflächlichkeit dahinter steckt, so verdient die Behendigkeit, mit der der Verf. Zeit und Raum von Perikles bis Kitschener und von Korea oder Australien bis Deutschland durchmißt, doch ehrliche Anerkennung.

Die einzelnen Abschnitte des Werkes sind sehr ungleich gearbeitet, zum Teil absichtlich, da der Verf. Bekanntes nur andeuten und nur Fernerliegendes ausführlicher behandeln wollte. Von den letzteren Kapiteln seien einige besonders hervorgehoben. Zunächst das über den Aufschwung Japans (S. 79—115), in dem sich eine Fülle von interessantem Material findet, z. B. über den deutschen Einfluß (S. 76, 89 f.), über die Politik, die Parteien usw. (102 ff.). Der Artikel über die Attentätergilde der Soshi ist sonderbarerweise in das nächste Kapitel geraten (S. 116 ff.).

Auch die Kapitel über die „Türkei und den Panislamismus“ (145—162) und „Abendland und Morgenland“ (162—170) bieten viel. Besonders sei auf die Nachrichten über die panislamitische Sekte der „Senussi“ hingewiesen, die bis Neuguinea ihre Wirkung ausübt. Eigentümlich sind die Einflüsse des Christentums auf die orientalischen Völker (Babisten, Taiping S. 166)[1]) und die Indianer.

In dem Abschnitt über das Wachstum der Slaven ist die weltgeschichtlich bedeutendste Erscheinung, die Ausdehnung des Russentums zwar gewürdigt, aber recht kurz, während die allgemeine polnische und die slavische Frage in Österreich viel ausführlicher behandelt wird. — Sehr interessant ist dann wieder das Kapitel über den dritten britischen Kolonialkongreß (S. 189—194), wo auch eine recht plausible Erklärung für den Niedergang des Wighismus und das Anwachsen der imperialistischen Strömung in England gegeben wird. — Bei Besprechung der amerikanischen Geschichte in der Zeit des Krieges um Kuba leuchtet einer jener Geistesblitze auf, die dem Buch trotz seiner Schwächen einen eigentümlichen Reiz verleihen. Der imperialistische Gedanke mit seinen neuen „weltweiten Zielen“ wird als ein kräftiges Gegenmittel gegen die „plutokratische Verödung“ bezeichnet: „Es ist

---

[1]) Über die eigentümliche Entstehung und den Ideengehalt der Taipingbewegung vgl. z. B. die Zusammenfassung bei Kurtz, Lehrbuch der Kirchengesch. II[13], S. 295 f.

eine nützliche Erfahrung für einen Mann, der 5000 Dollars täglich einnimmt, zu bemerken, daß in der Achtung der Welt ein Kommodore ihm vorgezogen wird, der diese Summe als Jahresgehalt empfängt".

Das Kapitel „Hochkonjunktur" (S. 261—283) bietet einen kurzen Abriß der Wirtschaftsgeschichte um 1900, der leider nur etwas flüchtig ist, darauf folgt, wenn auch im Buche nicht als eigener Abschnitt bezeichnet, eine Reihe von allgemeinen Betrachtungen (S. 283—326) über Bevölkerungszunahme und Auswanderung, Weltsprachen, Weltreligionen, Erziehungswesen und Wissenschaft, Kosmopolitismus, Nationalitätenstreit, Imperialismus, Parlamentarismus und Parteien, worauf ein Überblick der geschichtlichen Ereignisse von 1900 bis 1903 das Buch schließt. Angesichts des jetzt im Gang befindlichen Krieges zwischen Rußland und Japan darf der Abschnitt über die Lage in Rußland (S. 328—333) immerhin einiges Interesse beanspruchen, mehr vielleicht noch der über den Tibetvertrag von 1900 (S. 333—337), durch den der Dalai Lama „die Würde des buddhistischen Kaisers vom konfuzistischen Mandschu auf den orthodoxen Russen übertrug". Die Vermittler spielten die unter russischer Oberhoheit stehenden buddhistischen Burjäten, die ja, wie in englischen Berichten behauptet wurde, den Tibetanern in dem eben beendigten Kampf gegen die Engländer auch bewaffnete Hilfe geleistet haben. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt auch der englische Feldzug nach Tibet erst seine volle Bedeutung [1]).

So bietet denn das Buch viel Interessantes und mancherlei Anregungen gerade über Dinge, die man sonst nur zu leicht abseits liegen läßt, und wenn es auch nicht als eine Weltgeschichte unserer Zeit in höherem Sinne aufzufassen ist, so ist es doch als das frisch geschriebene und sehr vielseitige Werk eines energischen, klaren und weitblickenden Geistes in hohem Grade anziehend und wird als Ergänzung zu den landläufigen Weltgeschichten mit Gewinn verwendet werden können.

Wien. Moritz Landwehr von Pragenau.

Dr. Otto Piper, Österreichische Burgen. Wien, Alfred Hölder. I. Band 1902; II. Band 1903; III. Band 1904.

Die Burgenforschung ist eigentlich eine ganz neue Wissenschaft. Erst vom Beginne des 19. Jahrhunderts an, da die Romantik in patriotischem Hochschwunge in die kulturellen Errungen-

---

[1]) Jener russisch-tibetanische Vertrag wurde jedoch vom chinesischen Residenten nicht ratifiziert. Vgl. Wiener Ztg. vom 24. Juli 1904, Feuilleton.

schaften des Mittelalters einzudringen sich bemüht hat, wurden die Reliquien der profanen Baukunst dieses Zeitalters wissenschaftlich betrachtet und deren Erhaltung und Wiederherstellung angestrebt. Der Ausbau der Marienburg brachte zum erstenmale in großem Stile jene Gesetze zur Geltung, die in Cohausens, Pipers u. a. wissenschaftlichen Kompendien aus unermüdlichen Detailstudien der Burgenreste in Deutschland gewonnen worden waren. Auch in Österreich, das als das einstige Bollwerk abendländischer Kultur wie kein zweites Gebiet Mitteleuropas reich an Burgenresten und Schlössern ist, ergriff das pietätvolle Interesse weite Kreise. In allen Teilen Österreichs wurde die stilvolle Restaurierung von Burgresten angeregt oder begonnen (z. B. Busau durch Sr. k. Hoheit Erzherzog Eugen, Schloß Tirol, Karlstein, Runkelstein, Kreuzenstein, Rosenburg) und Dr. O. Piper, der in seiner „Deutschen Burgenkunde" (1898) das gemeinverständliche Buch über mittelalterliche Profanbaukunst abgefaßt hat, ist nunmehr im Begriffe, mit Unterstützung und im Auftrage zweier hochherziger Kunstenthusiasten, Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein und Sr. Exzellenz des Grafen Hans Wilczek, womöglich alle österreichischen Burgenreste zum Gegenstande seiner gelehrten Untersuchungen zu machen. Bis nun sind drei reich illustrierte Bände erschienen, denen weitere bald nachfolgen werden.

Im ersten Bande, über den in dieser Zeitschrift schon J. Müllner (LIV, 628 f.) berichtet hat, sind folgende Burgen behandelt: Araberg, Buchberg, Emmerberg, Klamm und Starhemberg (Niederösterreich); Falkenstein und Pürnstein (Oberösterreich); Eppenstein, Frauenburg, Gabelkhofen, Liechtenstein, Pflintsberg und das Puxer Loch (Steiermark); Arco, Boimont, Branzoll, Caldonazzo, Castellalto, Glopper, Kronmetz, Alt- und Neu-Montfort, Neuhaus oder Maultasch, Pergine und Tirol (Tirol und Vorarlberg); Finstergrün (Salzburg); Bayereck, Bürgstein, Egerberg, Engelhaus, Elbogen, Schönburg und Welhartitz (Böhmen); Rosenstein und Maidenburg (Mähren); Covolo (Italien; das letztere, weil es bauliche Verwandtschaft mit dem benachbarten Kronmetz zeigt, und, wie Amthor sagt, „sozusagen noch ein Stück Tirol" ist. Der zweite Band umfaßt: Aggstein, Gutenstein, Johannesstein, Mödling, Scheuchenstein, Schrattenstein, Seebenstein (Niederösterreich); Oberwallsee, den Räuber- oder Lauerturm bei Neuhaus a. d. Donau, Wernstein (Oberösterrich); Kaprun (Salzburg); Baiersdorf, Kammerstein, Oberkapfenberg, Sauerbrunn, Schachenstein, Stein (Steiermark); Alt-Hohenems, Bidenegg, Blumenegg, Fragenstein, Hohenbregenz, auch Pfannenberg oder Gebhardsberg genannt, Laudeck, Leimburg, Leichtenberg, Penede, Rattenberg, Schattenburg, Schroffenstein, Telvana, Troyenstein auch 'gescheibter Turm' genannt (Tirol und Vorarlberg); Adelsberg, Lueg (Krain); Landskron, Liebenfels, Taggenbrunn (Kärnten); due Castelli, Mitterburg (Istrien); Eger, Graupen, Schreckenstein (Böhmen); Helfenstein (Mähren); Wigstein

(Schlesien). Der dritte soeben erschienene Band behandelt 39 Burgreste: Dürnstein, Gars, Heidenreichstein, Hinterhaus, Kollmitz, Rauheneck, Rauhenstein, Scharfenegg, Thomasberg (Nieder-Österreich); Luftenberg, Stauff bei Aschach, Werfenstein bei Struden (Ober-Österreich); Bäreneck, Heimfels, Ivano, Kaldiff, Landeck, St. Michaelsberg, Neuburg bei Götzis, Rodenegg bei Mühlbach im Pustertale, Straßberg bei Gossensaß, Tor Quadra bei Marter (Tirol und Vorarlberg); Forchtenstein, Kaisersberg, Landskron, Lichtenegg, Pfannberg bei Frohnleiten (Steiermark); Geiersberg, Hardegg, Stein zwischen Ober-Drauburg und Greifenburg (Kärnten); Starigard bei Zwischenwässern, Straßfried bei Maglern (Krain); Schloß und Ruine Duino (Görz und Gradisca); Pietrapelosa bei Pinguente, San Servolo (Istrien); Landstein, die Riesenburg, Wittingshausen (Böhmen); Hochwald (Mähren). — Das burgenreichste Kronland der Monarchie, Tirol und Vorarlberg, liefert für beide Bände das reichste Material; zumeist sind es Ruinen, nicht restaurierte Burgen, die der gelehrte Verf. als Gegenstand seiner Darstellung wählt, da ihm die Erhaltung des vorhandenen Restes am Herzen liegt; nur dort, wo ihm sinnstörende und stilwidrige Rekonstruktionen späterer Zeiten das ursprüngliche Bild zu schädigen oder ganz zu verwischen drohen, kritisiert er freimütig, so in Hinsicht des Schlosses Tirol (I. Bd.) und der Kaiserburg zu Eger (II. Bd.). Seine Ausführungen über Schloß Tirol haben sogar einen neuen Kurs in der Rekonstruktionsarbeit zur Folge gehabt. Mit erstaunlicher, an tausend Objekten geschulter Sachkenntnis spricht er da manches überzeugende Wort und Inhalt und Stimmung seiner Auseinandersetzungen verraten in jedem einzelnen Falle, daß ihm sein Stoff nicht nur Sache des Verstandes, sondern auch des Herzens geworden ist. Das Steinmaterial und die Mauertechnik, die sich, wie natürlich, zum Teile nach jenem richten mußte, anderseits aber nach bestimmten Gepflogenheiten des jeweiligen Zeitalters gewählt wurde, geben dem Forscher meist die nächstliegenden Anhaltspunkte für die Altersbestimmung. Untrüglich sind vor allem seine aus architektonischen Linien und Formen gezogenen Schlüsse. Von den zahlreichen Irrtümern, die durch Piper mit Stumpf und Stil ausgerottet werden, ist der *selbst* in fachwissenschaftlichen Arbeiten mit traditioneller Vorliebe festgehaltene zu erwähnen, daß feste Türme der Burgen so gerne als 'Römertürme' bezeichnet werden, wiewohl Römerkastelle nur an leicht zugänglichen Orten und nicht an solchen, auf denen unsere 'Berchfrite' stehen, angelegt wurden. Er tut dies beispielsweise bei Troyenstein, von dessen Berchfrit man sogar ganz naiv in ernsten Geschichtsbüchern den Namen des Erbauers, Drusus, angibt. Eine andere grundlegende Korrektur Pipers besteht darin, daß er die Ansicht einiger Forscher, die aus belanglosen Einzelheiten charakteristische Abweichungen von den sonst üblichen Anordnungen des deutschen Burgenbaustils und damit selbständige Besonderheiten der Bauweisen abzuleiten und festzustellen ver-

meinten, berichtigt und die betreffende Erscheinung in die allgemeinen Regeln einzuordnen weiß. So weist er klar nach, daß B. Gruebers Annahme eines spezifisch altböhmischen Baustils sich auf einen völlig unrichtigen Grundriß der Burg Graupen (II. S. 73) und andere vage Konjekturen stützt. Piper strebt eben — und das ist der entscheidende Wert seiner Studien —, allenthalben aus den einzelnen Objekten die allgemeine Regel auszuschälen. Die Sachregister am Schlusse der Bände repräsentieren die Zusammenfassung der Ergebnisse. Besondere Sorgfalt ist den Schilderungen der wehrhaftesten Teile der Burgen, der Berchfrite, der letzten Zufluchtsstätten der Verteidiger, gewidmet. In ungeheurer Mannigfaltigkeit zeigt er ferner die Äußerung der jeweiligen Ideen hinsichtlich der Palasbauten, Bastionen, Wehrgänge, Barbakanen, der Formen der Dächer, Türen und Fenster, Schießscharten usw. Und überall weist Piper aus dem bunten Vielerlei die Regel nach! Gerne folgt man seinen Wanderungen über Berg und Tal, zumal er seine Schilderungen durch reiches Anschauungsmateriale belebt. Der erste Band enthält 262, der zweite 272, der dritte 280 Abbildungen, Lagepläne und Bilder, u. zw. sowohl Nachdrucke aus alten Burgenwerken (Marian, Vischer usw.), als solche, die den gegenwärtigen Bauzustand darstellen. Die letzteren sind bei dem raschen Verfalle mancher Ruinen, der sich nicht selten unter den Augen einer neuen Generation vollzieht, von bedeutendem historischen Werte. Möge der von dem wackeren Burgenforscher in der Einleitung zum ersten Bande seines groß angelegten Werkes geäußerte Wunsch, daß er allgemach den Bestand sämtlicher nennenswerten Burgenreste in Österreich in Wort und Bild feststellen werde, in Erfüllung gehen!

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Gruber Chr., Geographie als Bildungsfach. Leipzig, Teubner 1904.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Buche den geschichtlichen Teil seiner im Jahre 1900 erschienenen Arbeit über die „Entwicklung der geographischen Lehrmethoden" zusammengefaßt und die dort als Anhang gegebenen „Rückblicke und Ausblicke" erweitert, um den Nachweis zu erbringen, daß der Geographie die Bedeutung eines Bildungsfaches zuerkannt werden müsse. Er ist nicht der erste, der für diese Tatsache eine Lanze bricht, vor ihm sind bereits andere, wie zuletzt R. Lehmann, für sie in beredter Weise eingetreten. Der Grundgedanke, der das Ganze durchzieht, ist demnach nicht neu, er ist lediglich eine Folge der Entwicklung des Faches als Wissenschaft. Was neu an dem Buche ist, ist die Art und Weise, wie sich der Verf. den Unterricht im einzelnen

ausgestaltet denkt, damit er den Anspruch eines Bildungsfaches zu erheben berechtigt ist. Der weite Blick, der sich allerorts offenbart, stempelt das Buch zu einer hervorragenden Erscheinung auf dem Markte der methodischen Literatur. Was der Verf. über den genetischen Betrieb und den hohen erziehlichen Wert, der ihm innewohnt spricht, kann man ohneweiters unterschreiben. Nichtsdestoweniger scheint er mehr zu verlangen, als was der Unterricht an der Mittelschule jemals wird zu leisten imstande sein. Man kann ihm nicht beipflichten, wenn er das auf S. 91 ff. erörterte Beispiel schon in der untersten Klasse erörtert sehen will. Geben wir uns hinsichtlich der Auffassungskraft der Jugend keiner Täuschung hin. Wir unterrichten sonst nur zu leicht über die Köpfe der Schüler hinweg, statt aus ihnen heraus das Wissen entstehen zu lassen. Jeder genetische Betrieb ist eigentlich nichts anderes als die Nutzanwendung eines gewissen Könnens, eine richtige Beurteilung von Ursache und Wirkung. Da diese aber wieder ein bestimmtes Maß von Wissen und vor allem von geschulter Urteilskraft voraussetzt, wird ein genetischer Unterricht erst dann mit wirklichem Erfolge als wahre Erleichterung des Faches eintreten können, wenn alle Vorbedingungen für ihn erfüllt sind. Verlieren wir diese aus dem Auge, dann kommen wir nur zu leicht, wohl nicht zum Nutzen unseres Gegenstandes, in jenes Fahrwasser, in dem sich Itschners erst jüngst erschienene „Lehrproben zur Länderkunde von Europa“ bewegen. Aus dem reichen Inhalte des Gruberschen Buches, das die verschiedenartigsten Seiten des Unterrichtsbetriebes berührt, seien nur die Experimente besonders hervorgehoben, da Ref. glaubt, daß das dort Verlangte, soferne es leicht und ohne großen Zeitverlust ausgeführt werden kann, vom Lehrer ohnedies vorgenommen wird, das Übrige aber wie Versuche über Entstehung der heißen Quellen, künstliche Wirbelstürme, Schmelzen der Gesteine usw. vermöge der heutigen Lehrstoffverteilung sich für eine Geographiestunde nicht eignet. Grubers Forderungen auf diesem Gebiete bedeuten eine solche Umwälzung innerhalb des Organismus der Mittelschule, daß mit ihnen als etwas Realisierbarem wohl nicht zu rechnen ist. Fraglich wird es auch sein, ob die Beigabe eines Bilderatlasses zum Lehrbuche wirklich so notwendig ist, da doch dem Lehrer andere Mittel zugebote stehen, die Anschaulichkeit zu erhöhen, als die doch nicht idealen Bilder, die schon des Preises halber eine solche Bildersammlung enthalten könnte. Warm tritt der Verf. für Schülerwanderungen und Schülerreisen ein, ja er redet selbst freien Vorträgen der Schüler über die gewonnenen Reiseeindrücke das Wort. Alles in allem genommen bewegt sich Gruber vielfach auf recht idealen Bahnen, nichtsdestoweniger wird aus ihnen viel realer Gewinn für unser Fach gezogen werden können.

Witlaczil E., Geschichte der Erde. Zunächst für Mädchenlyzeen. Mit 93 Holzschnitten. Wien, A. Hölder 1903.

Nach dem Lehrplane für Mädchenlyzeen müssen in der fünften Klasse die Elemente der Geologie durchgenommen werden. Es sollen vor allem die Glieder des Erdganzen und ihre Wechselbeziehungen, Hebungen und Senkungen der Erdrinde, sowie die wichtigsten Gesteine und der Gebirgsbau zur Erörterung gelangen. Den Schluß hat einiges über die Entwicklungsgeschichte der Erde und ihre Organismen zu bilden. Da mithin dem Verf. der Weg vorgezeichnet war, den er zu wandeln hatte, dürfen wir es ihm nicht verargen, daß er mit der Darstellung der vulkanischen Erscheinungen beginnt und seine Leser sofort an den Vesuv versetzt, statt, wie es wohl natürlicher gewesen wäre, von der unmittelbaren Anschauung heimatlicher Vorkommnisse ausgehend, allmählich zu jenen Kräften vorzuschreiten, denen Bau und Oberflächenformen unserer Erde zu danken sind. Textlich steht das Buch in recht naher Verwandtschaft mit dem Hochstetter-Toula-Bisching-schen Leitfaden der Mineralogie und Geologie für die oberen Klassen der Realschulen, so daß es eigentlich nur als eine Art Umarbeitung des letzteren bezeichnet werden kann. Einzelne Abschnitte zeigen eine Erweiterung des in dem erwähnten Leitfaden gebrachten Stoffes. Diktion und Wahl des Ausdruckes sind einigemal nicht recht glücklich. Als Beispiel hiefür seien nur zwei Sätze angeführt: „Die Lava ist feurig flüssige, an der Erdoberfläche erstarrte Gesteinsmasse usw.“ (S. 5), „Die ältesten Vögel . . hatten ein viel kleineres Gehirn als ähnliche, jetzt lebende Formen. Ebenso treten in der Pflanzenwelt die höchst entwickelten Blütenpflanzen in den Vordergrund“ (S. 63). — Der Übergang von der Tätigkeit des Meeres zu den Gletschern (S. 24) erfolgt vollkommen unvermittelt. Die nahen Beziehungen zum Leitfaden für die Realschulen offenbaren sich auch in den Abbildungen, die von dort fast vollzählig herübergenommen wurden; ja es erscheint sogar der ideale Querschnitt der festen Erdrinde wieder, der sich nur in den älteren Auflagen des genannten Buches findet. Freilich begegnen daneben auch zahlreiche neue Abbildungen, besonders im stratigraphischen Teile. Da die Schülerinnen in der vierten Klasse im Chemieunterrichte lediglich gelegentlich über Aussehen, Gewinnung und Verwertung der wichtigsten Mineralien zu unterweisen sind, hätte die genaue Spezialisierung der Zusammensetzung der Massengesteine doch etwas eingeschränkt werden können, zumal doch in ihr nicht das Um und Auf der Geschichte der Erde gelegen ist. Dagegen sollten S. 4 die Geysire ausführlicher besprochen und schon mit Rücksicht auf die Abbildung 6 auch ihrer geographischen Verbreitung gedacht sein. Der hervorgehobene Mangel hängt damit zusammen, daß die Geschichte der Erde vom Standpunkte des Mineralogen, weniger von dem des Geographen aufgefaßt ist. Von letzterem Gesichtspunkte aus ist auch die Karte auf S. 4 zu ver-

werfen. Eine solche Verdrehung der Weltgegenden mag vielleicht dem Drucker erwünscht gewesen oder aus Bequemlichkeitsrücksichten hervorgegangen sein, der Unterricht kann sie nicht entschuldigen. Die Karte schreibt übrigens Krakatoa, der Text Krakatau. Vom Semmering (S. 11) dürfte die Wiener Hochquellenleitung wohl keinen kohlensauren Kalk nach Wien bringen; bei Toula heißt es an der betreffenden Stelle zwar allgemeiner, aber richtiger „aus dem Kalkgebirge". Auf S. 15 fehlt bei der Beschreibung der Verwitterung die Berücksichtigung des Einflusses, den Wärmeunterschiede und die Pflanzendecke auf die erstere ausüben. Sie hätte in innigere Beziehung zu dem Abschnitte gebracht werden sollen, der sich mit der Zertrümmerung der Gesteine beschäftigt. Warum die Schneegrenze (S. 24) nur eine sogenannte ist, erfährt der Leser nicht. Die Zahl 2750 *m* für ihre Höhenlage entstammt zwar Toula-Bisching, ist aber unbrauchbar, da die Höhe der Schneegrenze von so vielen Faktoren beeinflußt wird, daß sich statt des Durchschnittes Grenzwerte besser empfohlen hätten. Auf S. 26 wird nicht gesagt, wie die „durch die Spalten in das Gletscherbett" gefallenen Gesteinstrümmer dieses „ausscheuern". S. 33 und 34 sollte auf Entstehung und Erklärung der verschiedenen Arten von Korallenriffen eingegangen sein. Die Becken von Schlan-Kladno-Rakonitz liegen nicht bei Pilsen (S. 38). Auf derselben Seite vermißt man die Angabe der englischen Kohlenfelder, sowie der niederösterreichischen, mährischen und steierischen Graphitvorkommnisse. Die Palmen sollten (S. 54) nicht unter den Pflanzen der Karbonformation genannt sein, da die in Betracht kommenden Funde zweifelhaft sind und der Verf. selbst auf S. 55 von einem Fehlen der Blütenpflanzen in dieser Zeit spricht. Letzterer Ausdruck ist freilich auch nicht gut gewählt, da ja die Nadelhölzer, wenn auch Gymnospermen, so doch Blütenpflanzen sind. Die angegebenen Spuren der Vereisung in Niederösterreich konnten ohne Schaden wegbleiben, da sie mindestens zweifelhaft sind und Penck beispielsweise das „erratische Diluvium" von Pitten als umgelagerte Tertiärbildung erkannte. Dem neueren Stande der Wissenschaft hätte es auch entsprochen, mit Penck vier Eiszeiten zu unterscheiden.

Wien. J. Müllner.

Dr. Anton Becker und Dr. Julius Mayer, Lernbuch der Erdkunde. Zweiter Teil. Mit reichlichem Lesestoff, 16 Textfiguren, sowie Tabellen und 1 Diagramm im Anhange. Wien, F. Deuticke 1903. 381 SS. Preis geh. 4 K 20 h, geb. 4 K 80 h.

Dem ersten Teile des Lernbuches von Becker und Mayer ist nun im Herbste v. J. auch der zweite gefolgt, der den Lehrstoff

der II. und III. Klasse unserer Mittelschulen behandelt. Man kann das umfangreiche Buch nur mit Freuden durchlesen; denn jede Seite zeigt die mächtige Entwicklung, die die Geographie als Lehrgegenstand im modernen Unterrichtsbetriebe erfahren hat. Weit mehr noch als nach der wissenschaftlichen Seite, stellt das vorliegende Werk sich hinsichtlich der eigenartigen Behandlung des Lehr-, bezw. Lernstoffes als ein wirkliches Novum dar. Hier ist endlich einmal mit der noch zumeist festgehaltenen, mechanischen und für den Unterricht durchaus nachteiligen Scheidung zwischen physikalischer Geographie und Topographie endgiltig gebrochen. Ebenso zeigt sich überall das gesunde Streben, den Stoff nach geographischen, nicht politischen Gesichtspunkten zu gliedern und die politischen Grenzen als ein Sekundäres, oft Zufälliges zu behandeln. Stellenweise allerdings scheint mir dieses an sich lobenswerte Verfahren allzu konsequent durchgeführt zu sein; so, wenn Dänemark oder Belgien und Holland mitten unter deutschen Einzelstaaten behandelt werden, wodurch eben nichts an Klarheit gewonnen wird. Ganz vortrefflich dagegen ist überall die geschickte Verschmelzung des Aufbaues, der Bewässerung, der Topographie und der wirtschaftlichen Verhältnisse zu einem Gesamtbilde. Die geologischen Verhältnisse finden durchwegs in einem bisher nicht üblichen Ausmaße Berücksichtigung. Die Gefahr des Allzuviel lag hier wohl zu nahe, als daß sie ganz hätte vermieden werden können. Meines Erachtens ist gerade in geologischen Dingen, solange dem eingehenderen Betriebe der Erdkunde die Oberstufe der Mittelschulen verschlossen bleibt, allerbescheidenstes Maßhalten am Platze. Die dem Buche beigegebenen geologischen Profile, durchwegs hochwissenschaftlichen Werken entnommen, können kaum darauf rechnen, bei den Schülern, denen sie geboten werden, mehr als sporadisches Verständnis zu finden, zumal der Maßstab derartig klein ist, daß dadurch die Deutlichkeit wesentlich beeinträchtigt wird. Die geschichtlichen Beziehungen, die ja zumeist ohne ausführliche Erläuterung seitens des Lehrers für Schüler dieser Altersstufen unverständlich bleiben, sind mit Recht auf das Allerunumgänglichste beschränkt. Sehr erfreulich ist die kurze Übersicht über wirtschaftsgeographische Grundbegriffe, gleich zu Anfang des Buches. Hier ist einem wirklichen Bedürfnisse von fühlbar praktischer Bedeutung abgeholfen; waren ja doch bisher unsere Mittelschüler in dieser Hinsicht unwissender als die Frequentanten kaufmännischer Fortbildungsschulen niederer Ordnung. Die in dem ersten Abschnitte enthaltenen Kapitel: „Grundbegriffe der Klimatologie“ und „Bau der Erdkruste“ scheinen mir dagegen entbehrlich; das hier Gesagte hätte ich lieber gelegentlich da und dort eingeflochten gesehen, wo es gerade von aktueller Bedeutung ist; also z. B. die Meeresströmungen etwa bei Erwähnung des Golfstromes oder bei Besprechung des Klimas von Amerika, die Monsune bei den asiatischen Monsungebieten usw. Meiner Erfahrung nach

gestalten sich alle diese Dinge auf die angedeutete Weise verständlicher und anschaulicher als bei einer zusammenhängenden, mehr abstrakten Darstellung.

Jedem Lehrer, der das vorliegende Buch zur Hand nimmt, um es im Unterrichte zu verwenden, wird zunächst die Frage beschäftigen, wie soll die überreiche Fülle des Stoffes bewältigt werden? Das Begleitwort, das dem Buche beiliegt, sagt uns allerdings, daß die gesperrt gedruckten Zusammenfassungen allein den eigentlichen Merkstoff enthalten. Allein ich kann dennoch ein gelindes Bedenken nicht unterdrücken. Der durch den Druck gekennzeichnete Merkstoff ist in der Tat nicht zu umfangreich, eher sogar zu gering. Aber er ist doch nur ein Auszug aus den übrigen breiten Ausführungen und entbehrt schon deshalb vielfach des nötigen inneren Zusammenhanges für den, der nicht auch alles Übrige durchgearbeitet hat. Ich möchte sagen, das Gesperrtgedruckte verhält sich zu dem großen Reste wie ein Exzerpt zum gesamten Inhalte irgend eines Werkes. Das Exzerpt hat aber eben nur für den Wert, der den Gesamtinhalt kennt, zu dem es die Gedächtnisbrücke bildet. Nun aber ist im vorliegenden Falle der Gesamtstoff ein so gewaltiger, daß ich mir nicht denken kann, wie ein Schüler imstande sein sollte, sich eine genügende Erinnerung daran zu bewahren, um das Exzerpt mit Nutzen zu verwerten. Denn daß es ganz ausgeschlossen ist, den gebotenen Stoff in zwei Jahren auch nur annähernd in der Schule durchzunehmen, ist klar; die Verf. selbst betrachten ja den größten Teil dessen, was sie geben, als „Lesestoff". Sofort erhebt sich nun aber die Frage, wie soll der „Lesestoff" im Unterrichte fruchtbar angewendet werden? Dazu, diesen Lesestoff in der Klasse auch nur teilweise vorlesen zu lassen, was ohne zahlreiche Erläuterungen seitens des Lehrers ganz zwecklos wäre, fehlt unbedingt die Zeit, zumal in Wien oder anderen Großstädten, wo oft fünfzig und mehr Schüler in einer Klasse beisammen sind. Kann man aber billigerweise von unseren Schülern „geographische Privatlektüre" verlangen? Und daß sehr viele Schüler freiwillig das Buch mit dem nötigen Ernste und in methodischer Folge lesen werden, wage ich nicht zu hoffen. Freilich ist das hier Gebotene nach Form und Inhalt gleich wertvoll, aber es eilt der Zeit zu weit voraus, denn es hat vorderhand noch nicht vorhandene Voraussetzungen zur Bedingung: kleine Klassen, zahlreichere Geographiestunden und, streng genommen, geographischen Unterricht auf der Oberstufe. Sollte nicht etwa die schöne Begeisterung für die schöne Sache die Verff. zu einem grundlosen Optimismus verführt haben? Aber noch einen Einwand muß ich machen, wenngleich die Verff. ihm von vornherein im Begleitworte begegnen, meiner Meinung nach, ohne ihn zu widerlegen. Der Vortrag des Lehrers wird wirklich durch dieses Buch nahezu überflüssig und so sein Hauptvorzug, die gründliche und vielseitige, formell vollendete Darstellung zugleich zum Hauptnachteile. Dem

Lehrer bleibt so gar nichts mehr aus Eigenem zu geben übrig, daß er sich füglich auf das bloße Gerippe des Lehrstoffes: Flüsse, Gebirge, Grenzen, Einwohnerzahlen usw. beschränken, oder aber sklavisch dem Buche folgen muß. Diese schweren Bedenken gegen die Verwendbarkeit des sonst so trefflichen und eigenartigen Buches konnte ich um so weniger unterdrücken, als sie mir verhältnismäßig leicht zu beseitigen zu sein scheinen. Der gesamte Inhalt hätte recht wohl in zwei Teile zerlegt werden können: ein systematisches, kurz gefaßtes Lernbuch für den Schüler und ein geographisches Hand- und Lesebuch zunächst für den Lehrer, das aber auch einzelnen Schülern zustatten käme. In der heutigen Gestalt wird das Buch zweifellos jedem Lehrer, auch jedem Kandidaten der Lehramtsprüfung, treffliche Dienste leisten; diesem als Repetitorium, das fast alle anderen Behelfe entbehrlich macht, jenem als Nachschlage- oder Quellenbuch zur Belebung seiner eigenen Darstellung. Für den eigentlichen Unterrichtsgebrauch und für die Hand des Schülers dagegen wird es wohl zunächst noch große Schwierigkeiten bieten, wenngleich diese bei sehr sorgfältiger, an das Buch eng anschließender Vorbereitung des Lehrers nicht unbesiegbar sein dürften. Streichungen und Kürzungen aller Art werden sich aber für alle Fälle als unerläßlich erweisen. Namentlich die ungeheure Fülle von Namen, deren bloßes, einmaliges Hören für den Schüler wertlos, deren Einprägung aber unmöglich ist, muß notwendig beschränkt werden. So erscheinen mir folgende Namen völlig entbehrlich: Abadia, Tarsus, Adana, Göktschasee, Urga, Chusistan, Mohamerah, Bekaa, Dschebel Hauran, Wadi Arabah, Hodeida, El Hasa, El Kuweit, Perim, Bahrein- und Muria-Inseln, Kanin-Plateau, Luigab, Buschir, Rescht, Barfurusch, Jesd, Chotan, Maimatschiu, Kisil-Kum, Kara-Kum, Usboi, Terghana, Tsitsikar, Kirin, Liau-ho, Taiwan, Kelung, Bhamo, Annobou, So. Paolo de Loanda, Monomedes, Rikwa-See, Meru-See, Marutse-Manubunda, Sofala, Beira, Aldabra, Mahé, Dahlak-Archipel, Lado, Borum, Baghirmi, Kutha, Rio del Oro, Mursuk, Lorea, Almeria, Huelva, Mahon, Figueras, Tarragona, Tortosa, Lerida, Monserrat, Llobregat, Gijon, Portugalete, Las Arenas, Alava, Baga, Serra da Cintra, Marsala, Trapani, Demir Kapu, Rodocto, Nikšič, Prisrend, Ipek, Trikala, Pyrgos, Navarino, See von Annecy, Millevache, Mont Mézenc, Plomb du Cantal, Causses, Careassonnes, Alais, Crau, Bagnères de Bigorre, Lourdes, Pau, Varmes, Epernay, Beauce, Brie, Brighton, Weald, Spithead, Salford, Bolton, Blackburn, Oldhem, Birkenhead, Paisley, Greenock, Killarney, Antrin, Hindo, Mugodschar, Obschtei Septem, Ergeni, Orel, Kursk, Czenstochau, Ejer, Bavnehoj, Trebnitzer Berge, Katzengebirge, Innerste, Mansfeld, Klaustal, Haßberg, Grabfeld, Vilshofen, Dungau, Engtal, Thlinkitten-Inseln, Kuskoquin, Insel Kadiak, Pikes Peak, Evans-Paß, Seattle, Portland, Urgebirge von Oajaca, Montgomery, St. Pierre, St. Miqulon (richtig Micquelon), Ozarkberge, Vulkan von Chiriqui, Atrato, Quec-

Rio Canea, Boaranquilla, Obidos, Tabatinga, Iquitos, Manaos, Tapajoz, Xingu, Minas Geraes, Saõ Paolo, Entre Rios, Pilcomayo, Bermejo, Tucunan, Mendoza, Hawskesbury, Rotomabana, Tetarate, Taravera, Stewart-, Chatun-, Cook-Inseln, Dunedin, Christchurch, Jaluit, Sala y Gomez, Oster-Inseln. Diese Liste, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, enthält lauter Namen, die meiner Empfindung nach in ein Lehrbuch überhaupt nicht gehören, die aber natürlich in einem Nachschlagewerk für den Lehrer gar wohl am Platze sind.

An kleineren Versehen, die leicht richtig gestellt werden können, ist mir aufgefallen: Pamirplateau statt P.-gebirge oder besser Scharung (S. 88); Caesar Augusta statt Caesarea A. (S. 116); die Basken werden als Rest der alten Ibarer bezeichnet, sind aber zweifellos gar keine Indogermanen (S. 117); Langen-See statt Langer See (S. 124); Vlämen ohne Erklärung der Aussprache statt der richtigeren Transkription Flamen (S. 188, 263); S. 190 wird der Anschein erweckt, als ob „Schwemmland“ und „Dünen“ identisch wären; Wedgwood für Wedgewood (S. 196); Kjölen (Kiele) wird S. 209 als Gattungsname gebraucht, ist aber doch nur ein Eigenname für einige nördliche Züge des Skandinavischen Gebirges zur Bezeichnung ihrer Formen, der also für ein Hochplateau schlechterdings nicht paßt. Die Angaben, Norwegen besitze die drittgrößte Flotte Europas, ist nicht einwandfrei, da dies nicht von der Hochseeflotte Norwegens gilt, sondern nur dann richtig ist, wenn alle kleinsten Segelschiffe mitgerechnet werden, die nur für Fischfang und Küstenfahrt in Betracht kommen. Die Hochseeflotte des Landes steht erst an fünfter Stelle (S. 213). Die Bezeichnung „Fischguano“ ohne nähere Erklärung muß die falsche Vorstellung erwecken, als handle es sich um die Exkremente von Fischen. Der „W-förmige Main“ scheint mir ein wenig glücklicher Ausdruck zu sein, der leicht mißverstanden werden kann (S. 290). Der deutsche Kaiser ist nicht schlechthin der „oberste Kriegsherr der deutschen Armee“, die es amtlich gar nicht gibt (S. 301). „Lutheranisch“ ist S. 303 mit „evangelisch“ verwechselt; der engere Begriff also für den weiteren gesetzt. Nach der letzten Volkszählung gibt es im Deutschen Reiche $8^1/_2$ Millionen Slaven, nicht $2^2/_3$ (S. 303). S. 303 u. wäre bei dem Worte „jährliche Zunahme“ der Beisatz „der Bevölkerung“ im Interesse der Klarheit zu wünschen. S. 304 ein Druckfehler: Nordkyn statt Nordkap. Statt Mount Lougan heißt es richtig M. Logan (S. 305). Die Bezeichnung „Land der tausend Seen“ hat sich für Finnland so sehr eingebürgert, daß es kaum rätlich ist, sie auf Kanada anzuwenden (S. 320). Die falsche Bezeichnung des Generalstatthalters von Kanada als „Gouverneurgeneral“ dürfte wohl auf mißverständliche Wiedergabe des englischen *„governor general“* (= Generalstatthalter) zurückgehen (S. 323). S. 332 heißt es fälschlich „umfaßt“ statt „umfassen“. Der Begriff „Territorium“ hätte wohl nähere Erklärung

verdient (S. 332). Die Behauptung, die Union besitze nach England die schiffreichste Flotte der Welt (S. 334), gilt nur unter der Einschränkung, daß alle Küstenfahrer und die Flotte der großen Seen mitgerechnet werden. Die Hochseeflotte des Deutschen Reiches ist im übrigen noch immer bedeutender als die Amerikas (Hamburger Beiträge 1903). Die Schreibung *„Mont Pelée"* ist streng genommen falsch, denn sie verbindet ein Masculinum mit einem Femininum; die Franzosen sagen entweder *„Mont Pelé"* oder *„Montagne Pelée"*.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Grundriß der theoretischen Astronomie und der Geschichte der Planetentheorien. Von Dr. Johannes Frischauf, o. ö. Professor der Mathematik an der Universität Graz. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 22 Figuren im Text. Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann 1903. XV u. 199 SS.

Die deutsche wissenschaftliche Literatur besitzt in dem großen Werke des Hofrat v. Oppolzer ein als klassisch zu bezeichnendes Lehrbuch der theoretischen Astronomie, in welchem in ausführlichster Weise die für die praktische Rechnung geeignetsten Methoden und Vorschriften zur Bahnbestimmung von Kometen und Planeten, wie zur Berechnung der speziellen Störungen angegeben und erläutert werden. Neben diesem Hauptwerke der theoretischen Astronomie verfolgt das vorliegende Buch, das hiermit in zweiter, vermehrter Auflage erscheint, den Zweck, nur für den ersten Unterricht in dieser Wissenschaft zu dienen und kann als Einführung in das Studium des erwähnten ausführlicheren Buches verwendet werden. Es ist rein elementaren Charakters in seinen mathematischen Entwicklungen, bis auf einen einzigen Abschnitt, nämlich den sechsten des zweiten Teiles, welcher von der Bahnbestimmung mit Berücksichtigung der Störungen handelt und dabei notgedrungen von den Differentialgleichungen für die gestörte Bewegung eines Planeten seinen Ausgang nehmen muß. Jedermann, der sich für das Hauptproblem der theoretischen Astronomie, das der Bestimmung der Bahn eines Planeten um die Sonne und die Vorausberechnung seines Ortes im Raume interessiert, wird, selbst mit geringen mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, mit diesem Buche zu seinem Ziele gelangen.

Inhaltlich zerfällt das Buch in drei Teile. Der erste enthält die Beziehungen zwischen den die Bewegung der Himmelskörper um die Sonne bestimmenden Größen, d. i. die Ableitung der Keplerschen Gesetze, die Definition der Bahnelemente eines Planeten und ihre Berechnung aus heliozentrischen Orten. Der zweite Teil

umfaßt das Hauptproblem selbst, nämlich das der Bahnbestimmung von Planeten und Kometen aus geozentrischen Beobachtungen. Im ersten Abschnitt wird die Berechnung einer elliptischen Bahn aus drei geozentrischen Orten nach Gauss' 'Theoria motus' entwickelt, im zweiten die einer parabolischen nach Olbers und Encke, im dritten endlich die einer elliptischen Bahn aus vier, aber unvollständigen Beobachtungen, ebenfalls im Anschluß an Gauss' Theoria motus. Der vierte Abschnitt bespricht die Vorbereitungsrechnungen bei Bahnbestimmungen, d. i. die Berechnung der Parallaxe, der Aberration und die Berücksichtigung der Präzession und Nutation. Der fünfte Abschnitt zeigt, wie man aus einer größeren Reihe von Beobachtungen mit genäherter Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate eine Bahnbestimmung vorzunehmen hat, und der sechste, wie man zu verfahren hat, wenn man auch hiebei Störungen mit in Rechnung ziehen will. Der dritte Teil schließlich gibt eine ziemlich ausführliche Darstellung der Geschichte der Planetentheorien, u. zw. von der ältesten Zeit an, der Bestimmung des Planetenlaufes um die Erde mittels exzentrischer Kreise und Epizykeln nach der geozentrischen Theorie von Hipparch und Ptolemäus, bis auf die neuere Zeit, den Übergang auf den heliozentrischen Standpunkt durch Kopernikus, die Entdeckung der Gesetze der Planetenbahnen durch Kepler und die endgiltige Lösung des Problems durch Olbers für die parabolischen und Gauss die elliptischen Bahnen. Gerade dieser Teil des Buches dürfte vielen Lesern sehr zu statten kommen. Es dürfte wenige Bücher geben, in denen die Entdeckungsgeschichte der Keplerschen Gesetze in gleicher Ausführlichkeit und Klarheit wiedergegeben ist, wie in dem vorliegenden.

Zahlreiche Hinweise auf Quellen und die Literatur des Problems erhöhen den Wert des Buches. Leider reichen diese, wie Ref. tadelnd bemerken muß, nur etwa bis zum Jahre 1860 und alle späteren Arbeiten werden nicht mehr erwähnt. So kommen die Namen Oppolzer, Tietjen in dem Buche gar nicht vor, trotzdem sich gerade an diese die bedeutendsten Verbesserungen der Lösung des Bahnproblems seit Encke knüpfen. Nur in einem kurzen Zusatz (S. 190—197) geschieht noch der neuesten, aus dem Jahre 1890 datierenden Methode des Amerikaners Gibbs Erwähnung. Ganz kurz werden die von diesem gefundenen neuen Ausdrücke für die Dreiecksverhältnisse ohne Benützung der Theorie der Vektoren abgeleitet und sodann ihre Verwendung zur Bahnbestimmung gezeigt.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Fünfstellige Logarithmen-Tafeln zum Schulgebrauche. Von Dr. Franz Ritter v. Močnik. 2. Aufl., durchgesehen von Prof. Johann Reidinger. Wien, Tempsky und Leipzig, G. Freytag 1904. Preis geb. Mk. 1·50.

Für den Schulgebrauch recht geeignet und mit der erforderlichen Genauigkeit ausgeführt erscheinen die vorliegenden Logarithmen-Tafeln, die auch in typischer Hinsicht — und was deren Handlichkeit betrifft — nichts zu wünschen übrig lassen.

Es werden in denselben die gemeinen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 10 009 mit fünf, von 10 000 bis 11 009 mit sechs Dezimalstellen dargestellt; sodann findet man Hilfstafeln zur Verwandlung der Sekunden in Grade und Minuten von 0^0 bis $3^0 3'$. Daran schließt sich eine Tafel, welche häufig vorkommende Konstante enthält (Verhältnis zwischen der Peripherie und dem Durchmesser eines Kreises, der dem Halbmesser gleiche Kreisbogen, Verwandlung der gemeinen Logarithmen in natürliche und umgekehrt). Ferner finden wir in Tafel II die gemeinen Logarithmen der Winkelfunktionen von Minute zu Minute. Tafel III umfaßt die Angabe der goniometrischen Funktionen aller Winkel von 0^0 bis 90^0 von Grad zu Grad mit fünf Dezimalstellen. Im folgenden wird die Länge der Kreisbogen für den Halbmesser $r = 1$ angegeben, eine Tafel bezüglich der Verwandlung der Minuten und Sekunden in Dezimalteile des Grades beigegeben, endlich werden die Quadrate der ganzen Zahlen von 1 bis 1000 in übersichtlicher Weise zusammengestellt.

Wir können dieses Tafelwerk für den Unterrichtsgebrauch aufs beste empfehlen.

Ad. Wernickes Lehrbuch der Mechanik in elementarer Darstellung mit Anwendungen und Übungen aus den Gebieten der Physik und Technik. Erster Teil: Mechanik fester Körper. Von Dr. Alexander Wernicke, Direktor der städtischen Oberrealschule und Professor an der herzogl. technischen Hochschule in Braunschweig. 4., völlig umgearb. Aufl. 3. Abteilung: Lehre von der Elastizität und Festigkeit. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903. Preis geb. Mk. 11.

In vollkommen elementarer Weise, unter besonderer Betonung des konstruktiven Teiles werden in diesem Teile des Lehrbuches der Mechanik von Wernicke theoretische Betrachtungen über Elastizität und Festigkeit angestellt, u. zw. insoweit, daß den Bedürfnissen der Techniker entsprochen wird. Abgesehen von der klaren und präzisen Ausdrucksweise und der gründlichen Darstellung, die wir in dem Buche antreffen, sind es namentlich die vielfachen, dem Texte angeschlossenen Beispiele, durch welche die Verwendung der Theorie gezeigt wird. Einige derselben sind vollständig ausgeführt, andere sind nur gestellt und können als Übung dienen.

Zuerst wird in dem Buche gezeigt, wie die Lehre von der Elastizität und Festigkeit begründet wurde. Im weiteren wird die

Statik isotroper elastisch-fester Körper, welche dem Gesetze von Hooke folgen, behandelt, u. zw. der gerade Stab unter der Einwirkung von Zug oder Druck, derselbe Körper unter dem Einflusse von Schub, ferner die Verbiegung und die Verdrehung des geraden Stabes, dann die Knickung gerader Stäbe und deren Biegung bei exzentrischer Belastung, sowie die für die Technik so wesentliche Biegung gespannter Balken. Anschließend daran wird die Anstrengung gerader Stäbe bei Fällen zusammengesetzter Elastizität und Festigkeit erörtert, das Fachwerk aus geraden Stäben theoretisch erläutert, ferner auf die Biegung krummer Stäbe, auf die Elastizitäts- und Festigkeitsverhältnisse plattenförmiger Körper eingegangen. Technisch wichtig sind auch die theoretischen Betrachtungen, welche auf ein System fester Körper von lockerem Gefüge, also auf sogenannte Schuttmassen bezugnehmen. In der 1. Abteilung dieses Abschnittes finden wir die Aufstellung der elastischen Grundgleichungen, wobei selbstredend der höheren Mathematik nicht entraten werden konnte. — Bei der Betrachtung der durch die Formveränderung bedingten Arbeitsverhältnisse leistet das Theorem von Clapeyron sehr wertvolle Dienste. Dasselbe besagt, daß bei elastisch-festen Körpern, welche dem Gesetze von Hooke folgen, die Arbeit der äußeren Kräfte, welche eine Formveränderung des Körpers bewirken, zur Hälfte für diese Formveränderung verwendet wird, während ihre andere Hälfte in Bewegungen der Körperteilchen, u. zw. in Schwingungen zutage tritt. Es folgt daraus auch unschwer der Satz, daß die Gleichgewichtslage eines Körpers dadurch charakterisiert ist, daß für sie ein Minimum der Formänderungsarbeit vorhanden ist.

Zum Schlusse dieser Erörterungen behandelt der Verf. noch die elastischen Grundgleichungen und die ihnen entsprechenden einfachen Wellenbewegungen. Es wird in der Statik elastisch-fester Körper noch der Einfluß der Temperaturschwankungen auf die Formänderungen und die entsprechenden Spannungen berücksichtigt, was ebenfalls für technische Probleme von Wichtigkeit ist.

Im kurzen finden wir in dem vorliegenden Buche noch die Statik isotroper elastisch-fester Körper erörtert, u. zw. von solchen Körpern, welche dem Gesetz von Hooke nicht folgen, ebenso die Statik entsprechender heterotroper Körper.

In dem von der Kinetik elastisch-fester Körper handelnden Abschnitte werden die Spannungen von solchen Körpern bei Verschiebungen, bei Drehungen, bei Verschiebungen und Drehungen berechnet, dann eine Theorie des Stoßes von solchen Körpern gegeben. Von besonderem physikalischen Interesse sind die Ausführungen in dem Abschnitte, der von der Deutung der potentialen Energie auf Grund einer kinetischen Theorie der Körper handelt.

Allgemeinem Interesse werden auch die Bemerkungen über Maschinen und über statische Konstruktionen begegnen. Ein zahlreiches Aufgabenmaterial ist dem Buche beigegeben, und zwar unter

„**Anwendungen** der Lehre von der Elastizität und Festigkeit“ und **in** den „Übungen zur Lehre von der Elastizität und Festigkeit“.

In dem vorliegenden Buche wird der praktische Techniker **sich** mehrfach Rat holen können, aber auch der Physiker wird in **manchen** Ausführungen Anregung finden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Emil Fischer, Synthesen in der Purin- und Zuckergruppe. Vortrag, gehalten am 12. Dezember 1902 vor der schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Braunschweig, G. Vieweg 1903. 29 SS. 8°.

Der wirklich lesenswerten und allgemein interessanten Abhandlung des berühmten Verf.s glaubt Ref. am ehesten dadurch gerecht zu werden, daß er an der Hand von Zitaten den Inhalt der trefflichen Schrift kennzeichnet, weil dieser dadurch wohl am besten und ungetrübtesten zur Geltung gelangt.

Ein wahres Wort spricht der Verf. als Einleitung zu seinem Vortrage, wenn er sagt: „Die Chemie ist zwar in ihren praktischen Früchten sehr populär, sie ist aber nichts weniger als volkstümlich in ihren Methoden, Abstraktionen und in ihrer Sprache“.

Bemerkenswerte Erfolge erzielte die Forschung über die Stoffe, aus denen der Tier- und Pflanzenkörper zusammengesetzt ist, erst im 18. Jahrhundert (Marggraf, Lavoisier, Scheele). Was bei den großen Problemen der Biologie die organische Chemie als treue Bundesgenossin der Physiologie zu leisten vermag, will der Verf. an zwei Beispielen, den Purinkörpern und den Kohlenhydraten darzulegen versuchen.

I. „Purinkörper“ sind *N*-hältige Verbindungen; einige von ihnen sind Auswurfstoffe des Tierleibes (Harnsäure), andere wieder die wirksamen Bestandteile wichtiger Genußmittel (Kaffeïn, Theobromin). — Es wird nachgewiesen, daß Xanthin, Hypoxanthin, Adenin und Guanin, sowie Kaffeïn, Theobromin und Theophyllin untereinander und mit der Harnsäure verwandt sind; das Verwandtschaftsverhältnis findet in einer Zusammenstellung der betreffenden Strukturformeln übersichtlichen Ausdruck. — Alle genannten Körper können aus der billigen Harnsäure künstlich dargestellt werden. Da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, das wahre Aroma des Kaffees oder Thees ebenfalls auf künstlichem Wege zu erzeugen, so läßt sich „mit etwas Phantasie“ die Zeit voraussehen, „wo zur Bereitung eines guten Kaffees keine Bohne mehr nötig ist, sondern wo ein kleines Pulver aus einer chemischen Fabrik genügt, um mit Wasser zusammen ein wohlschmeckendes, erfrischendes Getränk zu erstaunlich billigem Preise zu erhalten“. — Dem Vorurteile des Publikums, künstlich dargestelltes Kaffeïn als einen

Abkömmling der Harnsäure hinnehmen zu müssen, hält der Verf. entgegen, daß „die Erzeugung von Kaffeïn aus Harnsäure nichts Schlimmeres ist, als die Prozesse, die sich abspielen, wenn der zur Ernährung der Pflanzen verwendete Dünger sich in wohlschmeckende Früchte oder herrlich duftende Blumen umsetzt". — Der Verf. weist auf den Nutzen hin, den, rascher als die Industrie, die Physiologie aus der chemischen Aufklärung der Purinkörper gezogen hat und auf den sich daraus ergebenden neuen Gesichtspunkt für die praktische Medizin: „Denn wenn es sich darum handelt, bei Personen, die zu harnsaurer Diathese neigen, durch zweckmäßige Diät Heilung herbeizuführen, so wird man bei Auswahl der Speisen die Stoffe, welche reich an Purinkörpern sind, in Zukunft vermeiden".

II. Die Kohlenhydrate übertreffen an Masse alle Stoffe, die in der lebenden Welt kursieren. — Das Studium der Kohlenhydrate ist andauernd mit so regem Eifer betrieben worden, „daß man den jeweiligen Stand der Kenntnis in dieser Gruppe geradezu als Maßstab für die ganze Disziplin benutzen darf. Trotzdem hat die Wissenschaft von der Aufklärung ihrer elementaren Zusammensetzung durch Lavoisier bis zur künstlichen Synthese länger als 100 Jahre gebraucht".

Einteilung der Kohlenhydrate in die zwei Klassen der Monosaccharide (z. B. Traubenzucker) und der Polysaccharide (z. B. Amylum und Zellulose). Umwandlung der Polysaccharide in die einfacheren Monosaccharide durch „Hydrolyse" und umgekehrt. Der Monosaccharide in Polyverbindungen durch „Wasserabspaltung". — Von Versuchen, synthetisch in das Gebiet einzudringen, werden angeführt: die Bemühungen des Russen Butlerow, vom Formaldehyd ausgehend Traubenzucker zu erhalten, und des Verf.s Arbeit, aus dem Glyzerin unter dem Einfluß von verdünnter Salpetersäure ein Produkt darzustellen, „welches die typischen Eigenschaften der Zucker zeigt", die „Glyzerose". Unter dem Einfluß von Lauge treten zwei Moleküle derselben zur polymeren „Akrose" zusammen, einem „Zucker mit sechs Kohlenstoffatomen, der mit den natürlichen Substanzen die allergrößte Ähnlichkeit hat". Als der einfachste Repräsentant der Monosaccharide wurde der Aldehyd des Glykols synthetisch erhalten und auch Monosaccharide mit 7, 8 und 9 Kohlenstoffatomen wurden vom Verf. dargestellt.

Hinweis auf den Zusammenhang des weiteren Studiums der Zucker mit der Entwicklung der sogenannten Stereochemie. Anteil, den Le Bel und van 't Hoff seit 1874 an dieser Lehre dadurch haben, daß sie „die Asymmetrie des Moleküls auf das einzelne Kohlenstoffatom zurückführten". — Die Hexosen, zu denen der Traubenzucker gehört, enthalten per Molekül nicht weniger als 4 asymmetrische, d. h. „mit 4 verschiedenen Massen verbundene Kohlenstoffatome", woraus geschlossen werden kann, „daß nicht weniger als 16 geometrisch verschiedene Stoffe von der Struktur

des Traubenzuckers existieren müssen". 12 von diesen 16 sind bereits bekannt geworden!

Auf S. 23 bringt eine Tafel „die modernen Konfigurationsformeln der 12 bekannten Hexosen und der 4 noch aufzufindenden Isomerien". — Es darf mit dem Verf. behauptet werden, „daß die Systematik der Monosaccharide mit diesen Resultaten vorläufig zum Abschluß gelangt ist".

Es wird nunmehr auf das Interesse hingewiesen, das die im Pflanzenreich weit verbreiteten Glukoside bieten, die als Verbindungen der Zucker mit sehr verschiedenartigen anderen Stoffen zu betrachten sind. Als Beispiele werden Amygdalin und Salizin behandelt. „Ihre Bereitung blieb bis zum Jahre 1879 ebenfalls ein Reservatrecht der Natur". Die synthetischen Arbeiten über die Glukoside haben „zu der überraschenden Erkenntnis geführt, daß zwischen den Glukosiden und den Polysacchariden kein prinzipieller Unterschied besteht; denn die letzteren sind nichts anderes als die Glukoside der Zucker selbst".

Man ist „noch weit davon entfernt, die wichtigsten Polysaccharide, Stärke und Zellulose, synthetisch zu bereiten ...., aber daß das Problem nicht in den Bereich der Unmöglichkeit fällt, darüber darf man schon jetzt vollkommen beruhigt sein". — An einigen Beispielen wird nun gezeigt, wie die „an der äußersten Grenze des synthetischen Gebietes" gesammelten Erfahrungen zur Lösung von biologischen Fragen benutzt werden können. So hat „die Prüfung der künstlichen Glukoside ergeben, daß die Wirkung der Enzyme (Fermente) in hohem Grade von dem geometrischen Bau des anzugreifenden Moleküls abhängt, daß beide wie Schloß und Schlüssel zusammenpassen müssen".... Der Verf. „sieht die Zeit voraus, wo die physiologische Chemie nicht allein die natürlichen Enzyme in ausgedehntem Maße als Agentien verwendet, sondern wo sie sich auch künstliche Enzyme für ihre Zwecke bereitet".

Obwohl sich auf dem Gebiete der Kohlenhydrate „der Schleier, hinter dem die Natur ihre Geheimnisse so sorgfältig versteckt hat", immer mehr lüftet, „wird das chemische Rätsel des Lebens nicht gelöst werden, bevor nicht die organische Chemie.. die Eiweißstoffe in gleicher Art wie die Kohlenhydrate bewältigt hat".... Der Verf. sagt diesbezüglich, daß „die Summe von Arbeit, die hier geschehen muß, so außerordentlich groß ist, daß die Aufklärung der Kohlenhydrate dagegen wie ein Kinderspiel erscheint".

Ref. hat den gediegenen „Vortrag" deshalb so ausführlich und mit besonderer Hervorhebung der markanten Stellen besprochen, weil er den reichen Inhalt wahrheitsgetreu skizzieren und damit den Leser anregen wollte, zur Abhandlung selbst zu greifen, die ein recht gründliches Vertiefen in sie von Seite recht vieler Leser wohl verdient.

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. P. Wossidlo, Leitfaden der Botanik für höhere Lehranstalten. Mit 556 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tafeln in Farbendruck und einer Vegetationskarte. 10., verm. u. verb. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. Preis Mk. 3·30.

Die 10. Auflage des vorliegenden Leitfadens unterscheidet sich von der vorangehenden dadurch, daß in ihr die biologischen Verhältnisse der Wurzel, des Stengels und der Blätter besser hervorgehoben und mit den morphologischen in enge Verbindung gebracht werden. Die morphologischen Verhältnisse der Blüte unmittelbar aus den biologischen abzuleiten, mußte der Verf. unterlassen, um den Umfang des Buches nicht allzusehr zu vergrößern. Auch in dieser Auflage hielt der Verf. es für angezeigt, dem Ermessen des Fachlehrers es zu überlassen, aus der Fülle des biologischen Wissens das für seine Schüler Geeignete sich auszuwählen. Daher begnügte er sich, bei der Beschreibung der Pflanzen auf die betreffenden Paragraphe der biologischen Abschnitte hinzuweisen und vermied dadurch einerseits, daß sein Lehrbuch durch ermüdende Wiederholung zu sehr anschwelle, anderseits, daß der Lehrer gezwungen werde, sich streng an das Lehrbuch zu halten.

Mit vollem Rechte weist der Verf. in seinem Vorworte zur 10. Auflage dieses Leitfadens darauf hin, daß die Ermittelung der morphologischen Verhältnisse durch unmittelbare Anschauung wegen der Mannigfaltigkeit der Formen und Farbe für den jugendlichen Geist an und für sich so viel Anregendes bietet, daß man diese Wissenschaft eine *scientia amabilis* nennen konnte, und warnt vor der Ansicht, daß nur die biologische Betrachtung einen wissenschaftlichen Wert habe.

Im ersten Abschnitte des Buches kommen 93 Pflanzenfamilien der Phanerogamen zur Beschreibung. Die Zahl der beschriebenen oder teilweise charakterisierten Familien, Gattungen und Arten ist verhältnismäßig groß, was nach der Ansicht des Ref. den Wert des Buches nicht beeinträchtigt. Im zweiten Abschnitte werden die morphologischen und biologischen Verhältnisse eingehend gewürdigt, im dritten die Kryptogamen beschrieben. Andere Abschnitte handeln über die Verbreitung, den inneren Bau und die Ernährung der Pflanzen. 16 Tafeln naturgetreu gezeichneter und prachtvoll kolorierter Pflanzen heben den Wert des Buches. Bestimmungstabellen fehlen; der Verf. ist nämlich der Ansicht, daß die Kenntnis der natürlichen Verwandtschaft, die der Unterricht zu vermitteln hat, viel wichtiger ist, als der Name der Pflanze.

Dr. Wossidlos Leitfaden ist unstreitig ein sehr gutes Lehrbuch der Botanik und verdient die weiteste Verbreitung.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Geometrie auf der Unterstufe.

Die Auffassung von dem Wesen der geometrischen Wissenschaft hat im Laufe des XIX. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Wandlungsprozeß durchgemacht: während von Euklid bis Kant die Geometrie geradezu als Muster einer deduktiven und *apriori*schen Wissenschaft gegolten hat, derart, daß z. B. sogar die großen Mathematiker des XVIII. Jahrhunderts kurz Geometer genannt wurden und die mathematische Beweismethode durch den Ausdruck „*more geometrico*“ bezeichnet zu werden pflegte, ist im Verlaufe des XIX. Jahrhunderts immer mehr und mehr der empirische Charakter der Geometrie in den Vordergrund gerückt worden. Im J. 1830 tritt uns bereits (in einem Briefe an Bessel) der vielzitierte Ausspruch des großen Gauss entgegen: „Nach meiner innersten Überzeugung hat die Raumlehre zu unserem Wissen *a priori* eine ganz andere Stellung als die reine Größenlehre; es geht unserer Kenntnis von jener durchaus diejenige vollständige Überzeugung von ihrer Notwendigkeit (also auch von ihrer absoluten Wahrheit) ab, die der letzteren eigen ist; wir müssen in Demut zugeben, daß, wenn die Zahl bloß unseres Geistes Produkt ist, der Raum noch außer unserem Geiste eine Realität hat, der wir *a priori* ihre Gesetze nicht vollständig vorschreiben können“. Bekannt ist auch sein Versuch, auf dem Wege der Vermessung den Satz von der Winkelsumme des Dreieckes experimentell auf seine Richtigkeit zu prüfen. Seine Arbeiten über die nichteuklidische Geometrie zu publizieren scheute sich Gauss bekanntlich noch aus Furcht „vor dem Geschrei der Boeotier“. Bekannt ist, welche Fortschritte die empirische Auffassung der Geometrie durch die Vertreter der nichteuklidischen Geometrie gemacht hat; insbesondere sind die Namen Riemann und Helmholtz auch in weiteren Laienkreisen geläufig geworden. Es kam so weit, daß der englische Geometer Clifford kurzweg erklärte: „*Geometry is a physical science*“ [1]).

---

[1]) *The Common Sense of the Exact Sciences*, London 1898, S. 47.

Es würde natürlich zu weit führen, hier auf die ansehnliche Literatur über die Prinzipienfragen der Geometrie näher einzugehen[1]; nur auf einige wichtige Kundgebungen aus allerneuester Zeit mag kurz verwiesen werden: auf D. Hilberts rasch berühmt gewordene „Grundlagen der Geometrie", die vor kurzem in zweiter, vermehrter Auflage erschienen sind, auf Machs Zusätze, das Problem der Raumanschauung betreffend, in der 4. Auflage seiner „Analyse der Empfindungen", auf seine denselben Gegenstand betreffenden Artikel in der amerikanischen Zeitschrift „*The Monist*", besonders „*On physiological, as distinguished from geometrical, space*"[2]) und „*Space and geometry from the point of view of physical inquiry*"[3]), auf Poincarés nun auch in deutscher Übersetzung erschienenes Werk „*La science et l'hypothese*"[4]) und auf Hausdorffs Antrittsvorlesung an der Universität Leipzig „Das Raumproblem"[5]).

Alle diese Denker stimmen nun darin überein, daß der Unterschied zwischen Geometrie und Physik nur ein gradueller ist und beiden eine empirische Wirklichkeit gegenübersteht, deren gesetzmäßige Abbildung Aufgabe dieser Wissenschaften ist. So sagt z. B. Hausdorff[6]): Geometrie ist... „die vollkommenste Naturwissenschaft, deren Begriffe im Hinblick auf eine möglichst vorteilhafte Abbildung der empirischen Wirklichkeit ersonnen werden". Machs Stellungnahme geht schon aus dem Wortlaut der Titel der zitierten Abhandlungen hervor, er unterscheidet einen Sehraum, einen haptischen Raum und den Raum des Geometers. „*Geometric concepts are the product of the idealisation of physical experiences of space. Systems of geometry, finally, originate in the* l o g i c a l *classification of the conceptual materials so gathered*" heißt es in der zweitgenannten Abhandlung[7]). Ähnlich unterscheidet auch Poincaré einen „*l'espace visuel*", einen „*l'espace tactile*" und bemerkt von demselben wie Mach, daß ihm die Eigenschaft der Homogeneität des geometrischen Raumes nicht zukomme.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese geänderte Auffassung vom Wesen geometrischer Wissenschaft auch in der D i d a k t i k derselben zum Ausdrucke kommen muß und in der Tat sind auch in dieser Richtung bereits einige bemerkenswerte Anstrengungen gemacht worden. Der neue Normallehrplan für Realschulen und die ihn begleitenden Instruktionen vom 1. März 1899 tragen bereits dieser Auffassung Rechnung und sind, was den geometrischen Unterricht in der I. Klasse betrifft, ganz vom modernen Geiste getragen. Ferner konnte ich vor zwei Jahren

---

[1]) Nähere Literaturangaben finden sich z. B. in dem Buche von Veronese über die mehrdimensionale Geometrie.

[2]) *The Monist*, XI. Bd., Chicago 1901, S. 321 ff.

[3]) *The Monist*, XIV. Bd., Chicago 1903, S. 1 ff. Beide Artikel erscheinen auch in deutscher Sprache.

[4]) Deutsche Übersetzung von Lindemann bei B. G. Teubner eben erschienen.

[5]) Ostwalds Annalen der Naturphilosophie, III. Bd., Leipzig 1903, S. 1 ff.

[6]) c. l. S. 4.

[7]) l. c. S. 1.

auf einige neue amerikanische Lehrbücher hinweisen[1]), welche die Geometrie wie eine Naturwissenschaft in induktiver Weise behandeln und deren methodisches Prinzip der gleichen Auffassung vom Wesen der Geometrie entsprungen ist.

Der Grund, weshalb ich nun abermals auf diesen von mir schon einmal berührten Gegenstand zurückkomme, liegt in einer Wahrnehmung, die ich am letzten Mittelschultage in Wien gemacht habe und aus der hervorgeht, daß in unseren Mittelschulkreisen diese Auffassung noch sehr weit davon entfernt ist, Boden zu gewinnen. Bei Gelegenheit der Erörterungen über die Einführung praktischen Unterrichtes in den naturwissenschaftlichen Fächern hatte ich nämlich in meinem Referate auch der Geometrie — als einer naturwissenschaftlichen Disziplin — gedacht und eine diesen Standpunkt zum Ausdruck bringende These formuliert, die folgenden Wortlaut hatte: „Die Geometrie auf der Unterstufe ist wie eine naturwissenschaftliche Disziplin zu behandeln; sie hat deshalb von der Betrachtung körperlicher Formen auszugehen und mit den Grundbegriffen der Planimetrie, den letzten Gliedern der Abstraktionskette, zu schließen". Kaum war indes diese These ausgesprochen, als sich sofort einmütiger Widerspruch gegen dieselbe erhob. Zu einer Diskussion oder Abstimmung über dieselbe kam es gar nicht, da sich die Sektion hiefür inkompetent erklärte; nach der herrschenden Stimmung konnte aber das Ergebnis einer solchen nicht zweifelhaft sein. Zwar erhob sich Prof. Th. Hartwig und erklärte, daß eine These ähnlichen Inhaltes von der mathematischen Sektion am Vormittage des Verhandlungstages akzeptiert worden sei; allein nach dem mir nun vorliegenden Berichte — mir selbst war es leider wegen Kollision des Vortrages mit dem von Prof. Schilling nicht möglich gewesen anwesend zu sein — muß ich annehmen, daß auch diese Auffassung eine etwas zu optimistische ist. Es geht zwar aus demselben hervor, daß der Vortragende genau für dieselbe Auffassung sich eingesetzt hat, aus der meine These 2 entsprungen ist, und genau denselben Standpunkt vertreten hat, den auch ich als den einzig richtigen ansehe, kurz, daß zwischen unseren beiderseitigen Anschauungen vollste Übereinstimmung bestanden hat, allein es scheint mir, soviel ich sehe, daraus nicht hervorzugehen, daß auch die Versammlung dieselben geteilt hätte. Denn aus den beiden von ihr angenommenen Thesen läßt sich dies jedenfalls nicht folgern, da dieselben schon aus allgemein didaktischen Gründen auf Zustimmung rechnen können; eine andere von Prof. Hartwig vorgeschlagene These aber, die wahrscheinlich dessen Standpunkt schärfer betonte, ist nicht angenommen, bezw. zurückgezogen worden. Und da sich ferner aus der Versammlung niemand zu Worte meldete, um seinen Standpunkt — der ja doch nach alldem von dem des Vortragenden verschieden gewesen sein mußte — zu betonen, so scheint auch der fernere Schluß nicht gerade unberechtigt, daß es da überhaupt an Verständnis für diese fundamentale Frage gemangelt hat. Es ist eben in unseren

[1]) Über einige neuere amerikanische Lehrbücher der Elementarmathematik. Zeitschr. f. d. Realsch., XXVII. Jahrg. 1902, S. 515 ff.

Mittelschulkreisen die Euklid-Kantsche Auffassung der Geometrie noch durchaus die herrschende und zwar derart, daß auch nur an die Möglichkeit einer anderen noch gar nicht gedacht wird. Dieser Umstand wird es nun, wie ich glaube, begreiflich und entschuldbar erscheinen lassen, wenn ich nochmals auf diese Hauptfrage des elementar-geometrischen Unterrichtes zurückkomme.

Habe ich in meinem obzitierten Berichte — wie es der Natur der Sache angemessen war — mich hauptsächlich rein referierend verhalten, so will ich mich diesmal mehr mit der Begründung der dort vorgeschlagenen Methode befassen.

Es ist nun zunächst nicht richtig, daß die Geometrie eine rein deduktive Wissenschaft ist. Die Eigenschaften des Raumes lassen sich nicht aus den Grundgesetzen der Logik oder mit Hilfe derselben ableiten. Diese Aufgabe ist überhaupt gar nicht eindeutig bestimmbar, denn es gibt bekanntlich mehrere Raumbegriffe, die, in sich widerspruchsfrei, vom logischen Standpunkte aus alle gleichberechtigt sind. Wenn dem nun so ist, so folgt daraus mit zwingender Logik der Schluß, daß bei der Einführung in die Geometrie von der Erfahrung ausgegangen werden muß. Die Grundsätze der Geometrie scheinen nur dem Erwachsenen und dem Laien selbstverständlich zu sein; sie sind es in Wirklichkeit nicht. Zuerst müssen also durch Abstraktion aus der Erfahrung die Begriffe genommen sein, bevor an ihre deduktive Verwertung geschritten werden kann.

Welche Begriffe sollen es nun sein, die durch den logischen Prozeß der Abstraktion zu gewinnen sein werden? Im Sinne unseres Organisationsentwurfes müßte geantwortet werden: die grundlegenden. Allein diese Antwort verträgt sich nicht mehr mit dem gegenwärtigen Stande unserer Erkenntnis. Die Schöpfer unseres Gymnasiums waren Herbartianer und haben die Ideen ihres Meisters ihrer Schöpfung aufgeprägt, wie aus mehr als einer Stelle unseres Lehrplanes ersichtlich ist. Im Herbartischen System standen natürlich wie in jeder Metaphysik die obersten, die einfachsten Begriffe an der Spitze des ganzen Systems, das sich als eine bloße Konsequenz desselben darstellte. Nun ist heute Herbart ein philosophisch Toter. Im philosophischen Universitätsunterricht an den Hochschulen des Deutschen Reiches hat er einem Größeren, Kant, weichen müssen, den er vergebens zu verbessern getrachtet hat und in Österreich hat zumeist die Schule Brentanos sein Erbe angetreten. Daß die Pädagogik noch an ihm hängt, hat man derselben oft genug zum Vorwurfe gemacht. Wie dem nun auch sein mag, das eine ist sicher: die Reihenfolge der Begriffe ist die gerade entgegengesetzte; der Bildung nach sind die *infimae species* die ersten, die Kategorien die letzten. Durch Vergleichung der Dinge und stufenweise Abstraktion entstehen aus denselben die Begriffe. Auch die Begriffe der Geometrie sind nun „Begriffe" und ganz gewiß keine Anschauungen. Wenn ich, wie ich glaube, etwa einen Winkel auf die Tafel zeichne, folgt daraus noch lange nicht, daß das, was ich zeichne, von einem anderen als Winkel angesehen oder, um mich kantisch auszudrücken, unter den Begriff des Winkels subsumiert werde. Dem Schüler fällt an dem Gezeichneten die weiße Farbe mehr auf als

die beabsichtigte geometrische Form, bestenfalls sieht er zwei Gerade, aber deshalb noch lange keinen Winkel. Es ist in diesem Sinne falsch zu sagen, daß die Geometrie auf der Anschauung beruhe. Anschauung allein ist zu wenig — ein Gedanke, der sich schon bei Comenius entwickelt findet. Das Vorzeigen von Bildern allein ohne weitere Erklärung und Anleitung ist daher auch von zweifelhaftem Werte. Es müssen also die geometrischen Begriffe erst aus dem Anschauungsmaterial herausgearbeitet werden. In welcher Reihenfolge nun? Nun wohl in der, welche die Lehrbücher der Logik in der Lehre von der Abstraktion entwickeln. Deren Vorschriften gemäß muß also der Sprung vermieden werden. Die ersten geometrischen Grundbegriffe müssen daher die der körperlichen Gestalten sein, denn zu ihrer Bildung bedarf es des geringsten Aufwandes an Anstrengung des Abstraktionsvermögens. Nach und nach müssen dann die abstrakteren Begriffe hinzukommen, zuerst die von den Grenzen der Körper, den Flächen und ihren verschiedenen Gestalten, dann die Begriffe von den Umgrenzungslinien der Flächen, dann erst Punkte und Winkel. Das ist die natürliche Ordnung, wie sie jedes Lehrbuch der Logik vorschreibt. Heute muß allerdings, wenn Mathematik- und Logiklehrer in dieselbe Person fallen, der Logiklehrer das verbieten, was der Mathematiker in ihm in der Praxis seines Unterrichtes selbst ausführen muß.

In neuerer Zeit ist ja dem hier entwickelten Gesichtspunkte einigermaßen Rechnung getragen worden. Der Lehrplan für den geometrischen Unterricht in der I. Klasse der Realschule ist diesem Prinzipe gemäß umgestaltet worden und auch in den Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien ist zum Teil dieser Umstand berührt. Ein neu erschienener Leitfaden für den geometrischen Unterricht am Gymnasium geht auch vom Würfel aus. Aber das reicht bei weitem nicht aus. Denn vom Würfel muß ja doch durch ein *salto mortale* der Übergang zum Winkel gefunden werden, weil dieser durch den Lehrplan vorgeschrieben ist, und damit sind die Gesetze der Logik ein überwundener Standpunkt für den Mathematiklehrer der I. Klasse geworden.

Weiter als bei uns ist die Anerkennung dieses Grundsatzes auf amerikanischem Boden gediehen. Hier sind bereits Lehrbücher erschienen, denen die hier entwickelte Auffassung zugrunde liegt und die auch einen bemerkenswerten Grad technischer Vollkommenheit aufweisen. Eines derselben ist die „*Observational Geometry*“ von Campbell, ein anderes bildet einen Teil der für die Normalschulen berechneten Leitfaden von Speer. Beide lehnen sich an die Erfahrung an, unterscheiden sich jedoch nicht unwesentlich voneinander.

Das erstere derselben drückt seinen Leitgedanken schon durch den Titel aus; es erblickt als Hauptaufgabe des geometrischen Unterrichtes die Schärfung des Beobachtungsvermögens. Zwar werde letzteres auch durch die Betrachtung der Naturkörper in Anspruch genommen, aber in weit unvollkommenerer Weise; denn „das Studium des pflanzlichen und tierischen Lebens sei außer Stande, den geistigen Fähigkeiten jene Schärfe zu geben und jene strenge Übung im anhaltenden Denken zu vermitteln, welche die Betrachtung mathematischer Probleme allein zu

erzeugen vermag". Die beobachtende Geometrie nehme eine Mittelstellung zwischen den beschreibenden Naturwissenschaften und der alten, rein formalen Mathematik ein und vereinige die Vorteile beider. Es erinnert diese Hochschätzung der Geometrie an den berühmten englischen Mathematiker und Philosophen W. K. Clifford, der die Geometrie die Eingangspforte zur Wissenschaft genannt („*the geometry you know is the gate of the science*") und zur Grundlage des Unterrichtes an Mädchenschulen vorgeschlagen hat, weil hier das Denken an dem kleinst möglichen Stoffe geübt werden kann und man also hier das Studium von an sich wertlosen Daten erspart. Prof. Phillips (von der Yale Universität), der das Buch durch ein Vorwort einbegleitet hat, rühmt ferner an der Geometrie, daß sie der Hand Geschicklichkeit im Zeichnen und in der Herstellung von Modellen verleihe (in Amerika wird der geometrische Unterricht bereits von praktischen Übungen begleitet), das Auge in der Schätzung von Formen und Entfernungen übe und zur ästhetischen Betrachtung regelmäßiger und schöner Gestalten anleite.

Was die Art der Durchführung betrifft, so wird in diesem Buche die Methode eingehalten, daß eine bestimmte geometrische Gestalt zum Mittelpunkte der Konzentration gewählt ist und an ihr nach und nach alle jene geometrischen Erkenntnisse entwickelt werden, die sich überhaupt an ihr gewinnen lassen. Die erste dieser Formen ist der Würfel. An der Spitze des ersten Abschnittes steht eine photographische Reproduktion eines Würfelmodells. Es folgt der Hinweis auf verschiedene Gegenstände des täglichen Lebens, an denen man die Würfelform erkennen kann: die nächste Seite enthält das Bild einer amerikanischen Architektur (der King's Chapel in Boston), von der ein Teil diese Form zeigt. Sodann folgt die Beschreibung der sichtbaren Außenflächen des Würfels. Es kommt so der rechte Winkel zur Erörterung; der Verf. gibt an, wie man sich durch Fallen von Papier einen solchen verschafft, ferner wie man durch Benützung eines entsprechenden Lineals (das die Form eines rechten Winkels hat) einen solchen zeichnet, so daß dadurch der Übergang zur Konstruktion des Netzes gegeben ist. Es ist dabei zu bemerken, daß die Schüler der amerikanischen Schulen in einem eigenen Kästchen Material mitführen, um in der Schule selbst die Anfertigung dieses und der anderen Körpermodelle vornehmen zu können. Auch werden später die Kubikinhalte dieser selbst hergestellten Modelle durch Umfüllen von Sand miteinander verglichen. An das Modell schließt sich nun eine Reihe von Fragen an, die durch Betrachtung desselben zu beantworten sind. So kommt der Begriff der Ebene zur näheren Erörterung; es wird angegeben, wie man eine vorgelegte Fläche auf ihren Charakter als Ebene prüft. Ein Bild zeigt einen Knaben, der diese Prüfung vornimmt. Ein kanadischer Seespiegel mit sich spiegelndem Kanoë wird zur Illustrierung des Begriffes horizontaler Ebenen beigegeben. Es folgt die Erörterung des Begriffes paralleler und vertikaler Ebenen unter stetem Hinweise sowohl auf das Würfelmodell als die Gegenstände der täglichen Erfahrung. Bei der letzteren wird auch das Bleilot vorgeführt. Das nächste Bild zeigt einen Knaben, der die Kongruenz der Würfelflächen

durch Abzeichnen derselben feststellt, worauf ein Hinweis auf die drei Dimensionen der Geometrie folgt und sodann zur Ableitung der Berechnung des Flächeninhaltes eines Quadrates und des Kubikinhaltes eines Würfels geschritten wird, etwa in der Weise, wie es bei uns bei der Besprechung des Metermaßes in der ersten Klasse geschieht. In ähnlicher Weise sind dann die anderen geometrischen Grundgestalten behandelt, zuerst das rechtwinklige Parallelepiped, dann das dreiseitige gerade Prisma, bei dem zuerst schiefe Winkel auftreten. Es ist nun für die Behandlung des Winkels ein ganzes eigenes Kapitel eingeschoben, das von der Betrachtung der Turmuhr ausgeht. Die Zahl der in diesem über Winkel enthaltenen Aufgaben ist nicht weniger als 105. Nun ist auch der Konstruktion ebener Figuren ein eigenes Kapitel gewidmet, worauf in der Betrachtung der Körpergestalten weitergegangen wird. Nach der Vorführung einiger Pyramidenformen ist wieder ein Kapitel der ebenen Geometrie, nämlich dem Vielecke gewidmet. In dieser Weise bildet auch sonst im Buche die Betrachtung körperlicher Formen die Vorbereitung auf die der ebenen. Stete Anleitung zur Ausführung der Modelle und Zeichnungen und zur Wiedererkennung dieser Formen an den Gegenständen der täglichen Erfahrung bilden eine charakteristische Eigenschaft dieses Lehrganges, an den sich als zweiter Teil des Buches eine systematische Darstellung anschließt, die nach der bei uns üblichen Art von Punkt und Linie ausgeht. Sie unterscheidet sich allerdings insofern von derselben, als sie nicht Sätze formuliert, sondern Formen vorführt. In welcher Weise ihre Verwendung im Unterrichte gedacht ist, ist mir allerdings nicht bekannt; sie führt, ohne daß sie sich sonderlich mit den Sätzen abgibt, in denen wir die Haupteigenschaften geometrischer Gestalten auszudrücken pflegen, rasch zu den rechnenden Teilen der Geometrie, Berechnung von Flächen- und Kubikinhalt und praktisch-geometrischen Aufnahmen (Vermessungen) auf Grund der Ähnlichkeit.

In mancher Beziehung abweichend ist das zweite Lehrbuch von Speer. Als seine Hauptaufgabe bezeichnet sein Verfasser, dem Lehrer behilflich zu sein bei der Schaffung günstiger Bedindungen für den Kontakt des Lernenden mit den mathematischen Realitäten. Nun erblickt er gleich Mach und den englischen Logikern Jevons Bain, Hamilton in der Vergleichung „das mächtigste Lebenselement der Wissenschaft". Daher ist für ihn im mathematischen Unterrichte die Vergleichung von Größen das Leitmotiv. Er entwickelt durch dieselbe schon die Sätze der Arithmetik oder vielmehr nicht die Sätze — denn „wozu würde der Schüler sich mit dem Denken anstrengen, wenn ihn eine Regel dieser Mühe entheben könnte" — als die Lösung der Aufgaben unter Zugrundelegung des Verhältnisbegriffes. Die Entdeckung der relativen Größe der Dinge ist ihm das Ziel des mathematischen Unterrichtes. Der Schüler kann aber nicht auf das reagieren, wovon er nicht betroffen worden ist. Deshalb sind ihm Vorführung der mathematischen Realitäten einerseits und Selbsttätigkeit der Schüler anderseits die beiden Hauptangelpunkte mathematischer Didaktik. Die Übung im formalen Schließen unter Zugrundelegung von Regeln erklärt er hingegen für wertlos.

Auf die Geometrie angewandt, unterscheidet sich seine Methode von der Campbells dadurch, daß er nicht einen Körper zum Ausgangs- und Mittelpunkt der Betrachtungen und Abstraktionen wählt, sondern daß er immer von einer ganzen Reihe geometrischer Gestalten ausgeht. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß er durch die Betonung dieses Gedankens Campbell überlegen ist, denn die Vergleichung verschiedener Formen muß wohl der Erfassung einer vorangehen. Mit dieser Modifikation dürfte sich aber der Lehrgang von Campbell besser empfehlen. Es geht wohl auch Speer von der Betrachtung räumlicher Formen aus, doch schließt sich die der ebenen zu wenig vermittelt an die der ersteren an. Auch ist wohl zu sehr von vornherein Gewicht auf die rechnenden Teile gelegt, was sich allerdings aus dem Titel und Zwecke des Buches erklärt. Es bildet in demselben die Geometrie auch anderseits ein Hilfsmittel für die Arithmetik, indem z. B. das Ausziehen der Quadratwurzel im geometrischen Teile durchgenommen und auf rein geometrischem Wege erklärt wird.

Beiden Darstellungen gemeinsam sind demnach folgende Hauptgesichtspunkte: Der Ausgangspunkt der Betrachtungen ist bei beiden die Erfahrung; Campbell betrachtet die Geometrie als Wissenschaft der räumlichen Erfahrungen und wendet daher die Methode des physikalischen Unterrichtes auch auf die Geometrie an, Speer betrachtet die Mathematik überhaupt als eine Tätigkeit, deren Gegenstand die Körper der sinnlichen Erfahrung in Bezug auf ihre Größenverhältnisse bilden, und die somit an der Hand dieser Körper eingeübt werden müsse. Beide Lehrer bringen also den Schüler in Kontakt mit dem, was der letztere derselben „mathematische Realitäten" nennt. Beiden gemeinsam ist ferner die enge Verbindung zwischen mathematischem Begriff und physischer Wirklichkeit und die ständige Anleitung zur Anwendung der ersteren auf die letztere; beide gehen ferner in der Einführung der mathematischen Begriffe in der durch die Erfahrung gegebenen Reihenfolge vor, die untersten Begriffe (die *infimae species* der Logiker) kommen demnach vor die „einfachsten", d. h. abstraktesten zu stehen. Bei beiden spielen ferner die Größenverhältnisse eine weit größere Rolle als bei uns, die Relation der Gleichheit erscheint weit mehr betont als die der Kongruenz und Ähnlichkeit. Dies gilt insbesondere von Speer. Aber auch bei Campbell wird man die in unseren Lehrbüchern an erster Stelle berücksichtigten Sätze über die Eigenschaften geometrischer Figuren, wie etwa die über die Winkel- und Seitensymmetralen oder die merkwürdigen Punkte eines Dreieckes vergebens suchen. Endlich bildet ein weiteres gemeinsames Merkmal eine gewisse Konsequenz der Darstellung, die unberührt durch stoffliche Rücksichten einzig und allein auf die Erreichung des methodischen Zieles gerichtet ist. In dieser Beziehung bildet sie einen Gegenpol zum Verfahren Euklids.

Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich hier bemerkt, daß die besprochenen Bücher nur zur ersten Einführung dienen und daß die unserer Oberstufe entsprechenden Lehrbücher im wesentlichen

die gleiche Methode befolgen wie bei uns, jedenfalls denselben an Strenge der Beweisführung nicht nachstehen.

Schließlich möchte ich in diesem Zusammenhange noch auf die Bestrebungen zur Reform des mathematischen Mittel- und Hochschulunterrichtes verweisen, die seit einigen Jahren von Göttingen aus unter der Ägide F. Kleins in Szene gesetzt werden und die gleichfalls auf eine engere Angliederung der Mathematik an die Erfahrung gerichtet sind. Ich verweise diesbezüglich auf die in dem Buche „F. Klein und E. Riecke, Über angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht an den höheren Schulen“ [1]) enthaltene Sammlung von Vorträgen sowie namentlich auf die hektographiert erschienenen Vorlesungen von Klein (Sommersemester 1901) „Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf Geometrie, eine Revision der Prinzipien“ [2]), die beide das Interesse eines jeden Lehrers der Mathematik herausfordern. F. Klein macht hier den Unterschied zwischen Präzisions- und Approximationsmathematik, geht auf den zwischen Anschauen und Denken ein und illustriert denselben an sehr einfachen Beispielen auf die trefflichste Art. Der Begriff der Irrationalzahl ist z. B. ein rein präzisions-mathematischer, begnügt man sich, wie es bei allen Anwendungen der Fall sein muß, mit der Approximationsmathematik, so fällt dieser wichtige Unterschied zwischen rational und irrational völlig fort. Es scheint mir nun, daß für die Schule sich die Lehre von den Irrationalzahlen in der Tat in den einen Satz zusammenfassen ließe: Eine Irrationalzahl läßt sich mit jeder beliebigen Genauigkeit durch eine rationale ersetzen. Doch sei dies hier nur nebenbei erwähnt. Worauf ich nur den Nachdruck legen möchte, ist der Hinweis darauf, daß selbst ein Mathematiker vom Range Kleins derart vom rein wissenschaftlichen Standpunkte vielen als rein ketzerisch erscheinende Ansichten hegen kann.

Ziehen wir nun das Facit aus obigen Darlegungen, so glaube ich es als eine nicht weiter abweisbare Pflicht unseres Mittelschulunterrichtes aussprechen zu müssen, sich der geänderten Auffassung vom Wesen der geometrischen Wissenschaft, die eine Errungenschaft des letztvergangenen Jahrhunderts ist, seinerseits anzupassen. Die Angliederung an die Erfahrung, die systematische Entwicklung der Begriffe der Geometrie aus derselben und deren enge Verknüpfung mit derselben, die Heranziehung des Schülers zu praktischer manueller Mitbeschäftigung und vielleicht auch zum Teil eine stoffliche Revision des Lehrplanes scheinen mir unabweisliche Forderungen zu sein. Die Betrachtung stereometrischer Formen wird der planimetrischer voranzugehen haben, ohne aber daß eine Sonderung beider und Verteilung auf verschiedene Jahre sich empfehlen würde.

Durch eine derartige Reform dürfte auch die Möglichkeit geboten sein, dasselbe Ziel in einer kürzeren Frist zu bewältigen. Ich glaube,

---

[1]) Leipzig, Teubner 1900.

[2]) In Kommission bei Teubner 1902 erschienen. Vgl. deren Besprechung in der „Physikalischen Zeitschrift“ 1903.

daß, wenn auch erst in der dritten Klasse mit dem geometrischen Unterricht begonnen würde, eine ausreichende Vorbereitung auf den Unterricht am Obergymnasium erzielt werden könnte. Es würden dann für den arithmetischen Unterricht zwei Wochenstunden zur Verfügung stehen und es könnte die dritte für den dessen sehr bedürftigen naturwissenschaftlichen Unterricht abgegeben werden. Läßt sich letzteres natürlich nicht ohne weiteres strikt behaupten, so scheint es mir doch der Erwägung wert zu sein; jedenfalls wird aber eine Diskussion über die Hauptgesichtspunkte des elementargeometrischen Unterrichtes sich nicht wohl länger aufschieben lassen.

Gmunden. Dr. H. Kleinpeter.

Olympische Spiele in Berlin.

Der deutsche Reichsausschuß für olympische Spiele, eine Vereinigung von Männern und Frauen, die sich die Hebung und Förderung von Sport, Spiel und Turnen zum Ziele gesetzt haben, veranstaltete unter dem Titel „Große olympische Spiele“ am 4. Mai l. J. in Berlin die Vorführung einer Reihe von sportlichen und turnerischen Übungen mit derartigem Erfolg, daß das Gesamtprogramm am 7. desselben Monats wiederholt wurde. — Ich hatte Gelegenheit, am ersten Tage der Produktion beizuwohnen.

Weil die genannte Vereinigung, wie sie selbst verkündet, auch speziell „eine Hebung des Verständnisses für die hohen gesundheitlichen und sittlichen Vorzüge der Leibesübungen und eine gründliche Reform der Schule in der Richtung einer harmonischen Erziehung der Jugend“ anstrebt, so verdient dieselbe unsere Aufmerksamkeit umsomehr, weil wir unter den öffentlich proklamierten „Förderern“ der Bestrebungen dieses Ausschusses Männer finden, deren Namen dafür bürgt, daß das schöne Ziel, auf dessen Erreichung die Vereinigung hinarbeitet, nicht aus den Augen verloren oder, wie es bei derartigen Unternehmungen gerne geschieht, auf dem Seiten- und Abwege des reinen Sportes umgangen werde. Wenn wir unter den Förderern — um nur einige Namen zu nennen — den Vorsitzenden der allgemeinen deutschen Vereinigung für Schulgesundheitspflege, Dr. med. et phil. Griesbach, den Altmeister G. Jäger in Stuttgart, den Prof. W. Rein in Jena, den energischen G. Uhlig in Heidelberg, den Prof. W. Wendt in Marburg, den Oberstudiendirektor Ziehen in Berlin, außerdem eine Reihe von Direktoren verschiedener Knaben- und Mädchenlehranstalten, von den engeren Vertretern der Turnerschaft etwa den Schulrat Küppers in Berlin finden: so sprechen solche Namen dafür, daß im Reichsausschuß sicherlich „in der Richtung einer harmonischen Erziehung der Jugend“ gewirkt wird. — Dafür, daß der Ausschuß in seiner Titulatur wirklich das Epitheton „für olympische Spiele“ führen könne, scheinen sich unter anderem einige berühmte Archäologen, die auch zu den „Förderern“ zählen, einzusetzen; ich nenne die Professoren Furtwängler in München und Kalkmann in Berlin.

Die rein gesundheitliche Seite ist bei einer Reihe von Ärzten gewiß der Förderung sicher, für das Ästhetische sorgen Vertreter der Künstlerschaft; angenehm berührt es, unter den Förderern hervorragende Vertreter des Militärstandes anzutreffen, so den Freiherrn v. Seckendorf, Generalleutenant und Inspektor der Kriegsschulen in Berlin. — Fast 100 Namen müßten wir nennen, wenn wir ferner alle Damen und Herren aufzählen wollten, die, ohne in ihrer Lebensstellung direkt oder indirekt zur Förderung der körperlichen Erziehung berufen zu sein, ihre Mithilfe zugesagt haben.

An den genannten Tagen gab also die Vereinigung eine kontrollierbare Probe des Erfolges ihrer Tätigkeit. Die direkte Veranlassung dazu bot die Weltausstellung in St. Louis; der Ausschuß bereitete nämlich die Entsendung einer Mannschaft zu den dort projektierten internationalen Wettkämpfen („olympischen Spielen"!) vor und wollte durch die Berliner Produktionen einerseits die Leistungsfähigkeit der Wettbewerber dem Publikum erweisen, anderseits den für die Entsendung nötigen Fond kräftigen.

Die Vorstellungen — die erste beehrte auch der Kronprinz mit seiner Anwesenheit — fanden in den Räumen des Zirkus Busch statt, standen aber, was volles Lob verdient, unter dem Zeichen des Zirkusmäßigen doch nur in Äußerlichkeiten. Allerdings, olympisch im rein antiken Sinne waren die Vorführungen in der Hauptsache nicht; aber wir dürfen der Charakterisierung, die im Worte „olympisch" liegt, die Berechtigung zu einem unseren Jahrhundert entsprechenden Bedeutungswandel nicht absprechen, sollten wir auch sonst nichts als die Tatsache bedenken, daß sich auch die antiken olympischen Spiele im Laufe des Jahrtausends, das ihrer Entwicklung beschieden war, dem Zeitenwandel entsprechend nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, hinsichtlich der Erweiterung und Umänderung des Festprogramms aus- und umgestalteten. Wenn z. B. in dem Bereich der antiken olympischen Spiele mit der 25. Olympiade das Wagenrennen mit dem Viergespann, mit der 70. Ol. gar ein Wettrennen mit Mauleseln neu aufgenommen wurde, so befreunden wir uns nach einigem Widerstreben doch auch mit dem Gedanken, daß das Zweirad — olympiafähig sein kann. Den „olympischen Spielen" in Berlin gab gerade das Rad hauptsächlich das äußere Gepräge: tatsächlich wirkten die schönen Radreigen, die ohne jede Effekthascherei gefahren wurden, in jeder Richtung befriedigend; dagegen möchten wir das vertrackte Radkunstfahren mit seinen unnatürlichen, gewöhnlich jedem Schönheitsgefühl Hohn sprechenden Evolutionen in den Zirkus und ins Varieté verbannt wissen. — Eine Olympianummer war der Ringkampf zwischen zwei Herren, der sich von den sensationellen Ringkämpfen zwischen den „berufenen" Ringern sehr vorteilhaft durch lebendige Frische unterschied; hier war wirklich Geschicklichkeit zu sehen und nicht bloß jenes Drängen von Nacken gegen Nacken, jene unschönen Hockstellungen. — Daß die Turnkunst im engeren Sinne würdig ist, unter die olympischen Spiele eingereiht zu werden, wurde auch diesmal erwiesen; es trat hiebei — vorgeführt wurden Barren- und Recksübungen

— überdies klar zutage, daß man die Zuschauer ohne „Luftgymnastik" durch sichere Eleganz mit sich reißen kann. — Die „Dreisprünge" glückten, wohl wegen der hiefür ungeeigneten Arena, nicht ganz. — Zuletzt erwähne ich das Aktuellste, das Schwimmen. In dreifacher Form, als Kunstspringen, als Schnellschwimmen und als Schwimmspiel wurde gezeigt, was sich in dieser wohl gesündesten von allen Körperübungen leisten läßt. Wer die frischen, schlanken und kräftigen Gestalten der Schwimmer betrachtete, der mußte zum Schlusse kommen, daß sich nirgends Körperbewegung und Hygiene, Vergnügen und Nutzen mit so einfachen Mitteln und so ungezwungen zu einem Bunde zusammenschließen lassen wie da. Ich fühlte in diesem Momente lebhaft, daß nicht so bald eine Verordnung in so zeitgemäßem und zeitkundigem Sinne erlassen worden ist, als die vor kurzem vom österreichischen Ministerium für Kultus und Unterricht über die Förderung des Schwimmens ausgegangene.

Was sonst noch am olympischen Spielabend zu sehen war, diente mehr dem Aufputz. — Die Veranstaltung erbrachte zum mindesten den Beweis, daß sich durch die Vereinigung verschiedener Kräfte, die eine gemeinsame Idee in eine ihr entsprechende Richtung lenkt, die Menschen weg von einseitigen und verkehrten Neigungen doch dahin führen ließen, wo das allgemeine Wohl winkt.

Laibach. Dr. Jos. Tominšek.

Ein Studienaufenthalt in Grenoble.

Der Schreiber dieser Zeilen war während des Sommersemesters 1903 in Grenoble. Im folgenden gibt er einen kurzen Bericht über seinen Aufenthalt in Frankreich für alle diejenigen, welche die Absicht haben ebenfalls nach Grenoble zu gehen.

Warum ich gerade Grenoble gewählt habe? Lag nicht Genf näher? Allerdings, aber in Genf leben zirka 26.000 Deutsche; dazu kommen die vielen Fremden, welche Genf den Charakter einer internationalen Stadt verleihen; dort hat der Deutsche zuviel Gelegenheit, seine Muttersprache zu hören, und wie wertvoll für den Ausländer die Beobachtung des reinfranzösischen Sprachidioms, französischer Sitten und Anschauungen ist, das weiß jeder. Unter den französischen Universitätsstädten wie Besançon, Montpellier, Nancy, Lyon u. a., die alle gern ausländische Studierende beherbergen, habe ich mich für Grenoble wegen des allseitig gerühmten, vom Accent des Südens freien Französisch[1]) und wegen seiner an Naturschönheiten so überaus reichen Umgebung entschieden. Auch habe ich das ruhige Leben einer Provinzstadt wie Grenoble dem großstädtischen

[1]) Nach Calardeau, einem Professor an der Universität in Grenoble, kommt das Französisch, das in Grenoble gesprochen wird, in Bezug auf Reinheit dem Pariser gleich.

Getriebe von Paris vorgezogen — wenigstens für einen längeren Aufenthalt und besonders im Sommer.

Grenoble ist die Hauptstadt der ehemaligen Dauphiné, jetzt des Isère-Département; sie zählt ungefähr 70.000 Einwohner. Die Stadt liegt am Zusammenflusse der Isère und des Drac in der herrlichen Ebene 'Graisivaudan', umgeben von imposanten Gebirgen; die Umgebung derselben bietet schöne Promenaden. Grenoble ist auch der Ausgangspunkt für Touristen, welche die Berge der 'grande Chartreuse' und das gleichnamige, berühmte Kloster besuchen wollen, ferner für die Gebirgsketten des Belledome, des Vercors und der überaus schönen Gebirgsregion von Oisans und des Briançonnais (große Gletscher)[1]: Es sind dies jene Alpen, deren entzückende Schönheit J.-J. Rousseau und Alphonse de Lamartine jene tiefe Naturliebe einflößte, die uns in den '*Confessions*', im Gedichte '*Joselyn*' und in den '*Harmonies poétiques et littéraires*' entgegenatmet. '*Le Désert de Jean-Jacques Rousseau*', ein wildromantisches Tal bei dem Dorfe Seyssinet, erinnert noch heute an einen Aufenthalt Rousseaus in dieser Gegend; der kranke Dichterphilosoph lebte dort in größter Zurückgezogenheit.

Die Hauptindustrie Grenobles ist die Erzeugung von Lederhandschuhen, zirka 1,200.000 Dutzend im Jahre.

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt nenne ich das Justizpalais, das ehemalige '*hôtel du Parlement du Dauphiné*'. Dieses unter Ludwig XI. begonnene Palais ist das bedeutendste Denkmal der französischen Renaissance im Talgebiete der Rhône. Der Fremde versäume nicht, einer Schwurgerichtsverhandlung (*cour d'assises*) daselbst beizuwohnen; solche finden jeden Montag statt; es ist dabei Gelegenheit geboten, ohne jede besondere Erlaubnis, französische Staatsanwälte, Advokaten, Zeugen und Angeklagte sprechen zu hören.

Unter den Kirchen verdient wohl die Krypta zu St.-Laurent besichtigt zu werden; sie stammt aus dem VI. oder VII. Jahrhundert und ist das älteste religiöse Gebäude Frankreichs. Den fremdsprachlichen Studierenden, der jede Gelegenheit ergreifen will, um Französisch sprechen zu hören, um sein Ohr an die Aussprache verschiedener Gesellschaftsklassen zu gewöhnen, den mache ich darauf aufmerksam, Predigten anzuhören[2]).

Das naturhistorische Museum (*le Muséum*) im 'Jardin des plantes' enthält reichhaltige Sammlungen von Tieren, Pflanzen und Mineralien. Auch hier kann man seinen Vokabelschatz vergrößern; während man in der Heimat viele Vokabeln z. B. Gegenstände der Naturgeschichte lernt, um sie oft nur zu bald wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren, so verhält sich dies anders in Frankreich selbst: da tritt im Museum beim

---

[1]) Einen 'Führer' durch Grenoble, dessen nähere und weitere Umgebung, durch die Dauphiné, erhält man gratis vom Syndicat d'Initiative de Grenoble et du Dauphiné (2 rue Montorge).

[2]) Die Predigt am Charfreitrage in der Kathedrale war eine Glanzleistung oratorischer Kunst.

öfteren Besuche zum trockenen Worte die Anschauung. Und gehen wir weiter! Auf der Straße die Tafeln, die Ankündigungen, die Aushängeschilder an den Häusern, jeder Einkauf in einem Geschäfte: alles das bietet neue Vokabeln und befestigt schon gewußte im Gedächtnis.

Zu unterscheiden von dem soeben genannten Museum ist das auf dem Platze der Constitution (*le Musée*): es enthält eine Bildergalerie (zirka 500 Gemälde aus verschiedenen Schulen) und eine archäologische Sammlung.

In demselben Palais ist auch die öffentliche Bibliothek untergebracht, die 176.500 Werke mit 234.000 Bänden besitzt, auch eine Reihe von wertvollen Manuskripten: *les Poésies de Charles d'Orléans, la Bible de Raoul de Presles;* unter den gedruckten Büchern ist das Catholicon des Jean de Janua bemerkenswert.

In Grenoble gibt es mehrere wissenschaftliche Vereine, so die '*Académie delphinale*'; mir war es vergönnt, während meines Aufenthaltes zwei Vorträgen daselbst beizuwohnen (es wurde über Berlioz als Komponist und Schriftsteller gesprochen). Weiters erwähne ich noch die '*Société de Statistique des Sciences naturelles et des Arts industriels*' und die '*Société Dauphinoise d'éthnologie et d'anthropologie*'.

Nicht die gehegten Erwartungen erfüllte das Theater; mit wenigen Ausnahmen gab man das Vaudeville '*Le tour du monde*'. Eine solche war der Abend des 22. Mai: die berühmten drei Coquelins vom Théâtre de la Port de Saint-Martin in Paris gastierten in Grenoble und gaben die drei Einakter: '*La joie fait peur*' von Mme de Girardin, '*Gringoire*' von Banville und als letztes '*Les Précieuses ridicules*' von Molière. Außerdem rezitierten die drei genannten Künstler '*Le Verger*' von Rostand. Es war ein genußreicher Abend.

Betritt der fremde Studierende die Universität, so möge er sich an M. Marcel Reymond, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in Florenz, oder an M. Eugène Gertier, Hauptmann i. R., wenden, ersterer ist der Präsident, letzterer der Sekretär des '*Comité de patronage des Étudiants étrangers*'. Diese Herren werden ihn in einer Pension (80, 100 bis 150 Frcs. pro Monat) unterbringen, ihm bei der Immatriculation behilflich sein. Dieses '*Comité*' veranstaltet Spezialkurse für die Ausländer während der großen Ferien (Juli bis Ende Oktober), während der Osterferien und auch während des ganzen Studienjahres. Es tut daher jeder, der die Absicht hat, sich längere Zeit in Grenoble aufzuhalten, gut, einen Prospekt von diesem '*Comité*' zu verlangen, er wird gratis versandt (Adr.: Grenoble, 4 place de la Constitution).

Vom '*Comité de patronage des Étudiants étrangers*' wurden während der Osterferien (vom 6. bis 18. April) folgende Vorlesungen und Übungen abgehalten:

1. *Lecture:* es wurden Texte, prosaische und poetische, vorgelesen, wir Ausländer konnten diese wiederholen und wurden nötigenfalls korrigiert.
2. *Explication d'un texte:* es wurde Victor Hugos Hernani vorgelesen und erklärt.

3. *Étude du vocabulaire:* systematisches Studium des französischen Wortschatzes.

Auch Hausarbeiten konnten angefertigt werden, sie wurden korrigiert und in der Vorlesung besprochen. Dieser Kurs (im ganzen 27 Stunden) war für die fürs kommende Sommersemester inskribierten Hörer gratis.

Das Sommersemester begann am 20. April. Die Immatriculationstaxe, durch welche der ausländische Studierende berechtigt ist, alle an der Fakultät *'des lettres'* gehaltenen Vorlesungen, Übungen und die Universitätsbibliothek (24.000 Bände) zu besuchen, betrug 30 Francs[1]). Unter den Vorlesungen dieses Semesters waren die folgenden speziell für Deutsche berechnet:

Chabert, *Roman français contemporain:* E. Zola, G. Flaubert.

Morillot, *Littérature française moderne: les romantiques, les parnassiens, les contemporains; lecture de* Sully-Prudhomme, Baudelaire, Verlaine, François Coppée, J.-M. de Heredia, H. de Regnier....

Colandeau, *Phonétique du français moderne.*

Dè Crozals, *Certificat d'études françaises*[2]): *correction de devoirs, lecture et explication d'auteurs:* Leconte de Lisles, Th. de Banville, Théophile Gautier, Jean Richepin, Jules Lemaître, Paul Bourget, Chateaubriand: *Atala, les Martyrs;* Pierre Loti: *Pages choisies;* Renan, *Souvenirs d'enfance et de jeunesse.*

Hauvette, *Syntaxe française.*

Besson, *Traduction d'un texte allemand, Lexicologie française.*

Unter den nicht speziell für ausländische Hörer bestimmten Vorlesungen, seien die folgenden besonders hervorgehoben:

De Crozals, *Histoire moderne: la Réforme en France, la Révolution française en Europe, de 1792 à 1802.*

Morillot, *Histoire de la langue française: éléments de phonétique française; texte d'explication:* Gaston Paris et Langlois, *Chrestomathie de l'ancien français — La Vie de Saint-Alexis.*

Wie nützlich gerade der Besuch der Vorlesungen ist, habe ich an mir am besten erfahren; einen der Professoren konnte ich anfangs beinahe nicht verstehen, mein Ohr war weder an seine Stimme, noch an das schnelle Tempo seiner Rede gewöhnt — das zweitemal verstand ich schon mehr vom Vortrag und so besserte sich das. Verschiedene Menschen sprechen eben verschieden und das Ohr des fremdsprachlichen Zuhörers muß sich beim ersten Aufenthalt in Frankreich an verschiedene Sprech-

---

[1]) Für die Immatriculation genügt es, den Tauf- oder Heimatschein, den Index oder das Doktordiplom vorzulegen.

[2]) Um diesen akademischen Grad zu erreichen, muß man regelrecht an der Fakultät *'des lettres'* und für die *'Cours de vacances'* inskribiert sein. Am Ende des Semesters ist eine mündliche und schriftliche Prüfung abzulegen.

weisen gewöhnen. Die größte Lektüre französischer Texte in der Heimat hilft da nur wenig.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen: Auch für die körperliche Ausbildung ist in Grenoble gesorgt. Am Boulevard Gambetta ist eine Schwimmschule eingerichtet; gerade eine derartige Institution bietet Erfrischung, wenn die südliche Sonne auf dem lazurblauen Himmel jener Gegend ihre Wirkung tut. Doch ist das Klima kein tropisches; kühle, oft empfindlich kalte Nachtwinde, die aus den umliegenden Alpen kommen, vermindern die Temperatur um viele Grade. In einer Privatturnanstalt (Payerne, 15 rue Champollion) hat man täglich Gelegenheit, gymnastische Übungen jeder Art zu betreiben.

Wien. Dr. Willibald Kammel.

Alkoholgefahr und Schule. Von C. Schmell, Rektor in Langerfeld-Dahl. Minden i. W., C. Marowsky. 24 SS. 8°. Preis 50 Pf. (Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von Meyer-Markau, XIII. Bd., 2. Heft).

Der vorliegende erweiterte Konferenzvortrag ist eine der zahlreichen guten kleinen Abhandlungen, welche während der letzten Jahre zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches in deutscher Sprache erschienen sind. Eine Anzahl von anderen solchen Schriftchen führt Verf. am Schlusse des seinigen an, welches u. a. Lehrern verschiedene im Unterrichte verwertbare Anregungen zu Belehrungen antialkoholischer Tendenz darbietet.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Der Sextaner. 120 lateinische Einzelübungen für Haus und Schule. Mit Berücksichtigung der in Preußen und Sachsen geltenden lateinischen Lehrpläne verfaßt von Gymnasialoberlehrer J. Gebhardt in Leipzig. Leipzig, Bernhard Richter 1903. VIII und 64 SS. 8°. Preis 1 Mk. 60 Pf.

'Der Sextaner' will dem Schüler neben der Schularbeit Gelegenheit geben, sich in lateinischer Formen- und Satzbildung zu üben. Unter jedesmaligem Hinweis auf die betreffenden Paragraphen der bekannten Lehrbücher von Müller-Ostermann und Busch-Fries werden Absätze, bestehend aus deutschen Wortformen und Wortgefügen, ab und zu auch aus einzelnen Sätzen, vorgeführt, an denen der Schüler die bereits erworbenen Kenntnisse festigen soll. Der Hinweis auf die bekannten Bücher hat nicht viel zu besagen, da das hier verarbeitete Vokabelmaterial so ziemlich allen Übungsbüchern für Prima gemein ist: in dieser Beziehung hat der Verf. offenbar alles Singuläre absichtlich ferngehalten. Im ganzen kann man behaupten, daß das Büchlein eigentlich nur einen Vorgang repräsentiert, den jeder vernünftige Lehrer in der Schule beobachtet: angehende Lehrer könnten dabei immerhin aus dem 'Sextaner' für ihre Praxis einiges entnehmen. Hiebei bedarf jedoch ein Punkt einer besonderen Bemerkung. Übung 34 enthält Fragen wie '2. pers. plur. ind. plusquamp. von *interesse*'. So darf selbstverständlich in der Schule nicht gefragt werden. Bevor der Schüler, selbst der schlagfertige, die durch solche Fragen geforderte Denkarbeit vollbracht hat, vergeht Zeit, viel Zeit, womit wir in der Schule zu sparen alle Ursache haben. Er wird sogar in der Regel nicht einmal sofort mit der entsprechenden lateinischen Form antworten, sondern, wenn es gut geht, bringt er beim zweiten Versuch die richtige Antwort. Übrigens will der Verf. sein Buch gar nicht mündlichen Übungen in der Schule zugrunde gelegt wissen, sondern der Schüler soll unter dessen Benützung seinen häuslichen Fleiß betätigen und seine Kenntnisse vertiefen. Für diese Zwecke kann es unbedingt in jeder Beziehung empfohlen werden.

Wien. J. Golling.

Methodische französische Sprechschule von Dr. A. Harnisch, Direktor der Realschule zu Cassel, und Dr. A. Duchesne, Lektor der französischen Sprache an der Universität Leipzig. Verlag von Paul Spindler, Leipzig 1903. 137 SS. Preis 2 Mk.

Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1902. 91 SS.

Wenn Sprechübungen ein wünschenswertes Resultat ergeben sollen, müssen sie planmäßig gepflegt werden. Die Form des Lesestückes ist fertigen Gesprächen vorzuziehen. Es muß mit naheliegenden Stoffen (wie das Schulzimmer, der menschliche Körper, die Familie usw.) begonnen und der Schüler von Stufe zu Stufe über das Kapitel „Reisen" und „Korrespondenz" ins fremde Land und in die fremde Hauptstadt geführt werden. Alle diese Forderungen erfüllt das vorliegende Büchlein. Es enthält 17 derartige Lesestücke, von denen das 16., Paris behandelnd, durch einen beigeschlossenen, sehr übersichtlichen Stadtplan unterstützt wird. Den Lesestücken folgt ein systematisches Wortverzeichnis mit inhaltlich sich anschließender Phrasensammlung. Eine praktische Neuerung ist, daß alle Wörter, die nur zur weiteren Ausführung des Textes dienen, als Fußnoten übersetzt sind und sich nicht in dem Vokabular finden, wodurch der Charakter desselben als eines sachlich geordneten Wörterverzeichnisses, wie man es zum Lernen braucht, gewahrt wird. Fügen wir noch hinzu, daß die wichtigsten Vokabeln durch den Druck hervorgehoben sind und daß viele der vorkommenden Wörter gleich in der Umgangssprache geläufigen Phrasen verwendet werden, so wird man den Eindruck gewinnen, daß wir es hier in der Tat mit einem sehr brauchbaren Lehrbuche zu tun haben, das seinem Titel gerecht wird.

Die „methodische französische Sprechschule" ist für die Mittelstufe der Realanstalten und für Gymnasien bestimmt. Ein zweiter Teil, der den Bedürfnissen der Oberstufe der Realanstalten Rechnung tragen soll, ist in Aussicht genommen.

Ähnlich angelegt sind die „*Conversations françaises*" von Wershoven. Da dieses Büchlein sich aber nicht auf die Mittelstufe des Unterrichts beschränkt, sondern für alle Klassen der Gymnasien und Realschulen ausreichen soll, bietet es einerseits zu viel, anderseits zu wenig. Überflüssig für die unteren Klassen sind Kap. XV—XVIII (*États des corps, Inventions et découvertes, Le commerce, la monnaie, Industrie*) und XXII—XXV (*L'enseignement, L'Institut, L'armée, Le drapeau français, la Marseillaise, la légion d'honneur, Gouvernement de la France*). Dagegen vermißt man Stücke wie *La classe, les leçons, la famille*. Das Wortmaterial ist in den einzelnen Lesestücken zu wenig verarbeitet. Anstatt daß jeder Satz nur eine neue Vokabel bringen soll, finden sich diese oft so angehäuft, daß das Erlernen erschwert ist. Man vergleiche z. B. den Abschnitt über *Travaux des champs*. Die Verwendung der Vokabeln in gangbaren Phrasen findet sich nur in wenigen Kapiteln. Auch begegnen wir vielen selteneren Wörtern, die für die Sprechübungen in der Schule ganz überflüssig sind, wie z. B. in dem Kapitel *Le corps de l'homme*: *la cornée, le cristallin, l'humeur vitrée, le sternum, le trachée-artère, omoplate* usw. Wenn man damit das Kapitel *Le corps humain* in dem früher besprochenen Büchlein von Harnisch-Duchesne vergleicht, so kann man nicht in Zweifel sein, welches Lehrbuch in methodischer Beziehung sorgfältiger gearbeitet ist. Auch in der Ausstattung stehen die „*Conversations françaises*" der „Methodischen französischen Sprechschule" nach.

Wien. Dr. A. Würzner.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Prof. Dr. Gustav Holzmüller. Dritter Teil: Lehr- und Übungsstoff zur freien Auswahl für die Oberklassen realistischer Vollanstalten und höherer Fachschulen, nebst Vorbereitungen auf die Hochschulmathematik. 2. Aufl. Mit 223 Figuren im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903.

Das Buch ist vorwiegend geometrischen Inhaltes, der in Kürze folgender ist: Übungen zur Kreislehre und zur Lehre vom vollständigen Vierseit und Viereck, Konstruktion der Kegelschnitte mit alleiniger Hilfe des Lineals, Schließungsprobleme, projektivische — Punktreihen und Strahlenbüschel, ausführliche Beschäftigung mit den Kegelschnitten, involutorische — Punktreihen und Büschel, Übungen zur analytischen Geometrie, Anwendungen der Kegelschnitte auf die mathematische Physik. Die zweite Abteilung enthält stereometrische Sätze und Anwendungen derselben, auf den Abschnitt der Kugelprojektionen weist Ref. besonders hin. In der dritten Abteilung wird die sphärische Trigonometrie in ausführlicher Weise behandelt. Der nächste Abschnitt ist der algebraischen Analysis mit Anwendungen auf Geometrie und Mechanik gewidmet. Das Schlußkapitel endlich bringt die Lehre von den Gleichungen des dritten und vierten Grades sowie Andeutungen über die Gleichungen n^{ten} Grades. Das Buch bringt eine solche Fülle von Wissenswertem, daß der Lehrer durch viele Jahre sein Auslangen in der Schule finden wird. Es sei dasselbe den Herren Fachgenossen hiemit aufs beste empfohlen, seine Ausgestaltung seitens der Verlagshandlung in Druck und ganz besonders in der Zeichnung ist eine musterhafte.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Astronomischer Kalender für 1904. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 66. Jahrgang. Der neuen Folge 23. Jahrgang. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn. 141 SS. 8°.

Anordnung und Einteilung des Kalendariums wie der astronomischen Ephemeriden ist auch in diesem Jahrgange dieselbe geblieben wie in den früheren. Eine Änderung trat nur an zwei Stellen ein: 1. in der Reduktion der in Kilometern angesetzten Distanzen der Planeten von der Sonne, entsprechend dem neu eingeführten Werte der Sonnenparallaxe zu 8·80" statt des früher angenommenen Wertes von 8·85", wonach die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne mit 149,500.000 *km* statt 148,600.000 *km* angesetzt ist, und 2. in den Angaben über die Massen der Planeten in der Tafel IV „Übersicht des Sonnensystems", welche den neuen Rechnungen Newcombs in dessen „*Fundamental Constants of Astronomy*" entnommen sind.

Als wissenschaftliche Beilage ist dem Bande eine Untersuchung des Dr. J. Holetschek, Adjunkten der k. k. Sternwarte, „Über den Helligkeitseindruck einiger Nebelflecke und Sternhaufen" beigedruckt. Dieselbe enthält gleichzeitig ein Verzeichnis der helleren dieser Himmelsobjekte, das nach der in der populären Astronomie von Newcomb-Engelmann enthaltenen Zusammenstellung angelegt ist. Es dürfte dieses Verzeichnis namentlich für alle jene astronomischen Amateure eine erwünschte Beilage sein, welche derartige Objekte mit einem Fernrohre von nur mäßiger optischer Kraft betrachten wollen. Diese werden darin die nötigen An-

gaben über den größeren oder geringeren Helligkeitsgrad des zu betrachtenden Objektes und damit seine Sichtbarkeit finden.

Den Schluß bildet, wie alljährlich, das Referat des Hofrates Direktor E. Weiß über die im vergangenen Jahre 1903 gemachten Neuentdeckungen von Planeten und Kometen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Programmenschau.

67. Pummerer Anton S. J., Der gegenwärtige Stand der Eckhart-Forschung. Progr. der Stella Matutina zu Feldkirch 1903. 52 SS.

Eine der interessantesten Gestalten der deutschen Literatur und deutschen Geistes und Lebens überhaupt ist der Mystiker Meister Eckhart, der Thüringer Dominikanermönch, der am Anfang des XIV. Jahrhunderts durch seine Schriften und Predigten ein ganz neues religiöses Leben begründete und auf Mit- und Nachwelt von einem heute kaum zu ahnenden Einflusse gewesen ist.

Pummerers Arbeit gibt in ihrem vorliegenden Teile — weitere sollen folgen — eine kritische Übersicht alles dessen, was urkundlich über Eckharts Leben beizubringen ist und was sich weiters aus dem Vorhandenen erschließen läßt. Darin, daß der Verf. in letzterer Hinsicht sehr vorsichtig ist und Vermutungen und Wahrscheinlichkeitsschlüssen möglichst aus dem Wege geht, findet Ref. ein Hauptkennzeichen seiner Arbeitsweise. Die Vorsicht, mit welcher z. B. die Urkunde von 1305 in Hinsicht der Familienzugehörigkeit Eckharts behandelt wird, ist alles Lobes wert. Daß aber trotzdem die Arbeit an einigen Punkten Kritik und Widerspruch erfahren wird, daraus kann auf alle Fälle die Eckhart-Forschung nur Nutzen ziehen. Der Verf. geht überall auf die Quellen selbst zurück und so wird die Abhandlung öfter zu einer Kritik der bisher geltenden Ansichten.

Ich sehe davon ab, die Lebensskizze Eckharts, soweit sie zu den bekannten Ergebnissen kommt, hier vorzuführen, und beschränke mich darauf, einige Stellen zu besprechen, bei denen ich einer anderen Auffassung zuneige.

Für die Zeit des Pariser Aufenthaltes 1302 will P. noch keine antipäpstliche Gesinnung Eckharts gelten lassen (S. 13), da er im folgenden Jahre Ordensprovinzial der sächsischen Provinz wurde. Wörtlich verstanden, wird die Zurückweisung berechtigt sein; ob aber der Verf. nicht einen weiteren Begriff damit verbindet? — Daß Eckhart 1310 in Speier von dem Provinzialkapitel zum Provinzial ausersehen und gewählt wurde, aber nicht die oberkirchliche Bestätigung fand, ist doch sehr auffällig und kaum so harmlos, wie P. es S. 16 hinstellen möchte, der darin „kein Zeichen des Mißtrauens" gegen Eckharts orthodoxe Gesinnung sehen möchte. Auch daß Eckhart im nächsten Jahre (1311) wieder in Paris weilt, wohin er durch ein Dekret des Großmeisters berufen war, erscheint mir nicht ein Beweis „besonderen Vertrauens", wie Preger und Pummerer annehmen. Die beiden Ereignisse nicht ganz außer kausalen Zusammenhang zu bringen, liegt nahe. Wird man nicht den Mann, dessen Popularität im Wachsen war, der außerdem seit Jahren die höchsten Ämter des Ordens in Deutschland bekleidet hatte, den man eben aus unaufgeklärten Gründen die Bestätigung zu einer Neuwahl versagt hatte, aus seinem Nährboden zu entfernen versucht haben? Der Zweck seines Pariser Aufenthalts („*ad legendum*" wird angegeben) bedarf weiterer Aufklärung.

Daß er dort vielleicht seine Studien fortgesetzt haben sollte, hält auch Pummerer für naiv.

S. 18 f. wendet sich der Verf. besonders gegen die Ansicht, daß der Dominikanerprior Ekardus in Frankfurt a. M., welcher (im J. 1322) vom Ordensgeneral Herveus ärgerniserregenden Umganges mit Frauen bezichtigt wurde, unser Eckhart sei. Als Hauptgrund gegen die Identifizierung macht er geltend, daß der Orden unseren Meister gleich darauf nach Köln als Professor der Theologie berufen habe. Dieser letztere Umstand erscheint wesentlich in einem anderen Lichte, wenn man bedenkt, daß die deutsche Ordensprovinz in dem folgenden Zwiespalt Eckharts mit der kirchlichen Obrigkeit auf Seiten Eckharts stand. Daß dieser von den kirchlichen Oberen sträflicher Beziehungen mit Frauen angeklagt worden sein konnte, wäre nicht unbegreiflich, wenn man seine vielen Beziehungen zu den Nonnenklöstern seines Ordens, deren Unterweisung er leitete, in Rechnung zieht. Darum mußte jener Vorwurf noch keineswegs begründet sein; konnte er aber nicht ebenso, wie es vorhin von der Berufung nach Paris vermutet wurde, ein bequemes Mittel sein, den unbequemen Prediger, man könnte fast sagen, eines neuen Glaubens zu treffen? Immerhin ist es nicht ausgemacht, daß jener Brief des Ordensgenerals sich gegen unseren Eckhart gerichtet habe; doch halte ich es für wahrscheinlicher als einen anderen unbekannten Dominikanerprior dieses Namens anzunehmen, wenn es auch im Orden noch andere Eckharte gab. Daß Eckhart in dem Schreiben des Generals nur *frater*, nicht *magister* genannt wird, ist bei dem scharfen, strafenden Tone des Briefes nicht auffäliig, heißt ja Eckhart auch sonst in den von der Kirche ausgehenden Urkunden nur *frater*. Daß dem im folgenden Jahre (Anfang 1326) vom Kölner Erzbischof eingeleiteten Prozeßverfahren gegen Eckhart wiederholte und größere Beschwerden vorausgegangen sein werden, ist wohl natürlich.

Der Höhepunkt der Arbeit und zugleich ein Zeugnis scharfsinniger Zergliederung eines durch wenige Dokumente belegbaren geschichtlichen Vorganges ist die Darstellung des Inquisitionsprozesses. Die Beleuchtung des Prozesses und der dabei mitspielenden Kräfte sowie die Behandlung des bedingten Widerrufes in der Dominikanerkirche zu Köln ist in allen Punkten einleuchtend.

Der Kernpunkt der folgenden Untersuchung ist die viel umstrittene Frage, ob Eckhart vor seinem Tode einen formellen Widerruf seiner als häretisch angefochtenen Glaubenssätze geleistet hat. P. bejaht die Frage und sucht seine Meinung in lebhaftem Gegensatze zu Preger zu beweisen. Daß Eckhart am 13. Februar 1327 aus freien Stücken, um dem Inquisitionsverfahren die Spitze abzubrechen, öffentlich und dokumentarisch erklärt hat, alles, was man Irriges in seinen Schriften finde, widerrufen zu wollen, ist bekannt. Daß die päpstliche Bulle vom 27. März 1329, welche Eckharts Lehren verurteilt und ausdrücklich mitteilt, daß dieser vor seinem Tode das alles widerrufen habe, sich auf jenen bedingten Widerruf Eckharts beziehe, hat Preger vertreten. Der Verf. vorliegender Arbeit nimmt in scharfer Ausführung eine formelle, uns allerdings nicht erhaltene Abschwörungsurkunde Eckharts an. Auch Pummerers Beweisführung scheint mir Lücken zu haben, die des weiteren zu besprechen hier nicht der Platz ist. Nur allgemein sei gesagt: Gewiß zweifeln auch wir nicht an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit Eckharts bei seinem bedingten Widerruf in der Kölner Dominikanerkirche ebenso wenig wie daran, daß seine Richter in erster Linie über die Rechtgläubigkeit seiner Lehren zu entscheiden hatten. Aber wir haben es bei Eckhart mit einem Idealisten zu tun, dessen Lehren nicht auf Menschenfurcht angelegt waren, der zudem im vollen Gefühle seiner Unschuld sprach, der das Verfahren der Inquisitoren gegen ihn hart tadelte, der fast seinen ganzen Orden der deutschen Provinz und die Herzen des Volkes hinter sich hatte — was dann hinter dem 22. Februar 1327, der die Stimmung

der Richter gegen Eckhart deutlich zeigte, bis zu dem bald darauf erfolgten Tode des Angeklagten geschah, unterliegt dem Kampfe der Meinungen, eindeutige Dokumente darüber besitzen wir nicht. Deshalb erscheint mir die Frage, ob bedingter oder unbedingter und formeller Widerruf, mehr psychologischer Art zu sein. Der Meister Eckhart der Geschichte bleibt mit diesen Lehren eng verwachsen, da eben diese eine unglaubliche Verbreitung und Vertiefung fanden, und die Betrachtung dieser Lehren verspricht uns Pummerer in einer nächsten Arbeit.

Seine Abhandlung scheint nach allen Andeutungen interessant zu werden. Wenn mich nicht alles täuscht, will P. die als häretisch verworfenen Lehrsätze Eckharts zum Teile als Mißverständnisse der Ausleger beweisen und will die Ideen des Meisters mit den Dogmen der Kirche in größeren oder geringeren Einklang bringen und uns so die Gestalt Eckharts in einem ganz neuen Lichte zeigen. Der Versuch einer solchen „Ehrenrettung“, wenn sie unternommen wird, und der Nachweis, die in den späteren deutschen Schriften des Meisters überall hervortretenden Lehren über das Wesen Gottes, über die Sinnenwelt und die Folgerungen für den Menschen als Teil der Sinnenwelt mit den Ansichten der Kirche in Einklang zu bringen, dünkt mich schwierig. Daß Eckhart kein bewußter Sektenstifter war, wenn er auch genug Nachfolger hatte, wird man sofort zugeben, ebenso daß die vom Papste verurteilten Lehrsätze kaum die letzten Konsequenzen seines Systems enthalten; aber das innerste Wesen von Eckharts religiöser Überzeugung geht soweit über die dogmatischen Schranken in einen philosophischen Pantheismus über, daß der Versuch eines Ausgleichs wenig Aussicht hat. Jedenfalls kann man die Fortsetzung der Arbeit mit Spannung erwarten. Die Dialektik des Verf. sowie seine Beherrschung des Materials werden sich gewiß ins hellste Licht stellen.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

---

68. **Głowacki J., Beitrag zur Laubmoosflora der österreichischen Küstenländer.** Progr. des Staatsgymn. in Marburg 1902. 15 SS.

Es ist eine tiefempfundene Wahrheit, daß sich in Österreich nur wenige Naturfreunde mit einem Studium der Kryptogamen — von den Pteridophyten abgesehen — ernstlich befassen. Darum mag jedweder Beitrag, der neue Angaben über gesicherte Fundorte von Arten kryptogamer Gewächse bringt, freudig begrüßt werden, wenn dereinst auch die Flora der Sporenpflanzen Österreichs bearbeitet werden soll.

Ganz besonders sind es die Küstenländer der Monarchie, welche auf diesem Gebiete nur sehr spärliche Angaben aufweisen. Im vorliegenden wird ein erwünschter Beitrag zur Bryologie von Triest, Istrien und Dalmatien geliefert, auf Grund der von Verf. in den Jahren 1883, 1889 und 1896 daselbst gemachten Sammlungen. Das Verzeichnis bringt 209 Arten von Laubmoosen, während die Lebermoose der Prüfung und Bestimmung noch harren. Wohl die Hälfte der angeführten Arten findet sich in den genannten Küstengebieten gleichmäßig verteilt; einzelne Arten sind aber nur von einem Standorte angegeben. Unter den letzteren wären, der Wichtigkeit eines neuen Vorkommens halber, u. a. zu nennen: *Phascum Floerkeanum* W. et M., *Ph. curvicollum* Ehrh., von Pola; *Weisia Wimmeriana* (Sendt.) var. *muralis* (Spr.), auf dem Slavnik (Istrien); *Fissidens Mildeanus* Schmp., bei Boljunc (Triest); *Ditrichum pallidum* (Schreb) bei Pola; *Pottia commutata* Limpr., neu für Istrien (Pola); *Amblystegium subtile* (Hedw.), Istrien; *Hypnum Vaucheri* Lesq., bei Triest u. n. a., die der kundige Bryologe gerne in diesem Verzeichnisse angeführt finden wird.

Zwei interessante Funde sind aber: *Aschisma carniolicum* (W. et M.), auf Hutweiden bei Fasana (Istrien), nachdem diese, von Adelsberg in Krain (1807) zuerst angegebene Art, lange Zeit in Europa vermißt worden war. Ferner *Dicranum Hartelii* Glow., eine neue Art, welche Verf. in dem immergrünen Buschwalde des Berges Kom auf der Insel Curzola gesammelt hatte. Der Bau ihrer Kapselepidermis kennzeichnet diese neue Art ganz besonders.

Pola. R. Solla.

---

69. Direktor Eduard Döll, Über die Beobachtung des Falles von Meteoriten und das Aufsuchen derselben. Progr. der öffentlichen Unter-Realschule im I. Bezirke von Wien 1903. 58 SS.

In dieser inhaltsreichen Schrift schildert der Verf. zunächst sehr eingehend alle Erscheinungen, die mit dem Falle jener rätselhaften Körper verbunden sind. Sowohl die Erscheinungen während des Falles in der kosmischen Bahn als auch das Ankommen der Meteoriten auf dem Erdboden werden genau beschrieben. Zum Schlusse folgt noch eine Anleitung zur Gewinnung von Nachrichten über beobachtete Fallerscheinungen und über das Aufsammeln von Meteoriten.

70. Prof. Josef Gerstner, Die Kristallographie an der Realschule. Progr. der k. k. Staatsrealschule im II. Bezirke von Wien 1903. 83 SS.

Der Autor hebt zunächst hervor, daß die induktive Methode in der Kristallographie, mit Ableitung der Formenreihen aus einer Grundform, vom didaktischen Standpunkte aus den Vorzug verdiene vor der in neuester Zeit beliebt gewordenen Entwicklung der Kristallformen nur nach den Symmetrieverhältnissen; eine Ansicht, der der Ref. vollständig beipflichtet. Ebenso hat der Verf. in allem Recht, was er über den Bildungswert des kristallographischen Unterrichtes und über die Unentbehrlichkeit desselben in der Mittelschule ausspricht; durchaus Ansichten, die auch der Ref. schon seit langem in Wort und Schrift vertreten hat. Der Verf. glaubt eine Vertiefung des kristallographischen Unterrichtes an der Realschule durch das Zeichnen von Kristallbildern, durch Berechnung und konstruktive Darstellung von Kristallnetzen erreichen zu können und gibt diesbezüglich eine Reihe von ungemein sorgfältig ausgeführten Beispielen aus allen Kristallsystemen an. Nach der unmaßgeblichen Meinung des Ref. sind aber diese äußerst subtilen und schwierigen Zeichnungen sowie die zugehörigen ausgedehnten Berechnungen selbst für den in der darstellenden Geometrie einigermaßen geübten Realschüler eine ziemlich starke Zumutung, und wenn durch den recht beträchtlichen Zeitaufwand zur Durchführung derartiger Aufgaben die Mineralbeschreibung oder gar die Geologie in ihrem Zeitausmaße verkürzt würden, so wäre das jammerschade. Vielleicht ist es doch wünschenswerter, daß der mineralogische Unterricht lieber nach der technologischen und geologischen Seite hin eine Vertiefung fände, was zumal für die in dieser Hinsicht genügend vorgebildeten Realschüler nicht schwer durchführbar wäre. Gegen den Wunsch des Verf., daß in den Aufgabenkreis der darstellenden Geometrie auch einige kristallographische Beispiele aufgenommen werden, ist kaum etwas einzuwenden.

Wien. Dr. Franz Noë.

Eingesendet.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Theodor Mommsen.

Theodor Mommsen ist am 1. November des vergangenen Jahres von uns geschieden. Wie an seinem 80. Geburtstage alle Nationen wetteiferten, ihn zu feiern, so wird jetzt in weitesten Kreisen der Wunsch lebendig sein, sein Bild in würdiger Darstellung der Nachwelt zu erhalten.

Es hat sich aus Verehrern Mommsens ein Komitee gebildet, um die Verwirklichung dieses Wunsches vorzubereiten. Man hat in Aussicht genommen, eine Statue im Vorgarten der Berliner Universität zu errichten. Von der dazu erforderlichen Summe, die auf etwa 80.000 Mark veranschlagt wird, ist die Hälfte bereits durch Zeichnungen im engsten Kreise gesichert. Aber nicht nur diejenigen, die dem großen Forscher persönlich nahe gestanden haben, dürfen das Recht für sich in Anspruch nehmen, hierbei mitzuwirken. Ein jeder, der an seinen Werken sich belehrt und erhoben hat, wer sich bewußt ist, ihm einen Teil seiner Bildung zu schulden, möge sich den Unterzeichneten anschließen und das Denkmal an der Stätte der langjährigen Tätigkeit Mommsens bauen helfen.

Beiträge bitten wir an die Firma Delbrück Leo & Co., Berlin W., Mauerstraße Nr. 61/62, einzusenden.

Etwaige Überschüsse sollen dem zur Feier des 50jährigen Doktorjubiläums gestifteten Mommsen-Fonds überwiesen werden.

Der Aufruf ist unter anderen auch von Sr. Exzellenz dem Herren Unterrichtsminister Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel unterzeichnet.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Aus und zu Grillparzers Studien zum „Goldenen Vließe".

Die römische und deutsche Literaturgeschichte kennt viele Namen von hervorragenden Schriftstellern, die zunächst an den Mustern einer fremden Kultursprache die eigene zu meistern versucht haben, bevor sie daran gingen, mit den Geistesheroen ihres Volkes in die Arena zu treten. Auch von Grillparzer wissen wir, daß dem Erscheinen seiner unsterblichen Werke ein eingehendes Studium fremder Literaturen vorausgegangen ist und von dieser Beschäftigung noch manche Übersetzungsproben erhalten sind.

So hat der Dichter der „Ahnfrau" bekanntlich sein Studium der spanischen Sprache damit begonnen, daß er den Anfang von Calderons „Das Leben ein Traum" ins Deutsche übersetzte. Wie seine Lebensgeschichte bezeugt, hat dieser Versuch den Anstoß zu jener dramatischen Tätigkeit gegeben, die den Weltruhm Grillparzers begründet hat. In der „Ahnfrau" stoßen wir auf freie Übersetzungen aus dem Englischen (Shakespeare) und in der „Sappho" ist das reizende Lied der größten griechischen Dichterin, ihre Klage an Aphrodite, zum erstenmale in ein deutsches Gewand gekleidet worden.

Grillparzers Studien und Entwürfe zu dem „Goldenen Vließe" enthalten außer einer größeren Zahl von Auszügen aus griechischen und römischen Schriftstellern auch einige Übersetzungen, die Zeugnis ablegen, mit welch großem Eifer der Dichter seine Studien betrieben und wie er es verstanden hat, die Gedanken in eine Form umzugießen, die der deutschen Sprache vollkommen angemessen ist. Sie verdienen schon aus diesem Grunde unsere Beachtung. Nun haben bereits Dr. Julius Schwering (vgl. dessen „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele", 1891, S. 72) und Dr. August Sauer (vgl. Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 19, S. 329) fast alle von Grillparzer benützten Autoren mit den Exzerpten angegeben, welch-

sich aus dem Nachlasse des Dichters erweisen lassen. Für die Quellenforschung ist es also gewiß auch von Interesse, den Umfang dieser Auszüge und Übersetzungen genau kennen zu lernen. Er sei deshalb hier nach dem handschriftlichen Nachlasse Grillparzers bestimmt!

Aus Apollonius Rhodius' Argonautica exzerpierte der Dichter III. vs. 198—202 (*ἐπὶ θρωσμοῦ πεδίοιο* bis *δέσμιοι* „der Ort, wo die Argonauten anlanden“), III. 245 und 246 (*καί μιν Κόλχων — ἠιθέοισιν* „Vom Absyrtos“), III. vs. 445—448 inkl. (*ἐπ' αὐτῷ δ' ὄμματα — νεισομένοιο*); von diesen Versen, durch einige Punkte getrennt, III. vs. 451—458 inkl. Diese schönen Verse mögen auch hier einen Platz finden: Medea kennt nur einen Gedanken, Jason. Ich zitiere hier wie oben nach Merkel und auch sonst nach den neueren Textausgaben. Denn Grillparzers Auszüge sind, von den fehlerhaften Lesarten seiner Vorlagen abgesehen, nicht frei von Schreibfehlern; im griechischen Texte fehlen auch vielfach Accentzeichen. Die Stelle lautet sonach:

> *οὕτως δ' αὖ Μήδεια μετέστιχε· πολλὰ δὲ θυμῷ*
> *ὥρμαιν', ὅσσα τ' Ἔρωτες ἐποτρύνουσι μέλεσθαι.*
> *προπρὸ δ' ἄρ' ὀφθαλμῶν ἔτι οἱ ἰνδάλλετο πάντα,*
> *αὐτός θ' οἷος ἔην, οἵοισί τε φάρεσιν ἕστο,*
> *οἷά τ' ἔειφ', ὥς θ' ἕζετ' ἐπὶ θρόνου, ὥς τε θύραζε*
> *ἤιεν· οὐ δέ τιν' ἄλλον οΐσσατο πορφύρουσα*
> *ἔμμεναι ἀνέρα τοῖον· ἐν οὔασι δ' αἰὲν ὀρώρει*
> *αὐδή τε μῦθοί τε μελίφρονες, οὓς ἀγόρευσεν.*

Nach Sauer (vgl. a. a. O. 329) ist außerdem I. vs. 306 bis 326 „auf einem Blatte in (selbstangefertigter?) Übersetzung vorhanden“. Ich habe in den mir vorgelegenen Studien und Entwürfen dieses Blatt nicht vorgefunden.

Aus Diodorus Siculus' bibliotheca historica exzerpierte Grillparzer IV, 50 fgd., nach L. Dindorf IV, 40—48 (*περὶ δὲ τῶν Ἀργοναυτῶν — τῷ βασιλεῖ τὴν γενομένην*); von IV, 42—44 (zum Teile) begnügte sich Grillparzer mit einer kurzen Inhaltsangabe, wie folgt: „Abfahrt von Jolkos. Herakles befreit die Hesione. Die Söhne des Boreas strafen den grausamen Phineus.“ Mit IV, 44 *ἀναχθέντας δὲ τούτους* setzt er den Auszug fort, um ihn mit der oben angegebenen Stelle IV, 48, mitten im Satze abbrechend, abzuschließen.

Das Exzerpt aus Apollodorus' bibliotheca erstreckt sich ebenfalls über mehrere Seiten und umfaßt fast vollständig I, 9, 16 bis I, 9, 28 (*Αἴσονος δὲ τοῦ Κρηθέως — τὴν βασιλείαν ἀποκατέστησεν*). Einige kleinere, für den Dichter belanglose Stellen sind ausgelassen worden, so die Aufzählung der am Argonautenzuge teilnehmenden Helden, die verschiedenen Versionen der Sage über den zurückgebliebenen Herakles, die Verfolgung der Harpyien und ihr Schicksal.

Der Auszug aus Strabos geographica I, c. 45 (= I, 2, 39 Aug. Meineke) beginnt mit *ὡς μὲν γὰρ ἅπαντες λέγουσιν* und reicht bis *οὐδ' ἀπίστως λέγοντες*. Daran schließen sich noch einige, vom Dichter später wieder gestrichene Zeilen bis *παρὰ* [*τὴν Αἶαν*] *τὴν Αἰαίην πλάττῃ* (nach Aug. Meineke).

Valerius Flaccus' *Argonautica* sind anscheinend fleißig durchforscht worden. So lesen wir auf einem Blatte: „Stellen aus Klassikern zur Medea." „Die Kolcher sind ursprünglich Egypter". Und darauf folgen die Verse: *ut prima Sesostris — Colchosque vocari* | *Imperet* (V, vs. 319 ff., nach Baehrens V, vs. 418—422).

Daran schließt sich die Bemerkung „Stimmung der Argonauten". Diese findet der Dichter in den Versen: „*Nec quisquam freta — Sed magis ad praesens itur decus* (V, vs. 563 ff., nach Baehrens V, vs. 562—563). Daran reiht sich wieder: „Über das spätere Schicksal des Äetes" mit den Versen: *Victa retro nunc castra — nepos in regna reponat* (V, vs. 682 ff., nach Baehrens V, v. 681—687). „Der Zustand der Medea" kommt in den vom Dichter zitierten Versen: *Illa domum atque ipsos — circumfert oscula dextrae* (VII, vs. 109 ff.) zum Ausdruck.

Auf einem anderen Blatte lesen wir folgende Notiz des Dichters: „Valerius Flaccus beschreibt die Medeia bei der Ankunft der Argonauten" und zitiert zu diesem Zwecke die an Homer und Vergil erinnernden Verse:

Florea per verni qualis juga — miseros exosa parentes

(Argonautica V, vs. 344 ff., nach Baehrens V, vs. 343—349).

An einer anderen Stelle des handschriftlichen Nachlasses schreibt er: „Valerius Flaccus nennt die Amme der Medea Henioche."

Wie man sieht, eine Reihe von Stellen, die von einem eingehenden Studium des römischen Dichters Zeugnis ablegen.

Aus Hyginus machte sich Grillparzer folgende Notiz:

„Hyginus, Fab. XXII.

Aeaetae (sic!) *Solis filio erat responsum, tam diu eum regnum habiturum, quamdiu ea pellis, quam Phrixus consecraverat, in fano Martis esset.*

Alcinous, König von Istrien, wird von Jason und den ihn unter Absyrtus verfolgenden Kolchern als Schiedsrichter über die Zurückgabe der Medea gewählt. Dieser urteilt:

Fab. XXIII: *Si virgo fuerit Medea, parenti redditurum, sin autem mulier, coniugi.* Jason erfährt das von der Gemahlin des Königs *et Medeam noctu in antro devirginavit.*"

Mit Pausanias VIII 11 wird von Grillparzer bloß die Stelle notiert, ohne Angabe des Textes oder des Inhaltes. Der Perieget erzählt uns hier, daß sich in der Nähe von Mantineia in Arkadien die Gräber der Töchter des Pelias befinden. Diese haben sich aus Schmerz und Schmach wegen des Todes ihres Vaters, den sie, von Medea falsch beraten, zerstückelt hatten, hierher begeben und seien auch da gestorben.

Vergebens suchen wir nach einer Notiz aus Euripides' Medea; Grillparzer scheint sie schon als Student gelesen zu haben.

Außer Klingers „Medea in Korinth", von der sich im handschriftlichen Nachlasse auch keine Spur nachweisen läßt, können wir den Einfluß, den Senecas Medea auf unseren Dichter genommen hat, in mehr als einer Richtung verfolgen.

Für Grillparzers eingehende Beschäftigung mit der Tragödie des römischen Philosophen, in der dieser überall in den Fußstapfen des griechischen Meisters wandelt, wo er es nicht für gut hält, sein herrliches Vorbild in mißverstandener Weise zu verbessern, spricht zunächst eine Reihe von Motiven (z. B. Akastus' Verlangen, daß die Ermordung seines Vaters Pelias gesühnt werde, Medeens letzter Versuch, den Gatten wieder für sich zu gewinnen und zur gemeinsamen Flucht zu überreden, Jasons Wunsch, daß die Knaben in Korinth zurückbleiben).

Äußerlich geht dies auch aus einem kleinen Zitat hervor. Blatt 7 der Studien und Entwürfe lesen wir vs. 928 ff.:

„*Ex paellice utinam liberos hostis meus*
aliquos haberet. Senecae Medea, Akt. 5."

Vor allem zeugt hiefür die bereits von Sauer (vgl. Grillparzers sämtliche Werke B. XIII[5], S. 51) veröffentlichte Übersetzung des Prologs dieser Tragödie: *Di coniugales* — *incassum sero* (vs. 1 bis 27).

Auf dem 29. Blatte der im Grillparzer-Archiv erhaltenen Studien und Entwürfe zum „Goldenen Vließe" lesen wir einige deutsche Verse, die dem Dichter während der Lektüre der Orphika offenbar sofort aus der Feder geflossen sind.

Gewohnt, bei dem Studium der Quellen entweder die beachtenswerten Stellen zu notieren oder kurz ihren Inhalt zu skizzieren, hat Grillparzer, als er diese dem mythischen Sänger Orpheus zugeschriebene griechische Dichtung las, auf jenes Blatt folgende Zeilen geworfen:

„Orpheus der Argonaut.
Orpheus zählt 50 Argonauten. vs. 300.
Unter allen Gattungen des Kampfes läßt Orpheus den Jason nur im Pfeilschießen obsiegen. vs. 590.
Die Argonauten wollen den Alcides zum Anführer wählen, dieser aber lehnt es ab, weil er wußte, daß Hera beschlossen habe, durch den Ruhm dieser Tat den Äsoniden zu verherrlichen. Dann erst wurde Jason gewählt. vs. 800."

An diese Zeilen schließt sich die gelungene Übersetzung der Verse 795—796, 1334—1340, 1363—1365 (der in den Orphika enthaltenen Argonautika) an. Sauer scheint den Charakter dieser Stellen verkannt zu haben, wenn er sie mit der bloßen Angabe der Verszahlen (vgl. a. a. O. S. 329) auch zu den „Auszügen" gerechnet wissen will.

Um sie besser würdigen zu können, will ich auch hier den deutschen Versen das griechische Original nach der neuesten von Eugen Abel in der *Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum* (Leipzig, Prag 1885) besorgten Ausgabe der Orphika vorausschicken.

Vs. 795—796

ἠδ' ἁπαλὴν Μήδειαν ἀριπρεπὲς εἶδος ἔχουσαν,
παρθένον αἰδοίην . . .

übersetzt Grillparzer:

> Auch die zarte Medeia, die holdvorragende Jungfrau,
> Voll liebreizender Scham.

. Die Verse 1334—2840

δὴ τότε Μηδείῃ θαλάμων πορσύνετο λέκτρον
πρύμνῃ ἐπ' ἀκροτάτῃ, περὶ δ' ἐστορέσαντο χαμεύνας
ἀμφ' εὐνῇ χρύσειον ἐφαπλώσαντες ἄωτον.
αὐτὰρ ἐπεὶ δοράτεσσιν ἐκαρτήσαντο βοείας
τεύχεά τε κρύπτοντε γάμων αἰδήσιμον ἔργον,
καὶ τότε παρθενίης νοσφίζετο κούριον ἄνθος
αἰνόγαμος Μήδεια δυσαινήτοις ὑμεναίοις·

hat Grillparzer mit den Versen:

> Jetzt ward Medeia das Hochzeitlager gerüstet,
> Hoch am Steuer des Schiffs, rings streuten sie schwellendes Laubicht,
> Oben darauf ausbreitend das schön gekräuselte Goldvließ.
> Aber nachdem sie mit Spießen umher Stierhäute gespannet,
> Rüstungen auch, einhüllend der Eh' schamhafte Verbindung,
> Jetzo verlor Medeia die Jugendblüte der Keuschheit,
> Unglückselig vermählt in nicht preiswürdigem Brautfest.

in einer der Form nach so vollendeten Art verdeutscht, daß man versucht wird, der Übersetzung vor dem griechischen Original den Vorzug zu geben.

Das Gleiche können wir von der Übersetzung der Verse 1363—1365

ἀλλ' ὅθ' ὑπ' εἰρεσίαις Μαλεήτιδας ἱκόμεθ' ἄκρας,
Κίρκης ἐννεσίῃσιν ἀπορρύψεσθαι ἔμελλον
ἀράς τ' Αἰήτεω καὶ νηλιτόποινον Ἐριννύν.

sagen. Sie lautet:

> Aber sobald wir das Schiff an Maleias Spitze gerudert,
> Jetzt nach der Kirke Geheiß sich rein zu spülen beschloß man
> Von des Äetes Fluch und der unfehlbar'n Erinnys.

Ein Vergleich dieser Übersetzung mit den anderen uns bereits bekannten Übertragungen Grillparzers zwingt uns, nicht nur die Sprachkenntnisse des Dichters zu bewundern, sondern auch die Fähigkeit, sich die Gedanken eines fremdsprachigen Autors derart zu eigen zu machen und in deutscher Sprache umzuformen, daß

seine Übersetzung dem Original ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann.

Daß Grillparzer über dem Studium der Alten nicht auch die Literatur seiner Zeit übersehen hat, kann man, wie ich schon oben angedeutet habe, unter anderem aus manchen Ähnlichkeiten ersehen, welche Grillparzers Medea mit Klingers „Medea in Korinth“ gemein hat. Hieher gehört z. B. die Liebe und der Charakter der Kreusa, die Knaben lieben Kreusa und diese wieder die Knaben, Medea fällt bittend vor Jason auf die Knie, Medea hat sich aus Liebe zu Jason ihrer Zaubermacht begeben. Für dies und noch manches andere ist in Klingers Drama das Vorbild zu suchen.

Ebenso verraten nicht nur die Form des „Goldenen Vließes“ (freie Rhythmen, wohl auch die trilogische Form), sondern auch die Stellung und Bedeutung, welche Grillparzer seinem Goldenen Vließe in der Trilogie gegeben hat, wie sehr auch Fouqués Trilogie „Der Held des Norden“, insbesonders ihr erster Teil „Sigurd der Schlangentöter“ (Berlin 1808) auf den österreichischen Dichter eingewirkt haben. Wie auf dem Goldenen Vließe, so lastet auch auf Andwars Schatz und Ring ein Fluch, der jeden, der ihn besitzt, ins Verderben stürzt und abwärts reißt „in töriger Betäubung“.

In Grillparzers Nachlasse finden sich auch einige Zeilen aus Fouqués Zueignung an Fichte, welche der Dichter seinem Heldenspiel „Sigurd der Schlangentöter“ vorausgeschickt hat. Es sind dies die Verse 94—100 inkl. Wir lesen nämlich am Schlusse der Entwürfe und Studien (letzte Seite) folgende, flüchtig vom Dichter hingeworfene Zeilen:

> Oft wenn ich um den mitternächt'gen Kreis
> Heraufbeschwor die riesigen Gebilde,
> Brach in altkräft'ger Pracht der hohe Zug
> Mir das Vertraun auf meine jüngere Kunst
> Und zagend stand der Zauberlehrling da,
> Kaum hoffend zu erleben des Geschäfts,
> Des ernsten, fei'rlichlastenden, Vollendung.
>
> Fouqué an Fichte.

Die Worte waren Grillparzer wie aus der Seele geschrieben.

Was Fouqué nicht mit dem spröden Stoffe der nordischen Sage gelingen wollte, hat Grillparzer aus der griechischen Sage geformt, eine Trilogie, der sich keine zweite in unserer Literatur an die Seite stellen läßt.

Während Grillparzer, um bis zu den letzten Quellen der Argonautensage vorzudringen, die erhaltenen Nachrichten in prosaischer und metrischer Form durchforschte und bereits daranging, seinen großartigen Plan zur Tat werden zu lassen, scheint Gott Eros das liebeglühende Herz des jungen Dichters mit seinen Pfeilen aufs neue verwundet zu haben.

Das 16. Blatt der Studien und Entwürfe enthält unter anderem folgende schwer lesbare Zeilen:

D'rum sing' ich jetzt kühn und munter,
Sieh' herab, Du Schmuck der Frau'n;
Ach, und blickte sie herunter,
Wagtest Du es, aufzuschau'n?
Soll man nicht der Liebe grollen,
Wollen, um doch nicht zu wollen?

Doch was schmäh' ich diese Wonne,
Die mein Inn'res süß bewegt?
Ist die Sonne minder Sonne,
Weil kein Mensch ihr Aug' erträgt?
Bleibt, wenn auch nichts and'res bliebe,
Das Gefühl doch, daß ich liebe,
Und wenn auch der Preis entging,
Liebe bleibt ein süßes Ding!

Die nach dem vierten Verse folgenden vier Zeilen hatten ursprünglich eine andere Form. Der Dichter schrieb anfangs:

Gingst nicht mit gesenkter Stirne,
Fürchtend, daß die Teure zürne?
Dennoch bleibt sie meine Wonne,
Dennoch bleibt sie unbewegt.

Wie es scheint, hat er diese Worte jedoch sofort wieder gestrichen und teils über der Zeile, teils am Rande in der oben angegebenen Weise geändert. Dasselbe muß von dem elften Verse gesagt werden, der ursprünglich lautete:

Ob mein Streben fruchtlos bliebe.

Die Verse sind, wie schon die schleuderhafte Schrift andeutet, offenbar aus dem Affekte geboren, der den Dichter augenblicklich beherrschte und zwang, seinem Gefühle sofort Worte zu leihen.

Das Gedicht erinnert an das im Oktober 1818 entstandene „Ständchen" (vgl. Sauer, Grillparzers sämtl. Werke [5], II, S. 16—17). Die große Übereinstimmung in Gedanken, Worten und Wendungen läßt den gemeinsamen Ursprung nicht verkennen. Dies gilt insbesonders von den letzten zwei Strophen des „Ständchens". Es sind dies die Verse:

D'rum das Saitenspiel in Händen,
Ruf' ich kühn zu Dir hinauf:
Laß' den spröden Sinn sich wenden,
Tu' mir Herz und Fenster auf!
Aber still! Denn wird sie 's innen,
Zürnt sie etwa dem Beginnen,
Schilt, daß ich's mich unterfing,
Was ist die Liebe für ein Ding!

Doch was schmäh' ich diese Wonne,
Die mein Innres süß bewegt,
Ist die Sonne minder Sonne,
Weil kein Aug' ihr Schau'n erträgt?
Bleibt, wenn nichts auch übrig bliebe,
Das Gefühl doch, daß ich liebe,
Ach und —
Brim blim, klang kling,
Liebe bleibt ein süßes Ding.

Das vorliegende Gedicht scheint dem „Ständchen" vorausgegangen zu sein. Grillparzer hat den Gedanken in dem „Ständchen" weiter ausgesponnen und in eine schöne, abgerundete Form gebracht. Daß beide Gedichte demselben Motive ihren Ursprung verdanken, scheint auch aus einem äußeren Momente hervorzugehen. Das „Ständchen" ist erwiesenermaßen im Oktober 1818 entstanden. Die schwer lesbaren Verse des oben angegebenen Gedichtes schließen sich unmittelbar an den Entwurf an, welcher die letzten Zeilen der letzten Szene des ersten Aufzuges der „Argonauten" enthält. Da dieser Akt in der zweiten Hälfte des Oktober 1818 (nach dem 20. Oktober 1818) geschrieben wurde, so dürften wir nicht fehlgehen, wenn wir die Entstehung jenes Gedichtes und des mit ihm verwandten „Ständchens" in diese Zeit verlegen. — Der Dichter ist zu einer Frau in Liebe entbrannt.

In dem „Ständchen" hat er es vorgezogen, von einem Mädchen zu reden. Sollten diese beiden Gedichte nicht dafür zeugen, daß Charlotte v. Paumgarten, deren Gatte mit Grillparzer befreundet und verwandt war, bereits im Oktober 1818 das Herz des jungen Dichters in Flammen gesetzt und Grillparzer 1819 nicht nur der traurige Tod seiner geliebten Mutter, sondern auch dieses „trüb mißschlung'ne Band" nach Italien getrieben hat (vgl. Sauer, Grillp. s. W. [5], I, 57)?

Wien. Dr. Josef Kohm.

Kleine Beiträge zu unseren Schulgrammatiken.

Wohl kein Lehrbuch ist auf den ersten Wurf tadellos gelungen; erst bei der Benützung und Verwertung im Unterrichte kommen sowohl seine Vorzüge als auch seine Mängel so recht zur Geltung. Darum möchte ich es geradezu als eine Pflicht eines jeden Lehrers erachten, mit seinen Erfahrungen beim Gebrauch eines Schulbuches nicht hinter dem Berge zu halten, damit es durch stete Verbesserung endlich allen billigen Anforderungen vollkommen entspreche. So will ich denn einiges vorbringen, was in den bei uns am häufigsten gebrauchten Schulgrammatiken verbessert werden könnte; ich meine die deutsche Grammatik von Willomitzer, 9. Aufl., die lateinische Schulgrammatik von Scheindler-Kauer, 5. Aufl. und die griechische Schulgrammatik von Curtius-Hartel, 22. Aufl.[1]).

---

[1]) Auf die inzwischen erschienene, von Weigel besorgte neue Aufl. der griech. Schulgrammatik finden die meisten der folgenden Bemerkungen keine Anwendung.

Ziemlich oft kehrt in den Grammatiken die Erscheinung wieder, daß eine positiv gefaßte Regel oder Bemerkung durch Hinzufügung der negativen Fassung verdeutlicht, ein Gebot durch ein Verbot verstärkt werden soll. Gegen eine solche Nebeneinanderstellung von Bejahung und Verneinung lassen sich aber vom psychologisch-pädagogischen Standpunkte aus manche Bedenken erheben. Durch eine Doppelfassung tritt eine Belastung des mechanischen Gedächtnisses ein. Tauchen die Vorstellungen wieder über die Schwelle des Bewußtseins, so wird der Schüler irre werden, wohin die Negation gehört. Für die Reproduktion wirkt also die Negation als Hemmung. Läßt man doch auch im Unterrichte bei der Verbesserung einer verfehlten Form oder Übersetzung nie den Fehler wiederholen. Was nicht gesagt werden darf, sollte der Schüler nie hören, geschweige denn noch lesen. Beispiele für solche verneinende Wendungen sind: „*S* und *st* dürfen in der Verbindung *rs* und *st* nicht als *rsch scht* gesprochen werden. — Beachte, daß der Dat. Sing. Masc. und Neutr. des starken Adjektivs auf *m* (nicht auf *n*) auslautet. — Man sage: Die Soldaten Hannibals, nicht: Dem Hannibal seine Soldaten. — Hier ist das Messer, schneide dich nicht damit; nicht: mit demselben oder mit ihm.“ Man kann doch nicht alle Provinzialismen aufzählen, die zu vermeiden sind! Gleiche Fälle findet man in der deutschen Grammatik ziemlich oft.

„*Romani putabant Caesarem a Pompeio victum esse* (nicht aber *R. p. Pompeium Caesarem vicisse*). — *eos, qui aliis nocent*, nicht *aliis nocentes.*“

„*τ* hat immer den Laut des deutschen *t*, nie wie das lateinische *t* in gewissen Fällen den Klang des deutschen *z*: *αἴτιος* sprich *aitios* (nicht *aizios*)“. Diese Verneinung wiederholt sich bei den Regeln über die Aussprache noch viermal. Ebenso oft liest man diese Wendung im Kapitel von der Betonung: aber nicht *ἄποικον*, aber nicht *ἔγραφη* usw. Desgleichen wird auf falsche Betonung aufmerksam gemacht in der Verbindung „*δίκαιαι, δικαίων*, nicht *δικαῖαι, δικαιῶν*; *πειθώ*, nicht *πειθῶ*“. — „Wegen der generellen Bedeutung steht *ὅς τις* (nicht *ὅς*) regelmäßig nach negierten Sätzen.“ — „Der Coni. prohibitivus ist beschränkt in Bezug auf den Tempus-Stamm: *μὴ λέξῃς*, nicht *μὴ λέγῃς* oder *μὴ λέξον.*“

Hieher möchte ich noch andere Fälle ziehen, die wohl gleich bedenklich sind. Z. B.: „Es ist eine besonders im Geschäftsstile eingerissene Unsitte, das Pronomen ich und wir wegzulassen; z. B.: Ein Duplikat dieses Briefes senden an N.“ — „Fehlerhaft sind Sätze wie: Die Perser bekriegten die Griechen; sie hatten die gegen sie aufgestandenen Jonier unterstützt, und so dachten sie immer auf Rach[illegible] er fällt.“ — „Fehlerhaft: ich [illegible] staunend billiger Prei[illegible]

„Meide die Modewörter hoch und selten: hochfein .... und das Kraftwort entsetzlich kalt." — „Auf darf nicht statt nach gesetzt werden." Was eben fehlerhaft und zu meiden ist, soll der Schüler nicht in der Grammatik zu lesen bekommen; erst wenn das Richtige in ihm festsitzt, könnte man sich auf Sprachunrichtigkeiten oder Sprachdummheiten einlassen.

Inhaltsleere Sätze als Beispiele sollten vermieden werden. Einige wenige nur mögen angeführt werden: „Ich komme, woher du gekommen bist." „Überall wird er gemieden und verachtet." „Er schätzt die Wissenschaft, insofern sie nützt."

Ungenauigkeiten oder gar Unrichtigkeiten sind überhaupt und ganz besonders bei der Fassung von Regeln zu vermeiden. Gibt es denn eine Superlativform „dunkelroteste"? Man könnte dann auch weitgehendst bilden oder blaßblauest und ähnliches. — Sind alle adverbialen Bestimmungen wirklich Ergänzungen des Verbs oder des Adjektivs oder nur nähere Bestimmungen, Umkleidungen? — Ich würde auch nicht die Conj. 'wenn' dem Frageworte 'wann' gleichstellen, wo es sich um die Einleitung eines Subjektsatzes handelt. — Gibt man die Regel, der Infinitiv mit „zu" sei durch einen Beistrich zu trennen, wenn es oder dies vorangehen, fügt aber als einziges Beispiel hinzu: „Es ist leichter zu raten als zu helfen", so ist dies ein Widerspruch. Es ist in diesem Falle nur das Beispiel richtig. — Die Übersetzung „*plures* mehrere, *plurimus* am meisten" ist nicht gut zu heißen. — „*Quis, quid* wird meist in Relativ- und Fragesätzen, ferner nach *si nisi ne*, dann nach *quo, quanto* gebraucht." Da ja *quo, quanto* auch Relativa sind, wäre eigentlich der diesbezügliche Zusatz überflüssig. — Die Überschrift eines Kapitels der griechischen Schulgrammatik: „Die vier ersten Klassen der Verba" ist nach dem bekannten Unterschiede in der Bedeutung zu ändern in: „Die ersten vier Klassen der Verba".

Der Grundsatz *legem brevem esse oportet* darf nicht zu allzu großer Knappheit führen, die den Schüler leicht beirren könnte. Die Fassung einer Regel muß durchsichtig und übersichtlich, aber auch erschöpfend sein. Einige Belege für Unklarheit und Unvollständigkeit: „Die Subjektsätze werden durch . . die Relativa wer, was und der, die, das eingeleitet." Der Schüler könnte glauben, daß nur diese Formen erlaubt sind; es wäre der Deutlichkeit halber hinzuzufügen: durch die Relativa wer, was oder der, die, das in allen Kasus. — Nach Besprechung der Ordinalia und Distributiva läßt sich nicht gut ein neuer Paragraph folgendermaßen anschließen: „Hieher gehören die Zahladjektiva". — Es hat wohl nicht viel zu bedeuten, wenn unter den Verben, die ü im Imperf. Konj. zeigen, das Wort stehen fehlt; schwerer schon wiegt es, wenn als einleitende Konjunktion eines Temporalsatzes der Vorzeitigkeit nur nachdem angegeben wird, nicht auch als, da, sobald, wie, sowie.

Wird der Ablat. *forma* übersetzt mit: „von der Gestalt, durch die Gestalt, mit der Gestalt“, dann hinzugefügt: „bei Personennamen wird die Präposition von und mit stets ausgedrückt“, so fragt sich der Schüler: Wie steht es in diesem Falle mit der Präposition durch? — Der Satz: „Zur Ergänzung des Prädikatsverbs dient oft ein Adjektiv oder Substantiv, auf das Subjekt oder das Objekt des Satzes bezogen“, wird deutlicher, wenn man die Partizipialkonstruktion aufgibt: „das .. bezogen wird (oder ist)“. — „Wie im Deutschen stimmt das verbale und das substantivische Prädikat mit dem Subjekte überein: das verbale im Numerus und in der Person, das substantivische stets im Kasus usw.“ Dieser Satz läßt sich einfacher gestalten: „Wie im Deutschen stimmt das verbale Prädikat im Numerus und in der Person, das substantivische stets im Kasus überein.“ — Die Regel: „Die Adjektiva *propior* und *proximus* werden zuweilen, die Adverbien *propius, proxime* gewöhnlich wie *prope* mit dem Accusativ verbunden“, bietet der Auffassungskraft der Schüler manche Schwierigkeit; diese ließe sich vielleicht beheben durch folgende Fassung: „Die adjektivischen Formen *propior, proximus* werden mit Dativ und Accusativ, die adverbiellen Formen *prope, propius, proxime* nur mit Accusativ verbunden.“ — „Der Ablativus *loci* dient zur Bezeichnung des Ortes, wo etwas geschieht, auf die Frage: wo? nur bei *locus* und bei *totus* mit einem Substantiv.“ Hiebei mißfällt die Wendung „bei *locus*“, da doch *locus* selbst im Ablativ stehen muß; besser wäre es also zu sagen: Der Ablativus *loci* . . .; ohne Präposition steht der Ablativ von *locus* und von einer Ortsbezeichnung mit *totus*. Schwerfällig gebaut ist ferner ein Satz wie: „Ist im Deutschen das Prädikat des zu verkürzenden Nebensatzes ein Nomen mit der Kopula sein, so tritt das Prädikatsnomen, entsprechend dem appositiven Partizip, als Apposition zu seinem Beziehungsworte, entsprechend dem absoluten, als Prädikat zu seinem Beziehungsworte in den Ablativ“.

Wenn der Schüler liest: „Eine Silbe mit kurzem Vokale wird durch Position lang, wenn auf denselben zwei oder mehrere Konsonanten oder ein Doppelkonsonant folgen“; gleich darauf aber: „Eine Silbe, welche positione (θέσει), d. h. nach dem Gebrauch oder dem Übereinkommen der Dichter als lang gilt, ist in der Aussprache von einer naturlangen wohl zu unterscheiden“; so wird er gewiß irre werden, was eigentlich positio sei, ob Stellung oder Gebrauch und Herkommen. — Klarheit läßt auch folgende Regel vermissen: „Ein Futurum contractum bilden alle mehr als einsilbigen Stämme auf ιδ (Präs. ίζω), welche nicht σ, sondern σε als Tempuscharakter anfügen“. In dem Relativsatz könnte man nämlich eine Ein[illegible] vermuten statt einer Erklärung; dem kann man aus[illegible] indem sie . . .“

Mit Re[illegible] Streben dahin, überflüssigen [illegible]fernen. Aber

es gibt doch manches, was selbst der Schüler der unteren Gymnasialklassen für sein Übungsbuch braucht, aber in seiner Grammatik nicht findet. Einige Beispiele mögen genügen. Der Schüler liest zwar die Regel: „Konsonantisch endende Stämme erleiden vor konsonantisch beginnenden Suffixen die den Lautgesetzen entsprechenden Veränderungen: *scribo, scriptor*“, aber vermißt den Abschnitt, wo diese Lautgesetze behandelt und zusammengestellt werden. — Ganz kurz könnte bemerkt werden, daß man nur *nihil aliud* sagen darf. Den Gebrauch der Mehrzahl in der Verbindung *domos redire*, in die Heimat zurückkehren, sucht der Schüler vergebens; ebenso die Angabe, ob *animo deficere* auch von einer Mehrheit gebraucht werden kann. — Beim *coniunctivus iussivus* wäre hinzuzufügen: „Die 2. Pers. Sing. des Präs. wird gebraucht bei unbestimmter Person, die 2. Pers. Perfect. bei bestimmter Person. — Ein Satz mit *tertio anno postquam* neben einem solchen mit *sexto anno* ist überflüssig; es wäre ein Beispiel einzusetzen mit *paullo* oder einem ähnlichen unbestimmten Zahlbegriffe. — Unsicherheit wird bei den Schülern herrschen, ob man sagen darf *timeo, ne — neve*, ich fürchte, daß — und daß, oder *opto ut — neve*, ich wünsche, daß — und daß nicht.

Bei der Deklination der Liquidastämme vermißt man die Vokativbildung *σῶτερ*; beim Komparativ *πλέων N. πλέον* die Angabe, daß nur als Nom. und Acc. diese Form vorkommt, daß man aber auch im Neutr. dekliniert *πλείονος*. — In dem Abschnitte über die Betonung der Verbalformen wird sich der Schüler vergebens Rat holen, wie er die weiblichen Endungen der Partizipia zu behandeln hat; so fehlt die Hervorhebung der Formen *μενουσῶν* gegenüber von *λυομένων*, ebenso *λελυκυιῶν*. — Gilt *ἠνώρθουν* als Imperf. der einfachen Zusammensetzung ebenso wie bei der Doppelverbindung *ἐπηνώρθουν*? — Daß man *ἀφοῦ* bildet, ist angegeben, aber nicht die Betonung der Pluralform *ἄφεσθε*. — Zu *ἑάλων* und *ἐβίων* sollten der Betonung wegen die Konjunktivformen *ἁλῶ, βιῶ* angeführt werden; notwendig wäre wohl auch, auf *σβείην* aufmerksam zu machen. — Bei der Erwähnung der Konstruktion von *ὅπως* ist nicht angegeben, daß die Negation *μή* ist.

Wien. H. Mužik.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Attilio de Marchi, Il culto privato di Roma antica II La religione gentilizia e collegiale. Con 9 tavole. Milano, Hoepli 1903. 189 SS.

Der im Jahre 1896 erschienene erste Teil behandelte das religiöse Leben in der römischen Familie oder die häusliche Götterverehrung in allen ihren Äußerungen; der vorliegende zweite Teil hat die *sacra* der *gentes* und *collegia* zum Gegenstande. Als Ergänzung zu Wissowas Buch „Religion und Kultus der Römer“, das vor allem den Staatskult behandelt, wäre das Buch de Marchis zu begrüßen, wenn der Verf. nicht in der althergebrachten Weise, sich auf die sogenannte Tradition stützend, sich bemühte, allen vorhandenen Nachrichten gerecht zu werden, und dadurch gehindert wäre, zur vollen Klarheit durchzudringen. Deshalb werden seine Ausführungen nur mit Vorsicht aufzunehmen sein; dadurch wird der Wert des sonst mit großem Fleiße und in anziehender Form geschriebenen Buches vermindert. Auffallend ist es, daß der Verf. die Abhandlungen Wissowas nirgends zitiert. Als Grundgedanke des ganzen Buches erscheint die Betonung der Bedeutung, die die *societas sacrorum* für die religiösen Sodalitäten hatte: auch die *gentes* sind religiöse Vereine, die abgelöst wurden durch Vereine verschiedener Art. § 1 des ersten Teiles bespricht die einzelnen Geschlechtern eigentümlichen Kulte und schließt S. 28 mit der Behauptung: „Die eigentümlichen Kulte einzelner Geschlechter sind nicht Übertragungen späterer Zeit, sondern wahrhaft eigentümliche gentilizische Kulte aus vorrömischer Zeit, die auch in römischer Zeit fortdauerten“. Wissowa dagegen behauptet S. 339 f., der Staat habe die Fürsorge für einen bestimmten Kult einem einzelnen Geschlechte übertragen, und S. 411, das Geschlecht habe aus seiner Mitte die für die Ausführung [illegible] Akte geeigneten Personen zu stellen [illegible] sich die Priesterschaft. Der Verf. [illegible] Staate gehe voran ein festes gentilizisch[illegible]

Vergleiche heran die Bedeutung der attischen Geschlechter nach dem Buche von Wilbrandt. So lobenswert Vergleichungen sind, halte ich sie hier nicht für angezeigt, da Wilbrandts Behauptungen nicht alle stichhältig und vielfach entstanden sind aus der Übertragung römischer Begriffe, wie sie v. Wilamowitz-Moellendorf eingeführt hat. Während de Marchi das *tigillum sororium* nur nach dem Berichte des Livius zu erklären weiß S. 18, wobei er richtig auf die Verbindung mit einer bestimmten Örtlichkeit hinweist, erklärt Wissowa S. 92: „Das *tigillum sororium* war ein *Ianus*.... Die spätere Zeit erschloß aus dem Beinamen einen Zusammenhang der Lokalität und des Opfers mit der an diese Kultstätte anknüpfenden Legende vom Zweikampfe der Horatier und Curiatier und faßte das Opfer als Sühnzeremonie für den Schwestermord des siegreichen Horatiers, während es sich in Wahrheit aller Wahrscheinlichkeit nach auf gemeinsame Verehrung des *Ianus* und der *Iuno* am Monatsanfang bezieht.“ Unklar ist die Darstellung S. 12 f.: es wird gesprochen von den *luperci Quintilii* oder *Quinctii*, während im Index angegeben ist *Quinctiales*, was richtig ist, s. Wissowa S. 84: die anderen *Luperci* gehörten nicht zu den *Quintilii*, sondern zu den *Quinctii*, hießen also *Quinctiales;* vgl. auch S. 422, Anm. 4. § 2 bespricht die religiöse Tradition des Geschlechtes der *Valerii* und die Münzdarstellungen: die *Valerii* werden abgeleitet von *Falerii* S. 34, *Acilii* sei abzuleiten von *ἀκέομαι*, daher erklärt sich das Bild des Aesculap auf den Münzen dieses Geschlechtes S. 43, *Lara, Larunda, Acca Larentia* und *Mania* werden gleichgesetzt der Mutter der Laren S. 27 und 40; s. dagegen Wissowa S. 188: *Larentalia* sind nicht zu trennen von der sabinischen Gottheit *Larunda*, haben mit den *Lares* nichts zu tun und S. 193: Eine Göttin *Mania*, von Varro mit der *mater Larum* identifiziert, ist im Kulte nirgends nachweisbar und verdankt ihre Scheinexistenz nur gelehrter Kombination. Im § 3, der den allen *gentes* gemeinsamen Kult behandelt, hat sich der Verf. durch die Vergleichung mit athenischen Verhältnissen zu der Annahme S. 45 bewogen gefunden, *Ianus* sei, wie *Ἀπόλλων πατρῷος* der Gott der Eupatriden war, der Gott der patrizischen Geschlechter gewesen, was ganz unbegründet ist. Neben dem Kulte einer Gottheit zeigt sich die Einheit der *gens* in dem Gentilengrab; gerade auf diesem Gebiete bildeten sich in den Grabgenossenschaften u. dgl. neue, künstliche gentilizische Organisationen. Durch griechische Anschauungen beeinflußt, zeigt sich in § 4 die Behauptung, der gentilizische Kult sei ganz und gar nur patrizisch gewesen; die *plebs* habe *stirpes* analog den *gentes* der Patrizier gebildet. Ich meine, daß hier die *ὀργεῶνες* und *θίασοι* der Athener dem Verf. vor Augen schwebten; vgl. des Ref. Ausführung Bursian Jahresber. CXXII (1904) 58 f. — Der Austritt aus der *gens*, die in sich ein Ganzes bildet, war nur möglich durch die *detestatio* und *alienatio sacrorum*, die eintritt bei der *enuptio*

der Frau und bei der *arrogatio* des Mannes. § 5 führt das Nähere aus über die Gebräuche, Lokale, Priester im Geschlechterkulte: die zu einem *sacrum* gehörenden *gentiles* waren wohl in einem Register verzeichnet, wie dies bei den Vereinen der Fall war. Die *sacra privata* einer *gens* erfolgten nicht *sumptu publico;* doch ist nicht immer leicht zu unterscheiden, ob der von einem Geschlechte gepflegte Kult zu den *sacra publica* oder *s. privata* gehört; vgl. Wissowa S. 340, Anm. 2.

Der zweite Teil behandelt den Kult der Collegien: § 1 betont mit Recht, daß der Kultus das gemeinsame Element aller der verschiedenen Vereine unter mannigfachen Namen bildete, wenn auch andere Zwecke überwogen. § 2 behandelt die religiösen Vereine im engeren Sinne, ihre Stellung und Organisation. Einige Collegien sind vom Staate eingerichtet wie das *collegium mercatorum,* das *c. Capitolinorum.* S. 95 findet sich die Behauptung: Die Privatgenossenschaften waren vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, dem Kulte orientalischer Gottheiten geweiht. Dies ist unrichtig, wohl entstanden durch die Meinung Foucarts, der in den ὀργεῶνες nur die Verehrer orientalischer Gottheiten sehen wollte, was längst widerlegt ist. Richtige Bemerkungen finden sich in § 3, wo über die Götter der Vereine gesprochen wird, indem als Einteilungsgrund der Vereine aufgestellt wird die Bezeichnung *a)* nach der Nationalität, *b)* nach dem Lokale, wo der Verein seinen Sitz hatte, *c)* nach dem Geschäfte oder Gewerbe, *d)* nach einer hervorragenden Persönlichkeit. § 4 stellt die Vereine als Körperschaft dar im Dienste der Gottheit und der verstorbenen Mitglieder, § 5 behandelt die Priester in den Vereinen, § 6 die Kultstätten. Die Tafeln stellen dar: 1. das Paviment im Lokale der Dendrophoren in Rom, 2. das Mitraeum von S. Clemente, 3. das Mitraeum bei den Thermen in Ostia, 4. ein Heiligtum vielleicht der *Magna Mater* und 5. die symbolischen Figuren im Fußboden dieses Heiligtums in Ostia, 6. die *scholia* der Dendrophori in Ostia, 7. die Columbarien *a)* der *liberti* der *Livia, b)* der *vigni Codini,* 8. eine Nische eines Columbarium mit zwei *ollae* und 9. eine geschmückte Kammer eines heidnischen gemeinsamen Grabes und eine Kammer, ebenfalls reich dekoriert, aus dem *cimiterio di Pretestato.* — Den Schluß bildet ein Sachindex zu den beiden Bänden, wodurch die Benützung des Buches erleichtert wird.

Trotz der als verfehlt bezeichneten Stellen kann das Buch besonders im zweiten Teile reiche Belehrung und Anregung bieten, zumal die Form der, wie dies bei einem Italiener selbstverständlich ist, gelungenen Darstellung den Leser nicht ermüdet.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Émile Chatelain, Les Palimpsestes latins. École pratique des hautes études. Section des sciences historiques et philologiques. Annuaire 1904, 5—42. Paris, Imprimerie Nationale 1903.

Der verdiente Verf., der für seine *Paléographie des classiques latins* (Paris 1884—1900) und seine schöne Sammlung aus meist patristischen Handschriften *Uncialis scriptura codicum latinorum novis exemplis illustrata* (Paris 1901 und 1902; vgl. diese Zeitschrift 1903, S. 741) eine große Zahl von Hss. verwertet hat, veröffentlicht hier eine interessante und dankenswerte Zusammenstellung der im Laufe des XIX. Jahrhunderts von Angelo Mai, Niebuhr, Peyron, Baudi di Vesme, Mone, Mommsen, Studemund, Detlefsen, Chatelain selbst, P. Krüger, E. Hauler u. a. entdeckten lateinischen Palimpseste. Die Aufzählung erfolgt nach den Bibliotheken, in denen sich diese befinden. Eine Liste der erhaltenen Texte findet sich auf S. 39 f. Zu S. 32, Nr. 83 (Tertullian, *Adversus Iudaeos;* Augiensis 253) ist zu bemerken, daß die von Mone nur als Quelle Tertullians bezeichnete Schrift von Bratke (der sie jetzt im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum Vindobonense* XLV 1 veröffentlicht) als Euagrius, *Altercatio legis inter Simonem Iudaeum et Theophilum Christianum* erkannt worden ist. Zu dem auf S. 11 und 13 erwähnten Frontopalimpsest und dem Palimpsestsermonar der Ambrosiana (O. 136 sup.) hätte auf die Ausführungen und Ergänzungen Haulers in den Verhandlungen der Kölner Philologen-Versammlung (Leipzig 1896) S. 78 ff. und in Wölfflins Archiv f. lat. Lex. X 439 ff. hingewiesen werden können. Chat. ist der Ansicht, daß sich in Handschr. des VI. bis VIII. Jahrhunderts noch Palimpseste werden finden lassen.

Iglau. Wilh. Weinberger.

M. Tulli Ciceronis *pro Cn. Plancio* oratio. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. L. Reinhardt, Direktor des kgl. Gymnasiums zu Wohlau. Gotha, F. A. Perthes 1903. Dazu 'Bemerkungen zu Ciceros Rede für Plancius'. Progr. des kgl. Gymn. zu Wohlau 1903.

Reinhardts Ausgabe dieser Rede reiht sich manchen trefflichen Schulkommentaren der Bibliotheca Gothana würdig an. Sie ist mit großer Sorgfalt und mit feinem Verständnis für die Bedürfnisse der Schule angelegt. Die Einleitung gibt dem Schüler, ohne sich in breitspurige Gelehrsamkeit zu verlieren, alle wissenswerten Aufschlüsse über die Person des Angeklagten, über die Anklage selbst und über die Art der Verteidigungsrede Ciceros. Der Kommentar, der sich bemüht, auch den Fortschritt der Gedankenentwicklung und den Aufbau der Rede dem Schüler klar zu machen, bietet in seinem erklärenden Teil keineswegs bloß eine Umformung dessen, was andere schon vorher bemerkt haben, sondern R. bekundet

sowohl in der Auswahl wie auch in der Fassung der erklärenden Anmerkungen eine beachtenswerte Selbständigkeit des Urteils. Auch aus diesen Anmerkungen ist, entsprechend dem Plane der Sammlung, alles gelehrte Beiwerk entfernt. Sie setzen den Schüler in den Stand, in sprachlicher und sachlicher Hinsicht die Rede vollkommen zu verstehen, und leiten auch an geeigneten Stellen in sehr zweckmäßiger Weise zu einer angemessenen Verdeutschung des lateinischen Ausdruckes an, so z. B. wenn § 43 zu *quem habet* bemerkt wird: „Wir setzen 'wirklich' hinzu im Gegensatze zur Irrealität des Bedingungssatzes", — eine sehr treffende und nützliche Bemerkung. Auf die Zitierung von Parallelstellen wurde fast durchwegs verzichtet. Doch ist es m. E. zu bedauern, daß sich R. gar oft die Gelegenheit entgehen läßt, durch Hinweis auf eine dem Schüler bereits bekannt gewordene Stelle irgend eine sprachliche oder stilistische Erscheinung zu erläutern. So würde ich mich § 1 zu *salus infestior* mit der Bemerkung '*infestus* hier passivisch = gefährdet, bedroht' nicht begnügen, sondern es für nötig halten, auf die dem Schüler bereits bekannten Stellen zu verweisen, wo *infestus* in der gleichen Bedeutung begegnet, so Liv. I 7 *Hercules ex loco infesto agere porro armenta occepit,* auch Liv. XXI 33 *equi maxime infestum agmen faciebant.* Eine Erinnerung an derartige Beispiele würde doch verhindern, daß der Schüler in dem Gebrauch des Wortes an unserer Stelle etwas Ungewöhnliches sehe. — Zu § 7 *quod ad populum pertinet, semper dignitatis iniquus iudex est, qui aut invidet aut favet* bemerkt R.: 'Zu *iudex est* ist nicht *populus* Subjekt, sondern der folgende Relativsatz'. Das ist wohl richtig; hier aber schiene es mir unbedingt erforderlich, auch die stilistische Bemerkung beizufügen, daß es, abgesehen vom Sinne, auch sprachlich in gutem Latein nicht möglich wäre, an *populus* als Subjekt zu denken. Denn der deutsche Satz 'was das Volk betrifft, so ist es ein ungerechter Richter' konnte lateinisch nur heißen: *populus iudex iniquus est*, ja nicht *quod ad pop. pertinet, cet.* — Bedeutsamer und interessanter jedoch als durch den exegetischen Kommentar ist R.s Ausgabe in kritischer Hinsicht. Die Abweichungen von der kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers sind nicht gering an Zahl, im ganzen 26. Die wichtigeren derselben werden von R. in der genannten Programmabhandlung ausführlich begründet. Seit geraumer Zeit schon war, ich möchte fast sagen, ein gewisser Stillstand auf dem Gebiete der Cicero-Kritik eingetreten, wenn man etwa von den erfolgreichen Arbeiten des Engländers Clark absieht, dessen Verdienste aber mehr in der Erschließung neuer, wichtiger handschriftlicher Quellen gelegen sind als in der Verwendung des Instrumentes der Konjekturalkritik.

Durch das kritische Verfahren R.s weht ein frischer Zug von Originalität, die wohl auch vor mancher Kühnheit nicht zurückschreckt, aber nur selten die Bahn methodischen Verfahrens verläßt

und auch dort, wo wir ihr zu folgen nicht imstande sind, immer noch anregend wirkt. Es verlohnt sich daher wohl, die Art der von ihm geübten Textkritik etwas näher zu betrachten.

Gleich die Behandlung der ersten Stelle § 7 *quid tu magni † dignitatis iudicem putas esse populum?* (so die besten Handschr.) zeichnet sich durch strenge kritische Methode aus. Der Nachweis, daß in jenem verderbten *magni* ein Attribut zu *iudicem* stecken müsse, ist von zwingender Beweiskraft. Ob nun *gravem, aequum* oder *idoneum* einzusetzen sei, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit entscheiden. R. wählt das schon von Lambin aufgenommene *aequum*, das ja dem Sinne vollkommen entspricht. — Hingegen § 34 ist die Streichung des Satzes *communis ille sensus in aliis fortasse latuit, hic, quod cum ceteris animo sentiebat, id magis quam ceteri et vultu promptum habuit et lingua* trotz alles von R. aufgebotenen Scharfsinns nicht begründet. Daß der Ausdruck *communis sensus* unklar sei und zunächst auf die Empfindung der ganzen Menschheit oder doch des römischen Volkes zu beziehen wäre, ist durch den ganzen Zusammenhang ausgeschlossen. Wenn aber R. weiter erklärt, daß die Worte *comm. sensus in aliis fortasse latuit* dem Sinne der ganzen Stelle widersprechen, so kann ich das nicht zugestehen. R. irrt, wenn er den genannten Worten den Sinn gibt: 'die gemeinsame Empfindung (nämlich die Kränkung) war vielleicht auch in anderen verborgen'. Diese Abschwächung des Gedankens würde allerdings mit der Fassung der ganzen Stelle nicht im Einklang stehen. Jenes *fortasse* gehört vielmehr als abschwächend zu *latuit* und der Sinn ist: Andere *publicani* wußten vielleicht jenes Gefühl schmerzlicher Kränkung, das alle *publicani* gleichmäßig empfanden *(communis sensus)*, bei sich in des Busens Tiefe zu verschließen. Plancius nur war so unvorsichtig, seine Empfindung *et vultu et lingua* unverhohlen zu äußern. Das ist doch ein vortrefflicher Gegensatz, der ohne jede Künstelei, nur durch richtige Beziehung der Worte gewonnen wird. Dabei aber läßt jenes *fortasse latuit* noch den erwünschten Nebensinn offen, daß doch vielleicht auch andere, nicht bloß Plancius, ihrem Ärger Luft machten, wenn auch nicht so ungestüm wie dieser. — Der Ausdruck des angezweifelten Satzes aber ist durchaus ciceronisch und zu einer Interpolation fehlt jeder Anlaß.

§ 48 *tribum unam delige, tu doce, id quod debes, quo divisore corrupta sit, ego, si id facere non potueris — quod, ut opinio mea fert, ne incipies quidem — per quem tulerit, docebo.* Hier scheidet R. den Satz *quod, ut opinio — quidem* als interpoliert aus; sehr mit Unrecht. Der Satz stehe, meint R., mit Ciceros Aufforderung, jenen Nachweis zu erbringen, und mit der im folgenden geäußerten Verwunderung darüber, daß der Gegner sich darauf nicht einlasse, in schroffem Widerspruch. Aber sicher geht R. hier zu weit, wenn er den rhetorischen Gedanken-

ausdruck mit der scharfen Sonde der Dialektik untersucht. Gar manches, was der Redner mit rhetorischem Pathos ausspricht, verträgt eine so haarscharfe Untersuchung nicht, ohne daß man deshalb sofort an eine Interpolation denken dürfte. Cicero sagt: Liefere mir an einer beliebigen Tribus den Nachweis der Bestechung, und dann, wenn dir dies nicht gelingen will, dann will ich zeigen usw. — Aber dem Redner genügt jenes '*si id facere non potueris*' nicht, er sucht es noch zu überbieten und erklärt: 'Ich bin überzeugt, daß Du nicht einmal den Versuch dazu machen wirst'. Eine rhetorische Floskel ist es, nichts weiter, die man auf ihren logischen Gehalt nicht zu streng prüfen darf. — § 60 *honorum gradus summis hominibus et infimis sunt pares, gloriae dispares.* Hier ist nach R. *summis et infimis* eine Glosse eines ursprünglichen *omnibus,* das er dafür in den Text setzt; erst nach Eindringen dieser Glosse sei aus *omnibus* jenes *hominibus* entstanden, das die Handschr. bieten. Aber durch *summi et infimi* sollen nicht, wie R. meint, zwei streng voneinander geschiedene Klassen des Volkes auseinander gehalten werden, es sind vielmehr die beiden Worte zusammenzufassen, sie geben auch den von R. geforderten Gesamtbegriff '*omnes*', indem dieser in rhetorisch wirksamer Weise durch die obere und untere Grenze bezeichnet wird. Ist dies aber der Fall, dann hat das folgende *gloriae dispares* durchaus nicht den Sinn, der Zutritt zur *gloria* stehe nur den *summi* offen, was allerdings gerade Cicero unmöglich sagen kann; vielmehr ist der Zusammenhang folgender: der Zutritt zu den Ehrenstellen steht der gesamten (natürlich freien) Bevölkerung offen *(summis infimis)*, anders ist's freilich mit der Erlangung des Ruhmes bestellt. Da sind noch gewisse andere Bedingungen zu erfüllen. — § 78 schreibt R. *defugiam* für das überlieferte *defugerim.* Die Änderung ist etwas gewaltsam und würde das Entstehen der überlieferten Schreibung kaum erklärlich erscheinen lassen. Einfacher und durchaus sinngemäß ist das von C. F. W. Müller in den Text aufgenommene *defugerem,* das auch durch seinen irrealen Sinn = *non defugio* sich empfiehlt. Ebenda schreibt R. an einer sehr schwierigen Stelle *propter magnum numerum bene de me meritorum.* Doch will dies nur ein Versuch sein, die Stelle lesbar zu machen. Die großen Schwierigkeiten aber, welche die Stelle bietet, erörtert R. in sehr treffender Weise. — § 86 vermutet R. *nefariis stupris* ⟨*in*⟩ *religiosis altaribus effeminata,* eine immerhin beachtenswerte Besserung des überlieferten Textes, in dem das *religiosis altaribus* die geforderte lokale Bedeutung nicht haben kann. Gegen Halms Schreibung aber, der hinter *altaribus* das Part. *illatis* einfügte, was Landgrafs und Nobls Billigung fand, macht R. einige nicht unzutreffende Bedenken geltend. — Zu § 88 bestreitet R. in etwas langatmiger Auseinandersetzung die Richtigkeit des überlieferten Satzes: *vinci improbos a bonis fateor fuisse praeclarum, si finem tum vincendi viderem.* Es mußte vielmehr, behauptet er, richtig heißen *futurum*

fuisse praeclarum. Da dies jedoch eine zu tief gehende Änderung wäre, schreibt R.: *fateor, fuisset praeclarum* mit parenthetischer Geltung des *fateor*. So geringfügig aber auch diese Änderung ist und sosehr auch zugegeben werden mag, daß Cicero sich so hätte ausdrücken können, so ist doch mit aller Entschiedenheit daran festzuhalten, daß an der überlieferten Form des Satzes nichts zu ändern ist. R.s Vermutung beruht hier doch auf dem Verkennen einer ausreichend gesicherten grammatischen Tatsache. Es ist ja bekanntlich durchaus statthaft, daß im Nachsatz der irrealen Periode außer den Ausdrücken der Möglichkeit und Notwendigkeit auch gewisse andere Wendungen im Indikativ des Perfekts begegnen statt des von uns im Deutschen erwarteten Konjunktivs des Plusquamperfekts, so *satius, melius fuit, par fuit, difficile fuit* u. a., wo wir sagen: 'Es wäre besser, billig gewesen' usw., so z. B. in derselben Rede im unmittelbar Vorausgehenden (§ 86) *decertare mihi ferro magnum fuit cum reliquiis eorum, quos integros sine ferro viceram*, wir: 'Wär's da wohl für mich etwas Großes gewesen....' oder etwa Cic. de Off. 3, 94 *quanto melius fuit, promissum patris non esse servatum*. Tritt nun eine derartige irreale Periode in die Abhängigkeit von einem *verbum dicendi*, so muß ja jener Indikat. pf. der Apodosis einfach zum *Infinitiv pf.* werden. Von Beispielen hiefür, welche die Lektüre lateinischer Autoren an die Hand gibt, will ich einige herausheben, die jedem Zweifel ein Ende machen müssen, Caes. b. G. I 14 *qui si alicuius iniuriae sibi conscius fuisset, non fuisse difficile cavere;* unabhängig: *non fuit difficile*, wir: 'es wäre gar nicht schwer gewesen'. Besonders lehrreich ist ein Beispiel wie das folgende: Liv. XXXV 32, 8 *optimum fuisse omnibus, integris rebus Philippi potuisse intervenire Antiochum, sua quemque habiturum fuisse cet.*, wo sich aus der völligen Gleichsetzung des *optimum fuisse* und *habiturum fuisse* die Forderung des lateinischen Sprachgebrauches klar ergibt. Es ist demnach auch an unserer Stelle nicht das Geringste zu ändern. Denn auch hier hieße es unabhängig: *vinci improbos fuit praeclarum*, wie § 86 *decertare mihi ferro magnum fuit* und daraus mußte in der Abhängigkeit von *fateor* das werden, was unsere Handschr. und Texte bieten: *pr. fuisse*. — Nicht zustimmen könnte ich R. weiters § 57, wo er die ganze Stelle *multi amici accusatoris — omnium invidi* als Interpolation erklärt, weil sie, wie er mit seltsamer Übertreibung behauptet, eine fast wörtliche Wiederholung aus § 55 sei. Eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden; die gibt aber noch keinen ausreichenden Grund, die Stelle zu verdächtigen. Auch die Behauptung, daß der sprachliche Ausdruck an der angefochtenen Stelle 'nur ein unbehifliches Stammeln' sei, beruht nur auf vorgefaßter Meinung.

Hingegen scheint mir R. an einer anderen Stelle (§ 104) *tuae me etiam lacrimae impediunt vestraeque, iudices, [non solum*

meae], *quibus ego in spem inducor* die eingeklammerten Worte in einer mit großem Scharfsinn durchgeführten Untersuchung als dem Zusammenhang völlig widersprechend und nicht von Cicero herrührend nachgewiesen zu haben.

Wien. Alois Kornitzer.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Erster Band, B. I—VII. Erklärt von M. Haupt. Nach den Bearbeitungen von O. Korn und H. J. Müller in achter Auflage herausgegeben von R. Ehwald. Berlin, Weidmann 1903. 363 SS. 8⁰.

Diese Neuauflage des I. Bandes von M. Haupts Kommentar zu den Metamorphosen schließt sich in würdiger Weise der von demselben Ovidforscher veranstalteten 3. Auflage des II. Bandes (B. VIII—XV, 1898) an. Nicht minder in textkritischer wie in exegetischer Hinsicht erweist sich diese Ausgabe als unentbehrlich für den philologischen Forscher und Schulmann. An der vortrefflichen Einleitung M. Haupts (die jetzt ein kurzer Hinweis auf das Fortleben der Metamorphosen sowie auf deren handschriftliche Überlieferung abschließt) hat der Herausgeber mit Recht nur wenig geändert. Dagegen hat der Kommentar manche Veränderung und Erweiterung erfahren, besonders die auf die Quellenfrage und Komposition bezüglichen Abschnitte.

Rücksichtlich der Textgestaltung befolgt Ehwald ein vorsichtiges konservatives Verfahren. Er schließt sich hauptsächlich der durch den *M(arcianus)* und *N(eapolitanus)* vertretenen besten Textüberlieferung an, soweit aber das Berner Bruchstück reicht, diesem (so liest er I 64 mit letzterem *septemque triones*). Der starke kritische Anhang (31 SS.) bietet eine übersichtliche Besprechung der textkritisch wichtigen Stellen. Einige bemerkenswerte Lesarten mögen hier besprochen werden. Vor allem sei bemerkt, daß sich der Herausgeber an mehreren Stellen mit vollem Rechte gegen die auch von Neueren festgehaltene Vulgata wendet, so z. B. I 285, wo er mit *M* N^2 *ε utitur* liest (die Vulg. *vertitur*). Auf die in den Metamorphosen sich zeigende Doppelrezension wird wiederholt verwiesen (vgl. bes. S. 337). Da der Herausgeber die handschriftliche Reihenfolge der Verse nicht ohne Grund verläßt, gibt er I 343 f. in dieser, die er treffend durch den Hinweis auf V. 334 (*fluctusque et flumina*, also zuerst *iam mare litus habet*, dann *flumina subsidunt*) begründet. Ansprechend ist die Gestaltung von I 678, wo Ehwald unter Zugrundelegung der Lesart *nova — arte* (*A* M^1 N^1, *nov[a]e — artis* Vulg.) liest *voce nova et captus custos Iunonius arte*, während man sonst *voce nova captus — at tu* zu schreiben pflegt. Die vom Herausgeber [illegible] Lesart findet eine Stütze in V. 709 [illegible]

dulcedine captum), welche durch die etwas harte Elision *nova et* (vgl. aber bes. auch VI 359 *sinu et*) nicht erschüttert wird.

Natürlich gibt es aber auch Stellen, an denen die von Ehwald vorgenommene Textgestaltung Zweifeln begegnet. II 730 z. B. sieht das bloß von *M* gebotene *terrena* (von Ehwald in den Text gesetzt) einem Glossem zu *diversa* zu ähnlich, als daß man diese gut beglaubigte, auch von Haupt angenommene Lesart, für die bes. III 649 spricht, aufgeben wollte. Nicht einverstanden wird man auch mit der II 566 vorgenommenen Änderung sein. Die Handschr. (ausgenommen *N*) haben (und so las man auch bisher) *at, puto, non ultro nec quicquam tale rogantem | me petiit?* Ehwald aber ließ sich durch *N*, in dem das *c* in *nec* getilgt ist, verleiten, *nequiquam* zu schreiben (mit geänderter Interpunktion nach *petiit*), eine Änderung, die er durch eine sehr gezwungene Erklärung zu rechtfertigen sucht. Der Sinn ist doch: Die Krähe *(Coronis)* macht den Raben, um ihm zu zeigen, daß sie viel weniger der Athene als jener dem Apollo verpflichtet sei, darauf aufmerksam, daß die Göttin freiwillig sie als Gefährtin auf ihre Seite gezogen hat *(petiit)*, ohne daß Coronis um so etwas gebeten hätte *(non = nonne)*. Die Korrektur in *N* erklärt sich wahrscheinlich aus *nequiquam* in V. 577. Schwierig ist die Heilung der Stelle IV 767 ff. Ehwald gibt sie in Übereinstimmung mit Merkel nach der besten Überlieferung, also unter Auslassung von V. 768 und Beibehaltung von *Perseu* (so die Handschr. und die griech. Metaphrase des Planudes). Nur möchte ich Zweifel erheben gegen die Lesung *qui*, da doch alle Codd. *quae* bieten (auch *M*, der ursprünglich *quie* hatte). Auf jeden Fall, ob wir *qui* oder *quae* lesen, entbehrt die Stelle der letzten Feile seitens des Dichters; da aber *qui* kein passendes Wort hat, auf das es sich beziehen könnte ('ein namenloser Zwischenredner'? Die von Ehwald angeführten Stellen sind ganz anderer Art!), ist es wohl am besten, mit den Codd. *quae* zu schreiben; das Subjekt ist jener, den der Lyncide *(Perseus)* um den Charakter der Bewohner des Landes fragt, natürlich der König (V. 764). Zu VI 201, einem Verse, zu dem der Herausgeber alle mehr oder weniger gewaltsamen Konjekturen abweist, möchte Ref. nur vorschlagen, da der bloße Ablat. separat. nach *ire* bei Ovid unbelegt ist, Madvigs Einschiebung von *a* nach *propere* aufzunehmen; vielleicht deutet hierauf die Rasur, die sich in cod. *N* nach diesem Worte findet. Es wird demnach zu lesen sein: *ite — sat est — propere a sacris laurumque capillis | ponite*. Zu *propere a* gilt das zu I 678 Bemerkte. Besondere textkritische Schwierigkeiten bietet das VII. Buch. V. 145 faßt Ehwald als die Spur der erwähnten Doppelrezension, während Merkel sowohl diesen als den folgenden Vers als unecht einklammert. Aber schon E. C. Bach (in der Ausgabe der Metamorphosen, Hannover 1831—36) bemerkt: 'Zuerst trat *pudor*, dann *fama (reverentia famae)* der Umarmung in den Weg; das Zergliedern de[illegible]

im Geist Ovids'. Es liegt also kein Grund vor, diese Verse zu verdächtigen, nur muß man sie in der von Bach, Merkel u. a. (auch einigen Codd.) gebotenen Reihenfolge (und in der Schreibung *at complexa* mit *M N*) geben. Große Schwierigkeiten bereiten V. 186—186 *a*. In *M* lauten V. 185 ff. also: *homines volucresque ferasque* | *solverat alta quies, nullo cum murmure serpit [serpunt H* (von N. Heinsius benutzte Handschr.), *serpens λ (Laurentianus)]* | *sopitis similis* (von zweiter Hand; auch *N*) *nullo cum murmure serpens* (auch *N*) | *immotaeque silent frondes* e. q. s. Es wäre überflüssig, die Mannigfaltigkeit der von den Codd. gebotenen Lesarten durch Konjekturen (so Riese *stant* f. *cum*) zu vermehren. Wenn man die Vv. 186 und 186 *a* betrachtet, fällt sogleich auf, daß beiden *nullo cum murmure* gemeinsam ist, ferner daß beide in *M N* ähnlich schließen: *serpit (serpunt, serpens)* — *serpens.* Hier hat die Kritik einzusetzen. Die richtige Lesart ist ohne Zweifel das in einigen Handschr. von N. Heinsius vorgefundene *saepes.* Da man dieses Wort (*sepes* geschrieben) mißverstand und in der Bedeutung Schlange auffaßte (*sepes* ist auch Plur. von *seps,* einer kleinen giftigen Schlangenart, die Lucan IX 723 *tabificus seps* erwähnt), ergab sich die Lesung *serpens* (als Glossem), für die *N* und *λ* zeugen. Diese Auffassung lag um so näher, als im V. 185 von Vögeln und Vierfüßlern die Rede war; auch *vipereas — fauces* V. 203 sowie die kurz vorher erzählte Einschläferung der das goldene Vließ bewachenden Schlange mochte dabei mit im Spiele sein. Die Worte *sopitis similes* (oder *-is*) scheinen Ref. eine Reminiszenz eines aufmerksamen Lesers an letztere Stelle zu sein, an der (und später V. 213) das Zeitwort *sopire* gebraucht wird. Es ist also mit Riese, Korn und Merkel *saepes* zu lesen und V. 186 *a* wegzulassen, während Ehwald *serpunt* liest, V. 186 *a* wahrt und vor demselben eine Lücke annimmt. Zur Erklärung vgl. Bursians Jahresber. XXXI 200. Im V. 612 hat Ehwald eine unberechtigte Konjektur Polles aufgenommen, nämlich für das von *M N* überlieferte *natorumque virumque* eingesetzt *matrumque nuruumque.* Aber man vergleiche die Lucrezstelle, die hier Ovid vor Augen geschwebt hat, VI 1258 (L.) *matribus et* ***patribus natos*** *super edere vitam.* Es sind die vier Altersstufen desselben Geschlechtes gemeint *(natorumque virumque animae iuvenumque senumque),* wie bei Seneca Oed. 54 (ebenfalls Schilderung einer Pest) *iuvenesque senibus iungit et natis patres* | *funesta pestis.* Man könnte nur einen Augenblick zweifeln, ob man nicht etwa mit Heinse *natorum patrumque* lesen sollte; aber da letzteres keine handschr. Grundlage hat, muß man an *virumque* festhalten.

Zum Schluß möge bemerkt sein, daß sich in die Auflage einige, allerdings ziemlich harmlose Druckfehler eingeschlichen haben, z. B. S. 222, Anm., Z. 3 v. o. *Heteroiuiena* (f. *-umena*), S. 312, Anm., Z. 21 v. o. Nach dem (f. Nachdem), S. 317, Anm., Z. 14 v. o. Thukyedis (f. -dides) u. a. Auch das Verzeichnis der

Druckfehler (S. 863) ist nicht frei von solchen: 3, 644 (st. 694), zu 4, 460 *Sisyphe* (st. *Sisyphe,*).

Möge sich dieses für jeden Ovidforscher unentbehrliche Werk in der neuen Auflage derselben Beliebtheit erfreuen, die es bisher genoß!

Znaim. Dr. Karl Mras.

---

1. Lateinische Formenlehre für Schulen mit dem Frankfurter Lehrplan. Nach H. Perthes bearbeitet von Prof. W. Gillhausen. 4. Aufl. besorgt von Dr. E. Bruhn. Berlin, Weidmann 1904. IV und 88 SS. 8°. Preis kart. 1 Mk.

2. Lateinische Satzlehre von Dr. K. Reinhardt. In 2. Auflage bearbeitet von Dr. J. Wulff. 3. Aufl., bearbeitet von Dr. Ew. Bruhn. Berlin, Weidmann 1904. XV und 202 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

3. Christian Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe für Reformschulen. Bearbeitet von Prof. Dr. H. J. Müller und Dr. G. Michaelis. II. Teil: Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. Leipzig und Berlin, Teubner 1904. VIII und 188 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

4. Lateinische Schulgrammatik zur raschen Einführung für reifere Schüler. Mit besonderer Berücksichtigung von Cäsars Gallischem Krieg für Lateinkurse an Mädchengymnasien, Oberrealschulen usw. von Dr. G. Rosenthal. Leipzig und Berlin, Teubner 1904. IV und 62 SS. 8°. Preis steif brosch. 1 Mk.

5. Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese, Gießen. Leipzig, E. Haberland o. J. Brief 11—17. Nebst Beilage zu Kursus I. S. 197—343. 8 Hefte à 50 Pf.

Die vorbenannten Bücher unter einem zu besprechen, ist insofern gerechtfertigt, als sie sämtlich einem mehr oder weniger gekürzten oder doch derartigen Lehrverfahren angehören, welches von dem an unseren Gymnasien üblichen nicht unwesentlich abweicht.

1. Die Einrichtung des Frankfurter Lehrplanes ist im allgemeinen bekannt: vgl. neuerdings Fr. Kunz in dieser Zeitschr. 1904, S. 412. In der neuen Auflage hat B. engsten Anschluß an die Lehrbücher, zu denen die Formenlehre gehört, nämlich an die französische, die deutsche und die lateinische Satzlehre von Banner, Prigge und Reinhardt angestrebt. Für uns bietet übrigens das Büchlein nichts Auffälliges, außer etwa, daß die Stammformenbildung der Verba composita in den Anhang verwiesen ist. — S. 80 liest man *ignotum* als Partizip zu *ignoscere;* allein *ignotus* ist nur Adjektiv mit der Bedeutung 'unbekannt'.

2. Reinhardts Buch dürfte gegenwärtig das einzige sein, welches die namentlich von K. F. Becker in die deutsche Grammatik eingeführte Satzlehre als syntaktisches System in der lateinischen Schulgrammatik noch festhält. Die Art und Weise, wie dies R.

tut, ist unanfechtbar: er treibt nicht allzu weit gehende Konsequenz, indem er die Kasuslehre nicht zersplittert. Hieran hält auch der neue Bearbeiter des Buches, Bruhn, fest, der an der Fassung des Inhalts zahlreiche, doch nicht zu tief gehende Änderungen vorgenommen hat. — Die Beleuchtung der syntaktischen Regeln durch möglichst reiche Beispielsammlungen aus den Schulautoren unter Anführung der Fundstellen, wobei Cäsar in erster Linie (besonders B. G. I), weiterhin Livius XXI—XXIII, Sallust und endlich Ciceros Reden berücksichtigt werden, sei auch unseren Grammatikern zur Darnachachtung empfohlen.

3. Derselben Richtung gehört der von Müller und Michaelis bearbeitete Ostermann an. Das Buch enthält Aufgaben zur Einübung des in den zwei ersten Jahreskursen unseres Gymnasiums zu bewältigenden Pensums aus der lateinischen Grammatik (Formenlehre nebst Elementen der Syntax). Es ist doch wohl bezeichnend, daß in einem für Reformschulen bestimmten Übungsbuche der Einzelsatz im ausgedehntesten Maße zu seinem Rechte kommt. Wenig mehr als ein Viertel aller Übungen kommt auf die zusammenhängenden Stücke, ein Verhältnis, das nach Ansicht des Ref. allein zulässig ist, wenn dabei das eigentliche Ziel eines solchen Buches, gründliche Einübung der Formen, erreicht werden soll. — Was die Anordnung anlangt, so hält sich dieselbe an den ersten Teil (Aufgaben zum Übersetzen ins Deutsche), der seinerseits wiederum die in lateinischen Übungsbüchern gleicher Kategorie eingeführte Disposition im ganzen wiedergibt. Der Stoff, namentlich der zusammenhängenden Stücke, ist fast durchwegs der alten Sage und Geschichte entlehnt und bei geschichtlichen Daten die betreffende Jahreszahl in Klammern beigegeben, wodurch das geschichtliche Wissen gefördert werden soll. Im übrigen braucht man Ostermann und seinen Herausgebern Geschick in der Verfassung und Zusammenstellung von Stoffen für deutsch-lateinische Übungen nicht erst ausdrücklich nachzurühmen.

4. Ref. empfiehlt als Nebentitel 'die Kunst nach dreimonatlicher Beschäftigung mit dem Lateinischen Cäsars *bellum Gallicum* zu übersetzen und zu verstehen'. Denn das ist tatsächlich das Ziel des Verf. Das Büchlein enthält nach den Elementen der Formenlehre in Verbindung mit entsprechenden Partien der Syntax in zweiter Linie Syntaktisches und zwar 1. Innerlich abhängige Sätze. 2. Partizipialkonstruktionen. 3. Gebrauch der Tempora in indikativischen Sätzen. 4. Gebrauch der Tempora in konjunktivischen Sätzen. 5. Das Wichtigste aus der Kasuslehre. 6. Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen. Ein Vokabular zu den Übungen schließt ab. Übrigens paßt in die Zeit, wo sich Dameninstitute anheischig machen, in drei Jahren den Unterrichtsstoff des ganzen Gymnasiums zu vermitteln, vorliegendes Büchlein ganz ausgezeichnet.

5. Nach den Besprechungen des Ref. in dieser Zeitschr. 1903, S. 747 f. und 1904, S. 382 f. mögen diesmal wenige Worte über

R.s Unterrichtsbriefe genügen. Die Darstellung der verbalen Formenlehre wird abgeschlossen und nebst anderen syntaktischen Partien namentlich die Kasuslehre behandelt. Die interlinearen Übersetzungen zu Cäsars B. G. werden fortgesetzt und schließlich eine sehr hübsche Beilage 'Die hauptsächlichsten im täglichen Leben gebrauchten lateinischen Redewendungen, Sprichwörter, Zitate und geflügelten Worte in alphabetischer Ordnung' geboten: der erste Kursus (enthaltend den Lehrstoff der drei ersten Schuljahre) ist hiemit absolviert und wohl noch etwas darüber hinaus geleistet. — Ref. hätte nichts weiter zu wünschen als ein etwas rascheres Tempo in der Ausgabe der Briefe. Nach fast drei Jahren liegen 17 Briefe vor und gegen 50 sollen erscheinen: ob das nicht eine Selbstschädigung des Verlegers bedeutet?

Wien. J. Golling.

Griechisches Lesebuch für den Anfangsunterricht, zusammengestellt von P. Wesener. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. 88 SS. 8°.

In der Vorrede gibt der Verf. bekannt, daß dieses Lesebuch „zunächst für solche Lehranstalten bestimmt ist, die das Griechische erst in einem späteren Zeitpunkte beginnen und daher meist auf den Gebrauch gedruckter Vorlagen für das Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische verzichten". Es enthält daher auf 59 SS. zusammenhängende griechische Lesestücke; der übrige Teil des Lesebuches bringt ein alphabetisches Wörterverzeichnis. Es wäre sehr erwünscht gewesen, wenn der Verf. im Vorworte in Kürze dargetan hätte, wie er sich den Vorgang des Unterrichtes denkt, dem sein Lesebuch zugrunde gelegt werden soll. Es handelt sich nämlich um die Beantwortung der Frage, ob das Lesebuch ein Fortschreiten der Kenntnisse der Schüler in der griechischen Formen- und Satzlehre bezweckt oder den Schüler auf Grund des gebotenen Lesestoffes ohne Methode sozusagen in das Griechische einführen will. Auf den ersten Blick scheint fast das erstere der Fall zu sein; denn die acht Abschnitte des ersten Lesestückes „Der trojanische Krieg" erzählen die Begebenheiten konsequent im Präsens, nur ab und zu findet sich eine aoristische Form. Allerdings setzt gleich der erste Abschnitt die Kenntnis der Deklinationen voraus. Aber drei Seiten später (S. 9) liest man im Lesestücke „Deukalion und Pyrrha" bereits Formen wie *ἔκλασαν*, *χέων*, *διαφθαρῆναι*, *συνέφυγον*, *ἔβαλε* und im vorhergehenden Lesestücke „Prometheus" *ἐδέδετο*. Somit wird der Lehrer gezwungen sein, einzelnes zu übersetzen, ohne es zu erklären. Im übrigen ist die Auswahl der Lesestücke, die den Schüler in der bunten Sagenwelt der Griechen heimisch machen, ganz zweckentsprechend. Die Gestaltung des Textes verrät hie und da eine mehr als notwendige

Anlehnung an das Original; so erklärt sich das Vorkommen seltener Wörter und Wendungen wie *ἦν...χρεών* S. 20, St. 8; *ἔστε ἐπί* S. 51 „Der gordische Knoten", *ἐπιστρεφῶς* S. 55, Z. 2; *πέριξ* S. 17, St. 8; *ἄφλαστον* S. 21, St. 4, des Gebrauches von *οἱ* als Reflexivum, das zehnmal in den Stücken „Der Ring des Polykrates", „Krösus und Solon", „Krösus und Adrastus" wiederkehrt, der seltenen Konstruktion von *ἐπιβουλεύω* S. 84 „Arion" und des seltenen Gebrauches von *εἰσέρχομαι* in *τὸν δὲ ὡς εἰσῆλθε θεῖον εἶναι τὸ πρᾶγμα* S. 54. Sonst bemüht sich der Verf., den Lesestoff von syntaktischen Schwierigkeiten freizuhalten; eine Schwierigkeit bietet höchstens der Satz S. 44, Z. 1 *ὧν κρατήσας* usw. Auch schwierigere Formen sucht der Verf. zu vermeiden; daraus erklärt sich auch wieder das Anwenden von seltenen Verben wie *φωρᾶν* S. 17, Z. 12 v. o. und S. 82 „Theseus" 1, Z. 2 v. u., *γηρᾶν* S. 15 „Ödipus" 2 und des geradezu ungriechischen Gebrauches von *ἴδιος* im Sinne von *suus* S. 6, Z. 1 *τῆς ἰδίας γυναικός* und Z. 5 *παιδὸς ἰδίου*, S. 14 „Ödipus" Z. 2 *τοῦ ἰδίου υἱοῦ* und S. 20, 3, Z. 5 *τοὺς ἰδίους παῖδας*. In einer 2. Auflage müßte wohl der Text von solchen Ausnahmen gereinigt werden. Im Drucke stößt man nur selten auf Fehler; Ref. notierte sich S. 5, Z. 13 v. o. *κατακείειν*, S. 17, Z. 1 v. o. *το*, S. 37, Z. 14 v. o. *δουλύειν*, S. 41, Z. 12 v. o. *πάντας*; S. 29, Z. 14 v. o. fehlt *οὖσαι*. Das Wörterverzeichnis bringt auch Eigennamen, jedoch nicht vollständig, und die es bringt, oft ohne genügende Erklärung. An Druckfehlern begegnen hier *βωλός*, *ἐπιστραφῶς*; *εὐτυχέω* und *εὐτυχής* gehören vor *εὐτυχία*; *πόλος*, *χέω* und *χρυσόκερως* fehlen.

Linz. E. Sewera.

Dr. Adolf Lange, Deutsche Götter- und Heldensagen. Für Haus und Schule dargestellt. Zweite, verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1903. 403 SS. Preis Mk. 6.

Heinrich Keck, Deutsche Heldensagen. Zweite, vollständig umgearb. Aufl. von Dr. Bruno Busse. I. Bd.: Gudrun- und Nibelungensage. Leipzig, Teubner 1903. 306 SS. Preis Mk. 3.

Ich habe das Buch Langes mit Vergnügen und Nutzen gelesen. Besonders die Darstellung der germanischen Götterwelt (S. 1 bis 148) halte ich mit Hinsicht auf den volkstümlichen Zweck für eine schätzbare Leistung. Wenn der Verf. auch keine wissenschaftliche Kritik übt und — vornehmlich in der Heldensage — alles Überlieferte in zusammenhängender Dar[illegible] zu bieten sucht, ist er anderseits ebenso weit entfernt [illegible]r Zusammenstellung und ich kann beide Teile der [illegible] und dem deutschen Hause mit gutem Gewissen [illegible]

Durch eine gute Einleitung wird der Leser allgemach in die Götterwelt und Stämme der Germanen eingeführt und über ihre Entwicklung belehrt. Die einzelnen Gottheiten werden nicht in einseitig übertreibender Weise vorgeführt; das Ganze steht auf gutem wissenschaftlichen Grunde und, was besonders anspricht und das Buch vor anderen gleichartigen auszeichnet, der ganze Teil erscheint im Rahmen einer ansprechenden Darstellung, so daß der mit solchen Fragen gar nicht Vertraute gefesselt wird, während auch der in alle Fragen Eingeweihte der lesbaren und allem Unsicheren aus dem Wege gehenden Darbietung mit Interesse und Nutzen folgt. Dadurch, daß die Darstellung der Götterwelt überall in die nordische und eigentlich deutsche Überlieferung geschieden erscheint, wird die unheilvolle, unklare Vermischung vermieden, was besonders für ein volkstümliches Buch anzuerkennen ist.

Die mythische Ausdeutung alter Sagen und Märchen geht manchmal zu weit, wenn auch darüber schwer eine feste Grenze zu gewinnen ist. So werden (S. 56 f.) die Wunschdinge des Märchens auf Wodans Hut, Speer und Schwert zurückgeführt und (S. 122) die mittelalterlichen Wasserproben mit den Walkyren und ihren Schwanenhemden in Zusammenhang gebracht. — S. 35 wird nhd. Dienstag von Ziu abgeleitet, gleich altdeutsch und mundartlich Ziestag; es gehört wohl sachlich (Mars Thingsus), aber nicht sprachlich zu Ziu. S. 37 ist Wodan etymologisch nicht mit waten, sondern nur mit vâ = wehen zusammenzustellen. Das ahd. Muspilli sprachlich als „Weltbrand" auszudeuten (S. 143), ist heute veraltet. — Eingeschobene moderne Zitate wirken befremdend. So wenn bei der Betrachtung des Windgottes Wodan als Gott des Erntesegens zitiert wird (S. 52): „Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen"; oder das Zitat zur Götterdämmerung (S. 138): „Alles was entsteht, Ist wert, daß es zu Grunde geht"; oder S. 139: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles".

Da die Überlieferungen der nordischen und deutschen Heldensagen an Wert und Inhalt sehr verschieden sind, mag der Versuch Langes, eine zusammenhängende Darstellung dieser Heldensagen zu geben, wissenschaftlich unberechtigt und gewagt erscheinen — so vornehmlich in dem Sagenkreise von Dietrich von Bern und den Nibelungen — aber wer wird für die Mitteilung an die Jugend heute eine wissenschaftliche Darbietung geben wollen und können? (hat man doch eben erst auch dem schönen Eckenliede alles Sagenhafte und Mythische genommen und es in die Reihe der ritterlich höfischen Stoffe französischer Herkunft gestellt) und wer verzichtete gerne auf die späte poetische Ausgestaltung der Sagenzüge? So gebe ich dem Verf. recht, daß er es unterlassen hat, Kritik an den Sagen, ihrer Entwicklung und gegenseitigen Beeinflussung sowie ihren echten und jüngeren Zügen zu üben, und enthalte mich jedes Urteils über die Auswahl der Quellen und Anordnung der Sagen.

Daß dabei um des Ganzen willen Einzelheiten geopfert wurden, will ich nicht verschweigen, so z. B. wenn in der Erzählung von Hildebrand und Hadubrand (S. 341) gesagt werden muß, daß Dietrich vor Sibichs Haß nach dem Hunnenlande geflohen sei; oder wenn der Schluß desselben Liedes nach dem jungen Volksliede mit befriedigendem Ausgange berichtet wird. Auch hätten in der Einleitung zur Heldensage die historischen Grundzüge und sagenhaften Motive der Nibelungensage (S. 156 f.) klarer hervortreten sollen und ebenso sind die Verschiebungen der geschichtlichen Verhältnisse in der Theodorichsage wenig einleuchtend dargestellt; und gerade hier kann man fast jede Schlinge in der Bildung des Knotens verfolgen — von den jungen, rein märchenhaften Ausschmückungen der Gestalt Dietrichs natürlich abgesehen.

Stilistisch ist die Darstellung in den Sagen begreiflicherweise nicht einheitlich, die Vorlagen wirken überall stark durch. Sprachlich möchte man zu Gunsten des Gedankens oder deutschen Ausdrucks geändert sehen: „deren Gott Wodan gleichfalls war“ statt „gleichfalls Wodan“ (S. 12); „das Hämmern und Pochen dieser“ (S. 20); „er hat im Walde Holz gefrevelt“ (S. 186); „Rat hast Du geraten“ (S. 185), in der Edda: „Der Rat ist erteilt“; „Dir wird er übel zusetzen“ (S. 199), in der Edda: „Ein übles Los wird Dir Atli bereiten“.

Einen ganz anderen Charakter zeigt das zweite Buch: Kecks „Iduna“ in stark veränderter Gestalt, durch B. Busse völlig umgearbeitet. Busse verlangt gegenüber dem unwissenschaftlichen Standpunkte Kecks, der kritiklos die nordische und deutsche Fassung der Nibelungen- und Gudrunsage verarbeitete, vor allem historisches Stilgefühl; daher beschränkt sich seine Darstellung auf die deutsche Gestalt der Sagen, wie sie im mhd. Epos und z. T. in der Thidrekssaga vorliegt. Diesen Vorlagen wird auch die Form angepaßt. Ein solcher Standpunkt wäre für eine einheitliche Darstellung der Sagen gewiß zu begrüßen. Aber was Busse gibt, ist eben nicht die alte Sage des 13. Jahrhunderts, sondern der Stoff ist poetisch überarbeitet zum Zwecke einer einheitlichen Wirkung.

Wir bekommen statt der alten Heldensage einen mit allen Künsten des Erzählers ausgestatteten Roman. Alle Züge des alten Liedes sind breit ausgeführt, die Andeutungen geschickt verwendet, dazu besonders die Entwicklung der inneren Handlung, das Innenleben der Personen aufs breiteste herausgearbeitet — alles in ansprechender Darstellung, manchmal mit überraschendem poetischen Geschick. Dazu tritt leider noch, daß eine Reihe von Motiven der alten Epen in der Richtung einer einheitlichen Gestaltung umgeändert, andere völlig frei erfunden sind, so daß die alte Sage für den Kenner ein buntschillerndes Gewand fremder Züge trägt. Die Umarbeitung scheint mir in der Gudrun weniger auffällig als in den Nibelungen, die ohnehin reichere Gliederung [illegible]

und eine vertiefte Darstellung der Charaktere aufweisen. Das Innere der Personen herauszukehren, vermeidet die alte Volkssage sowie das Märchen. Busse legt nun jeder Handlung und jedem Worte eine psychologische Motivierung unter, meist verständig und mit glücklicher Wirkung, doch häufig ins Süßliche geratend. Wer die schlichten, rauhen Worte des Originals vor sich hat, kann sich mit solcher Darstellung nicht befreunden. Nur ein Beispiel für viele: „Die Markgräfin küßte die Burgundenkönige zum Willkommen, ebenso tat ihre Tochter Dietelind; aber als sie dem jungen Giselher ins Auge sah, flammte über beider Angesicht jäh eine heiße Röte. Voll Scham trat sie zurück, sich an die hohe und volle Gestalt ihrer Mutter lehnend; lächelnd aber faßte Rüdiger die Hand seiner Tochter und er sagte heiter" (S. 281). Es ist nicht unmöglich, daß gerade eine solche Verarbeitung des Stoffes dem mit der Sage nicht Vertrauten anziehend dünkt und eine weitere Verbreitung der alten Mären erzielt.

In der Behandlung des überlieferten Stoffes kann ich die auf Schritt und Tritt begegnende Änderung der alten Züge nicht loben, der Leser erhält oft ein stark geändertes Bild des Geschehens und der Motivierung. Man lese z. B. die Geschichte des Empfanges Siegfrieds am Hofe zu Worms oder vergleiche herausgegriffene Stellen, wie S. 55, 120, 233. — Anderseits verdient die Geschicklichkeit, mit der der Verf. die Vorgeschichte Siegfrieds und Brunhilds in die Schilderung des Hoflebens zu Worms einzuflechten weiß, alle Anerkennung; die Gestaltung des Stoffes gemahnt hier und an anderen Stellen an Freytags „Ahnen". Die Auffassung, daß Hagen Siegfried vom ersten Tage an haßt und zu vernichten strebt, weil dieser der lachende Held ist und spielend den Ruhm eines ganzen Lebens voll harter Kampfesarbeit auslöscht (vgl. besonders S. 164), ist menschlich begreiflich und die dramatische Verwertung eines solchen Konfliktes wäre ein großartiger Vorwurf für einen begabten Dichter.

In den Prosatext sind in geschickter Weise mehrmals poetische Einlagen eingeschaltet; diese schließen sich in Form und Inhalt an alte Originale an und sind durchaus wirkungsvoll. Was uneingeschränktes Lob verdient, ist die poetisch angehauchte, formvollendete Darstellung, die dem Stoffe eine anziehende Gestalt verleiht.

Schülern, welche die alten Volkssagen und vielleicht die mhd. Epen selber kennen gelernt haben, möchte ich das Buch nicht in die Hand geben, der Eindruck jener schlichten Heldengröße würde geschwächt werden. Dem deutschen Hause und besonders der Jugend, welche dem Originale nicht näher tritt, kann Busses Arbeit mit gutem Gewissen empfohlen werden. Langes Buch aber wünschte ich in den Händen unserer Schüler, weil es eine in jeder Hinsicht anerkennenswerte Behandlung der germanischen Götterwelt und eine ziemlich vollständige Darbietung der deutschen

Heldensagen enthält, welche beiden Gebiete im deutschen Unterrichte auch bei intensiverem Betriebe nur fragmentarisch behandelt werden können. Daß unsere Schülerbibliotheken die Bände, die prächtig ausgestattet und dabei billig sind, einverleibten, wäre zu wünschen. Die beiden Büchern beigegebenen Lithographien von Robert Engels sind in ihrer Mehrzahl künstlerisch sehr wirkungsvoll, doch scheint die lithographische Ausführung weniger gelungen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

---

1. Die Gesetze Hammurabis. Herausgegeben von Hugo Winckler. 3. Aufl. 1903. 46 SS. (Der alte Orient, herausgeg. von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Leipzig, Hinrichs. IV. Jahrgang, Heft 4).
2. Hugo Winckler, Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 54 SS.
3. Alfred Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel. 4. Aufl. Leipzig, Hinrichs. 52 SS.

1. Bei dem außerordentlichen Interesse, welches Hammurabis Gesetzbuch allerwärts erregt hat, war eine handliche und billige Übersetzung gewiß ein allgemeines Bedürfnis. Diesem entspricht die angezeigte Ausgabe Wincklers in hohem Grade; er hat sich nur leider in den Anmerkungen fast allzu große Beschränkung auferlegt. Über die Sache selbst ist hier wohl weiter nichts zu sagen, nur das eine möge betont sein, daß begreiflicherweise noch viele Stellen in Bezug auf Lesart und Erklärung unsicher sind. Was die vermuteten Zusammenhänge zwischen dem babylonischen Recht und den Zwölftafelgesetzen betrifft, sei außer der Besprechung von D. H. Müllers Ausgabe[1]) in dieser Zeitschr. 1904, S. 142 ff. auch auf Rob. v. Mayrs Kritik (Wr. Abendpost 1904, Nr. 31 und 49) und Müllers Erwiderung (ebenda Nr. 51) verwiesen.

Bei dieser Gelegenheit sei auf die Veröffentlichungen der Vorderasiatischen Gesellschaft aufmerksam gemacht, die in den einzelnen Heften des „Alten Orients" (Preis meistens 60—80 Pf.) mehrfach über einzelne Fragen der orientalischen Geschichte Zusammenstellungen bietet, die sonst für den Laien kaum irgendwie zu finden sind.

2. Wincklers Vortrag ist ein kleines Kunstwerk, in welchem der Versuch gemacht wird, in kurzen Strichen die Einheitlichkeit der gesamten babylonischen Weltauffassung[2]) und zugleich ihre Zusammenhänge mit unserer modernen Kultur darzulegen.

---

[1]) Andere Ausgaben: von Scheil (*ed. princeps*), Kohler und Peiser, Bd. 1. Übersetzung usw., von Harper, Chicago (Harrassowitz), Johns, Mari usw.

[2]) Im Gegensatz zu der „Zerfahrenheit unserer heutigen geistigen Bestrebungen", S. 16.

Als einer der Hauptvertreter des „Panbabylonismus“ ist Winckler der Ansicht, „daß die Erschließung der altorientalischen Urkunden eine völlige Veränderung unserer Auffassung der Entwicklung der Menschheit bedeute“ (S. 9 und 14). Als eines der Resultate seiner Auffassung erscheint z. B., daß der heutige Stillstand der orientalischen Welt, der ja erst etwa 200 Jahre währt (seit 1683!), nur eine vorübergehende Pause sei, derengleichen er schon früher gesehen, die aber leicht neuer Tätigkeit weichen könnte. Etwa von 3000 v. Chr. kann man jetzt die babylonische Kultur verfolgen, aber da tritt sie schon in höchster Entwicklung auf, von der sie später vielfach herabsinkt. Die allmähliche Entwicklung dieser Kultur führt also „in frühere Jahrtausende zurück, die vorderhand für uns noch vorgeschichtlich bleiben“ (S. 14). Von dem Grundgedanken aus, daß das gesamte Denken des Babyloniertums religiös war und sein Religionssystem daher auch zugleich die gesamte Wissenschaftslehre umfaßte, baut W. das System auf. Die Gottheit hat durch einen schöpferischen Akt die Welt geschaffen, „die Bahnen festgelegt, in denen sich alles bewegen wird“. Daher muß man ihre Vorschriften kennen, „um zu wissen, was auf Erden wie im Weltall geschehen muß“. Daher muß „alles Wissen, jede menschliche Einrichtung in ihrer Berechtigung dadurch erwiesen werden, daß sie als Ausfluß und als Ausführung der göttlichen Bestimmungen sich geben“. Der göttliche Wille nun offenbart sich am reinsten und großartigsten im Sternenhimmel, er „ist das große Buch, in dem die Geschichten von Himmel und Erde und allem, was auf dieser ist, verzeichnet sind und aus dem man sie ablesen kann“. Deshalb muß auch jedes Staatswesen, jede Einrichtung nach dem himmlischen Vorbilde eingerichtet werden.

Wie nun diese Forderung in der babylonischen Kultur durchgeführt wurde und wie manches davon noch bis heute nachwirkt, das wird in außerordentlich anregender und teilweise überzeugender Weise in einem raschen Überblick durchgeführt. Wie weit allerdings die kulturhistorischen Zusammenhänge ausgedehnt werden, möge daraus entnommen werden, daß nicht nur — was ja näher liegt — das Gründungsjahr Roms 747 mit der nabonassarischen Ära und ebenso die sieben Könige Roms und ihre Regierungszeit, 243 Jahre[1]) mit babylonischen zyklischen Rechnungen in Verbindung gebracht werden (S. 26, 37), sondern auch das Bockbier (S. 43), der Sängerkrieg auf der Wartburg (S. 49 f.), die Sage vom Däumling (S. 50), die Sonnwendfeuer, das Kinderspiel Himmel und Hölle (S. 52 f.) herangezogen werden und sogar der wackere Wi-

---

[1]) Übrigens stimmt, abgesehen von sonstigen Schwierigkeiten, *die* dort angestellte Berechnung nicht ganz. Sieben Jahre zu 243 Tagen geben nur 1701 Tage, während sechs Jahre zu 304 und fünf zu 365 Tagen [illegible] 1824 und 1825 Tage ausmachen.

precht von Groitzsch und seine Gemahlin Judith (anno 1096) diesem Schicksal nicht entgehen.

Wenn nun aber auch manche von diesen Einzelheiten nicht einwandfrei ist, so bietet doch das Ganze so viele Anregungen und eine solche Fülle von Geist und Gelehrsamkeit, daß das Schriftchen des Gelehrten jedem Interessenten wärmstens zu empfehlen ist.

3. Mitten hinein in den Bibel-Babelstreit führt die Arbeit des Pfarrers an der Lutherkirche in Leipzig, Alfred Jeremias. Seine Stellung in der Frage präzisiert er in dem Vorwort „Zur Klärung" (S. 3—6), das allerdings nicht in allem ganz klar ist. Sehr zutreffend ist jedoch die Stelle S. 6, in der ausgesprochen wird, daß die konservative Theologie auf Verständigung mit Delitzsch verzichten muß, wenn dieser den Offenbarungscharakter der Bibel leugnet. Das kann wohl nicht anders sein, da diese Frage eben nicht eine wissenschaftliche, sondern eine religiöse ist und von dem Standpunkt des einen zu dem des anderen kein Verbindungsweg führt.

An der vorliegenden Schrift ist es nun von besonderem Interesse, einen Mann zu vernehmen, der zugleich Theologe und genauer Kenner des alten Orients und daher nicht nur in der Lage ist, dem Gegner entgegenzutreten, sondern auch unberufene Streiter der eigenen Partei zurückzuweisen. Neben der umfassenden Gelehrsamkeit ist dabei der Freimut und die Kühnheit hervorzuheben, mit der die schwierigsten und heikelsten Probleme behandelt werden. So wird in der Jahvefrage der Standpunkt eingenommen, daß der Streit eigentlich gegenstandslos sei, da das Vorkommen des Namens in der vormosaischen Zeit für den alttestamentlichen Gottesbegriff ebensowenig etwas beweise wie das Vorkommen des Namens Jesus in vorchristlicher Zeit für die Bedeutung, die diesem Namen im Christentum beikommt (S. 20 und Anm. 1 und 2). — Ebenso wird (S. 21, Anm. 1) eine sehr hübsche Erklärung für die heidnisch-poetischen Züge gegeben, die hie und da in das Jahvebild hineingetragen sind und im Anschluß an H. Wincklers Forschungen das Verhältnis zwischen den Geschichtstatsachen der altbiblischen Geschichte und ihrer mythologischen Einkleidung besprochen (S. 29 ff.), zu welchem die Mythologisierung unzweifelhaft geschichtlicher Personen späterer Zeit eine schlagende Analogie bietet[1]).

Recht lehrreich ist auch die kurze Auseinandersetzung über das Verhältnis Altarabiens zum vorderasiatischen Kulturkreis und die Folgen der hierüber gewonnenen Erkenntnisse für die Beurteilung der altbiblischen Überlieferung (S. 26 ff.) sowie über den Sabbath als Unglückstag (S. 35 f., 37 f.).

[1]) So bei Stratonike, Gemahlin Seleukos I. (S. 35), und Zenobia (S. 32).

Der zweite Teil der Schrift ist wesentlich polemisch gehalten und gegen die Verkleinerer der Stellung der altbabylonischen Kultur gerichtet. Auch dieser Teil sowie das Schlußwort enthält so manche beherzigenswerte Stelle und vor allem herzerfreuend sind die versöhnenden Zeilen zu Ende des Büchleins, Worte des Friedens, wie man sie nicht allzu oft hört inmitten des lauten Kriegsgeschreies unserer Tage.

Wien. Moritz Landwehr von Pragenau.

E. Riemer, Der Religionsunterricht an höheren Schulen. Mit besonderer Berücksichtigung der Schulverhältnisse Rußlands. St. Petersburg 1903. gr. 8. 98 SS.

Fast gleichzeitig mit dem erst kürzlich in dieser Zeitschrift besprochenen Werke: V. Grimmich, „Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien" erschien die oben angezogene Schrift über den protestantischen Religionsunterricht an den höheren Schulen Rußlands. Bezüglich des Umfanges ist sie in bescheideneren Grenzen gehalten. Die Resultate fußen aber nicht, sowie bei Grimmich, auf der Sammlung verschiedener Zitate, sondern zumeist auf eigener Erfahrung, wenngleich der Verf. an vielen Stellen seiner Broschüre die genaueste Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur verrät. — Von allgemeinem Interesse dürfte die Mitteilung sein, daß die Unterrichtszeit in Rußland infolge der vielen Feiertage und der langen Ferien erheblich kürzer als in Preußen ist. Während in Deutschland ungefähr 240 Schultage im Jahre sind, beträgt in Rußland die Zahl um etwa 60 Schultage weniger. Das russische Gymnasium hat in jedem Schuljahre zirka 220 Stunden weniger als das preußische. — Auch der Ausblick auf die Belastung des russischen Lehrerstandes und die Entlohnung verdient in breiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. — „Unser Lehrerstand ist so überlastet mit Arbeit — ich weiß von manchem, der zirka 45 Stunden in der Woche erteilt — ist durch die pekuniäre Lage und Familiensorgen so niedergedrückt, daß ihm die nötige Zeit, Kraft und Freudigkeit zu wissenschaftlichen Arbeiten unbedingt fehlen" (S. V).

„Lehrervereine auf wissenschaftlicher Grundlage existieren meines Wissens überhaupt nicht" (l. c.). „Zum Religionsunterrichte berechtigt sind alle Absolventen des Studiums der Theologie und neuerdings auch des Konsistorialexamens. Ein Lehrexamen als solches wird jetzt nicht mehr, hingegen an manchen Schulen ein Probejahr verlangt" (S. 91). „Aus übertriebener Furcht vor einem unkirchlichen oder gar ungläubigen Religionslehrer tendiert man nun dahin, dem Pastor den Unterricht in der Schule zu über-

lassen" (S. 98). Die Stelle eines Religionslehrers wird häufig nur als „Übergangsstadium" angesehen, da „jede Durchschnittspfarre mehr Gehalt abwirft als die beste Religionslehrerstelle" (S. 98).

Die in fünf Hauptabschnitte gegliederte Abhandlung befaßt sich zunächst mit dem idealen Ziele des Religionsunterrichtes, welches der Verf. in der Erweckung oder mindestens in der Schaffung der Grundlage für ein späteres Emporwachsen des Glaubenslebens erblickt (S. 2). Hiezu ist die Erzeugung des religiösen Gefühlslebens im Kinde nötig (S. 3). Daß bezüglich des Lehrstoffes und dessen Anordnung die Bibel als Grundlage des Religionsunterrichtes erklärt wird, darf als selbstverständlich gelten. Da aber auch das Alte Testament zur Bibel gehört, dessen Wert für die religiöse Erziehung des Volkes überhaupt von einigen Fachmännern stark herabgemindert, für die Jugenderziehung aber wegen des stark „unterchristlichen Standpunktes" sogar für schädlich erklärt wurde, mußte sich der Verf. vorerst mit dieser Richtung und dann mit der sog. „Kulturstufentheorie" der Herbart-Zillerschen Pädagogik auseinandersetzen. Wenn nun der Grundsatz aufgestellt wird: „nur dasjenige soll behalten werden, was der religiösen und sittlichen Ausbildung förderlich ist" (S. 17), so ist die Frage nicht gelöst, da die Meinungen über die Auswahl des „Förderlichen" sehr geteilt sein werden. Beim Neuen Testamente soll der Hauptwert auf die Entstehung und Ausbildung der ersten Christengemeinden gelegt werden, während viele Wundererzählungen in Ausfall zu bringen wären (S. 19).

Bei dem Kapitel „Kirchengeschichte" können wir dem Verf. weniger beipflichten, wenn er die Geschichtsstoffe nach ihrem inneren Werte, nicht nach der zeitlichen Aufeinanderfolge so ordnet, daß mit der Reformationszeit begonnen und die Entwicklung bis in die Neuzeit fortgesetzt werden soll, um erst hinterher zum kirchlichen Altertume und zuletzt zum kirchlichen Mittelalter überzugehen (S. 22).

Bezüglich der Methode werden die auf der Grundlage der Psychologie aufgebauten Ergebnisse in die Sätze zusammengefaßt: „Ist ein Kind so weit entwickelt, daß es die Schule besuchen kann, so soll im Unterrichte vornehmlich die synthetische Methode angewendet werden. Mit zunehmender geistiger Entwicklung sollen die Schüler allmählich zur Analyse angeleitet werden und anfangen, selbständig Kritik an dem ihnen dogmatisch Überlieferten zu üben, um die Wahrheit der bisher geltenden Synthese zu befestigen und zu einer neuen zu gelangen" (S. 67). — Nachdem der Verf. die formalen Stufen des Unterrichtsganges im Sinne Dörpfelds und Reins besprochen und die Gründe dafür und dagegen erwogen hat (S. 69—72), kommt er zu dem Schlusse, daß das allgemeine Prinzip der formalen Stufen von jedem methodisch beanlagten Lehrer unbewußt angewandt wird, weil es den psychologischen

Gesetzen entspricht. Wir können dem Verf. unbedingt beistimmen, wenn er für einen erfolgreichen Unterricht in der biblischen Geschichte eine lebensvolle und lebenswarme, mit möglichst vielen Detailzügen ausgestattete Erzählung fordert (S. 72 f.). — Auch was über den Gebrauch von biblischen Bildern im Unterrichte erörtert wird (S. 75), kann auf Zustimmung rechnen. Nur möchten wir noch hinzufügen, daß „historische Bilder" in den meisten Fällen unhistorisch sind, da wir nicht genügend über das Bau- und Kostümwesen der Juden unterrichtet sind und Landschaftsbilder, mehr oder weniger gut gearbeitet, die Gegenden so zeigen, wie sie etwa jetzt dem Beschauer sich darstellen. Infolge der grenzenlosen Vernachlässigung und einer fast unbegreiflichen Mißwirtschaft machen die Gegenden einen wahrhaft deprimierenden Eindruck und sind nur zu häufig geeignet, bei den jugendlichen Gemütern den zarten Hauch vom göttlichen Wunderlande gründlich zu zerstören.

Was der Verf. über die Behandlung der Propheten schreibt (S. 76), ist so treffend, daß wir die Stelle am liebsten zur Kenntnis aller Katecheten bringen möchten. Die Schüler werden sich nach jahrelangem Studium über Propheten ebensowenig klar wie über Pharisäer. Jene gelten ihnen zumeist für Wahrsager, diese für unverbesserliche Sünder. Auch halten wir für sehr beherzigenswert, wenn (S. 78) nahegelegt wird, den Schülern nicht leeres Wortwissen beizubringen, indem man die Inhaltsangaben von hl. Büchern, die sie nicht gelesen, auswendig lernen lasse. Nur ist der Verf. nicht konsequent, wenn er im folgenden dem wörtlichen Einprägen des Katechismustextes das Wort redet (S. 83). Es ist richtig, daß gegenwärtig auch auf katholischer Seite die Notwendigkeit des Katechismus stärker betont wird als früher. Aber wenn auch der Religionslehrer, es ist gleichgiltig, ob er ein protestantischer oder katholischer ist, die Verpflichtung hat, für das Begreifen des Inhaltes von Seite der Kinder zu sorgen, so halten wir die ganze Methode für gänzlich verfehlt, denn der Katechismus ist eine Bekenntnisschrift und der Methode des 16. Jahrhunderts entsprechend. Damals hat Luther auf der einen, Canisius auf der anderen Seite diese Bücher verfaßt, die in der gedrängtesten Kürze das ganze Glaubenssystem enthielten. Wie wenig wird davon verstanden und ist zur Entfaltung des religiösen Gefühles verwendbar! Wer den Kindern alle Wärme des Herzens nehmen will, der soll sie mit dem toten Buchstaben dieser Bekenntnisschriften näher bekannt machen! Ja man hängt nicht nur an der gänzlich veralteten Methode, sondern sogar an der Satzkonstruktion, wie sie im 16. Jahrhunderte üblich war (S. 82). Der Verf. möchte wenigstens hierin eine Reform durch Anpassung des Textes an den heutigen Sprachgebrauch anregen (S. 82). Es hat den Anschein, als ob der Verf. bei diesem sehr rationellen Vorschlage kein Entgegenkommen von Seite der Kirchenbehörden erwartete. „Ich meine, die Pietät gegen Luther würde

durch solche kleine und nebensächliche Umgestaltungen ebensowenig tangiert werden, wie durch die bereits eingeführten Veränderungen der Wortformen und der Orthographie" (S. 83). Die Ausstattung der in St. Petersburg gedruckten Broschüre ist tadellos.

Mies. G. Juritsch.

H. Itschner, Lehrproben zur Länderkunde von Europa. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1904.

Der Verf. nennt seine Arbeit einen „Beitrag zum Problem der Stoffgestaltung". Sie zerfällt in einen theoretischen und in einen praktischen Teil. Im ersteren geht er von der Annahme aus, daß im Schüler „unbewußtgestaltende Kraft" lebe. Sie zu erwecken und zu kräftigen, sei Aufgabe des Unterrichts. Dieser müsse Leben und nicht Wissenschaft bieten. Um die Schüler dahin zu bringen, daß sie ersteres in seinem innersten Wesen erfassen, hat der Lehrer durch Versenken in den darzubietenden Stoff die Brennpunkte herauszusuchen, von denen das Leben beherrscht wird, und sie in Form eines Problems oder, besser gesagt, eines Leitsatzes zum Ausgangspunkte der Betrachtung zu machen, die, ans Leben anknüpfend, Fragen des Lebens mit den Schülern erörtert. Indem der erdkundliche Unterricht derartige vom Lehrer nach dem „Prinzipe künstlerischer Stoffgestaltung" gestellte Probleme zu lösen sucht, hat er Gründe für die Richtigkeit der Behauptung zu erbringen. Er liefert dadurch ein Charakterbild des betreffenden Landes, an das sich die Beantwortung stoffverwandter Fragen anzuschließen hat. Der „gestaltende Gedanke" soll das einzige Leitmotiv sein, von dessen Forderungen allein die Anordnung des Materiales innerhalb der zu behandelnden Einheit abhängig gemacht werden darf. Es muß zugegeben werden, daß in des Verf.s Forderungen ein Korn von Wahrheit steckt, ja daß seine theoretischen Ausführungen auf den ersten Blick überzeugend wirken. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß nur der genetische Betrieb dem erdkundlichen Unterrichte den Charakter eines Bildungsfaches im strengsten Sinne des Wortes zu verleihen vermag, aber es fragt sich, ob dieses Ziel auf dem vom Verf. empfohlenen Wege erreicht werden kann. Gewiß hat der erdkundliche Unterricht an das Leben anzuknüpfen, wenn er die Wechselbeziehungen zwischen Natur- und Menschenwelt nachzuweisen versucht, aber er darf es nicht um seiner selbst willen betrachten, u. zw. schon aus dem Grunde nicht, weil er, sobald er es tut, auch schon Fragen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen genötigt ist, die mit reiner Erdkunde auch nicht im Entferntesten etwas zu tun haben, während spezifisch Geographisches, das in den Rahmen des „Problems" nicht paßt, kurzerhand beiseite gelassen werden muß. Die Erdkunde hört auf Vertreterin der

Wissenschaft zu sein, die sie ihrem Namen nach sein soll, sie wird Gegenwartskunde oder wie man das Ding heißen mag. Birgt mithin schon der in der Heranziehung des „Lebens" begründete Mangel fester Grenzen, der nur zu leicht in völlige Uferlosigkeit ausarten kann, manche Gefahr für Begriff und Stellung unseres Unterrichtsfaches, so wird anderseits zugegeben werden müssen — und der Verf. tut dies ja selbst, indem er einen politisch geschulten Lehrer verlangt, der vom politisch nationalen Gesichtspunkte aus das Problem formt, — daß der geplante Unterrichtsbetrieb eine solche Menge von Erkenntnissen auf den verschiedensten Wissensgebieten, eine solche Schärfe des Verstandes und Schlagfertigkeit des Urteils voraussetzt, daß wir niemals daran denken können, sie selbst beim Schüler der höchsten Stufen unserer Mittelschulen zu erwarten, geschweige bei denen niederer. Und doch soll dieser Unterricht schon auf der Volksschule erteilt werden können und nach dem Verf. bereits erteilt worden sein! Dabei handelt es sich um nichts Geringeres als um die Erörterung reichspolitischer, wirtschaftspolitischer und sozialer Probleme der unmittelbarsten Gegenwart, deren Beantwortung selbst beim besten Eindringen in das verworrene Netz des Tagesgetriebes doch stets nur eine subjektive und im höchsten Grade unvollkommene sein kann. In diesem Sinne hat auch der Verf. seine Thesen zu beweisen gesucht. Er wird gewiß seine Gründe selbst nicht für erschöpfend und vor allem nicht für unanfechtbar halten. Die sogenannte „künstlerische Stoffgestaltung" ist demnach von einem subjektiven Geiste getragen, der sein Äußeres mit dem Individuum wechselt, von dem sie beherrscht wird. Geben wir das zu, dann folgt daraus, daß ein derartiges Unterrichtsfach aufhören muß, überhaupt Vertreter einer Wissenschaft zu sein, daß es vielmehr zum Tummelplatze von Meinungen werden wird, die sich im Kopfe des gereifteren Schülers auch einmal anders gestalten können als in dem des Lehrers. Wir wollen nicht untersuchen, ob es Aufgabe des Unterrichtes überhaupt sein kann, sich mit Tagespolitik zu beschäftigen, wir verwahren uns nur dagegen, daß die Stunden des erdkundlichen Unterrichts in ihren Dienst gestellt werden sollen.

Muß man sich auf der einen Seite fragen, ob das vom Verf. erstrebte „Ergebnis" wirklich eines so umfangreichen Beweismateriales bedürfe, so fühlt man wieder bei anderen Problemen, daß die Lösung auf Grund eines keineswegs erschöpfenden Tatsachenmaterials geschieht und, wie wir gezeigt zu haben glauben, mit unseren Mitteln auch gar nicht geschehen kann. Legt das nicht die Gefahr nahe, daß die Jugend zum raschen Aburteilen über Themen der größten Tragweite geradezu systematisch erzogen wird, daß sie es mit der Zeit verlernt, Gründe und Gegengründe genau abzuwägen? Muß daraus nicht Flüchtigkeit der Gesinnung, Eigendünkel und zum Schlusse Blasiertheit erwachsen? Und dazu sollte der erdkundliche Unterricht sich hergeben, das soll die allgemeine

Bildung sein, die er als Brennpunkt der humanistischen und realen Fächer zu vermitteln berufen ist?

Daß diese Befürchtungen keineswegs übertrieben sind, beweist nichts klarer als der Inhalt des praktischen Teiles, in dem die Fülle ungeographischen Stoffes alles andere überwuchert. Die Schülerinnen der Mannheimer Volksschule sind wahre Ideale. Sie sind nicht nur auffallend gut in allen Zweigen der Geographie bewandert, so daß man sich fragt, ob sie denn überhaupt noch einen Unterricht in diesem Fache nötig haben — sie wissen beispielsweise sofort, daß der größte russische See so groß ist wie Württemberg (S. 205) —, sie verstehen sich auch auf den Schmuggel (S. 45), treiben hohe Politik und teilen die Schweiz unter die Nachbarmächte auf (S. 47), ja sie stehen auch nicht an, den deutschen Landwirten Ratschläge zu erteilen (S. 201). Nicht genug damit, sind sie auch über Generalstreik und Streikkasse (S. 160) wohl unterrichtet, sprechen über den Wert der Volksvermehrung (S. 277) und scheinen auch den Wert des Variétés zu kennen (S. 131), da es der Lehrer unter den Gründen anführt, derentwegen „die Volkszahl in Frankreich nicht besser gewachsen ist“. Sie erfahren, da sie sich über die Preise des Hôtels Pfälzerhof (S. 29) und die Kosten einer Champagnerflasche (S. 123) wohl orientiert zeigen, was eine Schnellzugslokomotive kostet (S. 155), wie hoch sich Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Pariser Weltausstellungen beliefen (S. 121), wie ein Kreuzer manöveriert (S. 163), welche Kosten Flotte und Heer England, Frankreich und dem Deutschen Reiche verursachen (S. 167), wie viele Wirtshäuser es in Göteborg gibt und wie viele Liter geistiger Getränke dort auf den Kopf entfallen (S. 188). Sie hören nicht nur, daß das Eis vom Tauen und Gefrieren des Schnees blau wird (S. 35) und der Jura ein „abgeirrter Zweig der Alpen“ ist (S. 40), sie haben sich auch in einer Hausaufgabe über die Vorbereitungen für eine Gletscherbesteigung zu äußern (S. 35). Sie erhalten nicht bloß Kunde von den sozialen Zuständen in den Schwefelgruben Siziliens (S. 76), sondern auch über die Ziele des Anarchismus und Nihilismus (S. 92 und 219). Sie werden vertraut gemacht mit der Frage des Cillier Gymnasiums (S. 242) und haben nicht bloß zu erklären, warum es in Holland kein Proletariat gibt (S. 151), sondern auch, warum die Königin dieses Landes einen deutschen Prinzen geheiratet hat (S. 152). — Dafür bleiben sie im Unklaren darüber, wie man es macht, wenn man täglich aufschreiben soll, „wie viel Grade es hat“ (S. 97), suchen Steinkohlen nur dort, wo Gebirge sind (S. 142), glauben dem Lehrer, daß Kufstein heute noch eine Festung ist (S. 51), daß die Brennerbahn den Sattel in einem Tunnel durchbohrt (S. 51), daß das Salzkammergut im Gebiete der Salzach liegt (S. 54) und in Ungarn keine Steinkohlen vorkommen (S. 228). Sie werden gewiß zu überzeugten Anhängerinnen der Spaltentheorie, wenn sie von „aufgebrochenen Spalten“ (S. 55), von Verwerfungen und Sen-



kungen bei der Bildung der Seewannen oder den „abgestürzten Talböden" der Fjorde (S. 185) vernehmen. Sie staunen nicht einmal darüber, daß man in London des Nebels halber „kaum das Geräusch der Wagen und Straßenbahnen hört" (S. 177) oder darüber, daß die Glacéhandschuhe deswegen so heißen, weil sie die Hände im Winter „eiskalt" lassen (S. 56). Dazu sind sie in hohem Grade von nationalem Selbstbewußtsein erfüllt. Auf die Spanier sind sie besonders schlecht zu sprechen (S. 179). Daß sie sich zu dem Ausspruche versteigen: „wir könnten Holland zu einer deutschen Provinz machen, es ist ja klein, mit dem würden wir rasch fertig", ist der deutlichste Beweis dafür, wohin ein solcher Unterricht führt. Das heißt nationale Selbstüberhebung und Chauvinismus erziehen, von dem doch die Jugend bei aller Hochschätzung der Errungenschaften und der Stellung des eigenen Volkes im Rate der Völker bewahrt bleiben sollte. Wir glauben genug Beispiele herangezogen zu haben, wir wollen nur noch auf die recht ergötzlichen Abschnitte über die Bewohner der Ostalpen (S. 56 u. ff.) und das „Problem vom kranken Mann" verweisen (S. 245 ff.). Sie enthalten manch heitere Stelle. Betrachten wir dann das „Ergebnis" der länderkundlichen Charakterbilder von Europa, das in einer Zusammenstellung der Meere, der Halbinseln und Inseln, Gebirge, Flüsse, Staaten, Städte, Völker und Religionsbekenntnisse gipfelt (S. 274), deren „Aufreihung" die Schüler zu besorgen haben, so fragen wir uns wohl mit Recht, wozu der Kraftaufwand bei der Lösung der „Probleme", wozu die „künstlerische Stoffgestaltung" nötig war, da wir ja doch wieder bei der reinen Aufzählung, dem Inventar Europas, anlangen, das als Endzweck des geographischen Unterrichtes glücklicherweise schon aufgegeben ist. Der Lehrer der Erdkunde wird sich gewiß bemühen, seinen Vorgang genetisch zu gestalten, aber er wird sich beim Wann und Wie Intelligenz des Schülers und Aufgabe seines Faches stets vor Augen halten. Daß er in Itschners Buch vielleicht manche Anregung, ja sogar manches Muster finden wird, geben wir ohneweiters zu, aber zur Richtschnur für den Unterrichtsbetrieb kann und darf es ihm niemals werden. Es könnte sich sonst ereignen, daß das Interesse, das nach des Verf.s Worten (S. 21) „im hergebrachten geographischen Unterrichte alle Zeichen habituellen Stumpfsinns (!) an sich trug oder in tiefer Ohnmacht am Boden lag", bei der geplanten Lehrweise aber „seine Schwingen zum Ikarusfluge" erheben soll, gemeinsam mit dem Unterrichtsfache selbst das gleiche Ende nehmen würde wie dieser.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der analytischen Geometrie. Bearbeitet von O. Fort und O. Schlömilch. I. Teil: Analytische Geometrie der Ebene von O. Fort. 7. Aufl., besorgt von R. Heger in Dresden. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904.

Man muß es der Verlagsbuchhandlung und dem Herausgeber zu großem Danke anrechnen, daß sie dieses nunmehr in siebenter Auflage erscheinende Lehrbuch der analytischen Geometrie nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Denn obgleich seit der vor etwa fünfzig Jahren erfolgten ersten Ausgabe dieses Werkes zahlreiche andere Bücher derselben Art erschienen sind, in Bezug auf Auswahl und Anordnung des Stoffes sowie die Vortrefflichkeit der Darstellung ist es von keinem dieser übertroffen worden. Wenn auch kein eigentliches Schulbuch, da es für Vorlesungen an technischen Hochschulen bestimmt ist, kann es doch in vielen seiner Teile sehr gut beim Unterrichte der analytischen Geometrie in der Mittelschule verwendet werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Elemente der theoretischen Physik. Von Dr. C. Christiansen, Professor der Physik an der Universität Kopenhagen und Dr. J. C. Müller, Oberlehrer am Technikum der freien Hansestadt Bremen. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. E. Wiedemann. 2., verb. Aufl. Mit 160 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1903.

Das vorliegende Lehrbuch — so kann es wohl bezeichnet werden — der theoretischen Physik, in dem auf beschränktem Raume die wichtigsten Probleme dieses Gegenstandes auf Grund der Originalarbeiten in präziser, übersichtlicher und recht klarer Darstellung entwickelt wurden, hat sich nach seinem Erscheinen bald viele Freunde erworben. Besonders für den Studierenden der mathematischen Physik erweist es sich zur Einführung in das Studium der größeren Werke und das der Originalarbeiten sehr geeignet. Dieser Umstand hat zur Folge gehabt, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage des Buches erforderlich geworden ist. — In der letzteren ist im allgemeinen die Anordnung und die Darstellung des zu behandelnden Lehrstoffes beibehalten worden. Neu aufgenommen erscheint der 7. Abschnitt, der von der Diffussion, der Osmose und dem osmotischen Drucke handelt; ferner der 12. Abschnitt, in dem die Grunderscheinungen der Elektrolyse, deren Theorie und das Leitvermögen der Elektrolyte, die Wanderung der Jonen und deren absolute Beweglichkeit, ferner die Theorie der Flüssigkeits- und Konzentrationsketten zur Sprache gebracht werden. — In der allgemeinen Bewegungslehre sind einige Betrachtungen über die Bestimmung der Trägheitsmomente eingeschaltet worden; ebenso wurde dem Prinzipe der virtuellen Geschwindigkeiten besonderes Augenmerk geschenkt; im Anschlusse daran sind die sechs Gleichgewichtsbedingungen für ein System

fest miteinander verbundener Massenteilchen aufgestellt worden. — In dem thermodynamischen Teile des Buches findet man in der vorstehenden Auflage wertvolle Ergänzungen der Lehre von den Kreisprozessen und der Energie. Im Zusammenhange damit ist der freien Energie eines Systems gedacht worden, welcher Begriff von v. Helmholtz in die Wissenschaft eingeführt wurde; ebenso ist der von Duhem zuerst mit großem Vorteile für die thermodynamischen theoretischen Betrachtungen verwendete Begriff des thermodynamischen Potentiales gegeben. Es wird der wichtige Satz abgeleitet, daß bei einem isothermen Prozesse, dem das System unter der Einwirkung äußerer Kräfte, die ein Potential haben, unterworfen wird, das thermodynamische Potential des Systemes nur abnehmen, aber niemals zunehmen kann. In dem von der Wärmetheorie handelnden Abschnitte werden Betrachtungen über das Gleichgewicht zwischen einer Flüssigkeit und ihrem Dampfe angestellt, die auch für chemische Probleme angewendet werden, u. zw. im Anschlusse an die allgemeinen Formeln, die von M. Planck aufgestellt wurden. So werden die auf die Dissoziation bezugnehmenden Formeln deduziert und interpretiert.

Auch in der Theorie der magnetischen und elektrischen Erscheinungen wird man manche recht beachtenswerte Ergänzungen finden.

Der Abschnitt über die Eigenschaften der Dielektrika ist bedeutend erweitert worden; namentlich der Begriff der elektrischen Verschiebung, der in der neueren Theorie der Elektrizität eine besondere Bedeutung hat, ist viel klarer als in der ersten Auflage dargelegt worden. Auch die elektrischen Doppelschichten wurden in der neuen Auflage besprochen.

Im allgemeinen kann wohl behauptet werden, daß die vorliegende neue Auflage des theoretischen Werkes von Christiansen einen Fortschritt gegen die erste Auflage aufweist und dem neuen Stande der mathematischen Theorie des Magnetismus und der Elektrizität vollkommen entsprechend verfaßt ist. Anerkennend soll auch hervorgehoben werden, daß am Ende eines jeden größeren Abschnittes diejenigen Werke angegeben werden, in denen der Studierende weitere Belehrung findet.

So sei denn auch diese neue Auflage den theoretischen Physikern bestens empfohlen.

Grundriß der Experimentalphysik und Elemente der Chemie, sowie der Astronomie und mathematischen Geographie.

Zum Gebrauch beim Unterrichte auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von E. Jochmann; herausgegeben von O. Hermes und O. Spies. 15., vollständig neu bearb. Auflage. Berlin, Winckelmann & Söhne 1903.

In der vorliegenden Auflage des bekannten Lehrbuches der Experimentalphysik wurde das Experiment noch mehr in den Vorder-

grund gestellt als in den früheren Auflagen; abstraktere Darlegungen, Berechnungen, weitläufigere Erörterungen von Hypothesen wurden in den Hintergrund gerückt. In der 15. Auflage des Buches ist besonders die intensive Berücksichtigung des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie hervorzuheben. Zur Erleichterung des Verständnisses dieses wichtigen Satzes und zur Gewinnung einer größeren Übersichtlichkeit wurde dieser Satz in mehrere Abschnitte zerlegt.

Besonders in der Elektrizitätslehre wurden sachliche und didaktische Änderungen vollzogen; so erscheint der Begriff des elektrischen Potentials noch viel prägnanter als in den vergangenen Auflagen gegeben und hat auch die entsprechende Verwertung bei der Erklärung der elektrischen Erscheinungen gefunden. Das Potential wurde innigst mit dem Arbeitsbegriffe in Zusammenhang gebracht. Auch die neueren und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der experimentellen Elektrizitätslehre fanden die gebührende Besprechung und Würdigung. Von den Grundsätzen der Elektrotechnik wurde so viel gegeben als gerade im Unterrichte der mittleren Schulen verarbeitet werden kann.

Im einzelnen ist Nachstehendes zu bemerken: Unter Dichtigkeit einer Substanz wird die in einem Kubikzentimeter derselben enthaltene Anzahl von Gramm (es hätte besser „Grammassen" heißen sollen) verstanden. — In der Chemie werden die wichtigsten Ametalle und Metalle besprochen; einige wichtige Erscheinungen der organischen Chemie und Körperreihen derselben hätten immerhin aufgenommen worden können. — Bei der Besprechung des Gleichgewichtes an den Maschinen wird das Prinzip der Erhaltung der Energie in Anwendung gebracht. — Manche mathematische Deduktionen hätten nicht wegbleiben sollen, so hätte die theoretische Begründung des Prinzipes von Doppler aufgenommen werden sollen; mit der alleinigen Angabe der Schlußformel ist niemand gedient. In der Lehre von den optischen Instrumenten wäre es erforderlich gewesen, den Strahlengang in denselben genauer zu betrachten und sich nicht auf Rand- und Zentralstrahlen allein zu beschränken. Mit relativ geringen Mitteln sind die wesentlichsten Erscheinungen der physikalischen Optik dargelegt und erklärt worden.

Ganz besonders im neueren Sinne ergänzt tritt uns in dem vorliegenden Buche die Lehre von der Wärme entgegen. So sind die Erscheinungen der kritischen Temperatur und der Verflüssigung von Gasen, speziell der atmosphärischen Luft, ausführlich behandelt worden. Die Folgerungen aus dem zweiten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie sind so weit gezogen worden, als es im elementaren Unterrichte wünschenswert und erforderlich ist. — Mit großer Sorgfalt ist auch der von den meteorologischen Erscheinungen handelnde Abschnitt ver[illegible]

In der Elektrizitätslehre ist hervorzuheben: Die Darlegung des Prinzipes der sogenannten Multiplikation, durch das die Wirkung der Influenzmaschinen erklärt werden kann, ist gelungen; das Hypothesenhafte bei der Erklärung des Ursprungs der galvanischen Elektrizität hätte entfallen können; vorteilhafter wäre es gewesen, diesen Abschnitt sofort mit den Erscheinungen im galvanischen Elemente zu beginnen; die Begründung der Gesetze der Magneto- und Volta-Induktion hätte wissenschaftlich strenger erfolgen sollen, es hätte namentlich auf das Verhalten der magnetischen Kraftlinien und die Bedeutung derselben gerade bei der magnetischen Induktion des Näheren eingegangen werden sollen. In kurzer, aber ausreichender Weise wurde auf die Lehre von den Kathodenstrahlen, den Röntgen- und Radiumstrahlen Rücksicht genommen.

Im Schlußabschnitte kommt die Entstehung und Ausbreitung der elektrischen Wellen, ferner das Versuchssystem von Tesla, weiters die drahtlose Telegraphie von Marconi zur Sprache. Der Studierende wird wenigstens mit den Grundsätzen und den Grundgesetzen dieser wichtigen physikalischen Forschungen vertraut gemacht.

Auch in dieser neuesten Auflage des Lehrbuches der Physik von Jochmann ist der Astronomie und mathematischen Geographie ein verhältnismäßig breiter Raum gewidmet worden. Manche neuere Arbeiten, so z. B. auf dem Gebiete der Sonnenphysik, hätten in diesem Abschnitte noch berücksichtigt werden sollen. Die geographische Länge der verschiedenen Orte wird — abweichend von anderen Gepflogenheiten — vom Meridian von Berlin aus gezählt.

Es sind dem astronomischen Abschnitte zwei Tafeln beigegeben, die sich auf die Sternbilder des nördlichen Himmels und auf jene der Äquatorialzone des Himmels beziehen.

Jedenfalls hat das vorliegende Buch in seiner neuen Auflage durch mannigfache Ergänzungen und Vereinfachungen in der Darstellung, durch stete Beachtung des didaktischen Momentes gewonnen. Umfang und Inhalt des Buches sind aber derzeit so groß geworden, daß die ernstliche Frage aufgeworfen werden muß, ob dieser bedeutende Lehrstoff in der Mittelschule intensiv und durchgreifend genug verarbeitet werden kann. Gerade im Interesse der Wirkung des Physikunterrichtes erscheint dem Ref. ein Maßhalten sehr am Platze zu sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. II. Band: Die Entwicklung der Naturwissenschaften von Dr. Friedrich Dannemann. 2. Auflage. Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann 1903.

Der in 2. Auflage vorliegende II. Band dieses Werkes bringt eine historische Darstellung des Entwicklungsganges der Naturwissenschaften. Die klare Sprache, die Übersichtlichkeit in den Ausführungen sowie die Fülle des Stoffes machen das Buch zu einem äußerst brauchbaren Behelf für den Lehrer, der ja nicht immer Zeit genug hat, um sich in die Geschichte jeder einzelnen wissenschaftlichen Disziplin zu vertiefen. Daß die Entwicklung der „exakten" Naturwissenschaft: Astronomie, Physik und Chemie besonders ausführlich geschildert ist, liegt in der Natur der Sache, doch möchte der Ref. den Wunsch aussprechen, daß bei Herausgabe der nächsten Auflage die Entwicklung der Geologie, dieser universellsten aller naturwissenschaftlichen Disziplinen, in eingehenderer Weise behandelt werden möge.

Wien. Dr. Franz Noë.

Reigen für das Schulturnen. Von A. Hermann, Turninspektor in Braunschweig. 4., umgearb. u. verm. Aufl. Mit Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. Preis 3 Mk. 80 Pf.

Das Reigenbuch für das Schulturnen des um das Mädchenturnen so hochverdienten Braunschweiger Turninspektors August Hermann hat seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 Lehrenden und Lernenden auf dem Gebiete unseres Schulturnens manch wesentlichen Dienst getan und hat sich insbesondere in den engeren Grenzen unseres Schulreigenwesens für gar viele als ein recht zuverlässiger, ja unentbehrlicher Führer und Ratgeber erwiesen. Daß es gegenwärtig in vierter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage zur Ausgabe gelangt, ist sicher der beste Beweis für seine Brauchbarkeit und weitere Verbreitung in Fachkreisen. Der Verf. hat es aber auch an Mühe und an Fleiß nicht fehlen lassen, das Buch in seiner neuen Gestalt auf das vorteilhafteste auszustatten. Neu ist die Hinzufügung der Geschichte der Gavotte und deren Verwendung in zwei Reigen (Nr. 36 und 37), eine Vermehrung, die im Interesse unseres Reigenwesens nur gut geheißen werden kann. Neu sind auch die unter Nr. 43 in reigenartigen Wechseln und Verbindungen behandelten Hantelübungen, deren Beachtung wir den Fachmännern insbesondere empfehlen. Ein zutreffendes Gegenstück bildet der gleichfalls neu aufgenommene Stabreigen unter Nr. 42, eine willkommene Folge der unter Nr. 41 gebotenen Reigenbilder. Weitere Vermehrungen sind Nr. 4, 19 und 25. Auch die Figuren zur Erklärung der Aufstellungen zum Reigen sowie einzelne Reigenwechsel haben eine wesentliche Vermehrung



erfahren. Schließlich sind auch mehrere Zeichnungen zur Veranschaulichung einzelner Bewegungsformen neu angefertigt worden, was zur rascheren Orientierung sehr beiträgt.

Hinsichtlich des sonstigen Inhaltes des Buches in seiner neuen Gestalt muß rückhaltlos anerkannt werden, daß der Herausgeber alle billigen Verbesserungsvorschläge beachtet und das ganze Buch einer höchst sorgfältigen Durchsicht unterzogen hat, so daß es in der überdies von dem Verleger vorzüglich ausgestatteten äußeren Form tatsächlich das wertvollste Reigenbuch auf dem Gebiete unserer Turnliteratur bildet und als solches überall aufs wärmste empfohlen werden kann.

Wir können im Interesse unseres Schulturnens dem Wunsche des Verf.s nur voll und ganz beistimmen, daß das Reigenbuch in dieser neuen Gestalt sich die Wertschätzung in seinen schon jetzt nicht engen Freundeskreisen zu erhalten vermöge und auch weiterhin wirksam dazu beitrage, der Pflege des Reigens in unserem Schulturnleben immer mehr Aufnahme und Raum zu verschaffen.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur pädagogischen Vorbildung für das Lehramt an Mittelschulen.

Einen Gegenstand neuerdings zu besprechen, der literarisch schon so gründliche und allseitige Erörterung gefunden hat, ist wohl nur insoweit statthaft, als es sich hiebei, nachdem die Debatte bereits als abgeschlossen betrachtet werden kann, lediglich um einige knappe Bemerkungen handeln darf, die, sei es als tatsächliche Mitteilungen, sei es als orientierende Winke, vielleicht zweckdienlich sein möchten, bevor man von Worten zu Taten überzugehen sich entschließt. Den äußeren Anlaß zu den folgenden Bemerkungen gaben mir die bei einer Studienreise durch Deutschland im Vorjahre gemachten Wahrnehmungen über das, was an Universitäten zur Ausbildung des künftigen Lehrers höherer Schulen geschieht. Denn wenn auch die einschlägigen, ganz vortrefflichen Arbeiten sowohl österreichischer[1]) als reichsdeutscher und anderer ausländischer Fachmänner[2]) uns nicht nur über den theoretischen Stand der Frage, sondern auch über alle praktischen Durchführungsversuche

---

[1]) Otto Adamek, Die pädagogische Vorbildung für das Lehramt an der Mittelschule. Graz 1892. — Alois Höfler, Die philosophischen Grundlagen der pädagogischen Vorbildung zum Mittelschullehramte. Wien 1892 (aus der Zeitschr. „Mittelschule" 1892, S. 199 ff.). — Josef Loos, *a*) Die Ausbildung der Kandidaten des höheren Schulamtes in Österreich und Deutschland nach ihren hauptsächlichsten konkreten Gestaltungen. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1892, Supplementheft. — *b*) Die praktisch-pädagogische Vorbildung zum höheren Schulamte in Deutschland. Ebda. 1893. — *c*) Über die Weiterbildung des Probejahres. Vortrag, geh. auf der 42. Philol.-Vers. Wien 1893 (S. 170 ff. der Verhandlungen). — Ed. Maiß, *a*) Über die pädagogische Vorbildung des Mittelschullehrers. Zeitschr. „Mittelschule" 1892, S. 254 ff. — *b*) Zur Frage der praktischen Ausbildung der Mittelschullehrer. Ebenda 1892, S. 68 ff.

[2]) Wilhelm Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. München 1895 (II. Bd., 1. Abt. B. des Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgeg. von Baumeister); mit

erschöpfend aufklären, so schien es mir doch von Wert, bei sich bietender Gelegenheit, die letzteren, u. sw. hauptsächlich soweit sie die Universität betreffen, unmittelbar, in aktuellem Betriebe, beobachten zu können.

Bekanntlich ist gerade darüber sehr viel und gründlich diskutiert worden, ob die berufliche Ausbildung des künftigen Mittelschullehrers Sache der Universität sei oder der Praxis, genauer einem Probe- oder Seminarjahr oder ähnlichem vorbehalten bleiben müsse. Da nun die pädagogische Ausbildung ihrerseits sowohl Theoretisches wie Praktisches umfaßt, hat sich gegenüber der obigen starren Alternative vielfach der Gedanke Bahn gebrochen, die theoretische Seite der Berufsausbildung dem Universitätsstudium, die praktische Seite dem Einführungsjahre zu überlassen. Doch verwischen sich die Grenzen dieser Scheidung in der Wirklichkeit noch immer sehr stark; denn nicht selten wird ein Teil der praktischen Ausbildung, wie Hospitierungen und selbst Lehrversuche schon der Universitätszeit zugewiesen, und anderseits wird in die Zeit des Probe-, bezw. Seminarjahres ein gut Stück rein theoretischer Arbeit verlegt. Tatsächlich liegt die Sache bei uns in Österreich jetzt so: die Universitäten bieten mehr oder weniger pädagogische Vorlesungen, eventuell auch Übungskollegien, was seit der Prüfungsordnung vom Jahre 1897 zur Notwendigkeit geworden ist. Praktische Übungen (Hospitierungen und Lehrversuche) finden nur an dem von O. Willmann gegründeten und nun von Höfler geleiteten pädagogischen Seminare der deutschen Universität in Prag[1]) und teilweise auch in Krakau statt. — Die für das Probejahr geltenden Bestimmungen der genannten Prüfungsvorschrift verlangen hingegen in erster Linie praktische Betätigung (Hospitieren, Lehrversuche, zusammenhängende Unterrichtserteilung) und die theoretische Belehrung beschränkt sich auf die „teils gelegentlichen, teils regelmäßigen“ Besprechungen mit dem einführenden Fachprofessor, die aber naturgemäß doch immer mehr dem praktischen Schulleben zugewendet sind.

---

erschöpfender Heranziehung der bis dahin erschienenen Arbeiten, welche daher hier nicht angeführt werden. — Seither: Wilhelm Fries, *Die Ausbildung des höheren Lehrerstandes.* Halle 1902 (aus W. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. XXIII, S. 373 ff.). — Wilh. Münch, Der Geist des Lehramtes, Berlin 1903, Kap. I und Zukunftspädagogik, Berlin 1904, S. 247 ff. — Rud. Lehmann, Erziehung und Erzieher. Berlin 1901, S. 281 ff. — Wilh. Rein, Artikel: Pädagogisches Universitäts-Seminar, im Enzyklopädischen Handbuche der Pädagogik, V. Bd. Langensalza 1898. — Gustav Richter, Artikel: Gymnasial-Seminar, ebenda III. Bd. 1897. — Wilhelm Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung, I. Bd. Langensalza 1902, S. 607 ff. und Anm. S. 674 ff. mit dem Nachweis der neuesten Literatur.

Sehr interessant und reichhaltig sind zwei französische Arbeiten: Charles Chabot, *La Pédagogie au Lycée. Notes de voyage sur les Séminaires de Gymnase en Allemagne.* Paris 1903, und Ch. V. Langlois, *La Préparation Professionelle à l'enseignement secondaire,* Paris 1902, mit reichen Angaben aus der Literatur aller Kulturstaaten.

[1]) s. O. Willmann, Das Prager pädagogische Universitäts-Seminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens. Wien 1901.

Nur der von Loos angeregte und durchgeführte treffliche Plan des erweiterten Probejahres[1]) am Maximilian-Gymnasium in Wien vertieft die theoretische Ausbildung der Lehramtskandidaten durch die Forderung der wöchentlich einmal stattfindenden Konferenzen (Theoretica) und der eventuell zu liefernden schriftlichen Arbeiten des Kandidaten.

Immerhin kann gesagt werden, daß in Österreich im allgemeinen die Universitäten den mehr theoretischen, das Probejahr den mehr praktischen Teil der Ausbildung zu leisten haben. Nur in Prag greift die Universität voraus in die Schulpraxis, im erweiterten Probejahre greift die Schule zurück in das Gebiet des theoretischen Universitätsstudiums.

In Deutschland liegt die Sache infolge der großen Mannigfaltigkeit der Einrichtungen weniger einfach. In Preußen ist die Berufsausbildung der Hauptsache nach in die Zeit nach dem Universitätsstudium verlegt: das Seminarjahr dient der theoretischen und praktischen, das Probejahr dann der ausschließlich praktischen Ausbildung; in Sachsen wird die theoretische und praktische Berufsausbildung im Universitäts-Seminar angestrebt; Bayern verlegt einen Teil der theoretischen Vorbildung auf die Universitätszeit zwischen das erste und zweite Examen, also normalerweise in das vierte Studienjahr, die praktische Ausbildung und mit ihr noch ein gut Stück nur theoretischer Unterweisung fällt dem Seminarjahre zu, das einigermaßen unserem erweiterten Probejahre gleicht; Jena hat dank der erfolgreichen und weit ausgreifenden Tätigkeit Reins ein selbständiges pädagogisches Universitäts-Seminar mit eigener Übungsschule und dient sowohl der theoretisch-praktischen Berufsausbildung der Lehrer als auch der Förderung pädagogischer Wissenschaft. Die Verschiedenheiten ließen sich noch häufen. Jedenfalls ergibt sich, daß eine übereinstimmende feste Form sich noch nicht endgiltig durchgesetzt hat.

Hier wie im übrigen Auslande ist das Stadium des Suchens noch nicht ganz überwunden.

Dem allen gegenüber erwächst uns die Aufgabe, zunächst von dem auszugehen, was als gesichert gelten kann und das ist vor allem der eine Gedanke, daß eine berufliche, also didaktisch-pädagogische Ausbildung der künftigen Lehrer höherer Anstalten unentbehrlich ist[2]). Ebenso aber ergibt der *consensus omnium*, daß diese Vorbildung eine

---

[1]) s. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1893, S. 830 ff.; auch abgedruckt im Vademecum für Kandidaten des Mittelschullehramtes in Österreich, Wien 1894; ferner bei Langlois a. a. O. S. 148 ff.

[2]) Obwohl auch diese These noch durchaus nicht ohne Gegner ist und die prinzipielle Ablehnung durch Ottokar Lorenz und andere noch weit und tief nachwirkt, unterlasse ich eine Kritik derselben aus dem naheliegenden Grunde, weil ich nur wiederholt Gesagtes erneuern müßte; auch zeigt vielfältige Erfahrung, daß gerade in dieser Frage subjektive Überzeugungen auch den objektivsten Argumenten gegenüber vielfach unzugänglich sind. Vgl. übrigens Adamek a. a. O. S. 7 ff. samt den reichen Literaturangaben. Ferner Meinong, Über philos. Wissenschaft und ihre Propädeutik, Wien 1885, S. 140 ff. Neuestens Chabot a. a. O. S. 95 ff.

außerordentlich schwierige und heikle Sache sei, zu deren Durchführung ein verläßlich sicherer Weg eigentlich noch nicht gefunden ist.

Wenn dem so ist, dann, so scheint es mir, mag man den wenig förderlichen Streit über Ort und Zeit dieser Vorbildung ruhig fallen lassen; dafür dürfen wir uns aber der Einsicht nicht länger verschließen, daß eben sowohl auf der Universität als beim Eintritte in die Praxis, ja wenn nötig und tunlich schon vor der Universität und nach dem Probejahre, kurz wann und wo immer möglich, jede Gelegenheit benützt werden müsse, um im Sinne dieser ebenso hohen wie schwierigen Aufgabe förderlich zu wirken.

Demgemäß ergibt sich die Gliederung der nachfolgenden Darlegungen völlig ungezwungen: erst haben wir zu fragen, was während der Universitätszeit geschehen kann und geschehen soll; an zweiter Stelle ist die Einführungsperiode (Probejahr, Seminarjahr u. dgl.) zu besprechen und schließlich mag in aller Kürze erwogen werden, ob nicht auch vor der Universitätszeit und nach dem Einführungsjahre und auch sonst nebenher einiges zur Berufsausbildung beigetragen werden könne.

Die Universitätszeit ist für den *studiosus philosophiae* der Pflege der Fachwissenschaft gewidmet u. zw. im idealen Sinne der Einführung in die wissenschaftliche Arbeit, ihre Methoden und ihre Probleme. Hier ist die Stätte, wo die Wissenschaft rein, um ihrer selbst willen, gepflegt wird. Der Theologe, der Jurist und der Mediziner haben, auch bei strengster Wissenschaftlichkeit der Arbeit, doch naturgemäß den künftigen Beruf viel direkter vor Augen; die amtliche Regelung des Studienganges zeigt dies am klarsten. Man hat nun vielfach diese Tatsache zugunsten der einen oder der anderen Seite interpretiert und bewertet, worauf hier nicht weiter eingegangen werden soll. Jedenfalls aber ist der Charakter reiner Wissenschaftlichkeit, freier Forschung und freier Lehre in der philosophischen Fakultät am klarsten ausgeprägt.

Damit steht nun der Umstand, daß doch ein sehr großer Prozentsatz aller Studierenden der Philosophie das Lehramt an Gymnasien und Realschulen von vorneherein zum Lebensberufe gewählt hat, in einem immerhin fühlbaren Widerstreit. Denn das, was während der Studienzeit gearbeitet wird, findet seine geradlinige Fortsetzung nicht im späteren Berufe, sondern im reinen wissenschaftlichen Forschen. Der Weg zum Schulamte bedeutet ein plötzliches Abknicken in eine andere Bahn, und zwar, was das Bedenkliche daran ist, in eine fremde und als minderwertig geltende. Wir haben es hier bei dem Verlassen der Universität und dem Übertritte in den Mittelschuldienst meist mit recht tiefen Unlustgefühlen zu tun, die gerade den Begabteren ganz besonders drücken, die bei der heutigen Lage der Dinge vollkommen erklärlich, darum aber doch nicht minder bedauerlich sind. Denn gerade dort, wo der junge Mann naturgemäß mit voller Energie und Arbeitsfreude einsetzen soll, taugt jede Art von Depression am allerwenigsten. Und wenn wir näher zusehen, müssen wir ja doch erkennen, daß wir hier zum Teile den Rest einer mehr ehrwürdigen als in unserer Zeit noch haltbaren Wertschätzung

der freien Betätigung — im Sinne der *artes liberales* — vor uns haben, die jede Berufsarbeit im engeren Sinne, also Broderwerb, als banausisch verpönt. Nebstdem aber wirken noch andere Faktoren mit u. zw. einerseits die bei der Art des Studienbetriebes wieder ganz erklärliche Unkenntnis des künftigen Berufes und seiner hohen und schwierigen Aufgaben und anderseits die aus der eigenen Studienzeit mitgebrachte, meist auch recht einseitige und wenig erfreuliche Vorstellung von der Schule. Zu allem Angeführten tritt aber dann noch die heute recht ins Maßlose gehende pädagogische Flug-, Zeit- und Streitschriftenliteratur, der gegenüber der künftige Lehrer nicht die nötige kritische Schulung sich angeeignet hat und die daher meist doch nur pessimistisch stimmt und dadurch ganz besonderen Schaden anrichtet.

Wir müssen daher wohl — wenn auch gewiß nicht leichten Herzens — an dem Gedanken etwas irre werden, der uns vielleicht alle seinerzeit begeistert hat, daß die akademischen Jahre durch keinerlei Rücksicht auf den künftigen Beruf „verkümmert werden dürfen"[1]). Gewiß sollen und dürfen die akademischen Jahre nicht verkümmert werden, aber so gut die des Mediziners durch Besuch der Klinik, durch Übungen und praktische Kurse nicht „verkümmern", ebenso muß mit allem Nachdruck, ja mit aller Schärfe gesagt werden, daß von einem Verkümmern nicht gesprochen werden darf, wenn der künftige Lehrer und Erzieher über Erziehung und Unterricht, über Geschichte der Pädagogik und des Unterrichtswesens, über Psychologie des Kindes, über moderne Forderungen und Strömungen sich gerade während der vorurteilslosen, aufnahmefähigen und freien Zeit des akademischen Studiums gründliche, kritisch und historisch fundierte Aufklärung verschafft. Der Jurist soll nebst seinen historischen und eigentlich judiziellen Studien auch einen möglichst gründlichen Einblick gewinnen in das ebenso reich entwickelte wie nicht selten stürmisch wogende soziale und Wirtschaftsleben unserer Zeit. Warum fürchtet man dann gerade beim Studierenden der Philosophie, daß er durch eine Beschäftigung mit den vielfachen Problemen der Pädagogik, die so enge mit ethisch-religiösen, sozialpolitischen und wirtschaftlichen Strömungen unserer Zeit zusammenhängen, „verkümmern" könnte? Es hieße ja doch dem jungen Manne geradezu Scheuklappen anlegen und noch dazu solche, die ihm nicht etwa Seitenblicke verwehren, sondern, was schlimmer ist, den Vorblick auf das direkte Ziel, den Lebensberuf, sperren.

So mag denn bei ruhiger, unvoreingenommener Erwägung der ganzen Frage wohl mit einiger Festigkeit der Satz abgelehnt werden, jede Beschäftigung mit Pädagogik sei für den Studierenden der Philosophie von Übel. Wir wollen vielmehr jetzt uns positiv die Frage vorlegen, wie sich all das im einzelnen ausgestalten läßt, was an pädagogischem Studium während der Universitätszeit notwendig und wünschenswert ist.

---

[1]) Vgl. die Worte des von mir persönlich so hochgeschätzten Berliner Gymn.-Dir. Dr. Karl Bardt auf der Wiener Philologenversammlung 1893 (Verhandlungen S. 180 und 181).

Da sei denn vor allem mit Nachdruck gesagt, daß die pädagogische Ausbildung quantitativ Maß halten soll. Der absolvierte Universitätshörer soll nicht, wie Gegner gesagt haben, „von pädagogischer Weisheit triefend" die Hochschule verlassen, vielmehr hat gerade die pädagogische Unterweisung die schöne Forderung der Pädagogik am ersten zu erfüllen, daß es weniger auf Wissensstoff als auf Erweckung selbständigen Interesses, weniger auf Anhäufung einer Summe von Kenntnissen, als auf die Schaffung und Entbindung von Kräften und Fähigkeiten ankommt. Ersteres macht, wie die Erfahrung lehrt, den Besitzer nicht selten dünkelhaft und verleitet ihn außerdem, sich behaglich mit seinem Kapitale, bezw. dessen spärlichen Zinsen in Hinkunft zu begnügen; was wir aber brauchen, ist vielmehr freies, tatkräftiges pädagogisches Interesse, das in seinem Wirken immer neue Werte schafft und doch immer bescheiden die Grenzen der Wirkungsfähigkeit erkennt.

Außerdem ist aber weises Maßhalten schon durch die Rücksicht auf die Fachstudien geboten, die ja in keiner Weise beeinträchtigt werden dürfen.

Neben diesem, wie ich oben sagte, quantitativen Maßhalten gibt es aber auch noch eine andere, mehr den Kern der Sache treffende Forderung nach Selbstbescheidung der Pädagogik. Sie hüte sich, ihre eigene Wirksamkeit zu überschätzen. Den besten Schutz dagegen gewährt, wie überall, wahre, ehrliche und gründliche Wissenschaftlichkeit, die speziell auf diesem Gebiete mit der Praxis in engster Fühlung stehen muß. Die Geschichte der Pädagogik zeigt ja leider nicht selten die — günstigsten Falles subjektiv erklärliche — Selbstüberschätzung und Selbstgefälligkeit des Ideologen, der die harten Schranken der Wirklichkeit überfliegen zu können glaubt und doch früher oder später daran scheitert. Wenn wir aus der Geschichte des Unterrichtswesens sehen, wie um gewisse zwar vielleicht kleine aber doch in ihrer Art ewige Probleme immer wieder gerungen wird und wie immer wieder alte Übelstände gleichsam neu auftauchen und neu bekämpft werden müssen, so werden wir die obige Forderung begreifen. Gerade diese Einsicht aber in die Grenzen unseres Könnens wird uns anderseits innerhalb derselben die nötige Sicherheit und Festigkeit gewähren, deren wir zu gedeihlicher Arbeit und zur Wahrung unserer Stellung nach außen bedürfen.

Was der Hochschulunterricht bieten kann, sind Vorlesungen und mehr oder minder seminaristisch gestaltete Übungen. Über die Themen der Kollegien brauche ich nicht zu sprechen, da sie durch die Natur der Sache gegeben sind. Nur bezüglich historisch-pädagogischer Vorlesungen mag daran erinnert sein, daß sich solche von zwei Gesichtspunkten aus behandeln lassen; der eine könnte kurz der historische, der andere der pädagogische genannt werden. Und letzterer ist im allgemeinen vorzuziehen. Dies sei kurz erklärt. Dem rein historisch Betrachtenden handelt es sich darum, die Erscheinungen der Vergangenheit erstlich festzustellen und dann deren Kausalzusammenhänge bloßzulegen. Dem pädagogisch Betrachtenden ist es aber nebstdem immer um die Nutzanwendung auf die Gegenwart mit ihren drängenden Problemen und Aufgaben

zu tun; er studiert die Geschichte seines Faches, wie etwa der aktive Staatsmann die politische Geschichte studiert. Der Vergleich mag den Sachverhalt genügend klarstellen.

Mit einigen Worten sei auch der „pädagogischen Geographie" gedacht, der Lehre von dem ausländischen Unterrichtswesen. Auch diese ist nur durch stete Vergleichung mit eigenen Einrichtungen und durch Erklärung der Verschiedenheiten aus den Eigentümlichkeiten der betreffenden nationalen Kultur fruchtbar zu gestalten. Bloße Darbietung statistischen Materials ist wertlos.

Auf die beiden Hauptgegenstände, Erziehungslehre und Unterrichtslehre, kann ich hier nicht näher eingehen. Doch vor zwei Übeln sei gewarnt: vor allzu schöner Systematik und vor allzuviel Kompliziertheit, fast möchte man sagen, Raffinement im einzelnen. Erstere läuft immer Gefahr, den Boden der konkreten Wirklichkeit zu verlassen, letztere wirkt verwirrend und abschreckend. *Ἅπλωσον σεαυτόν* kann der Methodik mit Recht von Zeit zu Zeit zugerufen werden. Gesunde Klarheit und praktische Natürlichkeit sind hier Forderungen, die nie ungestraft außer acht gelassen werden.

Gerade diese beiden Hauptdisziplinen bieten den Anlaß, die Notwendigkeit philosophischer Bildung des künftigen Lehrers klarzulegen oder eigentlich nur auf die vollkommen zutreffenden Ausführungen Meinongs[1]), Höflers[2]) und Lehmanns[3]) zu verweisen, in denen mit der Überzeugungskraft des in der Natur der Sache Begründeten gezeigt wird, daß Psychologie, Ethik und Logik die unentbehrlichen Grundlagen für erziehende und unterrichtende Tätigkeit bilden. Ich kann meinerseits den Sachverhalt nicht besser kennzeichnen als durch den Hinweis auf Anatomie und Physiologie als die theoretischen Grundwissenschaften der Medizin. Auf Ethik und Psychologie ist die Erziehung, auf Psychologie und Logik der methodische Unterricht aufgebaut.

Wie weit — quantitativ und intensiv — der Betrieb dieser drei philosophischen Fächer gehen soll, mag im Interesse freier Beweglichkeit der Lehrenden und Lernenden dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber hat die Prüfungsordnung vom Jahre 1897 im Art. II, 2 *b* das gesetzliche Minimum maßvoll festgelegt.

Ich komme nun zur Besprechung der zweiten Form akademischer Unterweisung, der seminaristischen Übungen.

Hier herrscht nicht nur nach deren Themen, sondern nach der ganzen Anlage und Durchführung große Verschiedenheit. Der ursprüngliche Zweck der Seminarien, Heranbildung tüchtiger Lehrer höherer Schulen, ist, wie die Geschichte ihrer Entwicklung immer wieder lehrt, meist recht bald in den der Ausbildung zu wissenschaftlichem Arbeiten

---

[1]) Über philos. Wissenschaft und ihre Propädeutik, S. 144 ff.

[2]) Was die gegenwärtige Psychologie unserem Gymnasium sein und werden könnte. Vortrag auf der 42. Philologen-Versammlung. Verhandlungen S. 196 ff.

[3]) Erziehung und Erzieher. Berlin 1901, S. 281 ff.

übergegangen[1]). Dies wird dadurch verständlich, daß man bei Verfolgung des erstgenannten Zweckes eben nur günstigsten Falles Methodik des betreffenden Faches praktisch übte. Daß da leicht das sachliche Interesse am Inhalte des Behandelten vor dem formell-didaktischen überwog und es schließlich ganz verdrängte, darf um so weniger wundernehmen, als der Nutzen und Wert der selbständigen Mitarbeit der Studierenden jedenfalls den Seminar-Leitern es sehr bald nahe legte, diese so ersprießliche Lehrweise vor allem der Fachwissenschaft zugute kommen zu lassen. Tatsächlich dienen auch heute die Universitäts-Seminare grundsätzlich der Anleitung zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten. Eine Ausnahmsstellung haben die eigentlich pädagogischen Seminare, da sie nicht in erster Linie die Förderung pädagogischer Wissenschaft, sondern die des erzieherischen und unterrichtlichen Könnens im Auge haben. Daß Reins pädagogisches Universitäts-Seminar in Jena ausdrücklich beiden Aufgaben dient, wurde oben schon gesagt. Sonst vollzieht sich die Arbeit doch meist im Hinblicke auf die bevorstehende Praxis. Die Übungen sind in der Regel von der Art, wie man in eigentlichen Gymnasial-Seminaren das „Theoreticum" hält. Lektüre mit Diskussion, Referate über größere Werke und daranschließende Kritik, Vorlage selbständiger Seminararbeiten mit Besprechung derselben. Die Kritik seitens des Leiters sowie durch die Teilnehmer beschränkt sich meist auf den Inhalt des Gebotenen; mir scheint es wertvoll, wenn gerade in pädagogischen Seminarübungen von vorneherein die formelle Kritik auch zu ihrem vollen Rechte gelangt; dazu rechne ich nicht nur die der äußeren Handhabung der Sprache (Phonetisch-Orthoëpisches) und die der grammatisch-stilistischen Korrektheit, sondern auch die mehr ins Innere gehende Beachtung des didaktischen, oder wenn man es allgemeiner ausdrücken will, rhetorischen Momentes der Rede. Hiemit ist durchaus nichts Rhetorisches in jenem engeren Sinne gemeint, der in unserem Falle einen direkten Tadel enthielte, sondern hier handelt es sich um jene Anpassung der Rede an die Aufnahmsfähigkeit des Zuhörers, die ich kurzweg als Adäquatheit bezeichnen möchte und gegen die nicht nur in der Schule, sondern auch sonst so viel gefehlt wird. Und gerade dies muß man doch von jedem Lehrenden vor allem anderen verlangen, daß er den geistigen Kontakt mit seinen Zuhörern zu finden verstehe. Ein in einem pädagogischen Universitäts-Seminar gehaltenes Referat muß sich daher dem Niveau des akademischen Bürgers, bezw. des Studierenden der Philosophie im allgemeinen, nicht dem des historischen, philologischen usw. Fachgenossen anpassen. Die besten Kritiker sind in diesem Falle die Zuhörer selbst; dabei sind sie gegen ein Zutiefgreifen des Tones noch empfindlicher als gegen das Zuhochgreifen. Jedenfalls aber lernt der Vortragende dabei.

An Themen für derartige Seminarübungen gibt es natürlich eine kaum übersehbare Menge. Doch ist ein Abgleiten auf Fragen der Fachwissenschaft immer naheliegend und doch besser zu meiden. Sowie man

[1]) Vgl. Paulsen, Geschichte des gel. Unterrichtes. 2. Aufl. II. Bd., insbes. S. 222 ff.

sich hiebei auf das Gebiet der speziellen Methodik begibt, kann man dieser Schwierigkeit überhaupt nicht entgehen. Dies hat mir ein so erfahrener, ja hierin schlechtweg kompetenter Fachmann, Wilhelm Münch, aus seiner Praxis bestätigt. Und die geistvollen Diskussionen im pädagogischen Seminar Joh. Volkelts sowie die bei Paul Barth in Leipzig zeigten dieselbe Erscheinung. Gibt man dieser Tendenz nach, so ist man schon auf jenem Wege, den, wie ich oben erwähnte, die geschichtliche Entwicklung der Seminare überhaupt genommen hat: vom pädagogischen zum Fachseminar.

Diese Erscheinung legt uns aber einen Gedanken anderer Art nahe, der freilich seiner Verwirklichung noch recht ferne sein mag. Es ist, kurz gesagt, die Forderung, daß der wissenschaftliche Fachunterricht selbst auf die Bedürfnisse der Schule gelegentlich Rücksicht nehme; im übrigen soll und muß er frei die durch den jeweiligen Stand der Forschung und Methode gezeigten Wege gehen. Aber ganz ohne Fühlung mit der Arbeit der höheren Schule zu bleiben, könnte denn doch auf die Dauer nicht bloß letzterer schaden. Jedenfalls leidet die Tätigkeit des Mittelschullehrers, besonders des Anfängers, dadurch, daß er den Weg zum Elementaren einerseits, zur allgemeinen Überschau anderseits, meist ohne die führende Hand des wissenschaftlichen Fachmannes sich bahnen muß. Denn wenn auch, nach unseren gesetzlichen Bestimmungen, während des Probejahres der einführende Fachlehrer in diesem Sinne zu wirken hat und anderseits der junge Mann gewiß auch aus eigener Kraft gar manches richtig treffen wird, die Stimme des wissenschaftlichen Fachlehrers bleibt doch auch hierin vielfach ausschlaggebend. Es ist jedenfalls zu bedauern, wenn heute mitunter der Hochschulprofessor seine Kompetenz in Fragen des Fachunterrichtes nur nach der negativen Seite, der der schärfsten Kritik, ausübt, die positive Mitarbeit aber als unwissenschaftlich ablehnt.

Fragen der speziellen Methodik also sind in pädagogischen Seminarübungen wenig zu empfehlen. Sie fallen vielmehr teilweise dem wissenschaftlichen Fachbetriebe, teilweise dem Probejahre zu. Was aber meiner Erfahrung nach durch seminaristische Behandlung ganz besonders gut geleistet werden kann, das ist die Einführung in die neueste pädagogische, meist natürlich Reformliteratur. Eine solche scheint mir vor allem deswegen so wichtig, weil gerade dieser Zweig der Literatur, auf weitere Kreise berechnet, von jeher einen gewissen Zug bestechender Rhetorik und einschmeichelnder aber utopischer Idealität an sich trägt. Daher der oft erstaunliche literarische Erfolg derartiger Schriften. Es wäre nun beschämend — oder ist es vielmehr nicht selten —, wenn gerade der wissenschaftliche Lehrer höherer Schulen diesem Literaturgebiete nicht anders gegenüberstünde als durchschnittlich der gebildete Laie. Er soll ja doch — wenn irgend jemand — in pädagogischen Fragen aller Art mit sachverständiger, fachmännischer Kritik urteilen können, und dazu ist Anregung und Einführung gerade während der freien Universitätszeit so sehr wertvoll.

Ein weiteres sehr dankbares Gebiet für seminaristische Behandlung sind Fragen der allgemeinen Methodik und Unterrichtstechnik



in der Art, wie sie ganz vorzüglich etwa A. Matthias in seiner praktischen Pädagogik im II. Abschnitt, §§ 15—31 bietet. Der einzige § 24 (Fragekunst) z. B. regt Fragen und Probleme an, deren Besprechung in einem Semester eben nur recht knapp erledigt werden kann.

Schließlich sind die Hauptwerke der pädagogischen Klassiker (ganz besonders der so gedankenreiche Comenius) eine kaum zu erschöpfende Quelle für seminaristische Behandlung.

Wenn ich ein gründliches Durcharbeiten der zu Recht bestehenden gesetzlichen Bestimmungen hier nicht eigens erwähnt habe, geschah dies nur deshalb, weil es bei all den früher genannten Themen — Reformliteratur, allgemeine Methodik, Klassiker, wenn deren Behandlung wirksam werden soll, ganz unvermeidlich ist, die gegenwärtige Praxis, sei sie kodifiziert oder nicht, jederzeit vergleichend mit heranzuziehen.

Was die moderne experimentelle Richtung der Pädagogik anlangt, so fällt dieselbe, soweit sie wissenschaftlich wertvoll ist, in die Kompetenz der Experimentalpsychologie und wird daher auch besser dort ihre Pflegestätte zu finden haben. Immerhin wäre eine Grenzüberschreitung etwa durch irgend eine glückliche Personalunion zwischen Experimentalpsychologen und Pädagogen im Interesse der Sache nur erwünscht.

Alles was ich bisher an Gegenständen für Seminarübungen angeführt, fällt, wie schon erwähnt, ungefähr mit dem zusammen, was man „Theoreticum" zu nennen pflegt. Eine recht vielumstrittene Frage ist es nun, ob und inwieweit auch schon auf der Universität das „Practicum" seine Berechtigung habe, d. h. Hospitierungen, Lehrversuche und die naturgemäß sich daran schließende Kritik („Criticum").

Hier ist es vor allem die Fragestellung selbst, die einer gewissen Klärung bedarf. Fragte man nämlich schlankweg nur darnach, ob praktische Lehrversuche während der Universitätszeit nützlich seien, so müßte ebenso unbedenklich geantwortet werden: gewiß sind sie für den künftigen Lehrer von Vorteil. Da es aber auch noch die Einrichtung des speziell der praktischen Übung gewidmeten Probe- oder Seminarjahres gibt, muß vielmehr unsere Frage darauf abzielen, zu ermitteln, was von beiden im allgemeinen, normalerweise, das bessere sei. Dabei bleibt die eine Frage immer noch nebenher der Erwägung wert, ob nicht, wenn auch eines der beiden als besser bewertet werden muß, doch ein Zusammenwirken beider als das allerbeste anzustreben wäre.

Wenn ich nun zum Zwecke einer derartigen vergleichenden Abschätzung mir beides, das Universitätspraktikum und das Probejahr, so, wie sie sich in der Praxis bewährt haben und wie sie heute wirken, nebeneinanderstelle, so wird die Entscheidung unzweifelhaft erschwert durch das viele Tüchtige und Erfreuliche, das wir auf beiden Seiten finden. Man vergleiche in Österreich das von Willmann gegründete Universitäts-Seminar in Prag und anderseits das von Loos angeregte, treffliche „erweiterte Probejahr" am Maximilian-Gymnasium in Wien; oder in Deutschland auf der einen Seite das eines Weltrufes sich erfreuende, von Rein geleitete Universitäts-Seminar in Jena und das in Leipzig früher von Richard Richter, jetzt von Jungmann geleitete

„praktische pädagogische Seminar“ der Universität und anderseits die sich immer besser bewährende und durchsetzende Einrichtung des Seminarjahres in Preußen, wofür den geschichtlich bekanntesten Vertreter etwa das pädadogische Seminar der Franckeschen Stiftungen in Halle abgeben mag.

Gleichwohl lehrt ebenso die Geschichte wie die direkte Beobachtung, daß die überragende Wichtigkeit der Persönlichkeit des Leiters gegenüber noch so fein ausgesonnenen organisatorischen Bestimmungen in den Universitäts-Seminaren sich noch stärker geltend macht als in Gymnasial-Seminaren. Vielleicht hat dies seinen Grund in der naturgemäß größeren Bewegungsfreiheit jeder akademischen Einrichtung, gewiß aber auch in der größeren Wucht und Stabilität des konkreten und in festen Bahnen sich bewegenden Schullebens, wie es eben nur eine wirkliche normale Vollanstalt bieten kann.

Außerdem konnte ich mich des Eindruckes nicht entschlagen, als sei die Durchführung praktischer Lehrversuche während des Einführungsjahres doch im allgemeinen von mehr Ernst und Verantwortungsbewußtsein getragen; beim Universitätsstudenten tritt mehr das Interesse, der Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen in den Vordergrund.

Zudem aber kommt ein Umstand, der mir geradezu als entscheidend gilt, u. zw. zugunsten des Einführungsjahres: während der Universitätszeit kann dem Kandidaten schon aus zwingenden äußeren Gründen nicht soviel Gelegenheit zu Lehrversuchen gegeben werden als während eines Probejahres. Ein, zwei oder drei höchstens einstündige Lehrversuche sind, bei allem Interessanten und Lehrreichen, das sie bieten, doch viel zu wenig, um auf Übungswert Anspruch zu machen. Und doch handelt es sich ja dabei gerade um Aneignung gewisser technischer Fertigkeiten, Abgewöhnung der typischen Anfängerfehler, kurz um Bildung jener Summe von Dispositionen, die wir als Minimum von Lehrgeschick doch wohl auch schon vom *tiro* im Lehramte fordern müssen. Im Einführungsjahre aber kann dies ganz unzweifelhaft geleistet werden. — Freilich hat, in klarer Erkenntnis dieses Umstandes, Rein in seinem pädagogischen Universitäts-Seminar in Jena die Einrichtung getroffen (§ 6 der Seminar-Ordnung), daß jedes ordentliche Mitglied zur Übernahme eines Unterrichtsfaches auf die Dauer eines ganzen Jahres verpflichtet ist. Diese Maßregel dürfte sich indes kaum verallgemeinern lassen, da sie erstens auch in Jena nur deshalb durchführbar ist, weil dort die Übungsschule des Universitäts-Seminars eben eine Volksschule und nicht ein Gymnasium ist, und zweitens, da dies der wissenschaftlichen Ausbildung des Universitätshörers zuviel Zeit raubt. In Leipzig fordert man denn auch vom Teilnehmer des Seminars weit weniger: tatsächlich kommt in der Regel auf ein Mitglied nur ein Lehrversuch im Semester. Und dies ist, wie wir gerade früher ausgeführt, eben viel zu wenig.

Alle diese Erwägungen lassen es denn gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die oben gestellte Frage klar dahin beantworten, daß die praktische Einführung durch Lehrversuche im Probejahre besser angebracht ist als während der akademischen Studienjahre. Doch soll



damit nicht gesagt sein, daß ein Zusammenwirken beider nicht noch besser wäre, also z. B. erst auf der Universität Willmanns Seminar und dann erweitertes Probejahr nach Loos' Arbeitsplan.

Doch möchte dieses „noch Bessere" leicht „der Feind des Guten" werden. Denn es wäre dies eine Forderung, die, ganz allgemein gestellt, zu weit ginge und die daher wohl auch bald auf Durchführungsschwierigkeiten stoßen müßte.

Wollen wir uns mit Erreichbarem bescheiden, so verlegen wir die praktischen Lehrversuche in das Einführungsjahr. Nur eines möchte ich auch schon im Universitäts-Seminar nicht missen: Hospitierung seitens der Seminarmitglieder in verschiedenen Schularten; diese Hospitierungen würde teils der Einzelne allein durchführen, teils gäbe es auch als wesentlich andere Form gemeinsames Hospitieren mit dem Universitätslehrer.

Dadurch würde für die Seminarübungen reicher Stoff zu Beobachtung, Berichterstattung, Diskussion und zu Seminararbeiten gegeben sein.

Hiemit glaube ich denn ungefähr das Gebiet umschrieben zu haben, innerhalb dessen sich die pädagogische Arbeit der Hochschule zu bewegen hätte. Es ist daher unsere weitere Aufgabe, die Einführungsperiode und deren Zweck, Dauer, Arbeitsprogramm u. s. f. ins Auge zu fassen.

Hier dürfte es mit Rücksicht auf die ungleich festeren Formen, die dieser Teil der Lehrerbildung bereits angenommen hat, genügen, in Kürze auf einige noch nicht ganz gelöste Fragen und Divergenzen hinzuweisen. So sei vor allem gesagt, daß ein Jahr für diesen Zweck wohl als völlig ausreichend bezeichnet werden muß. Daß in Preußen nach dem Seminarjahr noch das Probejahr verlangt wird, scheint mir auf die Dauer nicht haltbar. Jedenfalls aber wird die Durchführung dieser Bestimmung bei auch nur geringem Mangel an Nachwuchs von selbst unmöglich. Bei großem Zudrange aber dürfte der Hauptwert wohl nur als der einer Stauvorrichtung sich bewähren. Wenn dieses eine Jahr so ernster und systematischer Arbeit gewidmet wird, wie es unser österreichisches erweitertes Probejahr und das preußische Seminarjahr verlangen, so ist dies völlig genügend. Über die nähere innere Ausgestaltung dieses Probejahres brauchen wir nicht weiter zu sprechen: der Arbeitsplan des erweiterten Probejahres kann in allem wesentlichen ohne weiteres gut geheißen werden.

Schwieriger und doch ganz wesentlich ist es, die äußere Organisation des Probejahres so zu gestalten, daß es von nun an ganz allgemein und obligatorisch die Forderungen des erweiterten Probejahres erfüllen kann, wobei noch besonders dafür zu sorgen wäre, der ganzen Einrichtung jene Elastizität zu geben, die eine Anpassung an die leider so großen und jähen Schwankungen in der Zahl der Kandidaten ohne Schaden für die Sache ermöglicht.

Im Interesse der Leistungsfähigkeit dieses neu zu organisierenden Probejahres (man könnte es auch Seminarjahr nennen) schiene es mir wünschenswert, ausschließlich in den Universitätsstädten die neue Ein-

richtung zu schaffen u. zw. in organischer Verbindung einerseits mit der Universität durch den beteiligten Fachprofessor für Pädagogik, anderseits mit der Prüfungskommission u. zw. dadurch, daß die Ausstellung des endgiltigen Lehrbefähigungszeugnisses erst nach dem erfolgreich abgelegten Probejahre erfolgen dürfte und für den praktisch-pädagogischen Teil des Zeugnisses die Leiter des Probejahres der Prüfungskommission beigezogen werden müßten. Damit stünde in ganz natürlichem Zusammenhange, daß das obligatorische Probejahr als Teil der Lehramtsprüfung naturgemäß in der Regel auch dort abzulegen wäre, wo die wissenschaftliche Lehramtsprüfung gemacht wurde.

Werden in Zeiten des Lehrermangels Kandidaten noch vor Ablegung des Probejahres als Supplenten bestellt, so muß naturgemäß die Bestimmung des Ministerial-Erlasses vom 1. November 1893 (Min.-Vdgs.-Bl. 1893, Nr. 35) betreffend die Einführung von Supplenten in das praktische Lehramt in vollstem Maße aufrecht bleiben; außerdem aber müßte je nach Ausfall der Verwendung des betreffenden Supplenten ihm entweder ungünstigen Falles das Probejahr eben später abverlangt werden oder es könnte ihm bei günstigen Urteilen über seine praktische Verwendbarkeit das Probejahr ganz oder teilweise erlassen oder nur ein Probelehrauftritt vor Ausstellung des endgiltigen Zeugnisses gefordert werden.

Doch gerate ich hiemit schon in das Gebiet mehr administrativer Maßnahmen, über die eingehender zu sprechen hier nicht der Ort ist. — So konnte ich also über das Einführungsjahr recht kurz sein: ein Jahr und dieses als obligatorisches „erweitertes" Probejahr mit einer den Fall des Kandidatenmangels berücksichtigenden Organisation.

Es sei nun noch rasch der Frage gedacht, wieviel etwa auch vor der Universitätszeit, dann nach dem Einführungsjahre und etwa noch sonst nebenher zur beruflichen Ausbildung geschehen könnte oder sollte. Der erste Punkt mag paradox erscheinen, und doch liegt gerade beim Berufe des Gymnasiallehrers die Sache deswegen ganz charakteristisch anders, als bei allen anderen höheren Berufsarten, weil eben nur dieser Beruf seiner praktischen Ausübung nach schon dem Gymnasiasten immer, wenn auch einseitig, vor Augen liegt; und da ist es denn durchaus nicht gleichgiltig, welchen Eindruck der Schüler von dieser Berufstätigkeit erhält. Wenn man nicht selten Klagen darüber hört, warum tüchtige, strebsame junge Leute, aus dem guten gesellschaftlichen Mittel etwa, verhältnismäßig lieber Jus oder Medizin wählen, so kann dies ja seinen Grund darin haben, daß sie vielleicht die künftige Berufsarbeit des Juristen und Mediziners deshalb in idealem Lichte sehen, weil sie sie nicht kennen, und die des Gymnasiallehrers bloß deswegen in nicht idealem, weil sie sie eben kennen. Aber gerade letzteres sollte denn doch nicht allzu stark wirksam werden. Vielmehr hat es gerade hierin der ganze höhere Lehrstand in seiner Hand, wenn auch nur indirekt, für die qualitative und soziale, aber ja nicht quantitative Hebung des Nachwuchses zu sorgen und zu wirken. Jedenfalls sind die oft beschriebenen Lehrerfehler, oder wollen wir sagen: psychischen Berufskrankheiten, wie

Pedanterie, Mißmut, Einseitigkeit, Weltunkenntnis, gesellschaftliche Isoliertheit mit ihrer Folge, der Unbeholfenheit und Formlosigkeit usw. gewiß nur geeignet, bessere, kräftigere Naturen vom Lehrberufe abzuhalten. Wenn in einer Schule Lehrer und Schüler bei zielbewußter, energischer Arbeit sich im allgemeinen wohl fühlen und ein frischer Geist das ganze Schulleben durchzieht, dann wird das von selbst gegeben sein, was ich hier als indirekte Mitarbeit schon vor der Hochschule bezeichnet habe

Ein direktes Einwirken auf die Berufswahl ist natürlich von vornherein ausgeschlossen, aber ein Orientieren der reiferen Schüler über dieses schwierige Gebiet wird immer eine höchst dankenswerte Sache sein.

Eine weitere Frage ist die, was etwa noch nach dem Probejahre, bezw. nach erfolgter Anstellung im Berufe geschehen könnte. Dies ist insoferne eine etwas heikle Sache, als Vorschläge, die in diesem Sinne schon mehrfach gemacht wurden, nicht mit Unrecht oft bei der Lehrerschaft den Eindruck machten, es handle sich um etwas wie Weitergängelung eines denn doch schon selbständig und der eigenen Verantwortung vollbewußt gewordenen ernsten Mannes. Die Analogie mit Lehrlings- und ähnlichen Fortbildungskursen ist denn doch auch in diesem Falle etwas mißlich. Vielmehr scheint diesem Zwecke wohl auf ganz andere Weise gedient werden zu können. Alles das, was durch eigene Arbeit, wissenschaftliche und praktische Selbstbildung und Selbsterziehung geleistet werden kann, muß wohl auch dieser überlassen bleiben. Denn nichts mindert die Arbeitsfreudigkeit und das feste Selbständigkeitsbewußtsein mehr als eben jedes Einengen des ohnedies leider nicht allzu großen Spielraumes für freie Betätigung eigenster Arbeitsimpulse. Es erscheint mir daher weniger ersprießlich, den Lehrern die passive Rolle des Aufnehmenden, Lernenden, als wenn tunlich die aktive des Forschenden oder aber außerhalb der Schule Lehrenden nahezubringen. Die Anregung von Elternabenden scheint in diesem Sinne glücklich. Die nicht geringe Bewegung der *university extension* hat merkwürdigerweise die Lehrer höherer Schulen vielfach ignoriert. Wo nicht Hochschullehrer selbst wirken, spricht man von der aktiven Mitarbeit der Studierenden. Wäre da nicht der akademisch gebildete Mittelschullehrer viel besser geeignet, da er die Übung im Anpassen des Stoffes an Anfänger sogar vor dem Hochschullehrer voraus hat? Es mag heute noch als Ideal erscheinen, aber doch sollte es sein, daß der Lehrer höherer Schulen — zumal in kleineren Orten — nicht nur in Fragen seiner Fachwissenschaft, sondern auch in den mannigfachen Erziehungs- und Bildungsproblemen unserer Zeit als der berufene Fachmann gelte und gerne gehört werde.

Ein anderer, scheinbar recht geringfügiger Wunsch sei in diesem Zusammenhange wieder betont: es möge allen Lehrern nicht nur selbstverständlich amtlich erlaubt, sondern, was weit wichtiger ist, in bereitwilliger Erkenntnis des Wertes der Sache kollegial ermöglicht werden, gegenseitig zu hospitieren. Gewiß ist dies eine Belastungsprobe des gegenseitigen Vertrauens; aber soll man denn von vorneherein annehmen, diese Probe werde nicht bestanden werden?

Ein Besuch anderer Schulen im In- und Auslande erscheint mir auch eine recht wertvolle und durch nichts zu ersetzende Förderung und Anregung des eigenen Wirkens und sollte durch Urlaube und Reiseremunerationen direkte Ermunterung finden.

Und schließlich sei jener Faktoren gedacht, die ihrem Amte nach ganz unmittelbar dazu berufen sind, dem pädagogischen und didaktischen Tun der Lehrer jederzeit berichtigend, aufmunternd und belehrend ihre Obsorge zuzuwenden: der Direktoren und Inspektoren. Viel Mühe, viel Arbeit wird gewiß auf diesem Gebiete aufgewendet. Aber nicht selten fehlt die nötige beiderseitige geistige Unbefangenheit, die meines Erachtens notwendig ist, damit Rat und Weisung wahrhaft fruchtbar werden, d. h. wirklich innerlich aufgenommen und dann von innen heraus in überzeugtes Tun umgesetzt werden. Vergleicht man etwa den Ton der Diskussion in einem wissenschaftlichen Universitätsseminar, wo doch normalerweise Anfänger und Meister einander gegenüberstehen, mit dem einer Inspektionskonferenz, so besteht da ein recht starker Unterschied. Hier spielt natürlich vor allem die staatliche äußere Autorität des direkten amtlichen Vorgesetzten gewaltig mit. In diesem Sinne Vorgesetzter ist ja der akademische Lehrer seinem Hörer gegenüber durchaus nicht. Bei wissenschaftlicher Diskussion hat ausschließlich die Sache, die innere Kraft der Argumente, zu entscheiden. In dem Verkehre aber des vorgesetzten Direktors oder Inspektors mit den Lehrern mengen sich zweierlei Aufgaben und gerade das meist mangelhafte Auseinanderhalten dieser beiden zeitigt oft die oben erwähnten Mißstände. Der Vorgesetzte hat einerseits von Amts wegen die Pflicht, die genaue Durchführung der gesetzlichen Vorschriften zu überwachen und durchzusetzen und zu diesem Zwecke in erster Linie ist er vom Staate mit der hiezu nötigen äußeren Autorität ausgestattet. Anderseits aber soll er — und die Weisungen zur Führung des Lehramtes sagen dies auch bezüglich des Direktors ganz vortrefflich[1]) — eben nur auf die Überzeugungen des Lehrers durch die sachliche innere Kraft seiner Argumente wirken und diese letztere Seite seines Wirkens möchte ich unbedenklich mit der Form seminaristischer Diskussion auf der Universität in Parallele setzen. Der Vorgesetzte muß dabei die vielleicht nicht leichte Kunst üben, selbst gelegentlich zu vergessen, daß er Vorgesetzter ist und zugleich die andern es vergessen zu lassen. Dann erst gedeiht fruchtbringende, freie, rein sachliche Besprechung und ergiebiger Meinungsaustausch. Diese gewiß nicht leichte Aufgabe könnte nun dadurch jedenfalls um vieles erleichtert werden, wenn erstens noch viel schärfer als bisher die Grenzlinie gezogen würde zwischen dem, was einfach Vorschrift ist, und dem, was zwar vom Staate gewiß höchlich gewünscht wird, was aber doch nur dann wirklich geschieht, wenn es freie Überzeugung des denkenden Lehrers geworden ist. Zweitens aber scheint es im Interesse dieser Klärung dringend erwünscht, daß das Gebiet des direkt Gebotenen auf das ganz unerläßliche Minimum eingeschränkt würde. Ein solches Minimum kann dann mit voller Schärfe

[1]) Weisungen, 2. Aufl. insbes. S. 57 u. S. 71, P. 8.

durchgesetzt werden und jeder Lehrer wird, bei klarer Einsicht in deren Unabweisbarkeit, sich hier auch selbstverständlich und gerne fügen. Er wird aber auch freudiger arbeiten, wenn er neben den starren Paragraphen des unbedingten Müssens doch auch noch ein geräumiges Feld für freies und selbstverantwortliches Tun vor sich sieht. Auch jetzt fehlt ja dieses Feld durchaus nicht, aber man sieht es oft nicht, weil der Blick zu sehr sich in dem Gehege der vielen Vorschriften, Weisungen, Winke u. dgl. verfangen hat.

Wenn amtliche Autorität einer- und freie, sachliche Diskussion anderseits an richtiger Stelle und mit reinlicher Scheidung gehandhabt werden, dann dürfte es bald nicht mehr vorkommen, daß die Autorität in das andere Gebiet übergreift, noch daß umgekehrt etwa ein Lehrer auch dort, wo es sich um amtliche Vorschriften handelt, sein Recht freier Erörterung und freien Handelns beeinträchtigt fühlt. Dann dürfte aber auch am allerbesten dafür gesorgt sein, daß der Lehrer höherer Schulen auch nach seinem Einführungsjahre den Fragen der Didaktik und Pädagogik sein Interesse zuwendet und nicht frühzeitig in seiner Routine erstarrt und auch nicht in den Fehler verfällt, *in paedagogicis* resigniert alles nur den Anordnungen von oben zu überlassen, im übrigen aber alle pädagogische Erörterung, ja schon das bloße Wort Pädagogik gründlich zu verachten.

Nebst der Frage, was nach dem Probejahr geschehen könnte, haben wir auch noch ganz kurz zu erörtern, was etwa sonst noch nebenher in unserem Sinne geschehen könnte, ohne an einen bestimmten Zeitpunkt gebunden zu sein. Hier muß ich mich leider auf Wünsche beschränken, von denen ich nur hoffen möchte, daß sie nicht allzusehr unter die Kategorie der „frommen" Wünsche gehörten. Also z. B. allgemein höhere Schätzung der Bildung und der höheren Schule, Hebung der durchschnittlichen gesellschaftlichen Stellung der Lehrer, durchweg freier, männlicher und vertrauensvoller Ton im Verkehre zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, allmählich wachsende Einsicht im Publikum, daß man vom Lehrer und von der Schule nicht alles und sei es das Unmöglichste verlangen kann, offeneres Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, unablässige Fürsorge für die Ausgestaltung der Schule, für das materielle Wohl der Lernenden usf. Außerdem aber: möglichst freie Ausgestaltung der bestehenden Lehrervereine, die, wenn die Lehrerschaft ihre Stellung und ihre Aufgaben richtig erfaßt, von unten nach oben wachsen müssen und nicht umgekehrt. Ist letzteres der Fall, so ist es ein Zeichen, daß ein richtiger Gedanke nicht an der richtigen Stelle erfaßt wird. — Besser noch als die nach Standesgruppen organisierten Vereinigungen schienen mir rein fachliche, sei es nach den Fachwissenschaften, sei es zu pädagogischen Zwecken konstituierte, die dann an spezielle Schularten nicht gebunden wären.

Dies alles sind Wünsche, deren Erfüllung jedenfalls zu einer gründlichen pädagogisch-didaktischen Durchbildung der Lehrerschaft neben den *ad hoc* getroffenen Maßregeln vortrefflich dienen würde.

Hiermit bin ich aber auch an den Schluß meiner Ausführungen gelangt, deren Hauptpunkte ich nun nur noch in kurzer Zusammenfassung resumieren will:

1. An der Universität sollen pädagogische Vorlesungen und Übungen gehalten werden, event. mit Hospitierungen; Lehrversuche selbst bleiben besser dem Einführungsjahre vorbehalten.

2. Das Einführungsjahr wird nach den Grundsätzen des „erweiterten Probejahres" in allen Universitätsstädten eingerichtet und ist obligatorisch; erst nach dessen erfolgreicher Beendigung ist die volle Lehrbefähigung zu erteilen.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Vorschläge weder neu, noch besonders tief- oder weitgehend sind: sie stellen vielmehr in bewußter Bescheidung das erreichbare Mittelmaß dar. Auch in der Richtung möchte ich sie durchaus nicht überschätzen, in der oft pädagogische Vorschläge über Gebühr bewertet werden, als seien gerade sie das erlösende Mittel, das große Ganze des Erziehungswesens mit einem Schlage zu heben und zu bessern. Die Lehrervorbildung ist ein Faktor im großen, weiten Gebiete erzieherischer Arbeit, und ich hatte vorhin Anlaß, darauf hinzuweisen, daß das Gedeihen dieses einen Zweiges unserer Tätigkeit gerade umgekehrt von einer Hebung und Kräftigung des großen Ganzen abhängt. Es steht eben hier nicht anders als so oft in komplizierten Gebilden des kulturellen Lebens: das Einzelne hängt an der Gesamtheit und diese am Einzelnen. Versenken wir uns da nicht in pessimistische Grübeleien über diesen *circulus vitiosus*, sondern greifen wir an, wo wir eben können. Überall tut frische, energische Arbeit not.

Graz. Eduard Martinak.

Wilhelm Münch, Zukunftspädagogik, Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Berlin, Georg Reimer 1904. 269 SS. Preis Mk. 4.

Ob der Begriff, den der Verf. im Titel seines Buches ankündigt, den gleichen Sinn hat, wie in der Auflösung des Wortes „Pädagogik der Zukunft"? So viel wenigstens ist sicher, daß die Analogie der „Zukunftsmusik", von der er in der Einleitung sagt, sie „habe sich eine Gegenwart erobert", ursprünglich in der Form „Musik der Zukunft" in Gebrauch gekommen ist. Es spricht auch der literarische Umblick (S. 9—153) von ganz ernsten Zielen, wir erhalten eine reiche Auslese von Möglichkeiten und Idealen, die in dem abwägenden Urteile des Verf.s nicht ohne weiteres als Idole bezeichnet werden. Der geographisch-historische Kreis der Betrachtung wird auch weit genug gezogen. Die Reihe eröffnet die Schwedin Ellen Key, die in ihrem starken Glauben an die Kraft und den Wert freier menschlicher Selbstentfaltung einen fast wollüstigen Haß gegen das Bestehende und vielfach Geschätzte predigt, bei viel Einseitigkeit und Ungerechtigkeit in der Beurteilung bestimmter Erscheinungen unseres Kulturlebens große Liebe und ernstes Suchen an den Tag legt.

Ihr schließen sich einige Stimmführer in Frankreich an, P. Lacombe, P. de Coubertin, Ed. Demolins: Nicht die Person des Lehrers mit ihrem Wissensvorrat soll in den Mittelpunkt treten, sondern die Seele des Kindes mit ihren Bedürfnissen. — Der Zögling dürfe nicht als eine Art von Steuerpflichtigen angesehen werden, von dem man die auferlegten Leistungen einzutreiben habe; aus dem vielen Müssen entspringt kein Wollen, das Ideal der aus dieser Erziehung hervorgehenden Männer wird im günstigen Falle meist sein: lebenslang auferlegte Arbeiten zu erledigen. Der praktische Sinn des Amerikaners tritt bei John Dewey hervor: Fragen der Schulerziehung müssen von großen sozialen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden. Die im Menschen ruhenden Triebe sind zu fruchtbarer Entfaltung zu bringen, so zunächst der gesellige Trieb, dessen Hauptausdruck Mitteilung durch die Sprache ist, dann der konstruktive Trieb, irgend etwas hinzustellen, fertig zu machen, dazu der Trieb, die Dinge zu erforschen oder mit ihnen zu experimentieren, und der Trieb darzustellen, der künstlerische Darstellungstrieb. Allen diesen tatsächlich lebendigen, gesunden und bildungsfähigen Antrieben kann und soll der jugendliche Unterricht gerecht werden. Recht zahlreich sind die Wünsche und Möglichkeiten in deutschen Landen. Wir vernehmen P. Güßfeldt, H. Göring, L. Gurlitt, H. Lietz, J. Baumann, Fr. Schultze, P. Natorp, Ad. Döring, P. Bergemann, G. Kerschensteiner, R. Lehmann. Die Richtungen, die hier vorgezeigt werden, lassen sich zusammenfassen: Herausarbeitung einer kraftvollen Persönlichkeit, Hinleiten zum volklichen Empfinden und Betätigen, Ertüchtigung zur sozialen Arbeit. Die deutsche Schule sollte sich aus einer Anstalt für Unterricht verwandeln in eine solche für allgemeine Bildung und diese sich erstrecken auf Intellekt, Gemüt, Charakter, leibliche Tüchtigkeit, Sinnesorgane, Handfertigkeit und auf das allgemeine persönliche Auftreten.

Dem „Literarischen Umblick" schließt der Verf. von seinem Standpunkte aus einen zweiten Teil „Praktische Ausblicke" an. Von Strömungen, die durch die Zeit gehen und sich mit größerer oder geringerer Stärke und Deutlichkeit kund tun, ein lebendiges Bild zu gewinnen, ist wohl nicht wertlos. Wo sich die Grenze zwischen dem Möglichen und dem ewig ferne Schwebenden befindet, das wird das Gefühl der Einzelnen verschieden beantworten. Das Empfehlenswerte würdigt Münch in den Gedanken: Anerkennung der Rechte der Jugend, im Zusammenhange mit mit dem rechten Verständnis ihrer Art, Berücksichtigung ihrer Bewegungstriebe, Schätzung auch von anderen als intellektuellen Anlagen und Leistungen, Raum für Initiative und individuelle Entwicklung. Dann für den Inhalt der Bildung eine gewisse Verschiebung vom Literarischen hinüber zum natürlich Lebendigen, zu reicherer Anschauung der Wirklichkeit, auch der kulturellen, von der Vorherrschaft des verstandesmäßig Analytischen zu besserem Gleichgewicht mit dem Leben der Gefühle, aber Verzicht auf das leicht verflachende Gleichgewicht all der verschiedenen Studiengebiete, ferner was die Organisation der Schulerziehung betrifft, vor allem die Voranstellung oder doch vollere Betonung der erziehe-

rischen Aufgabe der Schule gegenüber der didaktischen, die Verstärkung der unterstützenden Einwirkung im Vergleich zur bloßen Gegenwirkung, die Aufhebung andauernden Druckes, die Förderung eines guten Kameradschaftslebens mit davon ausgehender Erziehungshilfe, die Pflege eines bei aller Autorität wärmeren, unmittelbareren, freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern, die Vervollkommnung aller hygienischen Einrichtungen, auch derjenigen, die der Hygiene des Gemütes dienen, die Bereicherung und Veredlung des gesamten Schullebens, womöglich auch die Gewinnung neuer Grundlagen für den Einklang zwischen Schule und Haus. Dazu dann die Vervollkommnung der ganzen turnerischen Seite der Ausbildung wesentlich doch als Befreiung vom Formalismus und mit Erhöhung der Freudigkeit, zugleich die Begünstigung von mancherlei Handtätigkeit womöglich nicht bloß solcher von spielerischer Art. Ferner die Begünstigung der fern von dem Innern der modernen Städte entstehenden Lehr- oder Erziehungsanstalten. Und was den Unterricht betrifft: Hinausstreben über mancherlei lebenhemmende Tradition, Hinausstreben über die Isolierung der Stoffe, Lebendigmachung des Lehrinhaltes auf mancherlei Weise, engere Verbindung von Theorie und Betätigung, Eröffnung eines vielseitigen sympathischen Verständnisses für die Menschheit, Streben nach Abschluß und Zusammenschluß alles Unterrichtes in Gestalt eines einfachen philosophischen Lehrkurses (S. 154, 157).

Aus der Fülle der gedrängten Gedanken greift Münch Einzelnes zur eingehenderen Darlegung heraus. Er beleuchtet das große Ziel der Selbstentfaltung, das an vielen Punkten aus den vorgetragenen Forderungen hervorscheint, die Bedeutung der umgebenden Lebenssphäre und der bestimmten erzieherischen Maßnahmen: Eine vollere, innere Befreiung der Zöglinge, mehr Anregung und weniger Einengung, mehr freundschaftliche Führerstellung und weniger mißtrauende Einseitigkeit, mehr Verständnis der Jugend und weniger Starrheit der Maßstäbe, mehr guter Humor und weniger kleinliches Nörgeln, mehr gefördertes Selbstvertrauen und weniger Angst, mehr Würdigung der individuellen Unterschiede und weniger Schablone; er verfolgt die Wandlung unseres Bildungsideales, seinen intellektualistischen und transzendenten Charakter: Die gegenwärtige Zeit fordert stärker als frühere Perioden eine wirkliche Gegenwartsbildung. Ideal genug kann auch diese bleiben, ist doch der beste Idealismus nicht der, dem die Wirklichkeit fremd bleibt, sondern der, der sie durchdringt und unterwirft (S. 186 u. 213); er spricht von der Zukunft des Humanismus, der Stellung der Kunst im Erziehungsplan, von der Lehrerbildung und den Aufgaben der Schulverwaltung. Ein Hinblick auf die Zeitbedingungen, welche die Aufgabe der Jugenderziehung keineswegs erleichtern, schließt die Darlegungen.

Der Verf. steht mit seiner Schrift in der unmittelbaren Gegenwart; sichtend und klärend greift er in die rege Bewegung der Meinungen und Ansichten, sucht die Wünsche auszugleichen und weist den Bestrebungen eine deutliche Richtung. — „Unterrichtsfragen und Zeiterscheinungen“ könnte man auch dieses Buch des Verf.s überschreiben, wie er „Zeit-



erscheinungen und Unterrichtsfragen" bereits im Jahre 1895 im kleineren Umfange behandelt hat (vgl. Zts. f. d. öst. Gymn. 47. Jg. 1896, S. 646 bis 652). Demjenigen, der einen Einblick in die Bildungsfragen der Gegenwart gewinnen will, sei das umfassende Buch bestens empfohlen.

Prag. Dr. Anton Frank.

Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen von Dr. Theobald Ziegler. München 1904. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. (Dr. A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. I. Band. 1. Abteilung.) 394 SS.

Der rühmlichst bekannte Verf. hat die geschichtliche Entwicklung des deutschen Schulwesens bis auf die Gegenwart fortgeführt. Er hat auch sonst an seinem Werke sehr viel gefeilt, wie uns besonders die Behandlung Lockes lehrt, den er aus dem dritten in den vierten Abschnitt versetzt hat. Ferner fanden die Volksschule und die Universität mehr Berücksichtigung als bisher, wenn er auch mit Recht daran festgehalten hat, daß dem Plane des ganzen Unternehmens entsprechend die Mittelschule unbedingt den breitesten Raum einnehmen müsse. Jeder Paragraph zeigt uns, daß Ziegler die neuere pädagogische Literatur aufmerksam verfolgt hat. So erklärt sich auch der größere Umfang des Buches, dessen erste Auflage nur 357 Seiten umfaßte. Erwähnt soll noch werden, daß der Verf. dem Griechischen und seiner Zukunft gegenüber ziemlich skeptisch geworden ist. Wenn wir alles zusammenfassen, so müssen wir wieder unser altes Urteil wiederholen: „Zieglers Geschichte der Pädagogik ist das beste einschlägige Werk, über das die deutsche Literatur verfügt".

Um so schmerzlicher muß es uns Österreicher berühren, daß unser Vaterland wieder wie in der ersten Auflage fast ganz übergangen worden ist. Schon damals machten wir den Verf. auf diesen argen Übelstand aufmerksam und baten um seine Abstellung. Leider blieb unser Wunsch erfolglos. Selbst Frankreich ist mehr berücksichtigt als Österreich. Diese stiefmütterliche Behandlung Österreichs wird ohne Zweifel dem Buche selbst abträglich sein, da es österreichischen Studenten nicht dieselben Dienste leisten kann wie den deutschen.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Schule und Schülerkraft. Statistische Versuche über Arbeitsleistung an höheren Lehranstalten von Jul. Vinc. Patzak. Nach Erhebungen an einem k. k. Staats-Obergymnasium, einer k. k. Staats-Oberrealschule und an einer öffentlichen dreiklassigen Handelsakademie. (Mit 116 in mehrfachem Farbendrucke ausgeführten graphischen Tafeln. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn. gr. 8°, 83 SS. und die Tafeln. Preis geh. 12 K, geb. 13 K.

Gelegentlich der gründlichen Arbeiten einer schwedischen Schulreform-Kommission hat ein Mitglied derselben, Prof. Key, das Gutachten

in Betreff der hygienischen Seite der Frage verfaßt; ein klassisches Werk, welches als eine Fundgrube für einschlägige Materialien bezeichnet werden darf und von welchem auch ein Auszug in deutscher Sprache erschienen ist (Axel Keys Schulhygienische Untersuchungen, Hamburg u. Leipzig, Voß 1889). Einzelne der von Key bearbeiteten Momente hat der Verf. des hier vorliegenden Buches in kleinerem Maßstabe bezüglich österreichischer Schulen studiert, wobei er zunächst je drei Schüler einer jeden Parallelabteilung jeder Klasse einer Prager Handelsakademie, u. zw. den besten, den gerade noch „durchgekommenen" und den etwa in der Mitte zwischen beiden gelegenen wählte und für die Zeiten Montag bis Samstag, 12.—17. Januar und Montag bis Sonntag, 15.—21. Juni 1903, ferner mit Bewilligung des zuständigen Landesschulrates für letzteren Termin Schüler der Oberklassen je eines Prager Gymnasiums und einer dortigen Realschule verhalten ließ, Aufzeichnungen über die Zeitverwendung während der einzelnen Tage jener Woche zu machen, woraus dann die Schlafzeit, Schulzeit, die auf häusliche Arbeit für die Schule und auf sonstige Tätigkeit verwendete Zeit zu entnehmen war. In summa wurden derart 736 verwertbare Tageseinteilungen von 109 Schülern erhalten. Der Verf. gibt einige Beispiele der Beantwortungen wörtlich wieder und kritisiert die Verläßlichkeit der Angaben sowie den naheliegenden Einwand bezüglich des gewählten Termines.

Der Verf. hat die Ergebnisse in farbigen graphischen Tafeln, für jeden Schüler eine Tabelle aller einzelnen Tage, vorgeführt, dazu einen Normaltag, wie er nach der Ansicht des Verf.s zugegeben werden könnte. — Der Nutzen dieser Art der graphischen Darstellung scheint dem Ref. doch nicht im Verhältnis zu den derart erwachsenen beträchtlichen Kosten zu stehen.

Die Schlafzeit erscheint in den geprüften Schulkategorien in Einzelfällen wiederholt gegen jene, welche vom gesundheitlichen Standpunkte gefordert werden darf, zu kurz, die Mittagspause vielfach zum Lernen verwendet; der Sonntag ist nur in wenigen Fällen als voller Ruhetag konstatiert worden, in der Arbeitszeit kommen wiederholt Exzesse vor.

Es soll hier auf diese Dinge im einzelnen nicht eingegangen werden. Berechnet man aus den vom Verf. pro Woche gegebenen Durchschnitten die Durchschnitte für den Tag und nimmt dabei den Sonntag als vollen Ruhetag an, d. h. die Woche zu sechs Tagen, so erhält man folgende Resultate speziell für das Gymnasium und die Realschule:

Arbeit u. zw.	Obergymn.	Oberrealschule
Genossene Schulstunden inkl. Freifächer...	$4^h\ 28'$	$5^h\ 35'$
Hausarbeit für die Schule	$5^h\ 5'$	$4^h\ 56'$
Private Tätigkeit (Lektüre, Musik, Lektiongeben usw.)........................	$1^h\ 54'$	$1^h\ 19'$
Summa...	$11^h\ 27'$	$11^h\ 50'$,

d. h. die Hausarbeit ist für beide Schularten nur wenig verschieden; infolge der geringeren Belastung der Gymnasiasten mit Schulstunden bleibt letzteren mehr Zeit zu Privatbeschäftigungen, und es ist merk-



würdig, wie sehr diese tatsächlich die Gesamtarbeitszeit erhöhen: wenn hier nicht etwa Lektiongeben eine zu ungleiche Rolle spielt — was Ref. nicht kontrolliert hat — und die erhaltenen Zahlen als Ausdruck eines allgemeinen Verhaltens betrachtet werden dürfen, so würde das Ergebnis nur so zu erklären sein, daß entweder die Eltern die Freizeit der Schüler durch andere Arbeit als jene für die Schule belasten (Musik usw.) oder die Schüler freiwillig über ihre Freizeit in jenem Alter vorwaltend so verfügen. — Für 24 Stunden ergibt sich ferner durchschnittlich als Schlafzeit:

	bei den Gymnasiasten	8^h 5',	b. d. Realschülern	7^h 44'
Addiert man dazu die obigen Arbeitszeiten	"	11^h 27'	"	11^h 50'.
so erhält man	"	19^h 32'	"	19^h 34'

und von 24^h subtrahiert als an Wochentagen verfügbarer Zeit zu Rast und körperlicher Bewegung

für die Gymnasiasten 4^h 28', für die Realschüler 4^h 26'; möchte man den Sonntag mit als Arbeitstag in die Rechnung einbeziehen, würden letztere Zahlen natürlich um ein beträchtliches größer. Jene fast viereinhalb Stunden sind aber keineswegs Zeiten, über welche der Schüler ganz nach Belieben verfügen kann: darin sind schon An- und Ausziehen, Körperreinigung, Essen und folgende Ruhe sowie die Schulwege inbegriffen. Rechnet man für An- und Ausziehen, Waschen und Zähneputzen zusammen 1 Stunde, für alle Mahlzeiten zusammen 1 Stunde, für alle Schulwege $^1/_2$ Stunde durchschnittlich täglich — gewiß bescheidene Durchschnitts-Ansätze —, so gehen darauf $2^1/_2$ Stunden auf; rechnet man ferner nach den Hauptmahlzeiten zusammen nur $1^1/_2$ Stunden Rast von anderer als der physiologischen Arbeit der Verdauung, so ergeben sich 4 Stunden, es bliebe daher kaum $^1/_2$ Stunde für ungezwungene körperliche Übungen, mindestens ungezwungenes Gehen im Freien, was für jenes Alter entschieden zu wenig ist. Die oben mit $^1/_2$ Stunde angenommenen Schulwege würden noch immer nicht dem natürlichen Bedarf nach körperlicher Bewegung genügen, sie sind aber auch an sich durchaus nicht immer als Erholung aufzufassen: erfahrungsgemäß werden sie häufig hastend und wird speziell der Weg zur Schule oft unter dem psychischen Eindruck des zu Erwartenden, dem Grübeln über die Lektionen verbracht — der Charakter des Ungezwungenen, Erholenden fehlt gewiß nicht selten für die hier in Rede stehenden Schüler der oberen Mittelschulklassen. Das Turnen würde, als in der Realschule obligatorisch, zweistündig angenommen, dort 20' körperlicher Übung pro Wochentag bedeuten.

Es wäre also als ein Ergebnis der Aufnahmen zu vermerken, daß zu der gesundheitlich so wichtigen freien körperlichen Betätigung die derzeitige Belastung der untersuchten Schüler teils infolge der Schulforderungen, teils infolge anderer Einflüsse keineswegs genug Spielraum läßt.

Auf die an Schüler der Handelsakademie gestellte Frage: „War es Ihnen möglich, täglich für alle Gegenstände des Stundenplanes vorbereitet zu sein? Wenn nicht, aus welchem Grunde?“ haben von 361

Schülern 38 bejahend, 191 verneinend, 131 nicht geantwortet (was auch gestattet war). Nur etwa 10% von 361 Schülern haben also eine positive Antwort gegeben.

Ferner wurde unangemeldet Vormittag der Unterricht solcher Professoren besucht, welche den Ruf genießen, gute Lehrer zu sein. Nach Beendigung der Vorträge hatten die Schüler das Gemerkte niederzuschreiben und die Aufgaben wurden dann von den betreffenden Professoren klassifiziert; es zeigte sich, daß von den 15jährigen Schülern gegen die Hälfte, von den 17jährigen über ein Dritteil ungenügende Noten erhielten. Es war also unter den gegebenen besonderen Verhältnissen der tatsächliche Gewinn beim Unterrichte (diese Experimente beziehen sich wohl auf Handelsakademiker) bei weitem nicht derjenige, welcher mit Recht intendiert wird. Die Ursachen dieser Erscheinung sind naheliegend, sollen jedoch an dieser Stelle nicht diskutiert werden.

Inwieweit die von den Lehrern und Eltern nicht kontrollierten Schülerantworten bezüglich der Zeitverwendung ein Material zu beweiskräftigen Schlüssen bieten, darüber werden die Meinungen geteilt sein. Hinsichtlich der Allgemeingiltigkeit der Resultate läßt sich einwenden, daß die Zahlen der Untersuchten für die statistische Behandlung doch viel zu klein sind, wenn auch ausgewählte Individuen studiert wurden, bei deren Daten man allerdings mit kleineren Zahlen rechnen könnte. Die ungünstigen Ergebnisse bezüglich der zu gesunder Muskelarbeit verfügbaren Freizeit treten naturgemäß in erster Linie in den großen Städten hervor; es würde eine analoge Aufnahme an Gymnasien und Realschulen in Kleinstädten jedenfalls günstigere Resultate ergeben; der geringe Genuß, den der Spaziergang in den staubigen Straßen der großen Stadt bietet, mag vielleicht auch Mitursache dafür sein, daß als Verwendungsart der verfügbaren Freizeit in den Schülerberichten immer und immer wieder „Lektüre" auftritt. — Was die ungünstigen Ergebnisse betrifft, welche die Schülerelaborate nach Vorträgen ergeben haben, so liegt hier zweifellos eine sehr traurige Erscheinung vor, es würden aber wohl nicht in allen Fächern und in allen Klassen aller Schulen solche Ergebnisse zu konstatieren sein; leider ist nicht gesagt, mit welchen Fächern die Versuche gemacht wurden und wie alle gemachten Versuche ausgefallen sind, sondern es wurden nur die Ergebnisse von zwei Experimenten mitgeteilt.

Es ist sehr anerkennenswert, daß ein Privatmann, ganz besonders ein solcher, welcher nicht als Vater an der Frage interessiert ist, eine derartige Untersuchung unternimmt. Sie ist die erste etwas umfangreichere, welche in der vorliegenden Richtung in Österreich vorgenommen wurde, und enthält, wie die obigen Andeutungen zeigen, einige wertvolle Momente zur Frage der Schülerbelastung. Das Buch ist jedenfalls ein gutgemeinter Beitrag zur experimentellen Untersuchung der Schulverhältnisse und als solcher der Beachtung aller an Schulreformfragen Interessierten wert.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Über rationale Drei- und Vierecke.

Bei rationalen Drei- und Vierecken sind nicht nur die Seiten, sondern auch die Fläche durch rationale, d. h. ganze oder gebrochene Zahlen ausdrückbar [1]).

a) Die Fläche des △ mit den Seiten a, b, c ist durch die Formel

$$F = \sqrt{s.(s-a)(s-b)(s-c)} \ldots\ldots 1)$$

gegeben, wo $s = \frac{a+b+c}{2}$.

Wann wird die Formel 1) rational?

Um dies zu finden, setze man

$$s - a = k, \quad s - b = l, \quad s - c = m,$$

so daß also

$$k + l + m = s,$$

dann geht 1) in

$$F = \sqrt{(k+l+m).k\,l\,m} \ldots\ldots 2)$$

über. Setzt man

$$k + l + m = q^2.k\,l\,m,$$

so erhält man

$$F = q.k\,l\,m \ldots\ldots 3)$$

Aus obiger Gleichung geht hervor

$$m = \frac{k+l}{q^2\,k\,l - 1}.$$

Durch Substitution dieses Wertes in 3) erhält man

$$F = \frac{q\,k\,l.(k+l)}{q^2\,k\,l - 1} \ldots\ldots 4)$$

Für die Seiten des Dreieckes findet man allgemein aus

$$s - a = k, \quad s - b = l, \quad s - c = m$$

---

[1] Hier nur ganze Zahlen.

die Werte

$$a = s - k = l + m = l + \frac{k + l}{q^2 k l - 1}$$

$$b = s - l = k + m = k + \frac{k + l}{q^2 k l - 1}$$

$$c = s - m = k + l = k + l,$$

d. h.

$$a = \frac{k(q^2 l^2 + 1)}{q^2 k l - 1} \qquad \text{5)}$$

$$b = \frac{l(q^2 k^2 + 1)}{q^2 k l - 1} \qquad \text{6)}$$

$$c = k + l \qquad \text{7)}$$

1. Für $k = 6, \quad l = 8, \quad q = {}^1/_4$

erhält man

$$a = 15, \quad b = 13, \quad c = 14, \quad F = 84 \,\square.$$

2. Für $k = 2, \quad l = 4, \quad q = {}^1/_2$

wird

$$a = 10 = 5 \times 2, \quad b = 8 = 4 \times 2, \quad c = 6 = 3 \times 2, \quad F = 24,$$

daher allgemein

$$c = 3n, \quad b = 4n, \quad a = 5n$$

und $F = 6n^2$, wo $n = 1, 2, 3 \ldots$ in inf.

Nach Obigem sind die Seiten rationaler $\triangle$

$$13n, \; 14n, \; 15n \text{ und } F = 84n^2,$$

wo wieder

$$n = 1, 2, 3 \ldots \text{in inf.}$$

b) Rationale Vierecke.

Denkt man sich zwei rationale $\triangle$ mit einer gemeinschaftlichen Seite sich deckend so zusammengefügt, daß sie ein Viereck bilden, so wird dieses ein rationales sein, da sowohl seine Seiten als auch der Flächeninhalt rationale Zahlen sind.

Es handelt sich demnach um die Auffindung solcher rationaler $\triangle$, welche eine Seite gleich haben. Dies kann man nach der von mir gegebenen Methode (s. diese Zeitschr. 1903, S. 282) leicht ausführen. Z. B. aus den Dreiecken 3, 4, 5 und 5, 12, 13 erhält man das Viereck mit den Seiten 3, 4, 12, 13 und der $F = 36$ (bezw. 24). Die gleiche Seite 5 bildet selbstverständlich die Diagonale des rationalen Viereckes.

2. Beispiel. Aus den $\triangle$-Seiten 13, *14*, 15; *14*, 48, 50 setzt sich das Viereck 13, 15, 48, 50 und $F = 420$ zusammen.

Anmerkung. Bei einzelnen Arten von Vierecken werden die Rationalitäts-Bedingungen oft sehr auffallend vereinfacht, z. B. bei allen rechtwinkligen Parallelogrammen, deren Seiten rationale Zahlen sind, bei gewissen Trapezen usw.

Aus obigen Deduktionen folgt, daß es ganze Reihen von rationalen Drei- und Vierecken gibt.

Prag-Smichow. Prof. Fr. Hromádko.

Literarische Miszellen.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Von Dr. Friedr. Holzweißig. Lehraufgabe der Quinta. 14., neu durchgesehene Aufl. Hannover 1903, O. Goedel.

Das Übungsbuch für die II. Klasse ist nach denselben methodischen Grundsätzen wie das für die I. Klasse hergestellt. Die neue (14.) Auflage wurde durch die Einführung der neuen Rechtschreibung notwendig und hat der Verf., wie er im Vorworte bemerkt, dabei Vereinfachungen und Erleichterungen vorgenommen.

Tatsächlich sind nicht nur die Einzelsätze, sondern auch die ziemlich umfangreichen Übungsstücke — eines umfaßt 9 Nummern — der Fassungskraft der Schüler angemessen. Ihr Stoff ist zum großen Teile der griechischen und römischen Geschichte und Sage entnommen und mit vollständiger, aber im einzelnen maßvoller Heranziehung des grammatischen Pensums verarbeitet. Wahre Musterstücke sind in dieser Beziehung St. 66 „Die lykischen Bauern" (Acc. und Abl. auf *i*), St. 61 „*De regionibus Italiae*" (Komparation), St. 82 „Der Schiffskatalog", St. 85 „Die Streitkräfte der Griechen und Trojaner" (Numeralia). Die Einzelsätze, zumeist belehrender Art, bewegen sich in einheitlichen, die Schüler angenehm beschäftigenden Gedankenkreisen.

Dadurch, daß die Deponentia und die vier Konjugationen mit ihren Stammformen den Ergänzungen zur Formenlehre des Nomens vorausgehen, ist zu einer ausgiebigen Wiederholung des wichtigsten Teiles des Unterrichtes in der I. Klasse, nämlich des Verbums, bei Beginn des Schuljahres Gelegenheit geboten. Daß den Zwecken des Unterrichtes nicht nur die durch den Druck hervorgehobenen Musterformen, sondern auch geschickte Gruppierungen des grammatischen Lehrstoffes als Überschriften förderlich sind, zeigt die Zusammenstellung der Adjektiva der 3. Dekl. vor Nr. 78 und 79, wo zuerst die im Abl. sing. und Gen. plur., in der folgenden Nummer die im Gen. plur. abweichenden angeführt sind.

Während die Einrichtung des Buches, sein Inhalt und die Anordnung des Stoffes den pädagogischen und didaktischen Anforderungen entspricht, weist die Ausführung in einigen Fällen Mängel auf. Zunächst sind es Häufungen und Wiederholungen, welche den Ausdruck und den Sinn beeinträchtigen. Im Satze 6, Nr. 108 *Iuppiter iussit deas illas a Mercurio ad Idam montem duci, ut Paridem iuberet iudicare* kommt der Gedanke infolge des zweimal gesetzten *iubeo* nicht zur Geltung. In Nr. 13 wird der 6. Satz *Brennus plurimum auctoritate valebat* in den Nebensatz 7 *Cum auctoritate multum valeret* umgeprägt. Im deutschen Teil kehrt „schien" in Nr. 15 sechsmal wieder. Hier, dann auch in Nr. 10, S. 10—12; 37, S. 2; 88, S. 11 und 12, ebenso im lat. Stücke 20, Satz 3—8 sind die Sätze allzu mechanisch aneinander gereiht. An einigen Stellen fehlen die Konjunktionen, an anderen sind sie in ungehöriger Weise angewendet. So Nr. 41, S. 6; Nr. 106, S. 5; Nr. 18, S. 3.

Überflüssig sind die letzten Sätze der lat. Stücke 37 und 38; den Zusammenhang unterbricht der deutsche 3. Satz in Nr. 34 und der 10. in Nr. 40.

Die Latinität ist korrekt. Nur in Nr. 48 De Cadmo, S. 4 *Filii patriam relinquere iussi, nisi sororem reduxissent* fordert der Sinn die Änderung in „*patria carere*". Es ist bemerkenswert, daß der deutsche Text zahlreichere Verstöße zeigt als der lateinische. An folgenden neun Stellen machen sich Germanismen breit: Nr. 24, 7; 40, 14; 41, 6; 42, 5; 43, 2; 45, 3; 47, 11; 83, 11; 104, 12. Sicher wird der Verf. auch diese bei der nächsten Auflage seines sehr brauchbaren Buches beseitigen,

nicht nur dem Gebote der Gerechtigkeit „*suum cuique*“ folgend, sondern auch in der Erwägung, daß schon auf dieser Stufe durch Entgegenstellung der deutschen und lateinischen Sprachmittel an der sprachlich-logischen Schulung des jugendlichen Geistes gearbeitet werden muß.

Teschen. H. Bill.

Dr. Heinrich Grein, Studien über den Reim bei Théodore de Banville. Kiel, Verlag von Robert Cordes 1903. 72 SS. Preis 2 Mk.

Eine sehr fleißige und gediegene Arbeit über die Reimkunst des Lyrikers Banville, eines der größten Meister der Form unter den französischen Dichtern.

Diese „Studien“ bilden somit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der französischen Verstechnik überhaupt. Der Verf. behandelt seinen Stoff in zwei Kapiteln, die Phonetik des Reims und die Semantik desselben, und kommt zu dem Ergebnis, daß das Streben nach möglichst ausschließlich reichen Reimen für Banville zwar charakteristisch ist, daß sich aber auch hinreichende Reime finden.

Julius Ackerknecht, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen? Marburg i. H., Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1902. 27 SS.

Diese Schrift ist ein Abdruck aus der Zeitschrift für die neueren Sprachen. Der Verf., Professor an der kgl. Friedrich Eugens-Realschule zu Stuttgart, der sich mit einem Franzosen, Prof. Banderet am höheren Lehrerinnen-Seminar in Stuttgart, ins Einvernehmen gesetzt hat, unterbreitet hier Vorschläge im Detail mit eingehender Begründung. Wir haben in dieser Zeitschrift schon gelegentlich der Besprechung einer anderen Schrift, die ebenfalls von der Reform der französischen Syntax handelt, darauf hingewiesen, daß an den österreichischen Schulen in dieser Frage mit Recht im wesentlichen eine abwartende Stellung eingenommen wird.

Französisches Elementarbuch von Dr. K. Kühn und Dr. R. Diehl. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1903. VI und 318 SS.

Dieses Buch ist aus verschiedenen anderen Unterrichtsbüchern der Verff. entstanden und für lateinlose Schulen und höhere Mädchenschulen bestimmt. Zu beliebigem Gebrauche sind 11 Texte in Lautschrift und 16 Melodien vorausgeschickt. Dann folgen 150 Lesestücke, die durch Illustrationen anschaulich gemacht sind. Die Lesestücke 1—57 haben ein besonderes Wörterverzeichnis. Im übrigen befindet sich ein alphabetisches Vokabular mit Angabe der Aussprache am Schlusse. Die Lesestücke bilden den 1. Hauptabschnitt des Buches; der zweite besteht aus der Grammatik, die in einen kurzen Elementarkurs und einen systematischen Teil zerfällt. Als 3. Abschnitt sind die Übungen anzusehen, welche mannigfacher Art sind und auch deutsche Übersetzungsaufgaben enthalten. Der Gang des Unterrichts ergibt sich aus dem letzten Abschnitt. Das Buch ist für die Unterstufe berechnet. Es soll seinerzeit in einem Lese-



buche und einer Grammatik mit Übungen für die mittleren Klassen seine Fortsetzung erfahren.

Das vorliegende Elementarbuch steht, wie man sieht, auf dem Standpunkte der vermittelnden Methode und dürfte sich als eines der besten Lehrmittel dieser Art erweisen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Elementare Berechnung der Logarithmen, eine Ergänzung der Arithmetik-Bücher von Dr. Hermann Schubert. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1903.

Gleichwie die früheren mathematischen Schriftwerke desselben Verf. ist auch das vorliegende klar abgefaßt, daß es von jedem besseren Schüler der obersten Gymnasial- oder Realschulklasse ohne Hilfe des Lehrers mit Erfolg benutzt werden kann.

Buchstabenrechnung und Algebra verbunden mit Aufgabensammlung von Dr. B. Féaux. 10. verbesserte und vermehrte Aufl. besorgt durch Prof. Fr. Busch. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1903.

Bei der Neubearbeitung des vorliegenden Buches war das Bestreben des Herausgebers vor allem dahin gerichtet, dasselbe mit den neuen preußischen Lehrplänen in Übereinstimmung zu bringen. Um den Anforderungen dieser Lehrpläne für realistische Anstalten gerecht zu werden, wurden auch die Lehre von den Reihen und die Maxima und Minima der Funktionen in Kürze behandelt. Im übrigen ist sowohl der theoretische Teil des Buches als auch die Aufgabensammlung einer genauen Überprüfung unterzogen worden, so daß man dasselbe in seiner jetzigen Gestalt als zum Unterrichte durchaus geeignet bezeichnen kann.

Johann Kleiber, Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. 2. verbesserte Aufl. München und Berlin 1903, Verlag von R. Oldenbourg.

Als Ganzes betrachtet macht dieses Buch einen günstigen Eindruck sowohl durch die Einfachheit und Klarheit der Darlegung, in welcher überall das Wesentliche der Naturerscheinungen hervorgehoben wird, als auch durch die Vorführung einer großen Menge von Versuchen, die sich mit den einfachsten Mitteln bewerkstelligt werden können, sowie ferner dadurch, daß den einzelnen Kapiteln sehr gut gewählte Aufgaben rechnender und experimenteller Natur beigefügt sind. Doch erscheinen manche Abschnitte gar zu knapp behandelt und mancherlei Nötiges und Wissenswertes fehlt überhaupt. So nimmt z. B. die Wellenlehre und Akustik zusammen kaum 15 Seiten in Anspruch, wie denn auch dieser Teil des Buches in didaktischer Hinsicht viel zu wünschen übrig läßt. Unzulänglich ist die Lehre von der Farbenzerstreuung, in welcher nicht einmal eine Methode zur Herstellung eines scharfen Sonnenspektrums besprochen und Spektroskope mit keiner Silbe erwähnt werden. Mangelhaft ist ferner die Besprechung des Galiläischen Fernrohres, aus welcher der Schüler nicht zu erkennen vermag, warum dem Okular die in der Figur ersichtliche Stellung gegenüber dem Objektiv gegeben werden muß. Von dem so wichtigen Dopplerschen Prinzip erfährt man nichts, ebenso wenig vom Nonius. Aus dem Gebiete der theoretischen Optik ist überhaupt nicht

aufgenommen, wodurch die Verwendbarkeit des Buches an den heimischen Gymnasien ausgeschlossen ist. Die Definition einer Flüssigkeit auf S. 57 ist wohl eine sehr geschraubte und der Ausdruck auf S. 51 „Konfiguration der Atome im Molekül" wenig gelungen. Auf S. 137 wird das Pneumatische Feuerzeug zweimal nacheinander als Beispiel angeführt, was in einer Zweitauflage hätte bemerkt werden können. Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung geradezu musterhaft.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

71. D. Czechowski, Die Hausgötter in Pompeji. Progr. des k. k. II. Staatsgymnasiums in Przemyśl (ruthenisch) 1900. 24 SS.

Nachdem der Verf. in der Einleitung eine kurzgefaßte Geschichte der pompejanischen Ausgrabungen mit Hinweis auf die Bedeutung derselben vorausgeschickt hat, teilt er seinen Aufsatz in drei Teile. Den ersten widmet der Verf. einer eingehenden Erörterung und Würdigung des Wesens der römischen Hausgötter (Lares, Penates, Genii), wobei er sich auf die neueren Forschungen stützt.

Im zweiten Abschnitt erzählt er von dem allgemein verbreiteten Götterkultus in Pompeji, von der Form der Altäre, gibt graphisch den Plan eines pompejanischen Hauses und führt diejenigen Häuser auf, in welchen die Hausgötterkapellen (*sacraria*, *sacella*) oder Nischen (*aediculae*) sich vorfinden (vorzugsweise im *atrium*, *peristylium*, in der Küche oder aber in der *pistrina*, nur zweimal in einer *ala*).

Mitunter entschuldigt sich der Verf., daß er hie und da vielleicht ungenaue Daten angeführt hat, weil ihm keine offiziellen Berichte zu Gebote standen.

Im dritten Teil seines Aufsatzes zählt der Verf. der Reihe nach diejenigen Stellen auf, wo er die Hausgötter als Wandmalerei betrachtete. Wo er selbst diese nicht gesehen hat oder sie zu sehen nicht imstande war, schließt er sich den Forschungen Helbigs und Maus an. So werden zuerst 8 Häuser verzeichnet, in deren einzelnen Hauspartien je eine Schlange (als Sinnbild des Genius) zu sehen ist. Ferner werden 11 Häuser genannt mit je zwei Schlangen, dann folgt ein Verzeichnis der Genien, wo dieselben als idealisierte Hausherren (einmal porträtähnlich) dargestellt sind (3 Häuser), desgleichen Lares, ferner Genien und Lares, dann Penaten, ferner Laren und Penaten, endlich Laren, Genien und Penaten.

Die mit vier in den Text gedruckten Abbildungen versehene Abhandlung zeichnet sich durch gründliche, frische und fließende Darstellung aus; doch wäre sie im ersten Teil (S. 4 ff.), wo der Verf. verschiedene Meinungen und Erläuterungen der alten Schriftsteller über das Wesen der Hausgöttergruppen wissenschaftlich anzuordnen bemüht war, für die Schüler noch faßlicher gestaltet worden, wenn er eben von diesen Erörterungen abgesehen hätte. Sonst verdient der Aufsatz gehörige Anerkennung.

Neu-Sandez. St. Rzepiński.

72. **Fischer Gebhard, Der Anteil Vorarlbergs am österrei-chischen Erbfolgekriege im Jahre 1744.** Progr. des k. k. Real- und Obergymnasiums in Feldkirch 1902. 16 SS.

Als im Herbste 1744 die Baiern mit einem französischen Hilfskor die österreichischen Vorlande besetzten, kam auch Vorarlberg in d größte Gefahr, von den Feinden überschwemmt zu werden. Diese Gefa stand unmittelbar bevor, als der französische General Belleisle a 12. Oktober die Stadt Konstanz, der auf ihr Ansuchen Vorarlberg Mann zuhilfe zu stellen bereit gewesen wäre, besetzt hatte. Die Lag war um so mißlicher, da das ohnehin verarmte Land auf seine eige Kraft angewiesen war. Aber wie schon so oft wußten sich die Stän die in dem mit der Landesverteidigung betrauten Oberstfeldhauptman Bartholomäus von Mainersperg einen umsichtigen Berater und eine fe Stütze fanden, in entsprechender Weise zu helfen. Schon am 18. Se tember war der Landesausschuß in der Stärke von 3000 Mann na Bregenz berufen worden, um vor einem plötzlichen Überfalle gesiche zu sein. Da auch die Pässe in gutem Verteidigungszustande waren schon im Vorjahre Vorkehrungen zur Sicherung des Landes getroff worden waren, wagten die Franzosen zunächst zu Lande keinen Vorst sondern versuchten es, sich am 23. Oktober nachmittags unter Führu des Marquis von Chateler mit fünf armierten Schiffen der Mehrerau näheren. Der Versuch scheiterte aber so vollständig durch das wohlgezie Geschützfeier der Verteidiger, daß sie auch später zur See keinen m machten. Sie schoben vielmehr bei 9000 Mann nach Hörbranz vor, der damalige Kurat Matthäus Schaal auf seinem Posten mutig zum Best des Volkes ausharrte. Aber auch der Angriff, den Prinz Clermont a Allerheiligenfeste während des Gottesdienstes auf den Sulzberg versuc scheiterte, da der dortige Hauptmann Stöckler und seine 130 Mann in de von der Haushut schnell und entschlossen herbeigeeilten mutigen Weiber eine kräftige Unterstützung erhielten. Da Amman Vogel zudem auf de bedrohten Schanzen in kurzer Zeit bei 3000 Verteidiger und mehre Geschütze aufgestellt hatte, so zog sich Clermont zurück und wagte a 6. November noch einen Angriff auf die Unnoth, das äußerste Bollwe gegen Lindau zu, der aber auch vollständig mißlang. Am 7. Novem wurde daher die ganze Mannschaft von 9000 Mann aus dem Lager v Hörbranz in die Winterquartiere nach Konstanz und Schwaben abgefüh so daß auch der Landsturm in der Stärke von 9000 Mann und 3000 Ma vom Ausschusse am 16. November in die Heimat entlassen werd konnten. Die Franzosen zählten 118 Tote und 200 Verwundete, Landesverteidiger nur einen Toten und einige Leichtverwundete. — D kundige Verf. verstand es, in aller Kürze durch Herbeiziehung von Akte stücken aus den Stadtarchiven von Bludenz und Feldkirch und aus de Museum in Bregenz von der entschlossenen und mutigen Landesvertei gung ein genaues und recht anschauliches Bild zu entwerfen. Die wiesene Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit, an der die Nachkommen i Freude haben, fand auch damals in Wien die größte Anerkennung der Landesfürstin und den Ministern, da weder schöne Versprechunge und Drohungen noch die Kriegsnot die angestammte Treue der Vora berger zu erschüttern vermocht hatten.

Schlägl (Ob.-Öst.). Dr. Laurenz Pröll.

73. **Lühne V., Unsere Kenntnisse über Artenbildung im Pflanzenreiche.** Progr. des Kommunal-Realgymn. in Tetschen a. E. 1902. 14 SS.

Ein so wichtiges Kapitel der Biologie, wie jenes über die Entstehung und Bildung der Arten, in einem gedrängten Rahmen zusammenzufassen, ist ein gewagtes Unternehmen: auch läßt sich nicht behaupten, daß Verf. seine Aufgabe glücklich gelöst habe. Die ganze objektive und kritikfreie Darstellung bleibt sehr dunkel; Beispiele, die gerade sehr angezeigt gewesen wären, sind nicht vorgeführt, oder nur ohne experimentelle Begründung gestreift. Einige neuere Autoren über den Gegenstand werden übergangen.

Die Artenbildung beruht auf Formänderung: dieser Satz bildet die Grundlage der Schrift. Eine Formänderung kann nun — je nach den Ansichten der zitierten Autoren — entweder „entsprechend den von außen erfolgenden Anforderungen" vor sich gehen (Lamarck), oder sie „kann von äußeren Faktoren so begünstigt werden (Zuchtwahl) — ohne Zutun des pflanzlichen Organismus — daß durch Anhäufung mehrerer anfangs unbedeutender Abänderungen im Laufe der Zeit eine neue Art erzogen wird" (Ch. Darwin). Die Neubildung von Merkmalen kann aber mit einem Male, ganz ohne Einwirkung seitens der Umgebung, in Intervallen von ungefähr 4000 Jahren (Mutation) erfolgen (H. de Vries); die Artenbildung kann wiederum eine Folge direkter Anpassung sein (Warming). Diese vier verschiedenen Ansichten werden noch etwas für sich besprochen, um dann zu dem zusammenfassenden Satze, am Abschlusse, zu gelangen: „Artenbildung durch Abänderung der Organisationsmerkmale [diese, im Sinne Wettsteins] erfolgt durch Kreuzung und Mutation, — auch die Korrelationserscheinungen sind hier anzuführen —, während besonders auf dem Wege direkter Anpassung Artenbildung durch Umwandlung der Anpassungsmerkmale [auch im Sinne Wettsteins] vor sich geht. Für die Kulturpflanzen gilt noch die Neubildung von Arten durch künstliche Zuchtwahl (*selection*)." Daß dieser Satz die abweichenden Gesichtspunkte der Auteren harmonisch zu vereinigen trachtet, liegt auf der Hand; aber ein Bild der Artenbildung, eine Erklärung derselben, kann man darin auch nicht finden.

Pola. R. Solla.

Mitteilung.

Gebrannte und ungebrannte *Terra sigillata*.

In der Chemisch-technischen Versuchsanstalt bei der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin-Charlottenburg ist der Unterzeichnete als Praktikant bis auf weiteres mit analytischen und synthetischen Arbeiten über die gebrannte *Terra sigillata*, jenes korallenrote Töpfergeschirr mit dem Sammetglanz, beschäftigt. Alle diejenigen, welche in der Lage und geneigt sind, chemisch-technisch an der Klärung der römisch-germanischen *Terra sigillata*-Frage sich zu beteiligen, sei es durch Übermittlung von technisch verdächtigen und richtigen Scherben, auch solcher der altgriechischen Schwarzglanztechnik, Angabe technisch wertvoller Literatur an schwerer zugänglicher Stelle, Beschreibung von Techniken ähnlich aussehender Waren, wie derer von China, der Türkei, Ägypten, Rumänien (schwarz; Burgaz rot), Mexiko, Antillen, sei es anderswie, werden im wissenschaftlichen Interesse höflichst gebeten, ihm hievon Mitteilung zu machen.

Diese Bitte bezieht sich namentlich auf die betreffenden Herren Museums-Vorsteher und auf zuständige Privatpersonen des In- und Auslandes, soweit der Unterzeichnete zu ihnen noch nicht in Beziehung steht. Es wird in erster Linie an dasjenige Ausland gedacht, welches in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter römischem Einfluß gestanden hat. Auch ist die geographische Skizzierung der bisherigen *T. s.*-Funde geplant, wobei besonders die Peripherien der römischen Grenzgebiete in Betracht kommen, so die festen Standlager der oktavianischen Heere an den Grenzen am Rhein, an der Donau und am Euphrat, dann auch etwaige *T. s.*-Funde an den skandinavischen Grenzen und in den spanischen Ländern. Beziehungen zu Lokal-Mineralogen der in Frage kommenden Töpferkolonien, besonders Germaniens und Galliens (z. B. Pfalz, Westerndorf, Graufesenque, Lezoux, an der Allier, in Montans [Tarn], Gannat, Vichy) u. a. sind im wissenschaftlichen Interesse sehr erwünscht.

Eine Arbeit über die früher zu pharmakologischen Zwecken verwandte, ungebrannte und gesiegelte *Terra sigillata*, das alte Universal-Heilmittel, geht nebenher. Es soll hier zunächst das in vielen Museen, Apotheken und bei Privatpersonen u. a. zerstreute Material nach Möglichkeit literarisch zusammengestellt und gesichtet werden. Von einheimischen Bolusarten kommen besonders die von Schlesien, Böhmen, Hessen, Württemberg in Betracht, auch die romanischen und orientalischen Ursprungs sollen eingehend berücksichtigt werden.

Jede Anregung, namentlich auch aus dem Ausland, wird mit Dank angenommen und selbstverständlich nach Möglichkeit im Text berücksichtigt werden. Zuschriften beliebe man möglichst in deutscher, französischer oder englischer Sprache an den Unterzeichneten zu richten.

Berlin W. 35, Potsdamer Straße 35. Paul Diergart.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 14. Juli 1904, Z. 4509, betreffend die Zulassung der Realschulabsolventen zu den Universitätsstudien. — Die seitens der Unterrichtsverwaltung in der Frage der Zulassung von Realschulabsolventen zu den Universitätsstudien in letzterer Zeit veranlaßten Beratungen von Schulmännern sowie die in derselben Sache eingeholten Äußerungen der Universitäten haben ergeben, daß die Ansichten über die Zulassung der Realschüler zur Universität und im Zusammenhange damit über eine weitergehende Aus- und Umgestaltung des Mittelschulwesens so sehr voneinander abweichen, daß eine definitive Regelung dieser Frage die allgemeine Befriedigung nicht erzielen könnte. In Würdigung dieser Verhältnisse finde ich in Absicht einer Erleichterung des Übertrittes von Realschülern zur Universität im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen bis auf weiteres Nachstehendes zu verordnen: 1. Die in der Ministerial-Verordnung vom 28. April 1885, Z. 7553 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 24) vorgesehene Maturitätsprüfung für Universitätsstudien der Realschulabsolventen hat sich in Hinkunft nur auf Latein, Griechisch und philosophische Propädeutik zu beschränken. Bei der Beurteilung des Prüfungsergebnisses ist auf die durch das Realschul-Maturitätszeugnis dokumentierte Gesamtbildung des Kandidaten entsprechende Rücksicht zu nehmen. Zur Abhaltung dieser Ergänzungsprüfungen werden in Universitätsstädten über Antrag der Landesschulbehörde besondere Prüfungskommissionen eingerichtet. Diese Prüfungskommission tritt erforderlichen Falles jährlich zweimal (im März und Oktober) zusammen und besteht aus *a)* dem zuständigen Landesschulinspektor oder dessen Stellvertreter als Vorsitzenden, *b)* dem vom akademischen Senate zu nominierenden Vertreter der Universität, *c)* den von der Landesschulbehörde zu bestimmenden Fachlehrern als Examinatoren der bezeichneten Prüfungsgegenstände. Für die Anmeldung und Durchführung dieser Prüfung haben die für die Abhaltung der Maturitätsprüfung an Gymnasien giltigen Normen sinngemäße Anwendung zu finden, doch darf ein Kandidat erst nach Ablauf eines Jahres vom Zeitpunkte der Erwerbung des Realschul-Maturitätszeugnisses zur Ergänzungsprüfung zugelassen werden. Wird die Prüfung für bestanden erklärt, so ist dem Reifezeugnisse des Kandidaten ein Vermerk beizufügen, der unter Bezugnahme auf diese Verordnung angibt, wann und mit welchem Erfolg sich der Examinand der Prüfung in den bezeichneten Fächern unterzogen hat. Dieser Vermerk ist mit den Worten: „Da hienach der Examinand den

normierten Forderungen.................entsprochen hat, so wird ihm hiedurch das Zeugnis der Reife zum Besuche einer Universität ausgestellt" abzuschließen, von den Mitgliedern der Prüfungskommission zu unterfertigen und mit dem Amtssiegel zu versehen. Für die Wiederholung der ganzen Prüfung oder der Prüfung aus einem einzelnen Gegenstande gelten die für die Maturitätsprüfung an Mittelschulen bestehenden Normen. Als Taxe für das Examen hat der Kandidat 24 Kronen vor dem Beginne der schriftlichen Prüfung zu erlegen. 2. Es bleibt den Realschulabiturienten überlassen, sich die zur Ablegung dieser Ergänzungsprüfung erforderlichen Kenntnisse durch Privatstudium zu erwerben. Doch wird an einzelnen Realschulen oder auch an einzelnen Gymnasien nach Maßgabe des Bedarfes sowie nach Zulässigkeit der budgetären Mittel ein nicht obligater Unterricht aus Latein, eventuell auch aus Griechisch für Realschüler eingerichtet werden. Ferner kann erforderlichen Falles auch an Universitäten für den Unterricht in Latein, eventuell auch in Griechisch behufs Vorbereitung von Realschulabiturienten zur Ablegung der Ergänzungsprüfung Vorsorge getroffen werden. Das Realschul-Maturitätszeugnis in Verbindung mit dem Nachweis über die mit Erfolg bestandene Ergänzungsprüfung berechtigt zur Inskription als ordentlicher Hörer an einer Universität. Die eventuell vorher in der Eigenschaft eines außerordentlichen Hörers an einer Universität zurückgelegte Studienzeit kann in die ordentliche Studiendauer nicht eingerechnet werden. Die Begünstigungen aber, welche den Realschulabiturienten als außerordentlichen Hörern an einer philosophischen Fakultät bezüglich der Zulassung zur Lehramtsprüfung im Sinne der Ministerial-Verordnung vom 30. August 1897, R.-G.-Bl. Nr. 220, betreffend die Prüfung der Kandidaten des Gymnasial- und Realschullehramtes, eingeräumt sind, werden hiedurch nicht berührt. Diese Verordnung tritt mit dem Studienjahre 1904/1905 in Kraft.

Erlaß des Ministers für Kultus- und Unterricht vom 16. August 1904, Z. 4572, betreffend die Entlohnung der an staatlichen Lehranstalten bestellten Aushilfsdiener während der Ferialzeit. Da sich bei Anwendung der Verordnung des Gesamtministeriums vom 15. Oktober 1902, R.-G.-Bl. Nr. 200[1]), betreffend die bei staatlichen Behörden, Ämtern und Anstalten verwendeten Aushilfsdiener, mehrfache Zweifel darüber ergeben haben, ob die mit dieser Verordnung festgesetzte Entlohnung der Aushilfsdiener auch für die Hauptferien, also für volle 12 Monate stattzufinden hat, wird in dieser Hinsicht nach gepflogenem Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium zur Aufklärung und Darnachachtung folgendes bemerkt: Aus der obgedachten Verordnung, bezw. aus § 4 derselben, kann an sich nicht gefolgert werden, daß die Aushilfsdiener auf die normgemäße Entlohnung auch während der Ferien unbedingt, also ohne Rücksicht darauf, ob sie während dieser Zeit beschäftigt sind oder nicht, Anspruch hätten, da § 4 jener Verordnung vielmehr als Regel aufstellt, daß das Taggeld den Aushilfsdienern nur für jene Tage gebühre, an welchem sie tatsächliche Dienste geleistet haben, und nur die Ausnahme statuiert, daß ihnen dieses Taggeld auch für die in die Zeit ihrer Dienstleistung fallenden Ruhetage zuzukommen hat. Als solche Ruhetage, worunter nach diesem Wortlaute sowohl als nach dem ganzen Sinne dieser Bestimmung eben nur einzelne oder mehrere in das Schuljahr fallende Ruhetage (Sonn- und Feiertage, kurze Zwischenferien), nicht aber eine zwei Schuljahre trennende längere Ruheperiode, wie die Hauptferien, eine solche darstellen, verstanden werden kann, sind letztere, die Hauptferien demnach nicht anzusehen und wird es vielmehr in jedem konkreten Falle darauf ankommen, festzustellen, ob die betreffenden Aushilfsdiener auch während der Hauptferien, eventuell

---

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1902, Nr. 46, S. 505.

während welchen Teiles derselben in solcher Weise verwendet werden, daß sie in dieser Zeit als „vollbeschäftigt“ (§ 3 der zitierten Verordnung) zu betrachten sind. Nur für diese Zeit ist für dieselben daher ein Anspruch auf die vorschriftsgemäße Entlohnung begründet und wolle daher künftighin hienach, nach diesen Grundsätzen vorgegangen werden. Desgleichen ist demnach bei den Präliminaranträgen für die Bezüge eines zu bestellenden Aushilfsdieners nur dann mit dem vollen Jahresbetrage präliminarmäßig vorzusorgen, wenn in dem betreffenden Falle nach Lage der konkreten Verhältnisse nachgewiesen ist, daß der in Frage kommende Aushilfsdiener auch während der Ferialzeit soweit in Anspruch genommen sein wird, daß er unter die zitierte Bestimmung der Verordnung vom 15. Oktober 1902 subsumiert werden kann. Derartige Präliminaranträge sind daher auch stets dementsprechend speziell zu motivieren. Hinsichtlich jener Aushilfsdiener, welche bereits bisher den vollen Jahresbezug genossen haben, wird ausnahmsweise gestattet, daß ihnen dieser Bezug jedoch nur für ihre Person, also nur bis zu einem neuen Besetzungsfalle gewahrt werde.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. Klasse des städtischen Mädchen-Lyzeums in Klagenfurt für das Schuljahr 1903/1904 das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., II. und III. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums in Mödling das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1903/1904 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. Klasse des Landes-Mädchen-Lyzeums mit italienischer Unterrichtssprache in Pola verliehene Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1903/1904 auf die II. Klasse ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I., II., IV., V. und VI. Klasse des Mädchen-Lyzeums des Vereines „Vesna“ in Brünn verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die III. Klasse für das Schuljahr 1903/1904 ausgedehnt, ferner derselben Anstalt für das gleiche Schuljahr das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das dem Mädchen-Lyzeum in Baden für die I. und II. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die III. Klasse für das Schuljahr 1903/1904 ausgedehnt.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Zum Landesschulinspektor der Direktor des Gymn. in Drohobycz Dr. Franz Majchrowicz.

Zum Direktor der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Miorini Edlen von Sebentenberg.

Zum Direktor der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke Dr. Johann Pietsch.

Zum Direktor der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Franz Pejscha.

Zum Direktor der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke der Direktor der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Josef Heller.

Zum Direktor des II. Gymn. in Graz der Prof. am I. Gymn. in Graz Bezirksschulinspektor Dr. Otto Adamek und der Prof. am III. Gymn. in Graz Albin Nager zum Direktor dieser Anstalt.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Zisterzienserordenspriester des Stiftes Hohenfurt Dr. Stefan Zach.

Zum Direktor des Gymn. in Schlan der Prof. am Gymn. in Pilgram und Bezirksschulinspektor in Příbram Franz Šafránek.

Zum Direktor des Gymn. in Capodistria der Prof. am Gymn. daselbst Johann Bisiac.

Zum Direktor der Realsch. in Warnsdorf der Prof. an der Realsch. in Leitmeritz Josef Zeidler.

Zum Direktor der Realsch. in Klagenfurt der Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Schulrat Hugo Schwendenwein.

Zum Direktor des Gymn. in Nowy Targ (Neumarkt) der Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Kasimir Krotoski.

Zum Direktor der Realsch. in Troppau der Direktor des Gymn. in Bielitz Regierungsrat Dr. Friedrich Wrzal.

Zum Direktor der Realsch. in Příbram der Prof. an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen Johann Štěpánek.

Zum Direktor des Gymn. in Drohobycz der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Josef Staromiejski.

Zum Direktor des Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Leopold Weingartner.

Zum Direktor des Franz Joseph-Gymn. in Lemberg der Direktor des Gymn. in Sambor Dr. Franz Tomaszewski und der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Josef Szafran zum Direktor des Gymn. in Sambor.

Zum Direktor des Real- und Obergymn. in Smichow der Direktor des Gymn. in Časlau Peter Müller und der Prof. am Real- und Obergymn. in Smichow Josef Novák zum Direktor des Gymn. in Časlau.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt der Direktor der Realsch. in den Kgl. Weinbergen Wenzel Starý.

Zum Direktor der Realsch. in den Königlichen Weinbergen der Direktor der Realsch. in Rakonitz Franz Wurm.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Ladislav Dolanský.

Zum Direktor der Realsch. in Rakonitz der Prof. an der Realsch. in Pardubitz Wenzel Machoň.

Zum Direktor des Gymn. in Stryj der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Julian Dolnicki.

Zum Direktor des IV. Gymn. in Lemberg der Direktor des Gymn. in Stryj Schulrat Dr. Karl Petelenz.

Zum Direktor des II. Gymn. in Rzeszow der Prof. am II. Gymn. in Lemberg Dr. Miecislaus Warmski.

Zum ord. Prof. der techn. Hochschule in Prag der Realschulprof. Augustin Pánek.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Beneschau der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Leopold Kolář.

Zum Religionslehrer am Gymn. in Mitterburg der Pfarradministrator in Lovrana Franz Francolla.

Zum Religionslehrer am Gymn. in Proßnitz der suppl. Religionslehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Dr. Karl Kyselý.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Saaz der Assistent an der I. deutschen Realsch. in Prag Gustav Richter.

Zum defin. Turnlehrer am II. Gymn. in Czernowitz der suppl. Turnlehrer an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz Johann Wilhelm.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Julius Tronner.

Zum defin. Turnlehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag der Nebenlehrer für Turnen am Gymn. in Leitmeritz Franz Puhl.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Teplitz-Schönau der defin. Turnlehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag Theodor Fischer.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Jungbunzlau der prov. Turnlehrer der Realsch. in Königgrätz Vinzenz Volejník.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Žižkow der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt Anton Svojsík.

Zum prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. in Jungbunzlau Wenzel Velkoborsky.

Zum Privatdozenten für poln. Literaturgeschichte der Prof. am VI. Gymn. in Lemberg Dr. Konstantin Wojciechowski.

Zum Privatdozenten für griech. und röm. Geschichte der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge Dr. Emanuel Peroutka.

Zum Mitgliede des Landesschulrates von Istrien der Direktor des Gymn. in Capodistria Johann Bisiac.

Zu Mitgliedern und Fachexaminatoren der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen mit böhm. Unterrichtssprache in Prag auf die Dauer der Studienjahre 1904/1905 bis 1906/1907: für Geographie den Universitätsprof. Dr. Franz Augustin, für Mathematik den Universitätsprof. Dr. Karl Petr, für Kunstgeschichte den Universitätsprof. Dr. Gottlieb Matějka, für Somatologie und Gesundheitslehre den titul. Universitätsprof. Dr. med. Heinrich Matiegka.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zum Fachexaminator für Chemie der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Georg Vortmann.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg und zum Fachexaminator für Philosophie der außerord. Universitätsprof. Dr. Mścisław Wartenberg.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Böhmen der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Žižkow Franz Bílý.

Zu korrespondierenden Mitgliedern im Inlande der Gymnasialprof. in Wien Dr. Richard Kornelius Kukula und der Gymnasialprof. in Wien Dr. Franz Perschinka.

Zu Korrespondenten der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik der Realschulprof. und Bezirksschulinspektor in Laibach Albin Belar, der Prof. i. R. in Salzburg Eberhard Fugger.

Zum Fachexaminator für geometrisches Zeichnen bei der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz für das Studienjahr 1904/1905 der außerord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Robert Daublebsky v. Sterneck.

Zum Direktor-Stellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Lemberg der ord. Universitätsprof. Dr. Ignaz Zakrzewsky.

Zu Konservatoren der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Gymnasialprof. Dr. Rudolf Dannesberger in Trient, der Gymnasialprof. Desiderio Reich in Trient, der Katechet an der Realsch. in Rovereto Don Luigi Rossatti.

Zu Konservatoren der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Direktor des Gymn. in Ragusa Josef Posedel, der Prof. an der genannten Lehranstalt Dr. Milorad Medini, der Prof. am Gymn. in Cattaro Matthäus Chrubim

Segvić und der wirkl. Lehrer an der eben erwähnten Lehranstalt Josef Čičin.

Zu Konservatoren der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Eduard Nowotny, der Prof. am Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Krainburg Dr. Jakob Žmavc, der Prof. an der Oberrealsch. in Olmütz Adolf v. Roth.

Zum ord. Prof. der darstellenden Geometrie an der böhm. techn. Hochschule in Brünn der Direktor der städt. Realsch. in Náchod Friedrich Procházka.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Cilli der Supplent an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke Josef Schlemmer.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl der Supplent am akad. Gymn. in Lemberg Josef Rozdolski.

Zum wirkl. Lehrer an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz der Supplent an dieser Anstalt Dr. Klaudius Biliński.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Příbram der Supplent an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Dr. Gustav Winkler.

Zum Lehrer an der Vorbereitungsklasse des Gymn. in Gottschee der defin. Lehrer an der Volksschule in Kartschowin-Leitersberg Otmar Herbst.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Marburg der Supplent am Gymn. der Benediktiner in Melk Dr. Franz Ibler.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg der Übungslehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Komotau Josef Weber.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Alexander Kossowicz.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg der Lehrsupplent Dr. Otto Trautmann.

Zum prov. Lehrer der nautischen Sektion an der Handels- und nautischen Akademie in Triest der Leiter dieser Sektion Prof. Artur Vital.

Zum Prof. an der Gewerbeschule in Reichenberg der Prof. am Gymn. in Linz Franz Babsch.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat eine Lehrstelle am Sophien-Gymn. in Wien dem Prof. am Gymn. in Floridsdorf Jakob Juroszek und eine Lehrstelle am Gymn. in Floridsdorf dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Leopold Winkler verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt Emmerich Kleinschmidt eine Lehrstelle an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat eine Lehrstelle am Maximilian-Gymn. in Wien dem wirkl. Lehrer am I. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Friedrich Machaček und eine Lehrstelle am Gymn. in Innsbruck dem Prof. am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) Alois Mayr verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien in ihrer dermaligen Zusammensetzung für die Funktionsperiode 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die mit den Ministerial-Erlässen vom 19. Oktober 1892, Z. 5241, vom 4. Juli 1895, Z. 10591, vom 9. November 1898, Z. 24288, und vom 15. Juni 1901, Z. 18111, ernannten Fachinspektoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten: Anton Anděl, Eduard Brechler, Anton Friebel, Josef Langl, Hermann Lukas, Josef Škoda und Anton Stefanowicz in dieser Funktion für das Schuljahr 1904/1905 bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten

in Prag in ihrer dermaligen Zusammensetzung für die Studienjahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Dr. August Haberda am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Dr. Johann Scharnagl und Dr. Friedrich Ladek am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Siegfried Mekler am Elisabeth-Gymn. in Wien, Dr. Karl Ertl am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Florian Weigel am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Müllner am Maximilian-Gymn. in Wien, Dr. Franz Neumann am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Ferdinand Holzner, Robert Seeböck und Rudolf Knesek am Gymn. in Floridsdorf, Dr. Johann Czerny und Dr. Georg Schön am Gymn. in Wiener-Neustadt, Dr. Emil Stern an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, Ernst Kaller und Anton Stangl an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Martin Watzger und Dr. Leopold Wurth an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Arthur Brandeis an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Robert Bittner an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Dr. Josef Schuhbauer an der Realsch. in Steyr, Dr. Kamillo Huemer am Gymn. in Salzburg, Ladislaus Pazdirek am II. Gymn. in Graz, Ferdinand Kroier und Martin Sebastian an der Realsch. in Graz, Johann Vintschger Ritter von Altenburg zu Neuberg am Gymn. in Klagenfurt, Gustav Temper an der Realsch. in Klagenfurt, Hugo Skopal am Gymn. in Rudolfswert, Eduard Reichelt am Gymn. in Teplitz-Schönau, Bernhard Sever am Gymn. in Pola, Rüdiger Solla am Gymn. in Triest, Josef Girardi am Gymn. in Rovereto, Friedrich Schneller an der Realsch. in Rovereto, Maximilian Riba am Gymn. in Brüx, Josef Löffler am Gymn. in Eger, Dr. Robert Lieblein am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Franz Federsel am Gymn. in Krumau, Matthias Wiedermann und Konrad Stibitz am Gymn. in Landskron, Karl Richter am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Anton Schwarschnig am Gymn. in Reichenberg, Franz Heisinger am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Johann Steiner an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Josef Klein an der Realsch. in Leitmeritz, Georg Nittel an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Ernst Moeller an der Realsch. in Reichenberg, Franz Überhuber am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Karl Zich von Rosenfeld und Alois Pokorný am Gymn. in Časlau, Dr. Adolf Plešinger am Real- und Obergymn. in Chrudim, Dr. Adolf Pařízek und Anton Kořínek am Gymn. in Hohenmauth, Wenzel Řehak am Gymn. in Jungbunzlau, Paul Kratochvíl, Josef Martinovský und August Trakal am Real- und Obergymn. in Kolin, Wenzel Frühbauer, Karl Novák und Dr. Johann Havránek am Gymn. in Königgrätz, Franz Hrdlička am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Anton Jelínek am Real- und Obergymn. in Neubydžov, Josef Sypal am Gymn. in Neuhaus, Adalbert Lepeška am Gymn. in Pisek, Dr. Wenzel Niederle am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Dr. Josef Votruba und Dr. Jaroslav Charvát am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), Josef Krůžek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Franz Hejda, Franz Lepš und Thomas Doubrava am Real- und Obergymn. in Přibram, Zdenko Kuffner, Cölestin Pastor und Franz Svoboda am Gymn. in Raudnitz, Josef Trubl und Wenzel Šejvl am Gymn. in Reichenau a. K., Emanuel Cívka und Dr. Wenzel Petřík am Gymn. in Schlan, Johann Chval am Gymn. in Tabor, Heinrich Taške am Gymn. in Wittingau, Simon Pokoj und Franz Bartoš an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Hnilička an der Realsch. in Königgrätz, Johann Loriš und Franz Novák an der

Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Johann Matoušek und Dr. Anton Pleskot an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Danda an der Realsch. in Pisek, Johann Sládek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Ferdinand Hrubeš an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Maximilian Hansmann und Johann Schuster am I. deutschen Gymn. in Brünn, Dr. Cyrill Kubánek am Gymn. in Iglau, Friedrich Blank, Richard Dienel und Dr. Bernhard Schwarz am Gymn. in Mährisch-Trübau, Karl Gassmann und Anton Bachlechner am Gymn. in Znaim, Anton Kollmann am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Karl Kadlec am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Adolf Ustupský am Gymn. in Trebitsch, Dr. Karl Berger an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Johann Burda an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Ferdinand Twrdy am Gymn. in Friedek, Dr. Heinrich Fleischmann, Dr. Karl Sigmund und Wenzel Babuschek am Albrecht-Gymn. in Teschen, Dr. Karl Werber am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Thomas Szafran am Gymn. in Brzezany, Onuphrius Geciów und Josef Ścisłowski am Gymn. in Buczacz, Polyeukt Kmit, Adalbert Niemiec und Anton Zubczewski am Gymn. in Drohobycz, Anton Wojciechowski am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Matthäus Jeż und Dr. Stanislaus Kozłowski am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Dr. Franz Golba am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Dr. Ludwig Boratyński und Johann Wilkosz am IV. Gymn. in Krakau, Dionys Dorożyński am Akad. Gymn. in Lemberg, Dr. Theoder Nacher am II. Gymn. in Lemberg, Adalbert Grzegorzewicz am IV. Gymn. in Lemberg, Cölestin Lachowski am VI. Gymn. in Lemberg, Josef Tomasik am Gymn. in Podgórze, Johann Bartunek am Gymn. in Rzeszów, Salomon Mandel am Gymn. in Sambor, Stanislaus Basiński am Gymn. in Sanok, Kasimir Gruenberg an der Realsch. in Stanislau, Johann Tralka am Gymn. in Stryj, Stanislaus Daniec am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Adam Markowski an der Realsch. in Tarnopol, Karl Skwarczyński an der Realsch. in Tarnów, Siegmund Karaś am Gymn. in Wadowice, Eugen Gromnicki und Andreas Klisiecki am Gymn. in Złoczów, Dr. Emil Sigall am I. Gymn. in Czernowitz, Peter Christof, Dr. Moses Sigall, Sergius Szpoynarowski und Johann Tiron am II. Gymn. in Czernowitz, Dr. Hugo Herzog am Gymn. in Radautz, Josef Jenko am Gymn. in Sereth, Nikolaus Žagar am Gymn. in Spalato.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Realsch. in Nachod Dr. Wilhelm Appelt eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Franz Bäcker eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Sereth Dr. Robert Bäcker eine Stelle am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Taus Anton Beneš eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. an der Realsch. in Salzburg Rudolf Böhm eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Mährisch-Ostrau Dr. Heinrich Bouczek eine Stelle am Gymn. in Aussig, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Karl Buňát eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Adalbert Cachel eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. an der Realsch. in Kladno Rudolf Částka eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. in Rzeszów Johann Chmielnikowski eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Jungbunzlau Franz Chum eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache

in Przemyśl Ladislaus Ćwik eine Stelle an der Realsch. in Jaroslau, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl Demetrius Czechowski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Tabor Josef Dědek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), dem Prof. am Gymn. in Brody Peter Dropiowski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tarnopol Bronislaus Duchowicz eine Stelle an der I. Realsch. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Nachod Wenzel Ertl eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Egyd Filek von Wittinghausen eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Linz Josef Frenzel eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Dr. Josef Fritsch eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Lehranstalt für Textilindustrie in Brünn Oskar Hantschel eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Wenzel Hauer eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Julian Hawel eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Krumau Johann Held eine Stelle am III. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Franz Hnízdo eine Stelle am Real- und Obergymn. in Klattau, dem Prof. an der Kommunal-Realsch. in Nachod Josef Houdek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. in Stryj Michael Hrycak eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jaroslau Dr. Johann Jakóbiec eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Georg Janda eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Wadowice Dr. Michael Janik eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Dr. Anton Jaworowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Realsch. in Adlerkostelets Dr. Jaroslav Jeništa eine Stelle am Akad. Gymn. in Prag, dem wirkl. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Gaya Dr. Ottokar Jiráni eine Stelle am Gymn. in Leitomischl, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Proßnitz Gottlieb Jirsík eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg Dr. Alfred Kappelmacher eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Hohenmaut Johann Kašpar eine Stelle am Akad. Gymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Buczacz Leo Kieroński eine Stelle am I. Gymn. in Tarnów, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Hermann Klein eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Kommunal-Realsch. in Adlerkostelets Karl Klír eine Stelle an der Realsch. in Kuttenberg, dem Prof. am Gymn. in Strážnic Dr. Ferdinand Kňourek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, dem Prof. an der Kommunal-Realsch. in Eger Josef Kober eine Stelle an der Realsch. in Leitmeritz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Königinhof Josef Kollmann eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Krosno Dionys Koreniec eine Stelle am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Rudolf Kottenbach eine Stelle am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Wittingau Franz Kovář eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Josef Král eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jičin Maximilian Křepinský eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. an der Realsch. in Graz Heinrich Krumpholz eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener

Gemeindebezirke, dem Prof. am Kommunal-Real- und Obergymn. in Gablonz Dr. Karl Krüse eine Stelle an der Realsch. in Bozen, dem Prof. am Gymn. in Brody Wilhelm Kuczera eine Stelle am II. Gymn. in Rzeszów, dem Hauptlehrer an der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz Johann Ritter v. Kuparenko eine Stelle an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Příbram Franz Lepš eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Römerstadt Robert Litschauer eine Stelle an der Realsch. in Knittelfeld, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Jaroslaw Lomnicki eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Triest Friedrich Marchesani eine Stelle an der Realsch. in Bozen, dem wirkl. Lehrer am Kommunal-Real- und Obergymn. in Gablonz Dr. Viktor Mittermann eine Stelle am Gymn. in Krems, dem Prof. an der Lehranstalt für Textilindustrie in Brünn Dr. Heinrich Montzka eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol Prokop Mostowicz eine Stelle am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea Gregor Nalewajko eine Stelle am Akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Jasło Johann Niemców eine Stelle am Gymn. in Drohobycz, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Bregenz Franz Niesner eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Josef Novák eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik Karl Novák eine Stelle am Real- und Obergymn. in Neubydžov, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Drohobycz Witold Nowak eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Michael Nowosielski eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Görz Dr. Artur Petak eine Stelle am Gymn. in Iglau, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Dr. Stanislaus Petr eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. an der Realsch. in Görz Benedikt Pichler eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Saaz Karl Pin eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Marburg Ignaz Pokorn eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Königgrätz Dr. Wenzel Posejpal eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Cilli Eduard Prechtl eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Linz Rudolf Pretsch v. Lerchenhorst eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der II. deutschen Realsch. in Prag Richard Přerovsky eine Stelle am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Rakonitz Dr. Anton Profous eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Dr. Johann Ptaśnik eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Peter Rada eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem röm.-kathol. Religionslehrer an der Realsch. in Krosno Dr. Paul Rawski eine Stelle am Gymn. in Drohobycz, dem Prof. an der Realsch. in Plan Leopold Richter eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Dr. Rudolf Richter eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Hauptlehrer an der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Emil Ruffer eine Stelle am Gymn. in Leitomischl, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Znaim Albert Rupp eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Rzeszów Dr. Wilhelm Salomon v. Friedberg eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. im zeitlichen Ruhestande

Franz Schmied eine Stelle am Gymn. in Friedek, dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Emil Schreiber eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Bregenz Franz Schrempf eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Albin Schreyer eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Franz Seidler eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Jičin Peter Šesták eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Realsch. in Eger Dr. Eduard Siegert eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Dr. Karl Sigmund eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Hohenmaut Wenzel Sixta eine Stelle am Gymn. in Jungbunzlau, dem Prof. am Gymn. in Bochnia Wladimir Słuzewski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Ried Friedrich Spath eine Stelle am Gymn. in Salzburg, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Franz Špírek eine Stelle am Gymn. in Neuhaus, dem Prof. an der Realsch. in Jaroslau Anton Sucheni eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Zwittau Egon Švihalek eine Stelle an der Realsch. in Knittelfeld, dem Prof. am Gymn. in Schlan Vinzenz Toberný eine Stelle am Gymn. in Žižkov, dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Krakau Dr. Stanislaus Tołłoczko eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Josef Tominšek eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Stanislau Dr. Franz Tondera eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Josef Trávníček eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Sambor Dr. Thaddäus Troskolański eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Ladislaus Trybowski eine Stelle am II. Gymn. in Tarnów, dem Prof. am Gymn. in Časlau Josef Tvrdý eine Stelle am Real- und Obergymn. in Příbram, dem Prof. an der Realsch. in Bielitz Franz Vavroušek eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinental, dem röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. in Proßnitz Josef Vévoda eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Realsch. in Adlerkosteletz Gottlieb Vítek eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem Prof. am Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Franz Voit eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Trübau, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Lundenburg Dr. Julius Werner eine Stelle am Gymn. in Bielitz, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Thaddäus Wiśniowski eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Marburg Dr. Martin Wutte eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Dr. Johann Zachl eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Spalato Nikolaus Zagar eine Lehrstelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnów Dr. Stanislaus Zathey eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Jičin Wenzel Zeman eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinental.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Artur Edlen v. Bachmann vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, Franz Bican vom Gymn. in Neuhaus für das Gymn. in Schlan, Johann Cumin von der Realsch. in Görz für diese Anstalt, Rudolf Demmer von der Realsch. in Olmütz für diese Anstalt, Dr. Viktor Dollmayr vom Gymn. in Znaim für diese Anstalt, Josef Greutter vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. in Ried, Franz Heinz von der Realsch. in Steyr für die Realsch. in

Bozen, Karl Horský von der Landes-Realsch. in Proßnitz für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Miron Korduba vom I. Gymn. in Czernowitz für das II. Gymn. daselbst, Josef Kratochvíl vom Gymn. in Pilgram für die Realsch. in Kladno, Peter Kumanovski von der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz für das II. Gymn. daselbst, Dr. Georg Lukas von der Realsch. in Linz für die Realsch. in Graz, Dr. August Mayr vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Wiener-Neustadt, Rudolf Mussotter vom I. deutschen Gymn. in Brünn für die Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Ludwig Nagele von der Realsch. in Elbogen für die Realsch. in Plan, Stanislaus Podivinský vom Privat-Gymn. in Hohenstadt für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Josef Pučelík vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Jičin, Heinrich Racek von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Tabor, Anton Ringel vom Gymn. in Raudnitz für die Realsch. in Königgrätz, Dr. Jaroslav Rott von der Realsch. in Rakonitz für das Gymn. in Beneschau, Dr. Thaddäus Sinko vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. bei St. Anna in Krakau, Gotthard Storch von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Jičin, Dr. Jaroslav Tkač vom Sophien-Gymn. in Wien für das Gymn. in Floridsdorf, Leodegar Wenzel vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Saaz, Adolf Wolchowe von der Realsch. in Innsbruck für die Realsch. in Jägerndorf, Franz Žákavec von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Jungbunzlau; *b*) die Supplenten: Michael Babor vom Gymn. in Sereth für diese Anstalt, Bronislaus Bandrowski vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das II. Gymn. in Rzeszów, Max Heinrich Barbasch, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Sereth, Franz Berger von der II. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Friedrich Blumentritt, Lehramtskandidaten, für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Arnold Bolland von der I. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Tarnopol, Leo Brichta vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Dr. Ernst Dittrich von der Realsch. in Jičin für das Gymn. in Wittingau, Dr. Albert Eichler von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teschen, Josef Effmert vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Real- und Obergymn. in Přibram, Dr. Franz Eigl von der Realsch. in Troppau für diese Anstalt, Ladislaus Ernýgr von der Realsch. in Pisek für die Realsch. in Kladno, Ladislaus Fidler vom Gymn. in Deutsch-Brod für das Gymn. in Leitomischl, Dr. Johann Frič von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realsch. in Kladno, Dr. Karl Furtmüller, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Kaaden, Josef Gertowski von der I. Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Sanok, Heinrich Gröbl von der II. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. in Plan, Johann Hackenschmied von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Orest Handiak vom II. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol, Anton Hoborski vom II. Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Brzezany, Rudolf Hruša von der Realsch. in Neustadtl für diese Anstalt, Josef Hruška vom Gymn. in Königgrätz für das Gymn. in Reichenau, Emilian Ilnicki von der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz für diese Anstalt, Wladimir Jankowski von der I. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Sniatyn, Dr. Kasimir Jarecki von der II. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Johann Jarosz vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Franz Jeričević, suppl. Religionslehrer an der nautischen Schule in Ragusa, für die Realsch. in Spalato, Felix Kantorek vom I. Gymn. in Tarnów für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Franz Komatar von der Realsch. in Laibach für das Gymn.

in Krainburg, Dr. Anton Korczyński vom Gymn. in Stryj für die II. Realsch. in Krakau, Johann Košnik von der Realsch. in Görz für diese Anstalt, Johann Kozak von der I. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Krosno, Dr. Rudolf Kroenig vom k. k. Gymn. der Benediktiner in Melk für das Gymn. in Cilli, Johann Kuchař vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Wittingau, Anton Kudrnovský vom Gymn. in Leitomischl für das Gymn. in Beneschau, Wenzel Landa von der Realsch. in Neustadtl für diese Anstalt, Gustav Leśnodorski vom Gymn. in Sambor für das II. Gymn. in Tarnów, Dr. Primus Lessiak von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die III. deutsche Realsch. in Prag, Dr. Anton Łomnicki vom VI. Gymn. in Lemberg für das I. Gymn. in Tarnów, Josef Machowski vom Gymn. in Rzeszów für das I. Gymn. daselbst, Anton Martínek vom Real- und Obergymn. in Příbram für die Realsch. in Jičin, Vinzenz Meindl von der Realsch. in Steyr für die Realsch. in Elbogen, Karl Metzner, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Leitmeritz, Julius Nestler vom Kommunal-Gymn. in Karlsbad für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Anton Nowak vom Gymn. in Jaroslau für die Realsch. daselbst, Franz Nowosławski vom Gymn. in Rzeszów für das II. Gymn. daselbst, Johann Pęcak vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das II. Gymn. in Rzeszów, Josef Pikhart von der Realsch. in Jungbunzlau für das Gymn. in Boskowitz, Michael Radomski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Jasło, Edmund Rothhansel von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Landskron, Thaddäus Rozmuski von der II. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Jaroslau, Friedrich Šalamon von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Jungbunzlau, Alois Samec vom Gymn. in Tabor für diese Anstalt, Johann Schaden von der I. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Karl Schättinger von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Hohenmaut, Miecislaus Skibiński vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Sambor, Kasimir Sosnowski vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Neu-Sandez, Franz Spal von der Realsch. in Rakonitz für die Realsch. in Jičin, Franz Stempel vom Gymn. in Aussig für das Gymn. in Mies, Leopold Storch von der Realsch. in Tabor für diese Anstalt, Franz Strnad von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Kasimir Strutyński vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Ladislaus Szychulski vom Gymn. in Sambor für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Siegmund Szymonowicz, suppl. röm.-kathol. Religionslehrer am II. Gymn. in Czernowitz, für diese Anstalt, Franz Ternetz von der Landes-Realsch. in Römerstadt für die Realsch. in Klagenfurt, Adalbert Turosz vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Ägydius Violin vom Gymn. in Görz für das Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Wenzel Vodströil vom Gymn. in Beneschau für das Gymn. in Taus, Franz Vrána vom Gymn. in Proßnitz für diese Anstalt, Franz Vrba vom Gymn. in Jungbunzlau für die Realsch. in Kuttenberg, Demetrius Wajcowicz vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Stryj, Josef Weichesmüller, suppl. Religionslehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, für diese Anstalt, Josef Wiśmierski, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Krosno, Ferdinand Wünsch vom Gymn. in Kaaden für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Karl Zagajewski von der II. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Josef Žďárský von der Realsch. in Jungbunzlau für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Alois Böhm von der I. deutschen Realsch. in Prag für das Gymn. in Saaz, Vinzenz Chyský von der Kommunal-Realsch. in Laun für die

Realsch. in Rakonitz, Josef Folprecht von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Josef Gaßner, Probekandidaten am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, für das Gymn. in Klagenfurt, Dr. Leopold Juroszek von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Walter Kaluscha, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Cilli, Franz Karollus von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Ellbogen, Josef Kirschner vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Albert Kostner von der Realsch. in Klagenfurt für die Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Kroulík von der Realsch. in Kladno für das Gymn. in Pilgram, Adalbert Maier, Probekandidaten am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Alois Meller vom Gymn. in Linz für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Wenzel Müller vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Deutsch-Brod, Kassian Paolazzi von der ital. Abteilung des Gymn. für diese Anstalt, Josef Pavlu vom k. k. Gymn. der Benediktiner der Schotten in Wien für das Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Dr. Peter Pecl von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Raudnitz, Karl Podval von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinental für die Realsch. in Pardubitz, Roman Prochazka von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Wenzel Radouš vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Real- und Obergymn. in Kolin, Rudolf Růžička vom Gymn. in Beneschau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Jaroslav Verner vom Real- und Obergymn. in Kolin für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Karl Watzger vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Nikolsburg.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen ernannt: Josef Gratl, Bürgerschulkatecheten in Mödling, für die Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, Adolf Kühnl, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Teplitz-Schönau, für diese Anstalt, Dr. Simon Palčić, Weltpriester, für das Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Beschlüsse der betreffenden Professoren-Kollegien auf Zulassung des Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Dr. Emanuel Rádl als Privatdozenten für die Physiologie der Sinnesorgane der Tiere an der philosoph. Fakultät der böhm. Universität in Prag bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Mähr.-Trübau Friedrich Blank eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. i. R. und derzeitigen Supplenten am Maximilian-Gymn. in Wien Anton Derganc eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Dr. Rudolf Dittes eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Znaim Viktor Grünberg eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten Dr. Josef Harrer Edlen von Lucienfeld eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Karl Hayer eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Mährisch-Ostrau Dr. Rudolf Klug eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Teltsch Dr. Udalrich Kramář eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Iglau Dr. Cyrill Kubánek eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Złoczów Johann Kukucz eine Stelle am

II. Gymn. in Rzeszów, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Stanislau Julian Latkowski eine Stelle am Gymn. in Złoczów, dem wirkl. Religionslehrer an der Komm.-Realsch. in Idria Alfons Levičnik eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Znaim Dr. Andreas Lutz eine Stelle am Gymn. in Oberhollabrunn, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Johann Mayer eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara Silvius Miloslavić eine Stelle am Gymn. in Spalato, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Siegfried Nagel eine Stelle an der Realsch. in Steyr, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Buczacz Karl Nikiel eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Villach Augustin Pauser eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Gottschee Eduard Philipp eine Stelle am Gymn. in Leoben, dem Prof. an der Realsch. in Plan Dr. Johann Maria Polak eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag, dem wirkl. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Mährisch-Ostrau Ludwig Pschor eine Stelle am Gymn. in Kaaden, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Adam Schuh eine Stelle an der Realsch. in Marburg, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Roman Sohn eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Marburg Bertold Speth eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Römerstadt Dr. Eduard Stummer eine Stelle an der Realsch. in Salzburg, dem wirkl. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag Richard Suppantschitsch eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. in Wischau Franz Vaněk eine Stelle am Gymn. in Boskowitz, dem Prof. am Gymn. in Prerau Dr. Emanuel Webr eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Leoben Johann Wiesler eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem Prof. an der Realsch. in Olmütz Dr. Friedrich Zinner eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A*. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Anton Bartczak von der Realsch. in Tarnów für diese Anstalt, Franz Bláha vom Gymn. in Prerau für das Gymn. in Straßnitz, Dr. Heinrich Grbavčić vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Augustin Lehofer von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Villach, Dr. Hugo Mioni von der Realsch. in Triest für diese Anstalt, Dr. Richard Raithel von der Realsch. in Jägerndorf für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch, Dr. Anton Schiesser von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Linz, Dr. Josef Sedláček vom Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Dr. Karl Stanzel von der Landes-Realsch. in Römerstadt für die Realsch. in Troppau, Dr. Karl Szankovits vom II. Gymn. in Graz für das I. Gymn. daselbst; *b)* die Supplenten: Klemens Aigner vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Pola, Emanuel Antonowicz vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Edmund Aschauer von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Troppau, Ernst Bláha von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. in Neustadtl, Dr. Heinrich Brunnmayr von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Dornbirn, Boguslav Butrymowicz vom Gymn. in Bochnia für das I. Gymn. in Tarnow, Thomas Chval, Aushilfskatecheten am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, für das Gymn. in Taus, Eugen Daniłowicz vom Gymn. in Stryj für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Heinrich Dębski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea für das II. Gymn. in Rzeszów, Gustav Ertelt von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bielitz, Hilarion Fedorowicz vom II. Gymn.

in Czernowitz für das Gymn. in Kotzmann, Dr. Johann Friedrich von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bielitz, Michael Hałuszczyński vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Złoczów, Franz Handl vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Friedek, Dr. Hugo Hassinger vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Hermann Hinghofer vom I. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Sereth, Leo Hnatyszak vom Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Adalbert Janczy vom Gymn. in Neu-Sandez für das Gymn. in Brody, Peter Jaworek vom I. Gymn. in Tarnów für diese Anstalt, Viktor Kalinowski vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brzezany, Dr. Anton Kašík von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Kocourek vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Trebitsch, Johann Koharić vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Adalbert Krajewski vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. in Neu-Sandez, Dr. Josef Kreiner von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Heinrich Krogner von der I. deutschen Realsch. in Prag für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Wenzel Kroulík von der Realsch. in Kladno für das Gymn. in Pilgram, Stanislaus Ludkiewicz, Lehrsupplenten, für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Johann Musner von der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria für das Gymn. daselbst, Stanislaus Namysł vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Johann Nistor vom I. Gymn. in Czernowitz für das griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Michael Opeka von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, Gustav Otremba von der I. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Jaroslau, Dr. Lubomir Petr von der Realsch. in Prag-Altstadt für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. Viktor Püttner vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Ried, Johann Rajakowitsch von der Realsch. in Triest für diese Anstalt, Josef Roskosz vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea für das II. Gymn. in Rzeszów, Dr. Rudolf Scharfetter vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Villach, Franz Schicktanz vom Kommunal-Real-Obergymn. in Tetschen a. d. E. für das Gymn. in Kaaden, Rudolf Schneeweiß, Lehrsupplenten, für das Gymn. in Znaim, Ludwig Schneider vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Złoczów, Alois Sládeček, Aushilfskatecheten am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, für diese Anstalt, Ägidius Sonnleitner von der Landes-Realsch. in Mährisch-Ostrau für das Gymn. in Cilli, Bronislaus Stankiewicz vom IV. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Johann Switalski vom Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Złoczów, Bronislaus Szuba vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Stanislau, Dr. Hermann Tertsch vom Akad. Gymn. in Wien für die Realsch. in Triest, Engelbert Toischer vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Krumau, Leo Tumlirz vom I. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Ferdinand Urban von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinental für die Realsch. in Plan, Ferdinand Vaněk vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Johann Wagner von der Realsch. in Jičin für das Gymn. in Deutschbrod, Alexander Willi-Marschicek von der Realsch. in Trautenau für die Realsch. in Salzburg, Dr. Johann Zítek von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinental für diese Anstalt, Saturnin Żytyński vom Gymn. in Neu-Sandez für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Anton Doležel vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Časlau, Dr. Max Haid vom Gymn. in Klagenfurt für

das Gymn. in Marburg, Georg Hufnagl, prov. Lehrer an der Landes-Realsch. in Römerstadt, für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Willibald Kammel von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die II. deutsche Realsch. in Prag, Gustav Klein von der Landes-Realsch. in Iglau für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Viktor Kotowsky vom Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mährisch-Neustadt für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Julius Krug von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Steyr, Richard Meiz von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Innsbruck, Johann Mühlstein, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Arnau, Dr. Eugen Müller vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Salzburg, Dr. Karl Niedenhuber von der Realsch. in Linz für diese Anstalt, Dr. Maximilian Nistler, Lehramtskandidaten, für das Sophien-Gymn. in Wien, Dr. Ferdinand Pasini vom Gymn. in Capodistria für das Gymn. in Pola, Humbert Stecher, Probekandidaten an der Kommunal-Realsch. in Triest, für das Gymn. in Capodistria, Dr. Franz Wondrak, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Oberhollabrunn.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel eines Regierungsrates: der Direktor der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Johann Dechant, der Direktor der Realsch. in Troppau Rudolf Bartelmus, der Direktor der I. Realsch. in Krakau Dr. Ignaz Petelenz, der Direktor am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Adalbert Biesiadzky, der Prof. am II. Gymn. in Graz Dr. Michael Petschenig.

Aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand der im Ministerium für Kultus und Unterricht in außerord. Verwendung stehende Landesschulinspektor Hofrat Bartholomäus Pavliček das Ritterkreuz des Leopold-Ordens.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: der pens. Direktor der niederösterr. Landes-Oberreal- und Gewerbeschule in Wiener-Neustadt Robert Kirchberger, der pens. Religionsprof. am Gymn. in Villach Josef Koch.

Die allerhöchste Anerkennung aus Anlaß der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Direktor der Realsch. in Klagenfurt Regierungsrat Josef Opl.

Den Titel eines Schulrates: der Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Rudolf Bitschofsky anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Dr. Engelbert Nader, der Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Zahradniček anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Johann Kemp anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Heinrich Otto anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Zdenko Jahn, der Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Moritz Kuhn anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Gymnasialprof. Bezirksschulinspektor August Pölt in Salzburg, der Prof. an der Realsch. in Marburg Franz Fasching aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenben Ruhestand, der Direktor der Realsch. in Rovereto Lorenz Müller anläßlich der erbetenen Versetzung

in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der I. Realsch. in Krakau Czeslaus Ritter v. Odrowąż-Pieniążek anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Taus Jakob Janda anläßlich der ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Landes-Oberrealsch. in Znaim Reinhard Mildner, der Prof. am I. Gymn. in Tarnów Vinzenz Martusiewicz anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. in Troppau Josef Hoffmann.

Den Titel eines Professors: die Lehrer an der Theresianischen Akademie Friedrich Spikenreiter und Karl Bäumler, der Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Vinzenz Holas, der israel. Religionslehrer am Gymn. in Brüx Dr. Adolf Biach, der Turnlehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinental David Adolf Nagel, der israel. Religionslehrer am Gymn. und an der Realsch. in Reichenberg Emil Hofmann.

Den Titel eines außerord. Professors: der Privatdozent an der böhm. techn. Hochschule in Brünn und Prof. am I. böhm. Gymn. daselbst Dr. Franz Kameníček.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Franz Haluschka, Realschulprof. (M Ge) in Wien, 51 J. alt; Johann Maly, Gymnasialprof. (LG) in Pilsen, 49 J. alt; Bohuslav Beneš, Realschulprof. (Z) in Žižkov, 44 J. alt; Robert von Lindner, Gymnasialdirektor in Eger, 48 J. alt; Josef Weber, Realschulprof. (Ng mnl) in Krakau, 45 J. alt; Thaddäus Skuba, Gymnasialdirektor in Krakau, 65 J. alt; August Schubert, Gymnasialprof. (LG) in Brüx, 49 J. alt; Johann Stauning, Gymnasialprof. (H) in Villach, 57 J. alt; Regierungsrat Realschuldirektor i. R. Karl v. Ott in Prag, 70 J. alt; Dr. Alois Saturnik, Gymnasialdirektor in Reichenau, 50 J. alt; Dr. Leopold Dinner, Realschulprof. (FE) in Wien, 64 J. alt; Anton Lasson, Gymnasialprof. (LG) in Krakau, 49 J. alt; Ludwig Maciulski, Realschulprof. (Ng m T) in Tarnopol, 60 J. alt; Benedikt Knapp, Gymnasialdirektor i. R. in Schwaz, 80 J. alt; Adalbert Breuer, Realschulprof. (M Ge) in Wien, 46 J. alt; M. Hauser, Gymnasialprof. i. R. in Jičin, 63 J. alt; Dr. Aleardo Untersteiner, Gymnasialprof. (JD) i. R. in Rovereto, 42 J. alt; Josef Gerstner, Gymnasialprof. (Ng m nl) i. R. in Mies, 56 J. alt.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Einführung des indisch-arabischen Zahlensystems in Frankreich und Deutschland.

Es ist wohl klar, daß die Einführung des Algorismus oder Algorithmus statt des bis dahin gebräuchlichen Abakus [1]) und der mit dem Algorithmus in engstem Zusammenhang stehenden sogenannten arabischen Ziffern von größter Bedeutung für die Geschichte des mathematischen Unterrichtes ist. Wir können uns ja doch heute kaum mehr denken, wie wir auch nur die einfachsten Rechenoperationen mit den römischen Zahlzeichen auszuführen imstande sein sollten. Wir gebrauchen diese Zahlzeichen ganz gerne, um eine Ordnungszahl anzuschreiben oder vielleicht noch eine Jahreszahl auszudrücken, wir sind sie auf dem Zifferblatt der Uhr gewohnt, wir werden aber kaum Lust haben, sie zur Durchführung einer Addition oder Subtraktion oder gar einer Multiplikation und Division zu verwenden. Man gibt sich kaum darüber Rechenschaft, wie leicht wir mit den neun arabischen Zahlzeichen und der Null einen doppelten Wert, Stellenwert und Ziffernwert, ausdrücken und gerade wegen dieser Einfachheit hat man sich auch daran gewöhnt, den Gebrauch dieser Zahlzeichen für uralt zu halten. Es ist am Gymnasium kaum einmal davon

---

[1]) Ich schließe mich bei der Unterscheidung von Abazisten und Algorithmikern an Cantor (Mathematische Beiträge zum Kulturleben der Völker, Halle 1863) an, der den Unterschied zwischen beiden in folgender Weise festsetzt: „Unter dem Namen der Abazisten versteht man insgemein diejenigen Rechenkünstler, welche der Methode des Abakus sich bedienten, welche also die von Gerbert aus römischen Quellen abgeleiteten Kenntnisse weitertrugen, welche die Null noch nicht kannten, sondern der gezeichneten Rechentafel zu ihren Operationen bedurften. Algorithmiker nenne ich im Gegensatze dazu diejenigen Schriftsteller, welche teils Übersetzer, teils Bearbeiter der Arithmetik des Mohammed ben Musa Alkharezmi waren, welche also arabische Methoden kennen [illegible] den Gebrauch der Null sich angeeignet hatten."

die Rede, daß dieses außerordentlich wichtige, ja unentbehrliche Mittel für die Arbeit des Geistes, die arabische Ziffer, bei uns noch nicht einmal ein Jahrtausend bekannt ist.

Bei der großen Bedeutung des Algorithmus und der arabischen Zahlzeichen wird es daher gerechtfertigt erscheinen, wenn wir uns im folgenden mit dem genaueren Zeitpunkte der Einführung derselben beschäftigen und, wenn es möglich ist, auch den Namen des Pädagogen festzustellen suchen, der uns dieses wichtige Element der Kultur übermittelt hat.

Günther[1]) führt als erstes Lehrbuch, mit welchem der Algorithmus in Deutschland vertreten erscheint, einen jetzt in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Codex aus der Wende des XII. Jahrhunderts des ehemaligen Klosters Salem am Bodensee an, den Cantor[2]) im Jahre 1865 beschrieben und veröffentlicht hat, und Klaus[3]) sagt: „In Frankreich war der erste, welcher die arabischen Ziffern anwandte, Ioannes de Sacrobosco in seiner '*Sphaera*', welche er im Jahre 1256 zu Paris veröffentlichte". Nur nebenbei erwähnt Günther[4]) als Kuriosum ein Lehrgedicht, das Halliwell[5]) nach englischen Handschriften als von einem ungenannten Verfasser zum Abdrucke gebracht hat. Gerade dieses Gedicht scheint mir aber für unsere Untersuchung von größtem Werte zu sein. Ein Fragment dieses Gedichtes, geschrieben um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, das sich im Codex Nr. 81 der Stiftsbibliothek Kremsmünster befindet, gab mir Anlaß, die angeführten Lehrbücher und das Gedicht näher zu untersuchen und miteinander zu vergleichen[6]).

Bei dem Vergleiche stellt sich vor allem heraus, daß Sacrobosco zuviel Ehre angetan wird, wenn man ihm den ersten Gebrauch der arabischen Ziffern und die Einführung des Algorithmus zuschreibt. Daß er viel zur Verbreitung desselben beigetragen hat, ja daß seine Schrift fast alle Lehrer des ausgehenden XIII. und des ganzen XIV. Jahrhunderts als Haupt- und Hilfsbuch benützten und daß es auch „allen anscheinend selbständig auftretenden Werken der späteren Zeit über diesen Gegenstand zur Grundlage diente"[7]), zeigen die zahlreichen Handschriften aus dieser Zeit,

---

[1]) Geschichte des mathematischen Unterrichtes im deutschen Mittelalter bis zum Jahre 1525, *Mon. Germ. Paed.* III, S. 70.

[2]) Über einen Codex des Klosters Salem, Zeitschrift für Mathematik und Physik X 1 ff.

[3]) Zur Geschichte der arabischen Ziffern, Neues Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs X 1903, S. 332.

[4]) a. a. O. S. 178, Anm. 3.

[5]) *Rara Mathematica or a Collection of treatises of the mathematics,* London 1841, p. 73 ff.

[6]) Leider war mir das Buch: *Trattati d'Aritmetica publicati da Baldassare Boncompagni,* Roma 1857, das mir bei der Untersuchung vielleicht gute Dienste hätte leisten können, in keiner unserer öffentlichen Bibliotheken zugänglich.

[7]) Günther a. a. O. S. 176.

und dies sei darum hier ausdrücklich zugegeben. Doch zeigt sich, daß neben ihm und gewiß auch vor ihm schon das erwähnte Gedicht in vielfacher Benützung stand, ja daß er es selbst als Lehrbuch und Vorlage benützt hat.

Ich meine nämlich als sicher annehmen zu können, daß er den Memorialwert, der die Richtung angibt, in der die einzelnen Rechnungsoperationen vorzunehmen sind, aus unserem Gedichte entlehnt hat. Der Vers:

Subtrahis aut addis a dextra vel mediabis;
A leva dupla, divide, multiplicaque,
Extrahe radicem semper sub parte sinistra

paßt nämlich in dem Gedichte, in dem er sich ebenfalls findet, sehr gut, nicht aber zu der von Sacrobosco vorgetragenen Lehre. Da ja er neun Spezies annimmt, so zeigt er für die zwei, welche er zum Unterschiede von den beiden anderen Schriften annimmt, für die *Numeratio* und *Progressio*[1]) die Richtung nicht an. Diese beiden Rechnungsarten sind eben meiner Ansicht nach später — die *Numeratio* vielleicht von Sacrobosco selbst — neu aufgenommen und nicht, wie Günther annimmt, erst nach ihm weggelassen worden, so daß wir also auch in dem im altfranzösischem Idiome abgefaßten Gedichte, das Günther[2]) nach Halliwell anführt, eine ursprünglichere Darstellung vor uns haben, als wir sie bei Sacrobosco finden. Ich finde einen ganz sicheren Beweis für diese Ansicht in den Worten Sacroboscos selbst. Die Stelle nämlich, wo er die Verse einfügt, ist die *Duplatio*, nach seiner Zählung also die fünfte Spezies. Er leitet aber die Verse mit den Worten[3]) ein: *In tribus speciebus praecedentibus inchoamus a dextra et a figura minori ... unde versus:* er redet also selbst nur von drei Spezies, obwohl er bereits vier durchgeführt hat.

Jeder Zweifel aber, daß Sacrobosco das Lehrgedicht fleißig benützt hat, schwindet, wenn wir nebeneinander stellen, wie die beiden Lehrbücher die einzelnen Rechnungsarten dem Auge des Schülers vorführen. Es sei hier als Beispiel nur die Addition angeführt, die uns ein Bild der damaligen Methode und der Arbeitsweise Sacroboscos geben mag:

---

[1]) Er versteht unter *Numeratio* die Technik, ausgesprochene Zahlen richtig im Zehnersystem anzuschreiben: *est numeratio cuiuslibet numeri per figuras competentes artificalis repraesentatio* und unter *Progressio* nicht etwa die arithmetischen Reihen im allgemeinen, sondern nur die Reihen 1, 2, 3, 4 . . (*progressio naturalis*) und 1, 3, 5, 7 . . oder 2, 4, 6, 8 . . (*progressiones intercisae*): *progressio est numerorum secundum aequales excessus ab unitate vel binario sumptorum aggregatio, ut universorum summa compendiose habeatur.*

[2]) a. a. O. S. 177, Anm. 1.

[3]) Ich gebe den Text nach Halliwell a. a. O. S. 1 ff.

Carmen de Algorithmo:

Addere si numerum numero vis ordine tali
Incipe: Scribe duas primo series numerorum
Primam sub prima iuste ponendo figuram
Et sic de reliquis facias si sint ibi plures.
Inde duas adde primas hac condicione:
Si digitus crescat ex additione priorum,
Primo scribe loco digitum, quicumque sit ille;
Et si compositus, in limite scribe sequenti
Articulum primo digitum, quia sic iubet ordo.
Articulus si sit, in primo limite cifram,
Articulum vero reliquis inscribe figuris;
Et per se scribe, si nulla figura sequatur,
Si tibi cifra super veniens occurrerit, illam
Dele suppositam; post illic scribe figuram,
Postea procedas reliquas addendo figuras.

Sacrobosco:

Additio est numeri vel numerorum aggregatio, ut videatur summa excrescens. In additione duo ordines figurarum et duo numeri adminus sunt necessarii, numerus cui debet fieri additio et numerus qui recipit additionem alterius et debet superscribi. Numerus vero addendus est ille, qui debet addi ad alium, debet subscribi et competentius est, ut minor numerus subscribatur et maiori addatur. Si igitur velis numerum addere numero, scribe numerum cui debet fieri additio in superiori ordine per suas differentias, numerum addendum in inferiori ordine per suas differentias, ita quod prima inferioris ordinis sub prima superioris ordinis, secunda sub secunda et sic de aliis. Hoc facto addatur prima inferioris ordinis primae superioris ordinis; ex tali ergo additione aut excrescat digitus aut articulus aut numerus compositus. Si digitus loco superioris deletae scribatur digitus excrescens. Si articulus, loco superioris deletae scribatur cifra et transferatur digitus, a quo denominatur ille articulus, versus sinistram partem et addatur proximae figurae sequenti, si sit figura sequens; si nulla sit, figura ponatur in loco vacuo. Si autem contingat, quod figura sequens, cui debet fieri additio articuli, sit cifra loco illius deletae scribatur digitus articuli. Si vero contingat, quod sit figura nonenarii et ei debet fieri additio unitatis, loco illius nonenarii deletae scribatur cifra, sinistretur articulus ut prius. Si autem excrescat numerus compositus, loco superioris deletae scribatur digitus, pars illius numeri compositi et sinistretur articulus ut prius. Hoc facto addatur secunda secundae sibi suprapositae et fiat ut prius.

Wir sehen bei dieser Nebeneinanderstellung, daß Sacrobosco seiner Darstellung eine Definition mit einer kurzen Erklärung vorausschickt — es wiederholt sich das bei allen Operationen — und sich dann, selbst mit Wiederholung von bereits Gesagtem, engstens an die Lehre seiner Vorlage anschließt. Beide gehen mit den Worten: *si vis (velis)* zum Gegenstande über. Nur zweimal macht der Dichter eine Ausnahme und zwar bei der Subtraktion und beim Ausziehen der dritten Wurzel. Hier beginnt er das eine Mal mit den Worten:

> *A numero numerum si sit tibi demere cura,*
> *Scribe figurarum series;*

das zweite Mal:

> *Si cures cubici radicem quaerere, primo*
> *Inscriptum numerum distinguere per loca debes.*

Gerade wie hier fehlt nun auch bei Sacrobosco das *Si velis,* mit dem er sonst einsetzt.

Wir können also nach dem Gesagten für ihn unbedingt keine Priorität vor dem Lehrgedichte beanspruchen, sondern sehen im Gegenteile eine Abhängigkeit von demselben, die sich selbst auf die Worte erstreckt.

Schwieriger ist wohl die Frage zu beantworten, in welchem Verhältnisse das Gedicht und der Salemer Algorismus zueinander stehen. Ich wage hier nicht zu behaupten, daß ein Verfasser von dem anderen unmittelbar abhängig wäre, da sich eine sprachliche Verwandtschaft nicht nachweisen läßt, die Ähnlichkeit der Behandlung des Gegenstandes aber zu einer Zeit, wo diese Wissenschaft kaum eingeführt war, für eine derartige Behauptung kaum als Beweis angesehen werden könnte. Soviel glaube ich jedoch auch hier feststellen zu dürfen, daß wir in der Salemer Handschrift ein jüngeres Lehrbuch vor uns haben als im *Carmen de Algorismo.*

Denn es ist gewiß, daß das Gedicht den Lehrstoff in solcher Gedrängtheit und Kürze vorführt, daß es als Lehrbuch für Leute, die in diese Wissenschaft neu eingeführt werden sollten, geradezu unpraktisch genannt werden muß. Ich glaube dem Verdienste des Verfassers, das er sich mit seinem Lehrbuche um die Einführung der neuen Lehre erworben hat, keinen Abbruch zu tun, wenn ich das Buch auch ohne Rücksicht auf das poetische Kleid, für das man eben damals eine besondere Vorliebe hatte, als viel zu hoch bezeichne, und ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich den Grund der zu gelehrten Darstellung in der Quelle vermute, deren sich der Lehrer bei der Abfassung bedient hat. Solche Vorlagen hat der zweite Verfasser bereits mehrere gekannt und ihm ist auch dieser Fehler nicht entgangen, ja er will mit seiner Schrift diesem Mangel abhelfen und will sein Buch auch für Unerfahrene brauchbar einrichten. Er sagt: *Quoniam multi multa de scientia huius artis,*

quae algorizmus inscribitur, scriptis suis nobis tradiderunt, quibus necesse non est quidquam addere, sed nec licet aliquid demere, sapientibus quidem satis fecerunt. Quapropter visum est nobis parvulis, nobis consimilibus lac non escam potum propinare. Daß der Verfasser hier bereits von vielen Schriften redet, die sich mit diesem Gegenstande befassen, obwohl wir, wie sich weiter unten zeigen wird, kaum einige Jahrzehnte annehmen dürfen, die sich zwischen dem Bekanntwerden des Algorithmus und dem Zeitpunkte der Vollendung unseres Lehrbuches einschieben lassen, darf uns nicht wundern. Sobald man eben den großen Vorzug des Algorithmus vor dem Abakus kennen gelernt hatte, war man wohl selbstverständlich sofort bestrebt, auch anderen diese praktische Kunst zugänglich zu machen: man schrieb Lehrbücher. Daß die Methode dieser Lehrbücher noch nicht die vollkommenste war, müssen wir diesen Lehrern schon verzeihen. Es waren eben die Gelehrten der damaligen Zeit, die den Algorithmus aufnahmen, und daß die Gelehrten nicht notwendig die besten Pädagogen sind, ist eine alte Erfahrung. Wir müssen es daher auch als einen großen Fortschritt in der Salemer Handschrift bezeichnen, daß sie sich im Bewußtsein dieses Mangels bei der Durchnahme des Lehrstoffes vor allem an das Beispiel hält. Der Verfasser stellt zuerst bei den einzelnen Rechnungsoperationen die Regeln auf und zeigt deren Anwendung an einem Beispiele, ja er läßt hie und da die theoretische Erörterung sogar ganz fallen und entwickelt die Regel sofort am Beispiele, ein Fortschritt, von dem wir im Gedichte noch keine Spur finden. Es möge als Beispiel die Durchführung der Subtraktion angeführt werden.

De subtractione. Si autem probare volueris, an bene vel male feceris (in additione) eidem summae subtrahe per easdem figuras numerum, quem addidisse scias. Si redeunt eaedem figurae, bene, sin autem, male. Sic operare. $\begin{matrix}810\\144\end{matrix}$ *Quoniam a nichilo nichil potest subtrahi, accipe ergo a secunda differentia unitatem, in qua decem intelleguntur. Inde subtrahe quattuor et remanent sex, quae inscribas primae differentiae. Sed ibi scribe 0, ne locus vacuus remaneat eritque talis forma* $\begin{matrix}806\\144\end{matrix}$. *Per secundam figuram lege qua supra subtrahe. Accipe ergo a proxima differentia unitatem et remanent 7, a qua IIII auferas et remanent VI. 0 deleatur et talis figura egreditur* $\begin{matrix}766\\144\end{matrix}$. *Iterum a 7 unum accipe et reversae sunt figurae* $\begin{matrix}666\\144\end{matrix}$. Anschließend führt er dann noch die Addition 999 + 1 und die Subtraktion 1000 — 1 aus und läßt es dabei bewenden.

Selbstverständlich mußte Leuten, denen das ganze Zahlensystem neu war, das Anschreiben der Zahlen besondere Schwierigkeiten machen und die Salemer Schrift holt daher bei diesem Punkte viel weiter aus, als es das Gedicht tut. Nach der Behand-

lung des Stellenwertes zeigt er die Theorie praktisch an der Zahl 987,654.321. Gerade diese ausführliche Behandlung dieses Punktes und die Schwierigkeiten, die sich dabei einstellten, mögen für spätere, insbesondere auch für Sacrobosco, der, wie auch schon ein oberflächlicher Vergleich zeigt, auch diese Schrift gekannt und benützt hat, Anlaß gegeben haben, eine neue Spezies, die *Numeratio,* aufzustellen.

Beim Anschreiben der Zahlen führt der Verfasser auch einen neuen Begriff, den Begriff der *Differentia* ein, der dem Lehrgedichte noch fremd ist, den aber auch er selbst noch nicht in der Bedeutung der Rangordnung, als den er ihn definiert[1]), festzuhalten imstande ist, sondern bald im Anschlusse an den Abakus, woher der Terminus stammt, besonders bei der Division im Sinne der Ergänzung einer Zahl auf 10 anwendet. Es schlägt hier also der Abakus durch, es findet bereits eine Vermengung der Termini statt und daraus möchte ich insbesondere auch schließen, daß das Buch jünger ist als das Gedicht, in dem wir solche Spuren noch nicht finden. Als kleiner Unterschied, der für uns hier wenig Bedeutung hat, sei noch erwähnt, daß das Gedicht den Stellenwert mit *limes,* das andere Lehrbuch aber mit *locus* bezeichnet[2]).

Ich möchte ferner noch auf einen Vers aufmerksam machen, der offenbar nach der Salemer Schrift in das Gedicht gekommen ist, es also ebenfalls wahrscheinlich macht, daß das Gedicht älter ist.

Das Gedicht beginnt:

Haec algorismus ars praesens dicitur, in qua
Talibus Indorum fruimur bis quinque figuris
0, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1,
Primaque significat unum, duo vero secunda,
Tertia significat tria, sic procede sinistre
Donec ad extremam venias, quae cifra vocatur,
Quae nil significat, dat significare sequenti.

Der letzte Vers findet sich in der Handschrift von Kremsmünster, die die älteste unter den mir bekannten Handschriften ist, noch nicht, dürfte also, wie viele andere, interpoliert worden sein und es scheint mir die Quelle, aus der geschöpft wurde, nicht weit

---

[1]) *Est itaque differentia unitatum ab uno usque ad IX, differentia decenorum a decem usque ad XC, differentia centenorum a C usque ad nongenta, sic usque in infinitum.*

[2]) Interessant ist, daß Sacrobosco alle diese Begriffe aufgenommen hat und sie in folgender Weise definiert: *Figura, differentia, locus et limes idem supponunt, sed diversis rationibus imponuntur. Figura dicitur, quantum ad lineae pertractionem. Differentia vero, quantum per illam ostenditur, qualiter figura praecedens differat a subsequenti. Locus vero dicitur ratione spatii, in quo scribitur. Limes, quia est via ordinata ad cuiuslibet numeri repraesentationem.*

abzuliegen, wenn wir die Null in der Salemer Handschrift mit folgenden Worten definiert finden: *addita est ista 0, quae cifra vocatur, nihil habens significare praeter locum absque numero demonstrare.*

Schließlich sei noch auf einen Umstand hingewiesen, der es ebenfalls sehr wahrscheinlich macht, daß der Salemer Algorithmus der Zeit nach hinter das Gedicht fällt.

Es steht nämlich ziemlich sicher fest, daß das indische Zahlensystem in Frankreich und Deutschland von Spanien her bekannt wurde, wohin es die Mauren um das Jahr 900 gebracht hatten. Lange blieben dort die Orientalen die Pfleger und Träger der mathematischen Wissenschaften. Noch im Jahre 1240 „berief Prinz Alphonsus", wie Klaus (a. a. O. S. 332) ausführt, „die berühmtesten Mathematiker und Astronomen Spaniens, darunter namentlich Isak Hazan, hebräischer Vorsänger an der Synagoge zu Toledo, sowie die bedeutendsten arabischen und jüdischen Gelehrten aus Afrika auf seine Kosten zu einer Versammlung, um die Fehler zu verbessern, welche sich seit den Zeiten des Ptolomeus in die astronomischen Tafeln eingeschlichen hatten". Wahrscheinlich dürfte man also von Spanien her nicht auch die mystischen Exkurse übernommen haben, die sich im Salemer Codex bereits finden, dem Gedichte aber noch fremd sind. Schon die Einleitung: *Omnis sapientia sive scientia a domino Deo; sicut scriptum est: Hoc quod continet omnia, scientiam habet, et iterum: Omnia in mensura et pondere et numero constituisti. Quoniam multi multa de scientia huius artis . . .* zeigt ja deutlich, daß wir es hier mit einem jüngeren Zusatz zu tun haben, und ebenso die weitläufige *Explanatio super algorizmum* am Schlusse. Ich vermute, daß die Anhängsel erst auf französisch-deutschem Boden angefügt wurden, allerdings bald nach dem Bekanntwerden der ganzen Wissenschaft.

Damit glaube ich erwiesen oder wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht zu haben, daß wir in dem Gedichte über den Algorithmus faktisch das älteste Lehrbuch des indischen Zahlensystems vor uns haben, das bei uns benützt wurde und das, wie ich aus seiner Methode schließen möchte, unmittelbar aus einer Quelle geflossen ist, die unseren Vorfahren die Kenntnis des Algorithmus ganz neu vermittelt hat. Wer mag nun der Verfasser des Gedichtes sein?

Obwohl das Gedicht in zahllosen Handschriften in Frankreich, England und auf deutschem Boden erhalten ist, was wohl die Beliebtheit desselben und seine große Bedeutung für die Pädagogik beweist, ist dennoch der Name des Verfassers bisher strittig.

Abt Trithemus[1]) schreibt ein Gedicht: *De arte numerandi* dem Alexander de Villa-Dei, dem bekannten Verfasser des Doctrinale, zu. Auch der *Codex Parisinus 7420 A* aus dem XIV. Jahr-

[1]) *De script. eccl.* p. 269.



hundert hat nach dem Gedichte die Schlußschrift: *Explicit algorismus editus a magistro Alexandro de Villa-Dei.* Entgegen diesen direkten Zeugnissen sprechen aber Thurot[1]) und Neudecker[2]) das Gedicht diesem Lehrer ab, doch mit Unrecht.

Das Gedicht schließt sich nämlich in einer großen Zahl von Handschriften an die sogenannte *Massa computi,* ein Lehrgedicht über den Kalender, an, so daß wir annehmen können, daß beide Gedichte von dem gleichen Verfasser herrühren, zumal ja weder äußere noch innere Gründe dagegen sprechen. Obwohl nun Thurot und Neudecker auch bei der *Massa computi* die Autorschaft Alexanders nicht anerkennen wollen, steht diese doch heute mit Sicherheit fest. Den Zeugnissen, welche Reichling[3]) dafür aufbringt, kann ich noch eine *Superscriptio* des Codex 4008 fol. 269 der k. und k. Wiener Hofbibliothek beifügen, welche lautet: *In nomine Jehsu incipit massa computi* || *cum commento qui creditur edita a magistro Alexandro graeco*[4]).

Nach einer gütigen Mitteilung, die ich Herrn J. H. Srawley in Cambridge verdanke, bietet übrigens der *Codex Harl. 3902 fol. 1* ein direktes Zeugnis dafür, daß die *ars numerandi* von Alexander stammt. In dieser Handschrift erscheint nämlich die *Massa computi* mit einem doppelten Kommentar. Die Einleitung des ersten beginnt mit den Worten: *Sicut dicit Aug.* und da finden sich die Worte: *Causa efficiens vel (sic!)*[5]) *quosdam ignoratur. Sed dicunt quidam, quod causa efficiens sit magister Alexander de villà dei, qui composuit doctrinale et algorismum metricum.* In der Einleitung zum zweiten Kommentare *(In principio huius libri)* sind diese Worte wiederholt: *Causa efficiens huius libri est magister Alexander de villa dei, qui composuit doctrinale et algorismum.* Wir dürfen also den Algorismus beruhigt dem Alexander zuschreiben[6]).

---

[1]) *De Alexandri de Villa-Dei Doctrinali* p. 19 ss.; *Notices et extraits de divers manuscrits de la Bibl. Imp. et autres bibl.* Tom. XXII 2, p. 29 s.

[2]) Das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei S. 6.

[3]) Das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei, *Mon. Germ. Paed.* XII, Berlin 1903, p. XLI.

[4]) *Graeco* ist offenbar aus einem verderbten *grammatico* zu erklären, da Alexander sehr häufig mit diesem Attribute genannt wird. Vgl. Reichling a. a. O. p. XXI.

[5]) Prof. Hauler macht mich aufmerksam, daß hier wohl *ł (uel)* mit *s* (*secundum*) verwechselt worden sei.

[6]) Im Handschriftenkatalog der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München erscheint der *Computus* allerdings unter dem Namen *Mathaeus*. Doch wird mir darüber mitgeteilt: „Die *Massa computi* in Clm. 3523 mit dem *Incipit: Aureus in Iano* weiß in dieser Handschrift keinen Vermerk oder Zusatz, der dazu berechtigen würde, sie mit dem Autornamen *Mathaei* zu versehen. Wir besitzen aber von der *Massa com*[illegible] noch folgende andere Handschriften: Clm. 5640, 5670 und 14727 einen Kommentar zu dem *Computus* von Konrad von Landau i[illegible]

Wie läßt es sich aber, wenn Alexander wirklich der Verfasser ist, erklären, daß er selbst weder in der Einleitung zum *Doctrinale* noch in der zum *Ecclesiale* auch nicht die geringste Erwähnung von diesem Gedichte macht, während er doch dort alle seine anderen Arbeiten erwähnt? Ich glaube, diese Frage leicht mit der nach der Entstehungszeit des Gedichtes beantworten zu können.

Wie ich nämlich in den 'Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte' (XIV 1904, S. 226 bis 237) erwiesen zu haben glaube, liegt uns in dem *Doctrinale* und *Ecclesiale* Alexanders die metrische Verarbeitung eines enzyklopädischen Prosawerkes vor, das damals beim Unterrichte gebraucht wurde, zu dessen Verschwinden aber eben dieser tüchtige Lehrer mit seinen beliebten Lehrbüchern am meisten beigetragen hat. Der Reihe nach hat Alexander aus diesem Werke zuerst die Grammatik[1]), dann den *Computus,* der für die angehenden Kleriker von so großer Wichtigkeit war, und das *Ius* und *Officium ecclesiae*[2]) und endlich speziellere Teile desselben bearbeitet, deren Erlernung er aber seinen Schülern freistellt[3]). Hier macht er also vom Algorithmus noch nicht die geringste Andeutung, obwohl er denselben erwähnen müßte, wenn er ihn gekannt hätte, da er ja doch mindestens für den *Computus* von großer Bedeutung gewesen wäre[4]): er war ihm also noch nicht bekannt. Nun fällt die Vollendung der ersten

---

16520. In dem Clm. 14727, in dem die *Massa computi* ebenfalls am Rande kommentiert ist, lautet die Überschrift: *Incipit conpotus Mathei,* und dann folgt eine Vorrede, die beginnt: *Augustini auctoritate freti,* worauf auf der nächsten Seite anscheinend eine zweite Vorrede folgt mit der Überschrift *Incipit conpotus Mathei vel massa conpoti* und dann folgt: *Licet modo in fine . . .,* erst auf der dritten Seite beginnt das Gedicht *Aureus in Iano* mit dem Handkommentar. Auch am Schlusse heißt es: *Explicit conpotus Mathei* und abermals *Explicit conputus Mathei per manus Gruenbaldii nacione de Wilsek unius valde probi socii.* Aus dieser oftmaligen Erwähnung des *Mathaeus* in dieser Handschrift hat wohl der Bearbeiter der 2. Auflage unseres Kataloges die Berechtigung zu entnehmen geglaubt, auf die übrigen Handschriften den Verfassernamen zu übertragen." Offenbar haben wir aber in der Handschrift 14727 eine Verwechslung des Namens des Erklärers mit dem des Verfassers vor uns.

[1]) Einleitung zum *Alphabetum maius:*
Quae de grammatica sunt visa mihi magis apta
In Doctrinali pro magna parte locavi.

[2]) *Computus et quidquid circa ius officiumque*
Ecclesiae dixi, ponuntur in Ecclesiali. Ebenda.

[3]) *Hic quasdam logicae claves poteris reperire,*
Qui volet has scribat; qui volet prorsus omittat. Ebenda.

[4]) Tatsächlich hat noch in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ein Kommentator von Alexanders Computus einen Kalender mit ganz eigenartiger Verwendung der arabischen Ziffern zusammengestellt. Vgl. Kalten[illegible], Ein Kalender aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts, Neu[illegible] der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, III [illegible]

seiner Arbeiten, des *Doctrinale*, wie Reichling (a. a. O. p. XXXVII) mit ziemlicher Sicherheit nachweist, in das Jahr 1199, die Vollendung des *Ecclesiale* zwischen 1199 und 1202, worauf er sich an sein grammatisch-lexikalisches Prosawerk machte, dessen Vollendung, da es, wie er selbst sagt, zu einem *grande volumen* anwuchs, längere Zeit in Anspruch nahm. Jedenfalls aber blieb ihm während dieser Zeit die neue Rechnungsweise noch unbekannt.

Wir dürfen aber annehmen, daß ein Pädagoge vom Schlage Alexanders sich sofort über die Bedeutung des indischen Zahlensystems klar war, sobald er es kennen lernte, und daß er sofort auch zu dessen Verbreitung durch ein Lehrbuch in der bei ihm und seiner Zeit so beliebten metrischen Form beitrug. Dafür, wann er dies getan habe, ein Jahr anzugeben, wäre willkürlich.

Wenn Reichling (a. a. O. S. XXVI) das Lebensende Alexanders mit Annahme eines hohen Alters in die Mitte des XIII. Jahrhunderts (um 1245) ansetzt, so ist er damit meiner Ansicht nach jedenfalls weit genug herabgegangen. Wollen wir das Lehrgedicht nicht gerade in die letzten Lebensjahre des Greises verlegen und bedenken wir ferner, daß die Salemer Handschrift bereits mehrere Lehrbücher des Algorithmus auf unserem Boden kennt, also doch etliche Jahre nach dem Gedichte abgefaßt sein muß, anderseits, wie der Schriftcharakter zeigt, nicht zu weit ins XIII. Jahrhundert herabgerückt werden kann, so dürfen wir annehmen, daß die arabischen Ziffern bald nach der Vollendung des *Alphabetum maius*, also im ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts zu uns gebracht wurden.

Nach dem Gesagten darf wohl auch die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß sich Alexander um diese Zeit an einem größeren Orte als Lehrer aufgehalten habe, an einem Orte, wo er mit der neuen Lehre unmittelbar bekannt wurde und sie selbst wieder als Lehrer vermittelte. Es scheint sich also eine Tradition zu bestätigen, welche uns eine Venetianer Handschrift (*Class.* XIII 4) aus dem Jahre 1478 erhalten hat, daß sich Alexander nach dem Tode Johannes IV., Bischofs von Dol, dessen Neffen er unterrichtet und auf dessen Veranlassung er sein *Doctrinale* abgefaßt hatte, wieder nach Paris zurückbegeben und dort Vorlesungen gehalten habe, worauf auch der Name *Alexander Parisinus* hinzudeuten scheint. Reichling (a. a. O. S. XXIV) findet zwar diese Nachricht sehr unwahrscheinlich und vermutet, daß hier eine Verwechslung des ersten Studienaufenthaltes mit einer späteren Lehrtätigkeit zugrunde liege; da aber jede bestimmte Angabe über seine weiteren Lebensschicksale fehlt und nur bekannt ist, daß er in hohem Alter in Avranches gestorben sei, kann man die erwähnte Nachricht doch nicht unbedingt abweisen.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Zu Cicero in Verrem act. II, l. V 162.

Die lectio vulgata ist: *crux, crux, inquam, infelici et aerumnoso, qui nunquam istam pestem viderat, comparabatur.* Daß es sehr auffällig ist, wenn das Kreuz, ein totes Werkzeug, mit einem Scheltwort, zumal mit *pestis* belegt wird, der bei Cicero beliebten Bezeichnung menschlicher Scheusale, braucht wohl kaum bemerkt zu werden und darum verteidigte auch seinerzeit Richter das von der Mehrzahl der Handschr. gebotene *potestatem* unter Berufung auf Tusc. I 74; danach wäre unter *potestas* das vorher erwähnte Kommando der *fugitivi* zu verstehen. Doch abgesehen davon, daß man das Kommando von Rebellen schwerlich eine *potestas* nennen kann (Tusc. l. c. ist eben von einer *potestas legitima* die Rede), ist auch die Erwähnung der Sklavenführer von unserer Stelle zu weit entfernt, als daß ein Zuhörer oder Leser *potestas* in jenem Sinne hätte verstehen können. *Potestas* ist wohl nur eine Weiterverderbung von *pestis*, von dem man bei einer Heilung der Stelle jedenfalls ausgehen muß. Ich meine nun, *pestem* ist nichts anderes als eine mißglückte Korrektur einer Dittographie von *istam*, und es ist demnach einfach zu schreiben: *qui nunquam istam viderat*, was für den Sinn vollkommen genügt; vgl. pro Rabir. 16: *nomen ipsum crucis absit non modo a corpore civium Romanorum, sed etiam a cogitatione, oculis, auribus.*

Wien. H. St. Sedlmayer.



Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Breslauer philologische Abhandlungen herausgegeben von Richard Förster. IX. Band, 1. Heft: Josephatus Mikołajczak, *De septem sapientium fabulis quaestiones selectae, accedit epimetrum de Maeandrio siue Leandro rerum scriptore.* Breslau, Verlag von M. & H. Marcus 1902. 75 SS. Preis 3 Mk.

Es ist eine tüchtige Erstlingsarbeit, in der die Fragen nach Zeit und Grund der Entstehung eines Kanons von sieben Weisen, ihre Verbindung mit dem delphischen Apollon, ihre Zusammenkünfte, endlich die Aussetzung eines Preises für den Allerweisesten neuerdings erörtert werden; etwas weitschweifig, stellenweise in Nebenfragen sich verlierend, nicht selten im Eifer der Polemik zuweit gehend, aber durchaus gründlich, mit ausgebreiteter Literaturkenntnis und gesundem Urteil. In der Natur der Sache liegt es, daß die Untersuchung nicht sosehr neue Ergebnisse liefert als eine Überprüfung bisheriger Ansichten, die den Verf. zu manchen treffenden Beobachtungen führt.

Scharfsinn verrät der nachdrückliche Hinweis auf die Nennung Mysons im Platonischen Verzeichnis der sieben Weisen (Protagoras 343 *A*), *quem Hipponax quidem laudauit, posteriores autem plane neglexerunt, cum eius in locum uel Anacharsin uel Periandrum substituerent, non uero hunc in illorum locum, ut nonnulli scriptores affirmant* (S. 13). Aber M. hat die Schwerkraft dieser Tatsache für die Entscheidung der einschlägigen Fragen, für welche nicht viele so gewichtige Beweisgründe zur Verfügung stehen, zuwenig ausgenutzt. Wäre nicht schon zur Zeit, als Mysons Weisheit noch fest im Gedächtnis haftete, ein förmlicher Katalog weiser Männer zusammengestellt worden, in den auch er Eingang fand, später hätte er zweifellos hinter anderen berühmteren Mitbewerbern

zurückstehen müssen; Platons Verzeichnis reicht also sicherlich bis in die Zeit des Hipponax, ins VI. Jahrhundert, zurück. Da nun Myson auch in einer Fassung der Streitfrage, wem der Preis des Weisesten gebühre, die erste Rolle spielt, so kann daraus viel zuversichtlicher als aus den von M. zusammengestellten Gründen und mit größerer Genauigkeit[1]) entnommen werden, daß auch diese Erzählung *de praemio septem sapientibus dato* dem VI. Jahrhundert angehört. Jedoch keine der zahlreichen Formen dieser Erzählung weiß von einem eigentlichen *certamen*, in dem die sieben Weisen *de palma sapientiae certauerunt* (M. 46 und 58) ähnlich dem *ἀγὼν Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου*, Näheres zu berichten; vielmehr stimmen alle darin überein, daß jeder von ihnen mit ungriechischer, fast Sokratischer Bescheidenheit den Ruhm der höchsten Weisheit abgelehnt und einem anderen zuerkannt habe. Der Ausdruck *ἆθλον*, der übrigens nicht bloß bei Diogenes Laertios I 30 (*ἆθλον ἀρετῆς*), sondern auch Athen. XI 16, p. 781 *d* (*σοφίας ἆθλον*) hiefür erscheint, konnte, zumal in späterer Zeit, ganz allgemein den Preis, den Lohn bezeichnen, ohne daß an einen vorausgegangenen *ἀγὼν* zu denken ist.

Über den Ursprung der Siebenzahl der Weisen gelangt M. zu folgendem Schluß: *quod eorum hebdomas constituta est aeque atque Soli hebdomas sapientium filiorum addicta est, luculento argumento est, quantum inueterata popularis religio ualuerit. hebdomas igitur sapientium non ab hebdomade Solis filiorum ducta est neque inuicem, sed utraque uno e fonte prodiit* (S. 32). Diese Quelle ist nach den vorangehenden Ausführungen die Heiligkeit der Siebenzahl, die M. mit zahlreichen Beispielen belegt. Aber neben der Siebenzahl sind noch andere Zahlen zur Bezeichnung einer unbestimmten Vielheit seit alters beliebt, vgl. z. B. Usener, Dreiheit im Rheinischen Museum 1903 und M. selbst S. 28: *quantam uim numeri in populari religione habeant, haud ignoramus, imprimis 3, 7, 9, 27.* Die Antwort auf die Frage, warum gerade die Siebenzahl für die Weisen gewählt wurde, bleibt M. schuldig; aber die Frage ist nicht unlösbar.

Zu einem unanfechtbaren Ergebnis kommt das Epimetrum, das durch eine S. 50 angeführte Stelle des Diogenes Laertios angeregt ist: es ist ein und derselbe Historiker, den unsere Überlieferung bald *Μαιάνδριος*, bald *Λεάνδριος* oder *Λέανδρος* nennt; sein wirklicher Name war der inschriftlich bezeugte *Μαιάνδριος*, wie schon 1843 C. Keil erkannt hat. Nur sehe ich keinen Grund, diesem Historiker eine grammatische Schrift abzusprechen, die Athenaios X 80, p. 454 *a* dem *συγγραφεὺς Μαιάνδριος* beilegt.

Die Abhandlung ist in flüssigem, korrektem Latein geschrieben, das nur wenige stilistische Anstöße bietet. Der Druck ist tadellos.

---

[1]) M. sagt S. 58 einfach: *antiquissimam esse puto narrationem.*

Ἰωάννου Σ. Σταυρίδου Περὶ τῆς νοθεύσεως τοῦ Θουκυδίδου *ὑπὸ τοῦ πρώτου ἐκδότου αὐτοῦ καὶ τοῦ χρόνου, καθ᾿ ὃν αὕτη ἐγένετο, καὶ ἀναγραφὴ τῶν ἐν αὐτῷ παρεισάκτων χωρίων μετὰ εἰκασιῶν περὶ τῆς μορφῆς τοῦ ἀρχικοῦ κειμένου. Ἀνατύπωσις ἐκ τῆς ‚Νέας Ἡμέρας‘. Ἐν Τεργέστῃ. Ἐκδότης τὸ τυπογραφεῖον τοῦ αὐστριακοῦ Λόϋδ.* In Kommission bei Otto Harrassowitz, Leipzig 1901. 92 SS. 8°.

Thukydides hinterließ sein Werk unvollendet. Natürlich war daher sein Manuskript übersät mit allerlei Vermerken, Ergänzungen, Doppelfassungen auch in den schon einmal abgeschlossenen Partien, wie es inmitten einer umfangreichen Arbeit fast unvermeidlich ist. Wenn man die Schrift so, wie man sie vorfand, vervielfältigen ließ, mochte manch flüchtiger Zusatz sich schlecht in den Zusammenhang einfügen, manch lose eingereihter Nachtrag an falsche Stelle geraten. Aus einer solchen, sozusagen angeborenen Beschaffenheit der *ξυγγραφὴ* erklären L. Ćwikliński, J. Steup und mit ihnen die Mehrzahl der gegenwärtigen Thukydides-Forscher viele ihrer wurzelhaften Fehler, während H. van Herwerden an der Spitze der radikalen Textkritiker nach Bedarf und Belieben die klappernde Schere der Athetese handhabt und Junghahn, v. Wilamowitz-Möllendorff, E. Schwartz den Herausgeber für alle tiefer liegenden Schäden verantwortlich machten, indem sie ihm eine redaktionelle Bearbeitung des Thukydideischen Konzeptes zuschrieben. Diese Herausgebertheorie, die vor zwanzig und mehr Jahren viel Staub aufgewirbelt hat, ist seither abgetan; s. z. B. Georg Meyer, 'Der gegenwärtige Stand der Thukydideischen Frage', Gymnasial-Programm Ilfeld 1889; Adolf Bauer, 'Die Forschungen zur griechischen Geschichte' 211; Eduard Meyer, 'Geschichte des Altertums' III 262 f. Aber nein, sie ist wieder aufgelebt in dem griechisch, allerdings weder altgriechisch noch neugriechisch geschriebenen Büchlein, das *Οὐιλαμοουιτσίῳ Μοιλλενδορφίῳ καὶ Ἑρουερδήνῳ καὶ Στευπίῳ, ἀνδράσι φιλέλλησι καὶ σοφωτάτοις ἑλληνισταῖς, ἀνθ᾿ ὧν ὑπὲρ τῆς ἑρμηνείας τοῦ Θουκυδίδου ἔγραψαν*, gewidmet ist. Man höre!

Ein Verwandter oder doch Bewunderer des Thukydides gab dessen literarischen Nachlaß, mit einer unübersehbaren Menge eigener Zusätze vermehrt, heraus. Dieser Herausgeber war seinem Wohnorte nach kein Athener, weil er mit athenischen Verhältnissen nicht vertraut ist, auch den attischen Dialekt nicht hinlänglich beherrscht. Überhaupt ist seine Sprache eine so unreine und kunstlose, seine Kenntnis der dargestellten Vorgänge eine so ungenaue, daß er lange nach Thukydides gelebt haben muß. Glücklicherweise läßt sich die Zeit der von ihm besorgten Ausgabe fast noch bis aufs Jahr bestimmen. Die Verwechslung nämlich von *οι* und *ι*, die in dem vom Herausgeber eingeschalteten Kapitel *B* 54 vorausgesetzt ist, begann um 330 v. Chr. Ferner hat der Herausgeber für seine Zusätze *Γ* 40, 1 und *B* 40, 4 die Nikomachische Ethik

E 8 f. und *Θ* 5 und 9 benutzt, aber die *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles offenbar noch nicht gekannt, wie aus einem Vergleich von [Thuk.] ϛ 56 und 58 mit *Ἀθην. πολ.* XVIII 4 erhellt. Daraus ergibt sich, daß die Herausgabe zwischen 330 und 325 v. Chr. erfolgte. Nebenbei gewinnt man damit einen willkommenen Anhaltspunkt für die Datierung der Politik des Aristoteles, die der Herausgeber des Thukydides noch nicht kannte, während sein Zusatz *Α* 71, 3 in der Politik *B* 8, 10 verwertet ist. Sicherlich hätte Ephoros für sein Geschichtswerk, wenn die Thukydideische *ξυγγραφὴ* ihm schon bekannt gewesen wäre, aus dieser und nicht aus so unlauteren Quellen, wie es die Komikerspässe sind, geschöpft. Aristoteles erwähnt den Thukydides in seiner Rhetorik noch nicht, wohl aber bereits Theophrast in seiner Schrift *περὶ λέξεως*. Hermipp, der Zeitgenosse des Königs Ptolemaios Euergetes, kennt natürlich auch schon die Peisistratiden-Interpolation ϛ 54—59, wie wir zum Überfluß aus der Vita des Markellinos erfahren.

Die Einwände, daß Xenophon und Kratipp das Geschichtswerk des Thukydides nicht hätten fortsetzen, Philistos und Aineias es nicht hätten nachahmen können, wenn es erst nach 330 erschienen wäre, wiegen dem Verfasser federleicht. Was verstanden die antiken Literarhistoriker, auf die wir uns betreffs des Philistos verlassen müssen, von Nachahmung! Höchstens hat umgekehrt der Interpolator des Thukydides den Philistos nachgeahmt. Die angebliche Nachahmung bei Aineias aber ist eine späte Interpolation, beweist also keinesfalls etwas. Kratipp war selbstverständlich nicht Zeitgenosse des Thukydides; denn die Stelle des Dionysius Halicarnasensis, in der das behauptet wird, ist eine ganz dumme Interpolation und das ausführliche Zitat in einer pseudoplutarchischen Abhandlung bezieht sich gar nicht auf Kratipp, sondern auf Theopomp, dessen Name nur zu *Κράτιππος* als einem *ὄνομα ἰσογράμματόν τε καὶ ὁμοιοτέλευτον* entstellt ist. Mit Xenophons Hellenika endlich steht es so: nichts weniger als an das Werk des Thukydides anknüpfend, gaben sie vielmehr eine ganz selbständige Darstellung, blieben aber unvollendet und wurden aus Xenophons Nachlaß erst lange nach seinem Tode herausgegeben, als die Thukydideische *ξυγγραφὴ* schon veröffentlicht worden war; ihr zuliebe wurde der ganze Anfang der Hellenika weggeschnitten und diese zu einer Fortsetzung jenes Werkes zugestutzt. Wie hätte auch Theopomp *ἅτε δὴ φιλόδοξος ὢν* eine Fortsetzung zu Thukydides geliefert, wenn ihm die Priorität von vorneherein vorweggenommen war!

Nach diesen Ausführungen, deren gewissenhafte Wiedergabe mich jeder weiteren Kritik überhebt, werden mit derselben Willkür schrankenloser Subjektivität 250 Stellen teilweise großen Umfangs als Zusätze jenes Herausgebers bezeichnet. *Μή τις ὅμως νομίσῃ,* heißt es S. 9, *ὅτι ἐν τῇ ἀνὰ χεῖρας ἀναγραφῇ εὑρίσκονται πάντα τὰ παρὰ Θουκυδίδῃ νόθα χωρία· ὑπάρχουσι γὰρ καὶ*

ἄλλα τινά, ἃ παρελίπομεν δηλῶσαι ἐπὶ τοῦ παρόντος μὴ δυνηθέντες ἕνεκα ἐλλείψεως τοῦ ἀναγκαίου χρόνου καὶ βιβλιοθήκης ἐχούσης τὰ περὶ Θουκυδίδου γραφέντα μελετῆσαι αὐτὰ καλῶς. Πλὴν δὲ τούτων πιθανὸν ὅτι ὑπάρχουσι καὶ ἄλλα, ἃ ἡμεῖς οὐκ εἴδομεν. Kein Wunder; *οὐδεὶς γὰρ ἄλλος συγγραφεὺς ἀρχαῖος μᾶλλον τοῦ Θουκυδίδου νενόθευται διὰ παρεισαγωγῶν.*

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Studien über die Liederbücher des Horatius. Mit einem Anhange zu einzelnen Liedern. Von H. Belling. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1903. 8°, 188 SS.

Die eben zitierte Schrift hat einen Exkurs desselben Verf.s ('Über die Elegien des Albius Tibullus', Berlin 1897) zur Voraussetzung, in dem er die bereits von H. Kießling (im 2. Hefte der philologischen Untersuchungen, Berlin 1881) ausgesprochene Ansicht, die augusteischen Dichter hätten bei Veröffentlichung ihrer Werke in Buchform ein bestimmtes Anordnungsprinzip festgehalten, an den uns unter Tibulls Namen erhaltenen Gedichten prüfte und durchgehends die Zusammensetzung der Bücher aus Pentaden, bezw. Dekaden herausfand. — In seiner neuen Arbeit bemüht sich Belling im einzelnen nachzuweisen, daß Horaz das gleiche Editionsprinzip befolgt habe. Er untersucht zuerst, was Inhalt und Form (Gedankengang, persönliche und sachliche Beziehungen, Sprache und Metrum) anbetrifft, die Oden des 4., sodann die des 3. und 2. Buches und gelangt zu dem Urteile, daß die Auswahl der Lieder, die sich in ihnen finden, nicht willkürlich, sondern deren Anordnung planmäßig und beim Aufbau der einzelnen Lieder das dekadische (pentadische) Schema zugrunde gelegt sei. Dann wendet er sich der Prüfung des 1. (größten) Odenbuches zu, nach dessen ausführlicher Besprechung er die Meinung äußert, es wäre darin ebenfalls pentadische Gliederung deutlich zu erkennen. Es zeige sich somit in allen Odenbüchern eine große Kunst der Komposition — die B. auch in den Epoden zu erblicken wähnt, da er annimmt, daß ihr 1. Teil (1—10) aus Pentaden, der 2. (11—16) aus Triaden[1]) gebildet werde — und man empfinde ferner, wenn die einzelnen Bücher einander gegenübergestellt würden, daß nicht durch Zufall die Lieder in dieses oder jenes Buch aufgenommen, sondern nach gleichen Motiven zusammengeschlossen worden seien. In dem ersten, sagt B. S. 134, „blinken die drei Sterne Lied, Liebe und Wein besonders hell hervor. Dem entsprechend treten sie im zweiten zurück, um zur Abwechslung im dritten wieder mehr hervorzutreten. Im zweiten Buche erklingen vor allem Freundschaft und Lebensweisheit. Im dritten, welchem die 'Römer-Oden' von vornherein als inhaltliche Paradestücke den eig-

---

[1]) Das unfügsame 17. Gedicht soll als Sch'
'rden sein.

Charakter verleihen, haben politische Moral und Religion den stärksten Ton. Das vierte trägt vorwiegend höfisch-dynastisches Gepräge. Man könnte nach den vorklingenden Leitmotiven die vier Bücher als ein erotisch-sympotisches, ein philosophisches, ein politisches, ein dynastisches bezeichnen". Der künstlerische Aufbau der horazischen Oden solle aber auch bei ihrer schulmäßigen Behandlung insoferne zur Geltung kommen, als man sie prinzipiell in der Reihe, welche ihnen der Dichter gegeben habe, durchnehme[1]). — Es unterliegt keinem Zweifel, und das wird jeder zugeben, der Bellings Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, daß der Verf. über eine genaue Kenntnis der Dichtungen des Horaz verfügt und mit einem gewissen Scharfsinne unverkennbare Beziehungen, die zwischen einzelnen Liedern bestehen, aufgedeckt hat; es läßt sich auch nicht leugnen, daß sich im 2., 3. und 4. Buche wiederholt Stücke zu Gruppen zusammenfügen lassen, also vielleicht Anfänge pentadischer Gliederung wahrnehmbar sind, diese jedoch auch für das 1. Buch als erwiesen zu betrachten, wie das B. S. 87 tut, das ist meiner Meinung nach viel zu weit gegangen. Um auch aus dem genannten Buche — es enthält 38 überlieferte Gedichte — Pentaden herauszubringen, muß der Verf. der Studien erstens I 20 als unecht ansehen, eine Ode, deren Echtheit doch noch von einigen Forschern verteidigt wird, zweitens I 8 als nachträglich (gelegentlich einer 2. Ausgabe[2]) eingeschoben erklären und außerdem I 1 als Widmungsgedicht von den noch übrigen 36 Liedern trennen. Man gewinnt überhaupt den Eindruck, als ob B. sich die Sachen so zurecht legte, wie er sie braucht. Er sondert z. B., wie erwähnt, I 1 als Widmung von der ganzen Sammlung ab, ein Schlußgedicht hingegen, als das doch IV 15 unbedingt zu betrachten ist (vgl. Kießlings Kommentar, S. 404), nimmt er für die Tetras nicht an, offenbar weil hernach der Pentadenbau in Frage käme. Von demselben Standpunkte aus muß er auch daran festhalten, daß Buch IV nie für sich herausgegeben worden sei; denn, wäre dies der Fall, dann hätten wir, weil doch IV 1 von B. selbst als Einleitungsgedicht aufgefaßt wird, keine Pentade mehr. — B.s Erörterungen sind also zwar interessant und können dazu beitragen, die Horaz-Forschung anzuregen, allein bis zum gegenwärtigen Augenblicke enthalten sie nur eine Hypothese, die noch dazu mit dem freien Schaffen eines lyrischen Dichters wenigstens nach modernen Begriffen nicht vereinbar ist.

[1]) Das wird wohl selten möglich sein, da man ja in den Schulen meistens nur eine Auswahl von Gedichten des Horaz liest.

[2]) Nach B. sind vom Dichter zwei Ausgaben der Lieder publiziert worden; die erste habe eine Trias dargestellt (B. I—III), die zweite eine Tetras, da in ihr außer den erwähnten Büchern auch noch ein viertes enthalten gewesen sei, welches Horaz nie für sich allein ediert habe.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

A Latin Grammar. By William Gardner Hale, Professor of Latin in the University of Chicago, and Carl Darling Buck, Professor of Comparative Philology in the University of Chicago. Boston, U. S. A., and London, Ginn & Company, publishers. The Athenaeum Press 1903. 8°, XI u. 388 SS.

Vorliegendes Werk zeigt den Charakter einer etwas eingehenderen Schulgrammatik mit starker Betonung der sprachwissenschaftlichen Seite und der historischen Sprachbetrachtung. Es interessiert uns weniger seine pädagogische Eigenart als vielmehr der Umstand, daß Hale daran hervorragenden Anteil hat. Bekanntlich verdankt diesem Gelehrten die griechische und lateinische Modussyntax eine Reihe von hervorragenden Beiträgen, ohne daß derselbe bisher Gelegenheit genommen hätte, ein Gesamtsystem der griechischen oder lateinischen Moduslehre aufzustellen. Im Vorliegenden nun wird uns wenigstens in der Form der Schulgrammatik ein systematisches Ganzes geboten. So viel Ref. weiß, macht vorliegende Grammatik zuerst den wissenschaftlich ohneweiters berechtigten Versuch, zwischen den Modi in Haupt- und in Nebensätzen keine Scheidewand zu ziehen. Die Modi werden nach ihren Arten vorgenommen, allerdings zuvor im unabhängigen Satze, woran sich aber bei jeder der zur Erörterung kommenden Arten sofort die Gebrauchsweise im abhängigen Satze schließt. So kommt es denn, daß die Moduslehre als ersten Einteilungsgrund die Arten der Modi, als zweiten die Arten der Sätze, in welchen sie zur Verwendung kommen, enthält. Bekanntlich verfolgt die bisherige Grammatik den umgekehrten Weg. — Bemerkenswert ist weiter die Aufnahme einer Reihe bezeichnender Termini, die meist von Hale selbst herrühren. So wird der Konjunktiv geteilt in den volitiven, antizipatorischen und wünschenden Modus, in den Konjunktiv der Verpflichtung oder Schicklichkeit, der ideellen Gewißheit usw. Daß sich übrigens auch in den anderen Partien der Grammatik — namentlich in der Kasuslehre — manches Neue in Auffassung und Disposition findet, darf bei Forschern, wie die beiden Verff. sind, als selbstverständlich gelten.

Ref. schließt vorläufig ab, um nach dem Erscheinen des in Aussicht gestellten Ergänzungsheftes, das in erster Linie die in der Grammatik einfach mitgeteilten Spracherscheinungen zu erläutern bestimmt ist, wieder darauf zurückzukommen.

Wien. J. Golling.

Chr. Huelsen, Das Forum Romanum, seine Geschichte und seine Denkmäler. Mit drei Plänen und 109 Textabbildungen. Rom, Loescher & Co. 1904. 8°, 220 SS.

Wenn das oft mißbrauchte Wort, daß jemand berufen sei, ein Buch zu schreiben, je zur Wahrheit geworden ist, so ist dies

hier der Fall. Das *Forum Romanum* kann keinen besseren Darsteller finden als Huelsen, die erste Autorität auf dem Gebiete der römischen Topographie. Zu bedauern ist nur, daß er sich in seinem Cicerone auf das Forum beschränkt hat. Wem es vergönnt war, seine Vorlesungen in Rom zu hören, der möchte wohl gerne, was er im Angesicht der Denkmäler des Altertums aus dem Munde Huelsens vernommen, schwarz auf weiß „getrost nach Hause tragen". Diese Empfindung mag auch die geistig ohne Zweifel vornehmste seiner Zuhörerinnen teilen, unsere Ebner-Eschenbach, der er, wohl in Erinnerung an ihren römischen Aufenthalt (im Jahre 1899), die Schrift gewidmet hat.

Das Buch ist „für Leser bestimmt, die über das Forum eingehendere Belehrung suchen, als sie die knappen Angaben der Reisehandbücher zu bieten vermögen". Man kann wohl sagen, daß es für jeden Forumsbesucher unentbehrlich sein wird, wenn er halbwegs das Bestreben hat, sich in der architektonischen Wirrnis aus drei Jahrtausenden zurechtzufinden. Wer diese Wirrnis kennt, wer weiß, wie die Überreste aus der Urzeit, die Monumentalbauten des Kaiserreichs, die Flickereien der spätrömischen Zeit, die Einbauten der alten Kirche und des Mittelalters dem Beschauer den Sinn verwirren, dem wird die durchsichtige Klarheit, mit der H. die Denkmäler des Forums ordnet, erklärt und zu einem geschlossenen Gesamtbilde gruppiert, umso größere Achtung abgewinnen. Jedes Denkmal wird nach dem letzten Stande der Aufdeckung erklärt, seine architektonische und topographische Bedeutung gewürdigt, seine Geschichte erzählt: alles mit Hinweglassung jedes gelehrten Beiwerkes, wofür wir dem Verf. besonders hinsichtlich der ebenso umfangreichen als im Verhältnis wenig ergiebigen Literatur über das Romulusgrab Dank wissen.

Pläne, Photographien und Rekonstruktionen unterstützen das gedruckte Wort. Am Schlusse nennt eine Quellenübersicht dem Leser, der spezielle Studien über eines der Forumsgebäude anstellen will, die wichtigsten neueren Arbeiten und die Belegstellen aus der antiken Literatur.

Als Einleitung gibt H. eine Geschichte des Forums (S. 1 bis 47). Ist es immer von Interesse, die Schicksale eines Ortes durch die Jahrhunderte zu verfolgen, so eröffnet doch der Spaziergang durch die Geschichte kaum irgendwo so weite Ausblicke wie auf dem *Forum Romanum;* es ist ein Stück aus der Universalgeschichte, das uns in anziehender Form geboten wird. Von den Anfängen in frühgeschichtlichen Perioden, deren Rätsel das Romulusgrab und die Gräberfunde leider nicht gelöst haben, geleitet uns H. durch die Zeiten, in denen das Forum als „Marktplatz", als „Mittelpunkt des städtischen Verkehrs", als „Stätte der politischen Verhandlungen", als „historische Denkstätte", als Kirchenviertel und Wohnort päpstlicher Beamter, als Bollwerk der Frangipani, als *campo Vaccino* immer neuen Bestimmungen

diente, bis in die Tage der systematischen Aufdeckung, die von dem italienischen Reiche als Ehrenschuld empfunden und glänzend eingelöst wird, namentlich seitdem Giacomo Boni mit begeisterter Energie die Ausgrabungen leitet. Sie hat zwar, wenn man älteren Herren glaubt — ich habe einmal den trefflichen Bildhauer Kopf darüber Klage führen gehört — dem Forum viel von seinem malerischen Zauber genommen, aber ihm den umso wirkungsvolleren Zauber zu neuem Leben erweckter großer Erinnerungen verliehen.

Wien. Edmund Groag.

Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Heft III. Mit 21 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte. Münster i. W., Aschendorff 1903. VII und 131 SS. Preis 10 Mk.

Der vornehm ausgestattete Bericht enthält: 1. Ausgrabungen bei Haltern. Das Uferkastell. Von F. Koepp S. 1—50 mit 12 Tafeln. 2. Ausgrabungen bei Haltern. Die Fundstücke aus dem großen Lager und dem Uferkastell 1901, 1902. Von H. Dragendorff S. 51—98 mit 5 Tafeln. 3. Forschungen und Grabungen im „Römerlager“ bei Kneblinghausen. Von A. Hartmann S. 99 bis 126 mit 3 Tafeln. 4. Die Burg Ascheberg bei Burgsteinfurt. Von J. H. Schmedding S. 127—131 mit 1 Tafel. Koepp zeigt, daß vier Perioden der Uferbefestigung zu unterscheiden sind (vgl. Taf. III), deren kleinste auch die älteste ist. Die Römer hatten etwa 20 *m* Uferlänge der Lippe, die damals durch die Niederung floß, befestigt: die Anlage bildete den befestigten Zugang zu einer Brücke; es könnte die kleine, halbrunde Anlage der Brückenkopf sein, den Drusus gleich im Frühlinge des Jahres 11 v. Chr. zum Schutze seiner Brücke erbaute, worauf im Herbste das größere Lager angelegt wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei Haltern wirklich *Aliso* gefunden ist. Dragendorff behandelt die Fundstücke der Jahre 1901 und 1902: diese haben den untrüglichen Beweis erbracht, daß die bei Haltern aufgedeckten Anlagen nicht nur römisch sind, sondern der Zeit um Christi Geburt angehören: die gefundenen Kulturreste stammen nämlich aus der Zeit des Augustus und aus dem Anfange der Regierung des Tiberius. Der erhebliche Unterschied zwischen den Funden im großen Lager und denen aus dem Uferkastell erklärt sich daraus, daß im großen Lager die Truppen lange gelegen sind, sich wohnlich eingerichtet hatten und überwinterten, während die kleinen Verschanzungen nur zeitweise, vorübergehend mit Truppen belegt wurden; vielleicht trägt auch der Umstand bei, daß im großen Lager Legionssoldaten Unterkunft fanden, die Besatzung der kleinen Verschanzungen aber aus Hilfstruppen bestand. Die Funde bestehen in Münzen, worunter Silberdenare vom Jahre 134 v. Chr., dann Kupfer verschiedener



Prägung und endlich gallische Münzen sich befinden, außerdem Silber, Bronze und Eisen. Unter den Eisenfunden sind die wichtigsten die römischen Geschützpfeile, deren mehrere Tausende gefunden wurden und die für die Kenntnis des römischen Geschützwesens von Bedeutung sind. Es lassen sich zwei Kaliber, zu 15 × 15 *mm* und 12 × 12 *mm* Stabeisen, unterscheiden. Die Pfeile bestehen aus drei Teilen: der eisernen Spitze mit einem Dornansatz, dem Schafte aus Ahornholz und einer Blechhülle, die den Holzschaft umschließt: es sind Bolzen, die der Urform aller römischen Geschützformen, der Armbrust, noch verhältnismäßig nahe stehen. Außerdem fanden sich Pilumspitzen, Werkzeuge und Geräte, Pferdegeschirre, Nägel usw. aus Eisen, Schleuderbleie und Tongefäße, wenig Glas und einige Gemmen.

Das Römerlager bei Kneblinghausen, das A. Hartmann untersucht hat, liegt 410 *m* hoch auf dem höchsten Punkte der Gegend, beherrscht durch den umfassenden Rundblick die Umgebung und hat reichliches Trinkwasser, zeigt also die drei Vorzüge eines römischen Lagers. Die Lagerfläche beträgt 7·45 *ha*, die vier Wälle verlaufen gerade, die Ecken sind abgerundet. Jede Seite hat ein durch einen Wallbogen geschütztes Tor: die Nordlinie ist 310 *m* lang, das 10 *m* breite Tor liegt fast in der Mitte; der Ostwall ist 228 *m*, der Südwall 326 *m*, der Westwall 245 *m* lang; das Lager bietet Raum für etwa eine Legion.

Die Burganlage bei Burgsteinfurt, von Schmedding untersucht, ergibt sich als eine frühmittelalterliche, bereits im XII. Jahrh. zerstörte Burg. Sie hat einen doppelten Burghof von je 40 *m* Länge und Breite, umgeben von Gräben, die mit Wasser gefüllt waren. Innerhalb der Gräben waren die Burghöfe von Erdwällen, die 3 *m* hoch, 7 *m* breit waren, umgeben; durch einen großen Brand ging die Burg zugrunde.

Dieses Heft schließt sich würdig den früheren Publikationen der Kommission an und zeigt, mit welchem Eifer und wie zielbewußt und erfolgreich die Erforschung Westfalens gefördert wird.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Goethe. Sein Leben und seine Werke von Alb. Bielschowsky. In zwei Bänden. Zweiter Band. 1.—3. Aufl. München, C. H. Beck 1904. 8°, VI u. 737 SS.

Acht volle Jahre trennen den ersten Band von Bielschowskys Goethe-Biographie von dem zweiten, vielleicht hätte sich das „*nonum prematur in annum*" erfüllt, wenn nicht der Tod vor Vollendung des Werkes seine emsige Hand zum Stillstande gezwungen; es berührt mit Wehmut, wenn wir auf der letzten Seite, die er noch geschrieben, über Goethes Lebenswerk lesen: „Und

wenn er nicht gestorben wäre ..... So könnten wir mit dem Märchen die Geschichte von dem märchenhaften Werke schließen".

Treue Freunde haben die Feder, die ihm entfallen, aufgehoben und den großen Plan zu Ende geführt, so daß kein Torso, sondern ein abgeschlossenes Werk vorgelegt werden konnte, das, da nur weniges zur Vollendung fehlte, doch ganz Eigentum des Mannes ist, der es begonnen hatte. Ob er freilich in seiner nimmermüden Sorgfalt nicht einige Partien durchgesehen und ausgestaltet hätte, läßt sich schwer sagen. Die endgiltig von ihm approbierte Fassung besitzen wir jedenfalls nicht. Auch fragt es sich, wie er sich zu seinen Ergänzern gestellt hätte. Mit Jubel hätte er jedenfalls das 15. Kapitel: „Goethe als Naturforscher" begrüßt. Das ist Geist von seinem Geiste: so wie er sich überall bemüht, Goethe als Einheit zu fassen, stellt hier sein Ergänzer S. Kalischer in trefflicher Weise den Zusammenhang zwischen dem Dichter, Menschen und Naturforscher her, er kennzeichnet die Bedeutung der Entwicklungsidee für sein ganzes Schaffen und feiert ihn begeistert als modernen Denker auch auf dem Gebiete exakter Naturkunde. Wohl etwas weniger dürfte ihn Zieglers Faustkapitel und der Abschluß des Werkes befriedigen: nicht als ob die besonders in der Analyse der Wette, der Polemik gegen Türcks Auslegung der Sorge u. a. sehr scharfsinnig geführte Untersuchung abzulehnen wäre. Aber sie ist kritischer, kühler, gelegentlich sogar in der Wiedergabe der Gretchentragödie etwas nüchtern; sie versäumt es, was B. besonders liebt, auf der historischen Entwicklung aufzubauen; in ganz verfehlter Weise geht Zieglers Betrachtung vom Fragment (S. 595 ff.) und nicht vom Urfaust aus. B. würde vielleicht, wie mancher Leser, dagegen protestieren, daß Gretchen in der Kerkerszene nicht wahnsinnig ist (S. 620), daß Goethe zu Zeiten des Egmont und Götz den Faust besser durch die politische Sphäre hindurchgeführt hätte (S. 645), wie überhaupt Zieglers Meinung, daß Goethe wenig Interesse für die „wichtigsten Erscheinungen und Fragen der Politik gehabt" (S. 645), mit den Ausführungen des 16. Kapitels direkt im Widerspruche steht. Auch Goethes Verhältnis zur Romantik, das Ziegler in einem Einschube des 16. Kapitels (S. 469 ff.) kurz beleuchtet, wäre mit den Augen Bielschowskys gesehen intimer und inniger geworden, die Übereinstimmungen hätten vielleicht stärkere Betonung als die Gegensätze gefunden. Aber niemand vermag es, ein Werk ganz im Geiste seines Vorgängers zu Ende zu führen, und was der Nachfolger hier gegeben, ist an und für sich betrachtet, ein schätzenswertes Geschenk. Die volle Einheit, wie sie nur einheitlicher Gestaltung und Auffassung des Einzelnen entspringen kann, war unmöglich zu erreichen.

Die lange Pause in der Veröffentlichung ist der geistigen Erfassung des Helden im vollsten Maße zugute gekommen. Sein Biograph hat sich vom jungen Goethe zum alten hinauf entwickelt.

Das muß jeder denkende Mensch, aber es gelingt ihm nur mit den vorschreitenden Lebensjahren. Hatte B. im ersten Bande die leichtere Aufgabe trefflich gelöst, so tritt er hier uns gereift, vertieft in seinem Wesen und bewußt ausgestaltender entgegen. Der Hauptvorzug dieses Bandes liegt darin, daß er dem Manne und Greise Goethe mit dem vollen Gefühle innigster Liebe entgegentritt, wo sonst gerne nur Scheu und Ehrfurcht herrscht. So versteht er ihn, als Menschen wie als Dichter. Er liest tief in seiner Seele und sucht uns Eigenheiten seines Wesens, die Trennung von der Mutter (S. 29), sein Verhältnis zur Revolution (S. 73), zu Napoleon und der Politik seiner Zeit (S. 333 ff.) immer wieder aus diesem ganzen Wesen heraus zu erklären, der Dichter trennt sich nie vom Staatsmanne, der Staatsmann nicht vom Theaterdirektor, der freilich (S. 20) etwas zu kurz kommt. Begeisterter als B. hat wohl niemand die Anklagen des Egoismus und der Kälte zurückgewiesen: „Jeder geniale Mensch, der in der Erfüllung einer Mission handelt, erhält den Schein des Egoismus, weil er, sowie Goethe, alles von sich abweist, was ihn in seiner Mission zu stören geeignet ist“ (S. 32), er verwirft die banalen Schlagworte, die sein „Wesen selten erhellen und nie erschöpfen“ (S. 68), er rettet ihn vor dem Vorwurfe des Quietismus (S. 469 f.) und baut mit Begeisterung sein pädagogisches System wie sein soziales Gedankenwerk auf, die beide den Menschen der Zukunft im höchsten Sinne entwickeln.

Kommt B. in den biographischen Kapiteln zuweilen in eine etwas trockene Aneinanderreihung, wie im ersten Teile der Schilderung des Zusammentreffens mit Schiller (S. 112 ff.) und mit Marianne von Willemer (S. 340 ff.), so fließt dafür der schöne, breite Strom seiner Darstellung am ruhigsten im Bette der den Dichtungen gewidmeten Kapitel dahin. B. versteht es vortrefflich, ein Werk werden zu lassen, auf seiner Entstehung zu begleiten. In diesem Sinne sind der 6. und 18. Abschnitt, Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre umfassend, wahre Meisterstücke. Im einzelnen mag man manches beanstanden: Die Deutung der Briefstelle an das Ehepaar Kestner: ‘Binnen hier und einem Jahre verspreche ich Euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung im schwätzenden Publikum auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft’ (S. 129) auf den neuen Roman, in dem der „harmonische Ausklang seines Verhältnisses zu Lotte und Kestner rein und schön“ wiedertönen soll, ist sehr problematisch. Ebenso weiß B. doch zu viel von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“, ohne aber die wichtige Stelle in einem Briefe Goethes an Merck zu beachten, er möge mit der Geschichte des Herrn Oheims nicht in sein theatralisches „Gehege“ kommen (Weimarer Ag. 3, 238). Auch Therese (S. 166) darf man kaum in [illegible] Verbindung mit Lotte bringen. Aber ausgezeichnet sind di[illegible] Komposition, die Be-

deutung der Bekenntnisse einer schönen Seele, das Verhältnis Goethes zu seinem Helden klargelegt und in der Besprechung der „Wanderjahre“ gibt er eine Charakteristik des Ideengehaltes dieser „Faustdichtung im Puppenspiele“, wie sie kaum noch in einer größeren Biographie versucht worden ist. Er stellt feine stilistische Beobachtungen an bei den Romanen, bei der „Natürlichen Tochter“, „Hermann und Dorothea“, den „Wahlverwandtschaften“. Wie prägnant sagt er bei dem letztgenannten Werke: „Wenn uns die gleichmäßige Höhe hie und da nicht zusagt, so tut uns die gleichmäßige Ruhe dafür um so wohler“ (S. 291). Daß der „Pandora“ ein ganzes, das 11. Kapitel, eingeräumt wird, nimmt Wunder, im Verhältnis dazu durfte „Des Epimenides Erwachen“ nicht so kurz abgefertigt werden, wie es S. 339 geschieht, die „Achilleis“ hätte (S. 243) reicher bedacht werden können, bei den „Xenien“ (S. 125) war der ursprünglich beabsichtigte Aufbau nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Den Urteilen über die einzelnen Werke wird man fast immer beistimmen, nur die Erzählungen in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (S. 50) sind doch nicht so „geringfügig“, daß wir sie „gern unter seinen Werken gemißt hätten“.

Ein Zug aber, der durch das ganze Werk zu gehen scheint, darf nicht übersehen werden: eine gewisse Prüderie; durch sie wird B. Christianen nicht ganz gerecht, die „Römischen Elegien“ kommen auch schon im ersten Bande zu kurz, vor allem aber leidet die Analyse der „Wahlverwandtschaften“. Er gleitet über die Hauptszene des Werkes mit dem absichtlich verschwommenen Passus hinweg (S. 270): „Die Gäste blieben noch die Nacht über, die der Dichter mit blendender Pracht ausgestaltet, um die Entfremdung zwischen Charlotte und Eduard durch den Schleier einer zärtlichen Eheszene hindurchblicken zu lassen“. Und auch weiterhin wird er in seinen Erwägungen, ob auf ein so hochgestelltes Wesen wie Ottilie ein Eduard verführerisch wirken könne (S. 285), etwas philiströs.

Fast zu einem Exkurse gestaltet sich die Erklärung der „Märchen“ S. 50 ff. Seine allzu allgemein gehaltene Auslegung wird hinfällig durch die auf bestimmten Weimarer Personen und politischen Situationen fußende Interpretation von Max Morris, die neuerdings durch Paul Pochhammer erweitert worden ist (Goethe-Jahrbuch 25, S. 116 ff.). Man vergleiche auch die im selben Bande durch J. Wahle mitgeteilten Erklärungsversuche, die Goethe selbst aufgezeichnet hat, leider, ohne einen eigenen Hinweis beizufügen (S. 37 ff.).

Der Abschnitt „Hermann und Dorothea“ fußt auf der von B. schon früher mitgeteilten Hypothese, Lili Türckheim-Schönemann sei das Modell der Dorothea gewesen. Er hat sich in dieser Annahme noch mehr versteift und verficht sie hier mit wahrer Leidenschaft. Schon in den allgemeinen Betrachtungen des Eingangs nimmt er (S. 186 ff.) das Wort Goethes, alles, was er [illegible]tet,

sei auch von ihm erlebt, in allzu buchstäblichem Sinne. Wenn Goethe sagt, er habe in dieser Dichtung den „ganzen laufenden Ertrag seines Daseins“ verwendet, so spricht dies gegen B.s Ansicht, immer ganz präzise Vorfälle und Personen suchen zu müssen: gerade das Wort „Ertrag“ kann nur kollektiv und allgemein gemeint sein. Daß die Schicksale Lilis eine Reihe von Analogien bieten, die ihm Motive gebracht haben können, die er ebenso wie Erlebnisse der Kampagne verwertet, ist sehr wahrscheinlich, und diese Nachweise B.s verpflichten uns zu Dank. Aber wir wissen nicht einmal, wie viel Goethe von diesen Abenteuern seiner einstigen Braut erfahren. In Heidelberg bei der Delph, erklärt B. kategorisch (S. 189): „muß er die bisherigen Schicksale Lilis erfahren haben und wird über die Wechselfälle des Lebens sowie über die Tapferkeit seiner einstigen Braut nicht wenig bewegt gewesen sein“. Warum muß er und wird er? Und diese Vermutungen zugegeben, nicht ein Zug des Wesens Dorotheas stimmt mit der verwöhnten, anmutigen Gesellschaftsdame, wie ihm Lili immer erschienen war, wie ihr Bild auch noch später in seinen Erinnerungen festgehalten wird. B. geht aber so weit, daß er in „Hermann und Dorothea“ die „Verbindung mit Lili, die die Wirklichkeit versagt“ (S. 193) gefeiert sieht. Sein Hauptargument ist, daß Dorothea nirgends als Bäuerin gezeichnet wird. Die Stelle im 1. Gesange, wo Hermann rühmt, wie „klüglich“ sie die Tiere leitete, ist ihm unbequem und er tut sie mit der verlegenen Wendung, sie sei „zu wenig bezeichnend“ (S. 210) ab. Ja, ist vielleicht der Vater als Wirt geschildert, der Sohn in seinen Bauersarbeiten? So geben wir ihm gerne zu, wenn er in einzelnen Zügen „den Einfluß des Schicksals Lilis“ (S. 206) sieht; weiter aber kann man sich schwer von ihm führen lassen.

Das 14. Kapitel gilt der Lyrik Goethes. Es ist wohl das Schwierigste, das ein Goethe-Biograph zu liefern hat, und man gewinnt den Eindruck, als ob B. hier gewiß noch bessernd eingegriffen hätte. Im allgemeinen scheint in ihm der Sinn für die Lyrik weniger entwickelt zu sein: neben den außerordentlich feinen Darlegungen über die tiefe Empfindung, die in der „Natürlichen Tochter“ herrscht (S. 60 ff.), nehmen sich die Auslassungen über den „Westöstlichen Divan“ (S. 343 ff.), etwas dürftig aus. Auch in dem zusammenfassenden Abschnitte weiß er die Saiten, welche der Lyra Goethes fehlen, sehr hübsch zu erkennen (S. 410), aber ihn erdrückt hier die Masse des Stoffes, er flüchtet sich in Einzelheiten: vor allem hat er zu wenig Ohr für die Harmlosigkeit und Unbewußtheit von Goethes Sange; er arbeitet zu viel mit Symbolen, besonders den Balladen gegenüber, in denen er wenig von des Dichters „Lust zu fabulieren“ fühlt. Definitiv ablehnen möchte ich die althergebrachte Beziehung des Liedes „An den Mond“ zu Frln. v. Lassberg, die in jüngsten Tagen wieder E. F. Kossmann [illegible]haltbar nachgewiesen hat (Goethe-Jahrbuch 25, 228, vgl.

10, 313). Einen speziellen Dank hat sich Max Friedländer durch seine Anmerkung S. 698 ff. über Komposition Goethescher Dichtungen verdient.

Auch die Darstellung B.s ist voll Wärme und echter Begeisterung, nur gelegentlich läßt sich ein plötzlicher prosaischer Abfall verspüren. Eine unglückliche Wendung wie „die von ihm beliebte Entwicklung“ (S. 48) steht vereinzelt, über einige Wiederholungen, auch von Worten wie „Oberfläche“ (S. 31), liest man leicht hinweg.

Bielschowsky hat seine große Aufgabe mit Kräften gelöst, die ihr gewachsen waren. Vergleicht man seine Arbeit mit der ihr an literarischem Werte ebenbürtigen von R. M. Meyer, so muß man sagen, der erstere hat das liebenswürdigere, der letztere das schärfer formulierende Buch gegeben. Beide haben nebeneinander ihre volle Berechtigung.

Wien. Alexander v. Weilen.

Immermanns Alexis. Eine literarhistorische Untersuchung von August Leffson. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1904. 106 SS. — Preis 2 Mark.

Eine Erstlingsarbeit, welche indes die üblichen Gebrechen buchgewordener Dissertationen nicht aufweist, vielmehr auf Grund fleißiger Vorstudien in anspruchsloser, allerdings aber auch völlig schmuckloser Form gesicherte Resultate bietet, alles nötige Detail beherrscht, ohne in beliebte Mikrologie zu verfallen, und nebenher durch eine Fülle guter Bemerkungen und einsichtiger Urteile erfreut. Sie geht den für Untersuchungen ihrer Art bewährten Weg, indem sie zunächst (S. 1 ff.) die Geschichte des Stoffes, übrigens nur in der dramatischen Literatur, skizziert. Da in Immermanns „Alexis“, wie in den meisten anderen Dramatisierungen der russischen Familien- und Staatsaffaire von 1718, begreiflicherweise nicht etwa der Titelheld, sondern sein Vater, Peter der Große, Hauptperson ist, so dehnt Leffson seine stoffgeschichtlichen Betrachtungen mit Recht auch auf alle sonstigen dramatischen Dichtungen aus, denen der Zar den Mittelpunkt gibt, und stellt fest, daß es sich hier wie dort, vor und nach Immermann fast ausschließlich um künstlerisch indifferente oder wertlose Produkte handelt, daß ferner eine irgend nennenswerte Beeinflussung Immermanns durch seine Vorgänger nicht stattgefunden [illegible] Daß der Dichter von den ihrer Zeit auf allen Bühnen he[illegible] Russendramen Franz Kratters wenigstens das „Mädchen [illegible]urg“ (1. Aufl. 1793) und den „Frieden am Pruth“ (1[illegible] nicht nur an und für sich „höchst wahrscheinlich“ [illegible]

sondern durch ganz deutliche, offenbar auf das Theaterpublikum berechnete Anspielungen im „Alexis“ [1]) sichergestellt:

S. 220 ... Martha nennst Du mich? —
Katharin' Alexejewna soll gedenken
Des Mädchens von Marienburg ...

S. 292 ... Noch faß' ich's nicht, wie Dir der Mut gekommen
Damals am Pruth ...

In ähnlicher Weise, beobachten wir, soll Neues mit Altbekanntem verzahnt werden, wenn Immermann seinen Lapuchin (S. 197) sagen läßt:

... Soll'n
Die Zeiten der Chawanskis wiederkehren?
Die Tage der Strelitzen-Gräu'l? ...

wobei natürlich jedem Literaturfreunde die „Fürsten Chawansky“ Raupachs (1818) und Babos „Strelitzen“ (1790) einfallen mußten.

Im Anschluß an diese Wahrnehmungen, welche eine Tradition beweisen, möchten wir auf ein höchst dankenswertes Thema literarhistorischer Untersuchung hindeuten, für dessen Bearbeitung Leffsons Arbeit ihrerseits als sehr brauchbare Vorstudie in Betracht käme und unsere „Geschichte der deutschen Polenliteratur“ I 187 f. einige Gesichtspunkte gibt: Rußland und Russisches im deutschen Drama, weiterhin in der deutschen Literatur überhaupt. Vergegenwärtigt man sich bloß die ersten wichtigen Etappen der eigentlichen Tradition: Kotzebue, Klinger, Babo, Kratter, Reinbeck, Schiller, Raupach, Harring, Immermann, so erkennt der Kundige bald bei aller durch das Individuelle bedingten Buntheit in Tendenz und Stil doch eine durch die politische Evolution wie durch die fortschreitende wissenschaftliche Erschließung Rußlands [2]) bedingte folgerichtige Entwicklung. — An das Ende des ersten Kapitels schließt sich (S. 14 ff.) eine durch viele böse Druckfehler in den fremdsprachlichen Zitaten entstellte, sonst verdienstliche „chronologische Übersicht“ der Alexis- und Peterdramen, der wir nichts hinzuzufügen wissen als Friedrich Dukmeyers „Arbeiterkaiser“ (1892) und Lawrence Irvings „*Peter the Great*“ (1. Aufl. 1897 im Londoner Lyceum Theatre). Unter Nr. 28 führt Leffsons Übersicht an: Francis, Moreau und Désaugiers: *Mincétoff, parodie de Menzikoff*, Paris 1808, vergißt aber, den Gegenstand dieser Parodie zu ermitteln: „*Menzikoff et Fœdor ou le fou de Bérézoff, opéra-comique*“, Text von La Martellière (dem Bearbeiter der „Räuber“

[1]) Wir zitieren wie Leffson nach Seiten des 15. Bandes der Boxbergerschen Ausgabe (Hempel).

[2]) Dieser dienten zu Beginn des 19. Jahrhunderts sogar eigene, freilich offenbar von Petersburg aus inspirierte Zeitschriften: „Russische Miszellen“, herausgegeben von Johann Richter 1803 f. IX (vgl. Goedekes Grundriß VII 685 f.) und „Rußland unter Alexander dem Ersten. Eine historische Zeitschrift“, herausgeg. von Heinrich Storch 1804 ff. XXIV.

und des „Fiesco"), Musik von Champein, 1. Aufl. 1808. Da nun der Inhalt dieses Librettos weder mit Alexis noch mit Peter irgendwas zu tun hat (vgl. Clément und Larousse, *Dictionnaire des Opéras*, ed. Pougin s. v.), so ist jene Parodie umso eher aus der „Übersicht" zu streichen. Wir merken noch an, daß 1820 in Cremona zwischen dem 1. und 2. Akt der Oper „*Eduardo e Cristina*" ein Ballet von Alessandro Fabris „*Il ritorno di Pietro il Grande in Mosca, ballo eroico pantomimico*" getanzt wurde. Textbuch mit der Signatur 12⁰ 2504 im Besitz der Hofbibliothek. — Der S. 5 und 16 angeführte Dichter Eustaphieve, der 1812 in Boston ein Alexisdrama veröffentlichte, ist natürlich kein „Amerikaner", sondern ein (vermutlich nach Amerika ausgewanderter) Russe, den wir allerdings weder bei Stin noch Pypin verzeichnet finden.

S. 18—38 wird zum Teil mit Hilfe ungedruckten, sehr interessanten Materials die Entstehungsgeschichte der Trilogie rekonstruiert. Der Anlaß bleibt ungewiß; die 1829 beginnenden Vorarbeiten erstrecken sich auf eine ganze Reihe mehr oder minder streng wissenschaftlicher Geschichtswerke, unter welchen des Grafen Philippe Paul de Ségur eben damals erschienene „*Histoire de Russie et de Pierre le Grand*" (1829) auf den Dichter großen Einfluß gewann. Am 27. August 1830 sind die „Bojaren", am 28. Dezember das „Gericht von St. Petersburg" fertig; beide Dramen werden im nächsten Halbjahr überarbeitet und erzeugen gleichsam ihren notwendigen Epilog „Eudoxia", deren Vollendung am 19. Juni 1831 gemeldet wird; nach Jahresfrist erscheint das Werk im Druck, also (vgl. Jahn, Immermanns Merlin S. 57) gleichzeitig mit dem „Merlin" und im selben Verlag.

S. 39 ff. unterzieht der Verf. die Trilogie von allgemein literarhistorischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus einer genauen Betrachtung. Was Immermann an Einzelzügen der Handlung und der Handelnden neben Ségur noch anderen Gewährsmännern verdankt, worin er von allen historischen Berichten selbständig abweicht, wird praktisch und kurz S. 41 ff. dargestellt. Eine Quelle allerdings ist unserem Verf. entgangen, aus der Immermann volkstümlich-russische Vorstellungen und Ausdrucksweisen geschöpft hat: wir meinen die „Stimmen des russischen Volkes in Liedern. Gesammelt und übersetzt von P. v. Goetze" (1828). Hier fand er S. 37 die Balalaika (Bojaren S. 186) genau beschrieben, S. 7 die häufige Erwähnung der Donau in russischen Volksliedern konstatiert (Eudoxia S. 362); hier las er S. 10 „Viele [russische] Lieder beginnen mit einem verneinenden Gegensatze, als ob eine Frage vorhergegangen wäre," und fand in den nachfolgenden Texten zahllose Beispiele für dieses bekanntlich der gesamten slavo-balkanischen Gruppe eignende[1]) sogen. apogogische Schema, welches er

[1]) Vgl. unseren „Deutschen Philhellenismus" S. 70.

dann in den ersten sechs Versen der „Eudoxia“ eigenartig nachbildete:

Nicht die Wolke zog im Regenrot herauf,
Abendgang, o heilge Mutter, wallest Du;
Nicht der Nebel fliegt um weißen Kieselberg,
Graue Lock' umfliegt erbleichtes Gramgesicht;
Nicht der Erdspalt lechzet, den die Quelle ließ,
Tränenblinder Augen Höhlung dürstet, grau.

Auch das Maß dieser Verse, einen katalektischen trochäischen Trimeter, der antiken Metrik (aus der sich alle anderen Versmaße der „Eudoxia“ herleiten) ebenso fremd wie der deutschen, übernahm Immermann von Götze S. 90:

Durch die Lüfte fliegt kein heller Falke her,
Schreitet der Bojar durch unser Kriegesheer.

Und er trug mit Recht kein Bedenken, Götzes russischen Volksliedern einzelne charakteristische Wendungen und Vergleiche zu entlehnen:

Götze S. 118:

Der junge Krieger an Peters Grabe.

Ach du Väterchen, du heller Mond!
Warum leuchtest nicht nach alter Art,
Nicht nach alter Art wie ehedem ...

Die Bojaren S. 179:

... Ach, Batuschka!
Ach unser Väterchen! Du heller Mond,
Der über Rußland schien! ...

Götze S. 93 u. 95 f.:

... Drin inmitten steht ein Pfriemenstrauch,
Dorten sitzt ein junger, grauer Aar;
Einen schwarzen Raben er zerfleischt,
Sauget ihm sein heißes Herzblut aus,
Tränkt damit den feuchten Erdenschooß ...

... Der [ein Falk] erwürgete
Gleich das Täuberlein,
Fußbefiederte
Blaue Täuberlein,
Und vergoß sein Blut
An dem kalten Stamm.
Federn streuten sich
Übers weite Feld,
Daunen weheten
Hoch in Lüften fort.

Eudoxia S. 362:

... Auf hoher Eiche Zweig
Schwarz, verdorrt sich streckend in in den Abendstrahl,
Sitzt ein braun gesäumter, schlanker Edelfalk,
Der zerfleischt den schwarzen Raben, seinen Fang;
Blut, vom Schnabel rinnt es, von den Klauen scharf,
Und die Federn stäuben von dem Baum herab.

Herrn Hofrat Jagić verdankt Ref. Belehrung über den dumpfen Refrain „Trubor! Trubor!“ im Chorgesange, den die Bojaren (Akt 5, Szene 5) vor ihrer Hinrichtung anstimmen. Jedenfalls hat Immermann in irgend einem der von ihm durchstudierten Geschichtswerke den Namen Trubor oder Truwor gefunden, die slavische Umformung des altnordischen Thorvardr: so hieß ein Bruder Euriks, vgl. z. B. Schiemanns „Rußland, Polen und Livland bis zum 17. Jahrhundert“

(1886) S. 44. Vielleicht war seine Quelle die dem Ref. unzugängliche „Geschichte Rußlands“ von Ch. H. Bencken (1811, vgl. Leffson S. 21). — Die Vertonung des in Rede stehenden Liedes durch Mendelssohn (Ende 1831, vgl. Leffson S. 36) erschien zuerst in „Zwei Gesängen“ (Leipzig, C. A. Klemm) und ist jetzt in der Breitkopf-Härtelschen Gesamtausgabe Serie 19, Nr. 153 *b* leicht zugänglich.

Boxberger und nach ihm Leffson haben auf die vielen Verstöße Immermanns gegen die richtige Betonung russischer Eigennamen aufmerksam gemacht; diese Irrtümer befremden umsomehr, als gerade Götze, den Immermann, wie offenbar, benutzte, allen Eigennamen und sonstigen russischen Vokabeln die gehörigen Accente beigegeben hat, darunter auch vielen solchen, die im „Alexis“ gleichwohl falsch betont werden: so Asów oder Zaréwitsch.

S. 45 ff. verbreiten sich über die künstlerischen Vorbilder der Dichtung (Hamlet, Don Carlos; auch der Prinz von Homburg wäre heranzuziehen gewesen), den Einfluß Görres'scher Ideen, zuletzt den dramatischen Aufbau und die vielen einzelnen Gestalten des Dramas, von denen nur der Archivar Aaron frei erfunden zu sein scheint. Der Verf. würdigt alles mit Klugheit und Geschmack und vermeidet glücklich die bei solchen Monographien nur zu häufige Überwertung seines Gegenstandes; er erkennt richtig die Vorzüge der „Bojaren“ in der guten dramatischen Technik [1]) und die Schwächen des „Gerichts von St. Petersburg“ in dessen schleppender und zudem unklarer Handlung und der inkonsequenten Fortführung der in den „Bojaren“ keck und originell fixierten Charaktere. Wie weit, alles in allem genommen, selbst der „Alexis“, dies dramatischeste Drama eines durchaus episch veranlagten Dichters, noch hinter den Forderungen der Bühne zurückbleibt, wird gut dargestellt; anderseits, von anderem Gesichtspunkte als dem der Bühnenfähigkeit aus betrachtet, erscheint uns der Abgesang der Trilogie, die „Eudoxia“, mit ihrem tragisch-ironischen Grundton, mit ihrer an die „Libussa“ und den „Demiurgos“ hinanreichenden großzügig stilisierten Geschichtsphilosophie, mit ihren gewaltigen Versen und kühnen Bildern [2]) beträchtlich unterschätzt zu werden. Nur dank der „Eudoxia“ zählt, wie wir in unserer Gedächtnisrede auf Immermann (1896, S. 11 f.) dargetan zu haben glauben, Alexis mit Merlin, den Epigonen, Münchhausen,

---

[1]) Diese bewahrte Immermann freilich nicht davor, den 3. und den 4. Akt mit genau demselben Effekt zu schließen und allzuviel mit nachhinkenden Monologen zu arbeiten.

[2]) Ein Beispiel statt vieler (S. 382):

. . . Zählbar sind die Sprossen, hinab
In sibirischer Werke tiefuntersten Gang; unzählbar aber, o Mensch,
Ist der Stufen gehauene Meng' in des Leids Abgrund und ergiebigem Schacht.

Tristan zu den Rechtstiteln des Dichters auf die Unsterblichkeit; was a. a. O. skizzenhaft versucht wurde, die Ideenwelt des Alexis als eine Phase der geistigen Entwicklung Immermanns zu erfassen, hätten wir gerne weiter ausgeführt gesehen, als es in einigen beiläufigen Bemerkungen der vorliegenden Schrift geschieht.

Was wir ferner vermissen, ist eine Erwägung der politischen Konstellation, unter welcher Immermann den Alexis schrieb, eine Erwägung, die den Verf. vor der unseres Erachtens irrigen Konstatierung einer in der „Eudoxia" enthaltenen „historisch-politischen Prophetie, daß Rußland zusammenbrechen müsse, da es auf dem schwachen Boden von Peters Werk sich erhebe" (S. 50), bewahrt hätte. Als Immermann 1829 seinen Alexis begann, hatte Rußland zwei Kriege, gegen Persien (1826 ff.) und gegen die Türkei (1828 f.), siegreich beendigt und beherrschte nach wie vor die europäische Politik; als die „Eudoxia" und mit ihr die gesamte Trilogie im Sommer 1831 abgeschlossen wurde, war Nikolaus I. eben (26. Mai Schlacht bei Ostrolenka) des großen polnischen Aufstandes Herr und das Prestige Rußlands der zwar allenthalben feindseligen öffentlichen Meinung gegenüber wieder nachdrücklich bewußt geworden. Den Zeit- und Gesinnungsgenossen Immermanns konnte Rußland wohl als Zuchtmeister Europas, aber doch kaum als „Koloß auf tönernen Füßen"[1]) erscheinen; mochten sich immerhin in Sympathie für die Polen, in haßerfüllter Heraufbeschwörung einer an Unsittlichkeit und Grausamkeit reichen Staatsgeschichte die verschiedenartigsten Männer, ein Platen und ein Immermann[2]), begegnen. Und von alledem abgesehen, jene „Prophetie", von der Leffson spricht, findet sich in der „Eudoxia" gar nicht; wenn hier die Titelheldin dem Zar ihr *vaticinium ex eventu* verkündet, weissagt sie nicht Rußlands Zusammenbruch, sondern — mit derselben Sicherheit wie Virgils Anchises, Ariosts Melissa, Camões' Tethys, Shakespeares Cranmer, Schillers Johanna, Jordans Oda — einzelne tragische Tatsachen aus der Geschichte Rußlands bis auf 1807, vornehmlich die Günstlingsherrschaft unter Katharina I., Peter II. und dessen Nachfolgerinnen; die Ermordung Peters III. (1762) und Pauls I. (1801), die Teilungen Polens, endlich den einem preußischen Patrioten wie Immermann besonders schmerzlichen Frieden von Tilsit, durch den das vordem

[1]) Wann wurde dieser heute zum Gemeinplatz (insbesondere der Zeitungen) gewordene, aus der Bibel (Daniel 2, 31 ff.) geschöpfte Vergleich geprägt? In der Zeit des Krimkrieges sollte man vermuten; aber Hamerling (vgl. Stationen meiner Lebenspilgerschaft S. 67), dessen Gedächtnis freilich nicht absolut verläßlich ist, will ihn schon zu Beginn der vierziger Jahre aus dem Munde des Hofrichters von Zwettl wiederholt gehört haben. — Die Vermutungen einzelner Geschichtskenner, bei denen Ref. sich Rats erholt hat, gehen weit auseinander: Napoleon I., Gentz, Palmerston, Reschid Pascha, Disraeli, Herzen, Bakunin, Napoleon III.! Endgiltiger Bescheid wäre sehr erwünscht!

[2]) Vgl. Schriften II (1831) 109.

preußische Bialystok an Rußland kam. Aber die Weissagung eines Zusammenbruches der petrinischen Schöpfung wird man in Eudoxias Worten, die wir soeben erläutert haben und zur Erhärtung unserer Ansicht anführen müssen, vergeblich suchen, wenn man nicht den dritten Vers mißversteht. Und jeder Zweifel über die Intention des Dichters wird durch Peters Erwiderung aufgehoben.

Eudoxia

Aufdrehn sich die Flügel des Kirchengewölbs, und sie suchen die Stelle zum Sarg.
Eh das Aug' er geschlossen, bestaudete sich neusprossend Bojaren-Gewächs.
Sein Will' ist ein Nichts, sein Streben ein Spott; er aber erfährt es, vernimmt's[1]).
Nach der Buhlschaft Schmach, nach der Günstlinge Trotz, nach der Räuber verprassendem Muth
Mord, Mord an dem Kind, an dem Gatten der Mord, Mord, Mord an dem Vater zuletzt!
Es genüget der hungrigen Sünde nicht mehr, weit gähnt der verschlingende Mund.
Sie zerstücken der Völker lebendigen Leib, Rührung in dem schwimmenden Aug',
Denn der Falschheit süßliches Grinsen bedeckt's wie der Schlange gesprenkelte Haut,
Großmuth wird geheißen, den blutenden Freund ausplündern zu helfen dem Feind.
Überwältigend drängt sich Gesicht an Gesicht; lahm werden die Schwingen des Worts;
Mein Stammeln erreichet Unendliches nicht. Mich bestraf' um die Lüge der Zar!

Peter

Sie strafe die Zeit! Doch erfüllte sich's ganz, ja, erfüllte sich rasender Fluch,
Mit Gemeinspruch kauft den dürftigen aus der vertrauende Glaube des Manns.
Was die Tier' aufbauen, erreichet den Zweck, und das Meinige wäre nur Traum?
Ich bin, ich war! Darum werde ich sein bei den Meinen. Ich segne das Land,
Ich segne die Halmen des Feldes, den Wald, ich segne die Bäche, den Strom,
Ich segne die Häuser im Dorf, in der Stadt, ich segne der Mutter Geburt, —
Zu beständiger Wohlfahrt segnet Dich ein, Rußland, Dein sterbender Held.

S. 84 ff. prüft L. das ethnographische und historische Kostüm des Werkes auf seine Echtheit und konstatiert nach Boxbergers Vorgang allerlei Widersprüche und Anachronismen, welch letztere in Immermannschen Dramen keineswegs selten sind, oft mit einer gewissen romantischen Willkür geradezu beabsichtigt scheinen. S. 88 f. über die metrische Form, S. 90 ff. über die Nachgeschichte des Werkes, dem weder als Buch noch als Bühnenstück (1. Auff. der beiden ersten Teile durch Immermann selbst,

[1]) Nämlich jetzt, da ich es ihm ins Gesicht sage.

Düsseldorf 20. und 21. April 1835) jemals Erfolg beschieden gewesen ist. Kaum glaublich klingt, was Leffson von der Firma Ph. Reclam iun. erfuhr: der Alexis habe unter allen von ihr neu gedruckten Werken Immermanns die niedrigste Absatzziffer erreicht; es hätte also das deutsche Lesepublikum den seltsamsten Ostrazismus ausgeübt und die mächtige Trilogie hinter Nichtigkeiten, wie „Die schelmische Gräfin“ oder „Der neue Pygmalion“, zurückgesetzt!

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Hebbels Nibelungen, erörtert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Dr. Richard Jahnke, Direktor der deutschen Schule in Brüssel. Verlag von Heinrich Bredt in Leipzig 1903. A. u. d. T. „Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt.. von E. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern“. 21. Bändchen. XI und 162 SS. kl.-8°. Preis Mk. 1·50.

An den reichsdeutschen Gymnasien, an denen der Lehrer des Deutschen in den obersten Klassen eine viel größere Bewegungsfreiheit hat als in Österreich, wird immer häufiger Friedrich Hebbel in den Kreis der Schulautoren einbezogen. Besonders seine Trilogie „Die Nibelungen“ eignet sich ganz gut für die Behandlung in Prima. Dort, wo das Nibelungenlied in der Ursprache gelesen wird, ergibt sich für den Lehrer die willkommenste Gelegenheit, auf die Form einzugehen und durch den Vergleich zwischen der feinfühligen Dramatisierung Hebbels und dem Original vieles Bedeutsame zu besprechen; dort, wo die Lektüre des alten Gedichtes nicht stattfindet, bietet das Drama einen höchst willkommenen Ersatz. Grillparzers „Goldenes Vließ“, das bei uns in Österreich dafür eintritt, kann mit den „Nibelungen“ von Hebbel in didaktischer Hinsicht keineswegs verglichen werden und läßt sich höchstens aus lokalpatriotischen Gründen empfehlen, obwohl bekanntlich auch Hebbels „Nibelungen“ in Wien entstanden und, wie man ruhig behaupten kann, nur in Wien so entstehen konnten. Hoffentlich kommt auch für die deutschösterreichischen Mittelschulen die Befreiung von jener Fessel, die sie an die Zeit bis zu Goethes Tod festschnürt und ihr nur noch die österreichische Literatur im XIX. Jahrhundert als einen höchst kümmerlichen Anhang einräumt. Was Bauer gefordert hat, das wurde von mir im Verein mit Karl Petelenz schon vor mehr als einem Dezennium in den deutschen Lesebüchern für die galizischen Gymnasien durchgeführt und dabei auch Hebbel seiner Bedeutung nach berücksichtigt.

Die Lektüre der Nibelungen von Hebbel in der Schule bietet durchaus keine größeren Schwierigkeiten, aber auf eines muß der Lehrer mit allem Nachdruck hinweisen, daß die innere Notwendigkeit, die strenge Folgerichtigkeit der Handlung von Hebbel am

Nibelungenstoffe durchgeführt werde. Das Aufzeigen dieser inneren Form sucht dem Lehrer das vorliegende Bändchen in seinem ersten Teile zu erleichtern. Es wird der Inhalt von Szene zu Szene wiedergegeben und nur am Schlusse die Verknüpfung betont; aber Hebbel selbst sagte, daß eine gute Inhaltsangabe eine selbständige künstlerische Tätigkeit voraussetze, und in der Tat ist Jahnkes Abschnitt „Gang der Handlung" sehr gelungen, nur an wenigen Stellen würde mir eine andere Fassung vorsichtiger erscheinen: so sollte S. 21 im dritten Akt von „Siegfrieds Tod" ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Siegfried das Geheimnis mit Brunhilds Gürtel nicht verrät — „hier wurde nicht geschwatzt", darf er dreist behaupten —[1]), sondern daß es Kriemhild errät, weil ihr edler Gatte jeder Verstellung unfähig ist; S. 26 bei IV 9 würde ich auf die wichtige Wendung Gunthers „Was ändert das?" wegen ihrer späteren Bedeutung größeres Gewicht legen; S. 68 erscheint mir der Ausdruck „in der Form der *praeteritio*" unpassend und ganz aus dem sonstigen Rahmen herausfallend; aber das sind Kleinigkeiten im Verhältnis zum Ganzen. Größere Bedenken schon hege ich bei dem zweiten Kapitel „Erläuterungen und Anmerkungen", weil ich nicht gerne bei Dichtwerken Erklärungen sehe, die nur äußerlich mit ihm zusammenhängen; beim mündlichen Unterricht wird der Lehrer allerdings gelegentlich vom eigentlichen Thema abspringen können, wenn er einen besonderen Nutzen davon erwartet, um eine beiläufige Aufklärung zu geben, dergleichen muß aber meines Erachtens bei einem Kommentar auf das peinlichste vermieden werden. Er soll erklären, was einer Erklärung bedarf, nicht aber in diesem Falle nebensächliche Kenntnisse vermitteln. Jahnke schreibt gleich als zweite Anmerkung: „Kumpan, eigentlich Brotgefährte (*con* und *panis*) = Genosse, Freund"; ich kann mir nicht denken, daß ein Schüler der obersten Klasse nicht weiß, was ein Kumpan ist; jedesfalls glaube ich aber, Hebbel habe seine „Nibelungen" nicht gedichtet, damit einem Primaner solche elementare Dinge beigebracht werden, und nun vollends nicht, damit man deutsche Etymologie treibe. Dieser Leidenschaft gibt aber der Kommentar zu häufig nach, so bei „Runen", „Marschall", „Schalk", „Tarnkappe", „topp", „Kebsweib", „peinlich", „zehnten" usw. Überhaupt verfällt er in den Fehler des Zuvielerklärens, den ich für verderblich halte; wozu in aller Welt muß bei der Lektüre eines Dramas gesagt werden: „Die Dohle, eine Krähenart, wohnt gern in Türmen"? Wenn das ein Primaner noch nicht weiß, dann erfährt er es aus Hebbels Versen: „Bis in den Turm hinauf [ging der Wurf]. Die Dohlen und Fledermäuse fahren aus den Nestern". Durch unbarm-

---

[1]) Als ihm bei der Probe auf dem Burgtheater Ludwig Gabillon Bedenken entgegenhielt, erwiderte Hebbel: „Wenn Siegfried es sagt, so ist es auch so".

herziges Streichen aller nicht unumgänglich nötiger, das Verständnis des Dramas fördernder Anmerkungen hätte das 2. Kapitel bedeutend gewonnen. Auch hier gilt Hebbels Grundsatz: „Wirf weg, damit du nicht verlierst"; man sieht schließlich den Wald vor lauter Bäumen nicht, wenn man sich durch solche Erläuterungen hindurchwindet; Erklärungen sollen aber weder die Gelehrsamkeit des Kommentators zeigen, noch das allgemeine Wissen des Lesers bereichern, sondern das zu erklärende Werk klarer machen, also nur dort eintreten, wo etwas dunkel oder nicht sofort verständlich ist. Gegen diesen scheinbar so unzweifelhaften Satz verstoßen freilich die meisten Kommentare zu unseren deutschen Dichtwerken und bei Jahnke, der sonst so treffliche pädagogische und didaktische Grundsätze vertritt, erkläre ich mir dieses Zuviel aus seiner fremdsprachlichen Umgebung.

Nach einem Schema der Handlung wendet sich der Verf. im 4. Kapitel der inneren Einheit des Dramas zu, indem er den „tragischen Gehalt der Dichtung" mit Geschick und eindringendem Verständnis darlegt, dabei auch die Tragik der einzelnen Personen einleuchtend entwickelt; ich hätte nur gleich mitbetont, daß in ihren Handlungen ihr ethisches Prinzip, die Treue, mißgeschaffen hervortritt und so ihren Untergang mit welthistorischer Notwendigkeit herbeiführen muß. Jahnke geht darauf im nächsten Kapitel ein, freilich etwas kurz und ohne den Gegensatz der Weltanschauungen mit Hebbels Auffassung der Tragik zu verknüpfen, was die Stellung, die Hebbel dem Christentum in diesem Drama einräumt, zu erklären imstande gewesen wäre. „Eigenmächtige Ausdehnung des Ichs" führt den tragischen Konflikt herbei, freiwilliges Beugen unter die Idee, wie bei Dietrich unter die christliche Idee, erzielt die „Selbstkorrektur"; Jahnke hielt aber wohl diese Frage für zu schwierig, als daß er sie in der Schule berühren wollte. Rücksicht auf sein Publikum leitet ihn auch bei den weiteren Kapiteln, unter denen das 7. „Das Verhältnis zum Nibelungenliede" doch etwas zu mager geraten ist. Bedenklich erscheint mir das 8. „Sentenzen", weil es gegen Hebbels Überzeugung, daß ein dramatischer Gedanke nur an seiner Stelle relative Berechtigung habe, etwas zu sehr verstößt.

Nicht unwillkommen sind wohl die Zusammenstellungen über die metrischen Freiheiten, nur wäre die Stelle über den Hiatus nach der modernen Forschung zu berichtigen. „Die Entstehung der Dichtung" gibt Jahnke eigenem Geständnis zufolge nach meiner Einleitung zum IV. Bande der historisch-kritischen Ausgabe, die er überhaupt mit großer Sorgfalt ausgenutzt hat; nur bei der Verszählung wich er von ihr ab, wodurch sein Büchlein etwas an praktischer Brauchbarkeit einbüßt. Wenn auch natürlich die große historisch-kritische Ausgabe trotz ihrem niedrigen Preise für die Schule zu kostspielig ist, so war doch zu erwarten, daß auch billigere Ausgaben die Zählung durchführen würden, wie es z. B.

in der Sammlung Witkowskis „Die Meisterwerke der deutschen Bühne" (Leipzig 1904, Heft 29—30) durch mich geschehen ist.

Hoffentlich hat man meine vorstehenden Bemerkungen so aufgefaßt, wie ich sie meinte: nicht als Tadel, sondern als Zeichen meines Interesses an einer Arbeit, die eine neue Auflage verdient; für sie bestimmte ich meine Bedenken als Vorschläge zur Verbesserung.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Nr. 49. Lord Clive, An Essay by Thom. B. Macaulay. Für den Schulgebrauch mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Köhler, Oberlehrer an der Realschule II zu Hannover. Mit einer Karte von Vorderindien. Gotha, Friedrich Andreas Perthes Aktiengesellschaft 1904. XVIII u. 146 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf. Dazu Wörterbuch (42 SS.) Preis 60 Pf.

Daß Macaulays Essay „Lord Clive", der hier mit Ausnahme einiger weniger Stellen nach dem Texte der Tauchnitz-Edition abgedruckt ist, als passende Lektüre für unsere Schüler angesehen wird, beweist der Umstand, daß er schon wiederholt für Schulen herausgegeben worden ist. Dem Texte geht eine nach den besten einschlägigen Werken geschriebene Einleitung voran, die *a*) Macaulays Leben, *b*) seine Werke, *c*) eine Betrachtung über Britisch-Indien enthält. An den Text schließen sich 1. ein Namenverzeichnis mit genauer Aussprache (S. 99—101), 2. Anmerkungen (S. 103—142) und 3. ein Sachregister für die Anmerkungen (S. 143—146). Die „Anmerkungen" bestehen aus sachlichen Erklärungen und aus Verdeutschungen schwieriger Stellen. Eine Anmerkung sachlicher Art fehlt zu *one of his uncles* (S. 1, Z. 22), *Labourdonnais* (S. 7, Z. 5), *Dupleix* (S. 7, Z. 20). Zu bemängeln ist es, daß auch rein lexikalische Angaben, die sich im „Wörterbuche" wiederholen, unter die „Anmerkungen" aufgenommen wurden, wie z. B. *rent* Mietzins, *servant* Beamter (S. 104), *device* Erfindung, Kunstgriff, *to mitigate* mildern, erträglich machen, *estranged from* entfremdet (S. 105). Dagegen ist es zu billigen, daß manche Wörter englisch erklärt sind, da sich ja der Lehrer bei der Erklärung des Textes in den Oberklassen tunlichst des fremden Idioms bedienen soll. Was wird aber der Schüler mit der Bemerkung S. 133 *of ocean* = *across the ocean* zu der Stelle *across fifteen thousand of ocean* (S. 73, Z. 21—22) anfangen?

Das „Wörterbuch" enthält viele mangelhafte Angaben in Bezug auf die Aussprache. Vor allem ist die vom Herausgeber selbst gewählte Aussprachebezeichnung nicht konsequent durchgeführt. So steht in der Erklärung der Zeichen (S. 1), daß œ den Vokal in *her, Sir, work,* ŏ den Vokal in *come, but* darstellt; dem widersprechen folgende Angaben: *absurd* (ŏ), *absurdity* (ŏ), *curse*

(ŏ), *blood* (œ), *bloody* (œ), *concúrrence* (œ), *worry* (œ). Da ferner å den langen tiefen o-Laut in *all* oder *or* bezeichnet, so ist der Vokal folgender Wörter unrichtig bezeichnet: *órator* (å), *wånt, wåtch, wårrant.* Sonst ist die Aussprache des Vokals irrig angegeben: *a)* in Bezug auf die Qualität in den Wörtern: *affrŏnt, annĭhilate, confrŏnt, drug* (ŏ), *fértīle, grănt, undō*; *b)* in Bezug auf die Quantität in den Wörtern: *accū'mūlāte* (st. -āte), *àdŏre, adŏrn, apprŏpriate, capăcious.* Auf drei verschiedene Arten wird das unbetonte u, welches wie ju lautet, bezeichnet, u. zw. entweder durch ū: *advĕ'ntūrer, agricu'ltūre, ammūnĭ'tion, a'rgūment*, oder durch ŭ: *accŭ'mŭlate, cŏ'ncŭbīne, sŭpĕ'rior, sŭpĕriŏ'rity,* oder gar nicht: *trĭ'butary, trībute, tu'rbulent, tu'rbulence.* Wie soll sich da der Schüler auskennen? Irreführend ist auch ōō in *fōōting*, es sollte doch wenigstens ŭ eingeklammert werden, wie dies z. B. bei *lōōk* (ŭ) geschehen ist. Der Accent ist fehlerhaft gesetzt in den Wörtern *acclāmation, advé'rsary, ascé'rtain, confīne* (als Substantiv ist es doch auf der ersten Silbe betont!), *expēdĭ'ency, perĕmtory.*

Der Druck ist sorgfältig; nur im „Wörterbuch" sind einige Druckfehler stehen geblieben: bĭtterness, ĕnergg, flĭsh, perĕmtory (st. peremptory).

So gut die Ausgabe auch sonst ist, so muß das „Wörterbuch" einer gründlichen Revision unterzogen werden, bevor es dem Schüler in die Hand gegeben werden darf.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

W. A. Hammer, Tableaux des verbes français à l'usage des écoles. Vienne, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1904.

Eugen Brossard, Das französische Zeitwort. Die einfachste Methode, um rasch und gründlich alle regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter der französischen Sprache sowie ihre Anwendung in allen Formen und Zeiten zu erlernen. Wien u. Leipzig, Theodor Daberkows Verlag 1905. Preis 2 K = 1 Mk. 75 Pf.

Das Bewußtsein, daß das Verbum der Träger des Gedankens im Satze ist und seine Erlernung demgemäß beim Sprachunterrichte von größter Wichtigkeit ist, ferner die Erkenntnis, daß besonders das französische Verbum bei seiner großen Fülle von Formen den Lernenden sehr bedeutende Schwierigkeiten bietet, erklärt das Bestreben, Neues zur Erleichterung der Erlernung desselben zu liefern. Daher die Menge von Abhandlungen über das französische Verbum und allerlei Übersichtstabellen desselben. Wenn nun diese Literatur in der Zeit des so vorgeschrittenen fremdsprachlichen Unterrichtes durch neue Druckerscheinungen vermehrt wird, erwartet man neue Gesichtspunkte in methodischer

oder wissenschaftlicher Beziehung. Vorliegende zwei Werke erfüllen diese Erwartung nicht. Hammers *Tableaux* bieten nichts Besseres, als die meisten gegenwärtigen Lehrbücher des Französischen bringen. Als eine kleine Neuerung soll die Angabe des lateinischen Wortes dienen, von dem das französische abgeleitet ist. Für die lateinlosen Schüler ist diese Angabe meist zwecklos, für die lateinkundigen kann sie ohne Belehrung über die Lautgesetze der historischen Grammatik irreführend sein. So wird z. B. *naître, paître, suivre* von *nasci, pasci, sequi* abgeleitet, nicht von den vulgär-lateinischen Formen *nascere, pascere, sequere.* Für das Verständnis ist es unumgänglich notwendig, auf den Konjugationswechsel hinzuweisen; wie könnte sonst aus *recipere recevoir* entstehen? Statt dieser unvollständigen Angaben wäre es empfehlenswerter gewesen, die Lautgesetze des Neufranzösischen in ein richtiges Licht zu stellen und zu zeigen, wie sie die ganze Sprache beherrschen. So hat es Ohlert getan. — Unter den unregelmäßigen Verben fehlen *battre* und *mettre.* Von den beiden Anmerkungen auf S. 14 enthält jede einen Verstoß gegen die Sprache.

Eug. Brossards Werk erfüllt nicht das, was es auf dem Titelblatte verspricht. Die Methode ist nicht einfach, sondern durch die syntaktische Behandlung des Verbums recht kompliziert. Der Verf. gibt Belehrungen, die für die unteren Klassen der Mittelschule teils unnötig, teils unbrauchbar sind. Die für eine schulmäßige Behandlung des franz. Verbums wichtigen, von dem Lehrplan für österreichische Realschulen geforderten Gesetze (Betonungs-, Lautvermittlungs-, Verstummungsgesetz) wurden gar nicht berührt. Abgesehen von den häufig schwulstigen, die klare Erkenntnis behindernden syntaktischen Erörterungen bezweckt B.s Werk nur eine rein mechanische Erlernung des franz. Verbums. Aber selbst dieser an und für sich verfehlte Weg, der für den Schüler eine öde Wüste bleibt, aus der er sich möglichst bald hinaussehnt, ist mit allerlei Hindernissen reichlich bedeckt; denn das Werk geht bei den einzelnen Konjugationen weder in alphabetischer Ordnung noch nach einem annehmbaren System vor, da es wesentlich Zusammengehöriges trennt. Beispiele: S. 102, Nr. 42 *entrevoir,* S. 103, Nr. 43 *surseoir,* S. 104, Nr. 44 *déchoir,* erst auf S. 105 wird *pourvoir* behandelt, während *prévoir* trotz des unregelmäßigen Futurs auf S. 102 zu finden ist. *Atteindre* steht auf S. 120, *craindre* auf S. 123, *joindre* auf S. 125; zwischen *craindre* und *joindre* befindet sich die Tabelle für *écrire.* Ebenso zerrissen ist das Zeitwort *dire* und seine Komposita. Fügt man zu diesem eigentümlichen Vorgange zahlreiche Druckfehler und andere Verstöße, so kann man Brossards Werk nicht als eine nützliche Bereicherung der Literatur über das franz. Verbum ansehen.

Wien. F. Pejscha.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl., neu bearb. von Prof. Dr. A. Baldamus. I. Bd. Altertum. Leipzig, Engelmann 1902. Lex.-8°, XIII u. 610 SS.

Die zwei Bände der alten, sogenannten kleinenWeberschen Weltgeschichte sind in dieser vollständig neuen Bearbeitung in vier zerlegt, so daß also jetzt dem Altertum ein Band zufällt; das Werk ist also nicht bloß geändert und umgearbeitet, sondern auch wesentlich erweitert, weit mehr als die angewachsene Seitenzahl erkennen läßt, da auch die Kolumnenfläche des Satzes beträchtlich größer ist. Ein Lehrbuch ist das Werk nur für den Lehrer.

Die Redaktion des Ganzen ruht in der Hand von Baldamus, der auch den 2. und 3. Band selbst umgearbeitet hat; die Bearbeitung des vorliegenden ist von Prof. Dr. Ernst Schwabe besorgt worden. Die Herausgeber haben sich die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die es hat, ein 1846 zuerst erschienenes Werk heutzutage zu bearbeiten, und sie haben sich durch gründliche Änderung der meisten Abschnitte und eine Revision der nicht völlig neu bearbeiteten Abschnitte ihrer Aufgabe so entledigt, daß der alte Weber in dem neuen Gewande doch noch wiederzuerkennen ist. Nimmt man das Unternehmen selbst als etwas Gegebenes ohne Einwand hin, so muß man der Art der Ausführung Anerkennung zollen. Im einzelnen freilich wird jeder sachkundige Leser vieles beanstanden und manches anders wünschen, im großen und ganzen aber an nicht allzu vielen Stellen erheblichere Mängel zu rügen finden, denn auf ein den jetzigen Stand der Forschung darstellendes Buch haben ja die Herausgeber von vornherein dadurch verzichtet, daß sie das Webersche bearbeiteten. Ich zweifle auch nicht, daß das notgedrungen zwischen Altem und Neuem geschaffene Kompromiß den Beifall jenes Publikums finden wird, das die vorhergehenden 20 Auflagen des Buches konsumiert hat. Der Bearbeiter des ersten Bandes hat sich in der neueren Literatur tüchtig umgesehen und ich wüßte nichts Wesentliches zu erwähnen, das ihm entgangen wäre; verhältnismäßig am konservativsten ist sein Standpunkt in der älteren römischen Geschichte und in der griechischen Mythologie. Als ein besonderer Vorzug muß betont werden, daß die neugearbeiteten und die bloß revidierten Abschnitte sich stilistisch gar nicht voneinander unterscheiden und ganz auf den Ton und die Vortragsweise des alten Weber gestimmt sind. Das Buch liest sich also in seinem neuen Gewande durchaus so wie sein Vorbild und wird daher denen, die an diesem hingen, sicherlich willkommen sein.

Graz. Adolf Bauer.

Kurt Geissler, Anschauliche Grundlagen der mathematischen Erdkunde. Zum Selbstverstehen und zur Unterstützung des Unterrichtes. Mit 52 Figuren im Texte. Leipzig, Teubner 1904.

Bei der Schwierigkeit, die der Unterricht in der mathematischen Geographie ob der Stufe, auf der er heute erteilt werden muß, in so vieler Hinsicht dem Lehrer der Erdkunde bereitet, ging Ref. mit einer gewiß berechtigten Neugier an die Lektüre eines Buches, das „anschauliche Grundlagen" dieses Gegenstandes „zur Unterstützung des Unterrichtes" zu bieten versprach. Er muß bekennen, daß seine Erwartungen in keiner Weise erfüllt wurden. Das einzige, wodurch sich der Inhalt des Buches von ähnlichen unterscheidet, ist die große Zahl von Übungsfragen, die jedem der 26 Abschnitte folgen. In ihnen wird der Lehrer manches Brauchbare und zum Nachdenken Anregende finden. Textlich vermag Geissler beispielsweise einen Pick nicht zu ersetzen. Während er auf der einen Seite Leser voraussetzt, die nicht wissen, wie ein rechter Winkel oder parallele Gerade konstruiert werden, die keine Ahnung von einer Quadratwurzel oder einer Ellipse haben, weswegen er sich bemüssigt sieht, diese Dinge zu erklären, verlangt er auf der anderen nicht bloß die Kenntnis der griechischen Buchstaben und der magnetischen Deklination, sondern bringt auch so geschraubte Erörterungen, daß sie trotz des Aufwandes vieler Worte, der überhaupt dem Buche eigen ist, von solchen Lesern gewiß nicht verstanden werden, die nicht ohnedies schon ein gewisses Maß von Kenntnissen mitbringen. Dazu tritt einigemale die Sprachwidrigkeit der Fragen und nicht in letzter Linie die Poesie der Seiten 48 und 91, die man wohl in der gereimten Geographie einer Kathinka Zitz, aber nicht in einem Lehrbuche erwarten sollte, das die Jahreszahl 1904 auf dem Titel trägt. Daß der Wert des Zonenapparates ein recht problematischer ist. wurde bereits gelegentlich seiner Besprechung erwähnt.

Wien. J. Müllner.

Leopold Weingartner, Länder- und Völkerkunde für die zweite und dritte Klasse der Mitteschulen. 3. Auflage. Wien, Manz 1904. Preis geh. 2 K 40 h, geb. 2 K 80 h.

Der vorliegende zweite Teil des Weingartnerschen Lehrbuches besitzt vor anderen den Vorzug verhältnismäßiger Kürze. Der hier gebotene Lehrstoff kann tatsächlich in drei Schuljahren bewältigt werden und gibt das wirklich Notwendige. Die Gliederung des Stoffes ist durchaus klar und übersichtlich, die Schreibweise zumeist leicht verständlich. Besonders zu loben scheint mir der erste Abschnitt „Die Sonnenbahn". Die Darstellung hält sich, der Altersstufe der Schüler entsprechend, in sehr engen Grenzen und

ist so einfach im Ausdrucke, als der spröde Stoff nur immer zuläßt. Die sparsam verwendeten Figuren sind leicht faßlich; also alles, was hier nur verlangt werden kann. Im weiteren Verlaufe fällt angenehm auf, daß der Stoff soweit als nur möglich nach geographischen, nicht politischen Einheiten geordnet ist, denen sich die politische Geographie zwanglos eingliedert. Im ganzen wird das Buch sicherlich beim Unterrichte gute Dienste tun. Noch gewinnen dürfte dasselbe, wenn die nachstehend zusammengestellten kleinen Mängel bei einer hoffentlich bald nötigen Neuauflage Richtigstellung erführen. So ist mir Inkonsequenz in der Angabe der Aussprache aufgefallen. Eine Reihe französischer Namen ist falsch transkribiert, wie: Le Havre (löhawr für Lö Awr), Valenciennes (Walanßi*än* für Walanßi*enn*), Seine (ßän für ßeen) usw. — Auch zeigt die Schreibung fremder Namen Schwankungen, wie z. B. *K*ortez neben *C*uz*k*o usw. S. 17 dürfte der 2. bis 3. Absatz des Kleingedruckten den meisten Schülern unverständlich bleiben; hier wäre stilistische Umarbeitung dringend geboten. Die S. 18 angegebene Kreislinie, die den Festlandsrumpf Asiens begrenzen soll, ist sehr ungenau; das bisher übliche Trapez trifft die Sache weit besser. Ebenda fiel mir die Form „Ochotskermeer“ auf. Der Kältepol von Werhojansk wäre zu erwähnen gewesen. Die Konstruktion des ersten Absatzes (S. 19) ist nicht geeignet, die Darstellung klarer zu machen. Das eigentliche China (S. 24) hat nicht 4 Millionen km^2, sondern $319\frac{1}{2}$. Ebenda wird der Begriff der Taifune nicht näher erklärt. Die Behauptung, die Chinesen hätten lange vor uns die Buchdruckerkunst gekannt, ist in dieser Allgemeinheit wohl kaum ganz zutreffend. Statt „Halbinsel Dekan“ (S. 33) wäre doch besser „Hochland von Dekan“ zu setzen, denn die Vorderindische Halbinsel umfaßt auch nicht zu Dekan gehörige Teile. Die Ausdrücke „Mittelasien“ (S. 20) und „Zentralasien“ (S. 45) werden in unklarer Weise für zwei verschiedene Gebiete gebraucht. Die Angaben über Pflanzenwelt und Einwohner der einzelnen Erdteile, ebenso die wirtschaftsgeographischen Dinge dürften durchwegs etwas ausführlicher sein. S. 57 liest man Er*i*trea für richtig Er*y*trea. Ob der Sudan die eigentliche Heimat der Neger ist, ist doch nicht so ganz sicher (S. 58). Der Name Vlämen wird Fl*a*men gelesen; die Transkription fehlt. Die Zahl der Magyaren ist mit 8 Millionen fast um das Doppelte zu hoch angegeben, wenn auch freilich offizielle Quellen diese Zahl enthalten (S. 68). Die Wendung „drei ineinander mündende Flüsse“ (S. 69) ist wenig glücklich, ebenso S. 70. „Man nennt Gebirge dieser Art Karstlandschaften“. Statt „die slavische Sprache“ (S. 73 unten) sollte es heißen „eine“ slav. Sprache. S. 76 unten heißt es von Bulgarien: es „hat sich erst in jüngster Zeit aus der Türkei herausgelöst“ (?).... S. 79 gehört zu Gran Sasso noch d'Italia. Die Basken sind keine Indoeuropäer, also auch nicht Iberer (S. 91). An den Alpen haben nicht fünf, sondern (abgesehen von den

deutschen Einzelstaaten) mit Liechtenstein und Monaco sieben Staaten Anteil. S. 103 wäre statt „Schiefer" besser zu setzen „Glimmerschiefer". Ebenda heißt es ganz unten zwar: „Mit Rücksicht auf ihr Alter, ihre Entstehung und ihren Aufbau kann man die Alpen in zwei große Gruppen einteilen", die so nötige Erklärung dieses Satzes fehlt aber. S. 103 verhält es sich ganz ebenso mit der Angabe „die Sonnenstrahlen haben in dieser (id est Hochgebirgs-) Höhe nicht mehr die Kraft ..... die Schneemassen zu schmelzen"; das Warum? fehlt. Die Etsch bildet nirgends ein „Quertal der Alpen" (S. 107), sondern stets ein nach verschiedener Richtung verlaufendes Längstal. Die Schreibung Ark Drak (S. 108) geht doch in phonetischer Transkription zu weit. In den Westalpen (S. 109 ff.) tritt die Unterscheidung zwischen Kalk- und Uralpen nicht genügend hervor. Die Ostalpen hier ausführlich zu behandeln, hat eigentlich keinen Zweck. „Schwäbischer Jura" und „Rauhe Alb" werden in Württemberg selbst keineswegs als gleichbedeutend gebraucht (S. 133), wohl aber spricht man dort von „Schwäbischer und Rauher Alb", wobei letztere ein Teil der ersteren ist. Für die bekannteren Namen Weserbergland und Teutoburgerwald „Wiehengebirge" und „Osning" zu setzen, halte ich für wenig glücklich. S. 139 ist die Stellung des Wortes „gleichsam" im ersten Absatze des Kapitels „Das deutsche Tiefland" eine mißverständliche. S. 147 werden die Franken zu den Niederdeutschen, S. 151 zu den Süddeutschen gerechnet. An erster Stelle fehlt der Beisatz „Nieder"-Franken. S. 151 ist auch die Zuzählung der „Thüringer oder Obersachsen" zu den Süddeutschen ganz unzulässig. Ohne „Mitteldeutsche" wird hier wohl kein Auskommen sein. „Nord"sachsen neben „Ober"sachsen ist inkonsequent. S. 157 wird nun vollends wieder das Königreich Sachsen zu Norddeutschland gerechnet, hier wohnen aber doch Obersachsen! S. 171 fehlt eine Erklärung des Begriffes „Fjord". Rußland besitzt nicht die „stärkste", sondern die zahlreichste Bevölkerung unter den europäischen Staaten (S. 179). Die Schreibung „Alleghanie - Gebirge" ist jedenfalls unrichtig; entweder „Allegha*ny*-Gebirge" oder „die Alleghani*es*".

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Schlömilchs Handbuch der Mathematik. Zweite Auflage; herausgegeben von Prof. Dr. R. Henke, Konrektor des Annen-Realgymnasium in Dresden, und Dr. R. Heger, Hon.-Prof. an der technischen Hochschule und Gymnasial-Oberlehrer in Dresden. III. Bd. Höhere Mathematik. II. Teil. Mit 94 Figuren und 20 Tafeln. Leipzig, J. A. Barth 1904. Preis 20 Mk.

Dieser zweite Teil des dritten Bandes des Handbuches der Mathematik von Schlömilch umfaßt die Lehre von den Inte-

gralen im Gebiete der realen Zahlen, wobei bestimmte Doppelintegrale und dreifache bestimmte Integrale sowie die periodischen Reihen und die Fourierischen Integrale in Erwägung gezogen werden, ferner die Theorie der Funktionen einer komplexen Veränderlichen, die Lehre von den Differentialgleichungen einschließlich der partialen Differentialgleichungen erster und zweiter Ordnung, die Ausgleichsrechnung, endlich die Theorie der mathematischen Grundlagen des Versicherungswesens und die Lehre von den Kartenentwürfen.

Im Abschnitte über Differentialgleichungen wurde der Behandlung der homogenen linearen Differentialgleichungen, wie sie von Fuchs begründet wurde, besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wobei einige grundlegende Erörterungen über algebraische Funktionen im Weierstraßschen Sinne herangezogen werden mußten.

Wesentliche Veränderungen gegen die Bearbeitung in den früheren Auflagen weist der Abschnitt auf, der von den mathematischen Grundlagen des Versicherungswesens handelt. — Jedenfalls kann behauptet werden, daß das in diesem Abschnitte Gebotene die Grundlage für versicherungstechnische Arbeiten bieten kann.

Der letzte Abschnitt über Kartenentwürfe ist neu aufgenommen. Zum Verständnisse des in diesem Abschnitte Vorgetragenen dienen 20 dem Buche beigegebene Tafeln, die sich auf Kartennetzentwürfe beziehen.

Die Darstellung der einzelnen Probleme, welche das Buch enthält, ist eine sehr klare, übersichtliche und gründliche, so daß das Buch auch für das Selbststudium sehr geeignet erscheint. Recht ansprechend ist jener Abschnitt ausgearbeitet, der sich auf die Berechnung von ebenen Flächen, Kurvenbogen, Raumteilen und unebenen Flächen bezieht. Analytische Entwicklungen wurden durch Heranziehung von geometrischen Erörterungen dem Verständnisse des Studierenden nahegelegt.

In dem Abschnitte, in welchem die Funktionen einer komplexen Veränderlichen besprochen werden, hat der Verf. vor allem Rücksicht auf die geometrische Verwandtschaft genommen. Besonderes Interesse beansprucht die Behandlung der Integrale komplexer Funktionen, wobei selbstredend die Forschungen von Riemann über diesen Gegenstand in den Vordergrund gerückt werden mußten. Auch auf die Definition des elliptischen Integrales, dessen Reduktion auf die Normalform und die Vieldeutigkeit elliptischer Integrale wurde in diesem Abschnitte Bezug genommen. Hieran schließt sich die Begründung des Summensatzes für elliptische Integrale und die numerische Berechnung von Integralen erster und zweiter Art. Die elliptischen Funktionen werden in Potenzreihen und in periodische Reihen entwickelt. Hieran reihen sich Betrachtungen, die sich auf die Thetafunktion beziehen, ferner über die Entwicklung der elliptischen Funktionen in unendliche

Produkte, dann über die elliptischen Inte
Art. In den geometrischen Anwendungen
wird unter andern die Bestimmung des
katenbogens, die Teilung desselben, die B
einer Ellipse und Hyperbel gelehrt. Gel
der elliptischen Integrale auf die Flächenn
flächen zweiter Ordnung wird das vo
wiesene Theorem deduziert, daß jede Zon
zweiten Grades, längs deren Rändern die
eine Symmetrieebene der Fläche nicht ä
tische Integrale ausdrücken läßt.

In den allgemeinen Untersuchungen ü
Differentialgleichungen mit eindeut
die Abhandlungen aus der Funktionenlehre
fach herangezogen. — Aus der Theorie
gleichungen zweiter Ordnung wurden
Theorie gegeben; bezüglich weiterer Aus
Vorlesungen von Riemann über partiel
und deren Anwendung auf physikalische

Die Theorie der Ausgleichsrechnung
liegenden Buche gegeben ist, macht kei
pfende Darstellung des Gegenstandes, d
lichsten Punkte dieser Theorie hervorgeho
matischen Grundlagen des Versic
neben den theoretischen Erörterungen za
worden, durch welche die ersteren in
werden. Auch die beigegebenen Tafeln
tischen Ausführungen ausreichend bezeich
das Handbuch der höheren Mathematik in
Aufnahme dieses Abschnittes sehr gewon

Der letzte von Prof. Heger bearb
der Theorie der Kartenentwürfe ha
begrüßt werden. Es werden in diesem
Säulen- und die Kegelentwürfe erörtert
flächentreue Abbildung des abgeplatteten
die Ebene, die winkeltreue Abbildung d
Ebene eingegangen. Den Schluß dieses
schnittes bildet der von Tissot gegeb
Zonen sowie die Betrachtung der Karten
großem Maßstabe (Planigloben und Gene

Es sei noch schließlich erwähnt, d
liegenden Handbuches durch ein beigegeb
betisches Sachregister wesentlich erh

Wien.

Praktische Chemie. Leitfaden für jüngere Studierende. Anleitung zum Gebrauch der einfachen chemischen Geräte und Reagenzien in ihrer Anwendung zur Untersuchung der Körper auf trockenem und nassem Wege. Von Dr. Alto Arche, diplom. Chemiker. 2., verb. Auflage. Mit 14 Abbildungen. Wien, A. Hölder 1904. 64 SS. 8⁰. Preis geh. 1 K 10 h, geb. 1 K 60 h.

Das Büchlein behandelt: *A*. Einfache Verbindungen, *B*. Analyse kohlenstoffhältiger Verbindungen und *C*. Maßanalyse.

Im Abschnitte *A*, dessen Überschrift keineswegs gut gewählt ist, werden unter „I. Allgemeine Bemerkungen" über Reinigung der Gefäße und Gerätschaften, Behandlung der Flaschen, Haltung der Proberöhren, Behandlung der Gasbrenner, Filtration usw. gemacht (S. 1—3); unter II. wird „Das Verhalten der Verbindungen zu Reagenzien" gelehrt (S. 4—15), unter III. „Die Untersuchung auf trockenem Wege" (S. 16—25), unter IV. endlich „Die Untersuchung auf nassem Wege" (S. 26—35) vorgeführt.

Im Abschnitte *B* werden in acht Kapiteln besprochen: I. Alkohol, Äther und Ester, II. Reaktionen der Karbonsäuren, III. Untersuchung auf Karbonsäuren, IV. Reaktionen der Zyanverbindungen, V. Untersuchung auf Zyanverbindungen, VI. Natürlich vorkommende Fette, VII. Kohlenhydrate und VIII. Eiweißkörper.

Im Abschnitte *C* werden zuerst (I.) Allgemeine Bemerkungen über Maßanalyse und die dazu nötigen Vorrichtungen (Meßgefäße) gegeben (S. 46—49), sodann (II.) Sättigungsanalysen (S. 50—56), endlich (III.) Oxydationsanalysen (S. 57—63) beschrieben.

Zum Schlusse des Ganzen wird auf zwei Tafeln dargetan, wie sich der Verf. von den Praktikanten über ihre Arbeiten Protokoll führen läßt.

Das Büchlein ist in stilistischer Hinsicht ganz flott geschrieben; einige Mängel lassen sich bei einer Neuauflage leicht beheben, z. B. S. 4: „man nimmt einen Teil zur Verwendung", oder S. 14 „Niederschlag, der ... in eine schwarzbraune Farbe übergeht", oder S. 24 „und auch mit Ausnahme dieser Verbindungen von *Pb, Ag,* und *Hg* in *HCl* löslich", oder S. 44 „geringe Mengen des roten Kuprooxyd abscheidet" oder S. 63 „beruht auf den ganz gleichen Grundlagen, als die Bestimmung des Kalziumoxydes" usw.

Unklar ist, wem (S. 4 und S. 5) der Stärkekleister zugesetzt werden muß; nach dem Wortlaut könnte man nämlich das Bromid und Jodid meinen. Unklar ist auch folgende Stelle: „Die Silikate von *K* und *Na* sind in Wasser löslich, die Silikate aller übrigen Metalle in Wasser unlöslich; einige davon (von welchen?) werden durch Salzsäure zersetzt, die meisten sind aber in Wasser und Säuren unlöslich".

Auch in sachlicher Beziehung könnte einiges verbessert werden, so z. B. S. 5: „Sulfide von *K*, *Na*, *Am*, *Ca*, *Ba* und *Sr*

sind in Wasser löslich, die Sulfide aller übrigen Metalle in Wasser unlöslich, hingegen sehr leicht in Salzsäure löslich" (!). — S. 5: „Gelöste Sulfide zersetzen sich bei Zugabe von Salzsäure unter Aufbrausen . . . Die Flüssigkeit wird von ausgeschiedenem Schwefel getrübt". S. 5: „In Wasser unlösliche Sulfide zersetzen sich, wenn sie in Salzsäure gelöst werden, unter den gleichen Erscheinungen" (also auch unter S-Abscheidung?). S. 6 wäre eine genauere Angabe über die Phosphorsäurereaktion mittels molybdänsauren Ammoniums erwünscht. S. 8 ist die Angabe: „Borate geben mit Bariumnitrat einen weißen Niederschlag von Bariumnitrat" in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig. S. 10 steht: „Niederschlag von saurem weinsaurem Kalium, der in Wasser leicht löslich ist". S. 11 heißt es vom Niederschlag, der bei Einwirkung von $(NH)_2 S$ auf Al-Salz entsteht, ... „erscheint durch die gelbe Farbe des Fällungsmittels oft leicht gelb bis grünlich gelb gefärbt"! Ebenso S. 12 beim Zink! Eine solche Färbung würde wohl auf etwas Besonderes deuten! S. 14 muß in „Bleisalze geben mit Salzsäure einen weißen Niederschlag von Bleichlorid" eine Bemerkung über die Konzentration der Lösung aufgenommen werden. S. 14 „Merkurochlorid, welches „auf Zusatz von NH_3 grau wird". S. 17: $CuSO_4 . 7 aq = CuSO_4 + 7 H_2O$". S. 18: „ein paar Tropfen Bariumhydroxyd". — Wünschenswert wäre eine andere Anordnung der Elemente (S. 4—15) und ab und zu eine Angabe über unterscheidende Reaktionen, soweit das jeweilig durchgearbeitete Materiale dies eben erlaubt.

Es soll zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben, daß der Verf. etliche ganz hübsche Spezialreaktionen aufgenommen hat und daß er bemüht war, dem Werkchen eine gefällige Form zu geben.

Wien. Joh. A. Kail.

Pokornys Naturgeschichte des Pflanzenreiches für die unteren Klassen der Mittelschulen. Ausgabe *A.* Bearbeitet von Dr. R. Latzel u. J. Mik. Mit 314 Abbildungen. 22. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1904. Preis geb. 2 K 80 h.

Die vorliegende Auflage ist ein inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der 21. Auflage. Der Hr. Verleger wollte unstreitig den Wünschen jener Fachlehrer entsprechen, die mit Rücksicht auf die minder bemittelten Schüler ein billigeres Lehrbuch verlangen, als es die von Prof. Dr. Fritsch besorgte Ausgabe des Pflanzenreiches von Pokorny ist. Da der Erfolg des botanischen Unterrichtes in erster Linie von der methodischen Behandlung des Gegenstandes abhängt, wird auch dieses Lehrbuch in der Hand eines geschulten Lehrers zweckdienlich sein, obzwar es der biologischen Richtung des naturhistorischen Unterrichtes wenig Rechnung trägt.

Dr. F. Schaar, Naturgeschichte für die zweite Klasse der Mädchen-Lyzeen. *A.* Tierkunde. Wien, Verlag von Fr. Deuticke 1903.

Die Naturgeschichte der Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische wird in diesem Lehrbuche in recht klarer Weise geschildert. Große Aufmerksamkeit schenkt der Verf. den biologischen Verhältnissen, die größtenteils dem Lehrbuche der Zoologie von Dr. Otto Schmeil entnommen sind (vgl. Kiwi). So sehr sich der Verf. Mühe gegeben hat, einen den modernen Anforderungen des naturhistorischen Unterrichtes entsprechenden Text zu schaffen, ebensowenig hat leider der Verleger für einen passenden Bilderschmuck gesorgt. Die Bilder sind zum Teil recht mangelhaft und geradezu unschön.

Wien. H. Vieltorf.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Oswald Külpe. (41. Bändchen der Sammlung: „Aus Natur- und Geistesleben".) Leipzig, B. G. Teubner 1902, 2. Auflage 1904.

Dem Zwecke obiger Sammlung, eine belehrende Lektüre über einzelne wichtige Gebiete des Wissens zu bieten, entspricht der bekannte Verf. des 41. Bändchens, Prof. O. Külpe, in der Weise, daß er im Ferienkurse für Lehrer zu Würzburg im Jahre 1901 gehaltene Vorlesungen über die moderne Philosophie in erweiterter Form der Öffentlichkeit übergibt. Dabei geht er allerdings nicht über die Grenzen der deutschen Philosophie hinaus und beschränkt sich darauf, die Hauptrichtungen und typische Vertreter derselben nicht nur im Sinne einer bloßen Schilderung, sondern in kritisierender Weise zu charakterisieren, ohne den großen, erfolgreichen Betrieb der Einzeldisziplinen zu berücksichtigen.

Wer ein treffendes Bild der modernen Philosophie zu geben beabsichtigt, kann dies nur erreichen, wenn er die Stellung derselben zu den Einzelwissenschaften beleuchtet. Denn während im 18. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert hinein Philosophie und Wissenschaft als identisch galt, verlor die Philosophie durch die abstrakte Dialektik, namentlich der Hegelschen und Schellingschen Philosophie, ihre herrschende Stellung und beschränkt sich jetzt darauf, worin ein charakteristisches Merkmal der modernen Philosophie liegt, die Einzelwissenschaften zu ergänzen. In diesem Sinne bespricht der Verf. das Verhältnis der modernen Philosophie zu den Einzelwissenschaften. Die Tatsache, daß die Philosophie der Gegenwart die Einzelwissenschaften zu ergänzen sucht durch Erkenntnistheorie und Logik, indem sie die Prinzipien aller Wissenschaft festsetzt, durch Metaphysik, indem sie, an die Einzelwissenschaften anknüpfend, eine Welt- und Lebensanschauung begründet, und endlich durch die im Geiste und der Methode der Einzelwissenschaften durchgeführten Untersuchungen veranschaulicht der Verf.

durch ein Gleichnis, indem er die Einzelwissenschaften die divergierenden, das Gebiet der Erkenntnis durchsetzenden Strahlen nennt, Logik und Erkenntnistheorie den Ausgangs- und Vereinigungspunkt derselben, die Metaphysik den Versuch, die Leuchtkraft der Strahlen in den einzelnen Wissenschaften in unzugängliche Fernen zu erhöhen.

Die besondere Weise dieses Anschlusses an die Einzelwissenschaft bestimmt aber die Verschiedenheiten der von Külpe aufgestellten vier Hauptrichtungen: des Positivismus, des Materialismus, Naturalismus und Idealismus.

In einer allgemeinen Charakteristik dieser Hauptrichtungen unterscheidet Külpe Materialismus, Naturalismus und Positivismus als Wirklichkeitsphilosophie von dem Idealismus. Während aber Materialismus und Naturalismus, die Metaphysik ablehnend, die Wirklichkeit als Naturwirklichkeit bestimmt, jener in mehr theoretischer, dieser in mehr praktisch folgernder Art, so ist dem Positivismus die gesamte Wirklichkeit Grundlage, das darüber Hinausgehende bloße Begriffsdichtung. Dabei stellt der Verf. es als regelmäßig wiederkehrende Erscheinung der einzelnen Entwicklungsstufen der Philosophie vom Altertume an hin, daß mit dem Verblassen einer spekulativen Periode Materialismus, Positivismus und Naturalismus in Wirksamkeit treten. Die dem Verf. selbst am meisten zusagende Richtung ist der n e u e Idealismus, der vorsichtiger als der alte über die Wirklichkeit hinaus zu dem Dinge an sich vorzudringen sucht, nämlich mit der kritischen Besonnenheit des Positivisten und der Achtung vor den Naturwissenschaften, wie sie der Materialist und Naturalist zeigt.

Der Positivismus in dem Sinne, daß die Philosophie nur innerhalb der Grenzen der Einzelwissenschaften bleibende Erfahrungswissenschaft oder eine Theorie dieser Erfahrungswissenschaft ist, wird in seiner historischen Entwicklung von Comte an in Frankreich, von Bacon und Hume an in England, von Kant an in Deutschland bis auf Avenarius und Lipps in paar Zügen dargelegt, woran sich eine eingehendere Würdigung moderner Vertreter dieser Richtung, nämlich E. Machs und Eugen Dürings anschließt.

Nach einer kurzen Erörterung über Machs Theorie des wissenschaftlichen Verfahrens, wonach alle Wissenschaft eine Abbildung der Tatsachen, d. i. der Bewußtseinsinhalte und Empfindungen sein soll, unterzieht er ganz besonders die antimetaphysische, also spezifisch positivische Tendenz dieses Standpunktes einer kritisierenden Betrachtung. Der Verf. hält Machs Ansicht nicht für zutreffend, denn es gäbe dann keine selbständige Bedeutung der Gedanken, während doch die Wissenschaft nicht bloße sklavische Nachbildung, sondern Erfahrung in Gedanken durch Gedanken sei, aber auch keine selbständige Gesetzlichkeit der Gedanken, weil sie ja dann nur ihre Normen in den Tatsachen fänden, so daß die selbständigen Gesetzlichkeiten der logischen Prinzipien und die sonstigen

Spontaneitäten in der Forschung, wie z. B. beim Experiment, wegfielen. Wenn ferner Mach der Gewißheit der Empfindungen allzu sehr vertraue, so sei dies richtig, wenn man sich darauf beschränkte, Tatsachen bloß zu erleben, Empfindungen bloß zu haben, ohne Prüfung und gedankliche Operation. Dann setze aber schon der Gegensatz des Ungewissen ein Vergleichen voraus, ein Urteilen, während Gewißheit wie Richtigkeit von bloßen Tatsachen nicht gelten kann. Eine allgemein giltige Wissenschaft wäre unmöglich, weil diese Gewißheit nur für das Individuum gälte. Endlich werde die Empfindung, die den Inhalt dieser Gewißheit bilde, erst durch wissenschaftliche Abstraktion gewonnen, so daß bei der Aussonderung der Träger dieser Gewißheit schon Untersuchung und Erkenntnis vorausgesetzt ist.

Als anderen typischen Vertreter des Positivismus bespricht der Verf. Eugen Dühring. Nach einer kurzen Darlegung der Dühringschen Philosophie, die in anderer Weise als Positivismus sich darstellt als die Philosophie Machs, macht er zunächst das Gesetz der bestimmten Anzahlen zum Gegenstande einer Kritik. Indem nämlich Dühring nicht wie Mach die Bewußtseinswirklichkeit als einzige Grundlage unseres Wissens betrachtet, sondern eine Außenwelt im Sinne der Naturwissenschaften in die gegebene Wirklichkeit aufnimmt, gelangt er zum Gesetze der bestimmten Anzahlen, welches die Grenzen möglicher Erfahrung dadurch zu beseitigen sucht, daß jede Anzahl bestimmt sei und den Begriff der Unendlichkeit ausschließe. Es müsse daher die Zahl der Ereignisse der Vergangenheit eine begrenzte sein, sowie die Anzahl der Weltkörper eine endliche sein müsse, daher der Weltprozeß einen absoluten Anfang gehabt haben müsse. Der Verf. wendet dagegen mit Recht ein, daß das Gesetz für die Konstruktion der Welt in ihrer Wirklichkeit nicht ausreiche, weil die Voraussetzung des Zählbaren, in sich Fertigen für die Teilbarkeit der Materie und den Verlauf der Ereignisse in der Zeit nicht genüge. Die Anerkennung absoluter Anfänge in der Welt, die Dühring im Zusammenhange mit diesem Gesetze behaupte, erweise sich als dogmatisch und verfalle damit in den Fehler eines jeden Positivismus: von einer Gewißheit auszugehen, statt sie zu suchen. Als maßlose Übertreibungen seien die aus dem Gedanken eines Parallelismus zwischen Erkenntnis und objektiven Gegenständen sich ergebenen gewagten Konstruktionen zu betrachten, so die Stufenleiter der Sinne als Widerschein der Stufen der Naturentwicklung, der Widerstandsempfindung als Elementargebilde der Subjektivität u. a. m.

Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit dem Materialismus und dessen Hauptvertretern Vogt, Moleschott, Büchner und Häckel.

Moleschotts Auffassung von Körperlichem und Geistigem wirft der Verf. mit voller Berechtigung vor, daß nicht klar unterschieden wird zwischen einer monistischen, Körperliches und Geistiges als zwei verschiedene Seiten eines Wesens, und einer mate-

rialistischen, das Geistige auf Körperliches zurückführenden Anschauung, so daß dann einerseits Kraft und Stoff, Geist und Körper einheitlich gefaßt und doch von einer Zurückführung der psychologischen Vorgänge auf Gehirntätigkeit gesprochen wird.

An Büchner rügt der Verf. eine harmlose Oberflächlichkeit, durch die er unter andern in den Widerspruch gerät, daß einerseits es keine Materie ohne Geist gebe, anderseits die Frage aufwirft, wie die Materie den Geist erzeuge.

Eine ausführlichere Darlegung widmet er Hæckels Schrift „Die Welträtsel". Wie der Materialismus der genannten Philosophen überhaupt, so hat Hæckel die Fortschritte der Naturwissenschaften für philosophische Zwecke ausgebeutet, namentlich die der Gehirnkunde, wenn er auch zu wenig skeptisch z. B. den Flechsigschen Anschauungen von den Assoziationszentren gegenübersteht. Der Verf. macht es ferner nach einer Darstellung seiner Theorie dem Philosophen zum Vorwurfe, daß er die Begriffswörter Energie und Geist beständig verwechselt und so zu einem Monismus gelangt, der einerseits zwischen Körperlichem und Geistigem Kausalzusammenhang fordert, anderseits Materie und Energie untrennbar verbunden denkt in einer und derselben Substanz, so daß von Kausalität nicht gesprochen werden kann. Sein Bewußtseinsbegriff zeige vielfach große Unkenntnis der modernen Psychologie, trotzdem er die psychologische Literatur als „wertlose Makulatur" bezeichne. Er verwirft schließlich das Buch wegen seiner Anmaßung einerseits und des geringen Standes allgemeiner und insbesondere philosophischer Bildung, dem harten Urteile Paulsens sich anschließend.

Einseitigkeit und Dogmatismus bezeichnet er als charakteristische Merkmale des Materialismus in einer allgemeinen Kritik, die sich an Lange, „Geschichte des Materialismus" anschließt. Mittelst eines der Naturwissenschaft entnommenen Arguments weist der Verf. auf den Widerspruch mit dem Grundgesetze von der Erhaltung der Energie hin, daß die Erzeugung der Bewußtseinsvorgänge durch materielle Prozesse einen Verlust an Energie ohne Eintreten eines äquivalenten Quantums der anderen bekannten Energien bedeuten würde. Vom Standpunkte der Psychologie leiste der Begriff des psychophysischen Parallelismus mehr als die materialistische Anschauung, welche durch die bloße Zurückführung auf Gehirntätigkeit in keiner Weise psychische Vorgänge zu erklären vermag, während jener unbeschadet der Bedingtheit der Seelenerscheinungen durch nervöse Prozesse nur von einem Parallelismus der geistigen Vorgänge und der körperlichen spricht, ohne den Zusammenhang genauer zu bestimmen. Vom erkenntnistheoretischen Standpunkte endlich ist zu sagen, daß der Materialismus sich irrt, wenn er den Begriffen Materie und Energie zutraut, das gesamte Seelenleben aus sich erzeugen zu können, wodurch er das auch von der Naturwissenschaft festgehaltene Geltungsbereich dieser Begriffe überschreite.

Als Hauptvertreter des Naturalismus nennt der Verf. Feuerbach und Nietzsche. Des Ersteren Philosophie fordert eine Lehre vom Sinnlichen, die sich eng an die Naturwissenschaften anschließt, so daß, wie Feuerbach selbst einmal sagt, das Eigentümliche seiner Philosophie sei, daß sie keine Philosophie sei. Dem entsprechend wurzelt ihm die Religion in dem Gefühle des Einsseins mit der Natur.

Den Übergang zu Nietzsches Denkungsart stellt M. Stirners entschiedener Egoismus und Reaktion gegen den uniformierenden Einfluß der Gesellschaft, des Staates und der Kultur dar. Als Agitator dieser Lebensanschauung erscheine aber Nietzsche. Die „Umwertung aller Werte“ ist das Ziel seiner Philosophie, das sich in den charakteristischen Worten ausdrückt: „Ich lehre das Nein zu allem, was schwach macht — was erschöpft. Ich lehre das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt.“ „Der Güter höchstes ist das Leben“. Dieser Satz ist der Wertmaßstab, nach welchem das Christentum als Abkehr vom „Willen zum Dasein“ erscheint. Im Geiste dieser Anschauung charakterisiert N. die Herrenmoral und die Sklavenmoral. Durch den Sieg der letzteren über die erstere sei die Dekadenz zu erklären. Die Selbstauflösung der Menschheit könne nur durch Züchtung des Übermenschen aufgehalten werden. Die Herrenmoral gipfelt ihm in der Vorschrift, so zu leben, daß man noch einmal leben will, im Zusammenhange mit seiner Lehre von der Wiederkunft des Gleichen.

Külpe findet in dieser Lehre den Widerspruch einer sittlichen Selbstbestimmung des Menschen und eines Fatalismus. Die Angriffe N.s gegen die Religion, gegen die Gesellschaft seien maßlos. Anderseits verehrt er in ihm den tiefsinnigen Dichter, der psychologisch und ästhetisch erst gewürdigt werden wird, wenn nicht mehr leichtgläubige Toren den Traum des Übermenschentums zu verwirklichen suchen werden.

Der Naturalismus tue einen Fehlschluß, wenn er von der Unrichtigkeit der traditionellen Entstehungsgeschichte der Religion und der Moral auf den Unwert derselben schließe. Erkennen, Verstehen und Denken seien ihm Lebensäußerungen wie andere und heben alle Philosophie auf.

Am ausführlichsten spricht Külpe über den Idealismus. Er unterscheidet den älteren Idealismus Platons und Leibnitz' von dem Idealismus der Gegenwart, welch letzteren er besonders durch Fechner, Lotze, Hartmann und Wundt vertreten sein läßt. Was diese beiden voneinander besonders scheidet, sei die Methode. Leibnitz tritt in seiner Monadenlehre für die Aufhebung der realen und formalen Disziplinen, für die Gleichartigkeit der Metaphysik und Mathematik ein. Nachdem aber Kant für die Realwissenschaften Erfahrung und empirische Beobachtung in Anspruch nahm, der Metaphysik aber eine besondere Erfahrung absprach, war diese

Ansicht Leibnitz' erschüttert, so daß die Anknüpfung an die Einzelwissenschaften die von Fechner begründete induktive Metaphysik ermöglichte. Ähnliche Auffassungen zeigen Hartmann und Wundt.

Worin Fechner, dessen Theorie von der Allbeseelung der Welt der Verf. genauer bespricht, nach der Ansicht desselben von Bedeutung für die Philosophie ist, das sei die Begründung der induktiven Metaphysik, die an die Einzelwissenschaften ohne apriorische Voraussetzungen anschließe, und der monistische Gedanke einer Einheit von Gott und Welt. Allerdings könne man sich zu dem Gedanken an eine Beseelung der Himmelskörper schwer entschließen. Zu der Auffassung der Erde als Organismus komme der Verf. nur durch abstrakte Aufstellung der Eigenschaften, welche die Erde mit der Seele gemein habe. Mustergiltig aber sei Fechners klare und anschauliche Form und nüchterne Sachlichkeit bei allem Mystizismus.

Zu Lotze übergehend als nächsten typischen Vertreter des Idealismus zeigt Külpe, daß den Mittelpunkt der Metaphysik Lotzes seine Theorie von den realen Beziehungen der Dinge in der Form der Wechselwirkung bildet. Zu dieser gelangt er von dem Begriffe des Seins aus. Nicht die Identifizierung des Seins und des Wahrgenommenwerdens bei Berkley, aber auch nicht die Auffassung des Seins als das absolute Positive bei Herbart genügen Lotzes Denken, das erstere nicht, weil das Sein gerade unabhängig vom Wahrnehmen aufzufassen sei, das zweite nicht, weil es nur ein abstraktes Mögliches, nicht ein Seiendes voraussetzt. Nicht in der absoluten Position, sondern gerade in dem in Beziehung Stehen findet Lotze das Wesen des Seins, weil sich durch das Abstrahieren von allen Beziehungen das Sein vom Nichtsein nicht mehr unterscheiden ließe. Die Beziehung nun, welche die für das Ding mit den Eigenschaften notwendige Einheit in der Vielheit möglich macht, ist ihm das Gesetz, jene Gesetzmäßigkeit nämlich, nach welcher die zwischen den Eigenschaften eines Dinges vor sich gehenden Veränderungen stattfinden. Dieses Gesetz weist aber auf eine von uns unabhängige Realität hin.

So können die Beziehungen zwischen den Dingen, welche ihr Sein ausmachen, nur real sein. Solche reale Beziehung finde sich aber nur bei der Wechselwirkung, welche nur dadurch begreiflich wird, daß einer Veränderung in einem Dinge *a* eine Veränderung am Dinge *b* korrespondiert, wie z. B. bei der Erkenntnis der Dinge niemals von einem Abbilden der Dinge in uns gesprochen werden kann, sondern unsere Vorstellungen von ihnen von den Dingen verschieden sein werden. Nach Külpe ist es ein Fehler Lotzes, daß er das Problem der Qualität, unter deren Voraussetzung das Problem der Wechselwirkung aufgestellt ist, zu wenig eingehend behandelt. Mit Hilfe der in dem Gesetze liegenden Einheit und der realen Wechselwirkung gelangt aber Lotze zu den Begriffen der Substanz und weiter der Welteinheit, eines Absoluten,

ferner der Seele. Der Begriff des Absoluten führt auf religionsphilosophischem Gebiete zum höchsten Werte und zum persönlichen Gotte. Besonders hebt Külpe an Lotzes Darstellung es hervor, daß er nicht den Tagesinteressen zu schmeicheln sucht, sondern als trefflicher Führer für den die Wahrheit ehrlich und gründlich Suchenden zu gelten hat.

Indem im folgenden Teile Külpe eine kritisierende Darstellung der Harmannschen Philosophie, vielmehr der Tendenz seines Buches entsprechend, der Metaphysik Hartmanns dem Leser bietet, hält er sich nach einer ausführlicheren Darlegung seiner Philosophie an den Begriff des „Unbewußten". Als das Reale, welches nach Hartmanns transzendentalem Realismus, wie er seine erkenntnistheoretischen Betrachtungen nennt, und im Gegensatze zu Kants transzendentalem Idealismus nicht nur als real betrachten lasse, sondern, wenn auch nur mittelbar zu erkennen ist, bezeichnet er das „Unbewußte", worunter in der Natur die Zweckmäßigkeit der Reflexbewegungen, die Naturheilkraft u. ä., im Geistesleben die unbewußte Produktivität im Denken und in der Kunst, das Instinktive, unbewußte intellektuelle Tätigkeit u. a. verstanden wird. In diesem ist Wille und Vorstellung noch ungetrennt. Die Realität ist demnach als eine geist- oder seelenartige aufgefaßt, daher Külpe Hartmann mit Recht zu den modernen Idealisten zählt. Das Unbewußte erhebt Hartmann zum Absoluten, zum Weltprinzip, trotzdem das induktive Material dem engen Gebiete der Lebenserscheinungen entnommen ist. Auch tadelt es Külpe, daß Hartmann das Unbewußte als reale Ursache für alle Erscheinungen hinstellt, während er nur berechtigt war, was einer Gruppe von Erscheinungen gemeinsam ist, als konstitutives Merkmal des Gattungsbegriffes zu verwenden. Seine Ansicht vom Weltende, herbeigeführt durch den Entschluß der Kulturmenschheit sich zu vernichten, widerspreche aber dem Erhaltungsgesetze der Materie und der Energie. Wohl werde aber durch Hartmanns Metaphysik Bewußtseinswirklichkeit und Realismus genauer unterschieden und dadurch gegen die antimetaphysische Tendenz der Naturforscher angekämpft.

Nach Wundt, dessen Theorie Külpe nach einer zusammenhängenden Darstellung in seinen weiteren Ausführungen bespricht, prägt der Wille das Wesen des Menschen am meisten aus, so daß die Welt aus Willenseinheiten bestehe. Danach würde nach Külpe aber die empirische Mannigfaltigkeit der seelischen Vorgänge, die Tatsache, daß wir Rot nicht auf Blau, Lust nicht auf Unlust zurückführen können, nicht erklärt werden, es würde nicht eingesehen werden können, wie aus der Wechselwirkung reiner Willenstätigkeiten Vorstellungen sich ergeben könnten. Die Analyse der psychologischen Vorgänge spräche dagegen, daß es etwas wie eine reine Willenstätigkeit gebe. Wenn es auch richtig sei, daß wir uns nicht als bloßes Glied einer mechanisch ablaufenden Kette zu betrachten haben, so ist der Mensch Ursache für Veränderungen

in der Welt nicht als reiner Wille, sondern als eine Vielheit von Wirkungsfähigkeiten, von Anlagen, seiner ganzen Vergangenheit und Entwicklung.

Eine andere Schwierigkeit findet Külpke in der Art und Weise, wie Wundt dem Problem der Realität gerecht zu werden sucht. Nach Wundt müßte es zweierlei Realitäten geben, die ursprüngliche Erfahrung, deren Realität Mach gegenüber der sekundären Bedeutung der Denkbestimmung hervorhebt und die bei rationaler Bearbeitung derselben gesetzte Realität von Denkgegenständen. Das Verhältnis beider zu einander sei bei Wundt nicht klar und bedürfe zu seiner Klärung einer eingehenderen Bearbeitung des Problems der Realität.

Im übrigen empfiehlt Külpe die Wundtsche Philosophie dem Studium derjenigen, „die einen tieferen Eindruck von Art und Richtung der modernen Philosophie erhalten wollen“ und will ihm den Ehrentitel eines „modernen Leibnitz“ zuerkennen, besonders deshalb, weil er den Kontakt mit den Einzelwissenschaften in größtem Umfange und mit der größten Innigkeit herbeigeführt und in einer Weltanschauung die Tendenzen und Ansprüche der Formal- und Realwissenschaften zu befriedigen gesucht hat. In einer allgemeinen Kritik des Idealismus wendet er sich gegen die von Brentano, aber auch von Wundt festgehaltene Evidenz der inneren Wahrnehmung und im Zusammenhange damit gegen das Zusammenfallenlassen des Bewußtseins und der seelischen Tatsachen, des dem Bewußtsein Gegebenen, die Quelle der Selbstwahrnehmung oder Selbstbeobachtung bedürfe einer kritischen Sichtung und Ergänzung. Es sei ratsam, zu dem inneren Sinne Kants, der uns nur Erscheinungen, nicht das Ich darstelle, zurückzukehren.

In einem Schlußworte gibt Külpe nochmals einen Überblick über die Entwicklung der modernen deutschen Philosophie und glaubt, daß wieder die Philosophie, geläutert allerdings durch das kritische Fegefeuer und gestützt auf die moderne Einzelwissenschaft, in ein neues Zeitalter der Ideen eintreten werde. Zunächst aber verlange das Problem der Realität eine eingehendere Bearbeitung.

Das Referat wird zur Genüge gezeigt haben, daß Külpe seiner Aufgabe in sehr anregender Weise nachgekommen ist, als welche er an einer Stelle (S. 107) es bezeichnete, „nicht das Denken seiner Zuhörer und Leser zu bestimmen und zu fesseln, sondern über die gegenwärtige lebhafte und beachtenswerte Tätigkeit auf philosophischem Gebiete zu orientieren und zum eigenen Denken anzuregen“.

Wenn Ref. etwas vermißt hat, so waren es Ausblicke auf die außerdeutsche Philosophie, durch welche das anschauliche Bild von dem Entwicklungsgange der modernen deutschen Philosophie noch gewonnen hätte, trotzdem er sich bewußt ist, daß die im Vorhinein gegebene Beschränkung auf die deutsche Philosophie eine größere Abschweifung auf das Gebiet der außerdeutschen Philosophie verbieten mußte.

Wie günstige Beurteilung übrigens das Büchlein gefunden hat, geht daraus hervor, daß dem Ref. bereits die 2. Auflage vorliegt, welche besonders durch zwei größere Zusätze von der 1. Aufl. sich unterscheidet. Der eine beschäftigt sich in sehr absprechender Weise mit Machs Philosophie (S. 24 f.), der andere bezieht sich auf Bengmanns „System des objektiven Idealismus“ und Eukens „Neue Grundlegung einer Weltanschauung“.

Wien. Gustav Spengler.

Zehn Jahre Schülerrudern. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibnitz-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1904. Von Dr. Johannes Gericke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. Preis 1 Mk.

Wie ernst und eifrig der Rudersport an den höheren Schulen Deutschlands betrieben wird, ist bei Gelegenheit der Anzeige der vortrefflichen Wickenhagenschen Schrift über die Schülervereinigungen Deutschlands im Jahrgange 1903 dieser Zeitschrift dargetan worden. Heute liegt uns die wissenschaftliche Beilage zum heurigen Jahresberichte des Berliner Leibnitz-Gymnasiums vor, in der uns eine förmliche Geschichte des Schülerruderns an der Anstalt über die abgelaufenen zehn Jahre geboten wird.

Der mit seltener Sachlichkeit und Offenmütigkeit geschriebene Bericht bringt auch für die Verhältnisse unserer Mittelschulen, an denen heutzutage das Rudern vielfach als regelrechte Sportübung und, wie die Jahresberichte der Anstalten melden, mit wahrer Begeisterung betrieben wird, sehr lesenswerte Einzelheiten, welche der Einführung und Förderung dieser an sich trefflichen Leibesübung unseren Schulen sehr zu statten kommen dürften.

Sehr beachtenswert ist die Bemerkung, daß die höheren Schulen die ihnen überwiesene Aufgabe nicht ganz erfüllen, wenn sie sich um das Erholungsleben ihrer Zöglinge nicht kümmern, es vielmehr ganz dem Elternhause überlassen. Diese Bemerkung hat auch für die Verhältnisse unseres Mittelschulwesens, wo man dem Zusammenwirken zwischen Elternhaus und Schule ein mit den Jahren immer beredteres Wort spricht, ihre ganz besondere Bedeutung. Gerade bei uns lehrt die tägliche Erfahrung mehr als irgendwo, daß die Schüler ihre freie Zeit nicht immer in ganz einwandfreier Weise ausnutzen und Erholungen suchen, bei denen oft die überschüssige Kraft über die Stränge des Zulässigen schlägt und so manchen auf Abwege drängt, vor denen er durch verständiges Eingreifen der Schule bewahrt geblieben wäre. Um das zu verhindern, sind neben anderen Maßnahmen der Schule auch die Rudervereinigungen ein ganz bewährtes Mittel, dessen Pflege auch unseren Mittelschulen im Interesse der leiblichen und geistigen Wohlfahrt ihrer Jugend nicht warm genug empfohlen werden kann.

St. Pölten. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Ziele des klassischen Unterrichtes und die Privatlektüre.

I.

Das österreichische Gymnasium ist vielleicht das bestorganisierte in Europa: dieses Urteil rang sich in mir durch, als ich anläßlich der Reform des Mittelschulwesens in Frankreich (im J. 1903) die Mittelschulorganisation der meisten europäischen Staaten vergleichend überblickte. Wir Österreicher sind dem Fremden gegenüber gewöhnlich von einer Bescheidenheit, die subjektiv der Selbstverkleinerung gleichkommt, auf den Fremden aber den Eindruck der Unselbständigkeit macht; und doch lernen wir in vieler Hinsicht unseren alten Kaiserstaat umsomehr als Kulturstaat schätzen, je mehr wir einen Einblick in auswärtige Verhältnisse gewinnen. Es ist nicht unser Schade, daß wir das Zentrum von Europa bilden und so den Kultur- und sonstigen Einflüssen von links und rechts, von oben und unten, soweit solche vorhanden, zugänglich sind; wir lernen so vieles gegeneinander abschätzen und, wenn es dessen wert ist, auch schätzen, sind aber bewahrt von der Einseitigkeit, als Selbstherrlichkeit zu betrachten die Herrlichkeit, in der man lebt.

Unser Gymnasium hat bei seiner einheitlich festen Grundlage eine große Spannkraft und Ausdehnungsfähigkeit, so daß wir auf dem alten Grunde den Bau immer weiterführen und modernisieren können; es konnten ohneweiters — nicht so in manchem anderen Staate — ungefähr jedes Dezennium am Grundgebäude Änderungen, die die neue Zeit erheischt, vorgenommen und auch, man gestatte uns den Ausdruck, Installierungen, deren Notwendigkeit für die nächste Zukunft vorauszusehen war, vorbereitet werden. Es verstanden z. B. nicht bloß die Gegenwart, sondern sahen ahnend weit in die Zukunft jene Männer, die vor einem Dutzend von Jahren (30. September 1891, Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht, Z. 1786 = Vdgs.-Bl. Nr. 33, S. 241 ff.) jene nicht

genug einzuschätzenden ausführlichen Weisungen über den Unterricht in den klassischen Sprachen abfaßten und herausgaben. Nicht bloß haben sich die allgemeinen Grundsätze, die da zu einem scharfen Ausdruck kamen, Geltung verschafft, ob man von jenem Erlaß Kenntnis nimmt oder nicht, sondern durch den ganz eigenen, den Zeitverhältnissen entgegenkommenden Abschnitt über die Privatlektüre ist jenem Unterricht ein neuer, sonst lange gesuchter und zumeist noch jetzt nicht gefundener richtiger Weg gewiesen.

Soweit meine Kenntnisse reichen, ist ein Betrieb der klassischen Privatlektüre in der durch jene Verordnung angeregten Form den anderen Staaten unbekannt. — So anregend auch z. B. W. Schraders allgemeine feinsinnige Bemerkungen über das „Privatstudium" sind[1]), so sind sie doch, soweit sie sich auf die alten Klassiker erstrecken — und diese betreffen sie zumeist — für unsere Erfahrungen zu enge und im speziellen von der Praxis unserer Gymnasien inzwischen (die 2. Auflage von Schraders Werk erschien im J. 1898) weit überholt. Während nun Schrader doch ein warmer Verteidiger der Privatlektüre überhaupt ist, nimmt Dettweiler, dem die Aufgabe zufiel, ein einigermaßen abschließendes Urteil auch hierin zu fällen, gegenüber der genannten Lektüre eine reserviertere Haltung ein[2]), und möchte ihr in erster Linie die Schriftsteller der silbernen Latinität zuweisen, woraus wir auf eine ähnliche Stellungnahme gegenüber der griechischen Literatur schließen dürfen. Beide aber denken bei der Privatlektüre zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, an die Primaner; Schraders Vorschlag (S. 609), „ob nicht schon in der Obersekunda ein vorbereitender Anfang mit dieser Studienart, wenn auch in sehr bescheidenen Grenzen, gemacht werden darf", kommt uns, die wir die Privatlektüre oft schon mit der III. Klasse nicht ohne Erfolg beginnen lassen, jetzt zwar schüchtern vor, aber der erste Schritt war doch getan; Dettweiler tat den zweiten nicht. — Die Lehrpläne von Preußen und Bayern z. B. sprechen zwar von der Privatlektüre, doch erinnert deren Ausdrucksweise nur sehr wenig an die greifbar positiven Bestimmungen für die österreichischen Gymnasien.

Man wolle mich nicht mißverstehen, wenn ich eine persönliche Erfahrung verwende. Als ich kürzlich Gelegenheit hatte, mit einem angehenden Philologen, dem gewesenen Zögling eines Gymnasiums in einer großen Handelsstadt Deutschlands, zu sprechen, verstand er mich, als ich ihn fragte, was an klassischen Schriftwerken von den Schülern seiner Anstalt privat gelesen worden sei, zunächst nicht und bemerkte auf meine Darstellung der österreichischen Verhältnisse, es sei ihm eine derartige Lektüre gänzlich unbekannt und es scheine ihm unglaublich, daß sich die Schüler zu derselben herbeiließen; von seinen Mitschülern wenigstens, meinte er, ließe sich keiner dazu gewinnen, eine Zeile mehr

[1]) „Erziehungs- und Unterrichtslehre", 2. Auflage, § 119 (S. 460 ff.) und im Anhang S. 609 ff.

[2]) Baumeister, Handbuch, „Latein." III 210 ff.; hier ist auch die ältere Literatur verzeichnet.

als notwendig durchzunehmen! Ähnliches berichtete mir der Zögling eines Berliner Gymnasiums[1]. — Nun wird es nicht überall so sein; aber solche Fakta erklären die bemerkenswerte, wohl einer starken Strömung entsprechende Gegnerschaft des Altmeisters O. Jäger[2]) gegenüber der Privatlektüre. Der gewiegte Schulmann gibt zwar auch hier manchen schönen Gedanken wieder, gewürzt mit der bekannten Drastik, aber der Hintergrund seiner Darstellung kommt uns, die wir uns in die Privatlektüre immer mehr einleben, unzeitgemäß vor. Gezwungen scheint uns die enge wörtliche Auffassung des Ausdruckes „privat", durch die sich Jäger die Berechtigung schafft, jegliche Beaufsichtigung, jegliches Prüfen der Privatlektüre abzulehnen: seine „eigenen Erfahrungen — es sind 50 Jahre her" (S. 391) sind allerdings einer der Exkurse, die die Lektüre des Buches so anziehend machen, aber sie betreffen nicht das, was wir mit „Privatlektüre" bezeichnen; sind sie überdies als Erfahrungsmaterial denn doch zu dürftig[3]), so vermögen wir ihm nicht zu folgen, wenn er versichert (S. 392), er habe „niemals diese Lektüre und dieses Studium unmittelbar" oder „auch nur sehr wenig mittelbar beaufsichtigt". — Es sei ihm auch die Zeit „zu knapp geworden"; „bei 25—35 Primanern[4]) sei eine von einem Lehrer, der seine 20 oder 22 Pflichtstunden mit der entsprechenden Korrekturpflicht habe, geleitete, beaufsichtigte, also auch zu besprechende Privatlektüre einfach unmöglich". Wenn nun auch dieses äußere Hindernis für die meritorische Beurteilung des Wertes der Privatlektüre in keiner Weise in Anschlag gebracht werden darf, so müssen wir doch einräumen, daß hiemit ein wunder Punkt berührt ist; dieses Bedenken wegen Mangels an Zeit beherrscht auch den Aufsatz von Malfertheiner[5]). Wir kommen auf unsere Frage noch zurück, doch sei hier bemerkt, daß, wie bei Jäger, so auch bei Malfertheiner, der gerade in der Kontrolle das Haupthindernis gegen die Ausdehnung der Privatlektüre über einen beschränkten Raum hinaus sieht, die Entscheidung davon abhängt, wie man den Begriff der Kontrolle faßt. Die Kräfte des Lehrers müßten allerdings versagen, wenn er der Lektüre jedes Schülers, genommen vielleicht aus sehr verschiedenen Gebieten, auf Schritt und Tritt folgen wollte. So ist indessen die Beaufsichtigung wohl nicht zu verstehen (vgl. auch Schrader a. a. O. S. 463), ein wie rühmendes Zeugnis für die Gründlichkeit der Auffassung von neuen Aufgaben auch ein solches Angebot ablegt; auch wären solche Führerdienste der Jugend zwar zunächst nützlich, würden aber bald als lästig empfunden werden, weil hiemit gerade das unwirksam gemacht wird, was den

[1]) Er kannte nur eine Art von obligater Privatlektüre für die Prima, wie denn auch die Gymnasialjahresberichte nur für die Prima Bemerkungen verzeichnen wie: „Privatlektüre Cäs. bell. civ. I.", „privatim Cic. Phil.", „Ilias I—IV, IX. X. teilweise privatim" usw.

[2]) Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 390—93.

[3]) Für Schrader (S. 610) knüpfen sich an die Privatlektüre in seiner Jugend schöne Erinnerungen, ein Anreiz zu weiterer Tätigkeit.

[4]) Somit denkt auch Jäger zunächst an die Primaner.

[5]) „Zur Methode der lat. und griech. Privatlektüre", Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901, S. 266 ff.

angehenden Jüngling so anzieht und ihn die Bitterkeit, die, absolut genommen, in jeder Arbeit liegt, vergessen läßt: das in diesen Jahren zur Äußerung drängende Kraftbewußtsein und der Stolz über das Vertrauen in seine Kraft. Es verschlägt nichts, wenn der junge, tatenlustige Geist auch zu unrichtigen Resultaten gelangt; er hat doch geforscht und gegen den Stoff gekämpft! In der Erregung der Arbeitsfreudigkeit liegt unser Hauptziel und unser Gewinn. Da müssen wir Jäger Recht geben, der S. 392 sagt: „Man lernt glücklicherweise auch auf Um- und Irrwegen"[1]); die nötigen Einschränkungen dieses Satzes verstehen sich von selbst.

Wie man jede Kontrolle nicht ablehnen wird, so mache man sich dieselbe nicht zu schwer; der Schwimmeister weiß, daß niemals schwimmen lernt, wer stets an der Gurte hängt! Es ist für den Schüler genug, daß wir ihn nicht aus den Augen verlieren, nachdem wir ihn an den Beginn des Pfades gebracht haben. Allerdings ist es gut, wenn der Reisende eine verläßliche Karte in der Hand hat und insofern blieb sich Malfertheiner konsequent, indem er seine Ausführungen in die beherzigenswerte Aufforderung ausklingen ließ (S. 274), die Fachgenossen möchten passende Kommentare für die Privatlektüre besorgen. — Konsequent bleibt sich allerdings auch Jäger mit der Schlußpointe seiner Ausführungen; er glaubt nämlich „allerdings, daß manches von eifrigen Schülern und fleißigen Lehrern geschehen kann, geschehen ist und geschieht, was nicht in Programmen, Lehrplänen und pädagogischen Zeitschriften angepriesen wird. Ein kundiger und aufmerksamer Lehrer wird da und dort merken können, was die Schüler gelesen haben und wohin ungefähr die Neigung des einzelnen geht. — Und er kann eine feine und leise Einwirkung auf diesem Boden ausüben, aber in eine Instruktion oder auf eine Direktorenkonferenz gehört das nicht; man könnte sonst meinen, das wäre ernsthafte Wirklichkeit." Diese Worte setzen aber einerseits einen zu hohen Optimismus voraus und sind anderseits zu gallig! Gewiß geschieht im bewegten Leben der Schule viel Gutes, was nirgends erwähnt wird, auch nicht in Jägers gehaltreichem Buche; aber ein aus dieser Tatsache abgeleiteter Grundsatz wäre von gefährlicher Tragweite! Wir halten es im Interesse der gegenseitigen Förderung und des Fortschrittes für richtiger, persönliche Erfahrungen, sobald sie genügende Lebenskraft offenbaren, um auf verschiedenem Boden gedeihen zu können, nicht im Schulzimmer verschlossen zu halten.

---

[1]) Ich denke, um auf etwas Verwandtes hinzuweisen, mit Freuden daran, wie anregend sich der Unterricht gestaltete, wenn in einer regsamen Klasse einzelne Schüler schwierigere Stellen bei der Schullektüre eigenartig, wenn auch unrichtig auffaßten und dann in gemeinsamer Diskussion das erreichbar Richtige gewonnen wurde. Solchen selbständigen Leistungen heißt es mit Achtung begegnen; auf Grundlage solcher Fehler vertieft sich das Verständnis und ergeben sich Winke, wo die Erklärung einzusetzen habe, während uns vollständig gelungene Leistungen, wenn wir optimistisch sind, über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen, oder nach unserer Ansicht *Freundium sive Schulmannum redolent*, wenn wir zum Pessimismus Grund zu haben meinen.

II.

In Österreich sind wir über das unfruchtbar negative Gebiet weit hinaus. Immerhin hat es einige Jahre gedauert, bis sich die Ideen, die im oben erwähnten Erlasse niedergelegt sind, zu greifbarer Körperlichkeit kristallisierten. Wir erinnern uns noch gut, wie die Schule zunächst nicht wußte, wie zwischen dem Reiche der Idee und der Republik des Schulzimmers eine Brücke herzustellen sei[1]). Von Schwarzsehern[2]) hörten wir wohl auch die Äußerung, es sei mit jenem Erlaß die klassische Philologie um eine Stufe dem Orkus näher gebracht; verdächtig erschien die Möglichkeit, sich durch die Privatlektüre bei der Maturitätsprüfung „das Kalkül zu verbessern", denn das heiße die Prüfung aus den klassischen Sprachen erleichtern und hiemit einer Beseitigung des Unterrichtes in denselben vorarbeiten. Bald zeigte sich aber, daß in dieser Rücksichtnahme auf die Matura[3]) nicht der Kernpunkt des neuen Erlasses zu suchen sei und daß damit auch nicht ein Zielpunkt für den Betrieb der klassischen Privatlektüre fixiert sein soll — sie findet hiebei eventuell nur ihren natürlichen Abschluß — sondern es trat immer deutlicher zutage, daß gerade die Privatlektüre, im Geiste jenes Erlasses betrieben, berufen sei, die klassischen Studien zu erweitern und zu beleben und so den Humanismus des Gymnasiums zu stützen, der nur dadurch zu retten ist, daß wir den Zutritt zu dessen unbekannten oder neuen Schätzen zu eröffnen suchen[4]).

Der Kreis dessen, was man im Gymnasialunterricht als Inhalt des humanistischen Studiums zu verstehen sich gewöhnte, war für lebhafte Geister zu enge geworden. — Wenn v. Wilamowitz-Möllendorff „Reden

---

[1]) Die hohe Bedeutung des Erlasses wurde von J. Huemer in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1891, S. 1029 ff. ins rechte Licht gerückt; von der Privatlektüre handelt er S. 1034 ff., während sich F. Süss im Supplementband zum genannten Jahrgang nur mit letzterer beschäftigt.

[2]) Schon Huemer warnte a. a. O. S. 1035 davor, es möge „bei der hohen Bedeutung dieser Neuerung, welche die Privatbeschäftigung der Schüler für die Vertiefung ins klassische Altertum nutzbar machen will..., nicht die Lehrerschaft selbst die klaren Bestimmungen der Verordnung mißzudeuten versuchen".

[3]) Es liegt übrigens in der Natur der Sache begründet, daß man die Privatlektüre zunächst als Vorbedingung für jene „Erleichterung" bei der Matura in den Kreis der Betrachtungen zog. Dies tat z. B. eingehend schon Süss a. a. O., aber, geleitet von der richtigen Erkenntnis, daß es unmöglich sei, allein auf der obersten Stufe eine Privatlektüre im verlangten Umfange zu umspannen, wollte er dieselbe schon früher (von der V. Klasse an) vom Lehrer angeregt wissen (S. 39) und gab ihr so mittelbar einen größeren Rahmen. — Wie gründlich man alle Konsequenzen erwog, zeigt der Umstand, daß Süss den kuriosen Fall alles Ernstes erwähnte, es würden die Schüler den Stoff der Privatlektüre so untereinander verteilen, daß der Lehrer bei der Wahl der zur Prüfung vorzulegenden Stellen in Verlegenheit käme.

[4]) Nachdem sich die Ansichten über die Auffassung der Privatlektüre geklärt hatten und solches Erfahrungsmaterial vorlag, wurde durch den Ministerialerlaß vom 11. Dezember 1895, Z. 11918 der eifrige Betrieb dieser Lektüre der Lehrerschaft neuerdings ans Herz gelegt.

und Vorträge“ S. 100 sagt, speziell beim Griechischunterricht komme es an den Tag, daß „es nur unreife Früchte sein können, die er hervorbringt“, oder „vielmehr Früchte, die faulen, ehe man sie bricht“, so ist diese Behauptung, solange sie sich nur gegen das Griechisch richtet, zu einseitig, insofern man die Wendung von den faulen Früchten mit demselben Recht oder Unrecht von der Mathematik, den Naturwissenschaften, der Geschichte usw. gebrauchen könnte; richtig ist hingegen sein weiteres Urteil, das nunmehr vom Subjekte ausgeht: „Sehr viele Männer sind sich bewußt, die Schule hätte ihnen für die große Mühe, die die (klassischen) Sprachen ihnen verursachten, keinen entsprechenden Lohn gebracht“. — Die regelmäßige Wiederkehr derselben Autoren, derselben Werke mit denselben Regeln festigte in den 8 Jahre zählenden Generationen die Ansicht, das klassische Altertum, bezw. die klassische Literatur setze sich aus den wenigen Werken zusammen, die in den Schultexten niedergelegt sind; was sonst an Literaturwerken Erwähnung fand, erregte wenig Interesse, weil ihm durch die Werke selbst keine Stütze geboten wurde; wenn ferner der Schüler durch alle Jahre nur daran teilzunehmen hatte, wie der fremde Autor abschnittweise bis ins kleinste erklärt wurde, so bildete sich in ihm — wir haben die Erfahrung gemacht — die Überzeugung aus, es müsse, da schon die Schulautoren so vieler Erklärung bedürfen, alles, was in der Schule nicht gelesen werde, unüberwindlich schwer sein. Wir geben Aly[1]) prinzipiell vollkommen Recht, wenn er den scheinbar paradoxen Satz ausspricht: „Es ist tatsächlich wahr, daß es leichter ist, die Schüler zum Verständnis des Sophokles zu führen als zu dem Schillers. Die Muttersprache hat etwas Verführerisches; man hört die wohlvertrauten Laute, glaubt zu verstehen, versteht aber nichts, weil man nicht gezwungen ist, sich einzuarbeiten.“ Aber gerade das ist das Verlockende: man glaubt zu verstehen — versteht also, subjektiv genommen — und fühlt sich dadurch befriedigt! Außerdem kommt man zu diesem selbstbefriedigenden Glauben verhältnismäßig leicht, da man die Muttersprache denn doch besser beherrscht als die — sophokleische! Nichtsdestoweniger — und das ist für uns die Hauptsache — versteht der Schüler nach mehrjährigem Betrieb des Latein und Griechisch beide Fremdsprachen doch viel, viel mehr, als er sich selbst zutraut; dies Bewußtsein soll in ihm erweckt werden; die Erziehung zur Bescheidenheit ist gewiß wertvoll, aber ihretwegen dürfen latente Kräfte, die jedes gesammelte Wissen enthält, nicht brach liegen. — Der in des Tages und der Stunden Mühen abgehärtete Lehrer mag es nicht zu hart empfinden, wenn er *volventibus annis* einigemal zum ersten Gesang der Aeneis oder zur Schlacht bei Kunaxa zurückkehrt; die neuen Schüler fordern neue pädagogische Mittel heraus und die altbekannten Worte heimeln ihn an. Für die Schüler ist zwar jedes Jahrespensum neu und zunächst von Interesse, aber es kommt aus den Gymnasien Generation auf Generation hinaus ins Leben und diese Generationen

---

[1]) „Humanismus und Historismus“, Marburg, Elwert 1902, S. 14.

finden, daß man in der Physik, Geschichte usw. im Laufe der Jahre neue Stoffe heranzog, von denen die Vorgänger nichts wissen, während bei den klassischen Sprachen alles beim Alten blieb; so scheint ihnen der Unterricht in denselben rückständig, die klassische Literatur gegenüber der ungeheuren Produktivität auf dem Gebiete der modernen Literaturen äußerst dürftig.

Die Privatlektüre vermag hier auf die ungezwungenste Weise Wandel zu schaffen; sie trägt in sich die Kraft, das Studium der klassischen Sprachen intensiv zu erfrischen und extensiv das Interesse für dieselben weit über die bisherige enge Gemarkung zu führen. Sie hat diese Kraft schon bewährt; außerdem zeigte es sich bald, daß sich mit dem stofflichen Interesse in glücklicher Weise auch die richtigen pädagogischen Mittel verbinden lassen und daß die Jugend den Bestrebungen entgegenkommt.

Nachdem sich die Schüler in den untersten Klassen durch das Unterholz der Elementargrammatik einen Weg gebahnt haben, selten Blumen pflückend oder Beeren sammelnd, überzeugt, es müsse so sein, wie es ist, da erwacht schon beim lateinischen Unterricht auf der Mittelstufe eine Vorstellung, daß man die Sprache auch deshalb lerne, um Werke zu „lesen". Auf der Oberstufe tritt die Lektüre in den Vordergrund; gleichzeitig aber vollzieht sich — wir glauben mit Recht — im Lehrplane eine Verschiebung zugunsten der realen und verwandten Fächer. Die Arbeitsansprüche treten für die klassischen Sprachen notwendig etwas zurück; wir müssen ja zweifellos der Physik, Geschichte . . ., zu deren stofflicher Bewältigung in den oberen Klassen mehr Zeit einräumen, da die Philologie doch jetzt schon hauptsächlich Früchte zu sammeln hat, während der Realist vielfältig erst das Feld bestellt und sich beeilen muß, damit ihm der Orion nicht zu früh untergehe. Nun liegt aber in dieser Stellung der Philologie eine Gefahr für dieselbe: die nicht unbedeutenden Ansätze von Großzügigkeit im Unterricht namentlich der naturwissenschaftlichen Fächer schon von der V. Klasse an, ferner die Fülle von Stoff, den die realen Fächer dem Schüler bieten, geben ihm eine Vorstellung davon, was diese Wissensgebiete umfassen; der klassische Lektürestoff hingegen stellt sich demselben zu leicht als ein unbedeutendes, eng umschlossenes Gebiet dar, dessen Anfang und Ende gar nahe bei einander lägen. Doch die Gefahr solcher Schlüsse läßt sich vermeiden, u. zw. durch kluge Ausnützung eines beim klassischen Unterricht gerade unter dem Einfluß der realen Fächer im Schüler sich zunächst erhebenden Dranges nach „Mehr!", nicht nach mehr — Arbeit an und für sich, aber nach mehr Stoff und Stoffarbeit, für die der Schüler bald Zeit findet. Aber nicht nach den sogenannten „Realien" im klassischen Altertum hat der Schüler unmittelbar ein Bedürfnis; die Texte reizen ihn, oft ist er neugierig zu wissen, was in den nichtgelesenen Abschnitten steht, aber daß er mehr als notwendig in die Arbeit nähme, davor hält ihn der angeborene Realismus ab: „Was habe ich davon?" und es fehlt die von außen kommende Kraft, um seine 'Trägheit' zu überwinden. Doch der

Drang ist da; befriedigt man ihn nicht bald, so erlahmt er[1]) der Schüler tut, was er tun muß, und lenkt seinen überschüssigen Tatendrang nur auf andere Gebiete.

Um dies zu verhüten, müssen wir der Jugend vorerst sagen und zeigen, daß die klassische Literatur eine auch an Umfang vielseitige Literatur ist, eine Weltliteratur; das ist zugleich die erste, vorbereitende Stufe für die Privatlektüre. Nach unserer Ansicht empfiehlt es sich, den Schülern die beiden Literaturen etappenweise in Mustern vorzuführen, Literatur und nicht Geschichte. Ein Hilfsmittel bieten unter Umständen die Einleitungen zu den Schulausgaben; aber es wäre ein Mißbrauch, dieselben vor Beginn der Lektüre *in extenso* durchzunehmen und lernen zu lassen. Eine beschränkte Auswahl der notwendigsten Daten mag man den Schülern vor Beginn der Lektüre angeben; während der Lektüre werden die Daten nach Bedarf ergänzt und nach Abschluß derselben wird man die „Einleitung", falls man es für gut findet, in ihrer Gesamtheit, vornehmen; es wird sich zumeist nur um eine Zusammenfassung handeln. — Die Hauptsache liegt im folgenden: benützen wir zur Einführung tunlichst das betreffende Schriftwerk selbst, um es so dem Schüler nahe zu bringen und in ihm jene Angst und Unentschlossenheit zu überwinden, die ihn hindert, über das zur Präparation gegebene Stück hinauszugreifen.

Schon *Nepos* läßt sich in dieser Weise nutzbar machen. Statt also in der ersten Stunde mit der „Einleitung" anzufangen und dann an die Lektüre des Miltiades zu schreiten[2]), wird die erste Textseite aufgeschlagen. „Was steht da?" „Miltiades." „Blättern wir weiter! Welche Überschrift steht hier?" „Themistokles, Epaminondas...." „Das Buch schreibt also über berühmte Männer. Welche sind Euch schon bekannt?... Nun werden wir sehen, daß es gar nicht schwer ist, zu übersetzen." Man wähle einige Beispiele aus verschiedenen Stellen, vielleicht solche, die schon in den Übungsbüchern vorgekommen sind; so erweckt man in den Schülern Freude, hebt ihr Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit und gibt ihnen schon (mit den nötigen Ergänzungen) eine Übersicht über das erhaltene Werk. Auch mögen die Schüler daran erinnert werden, daß wir solche Biographien von berühmten Männern auch heutzutage in Menge besitzen; einzelne Schüler werden aus ihrer Lektüre Beispiele anführen können. — Jetzt erst kann man aus der „Einleitung" einiges herausheben und hierauf zur Lektüre eines Abschnittes übergehen; gleichzeitig bezeichne man den Schülern diejenigen Stücke, die im Laufe des Semesters (Jahres) in der Schule gelesen werden und verbinde damit die

---

[1]) Nur unter dieser Beschränkung könnte man Hrubý zustimmen, der in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1891, Suppl. S. 48 sagt: „Unsere Studenten sind in der Regel bezüglich der Schönheiten der Klassiker nicht sehr neugierig".

[2]) Beiläufig: die Miltiades-Biographie ist eine der schwersten; daher dürfte es angezeigt sein, mit einer anderen, auch kürzeren (etwa Aristides) anzufangen.

Bemerkung, daß Schüler, die etwas mehr leisten wollen, an ausdrücklich zu nennenden Abschnitten einen passenden Stoff fänden. Hiemit stehen wir schon bei der Privatlektüre!

In ähnlicher Weise geht die Einleitung in alle Klassiker vor sich: sie gestaltet sich besonders anregend dort, wo der Schriftsteller mit seiner Person mehr hervortritt oder sogar eine Art von Selbstbiographie bietet (Ovid, Horaz), mit der wir die Lektüre am besten beginnen. — Der Einblick in den Plan der Werke und in deren inhaltliche Abgrenzung wird ebenfalls durch eigene Anschauung am besten gewonnen; daher soll z. B. bei *Herodot* auf jeden Fall der einleitende Satz des 1. Buches gelesen werden, einige Daten über dessen Reisen und über die Art der Quellenbenützung schöpft man ebenfalls aus dem Werke selbst, beschränke sich indessen auf wenige Musterbeispiele. Notwendig ist es, bei Werken, die einen einheitlichen Plan verfolgen wie gerade Herodots *ἱστορίαι*, im voraus zu konstatieren, wie weit der Stoff reicht, damit der Schüler wisse, was im Werke zu finden sei und gelegentlichen Winken des Lehrers über die Bedeutung bestimmter Partien Verständnis entgegenbringe; dadurch verhindert man z. B. bei der Ilias die so schwer ausrottbare vorgefaßte Meinung, als ob in diesem Werke der Untergang Trojas erzählt wäre. — *Homer* erfordert überhaupt eine eigenartige Behandlung. Die erste Einleitung wird sich auf die Wiedergabe einzelner Anekdoten über Homers Leben und Tod beschränken; vor dem Abschied von Homer kann man unter Hinweis auf die Volksepik bei anderen Völkern ein Wort über die Unitarier und die Liedertheorie sagen, wozu vielleicht während der Lektüre kleine Bausteine — viel wird es nicht sein — gesammelt worden waren; auf jeden Fall muß der Ausgrabungen mit Erwähnung der Namen Schliemann und Dörpfeld an passender Stelle gedacht werden. Bei Homer kann man wegen des Dialektes auch nicht im voraus einen Überblick über den Inhalt aus dem Werke selbst geben und braucht es nicht, weil er den Schülern aus dem Geschichtsunterricht und sonst zur Genüge bekannt ist[1]).

Bei jedem Autor werden die bedeutenderen von dessen Werken genannt, die in die Schullektüre nicht aufgenommen sind, und zugleich Proben daraus gebracht; Hinweise auf die Eignung zur Privatlektüre dürfen auch hier nicht fehlen. — In den obersten Klassen muß man über das enge Gebiet der Schulautoren in der Literaturgeschichte hinaus-

---

[1]) Aus unserer Darstellung ergibt sich mittelbar, daß wir bloße Epitomen aus Autoren, namentlich aber Chrestomathien aus einem Gesamtgebiet der griechischen oder römischen Literaturgeschichte für den Schulbetrieb ablehnen; wenigstens die Hauptwerke der maßgebenden Schriftsteller müssen vollständig geboten werden. Erzeugnisse, die nicht oder nur in beschränktem Sinne unter einen Gesamtplan fallen, z. B. lyrische Gedichte (Horaz) oder lose verknüpfte Mythen bei Ovid können außerhalb des Zusammenhanges gestellt werden; Herodots Eigenart erkennt man nur, wenn eine hinreichend große Anzahl von Paragraphen unverändert vorgeführt wird; sehr schwer wird man sich mit dem Herausreißen von Abschnitten aus den Dialogen Platons und den Dramen befreunden. — Kürzungen im einzelnen werden jetzt tunlichst vermieden.

greifen; da durch die bisherigen Autoren Ruhepunkte gewonnen sind, so kann man auf Verständnis rechnen, wenn man den gerade gelesenen oder zu lesenden Autor an den ihm in seiner Literaturgattung gebührenden Platz einfügt: an Vergil knüpft sich eine Übersicht über die Epiker, Bukoliker..., an Horaz die Nennung der Hauptvertreter der (römischen und griechischen) Lyrik usw. an, immer mit Vorführung von Proben aus den Originalen. Bei günstiger Gelegenheit werden auch berühmte und für die Folgezeit bedeutungsvolle Autoren namhaft gemacht, die sich unter die in der Schule durch Autoren vertretenen Literaturgattungen und Perioden nicht ohneweiters einreihen lassen; auch hiebei werden die Schüler auf besonders lesenswerte Werke aufmerksam gemacht. So entsteht vor ihren Augen allmählich der Begriff griechische und römische Literatur, nicht ohne Inhalt, zumal wenn man nicht versäumt, auf Parallelen aus den modernen Literaturen gelegentlich hinzuweisen.

Solchen Darbietungen bleibe durchaus der Charakter der Zwanglosigkeit gewahrt; Hilfsbücher für den Schüler sind nicht notwendig; sie böten zuviel oder zuwenig.

Wenn der Unterricht diesen Verlauf nimmt, dann sieht der strebsame Schüler, es gebe auch in der klassischen Literatur eine Fülle interessanten Stoffes; es wird ihn reizen, etwas davon kennen zu lernen, zumal es ihn mit Stolz erfüllt, er werde etwas lernen, was viele, die seinen Studiengang gewandelt sind, nicht kennen. Sehr wertvoll für uns Philologen ist es, daß ein solcher Schüler einzusehen beginnt, wozu die Klassiker in der Schule so gründlich gelesen werden: es fängt ihm an einzuleuchten, daß als Vorbedingung zur selbständigen Lektüre ein solches Vorstudium notwendig erscheint. Der philologische Unterricht bekommt für ihn Interesse, da er in ihm nicht mehr den Selbstzweck sieht, sondern eine wirkende Kraft. — Hier sind wir an jenem Punkte angelangt, wo wir den oben zitierten Ministerialerlaß vom J. 1891 können sprechen lassen: „Die der Lektüre zufallenden Stunden werden, wenn auch noch so weise ausgenützt, nur Teile umfangreicher Literaturwerke oder von fruchtbaren Autoren nur einzelne Schriften durchnehmen lassen... Was aber die Schule bietet, soll durch die Art, wie sie es tut, den Sinn für die große Literatur der Griechen und Römer wecken und den Eifer reizen, die erworbene Kraft zu versuchen und nach dem Maße der verfügbaren Zeit einen weiteren Kreis des Lesestoffes zu umspannen." — Das tut die Privatlektüre!

III.

Die Privatlektüre ist nicht bloß eine Ergänzung des philologischen Unterrichtes, sondern eine Nutzanwendung desselben und ist berufen, rückwirkend den Unterricht selbst zu befruchten. Selbstzweck kann die Privatlektüre niemals sein; sie ist abhängig von der Schullektüre, kann aber als Maßstab für den Erfolg derselben und für die Fruchtbarkeit der Anregungen, die davon ausgehen, dienen. Erreicht die Schullektüre ihr Ziel nicht, so fehlt der Privatlektüre die sichere

Grundlage. Dies muß deshalb betont werden, weil man, sich berauschend am ungeahnt weiten Ausblick, den die Privatlektüre gewährt, leicht zur Unterschätzung der Kleinarbeit des philologischen Schulbetriebes und der Schulautoren geneigt wäre. Es ist interessant, zur Abwechslung auch einmal einen Lukian, Plutarch, einen Terenz oder Seneca mit einem Schüler zu lesen. Gewiß! Auch ein Athenaios wäre interessant, vielleicht sogar Iamblichos usw.; aber wenn man nach einer solchen Rundreise, sagen wir von Boethius (ist auch interessant!) zu Cicero zurückkehrt, so wird man doch, dem Urteil des Quintilian und dem der Jahrtausende zustimmend, Cicero für den immer lesenswerten erklären, Boethius nur, wenn man sich nach einer singulären Kost sehnt, mögen den gewiß nicht unbedeutenden Mann auch zwei *vitae* für *nec Tullio in prosa* (sogar *nec Virgilio* [bezw. *Homerio*] *in metro*) *inferior* erklären!

Die Philologie hat in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Expansivkraft erlangt; die Forscher leuchten hinauf in die graue Vorzeit und holen sich Licht aus den späteren Jahrhunderten. — Die Freude an neuen Entdeckungen — neue Gesichtspunkte wirken mit dem Zauber des Lotos — läßt zu leicht die eigentliche Heimat und deren Schönheit vergessen; die entlegeneren, oft gewiß zuviel vernachlässigten Autoren werden studiert und interessant befunden; die Werke werden weniger nach ihrem inneren Wert eingeschätzt als nach der Stelle, die sie im historischen Entwicklungsgange einnehmen, und davor schwindet der Nimbus der „Klassiker" und verflüchtigt sich der Begriff des „Klassischen" Wir würden es nicht bedauern, wenn die Klassiker im übrigen eine gerechte Beurteilung erführen. Nun aber wurden die Autoren nach historischen Gesichtspunkten durchforscht, die historische Kritik fand in ihnen gelegentlich manches zu tadeln und — ästhetisch klang das Urteil oder wurde so verstanden. Mommsen[1]) nannte Cicero eine „politische Wetterfahne": solche kräftige Ausdrücke reizten zur Nachahmung; immerhin dauerte es ziemlich lange, bis den Reden des Demosthenes das Epitheton „papierene Deklamationen" angehängt wurde. Ein solcher Ruf tönt voll und erweckt leicht einen starken Widerhall in der Welt, die von „großen" Männern so gern Menschliches, Allzumenschliches hört.

Gerade wir Mittelschullehrer, die wir die Kleinarbeit zu leisten haben, lassen uns durch neue Gedanken leicht unbewußt blenden. So hat sich auch H. Schickinger in seinem Aufsatz[2]) zu einem schiefen Urteil über einzelne Autoren verleiten lassen. Aufgefallen ist mir die Charakterisierung gerade des *Demosthenes* (S. 933); nach dem Tenor des dort Gesagten würden wir fast erwarten, daß er den Redner aus der Klassen- und Privatlektüre verwiese. — Um zunächst Erfahrung gegen Erfahrung zu setzen: ich habe allerdings nur zweimal das Glück gehabt, mit der VII. Klasse Demosthenes zu lesen, kann aber versichern, daß mich die

---

[1]) R. G. III 219.

[2]) „Die Privatlektüre in den klassischen Sprachen", in unserer Zeitschrift 1903, S. 932—942.

Anteilnahme der Schüler bei keinem Autor so befriedigt hat wie bei der Darlegung der sonnenhellen Klarheit und der Wärme seiner Rede. Wenn man aus Demosthenes „keine deutliche Vorstellung von der Bedeutung und den Endzielen eines Philipp" bekommt, so wird sich, die Richtigkeit dieser Behauptung vorausgesetzt, darüber derjenige leicht trösten, der da bedenkt, daß man einen Demosthenes auch nicht zu diesem Zwecke liest; wie hätte übrigens Demosthenes den angeregten Wünschen in größerem Maße entsprechen können oder dürfen?[1]) — Als Redner wird auch *Cicero*, der „noch immer" seine hervorragende Stellung im Gymnasiallehrplan behauptet, von Schickinger (S. 932, 933, 936/7) sehr ungünstig beurteilt. Seitdem Zielinski in seiner bekannten Schrift auch *περὶ τῆς Δρουμάννου κακοηθείας* und über Verwandtes geschrieben hat, kann man die Ehre Ciceros für gerettet erachten; uns interessiert, was Zielinski über Ciceros Reden sagt, z. B. S. 99 (ähnlich sonst): „Ciceros Gerichtsreden[2]) sind literarische Kunstwerke, rhetorisch der Form, juridisch dem Inhalte, philosophisch dem Geiste nach; damit ist gesagt, um welchen Preis ihr Verständnis zu haben ist — wer weniger bietet, kriegt's nicht..."[3]) Von einem Cicerokult sind wir seit dem Jahre 1845 wohl befreit; aber ist er uns nicht näher gebracht, seitdem wir ihn als Menschen beurteilen können? Mag man übrigens über diese Dinge urteilen wie immer, für die Schule ist Cicero, dem auch Mommsen ohneweiters einräumt (R. G. III 581), er sei „der Schöpfer der klassischen lateinischen Prosa" und dessen Redekunst auch Drumann (IV 461 ff.) alle Anerkennung zollt, wertvoll und er hat in der Schule eine Stellung inne — ich möchte sie nicht einmal gerade „hervorragend" nennen — wie sie dem gewandtesten römischen Schriftsteller, um ihn so zu nennen,

---

[1]) Was die allgemeine Beurteilung des Demosthenes anbelangt, so hat dessen Gegnern Aly S. 11 f. etwas ebenso Treffendes wie Scharfes *ad notam* gesagt.

[2]) Ich betone dieses Wort.

[3]) Ich zitiere die Worte deshalb, weil nicht bloß das für uns maßgebend sein darf, was Schickingers Gewährsmann, ein halber Ciceroſeind, (Dettweiler, bei Baumeister III 194 ff.) sagt; es gibt indessen außer Zielinski in neuerer und neuester Zeit doch auch Cicerofreunde, z. B. Ahly, Schneidewin, O. E. Schmidt, Weißenfels. Auch das kürzlich erschienene, nicht eben cicerofreundlich geschriebene Buch von F. Cauer, „Ciceros politisches Denken" (1903), setzt sich ehrlich zur Aufgabe, die an Cicero am meisten getadelte (politische) Tätigkeit ins richtige Licht zu stellen; da ist S. 10 auch der Standpunkt angedeutet, von dem aus der gereifte Leser die Reden Ciceros zu beurteilen hat; besonders charakteristisch ist auf S. 139 der Gesichtswinkel, unter dem Cauer Drumanns und Mommsens Angriffe auf Cicero betrachtet; die beiden Gelehrten „konnten noch nicht zu einem völlig unbefangenen und allseitig gerechten Urteil gelangen; dazu war in ihnen die Leidenschaft des Angriffes zu mächtig. Wo er nicht mit Wohlwollen und Liebe verschwistert ist, kann eben nach Goethes schönem Wort auch der größte Scharfsinn die Welt und das Leben nicht durchdringen." — Vgl. auch Cauer a. a. O. S. 8: „Ein Held war Cicero nicht, dafür hat er sich auch nicht ausgegeben... Aber kann er nicht als Mensch Teilnahme, als Denker Interesse erregen?" — Über Cauers Buch im allgemeinen vgl. die Anzeige von A. Kornitzer, in unserer Zeitschr. 1904, S. 746—754.

wohl gebührt. Hat es nicht jeder Lehrer erlebt, wie sich die Schüler an den wohltönenden Sätzen seiner Reden mit den leichtfließenden Gedanken förmlich erholen? Allerdings muß Cicero rasch gelesen werden, jegliches Zerpflücken ist von Übel, der Redner komme als solcher zur Geltung, denn auch heutzutage ist die Redekunst vonnöten!"[1]) — Weiters sagt Schickinger (S. 982) bei der Zusammenfassung dessen, was die Schulklassiker, soweit sie gelesen werden, dem Schüler bieten, „*Livius* (liefert) im ersten Buch eine fatale Mischung von Sage und verfälschter Geschichte". Soll hiemit die Lektüre dieses Buches als unpassend bezeichnet werden? Das Urteil ist beeinflußt von den glänzenden Resultaten der modernen Geschichtsquellenforschung; es fragt sich aber, ob unsere Jungen (V. Schuljahr!) für diese Resultate aufnahmsfähig sind. Gerade jene Mischung von Sage und Geschichte sagt dem angehenden Jüngling zu, an den heldenhaften Gestalten der Königs- und der folgenden Zeit, mögen sie auch eine Rückkonstruktion sein, findet sein Geist und Herz die richtige Nahrung; spurlos gingen die Ergebnisse der historischen Kritik, die dem Lehrer so imponieren, an ihm vorüber. Für diese Kritik ist noch Zeit; es muß der Schüler früher den Stoff kennen, bevor er ihn kritisieren kann. Nach abgeschlossener Lektüre wird es immerhin einiges Interesse erregen, daß z. B. um den gewaltigen etruskischen Einfluß auf Rom zu verdecken, die Person des Servius Tullius eingeschoben wurde u. dgl. Aber zuerst lese man und genieße, soweit es die Schwierigkeit des Autors zuläßt. Es wird ja auch der Geschichtslehrer die Anfänge der römischen Geschichte nicht schlankweg nach Niese oder die griechische nach Beloch vortragen wollen; es ist ein weiter Weg von der scharfen Luft der wissenschaftlichen Höhe solcher Werke bis zu den Niederungen des fruchtbaren, aber noch unbekannten Gartens, den die angehenden Jünglinge zu pflegen haben. — Bezüglich der anderen Autoren herrscht im ganzen Übereinstimmung; Einzelheiten werden in anderem Zusammenhange kurz angemerkt werden.

Daran halten wir also fest: der gründliche sprachliche Betrieb der Schullektüre unserer Klassiker muß bleiben[2]) und ebenso müssen bleiben die Klassiker; wir stimmen im allgemeinen Aly[3]) bei, der a. a. O. S. 18 sagt: „Der Jugend besagt die Weisheit Heraklits rein nichts. Nicht Wechsel, sondern Dauer, nicht Fluß, sondern Zustand, nicht Ausnahme, sondern Regel, das sind Kategorien, deren die Pädagogik nicht entraten kann. Die Jugend will etwas Festes, Sicheres, Autorität und Regel, Vorbild und Muster... Ehe die Freiheit gegeben wird, muß ein zuverlässiger Maßstab vermittelt werden, damit der unberatene Jüngling nicht endlos irrlichteliere." — Denn es gibt doch noch absolute Werte; sie liegen als Ahnung im menschlichen Herzen;

---

[1]) Vgl. Weißenfels in der „Pädagog. Zeit" vom 20. Jänner 1904.

[2]) Vgl. Huemer, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1891, S. 1030; Perathoner, ebenda 1896, S. 1036.

[3]) Vgl. auch Weißenfels, Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1902, S. 362 ff.

erst wenn sie zum Bewußtsein erhoben werden, dann wird die reine Wissenschaft, die so oft eine Umwertung der Werte veranlaßt, nicht bloß in dieser negativen Tätigkeit erfaßt werden.

IV.

Die Privatlektüre vermag neben der Stütze, die sie dem Humanismus gewährt, doch auch dem Historismus dort Eingang zu verschaffen, wo dafür ein Verständnis vorausgesetzt werden kann. Das wird sich nun als Nebenresultat ergeben, wenn wir im folgenden eine Art von Werdegang der Privatlektüre zu entwickeln versuchen[1]); Methodik möchte ich es nicht nennen. Durch den Umstand, daß es mir vergönnt war, eine Klasse von der untersten bis zur obersten Stufe ununterbrochen als Lehrer der beiden klassischen Sprachen zu führen und daß ich daneben in gleicher Eigenschaft für kürzere Zeit in den verschiedensten Klassen beschäftigt war, wurde es mir ermöglicht, die Privatlektüre allmählich in ein gewisses System zu bringen und es auf die Haltbarkeit an verschiedenen Punkten zu erproben.

Ansätze zur Privatlektüre sind schon in der ersten Klasse möglich; einzelne zusammenhängende Stücke, nette Anekdoten kann man den Schülern im zweiten Semester jedenfalls zur freiwilligen Durchnahme bis zu einem kurz bemessenen Termin (1—2 Tage) vorschlagen. Die Knaben gehen stets mit großem Eifer an die Arbeit und man kann schon da interessante Beobachtungen machen: es überrascht, wie sich mancher Schüler, mit dem man sonst seine schwere Not hat, gerade bei solchen Arbeiten hervortut, während andere, sonst fleißige, hierin oft zurücktreten. — In der zweiten Klasse werden solche Übungen in erhöhtem Maße fortgesetzt. In der dritten Klasse tritt man an den ersten Autor heran; wir sind im Gegensatz zu anderen Vorschlägen der Ansicht, daß sich für die Einführung der trockene Nepos mit seinen kurzen, abgeschlossenen, stofflich teilweise bekannten Biographien, die immerhin einen Autor repräsentieren, recht gut eignet; denn zu einem richtigen Genießen kann es auf dieser Stufe wegen des beschränkten Gesichtskreises der Schüler noch nicht kommen, weswegen bei der Wahl des Autors so gut wie ausschließlich die Rücksichtnahme auf die Eignung zur Vorbereitung auf die zusammenhängende Lektüre zu entscheiden hat. — Und schließlich ist Nepos für die erste echte Privatlektüre wie geschaffen.

Hier setzt der Lehrer mit voller Tätigkeit ein, um sie fernerhin durch alle Klassen fortzuführen. Man muß die Jugend kennen; sie läßt sich im allgemeinen für jede Arbeit gewinnen, ist indessen so weit realistisch, daß sie — mit Recht — auch „etwas" davon haben möchte[2]);

---

[1]) Zu der im Kontexte zitierten Literatur ist auch heranzuziehen: Setunský, „Über die extemporierte Lektüre", Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1900, S. 353 ff. und Nathansky, „Zur deutschen Privatlektüre auf der Oberstufe", Österr. Mittelsch. 1901.

[2]) Vgl. Perathoner a. a. O. S. 1044.

nun haben wir bei der Privatlektüre glücklicherweise das lockendste Geschenk, die seinerzeitige „Erleichterung" der Matura. — Nach der oben skizzierten Einleitung in den Nepos führe man den Schülern den Erlaß vom Jahre 1891, soweit sie ihn verstehen können, vor und rate ihnen für die Privatlektüre folgenden Modus an: sie sollen jedes Jahr etwas leisten; denn, täten sie das bis zur VIII. Klasse, so werde bis zur Matura die Privatlektüre im Umfang eines Jahrespensums fast unvermerkt vollendet sein; um der guten Sache willen mag man in scherzhafter Weise die Farben auch etwas stärker auftragen. Um die Jugend nicht vor zu großer Arbeitslast abzuschrecken, muß den Schülern ausdrücklich gesagt werden, daß die kleinste Leistung Anwert findet. Von der IV. Klasse an, wo man umfangreichere Bücher der Autoren zu lesen beginnt, erinnere man die Schüler daran, daß sie im laufenden Jahre etwa ein Buch anfangen, im nächsten Jahre dasselbe fortsetzen oder abschließen können, wenn auch der Autor nicht mehr den Gegenstand der Schullektüre bilden sollte. — Im Obergymnasium wird man gelegentlich der oben erwähnten Durchnahme des literargeschichtlichen Stoffes auf passende Werke als Übersetzungsstoff hinweisen und es überdies den Schülern anheimstellen, beliebige Werke, auf die sie irgendwie verfallen, als Privatlektüre anzumelden[1]), und *last not least:* man stelle den Schülern, falls es noch nicht geschehen ist, in Aussicht, daß ihre Namen samt der durchgenommenen Privatlektüre in einem besonderen Abschnitt im Programm gedruckt werden. Warum soll man den Schülern die Freude nicht gönnen, ihr Verdienst nicht belohnen? Schon die echt menschliche Freude, die man ihnen bereitet, ist mehr wert als die zwei Seiten Raumersparnis im Jahresbericht! Real wichtiger ist der Ansporn, der in der öffentlichen Anerkennung liegt, die man der Leistung der Schüler zollt[2]); hier wird jene Eris tätig, die der erste greifbar praktische Mensch in der klassischen Literatur, Hesiod, in der Einleitung seiner „Erga" so rühmt; daß überdies solche Verzeichnisse die Übersicht über die durchgenommene Privatlektüre erleichtern, wurde auch bei der Debatte über Schickingers Vortrag (von M. Strach) erwähnt; besonders willkommen sind solche Verzeichnisse bei einem Lehrerwechsel.

Nachdem so den Schülern die nötigen Anregungen gegeben sind, heißt es den Betrieb organisieren. Meldungen werden im Laufe des Schuljahres bis in die Osterzeit vorgenommen; man sei privaten Anfragen der Schüler stets zugänglich, verkünde aber deren Resultat aus naheliegenden Gründen offen in der Klasse; schwächeren Schülern rate man, wenn sie sich melden, am besten selbst einen Stoff von geringem Umfang an, der vielleicht sachlich weniger interessant sein mag, aber belehrend wirkt. Nachdem die Meldungen abgeschlossen sind, wird verkündet, daß

---

[1]) So meldete mir ein Schüler einmal freiwillig den „Traum des Scipio" an, ein anderer die Batrachomyomachie, ein dritter Suetons Cäsar, ein vierter Ovids Amores an.

[2]) So auch Perathoner a. a. O. S. 1034, 1042. Vgl. Nathansky Ö. M. 1901, S. 21.

die Schüler etwa drei Wochen vor Schulschluß das durchgearbeitet haben müssen, was als Privatlektüre für das laufende Jahr ausgewiesen werden soll; nach wie vor erinnert der Lehrer die Schüler an die Privatlektüre jedesmal, wenn er einmal voraussetzen darf, sie hätten mehr Zeit zur Verfügung. Bei der abschließenden Revision wird das Ergebnis notiert; mancher Schüler hat mehr geleistet als er sich vorgenommen, mancher weniger; zu tadeln ist niemand, auch nicht derjenige, der nichts gelesen hat.

Damit die Privatlektüre das Interesse nicht zu sehr zersplittere, ist darauf zu sehen, daß durch passende Verteilung in größere und geringere Abschnitte und Übernahme derselben vonseiten verschiedener Schüler das ganze der betreffenden Klassenlektüre zugrunde liegende Werk am Jahresschluß durchgenommen erscheine; dann kann man am Jahresschluß durch Heranziehen der Schüler, die sich verschiedene Partien gewählt haben, und unter Erinnerung daran, was man gemeinsam erarbeitet hat, in Stichproben das ganze Werk in seinem Plan und in seiner Idee vorführen. Mag dies auch nicht immer gelingen [1]), jedenfalls ist das Ziel erstrebenswert.

Die Reihenfolge der zu wählenden Autoren bestimmt sich durch den Lehrplan. Nach etwa zweimonatlicher Vorarbeit durch die Schule kann man den Schülern das Herantreten an die Privatlektüre des Autors anraten, wenn man nicht lieber die Verschiebung eintreten läßt, daß der Autor, den man im ersten Semester zu lesen begonnen, im zweiten der Privatlektüre überantwortet, sonst aber dieselbe auf das nächst kommende Jahr verlegt wird; letzteres gilt bei Homer in der V. Klasse als Regel. — Sohin ist obiger Ausspruch, daß durch die Privatlektüre die Schullektüre vervollständigt wird, begründet; in der dritten, vierten und fünften Klasse beschränke man denn auch — ganz vereinzelte Fälle ausgenommen — die Privatlektüre auf den durch die genannten Klassen gebotenen Stoff; mit der sechsten Klasse kann man, da die sprachliche Geübtheit in der V. Klasse bedeutend zugenommen hat, daran gehen, die Schulautoren zu ergänzen, d. h. deren nicht in die Schullektüre aufgenommenen Werke zu lesen, und setze diese Tätigkeit bis vor die Pforten der Matura fort, auch auf vorhergegangene Autoren zurückgreifend, aber in der Regel nie vorgreifend; in dieser Hinsicht bieten Xenophon, Ovid, Cicero, Herodot einen reichlichen Stoff.

---

[1]) Bei Nepos, Cäsar b. G., der Sedlmayerschen Ovidauswahl, bei Scheindlers Auswahl aus Herodot und Christs Odyssee gelingt es ohne übergroße Schwierigkeiten; mit der Aeneis ist es mir beim ersten Versuch nicht ganz geglückt; für Horaz mangelt es in der VIII. Klasse an Zeit, auch kommt dieser Dichter wohl nur durch das lebendige Wort des Lehrers zur Geltung. Manche Werke, die sich als Buch in der Hand des Schülers befinden, werden ohnehin ganz gelesen (Sallusts Iug. oder Cat., Platons Apol. und Kriton, die betreffende Tragödie des Sophokles); von Livius wird man allerdings auch die Auswahl von Zingerle kaum je bewältigen können.

In den beiden obersten Klassen kann man auch über die Schulklassiker und über deren Zeit hinausgreifen; doch darüber Vorschriften zu geben oder einen bindenden Kanon aufzustellen, wäre verkehrt[1]); in dieser Richtung muß alles aus der Schule heraus erwachsen, sonst wäre es unfruchtbar und legte dem Schüler und dem Lehrer einen Zwang an, der der Natur der Privatlektüre zuwiderliefe und sie bald unterbände. Das Maßgebende werden ja schließlich die Neigungen des Lehrers sein, die in diesem Falle die weitgehendsten Konzessionen verdienen[2]); der Lehrer wird die fähigeren Schüler für jene Autoren am ehesten zu gewinnen vermögen, die seine Lieblinge sind, es kommt auch weniger darauf an, welcher Autor und wieviel von dessen Werken einem Schüler in die Hand gegeben wird: es genügt, daß die Schranken der Schulklassiker ausnahmsweise einmal soviel durchbrochen sind, um einen freien Ausblick zu ermöglichen[3]). Einige Arbeit mag dem Lehrer die Freiheit der Wahl, die wir den Schülern einräumen, gelegentlich verursachen, da er alle Autoren nicht gleichmäßig beherrschen kann; aber soll er dem Schüler nicht für eine Förderung dankbar sein, die er durch ihn erfährt?[4])

So bringt denn die Privatlektüre einen frischen Zug in den Betrieb des klassischen Unterrichtes, die Befähigten und Eifrigen wirken wie ein Sauerteig auf die schwerfällige Masse der übrigen[5]). Eine Stauung darf allerdings nicht eintreten und den guten Willen muß der Lehrer im reichlichsten Maße mitbringen; er erlebt dafür jene Freude am Erfolge, die ihm über manche Verdrießlichkeiten, denen gerade der Philologe ausgesetzt ist, hinweghilft. Hier kann er etwas Individuelles leisten, da ihm durch die Vorschriften eine individuelle Behandlung der Schüler nicht nur erlaubt, sondern geboten ist; im sonst trockenen Schulraum sprudelt ein frischer Quell, an dem sich Lehrer und Schüler laben.

V.

1. Jede Schulmeisterei bleibe bei der Privatlektüre fern. Wenn der Lehrer in glücklichen Stunden die Stimmung in sich aufbringt, die Schüler anzuregen, so ist damit die Vorbereitung der Schüler auf die Privatlektüre seinerseits wesentlich abgeschlossen; in vereinzelten Fällen wird er den Schülern die Hilfsmittel namhaft machen oder beschaffen[6]).

---

[1]) So auch Thumser in der Debatte über Schickingers Vortrag; Sch. selbst erachtet im Aufsatz S. 942 das von ihm gebotene Verzeichnis mit Recht nicht für bindend.

[2]) Vgl. Perathoner a. a. O. S. 1030 f.

[3]) So lasen einzelne von meinen Schülern zufolge meiner gelegentlichen Bemerkungen z. B. ausgewählte griechische und römische Lyriker, Lysias, Eurip. Medea, Terenz' Andria, Plutarch.

[4]) Muß ich doch offen gestehen, daß ich von Xenophons Hipparchikos, den sich einer meiner Schüler, ein Pferdeliebhaber, wählte, bis dahin nur den Anfang gelesen hatte.

[5]) Weißenfels, Zeitschr. f. Gw. 1902, S. 354.

[6]) Darüber hat Schickinger alles Nötige gesagt.

Darauf hin überlasse man den Schüler ruhig sich selbst; ihn stets im Auge behalten zu wollen, wäre nicht opportun und läßt sich zum Glück nicht durchführen; es genügen gelegentliche an die Klasse gestellte Anfragen, wie die Arbeit vonstatten gehe. — Von methodischen Winken erteile man ein- für allemal folgenden: die Schüler sollen nicht am Buchstaben kleben; falls sie eine Stelle nicht verstehen, sollen sie zunächst darüber hinweggehen, es werde sich aus dem Folgenden das vorher Unverstandene in den meisten Fällen aufhellen lassen; gelingt es nicht, dann merke sich der Schüler solche Stellen an, gebe deren Verzeichnis dem Lehrer und hole sich bei ihm die Erklärung. — Für den Lehrer erwächst daraus allerdings oft die rein private Pflicht, die von den Schülern gewählten Werke auch, bezw. noch zu lesen; aber er dürfte, wie schon bemerkt, darin eher eine Anregung als eine Belastung erblicken und außerdem ist in solchen Fällen nicht ein so genaues Eindringen in alle Einzelheiten erforderlich wie bei der Schullektüre. — Im Gesagten liegt wohl die Lösung der Zeitfrage für den Lehrer und der Überbürdungsfrage für den Schüler. Der Schüler kann sich objektiv nicht überbürdet fühlen, weil er zur Arbeit nicht gezwungen wird, und nicht subjektiv — falls er arbeitet — da keine Arbeit, die man aus Neigung tut, mit dem Druck der Überbürdung wirkt[1]): für seine Neigungen hat der Schüler immer viel Zeit frei! — Dem Lehrer kann die Tätigkeit, wie wir sie bisher vorausgesetzt haben, auch nicht tief in den verfügbaren Schatz seiner Zeit greifen, und wenn sie es ab und zu tut, so versinkt seine Arbeit nicht spurlos im Schoße der Ewigkeit.

In den letzten[2]) Stunden des Jahres läßt man durch Stichproben — darin besteht das „Prüfen" der Privatlektüre — jedem Schüler zeigen, ob er das Gelesene im großen erfaßt hat, und vermittle dadurch und durch kurze Charakteristiken der ganzen Klasse eine Vorstellung von dessen Inhalt und Bedeutung. — Sonach sind wir auch der Ansicht, daß dieses sogenannte Prüfen der Privatlektüre in den Schulstunden selbst vorzunehmen sei.

2. In allen diesen Fällen wird der Lehrer mit Freuden und mit Erfolg seine Arbeit leisten. Dagegen wäre der philologische Lehrer mit seinen Kräften vor ein *non possum* gedrängt, wenn man einen Teil oder gar den Hauptteil des klassischen Unterrichtes in jene Richtung lenkte, die, um mit Aly (S. 23) zu sprechen, „die Wurzeln der modernen Wissen-

---

[1]) Durch Musik, Theater usw. fühlt sich der Schüler durchaus nicht überbürdet; vgl. Nathansky a. a. O. S. 80.

[2]) Gerade die letzten Stunden möchte ich zu diesem Zwecke verwertet wissen und so dem Schuljahr einen volltönenden Abschluß geben; denn 1. können aus dem Gebiete der ergänzenden Privatlektüre Übersichtsfragen, auf die es hauptsächlich ankommt, nicht gut früher gestellt werden, als bis die Schullektüre so gut wie abgeschlossen ist; 2. sind die letzten Stunden für den regelmäßigen Schulbetrieb die undankbarsten, während für außergewöhnliche Genüsse die Jugend noch immer empfänglich ist. Der Lehrer hat zu dieser Zeit seine Klassifikation wohl im ganzen abgeschlossen und wird verständigerweise die letzten Tage nicht zu einem forcierten Prüfen verwenden (anders Perathoner a. a. O. S. 1038).

schaft im Griechentum (oder Römertum) nachzu
die Bestrebungen, der Schule die wis
retiker des — namentlich späteren — Alte
Arbeiten auf diesem Gebiete haben der Philol
unerwarteten Glanz verliehen; aber was soll
Eingeweihte versteht diesen Zug ins Große, er
heraus, aus den „Klassikern" dieses Verständni
dies getan zu haben, dem Zuge folgen wollte,
Diesen sucht die Mittelschule nach Möglic
aber die Voraussetzungen dazu, daß man Wis
Namen zu nennen — die theoretischen Schrif
Religion, Philosophie, Mathematik, Astronom
systematisch heranzöge.

Was man tun kann, ist etwa folgende
Klassen mache der Lehrer ab und zu einen d
(keine Privatlektüre!); denn man gebe sich z
als würde man an der Hand von Aristotele
politische Gesinnung den Schülern einpflanzen[1]
für den Schüler die Bürgerpflicht in Herod
Livius wieder. Oder: „Clemens, Marcus (A
uns für das Reich Gottes gewinnen? Ganz
Clemens das Evangelium und die Briefe, für M
und Platon zu setzen"; ich zitiere diese Wort
weil ich für die österreichischen Gymnasien,
haben werden, besonders die Lektüre, fakult
von Proben aus dem Evangelium für dring
es fehlt sonst dem klassischen Unterrichte ei
bare Frucht[2]); die Lektüre eines Evang
Sprache wäre die Krone der Privatlek

Nun das Blendendste: die exakten W
wissenschaften im weitesten Sinne und d
nicht das philologische Selbstbewußtsein, wen
Realisten, auf ihrem eigenen Gebiete mit ihre
können, darauf hinweisend: all das haben sch
gewußt! Zweifellos ist diese Erkenntnis von
Einschätzung und Vertiefung der Wissenschaft
schaft nicht als solche schon zu schätzen w
das trifft für unsere Jugend zu — nicht das
Alten auf den genannten Gebieten geleistet
ehesten vermerken, was sie nicht geleistet h

---

[1]) Es ist sehr richtig, was Aly S. 23 d

[2]) Ich habe darauf auch im Jahrbuch d
(Šolska Matica) pro 1902 hingewiesen, wo ich
punkt und die Aufgaben des Griechisch-Unte
Für Anstalten, wo das Altkirchenslavische u
der Stoffgemeinsamkeit die Heranziehung der
Sprache geradezu notwendig.

wir den Alten doch über"[1]) (Aly S. 24). — Wir wollen trotzdem auch diesen Stoff von unseren Schülern nicht gänzlich fernhalten. An ein so weit gehendes Heranziehen desselben, daß man es Lektüre nennen könnte, darf allerdings der Lehrer hier erst recht nicht denken; die Jugend benötigt nicht bloß — von formalen Rücksichten, die ein Sprach-, also Formunterricht nicht außeracht lassen kann, sehe ich absichtlich ab — sondern sie sucht einen Stoff, der in erster Linie auf das Gemüt, auf das Herz wirkt, und sie erwartet mit Recht einen solchen im Sprachunterricht, im Lesen. Kommt man ihr statt dessen mit einer mathematischen, physikalischen Lektüre, so sind für ihr Empfinden die betreffenden Stunden nur kostümierte Mathematik- oder Physikstunden! Es ist verwunderlich, warum diejenigen, die für diese Richtung Propaganda machen wollen, nicht zunächst Übersetzungen solcher Werke, bei denen es auf die Form so gut wie nicht ankommt, beschaffen: dann könnte eventuell der Mathematik- oder Physiklehrer usw. solche Autoren den Schülern gelegentlich kurz erklären und er würde Interesse erregen, da er imstande wäre, das Altertum mit der Neuzeit stofflich zu verbinden. Dem Philologen kann man ein erfolgreiches Arbeiten in diesen Stoffen nicht zumuten, wie sich denn auch v. Wilamowitz für die betreffenden Partien seines „Lesebuches" nach einer Hilfskraft umsah: doch kann der Philologe, da ja an eine regelrechte Lektüre kaum zu denken ist, hie und da ausgewählte Beispiele, die vollkommen hinreichen, in der Schule vorlesen. Wenn irgendwo, so sind hier Anregungen genügend.

Wir denken uns den Verlauf, wie wir ihn zum Teile auch erprobt haben, etwa so: eine gewisse Bekanntschaft mit den genannten Stoffen wird sich der Lehrer wohl erworben haben; er informiere bei geeigneten Anlässen, woran es im bewegten Schulleben nicht mangelt, die Jugend zunächst durch einen Bericht über eine konkrete Leistung der Alten in der Mechanik, Medizin, Mathematik usw. und trage dann einmal das Original vor, ohne mehr als einen geringen Bruchteil der Stunde zu beanspruchen. Es ist selbstverständlich, daß sich der Lehrer nicht in unkluger Weise auf ein Feld begeben wird, auf dem er nicht sicher ist. — Ich habe z. B. auf diese Weise die Kongruenzsätze und einige andere Kleinigkeiten den Schülern im griechischen Original vorgelesen und namentlich auf die Terminologie aufmerksam gemacht; es ließ sich dabei soviel erkennen, daß sich derartige außergewöhnliche Bearbeitungen im vereinzelten Fall als fördernd erweisen, es stellte sich aber auch zu einiger Überraschung heraus, daß ein dauerndes Interesse, wenigstens in meinem Falle, kaum zu erwarten wäre. Es dürfte Weißenfels Recht behalten, welcher meint[2]), daß die Schülerschaft derartigen Fragen eben nur ein „kurioses" Interesse entgegenbringe. — Ein rasches Augenaufschlagen, dann ist's vorbei! Immerhin können in den beiden letzten

[1]) Vgl. Boeckh, Enzyklopädie... [2]1886, S. 628 ff.
[2]) Zeitschr. f. d. Gw. 1903, S. 773.

Schuljahren soviel Samen ausgestreut werden,
dieser Richtung nicht ahnungslos ins Leben

Als Grundlage für solche Streifzüge in
am besten die „Realistische Chrestomathie“
einen so mannigfaltigen Stoff bietet, daß
liegende aussuchen kann; v. Wilamowitz gib
inhaltlich weniger verschiedenartige Stoffe. I
gehört im allgemeinen keines von den b
übrigens einmal ein Schüler die Mittel und
Werke heranzuwagen, so stehe ihm das frei.

In ähnlicher Weise kann der Lehrer
der Gymnasialzeit, das Vorhandensein der H
passende Inschrift oder einen Papyrus
Schülern kurz erläutern; der Privatlektüre d
Derartiges nicht überweisen wollen. Es hat d
Privatlektüre! Wir wollen nicht versäun
den letzten Absätzen angedeuteten Weise
verwerten.

Laibach.

Bemerkungen zur 24. Auflage
Schulgrammatik von Cur

Es entspricht nur der Stellung, die di
von Curtius-v. Hartel wegen ihrer Wissens
ein halbes Jahrhundert einnimmt, wenn Fl
beitung dieses verdienstvollen Schulbuches ü
der Höhe der Zeit“ zu erhalten, auch die
jüngeren Forschung auf dem Gebiete der
Schulgrammatik einzuverleiben trachtete.
Stimme sich erheben wird, die eine oder
weisen oder wenigstens eine praktischere un
Schüler angepaßte Form hiefür verlangen d
Verdienst des Bearbeiters der Grammatik r
es bekanntlich nicht gar leicht ist, die F
und die der Schulpraxis jedesmal in Einkla

Allerdings auch einige rein formelle Ä
die Praxis auf ihren Wert geprüft werden n

---

[1]) Schmidt hatte auch nicht die Absic
zustellen. Wilamowitz sagt allerdings im Schl
von seinem Lesebuch: „Gemacht ist es nich
Lehrer und Schüler“. Aber schon jetzt dient
Substrat für philologische Übungen.

[2]) Zum Verständnis dieses Satzes und
sei darauf hingewiesen, daß der vorliegende
1903 fertig gestellt war.

§ 20 in neuer Gestalt erscheinenden Betonungsregeln beim Unterrichte kaum recht befriedigen; auch § 26 bedarf einer Ergänzung. Die Anordnung der Genera im Deklinationsschema bezeichnet allerdings einen Fortschritt; doch sollte man da noch weiter gehen im Sinne der Vorschläge von Fr. Stürmer, Progr. des Progymn. zu Andernach 1901. In § 47 sollte der Umfang des Paradigmas πῆχυς genau umschrieben sein, wenn man es nicht etwa gar vorzieht, dieses Paradigma ganz fallen zu lassen, da es eigentlich bloß auf die Wörter πῆχυς und πέλεκυς beschränkt ist, welche erst aus dem Verkehr mit orientalischen Völkern ins Griechische übernommen worden sind.

Indes meine Bemerkungen sollen hauptsächlich den großen Änderungen gelten, die die Durchführung der Stammabstufung insbesondere in der Lehre von der Tempusbildung verursacht hat.

Die vokalischen Stämme sind nun von den konsonantischen Stämmen gänzlich losgelöst und es sollen, was gewiß zu begrüßen ist, auch im Übungsbuch die *verba pura contracta* mit den *verba pura non contracta* gemeinsam behandelt werden. Für die konsonantischen Stämme aber, für die gewöhnlichen Verba nämlich, die in den Lehrstoff der dritten Gymnasialklasse fallen, ist die Einteilung in vier Klassen beibehalten und auf dieses System wird bei der ganzen Tempusbildung Rücksicht genommen. Meiner Ansicht nach jedoch hätte W., da er einmal bei Verben wie λείπω und σήπω die Stammformen λειπ und σηπ als die Verbalstämme hinstellt, von denen bei der Tempusbildung auszugehen sei, die sogenannte erste und zweite Klasse überhaupt zusammenlegen und daraus einfach die Klasse der unerweiterten Verba bilden sollen. Der Umstand allein, daß dann in einer und derselben Klasse sich nicht bloß Verba finden, die stets nur in einer Stammform erscheinen, sondern auch solche, die noch eine zweite, eine schwächere Stammform haben, kann bei dieser Gruppe ebensowenig einen Anlaß zu einer Unterteilung bieten, wie bei anderen Klassen. Gehören nicht zur *I*-Klasse auch πλήττω und κράζω, die zum Unterschiede von den meisten Verben dieser Klasse zwei Stämme aufweisen: πληγ und πλαγ, κρᾱγ und κρᾰγ? Gar nicht zu sprechen von σπείρω, στέλλω, βάλλω u. ä. oder von Verben der Nasalklasse wie λανθάνω mit den Stämmen λαθ und ληθ. Durch eine derartige Rücksichtnahme auf das Nebeneinander eines stärkeren und schwächeren Stammes bei den unerweiterten Verben ist das Einteilungsprinzip, das sonst für die Verbalklassen zugrunde gelegt ist, geradezu durchlöchert. Und wie soll der Schüler auf Grund der Präsensformen, denen allein er doch anfangs gegenübersteht, wissen, daß z. B. ψεύδω und βλέπω zur ersten, φεύγω und τρέπω dagegen zur zweiten Klasse gehören? Man müßte den Schüler, um ihm in diesem Punkte Klarheit zu verschaffen, dazu verhalten, sämtliche stammabstufenden Verba — und ihre Zahl ist ziemlich groß, obwohl in der Übersicht (§ 95) z. B. κράζω gar nicht aufgenommen ist — auswendig zu lernen. Nun bedenke man aber: etwa gegen Ostern lernt der Schüler von τήκω die zwei Stämme τηκ und τακ, aber erst ganz am Ende des Schuljahres oder gar erst zu Beginn des nächsten Jahres lernt er den Stamm τακ verwerten

in der Form ἐτάκην; er muß also durch die ganze Tempusbildung eine Kenntnis mittragen, die ihn nicht fördert, wohl aber gelegentlich die Sicherheit in der Formenbildung stören kann. Die bezeichneten Übelstände waren allerdings teilweise schon in den früheren Auflagen vorhanden, doch machten sie sich nicht recht fühlbar; jetzt aber werden, zumal da nun die Tempusbildung ein wenn auch nicht vollständiges, so doch wenigstens umfassenderes Wissen dieser Verhältnisse voraussetzt, die Schwierigkeiten gewiß nicht ausbleiben. Zieht man dagegen beide Klassen zusammen, so wird dem Schüler bei der unerweiterten wie bei der *I*-Klasse eine Memorialarbeit erspart, deren Nutzen ihm, wenn überhaupt, so nur langsam zum Bewußtsein kommen kann, anderseits ist dann der Umfang der 'unerweiterten' Klasse wenigstens indirekt ziemlich genau umschrieben.

Oder erwächst vielleicht aus dieser Unterscheidung der stammabstufenden und der nicht stammabstufenden Verba für den Unterricht in der Tempusbildung ein besonderer Vorteil? W. selbst kann § 95, 2, Anm. nur sagen: „Die zu derselben Gruppe [der stammabstufenden Verba] gehörigen Verba bilden die Zeiten im allgemeinen in gleicher Weise". Betrachten wir deshalb die Tempusbildung nach W. Nach der in § 95, 3 angeführten Regel: „Die starken Aoriste (Akt., Med. und Pass.) werden vom schwachen Stamme gebildet, die übrigen Zeiten vom starken" mit dem wenig bietenden und unzuverlässigen Zusatze: „Jene Verba, welche den starken Aorist Akt. und Med. haben, bilden in der Regel keinen starken Aorist Pass." kommt es hauptsächlich auf den starken Aorist Akt., Med. und Pass. an. — Aber die in § 97 angeführten starken Aoriste sind nicht bloß auf Stämme der zweiten Klasse beschränkt, sondern es finden sich darunter auch andere Verba, selbst solche der ersten Klasse. — Ebensowenig bietet die von W. vertretene Scheidung der Verbalklassen einen Vorteil beim starken Aorist Pass. (§§ 103 und 110). Denn es wäre Selbsttäuschung, wollte man sagen, durch die in § 95 aufgestellten Gruppen sei für den Umfang des starken Aorists Pass. vorgearbeitet; gerade hauptsächlich aus dem starken Aorist Pass. sind ja erst diese Gruppen zu gewinnen und W. selbst (Begleitworte S. VI) wünscht nicht, „daß diese Gruppen schon an dieser Stelle memoriert werden". Übrigens will sich den für den Aorist Pass. der stammabstufenden Verba aufgestellten Regeln einerseits πλήττω durch seinen vom starken Stamme gebildeten Aorist ἐπλήγην, anderseits τείνω durch seinen schwachen Aorist ἐτάθην nicht recht fügen. — Aber auch beim starken Perfekt, dem Verba aller Klassen angehören, bedeutet es nur eine Erschwerung, wenn unter den kurzvokalischen Stämmen zwei Gruppen gemacht werden, demzufolge die Perfekta κέκλοφα, τέτροφα und ἔστροφα getrennt werden von πέπομφα; diese Unterscheidung war aber nötig, um τέτριφα (von τρίβω) richtig als Ausnahme gegenüberzustellen den übrigen stammabstufenden Verben, die im Perfekt den starken Stamm zugrunde legen.

Mag also auch wissenschaftlich die Unterscheidung zwischen stammabstufenden und nicht stammabstufenden Verben vollkommen begründet

sein, für die Schulpraxis ist die Berücksichtigung dieses Unterschiedes innerhalb der Verbalklassen — nur eine Erschwerung, insofern immer auf diese zwei getrennten Klassen Rücksicht genommen werden muß, ohne daß auch nur die geringste Vereinfachung in der Lehre von der Tempusbildung zu gewinnen wäre.

Man vergleiche dagegen, wie sich die Lehre von der Tempusbildung gestaltet, wenn man auf diesen Unterschied zwischen stammabstufenden und nicht stammabstufenden Verben — zunächst noch — keine Rücksicht nimmt. Ausnahmslos kann man den Satz gelten lassen: „Bei allen Verben ist der Verbalstamm der Tempusbildung zugrunde zu legen; dieser ist bei der 'unerweiterten' Klasse (= I. + II. Klasse bei W.) gleich dem Präsensstamm". Was sich dem nicht fügt — und die in Betracht kommenden Erscheinungen sind verschiedener Art, keineswegs ausschließlich Folgen einer Stammschwächung —, läßt man anfangs als Unregelmäßigkeiten lernen, deren Verständnis erst später vermittelt werden soll. Beim starken Aorist Akt. und Med. wird der Schüler für die Stammschwächung in den Formen *ἔλιπον* und *ἔφυγον*, vielleicht auch in *ἐτραπόμην*, sogar gleich bei der ersten Durchnahme ein gewisses Verständnis erlangen, da er wohl selbst das Bedürfnis einer Sonderung von den Formen *ἔλειπον* und *ἔφευγον*, bezw. *ἐτρεπόμην* fühlen und diesem Bedürfnis Rechnung getragen finden dürfte hier in der Stammschwächung ebenso wie bei *ἤγαγον* in der vollen Reduplikation (gegenüber *ἦγον*); auch *ἑσπόμην* dürfte er unter diesem Gesichtspunkte beurteilen, nur *ἀνέκραγον* bleibt ihm vorläufig ein Rätsel. Beim starken Perfekt braucht nur eine Unregelmäßigkeit 'wegen Stammschwächung' vermerkt zu werden. Beim starken Aorist Pass. kommen diesbezüglich zunächst in Betracht: *ἐτάκην*, *ἐσάπην*, *ἐξεπλάγην*, *ἀπεπνίγην* und *ἐτρίβην*. Gerade der Umstand, daß dem *ἐξεπλάγην* in *ἐπλήγην* eine Form gegenübersteht, die diese Stammschwächung nicht erfahren mußte, ist ein Beweis, daß derartige Erscheinungen zunächst als Singularitäten auswendig gelernt sein wollen.

Sind aber diese auf Stammschwächung beruhenden Unregelmäßigkeiten bei jedem einzelnen Tempus ausdrücklich vermerkt worden, so hat sich im Laufe des Unterrichtes von drei verschiedenen Punkten her von selbst eine Gruppe aufgedrängt, durch die schließlich auch die Wissenschaft zu ihrem Rechte kommt. Bei dem Überblick dieser Gruppe erhält ja der Schüler einen Einblick in das ursprüngliche Nebeneinander zweier durch Stammabstufung verschiedenen Stämme, die die Sprache zu syntaktischer Differenzierung verwendet hat.

Auf demselben Wege bildet sich allmählich im Unterricht — bei der herkömmlichen Behandlung, die, wie ich glaube, W. nicht zum Vorteil für den Unterrichtsbetrieb aufgegeben hat — folgende Übersicht: Mehrere einsilbige Stämme mit dem Stammvokal *ε* verwandeln dieses *ε* in *α*, u. zw. *a*) alle derartigen Liquidastämme im schwachen Perfekt, im Perfekt Pass., im starken Aorist Pass. und im Verbaladjektiv, *b*) die Stämme *στρεφ*, *τρεφ* und *τρεπ* im Perfekt Pass. und im starken Aorist Pass., *c*) die Stämme *κλεπ* und *πλεκ* im starken Aorist Pass.

Ist einmal auch diese Übersicht zusammengestellt, so wird durch die Erinnerung an ἐτραπόμην, das der früher zusammengestellten Übersicht angehört, ein Vergleich beider Gruppen nahegelegt. Und nun mag dem Schüler die Gleichheit der Verhältnisse φευγ : φυγ, ἑπ (σεπ) : σπ, τρεπ : τρπ (τραπ), σπερ : σπρ (σπαρ) usw. zum Bewußtsein gebracht werden. Auch der Ablaut der starken Perfekta wird jetzt die richtige Beleuchtung gewonnen haben.

Zu dieser für die Erfassung der griechischen Tempusbildung äußerst wichtigen Erkenntnis soll der Schüler auch nach meiner Meinung unbedingt gelangen, sie soll aber, wie ich glaube, das Resultat des Unterrichts sein, nicht am Anfange der Lehre von der Tempusbildung stehen. Diese Erkenntnis wird der Schüler um so interessanter finden und um so sicherer behalten, wenn er in der angedeuteten Weise unter der Anleitung des Lehrers selbst zu ihr vorgedrungen ist. Ich glaube also gezeigt zu haben, daß es nicht bloß vom Standpunkte des Unterrichtsbetriebes praktisch ist, die erste und zweite Verbalklasse zusammenzulegen, sondern auch im Interesse der Wissenschaftlichkeit des Unterrichtes liegt, wenn man bei der Charakteristik der Verbalklassen auf die Stammabstufung gar keine Rücksicht nimmt, da es nichts weniger als ein Unglück ist, anfangs von 'Unregelmäßigkeiten' zu sprechen, für deren Verständlichkeit erst allmählich vorgesorgt wird.

Um den Unterschied meiner Ansicht von der Weigels deutlicher zu machen, zugleich auch, um noch einige besondere Bemerkungen anfügen zu können, will ich im folgenden zeigen, wie meiner Meinung nach Weigels Darstellung von der Bildung des starken Aorists Akt., Med. und Passivi sowie des starken Perfekts umzugestalten ist.

A. Starker Aorist Aktivi und Medii der Konsonantenstämme.

Einige Verba bilden einen aktiven und medialen Aorist, der nach dem Muster des Präsensstammes flektiert, also im Indikativ die Ausgänge des Imperfektums, in den übrigen Formen die des Präsens aufweist. Eine Unterscheidung aber dieser gleich endigenden Verbalformen ist ermöglicht durch die Gestalt des zugrunde gelegten Stammes:

1. von τίκτω lautet der Aorist — unter Zugrundelegung des reinen Verbalstammes τεκ — ἔτεκον;

2. von ἄγω wird der Aorist durch Reduplikation gebildet: ἤγαγον (ἀγάγω, ἀγαγεῖν usw.);

3. bei einigen anderen Verben erscheint der gewöhnliche Verbalstamm geschwächt,

a) indem an die Stelle eines langen Vokals oder Diphthongs der entsprechende kurze Vokal getreten ist, nämlich in λείπω : ἔλιπον, φεύγω : ἔφυγον, ἀνακράζω (St. κρᾱγ) : ἀνέκρᾰγον;

b) indem der Stammvokal ε ausgestoßen ist, nämlich in πέτομαι : ἐπτόμην, ἕπομαι : ἑσπόμην mit auffälliger Aspiration im Indikativ

(Konj. σπῶμαι, Inf. σπέσθαι usw.), τρέπω : M. ἐτραπόμην (τραπ entstanden aus τρπ).

[Daß es angezeigt ist, diese drei Abteilungen gleich bei der ersten Durchnahme des starken Aorists Akt. zu schaffen, ergibt sich daraus, daß jede derselben durch die im späteren Unterrichte durchzunehmenden Verba Nachträge erhält. Denn durch ἤγαγον findet seine Erklärung εἶπον, da die Schule wohl nicht leicht zu der neueren Auffassung dieser Form sich bequemen wird (vgl. übrigens H. Osthoff in seiner Prorektoratsrede von Heidelberg 1899, S. 11), ferner homerische Formen wie ἔτετμε, πεφιδέσθαι, ἐπέπληγον; dagegen verhält sich γίγνομαι zu ἐγενόμην, πίπτω zu ἔπεσον genau so wie τίκτω zu ἔτεκον. Bezüglich der dritten Abteilung aber verweise ich auf ληθ : ἔλαθον, ληχ : ἔλαχον, πενθ : ἔπαθον, ἱκ : ἱκόμην. Doch ist hier die Bemerkung zu machen, daß meist der abgeschwächte Stamm, der dem Aorist zugrunde gelegt ist, auch in den Präsensstamm gedrungen ist, sofern dieser durch ein nasales Element oder durch σκ von dem Aoriststamm unterschieden ward; so entwickeln sich λανθάνω neben λήθω, ἱκνέομαι oder ἱκάνω neben ἵκω, πάσχω aus πάθ-σκω usw.

Wird nun mit Rücksicht darauf vor der Durchnahme der letzten vier Klassen der ersten Hauptkonjugation die Bildung des starken Aorists in der angegebenen Weise wiederholt, so muß jetzt bei der dritten Abteilung noch auf eine besondere Art von Stammschwächung aufmerksam gemacht werden, die wohl bei den gewöhnlicheren Verben auf ω nicht vorkommt, sich aber bei zahlreichen Verben findet, die der sogenannten fünften, sechsten und siebenten Klasse angehören. Bei Stämmen nämlich, die auf η ausgehen, besteht die Schwächung darin, daß dieses η im starken Aorist abgeschnitten wird; so erklärt sich ἔμαθον neben μεμάθηκα und μαθήσομαι, ἥμαρτον (St. ἁμαρτη), ἔκαμον (St. κμη) usw., ferner ᾐσθόμην (St. ἀ-ισθη cf. ἀίω), εὗρον (St. ἑϝρη), ἔσχον (St. σχη), ἔθανον (St. θνη); auch homerische Formen wie ἔστυγον von στυγέω oder ἔχραισμον von χραισμέω finden dadurch eine Beleuchtung. Auch hier ist die Bemerkung zu machen, daß der abgeschwächte Stamm unter den oben erwähnten Voraussetzungen ins Präsens übergegangen ist, z. B. μανθάνω, εὑρίσκω. Für den Stamm τμη liefert wenigstens Homer die regelmäßigen Formen ἔταμον und τάμνω. An dieser Stelle, glaube ich, ist auch βάλλω zu nennen mit den zwei Stämmen βλη und βλ (= βαλ): die abgeschwächte Stammform βαλ ist, indem ein nasales Element hinzutrat, auch im Präsens verwendet; also βάλλω = *βάλ-νω (Nasalklasse!), während nach der gewöhnlichen Auffassung βάλλω = βάλjω mit dem Aorist ἔβαλον ganz allein stand — denn βάλλω paßt nicht zu στέλλω und ἔχανον gehört meiner Ansicht nach zu χάσκω —. Gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den früher behandelten Verben wie ληθ (ἔλαθον, λανθάνω) und den zuletzt besprochenen Verben wie μαθη (ἔμαθον, μανθάνω) bildet τυγχάνω (τεύχω) mit den Stämmen τευχ und τυχη, die beide nach den obigen Auseinandersetzungen zur Aoristform ἔτυχον führen konnten; vgl. ἔ-σχ-ον neben σεχ und σχη.

Die zweimal gemachte Beobachtung, daß die im starken Aorist verwendete geschwächte Stammform auch im Präsens erscheint, ganz besonders aber die Wahrnehmung, daß gegenüber der sonstigen Gepflogenheit in *ἔτεκον, ἐγενόμην, ἔπεσον* Aoriste mit starker Stammform vorliegen, während im Präsens dieser Verba der Stamm geschwächt erscheint, gestattet einen Einblick in die Geschichte der Sprache, die in dem starken Aorist deutlich nur ein Stück des Präsenssystems erkennen läßt, dem beide Stämme ursprünglich als gleichwertig angehörten; dieser Einblick aber kann, da er so nahe liegt, gewiß auch für das sprachliche Interesse des Schülers fruchtbar gemacht werden.]

B. Starkes Perfekt Akt. der konsonantischen Stämme.

Einige Verba bilden das Perfekt ohne *κ* aus dem reduplizierten Verbalstamme. Hieher gehören alle Guttural- und Labialstämme, ferner *φαίνομαι, μαίνομαι, ἀποκτείνω, ἐγείρω* und *ἀκούω*. [Diese Reihe wird später ergänzt durch *χάσκω, πάσχω, γίγνομαι, ἔρχομαι, ἐθίζομαι, γηθέω* und den Stamm *εἰδ-*.]

Charakteristisch für das starke Perfekt ist

1. der Ablaut von *ε* in *ο*, *ει* in *οι*, *α* in einsilbigen Liquidastämmen in *η*;

2. die Aspiration des Stammauslautes, wenn der Vokal der letzten Stammsilbe von Natur kurz ist[1]).

Anm. 1. Die Aspiration ist unterblieben trotz des kurzen Stammvokals in *τέτοκα*.

Anm. 2. Die Aspiration ist trotz des langen Stammvokals vorgenommen in *πέπρᾶχα, ἀνέῳχα, δεδίωχα, ἔπτηχα*; bei *ἔῤῥῑφα* ist die Aspiration schon im Stamme vorhanden.

Anm. 3. Wegen eines geschwächten Stammes ist zu beachten *τέτρῐφα* vom Stamme *τρῑβ*.

Zus. *διαφθείρω* bildet neben *διέφθαρκα* auch ein starkes Perfekt: *διέφθορα*. — Der Dentalstamm *πειθ* (mit dem regelmäßigen Perfekt *πέπεικα*) bildet auch ein starkes Perfekt, aber mit abweichender Bedeutung: *πέποιθα* = ich vertraue.

[Eine Aufzählung aller starken Perfekte ist eigentlich überflüssig, da schon durch die angeführten Regeln der Schüler in der Lage sein wird, jedes Perfekt zu bilden, das man überhaupt von einem Schüler verlangen darf.]

---

[1]) Der Vorschlag Weinbergers zur Vereinfachung der Lehre vom starken Perfekt (vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1903, S. 931) ist abzulehnen. Denn ist z. B. nicht auch in *ἔστροφα* der Stammauslaut unverändert geblieben? Es durfte also nicht von anderen stammabstufenden Verben (*λείπω, πείθω, φεύγω*) getrennt werden.

C. Starker Passivaorist der konsonantischen Stämme.

Der Stamm des starken Passivaorists wird gebildet, indem an den Verbalstamm nicht *ϑη*, sondern bloß *η* angefügt wird. Dabei ist zu beachten:

1. eine Schwächung hat der Verbalstamm erfahren in *ἐτάκην, ἐσάπην, ἐξεπλάγην, ἀπεπνίγην* und *ἐτρίβην*; [*ἐῤῥίφην* ist seltener als das regelmäßig gebildete *ἐῤῥίφϑην* und kann füglich ebenso wegbleiben, wie Weigels Grammatik auch nur das häufigere *ἐκλίϑην* kennt, obwohl *ἐκλίνην* auch in der Schullektüre vorkommt.]

2. dieselben Stämme, welche im Perfekt Pass. *ε* in *α* verwandeln, d. h. die einsilbigen Liquidastämme und *στρεφ, τρεφ, τρεπ*, tun dies auch im Passivaorist; hier kommt aber noch hinzu *κλεπ* und *πλεκ*.

Außer diesen zwei Gruppen gibt es überhaupt nur noch folgende starke Passivaoriste:

a) *ἐφάνην, ἐμάνην, ἐσφάλην.*
b) *ἠλλάγην, ἐσφάγην.*
c) *ἐσκάφην, ἐγράφην, ἐτάφην*; *ἐβλάβην.*
d) *ἐπλήγην, συνελέγην, ἐκόπην.*

[Von den letzten vier Klassen kommen dazu *ἐχάρην* und *ἐάγην.*]

Die von W. erzielten Vereinfachungen der Tempusbildung, die gewiß sein Verdienst bleiben, lassen sich somit ganz gut beibehalten, ohne daß man den Unterricht durch die Teilung der unerweiterten Verba in stammabstufende und nicht stammabstufende erschwert. Die Wissenschaft aber kommt durch die oben angeregten Übersichten, die sich während des Unterrichtes von selbst bilden und schließlich vollständig vorliegen müssen, vollkommen auf ihre Rechnung[1]).

Anhangsweise will ich noch für einen anderen Punkt der Grammatik eine Vereinfachung des Schulpensums vorschlagen. Für § 115, 1 *a* und 2 genügt meiner Ansicht nach ungefähr folgende Fassung:

Durch einen Stammauslaut *σ* erklärt sich die Tempusbildung bei den Verben *γελάω, σπάω, ἀρκέω, τελέω, τρέω, αἰδέομαι, ἄχϑομαι, σείω* und *κελεύω* [eventuell auch *χόω* und *χράω*], ferner die Form der Passivaoriste *ἐκρούσϑην, ἐχρίσϑην, ἐχρήσϑην, ἠκούσϑην, ἐκλείσϑην, κατελεύσϑην* und *ἠράσϑην*, endlich die Form der Verbaladjektiva *ἄπαυστος* und *παυστέον*.

---

[1]) Die Verba *liquida* habe ich von den Mutastämmen nicht getrennt. Die obige Darstellung zeigt ja, daß sie weder im starken Perfekt noch im Passivaorist irgendwie stören. Wozu soll also die Erscheinung des Ablautes im Perfekt oder der Wechsel zwischen *ε* und *α* im Passivaorist (bezw. im Perf. Pass.) auf zwei getrennte Stellen verteilt werden? Wird nicht, wenn die gleichartigen Erscheinungen auch örtlich zusammengerückt sind, die eine die andere stützen und im Gedächtnis des Schülers sichern? Nur im Futurum und Aorist Akt. und Med. ist die Loslösung der Liquidastämme von den übrigen konsonantischen Stämmen unbedingt notwendig; da aber ist die Trennung seit jeher üblich gewesen.

Der Schüler braucht ja nicht zu unterscheiden, welchen dieser Verba wirklich ein σ-Stamm zugrunde liegt und bei welchen Formen nur eine falsche Analogie σ hervorgerufen hat. Jedenfalls gehören beide Gruppen zusammen, mag man auch in einer Anmerkung den Schüler auf die tatsächlichen Verhältnisse aufmerksam machen.

Zum Schlusse noch ein Wort, das noch von einer anderen Seite her mein Eintreten für eine mehr schulgerechte Form des, wie ich nicht leugne, in gewissenhafter Arbeit umgestalteten Lehrbuches der griechischen Grammatik rechtfertigen soll. Welche Schwierigkeiten erwachsen dem Lehrer, der nach der Grammatik von W. unterrichtet, wenn er es einmal mit einem schwächeren Jahrgange zu tun hat und darum sich gezwungen sieht, seine Anforderungen möglichst herabzusetzen und die Unterrichtsmethode der Aufnahmsfähigkeit der Schüler entsprechend umzugestalten! Denn sind in einer Schulgrammatik, wie es bei W. z. B. hinsichtlich der Verarbeitung der Stammabstufung der Fall ist, die einschlägigen Paragraphen schier vollständig von der an sich gewiß anerkennenswerten Wissenschaftlichkeit durchdrungen, so wird der Lehrer, der sich mit Rücksicht auf das Schülermaterial zu Abweichungen von der Grammatik veranlaßt sieht, nur schwer oder überhaupt nicht durch Streichungen in der Lage sein, in dem Schulbuche jenes für den Schüler unerläßliche Mindestmaß abzugrenzen, bezw. die der Fassungskraft der Schüler entsprechende Form zu schaffen. Dann aber ist jene Wissenschaftlichkeit, die, im Interesse einer Erleichterung des Unterrichtes angewendet, den philologischen Unterricht geradezu adelt, leider zu einer Erschwerung des Elementarunterrichtes geworden und birgt in sich eine Gefahr, auf die hinzuweisen ich mir nicht versagen kann. Von solchen Einzelfällen aus kann nämlich leicht das Urteil über das nicht hoch genug einzuschätzende Schulbuch in der Richtung beeinflußt werden, daß schließlich das Erscheinen solcher Schulbücher vorbereitet wird, die in der Form ebenso dürrer wie dünner Auszüge sich vielleicht als Errungenschaften einer neuen Unterrichtstechnik preisen lassen würden, vielleicht aber — ich erinnere an die Strömungen des 18. Jahrhunderts und die Gefahren des Philanthropinismus — die Stellung des ganzen philologischen Unterrichtes zu erschüttern geeignet wären.

Wien. Dr. Karl Klement.

Zur Mittelschulstatistik[1]).

Mittelschüler 1904/05 gegenüber 1903/04						
in	Gymnasialschüler		Realschüler		Gymnasial- u. Realschüler	
	+	—	+	—	+	—
Niederösterreich	448	—	490	—	938	—
Oberösterreich	113	—	41	—	154	—
Salzburg	35	—	18	—	53	—
Steiermark	64	—	93	—	157	—
Kärnten	22	—	—	11	11	—
Krain	11	—	57	—	68	—
Küstenland	82	—	94	—	176	—
Tirol und Vorarlberg	—	10	16	—	6	—
Böhmen deutsch	186	—	172	—	358	—
Böhmen böhmisch	493	—	336	—	829	—
Mähren deutsch	47	—	—	89	—	42
Mähren böhmisch	—	78	241	—	163	—
Schlesien	12	—	1	—	13	—
Galizien	1820	—	117	—	1937	—
Bukowina	58	—	12	—	70	—
Dalmatien	39	—	49	—	88	—
	3430	88	1737	100	5021	42
	3342		1637		4979	

Gesamtzahl 125.491 gegen 120.512 im Vorjahre.

Die Kurzsichtigkeit, ihre Entstehung und Bedeutung. Von Dr. J. Stilling, Prof. der Augenheilkunde in Straßburg i. E. Mit vier Abbildungen. Berlin, Reuther u. Reichard 1903. 8°, 75 SS. Preis 2 Mk. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie, herausg. von Ziegler u. Ziehen. VI. Band, 3. Heft.)

Ihrem Hauptinhalte nach eine kritisch-polemische Schrift, in welcher der Verf. seine eigene Theorie der Entstehung der Kurzsichtigkeit gegen andere Erklärungsversuche als allein giltig verficht. Er geht davon aus, daß das kurzsichtige Auge in der Richtung der Längsachse (Achse des Augapfels von vorne nach hinten) allgemein verlängert zu sein pflegt und eine solche Verlängerung durch jenen Druck bewirkt werden wird, welcher durch die Kontraktion des oberen schrägen Augenmuskels bei der Lese- und Schreibarbeit entsteht, dieser Druck aber bei

[1]) Vgl. diese Zeitschr. S. 80.

von Haus aus niedriger Augenhöhle (alsò bestimmter anatomischer Anlage) ganz besonders gegeben ist. Der Verf. hat zahlreiche okulistische und anthropologische Untersuchungen und Messungen an entsprechend ausgewählten Individuen gemacht und stellt auf Grund der erhaltenen Ergebnisse seine bekannte Theorie — deren Berechtigung übrigens von einigen anderen hervorragenden Okulisten bestritten wird — als die wirklich richtige auf.

Es kann selbstredend nicht Sache eines Nicht-Okulisten sein, in dieser speziellen, überaus schwierigen Frage wissenschaftliche Kritik üben zu wollen, und es ist nach Ansicht des Ref. auch die Sammlung, in welcher die vorliegende Publikation erschienen ist, nicht der richtige Ort für solche spezialistische Kontroversen.

Für die Schule hat die Theorie des Autors folgende praktische Bedeutung: Wäre die Disposition zur Myopie in der vom Verf. behaupteten Weise wirklich in dem anatomischen Bau der Augenhöhle, d. h. einem a priori gegebenen anthropometrischen Moment zu suchen, so wäre die Sorge für gesündere Zustände bezüglich Licht, Sitzgelegenheit, Buchdruck usw. insofern Luxus, als die anatomisch disponierten Individuen doch durch die Schulung myopisch werden müßten. Jene Fürsorge ist aber jedenfalls schon deshalb kein Luxus, weil hier noch ganz andere, wichtige hygienische Fragen mitspielen, welche allerdings nicht Sache des Okulisten sind: Hier kann die Orthopädie, Bakteriologie usw. dem einseitig spezialistischen Autor Aufklärungen geben, denen gegenüber der Letztere nichts zu erwidern finden wird. Seine S. 7 ff. gegebenen Ausführungen, welche auf einer gesuchten Nebeneinanderstellung von Ziffern beruhen, sind für polemische Zwecke gut gepackt, es ließen sich aber hiezu auch recht rationelle kritische Glossen anbringen. S. 10, al. 1 und S. 11, al. 2 übrigens der Verf. selbst richtige Zugeständnisse dazu, was eine große Statistik längst erwiesen hat: daß mit den höheren Schulgraden die Myopie wächst; ja er gibt dort auch zu, daß bei schlechter Beleuchtung usw. mehr Schüler kurzsichtig werden und der Durchschnittsgrad der Kurzsichtigkeit ein höherer wird.

Wenn die Myopie im allgemeinen auch keine Krankheit ist — wie viele Kurzsichtige wollten nicht lieber normalsichtig sein? In dieser Hinsicht genügt der gesunde Menschenverstand vollkommen, um ein vernünftiges Urteil zu fällen. Die Anschauungen des Verfs. beweisen, mag seine Erklärung der Entstehung der Myopie richtig sein oder nicht, gar nichts gegen die Berechtigung der Bestrebungen nach Verbesserung der Schulung in hygienischer Beziehung, welche Bestrebungen ein ganz anders komplizierteres und tieferes Fundament haben, als der Verf. zu vermuten scheint.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Enthüllung des Johann Gabriel Seidl-Denkmals in Cilli.

Einen würdigen Abschluß fand die Jahrhundertfeier der Geburt des vaterländischen Dichters und Gelehrten durch die Enthüllung des Denkmals in Cilli am 9. Oktober 1904.

Trotz des rauhen Herbsttages eilten von nah und fern Liebhaber und Kenner der gemütsvollen Dichtungen Seidls, seiner fachmännischen Arbeiten herbei; auch die breiteren Schichten des Volkes nahmen lebhaften Anteil. Bereits vor 11 Uhr waren die ausgedehnten Räumlichkeiten des Kasinos gefüllt. Alt und jung, Beamte und Lehrer, Bürger und Schüler waren zahlreich vertreten, dazu ein schöner Kranz von Frauen.

Die Cillier Musikvereinskapelle eröffnete mit einem „Festmarsch" von Kretschmer die Feier. Dann begrüßte der Bürgermeister der Stadt, Hr. Julius Rakusch, die Versammlung aufs herzlichste und verlas eine Menge von Begrüßungs-Telegrammen und Schreiben. Besonderes Interesse riefen die Worte P. Roseggers hervor: „Diese Zeichen sind erfreulich. Das Volk liebt seine alten Barden. Längst heimgegangene Sänger leben im treuen Volke. Heil und Freude Euch!" Die überlebende Tochter Seidls, Frau Wilhelmine Funke, bedauerte lebhaft, aus Gesundheitsrücksichten die weite Reise nicht unternehmen zu können. „Es gilt ja diese Feierlichkeit meinem unvergeßlichen Vater, einem Manne, der bis zu seinem letzten Atemzuge es sich zur großen Ehre gerechnet hatte, Ehrenbürger der Stadt Cilli zu sein und es nie vergaß, dort die glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht zu haben."

Hierauf schilderte der Gymnasialprofessor Otto Eichler eingehend das Leben und Wirken Johann Gabriel Seidls. Beides entwickelte sich erst in der Sannstadt so schön und bedeutsam. Was der Dichter hier sang, widerhallte in der Folge mannigfach, was den Forscher auf altklassischem Boden anregte und was der Schulmann während seiner fast zwölfjährigen Dienstzeit am Gymnasium daselbst erfuhr, reifte später und trug reiche Früchte. Daher liebte Seidl Cilli so sehr, er nannte sie seine zweite, seine geistige Heimat; deshalb ist auch Cilli so stolz auf ihn und nennt ihn mit Recht einen der Seinigen. Stürmischer Beifall folgte der mit Begeisterung vorgetragenen Festrede.

Der Cillier Männergesangverein und Liederkranz trugen nun vereint den Kraftchor: „Deutsche Losung“ von Treidler vor.

Eben verkündeten die Glocken die zwölfte Stunde, als die Versammelten unter Vorantritt der Musikkapelle und der Cillier Vereine mit den Fahnen, begleitet von einer großen Volksmenge, in die Grazerstraße, jetzt Joh. Gabriel Seidl-Gasse, zum Hause Nr. 2 zogen, zur Stätte, wo der Dichter am längsten in Cilli gewohnt hatte. Die Westseite des Hauses war in geschmackvoller Weise mit Kränzen, Festons und Fahnen geschmückt. Um die Tribüne scharten sich der Lehrkörper des Staatsgymnasiums und die Festgäste, auf derselben stand Prof. Eichler, neben ihm der Bildhauer Prof. Hans Brandstätter aus Graz. Ersterer entwarf in Hauptzügen die Geschichte der heutigen Feier und des Denkmals, das letzterer im geeigneten Augenblicke enthüllte. In der Höhe des ersten Stockes zeigte sich auf viereckigem weißem Marmor das Kopfbild des Gefeierten in Flachrelief, darüber ein Gewinde, darunter die Inschrift: „Hier wohnte der Dichter Johann Gabriel Seidl vom Jahre 1829—1840“. Ein frischer Lorbeerkranz, vom Lehrkörper des Staatsgymnasiums gewidmet, umschloß das schöne Denkmal, das dem Meister Brandstätter alle Ehre macht. Lautlos bewunderte es die Menge.

Nachdem es Prof. Eichler der Obhut des Bürgermeisters übergeben und die Gesangvereine den „Festgesang“ von Stunz vorgetragen hatten, drückte der Bürgermeister in schwungvoller Rede seine Freude darüber aus, daß endlich an der Stelle, wo der Dichter Blüten und Früchte seines erhabenen Geistes bot, sein gelungenes Bild den lebenden und kommenden Geschlechtern entgegenblickt, und dankte dem Künstler, der es so lebensvoll gestaltet. „Ich übernehme“, schloß er, „dieses Denkmal freudigen Herzens, weiß ich es doch geschützt von allen, die vornehmen Denkens, edlen Herzens und von Verehrung erfüllt sind für das Wirken eines gottbegnadeten Menschen, der nur Edles gewollt und getan für seine Zeit und für die Nachwelt, dessen Leben im Dienste der Kunst, Wissenschaft und Erziehung stand.“ Nach Absingung zweier Strophen der „Volkshymne“ durch die Gesangvereine unter Begleitung der Musikkapelle schloß die schöne Feier.

Pettau. A. Gubo.

Literarische Miszellen.

V. A. Seket, Cours de la langue française d'après la méthode intuitive. Première partie. Troisième édition. Groningen, P. Noordhoff u. Leipzig, G. E. Schulze. 127 SS. Preis 85 Pf.

Dies ist der erste Teil eines französischen Lehrbuches, das mit Bildern ausgestattet und für Kinder bestimmt ist. Er enthält in 126 Lektionen die ersten Elemente der Grammatik und die wichtigsten Wörter der Umgangssprache. Das Werkchen erinnert an Herings „Petit à Petit“ und Thora Goldschmidts „Bildertafeln für den Unterricht im Französischen“, beide Werke aus Hirts Verlag in Leipzig, übertrifft sie aber in jeder Hinsicht. Das ungemein praktisch angelegte und für den Unterricht von Kindern äußerst verwendbare Büchlein empfiehlt sich auch durch seine Billigkeit.

Wien. Dr. A. Würzner.

Cottasche Handbibliothek. Stuttgart und Berlin. 8°.

Da in diese Sammlung auch die Dichter „nach Goethes Tod“ Eingang gefunden haben, wahrt sich dieses Unternehmen einen modernen Charakter. Die Texte sind zumeist unveränderte Abdrucke der „Bibliothek der Weltliteratur“; die Namen der Herausgeber bürgen für die Reinheit des Textes. — Uns Deutsch-Österreicher wird es besonders freuen, neben Grillparzer und Anzengruber auch Betty Paoli und Ebner-Eschenbach vertreten zu finden. Etwas wundersam nimmt sich in dieser Gesellschaft anerkannter Geisteshelden Nissel aus, der — wenngleich er 1878 für sein Drama „Agnes von Meran“ mit dem Schillerpreise ausgezeichnet wurde — dem Volke fremd ist.

Der Druck ist empfehlend, bei den neueren Dichtern (Keller, Paoli, Ebner-Eschenbach) sogar vorzüglich; etwas stiefmütterlich wurde Vater Homer behandelt, dessen Odysseetext an die bekannten „Freund“-ausgaben erinnert.

Manches Werkchen der neueren Autoren, deren Kenntnis ein unbedingtes Erfordernis für die allgemeine Bildung eines modernen Menschen ist — mehr als Karl May — könnte dem Schüler zur Privatlektüre empfohlen werden. Knappe, sorgsam ausgearbeitete Einleitungen, wie wir sie bei den vortrefflichen Schulausgaben der deutschen Klassiker im Verlage Hölder u. Gräser gewohnt sind, orientieren zumeist über die Entstehung der Dichtung und ihre Stellung in der Literatur, wobei jene verhängnisvolle Breite der Einleitungen der Freytagschen Ausgaben, die jede selbständige geistige Tätigkeit des Schülers unterbindet, vermieden ist.

Wien. Karl Thumser.

Karl Steinmetz, Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens. Mit 13 Abbildungen und einer Routenkarte. Wien und Leipzig, Hartleben 1904. 67 SS. Preis 2 K 50 h.

Die Arbeit bildet das erste Heft eines von Dr. K. Patsch, dem Kustos des Bosn.-Herzegov. Landesmuseums in Sarajewo, herausgegebenen Sammelwerkes, das sich unter dem Titel: „Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Reisen und Beobachtungen“ die Aufgabe stellt, in zwanglosen Heften „die Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln“ und „Material zu einem künftigen Bau herbeizuschaffen“. Dieser Absicht wird das vorliegende Heft durchaus gerecht. K. Steinmetz, ein Ingenieur, schildert in recht anschaulicher Weise, wie ihm Land und Leute auf zwei Reisen entgegentraten, deren eine ihn von Skutari durch die Malcija nach Djakova, Prizren und Kalkandele, die andere, durch politische Wirren veranlaßt, abermals von Skutari aus durch Merdita, Dukagjin und die Marken der katholischen Hochländer führte. Daß der Verf. aus Mangel eines Aneroides die Höhe der Munela lediglich schätzungsweise festzulegen suchte (S. 47), wird auf Billigung kaum rechnen dürfen. Die beigegebene Karte enthält kein Terrain. Schade, daß „die große Arbeitshäufung im k. u. k. militärgeogr. Institute nicht die Herstellung einer Karte erlaubte“, zu der der Verf., wie er angibt, „nicht unerhebliche kartographische Ergebnisse der Reise zur Verfügung gestellt hatte“.

Wien. J. Müllner.

Arithmetische Aufgaben von weil. Dr. H. Lieber u. Dr. A. Köhler. 3., verb. Aufl. Berlin, Simion Nf. 1903.

Die Veränderungen, welche die jetzige Ausgabe der Aufgabensammlung gegenüber der vorigen erfahren hat, bestehen, von weiteren Druckfehlerverbesserungen abgesehen, darin, daß die angewandten Aufgaben für quadratische Gleichungen etwas vermehrt und der Abschnitt über die arithmetischen geometrischen Reihen vollständig umgearbeitet und erweitert wurden. Damit auch denjenigen Schülern, welche die älteren Auflagen besitzen, die Benutzung dieses Abschnittes ermöglicht werde, ist von demselben ein Sonderabdruck unter dem Titel „Aufgaben über arithmetische und geometrische Reihen, sowie Zinseszinsenrechnungen von Dr. A. Köhler" hergestellt worden, der als Heftchen um 50 Pf. bei derselben Verlagshandlung erhältlich ist. Der guten und reichhaltigen Aufgabensammlung sei weite Verbreitung beschieden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Lehrbuch der Physik. Von Prof. Dr. H. Püning. 3. Auflage. Mit 343 Figuren und einer Spektraltafel. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung 1903.

Diese neueste Auflage des Lehrbuches der Physik von Prof. Dr. Püning unterscheidet sich mehrfach von ihren Vorgängern, namentlich dadurch, daß die Lehre vom Schalle und vom Licht in ziemlich ausgiebiger Weise ergänzt wurde, da diese beiden Partien der Physik vom Lehrplane der Gymnasial-Untersekunda gestrichen wurden, somit in der obersten Klasse in denselben keine Vorkenntnisse mehr vorausgesetzt werden konnten. Außerdem finden wir, daß das Buch auf Grund der eigenen Erfahrungen des Verf.s und der Gutachten über dasselbe genauestens revidiert und umgearbeitet wurde. Im einzelnen sei erwähnt, daß diese Umarbeitungen und Ergänzungen sich sowohl auf den theoretischen als auch auf den experimentellen Teil beziehen. So seien besonders hervorgehoben: Die Berücksichtigung des Müllerschen Reifenapparates zum Nachweise des dynamischen Grundgesetzes; die Heranziehung einiger von Kolbe angegebenen sehr instruktiven Apparate zum Nachweise der Grundgesetze der Elektrostatik, die einfache Vorrichtung zur experimentellen Begründung des Gesetzes von Joule, die den neuesten Anschauungen akkomodierte Darstellung der Theorie der Elektrolyse, die auf den Begriff der Lösungstension begründete Theorie der Vorgänge in den galvanischen Elementen, die Erörterung der drahtlosen Telegraphie. — Sehr einfach ist der Beweis für das Minimum der Deviation in einem Prisma gegeben. — In der kurzen Skizze über die elektromagnetische Lichttheorie finden wir in Kürze auch der Theorie von H. A. Lorentz gedacht, nach der die elektromagnetischen Lichtwellen durch die Schwingungen der mit den Körperatomen verbundenen Elektronen entstehen, u. zw. der negativen Elektronen, während die positiven festgelagert zu sein scheinen und sich nicht bemerklich machen.

Im Schlußabschnitte, der über mathematische Geographie und Astronomie handelt, finden wir gegen die früheren Auflagen nichts geändert.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

74. W. Illing, Der Regierungsantritt Ferdinands I. in den niederländischen Erblanden. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Floridsdorf 1903. 8°, 33 SS.

Auf Grund eines gedruckten und ungedruckten Aktenmaterials, über das der Verf. im Anhange Rechenschaft gibt, werden in der vorliegenden Studie die Zustände in den niederösterreichischen Ländern nach dem Tode Maximilians I. erörtert, dann die Bestrebungen der Stände, die Haltung Karls V. und Ferdinands I. und endlich der Streit der Parteien in Österreich und dessen Ende dargestellt. Wir erhalten hier einen guten Einblick in die einzelnen Stadien des Kampfes zwischen dem ständischen Prinzip und der landesfürstlichen Autorität, der mit einem Siege des Landesfürstentums abschließt.

75. M. Knittl, Ferdinand I. 2. Teil. Für die Schule bearbeitet. Progr. der k. k. Staatsoberrealschule in Görz 1903. 8°, 60 SS.

Dieser Aufsatz, der in den Kapiteln XIII—XXV die österreichischen Gesandten in Konstantinopel 1530, den neuen Türkenkrieg, den Unfall bei Essegg, Suleiman in Ofen, Gran und Stuhlweißenburg, König Ferdinand in Böhmen, Martinuzzi, die Türken in Szegedin, Veszprim, Temesvar, Lippa und Szolnok, die Verteidigung von Erlau, Siebenbürgen, die Reformation in Österreich und die Jesuiten, Karls V. Abdankung und Tod, Ferdinand als römischen Kaiser, seine Regierung, seinen Charakter und sein Ende behandelt, ist durchaus populär gehalten, weshalb von einer eingehenden Kritik des Gebotenen abgesehen werden mag. Allerdings hätten solche Unrichtigkeiten wie S. 47 über die Wiedertäufer in Mähren nicht gesagt werden sollen, denn erstlich verkennt der Verf. gerade diesen durchaus friedlich gesinnten Zweig der Wiedertäufer ganz, wenn er sie eine „gemeinschädliche" Sekte nennt, und zweitens erlosch diese Sekte in Mähren gar nicht von selbst, sondern wurde mit den übrigen nichtkatholischen Christen nach der Schlacht auf dem Weißen Berge aus dem Lande gejagt. Wer diese mährischen Taufgesinnten gemeinschädlich nennt, müßte auch die Mennoniten von heute so nennen, und diese sehen gerade in den Huterischen Brüdern in Mähren ihr Vorbild.

76. R. Knott, Das Gefecht von Grenzhausen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Teplitz-Schönau 1903. 8°, 8 SS.

In der Barberina zu Rom findet sich ein Bericht: „Verissima delineatio certaminis inter Caesareas et Hessos habiti anno 1637, 31. Januarii", den der Verf. des vorliegenden Aufsatzes vollinhaltlich mitteilt und zum Anlaß einer ausführlichen und anschaulichen Schilderung des Gefechtes von Grenzhausen macht; es ist das bekanntlich der Sieg Johannes von Werth, der den Fall Ehrenbreitsteins entschieden hat.

77. H. Pirchegger, Geschichte Pettaus im Mittelalter. I. Teil. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Pettau 1903. 8°, 26 SS.

Nach einer Erörterung der Schwierigkeiten, die sich der Bearbeitung der Lokalgeschichte kleinerer Städte entgegenstellen, und Hervorhebung der wichtigeren für die Geschichte Pettaus im Mittelalter bedeutungsvollen Materialien schildert der Verf. das Wenige, was man über die Geschichte der Stadt zur Zeit der Völkerwanderung sagen kann. Noch schlimmer sieht es, wie er im weiteren Verlaufe darlegt, um die nächstfolgenden Zeiten der Slaven- und Avarenherrschaft aus, besser um die karolingische in der unmittelbar darauf folgenden Periode, aus der wir

doch schon urkundlichen Stoff für die Geschichte dieser Gegenden besitzen. Das alles wird in recht übersichtlicher Weise vorgetragen und die weitere Entwicklung der Stadt bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts behandelt. In dankenswerter Weise wird auch ihrer inneren Entwicklung gedacht. Im Anhange finden sich Auszüge aus Ottokars österreichischer Reimchronik und dem „Chronicon seu commentarius historicus Pettoviensis".

Graz. J. Loserth.

---

78. Heinrich Swoboda, Organisation der Honigbiene und der Bienenstaat. Progr. der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1908. 26 SS.

Zuerst wird der Saugapparat der Honigbiene ziemlich erschöpfend behandelt, soweit darüber schon vollständige Klarheit herrscht, dann der Darmtraktus und die Speicheldrüsen, weiters die Organe des Blutkreislaufes, des Nervensystems. Von den Sinnesorganen werden bloß der Geruch- und Geschmacksinn kurz berührt, die übrigen Sinnesorgane werden übergangen, oder wie der Tastsinn nur gelegentlich erwähnt. Dagegen wird dann der männliche Begattungsapparat eingehend besprochen, ebenso der Stachelapparat der weiblichen Individuen und die Sammelapparate der Arbeiterbienen. Sodann wird der Entstehung der Bienenzelle ungefähr eine Druckseite gewidmet und einiges über Entwicklung der Geschlechter, über das Orientierungsvermögen und über die Stellung der Bienenkönigin im Bienenstaate angeführt.

Im ganzen ist die Arbeit eine fleißige und interessante zu nennen, doch scheint dem Ref. in Rücksicht auf den eben angeführten Inhalt der Titel zu umfangreich gewählt, d. h. mit anderen Worten, die Abhandlung bringt in ihren 26 Seiten nicht alles, was der Titel verspricht. Daher kommt es auch, daß manche Seiten des gewählten Themas recht ausführlich, andere knapp behandelt oder ganz übersprungen wurden.

Gegen die unbefangene Besprechung der Geschlechtsorgane der Biene in einem Aufsatze, der auch von Schülern gelesen wird, hätte Ref. nichts einzuwenden, doch ist er der Ansicht, daß Sätze wie: „Die Verhängung der beiden Tiere im Hochzeitsfluge ist so fest, daß die Bemühungen der Drohne nach der Kohabitation loszukommen, nicht mit der Retraktion des Kopulationsrohres, sondern mit dem Zerreißen derselben an seiner zartwandigen Mündungsstelle endet" — besser weggeblieben wären.

Fehlerhaft ist die Angabe S. 24: „Die Schiene der Hinterbeine ist auswendig mit einem völlig glatten, aber von einem Gehege elastischer Borsten umschlossenen, beinahe löffelförmigen Teile, dem Körbchen versehen, während die Ferse eine wahre Bürste vorstellt, deren Borsten reihenweise stehen". — Die Schiene ist nicht mit dem Körbchen als einem Bestandteile versehen, sondern das Körbchen ist eben die an der Außenseite vertiefte Schiene selber. Außer diesem Fehler, der ja selbstverständlich auch nur ein *lapsus calami* ist, fiel dem Ref. nichts Unrichtiges auf.

Die gekünstelte Anschauung von K. Müllenhof „Über die Entstehung der Bienenzelle", daß nämlich die sechsseitige Form infolge des Druckes der gedrängt stehenden Köpfe der arbeitenden Bienen zustande komme, und welche der Autor zu der seinen zu machen scheint, kann Ref. nicht teilen. Die ersten Zellen der Papierwespe *(Polistes Gallica)* sind ja auch sechsseitig, aber nur von einer Arbeiterin angefertigt. Dagegen ist der Satz ganz richtig: „In Wirklichkeit schafft also die Biene nur zylindrische Hohlkörper aus Wachs".

Krems. Franz Müller.

---

79. Gust. Spengler, Meinongs Lehre von den Annahmen und ihre Bedeutung für die Schullogik. Progr. des k. k. Erzherzog Rainer-Gymnasiums im II. Bez. Wiens 1903. 32 SS.

Der als tüchtiger Schulmann bekannte Verf. hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, von den scharfsinnigen Forschungen Meinongs auf dem Gebiete der Logik jene Hauptpunkte zusammenzufassen, die auch auf den Gymnasialunterricht befruchtend einwirken können.

Die Lücke zwischen Vorstellungen und Urteilen wurde schon längst empfunden, aber erst Meinong hat das erlösende Wort in bestimmter Weise ausgesprochen, indem er als Grenzgebiet zwischen diesen beiden psychischen Tatsachen die „Annahme" einschaltete (Alexius Meinong, Über Annahmen, Leipzig 1902, Barth). Annahmen sind nämlich Denkoperationen, denen einerseits die Überzeugtheit des Urteils fehlt, anderseits dagegen die Setzung innerhalb des Gegensatzes von Ja und Nein zukommt, die den Vorstellungen abgeht. Die Vorstellung „rundes Viereck", um nur ein Beispiel zu gebrauchen, eignet sich nicht als psychische Voraussetzung für ein affirmatives Urteil, wohl aber für eine affirmative Annahme. — Daß Inhalt und Gegenstand der Vorstellung nicht identisch sind, hat bereits Höfler nachgewiesen; Meinong hat nun in der o. a. Abhandlung (S. 93 ff.) die Natur des Begriffes „Gegenstand" gründlich erörtert. Er zeigt, daß Inhalt und Gegenstand sowohl nach ihrer Existenz als auch nach ihrer Beschaffenheit verschieden sind. — Die Annahmen leisten auch bei der Erklärung der negativen Begriffe und negativen Urteile vorzügliche Dienste.

Der Verf. bespricht ferner (S. 22 ff.) die Relation zwischen Sprechen und Denken, wo es sich darum handelt, den Schülern vor allem den Unterschied zwischen „Ausdruck" und „Bedeutung" des Satzes klar zu machen. Das Urteil wird wohl durch einen Satz ausgedrückt, aber nicht jeder Satz bringt ein Urteil zum Ausdruck, sondern oft nur eine Annahme. Dies wird nun besonders bei den „Daß"-Sätzen nachgewiesen. Daß die Fragesätze nicht Urteile ausdrücken, hat bereits Aristoteles erkannt. Meinong geht nun weiter, indem er zeigt, daß selbst die rhetorische Frage nicht ohne weiteres einem Urteile gleichzuhalten ist, sondern daß hier eine Fiktion — also eine Annahme — vorliege. — Auch den Unterschied zwischen Existenzfall und dem kategorischen Urteile bespricht Meinong; allerdings müßte man vor Septimanern die Termini „absolute" und „relative Transzendenz" beim Unterrichte vermeiden.

Die Besprechung des hypothetischen Urteils ist eine der schwierigsten Partien des Logikunterrichtes. Bekanntlich herrscht in den verschiedenen Grammatiken eine sehr verschiedene Auffassung dieser Satzkategorie. Spengler hat der Besprechung dieser Sätze schätzenswerte Beiträge in dieser Zeitschr. gewidmet (Jahrg. 1895, S. 933 ff., Jahrg. 1896, S. 1073 bis 1075). Besonders verwirrend hat bei der Auffassung des hypothetischen Urteils der Umstand gewirkt, daß man bei der Formel „wenn — so" nach einer Bedeutung suchte, wo es doch eigentlich nur auf den Ausdruck ankommt. Der hypothetische Satz dient in den verschiedenen Formen in der Sprache nicht zum Ausdruck gleicher psychischer Tatsachen, sondern er drückt bald eine Art von Schlüssen, bald aber auch Zusammenhangsurteile verschiedener Art aus. Der Schluß setzt wirklich gefällte Prämissen voraus; im hypothetischen Urteile liegen aber oft nur vorgestellte Urteile (bloß Annahmeschlüsse) vor. Bei den hypothetischen Sätzen der ersten Form kommt der Annahmeschluß am reinsten zum Ausdruck; bei dem Falle der Nichtwirklichkeit liegt dem Annahmeschlusse bereits ein Urteil über die Nichtwirklichkeit zugrunde, beim Eventualfall und bei der potentialen Form dagegen kommen Annahmeschlüsse nicht in Betracht.

Der Aufsatz Spenglers dürfte von den Logiklehrern des Gymnasiums als willkommene Gabe begrüßt werden.

Prag. Emil Gschwind.

Eingesendet.

Aufruf zur Errichtung eines Grabsteines fü Wilhelm Buley.

Am 9. Dezember 1903 starb in Wien Wilhelm Buley, k. k. lehrer i. R., einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Turnw Mit ihm schied aus der Mitte der österreichischen Turnlehrer einer tüchtigsten und fruchtbarsten Führer und Förderer. Was er als jähriger Kreis- und Gauturnwart für die Vereinsturnsache getar lebt noch in frischer und dankbarer Erinnerung aller Turnvereine reichs. Für das Schulturnen, so insbesondere für das Turner Mädchen und Frauen, setzte er seine ganze Kraft ein. Der Turnle schaft Österreichs war er stets ein treuer Freund und Berater un immer und überall, wo es galt, für das Wohl der Turnsache zu w mit seltener Opferfreudigkeit mit Rat und Tat bereit. Auch als f barer Turnschriftsteller wird er in Schule und Verein auc Deutschen Reiche mit allen Ehren genannt. Die deutschen Turner reichs erfüllen nur eine Dankespflicht, wenn sie seiner als eines Wackersten und Würdigsten gedenken. Die Unterzeichneten wende an alle Turngenossen und Turnfreunde in allen deutschen Landen an seine zahlreichen ehemaligen Schüler mit der herzlichen Bitte, Widmung von Spenden zur Errichtung eines Grabsteines auf dem Zen friedhofe in Wien beizutragen.

Geldsendungen nimmt entgegen:

Professor Ludwig Glas in Wien, VII/3, Burggasse 94.

Ein Aufsatzinstitut.

Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Das Unglaubl wird zur Wahrheit. In Leipzig hat sich ein Geschäft unter obigem aufgetan. In diesem erhält man in beliebiger Länge jeden Aufsat jede Rede ausgearbeitet, die geschriebene Quartseite für 20 Pf., hat ein Aufsatz von 5 Seiten den „fabelhaft billigen“ Preis von 1 8 Seiten = 1 Mk. 60 Pf. usw. Das Unternehmen führt den Titel „Univ Jugendbibliothek“. In Nr. 212/13 sind z. B. Aufsätze über das Nibelu lied ausgearbeitet, in Nr. 258 über Schiller, Jungfrau von Orleans, w in bekannten Aufsatzbüchern zu finden sind. In eiligen Fällen innerhalb 2 Tage geliefert. Lehrer des Deutschen haltet die Augen

---



